Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Fünfundachtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.

1913.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Oktober 1913.

Unsere Polen.

Unterredungen mit einem Rittergutsbesitzer aus dem Posenschen, Herrn D., und Material, das er mir geschickt hat, veranlassen mich, die Thatsachen zu rekapituliren, die mir den Feldzug Preußens gegen seine Polen als das allerseltsamste Spezimen vom Gegentheil politischer Weisheit erscheinen lassen.

I. Den Polen der Provinzen Posen und Westpreußen ist durch die wiener Kongreßakte vom dritten und vierten Mai 1815 und die Proklamation des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten vom fünfzehnten Mai des selben Jahres das Recht auf Bewahrung ihrer Nationalität und Sprache zugesichert worden; und sie haben dieses Recht nicht verwirkt. An den Revolutionen ihrer russischen und galizischen Brüder 1830/31 und der russischen Polen 1862/63 haben sie nicht theilgenommen und mit den Putschen des europäischen Revolutionjahrs 1848 könnte man Ausnahmemaßregeln eben so gut für Berlin, Wien und ganz Baden wie für die Polen begründen. Uebrigens bestanden die Haufen Mieroslawskis nur aus dem Dienstpersonal von Gutsbesitzern und aus städtischen Proletariern. Einem Edelmanne, der in der Dorfschänke die Bauern aufzuwiegeln versuchte, antwortete ein alter Bauer: „Ich danke, Herr, für Ihre Freundschaft", und zeigte die Narben der Kantschuhiebe, die er in den Tagen der glorreichen polnischen Republik erlitten hatte. Als bei der Berathung der Verfassung des Norddeutschen Bundes die Polen am achtzehnten März 1867 gegen die Einbeziehung der ehemals polnischen Landestheile in den Bund protestirten, hielt ihnen Bismarck ein langes Register der Sünden ihrer Väter vor, der Gewaltthaten, die ihr Staat an Menschen anderer Nationalitäten verübt hat; von der damaligen

Gegenwart aber und der Masse der polnischen Unterthanen Preußens gestand er, daß sie für die Wohlthaten der preußischen Verwaltung dankbar seien. Es ist, so sprach er, „trotz allen Verführungmitteln, die angewendet wurden, bei den ungefähr alle fünfzehn Jahre sich wiederholenden Insurrektionen nicht gelungen, die preußischen Unterthanen polnischer Zunge in irgend erheblicher Anzahl zu verführen". Mit solcher Energie habe sich der Bauer gegen den Versuch des Adels, das polnische Reich wiederherzustellen, gewehrt, daß im Jahr 1848 die Regirung im Interesse der Menschlichkeit andere als polnische Truppen gegen die Aufständischen zu verwenden beschlossen habe. „Diese selben Gefühle der Anhänglichkeit haben die polnischen Soldaten (ich berufe mich auf das Zeugniß des verehrten Generals, welcher an der Spitze des Fünften Armeecorps steht) auf allen Schlachtfeldern bethätigt: sie haben ihre Treue gegen den König auf den dänischen und auf den böhmischen Schlachtfeldern mit ihrem Blut und mit der ihrer Nationalität eigenthümlichen Tapferkeit besiegelt." Die selbe Treue und Tapferkeit haben sie drei Jahre darauf in Frankreich bewährt. Hier und in Böhmen hatten sie gegen Glaubensgenossen, in Böhmen sogar gegen Volksgenossen zu kämpfen. Bei Trautenau ließ der Anführer eines galizischen Regiments die Melodie von „Noch ist Polen nicht verloren" spielen; aber weder die Klänge dieses Nationalliedes noch der mündliche Zuruf der polnischen Brüder vermochte die Treue der Posener zu erschüttern; sie warfen die Galizier zurück „und pflanzten auf den Leichen ihrer Brüder die preußische Siegesfahne auf." („Sind die Polen Staatsverräther?" Offener Brief an Professor Dr. Otto Hötzsch. Posen, bei W. Templowicz, 1908.) Alle Beweise für den Deutschenhaß der Polen, die der verständige Herr W. von Massow in seinem Polenbuch anführt, stammen aus der Zeit nach 1870, aus der Zeit des Kulturkampfes und der Antipolengesetzgebung; und die Polen wären, habe ich oft gesagt, nicht Menschen, sondern verächtliche Hunde, wenn sie Das, was ihnen in dieser Zeit widerfahren ist, nicht mit Haß und unbeugsamer Opposition beantwortet hätten. Daß sich die Geistlichen erst seit dem Kulturkampf an der Aufhetzung betheiligten, wie sogar der dem Ostmarkenverein freundlich gesinnte Richard Witting meint („Das Ostmarkenproblem", Berlin, 1907, bei Puttkammer & Mühlbrecht), ist nicht richtig. Im Jahr 1859 erzählte mir in Schwiebus ein deutscher Kaplan mit Entrüstung, er habe einen polnischen Geistlichen sagen hören: „Wenn uns jeder andere Weg, für Polen zu wirken, versperrt wird, bleibt uns doch noch der Beichtstuhl"; und 1869 hörte ich in Liegnitz einen durchreisenden polnischen Propst auf den Erzbischof Ledochowski

schimpfen, der den Geistlichen die politische Agitation streng verbiete. Fünf Jahre darauf ließ die Weisheit der preußischen Regirung diesen Ledochowski nach Ostrowo abführen, weil er Gesetzen über Dinge, die den Staat nicht angehen, Gesetzen, denen zu gehorchen sein Gewissen ihm verbot, passiven Widerstand leistete, und die deutschen Soldaten, die ihn eskortiren mußten, thaten es mit Zähneknirschen, wie mir einer von ihnen erzählte. Also Geistliche, die den Adeligen bei der erfolglosen und darum für den Staat ungefährlichen, aber natürlich strafbaren Hetze halfen, hat es schon vor dem Kulturkampf gegeben; doch sie durften es ungestraft thun und bis auf den heutigen Tag werden nicht die Hetzer bestraft, sondern statt ihrer wird das schuldlose Volk drangsalirt, wie sowohl ein Hakatist klagt, M. v. Witten (Pseudonym, in „Unsere Ostmark", Lissa, 1907), als der Antihakatist Karl Schönberg. (Dieser deutsche Rittergutsbesitzer hat unter dem Titel „In letzter Stunde! Nothschrei eines deutschen Sohnes der Provinz Posen, Mahnwort und herzliche Bitte an die Heimathgenossen deutscher und polnischer Zunge", bei Karl Curtius in Berlin, 1908, vor der Annahme des Enteignungsgesetzes gewarnt.) Der Verfasser des Offenen Briefes an Professor Dr. Hötzsch fragt mit dem Königlichen Oberamtmann und Rittergutsbesitzer Paul Fuß („Die Zustände in der Provinz Posen"; bei Tomaszewski in Posen): „Seit etwa vierzig Jahren leben wir und bewegen wir uns mitten im Hochverrath, ohne daß die Zuchthäuser und Gefängnisse mit polnischen Verbrechern überfüllt sind?" Die paar Polenprozesse, die wir erlebt haben, waren Beleidigungprozesse gegen Zeitungschreiber oder Prozesse gegen Gymnasiasten, die sich in Vereinen mit ihrer nationalen Geschichte und Literatur beschäftigt hatten, was zu verbieten außerhalb Preußens noch keinem civilisirten oder uncivilisirten Staat eingefallen ist. An Versuchen, durch Verhetzung einen Putsch zu Stande zu bringen, hat es ja nicht gefehlt; der Merkwürdigste liegt vor dem Kulturkampf: er wurde von der Königlichen Polizei der Stadt Posen unternommen. (Man lese den stenographischen Bericht über die Interpellation des Abgeordneten Dr. von Niegolewski in der fünfzigsten Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am zwölften Mai 1860; der bei Louis Merzbach in Posen erschienene Sonderabdruck ist im selben Jahre in vier Auflagen erschienen.) Aber alle Bemühungen, einen Polenputsch hervorzurufen, sind erfolglos geblieben. Der Herr Justizrath Franz Wagner („Materialien zur Frage der Enteignung in der Ostmark", Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin, 1911) sieht freilich eine Auflehnung gegen den Staat schon darin, daß sich die polnische Presse über die massenhafte Verschickung polni-

scher Post- und Bahnbeamten nach dem Westen beschwert hat. „Während jeder andere preußische Beamte sein Vaterland und seine Heimath in der gesammten preußischen Monarchie sieht, soll der Pole ein besonderes durch seine frühere Zugehörigkeit zum polnischen Reich begrenztes Feld seiner Thätigkeit zu beanspruchen berechtigt sein. Diese Vorstellung eines engeren Vaterlandes, eines Staates im Staat, ist in der polnischen Bevölkerung die vorherrschende und ihre dauernde Grundlage ist in der unverminderten Seßhaftigkeit der Polen in den alten Grenzen des früheren Reiches zu suchen. Diese Seßhaftigkeit verhindert ein allmähliches Eindringen deutscher Bevölkerung und deutscher Sprache und erzeugt einen Zustand der Abschließung, unter dem die Interessen des Staates im höchsten Grade leiden.“ Daß kein Staatsinteresse darunter leidet, wird sogleich gezeigt werden, und daß dem preußischen Beamten der Staat als Heimath gelte, ist nicht wahr. Der preußische Beamte, der von Berlin nach Buxtehude oder aus dem Rheingau nach Meseritz versetzt wird, geht zwar, schimpft jedoch nicht weniger als der Pole, den man aus Meseritz nach dem Rheingau schickt; wahrscheinlich mehr. Und der Pole geht auch; und wenn er flucht, weil er aus einer reizlosen Gegend in eine schönere versetzt wird, während beim Deutschen das Umgekehrte die Ursache des Fluchens ist, so verdient er eine Prämie vom Staate. Denn im Interesse des Staates liegt es, daß auch seine reizlosen Gebiete bevölkert bleiben oder werden und daß auch in ihnen sein Dienst unverdrossen verrichtet werde; und daß Zigeunerhaftigkeit immer mehr um sich greift, Heimathliebe und Bodenständigkeit schwinden, wird von allen guten Patrioten als eins der schlimmsten Uebel unserer Zeit beklagt. Heimathliebe ist die Wurzel der Vaterlandliebe. Nicht um den preußischen Staat zu retten, haben 1813 die Deutschen die Franzosen aus dem Lande getrieben, sondern, weil ein Jeder wieder in den ungestörten Besitz seines mit einer bestimmten Landschaft verwachsenen heimischen Herdes gelangen wollte; und für den Staat Preußen haben sie sich nur darum begeistert, weil er den Befreiungskampf organisirte. Der Staat ist immer nur ein Mittel für höhere Zwecke; nur einer den Staat beherrschenden Kaste oder einer Bureaukratie, die sich selbst mit dem Staat identifizirt, liegt es nah, den Staat für ihr Vaterland anzusehen und immer am Liebsten dort zu sein, wo der höchste Gehalt winkt (ubi bene, ibi patria); ihr ist der Staat natürlich Selbstzweck; dem Volk aber steht sie, je mehr Dies der Fall ist, desto fremder, feindlicher gegenüber. Auch die antike Vaterlandliebe ist Liebe zu einer engbegrenzten Heimath gewesen; nicht mehr als 5040 Bürger gönnt Plato seiner Idealpolis. Die Bürger des römi-

schen Weltreiches waren Kosmopoliten. Das Vaterland liebt man, den Staat schätzt und achtet man. Mehr als von jedem anderen gilt Das vom preußischen Staate, den außer Offizieren und hohen Beamten noch nie Jemand geliebt hat. Unter allen Objekten, an denen der geplagte Sterbliche seinen Unmuth durch Schimpfen auszulassen pflegt, ist der Staat von je her das beliebteste gewesen.

Im Schimpfen, in thörichten Redensarten und in politischen oder vielmehr unpolitischen Dummheiten leisten ja nun die polnische Presse und die Agitatoren Großartiges, weil vierzigjährige Vexationen den Unwillen der polnischen Bevölkerung zur Siedehitze gesteigert haben, weil jeder langandauernden Volksbewegung die Tendenz zum Radikalismus innewohnt und weil jeder politische Parteikampf eine Rotte gewerbsmäßiger Agitatoren züchtet, die vom Schimpfen und Hetzen leben. Aber solches Schimpfen und Hetzen rechtfertigt noch keine gesetzgeberische Aktion. Eben so wenig dürfen Gesinnungen und Wünsche als Beweggründe für eine solche geltend gemacht werden. Wegen unfreundlicher Gesinnung gegen den preußischen Staat könnten über neunundneunzig Hundertstel seiner Bürger Ausnahmegesetze verhängt werden; und die Sehnsucht nach dem polnischen Reich eignet sich so wenig zu einem Objekt krimineller Behandlung wie die Begeisterung für den sozialistischen oder sozialliberalen Zukunftstaat und die Betrübniß der Ultramontanen über den Untergang der päpstlichen Universalmonarchie und des Kirchenstaates. In der Zeit der Hexenprozesse wurde vor ein schottisches Tribunal eine Frau gebracht, die behauptete, fliegen zu können. „Du kannst fliegen?" fragte der vernünftige Richter. „Ja." „Nun, so fliege nach Haus; wir haben kein Gesetz, welches das Fliegen verböte." Aehnlich dürfte ein vernünftiger Richter schwärmerischen Gymnasiasten sagen: „Ihr wollt das polnische Reich wiederherstellen? Nun, so stellt es her; Eure Führer haben ja wohl für diesen Zweck einen Nationalschatz von zweihunderttausend Mark gesammelt; wir haben kein Gesetz, das Gymnasiasten verböte, polnische Reiche und andere Luftschlösser zu bauen." Dem Volk ist die nationale Feindschaft des polnischen Adels und Klerus erst durch den Kulturkampf eingetrieben worden, so daß seitdem die nationalpolnische Bewegung, wie Geheimrath Witting und Andere hervorheben, „demokratisch" geworden ist und die Geistlichen an dem Kampfe theilnehmen müssen, wenn sie nicht den Boden im Volk verlieren wollen. Unbezahlbar ist das Zeugniß, das der frühere Kultusminister Studt am zweiten Mai dieses Jahres im Herrenhaus ausstellte: „Ich habe eine fast fünfzigjährige Erfahrung über die Geschichte und Entwickelung der polnischen Landestheile; ich

kam als ganz junger Landrath dahin. Als ich meine erste Rundreise machte, begrüßten mich die Ortsvorsteher aufs Freundlichste und erklärten, sie seien gute Deutsche und Preußen. Wie hat sich Das geändert!“ Und damit es sich weiter so zum Schlechten ändere, müssen wir auf dem eingeschlagenen Holzweg weiterstreben, folgert die Logik unserer Staatsweisen.

Das Alles habe ich natürlich nicht angeführt, um unsre Hakatisten zu überzeugen, die ja das Thatsächliche genauer kennen als ich. So weit es sich in der Angelegenheit um Ethisches handelt: Das wird von ihnen ausdrücklich ausgeschaltet. Es hat ja auch wirklich in der Politik niemals viel zu sagen gehabt. In der äußeren, Das räumt auch C. Cz. ein („Ueber die antipolnische Politik der preußischen Regirung aus Anlaß des Enteignungsgesetzes; Krakau, Gebethner & Co., 1911); aber, meint er, in der inneren Politik bekommt die Ausschaltung der Regirung manchmal nicht gut. Ich habe also diese Thatsachen nur angeführt, um die Befürworter dieser Politik daran zu erinnern, daß Versuche, sie mit angeblichen Verschuldungen der preußischen Polen zu rechtfertigen, innerhalb wie außerhalb Preußens gar keinen oder nur einen kläglichen Eindruck machen. Die Herren behandeln die Frage als reine Machtfrage; demnach ist auch hier nur zu fragen, ob ihre Macht genügt, ihre Zwecke zu erreichen, ob sie wirksame Mittel anwenden und ob diese Zwecke vom Standpunkte der deutschen Politik aus zu rechtfertigen sind.

II. Einer ihrer Zwecke ist die Germanisirung der Polen. Versteht man darunter die Umbildung der körperlichen und der seelischen Konstitution, so hat die Staatsgewalt kein Mittel, eine solche biologische Umwandlung zu vollziehen. Denkweise einer Bevölkerung dagegen und ihre Anschauungen können durch Erziehung, Kultur und Umgang umgebildet, ihre Sprache mit einer anderen zu vertauschen, kann sie bewogen werden. Daß Menschen in Masse eine andere Sprache annehmen, geschieht oft, aber immer nur, wenn sie Vortheil von dem Tausch haben, und eine Versöhnung oder Verschmelzung mit den Bringern oder Trägern der neuen Sprache bedeutet der Tausch nur dann, wenn sie sich unter ihnen wohl fühlen und keinen Anlaß zum Groll gegen sie haben. So verschmelzen alle Einwanderer in Nordamerika, nicht nur die deutschen, rasch mit der angelsächsischen Hauptmasse der Einwohnerschaft; so haben einst die slavischen Bewohner Mittel- und Niederschlesiens die Sprache und die Einrichtungen der deutschen Kolonisten angenommen, die ihnen gefielen; auch, daß kein religiöser Gegensatz im Wege stand, war von Wichtigkeit. (In den Vereinigten Staaten müht sich der katholische Welt- und Ordens-

klerus, seinen Gemeinden die deutsche Muttersprache zu erhalten, weil sie sonst den Sekten oder dem Unglauben anheimfallen.) Dagegen haben die Iren, als sie (freiwillig, des besseren Fortkommens und der Bequemlichkeit wegen; Schulzwang kannte man ja in Irland so wenig wie in England) die englische Sprache annahmen, nicht aufgehört, die Engländer zu hassen. Daß der englisch sprechende Ire in Gemüth und Temperament Ire bleibt, versteht sich von selbst; Alles, was Phantasie und Esprit hat in England, ist irischer Abkunft, sagen Kenner beider Volksarten. Auch die preußischen Polen haben die deutsche Sprache, die ihnen das Fortkommen erleichterte, immer gern erlernt. Aber als ihre Muttersprache aus der Schule verbannt wurde, da hielten sie es für Ehrenpflicht, das Deutsche zu meiden und sich zu stellen, als verständen sie kein Deutsch. In meiner Jugend, sagt mir ein Herr, wurde in den Familien viel mehr Deutsch gesprochen als heute. Die polnischen Bauern Oberschlesiens freuten sich, wenn ihre Kinder Deutsch lernten, aber sobald das Deutsche als Unterrichtssprache eingeführt worden war, zerrissen sie den Kindern die deutschen Bücher und riefen: „Ihr dürft mir kein deutsches Buch mehr ins Haus bringen!“ Die Sprachquälerei, die im Kulturkampf begann, hat das Kunststück fertig gebracht, die oberschlesischen Wasserpolacken, die niemals zum polnischen Reich gehört haben, die von den Nationalpolen auch gar nicht dazu gerechnet wurden, aus hundetreuen Unterthanen Seiner Majestät des Königs und ihrer deutschen Brotherren in fanatische Schwärmer für ein unabhängiges Großpolen zu verwandeln. C. Cz. beschreibt, wie weit in Posen vor 1870 die Germanisirung schon fortgeschritten war, und kommt zu dem Schluß: binnen wenigen Jahrzehnten würden die preußischen Polen ganz verdeutscht gewesen sein; Das wollte die Vorsehung nicht; darum hat sie die preußische Regirung mit Blindheit geschlagen, daß sie durch die Zwangsgermanisirung den schlummernden Rest des Nationalgefühls zu neuem Leben erweckte und so die Nationalität der preußischen Polen vor dem drohenden Untergange bewahrte. Förmlich verliebt ins Deutschthum und in die preußische Regirung seien die Polen gewesen; und diese Regirung habe des ganzen häßlichen Apparats der Polenbekämpfung bedurft, um sich diese Liebhaber vom Leibe zu halten. Daß der Germanisirungversuch völlig gescheitert ist und alle dahin gerichteten Bestrebungen aussichtlos sind, bekennt auch Witting, der zudem den Mißbrauch der Schule für politische Zwecke als einen Frevel brandmarkt. Wollte die Regirung, habe ich früher einmal gesagt, die Germanisirung beschleunigen, dann mußte sie aus den Volksschulen und

den Gymnasien der polnischen Gegenden das Deutsche verbannen; auf den Knien würden die Polen um deutschen Sprachunterricht gebeten haben. Das Selbe sagen jetzt Schöneberg und Andere: Die Zweisprachigkeit ist ein Vortheil, den nun die Polen vor den Deutschen der beiden Provinzen voraus haben; deutscher Sprachunterricht sollte nur solchen Polen, die sich brav halten, als Vergünstigung bewilligt werden; das jetzige System schädigt die Deutschen doppelt, da ihre Kinder, wenn sie mit Polen zusammen in der Schule unterrichtet werden, viel weniger lernen als früher; denn der Lehrer, der die kleinen Polacken nicht versteht und von ihnen nicht verstanden wird, muß auf Verständigungversuche ganze Stunden verschwenden, während derer die deutschen Schüler müßig sitzen. Die Ostmarkenzulage, meinen Deutsche von Schönebergs Richtung, sollte nur solchen Beamten und Lehrern gewährt werden, die Polnisch lernen und dadurch fähig werden, ein erträgliches Verhältniß zwischen Polen und Deutschen herzustellen.

III. Die Sprachquälerei, die mit dem Kulturkampf begonnen hatte, steigerte sich im Verlauf des eigentlichen Polenfeldzuges und griff aus der Schule ins öffentliche Leben über. C. Cz. erzählt reizende Anekdoten aus dem Sprachenkampf, die als Stücklein des Heiligen Bureaukratius erheiternd wirken; bei den Polen mag allerdings Erbitterung die Heiterkeit nicht recht aufkommen lassen. Dem Kampf um die Sprache gesellte sich der Kampf ums Land zu. Das Ansiedelungsgesetz vom April 1886 will natürlich, abgesehen von seinem Kampfzweck, auch als volkswirthschaftliche Maßregel beurtheilt werden. Ueber die Nothwendigkeit der inneren Kolonisation in Ostelbien sind so ziemlich alle Politiker einig; nur über das Maß und den Modus wird gestritten. Das Werk der Ansiedelungskommission preist man als ein Kulturwerk ersten Ranges und ich glaube Alles, was parlamentarische und journalistische Besucher an ihm rühmen. Es wäre auch noch schöner, wenn die berühmtesten Verwaltungbeamten der Welt und die Nachkommen der tüchtigsten bäuerlichen Kolonisatoren der Weltgeschichte mit den ihnen vom Staat aus dem Steuersäckel gespendeten 725 Millionen (die diesjährige Bewilligung hat die Milliarde beinahe voll gemacht) nichts Ordentliches geleistet hätten. Aber, wie gesagt, über Maß und Modus wird lebhaft gestritten. Den Streit zu entscheiden, bin ich nicht befähigt. Doch glaube ich, Folgendes als feststehend ansehen zu dürfen. 1. Daß der Großbetrieb nicht entbehrt werden kann, weil von ihm die Rationalisirung der Landwirthschaft und ihr technischer Fortschritt ausgehen. 2. Daß demnach nicht Naumanns Losung: Bauerngut an Bauerngut bis an die russische

Grenze, sondern gesunde Mischung von großen, mittleren und kleinen (Arbeiter-) Gütern das Richtige ist. 3. Daß, wie ich schon vor zwanzig Jahren gesagt habe, so lange unsere Großstädte wachsen, so lange namentlich Berlin wächst, der ostelbische Großgrundbesitz unentbehrlich ist. Riesenstädte und Latifundien fordern einander, weil für jene die Getreideüberschüsse der bäuerlichen Wirthschaften nicht hinreichen und ihre kleinen Mengen nicht bequem genug für die ununterbrochene Versorgung gesammelt werden können. Herr D. hebt außerdem hervor, daß der Bauer ja nur Kälber und alte Kühe, aber keine Mastochsen zu verkaufen hat, diese aber, neben den Schweinen, das Wichtigste für die Fleischversorgung der Großstädte sind. 4. Daß die Methode der Ansiedelungskommission zu theuer und darum nicht allgemein durchführbar ist. Die Kommission übergiebt den Ansiedlern nicht nur meliorirten Boden und schöne Gebäude, sondern auch ein fertiges und wohlfundirtes Kirchen- und Schulsystem (in der Regel ein evangelisches, was die Opposition der Centrumspartei gegen die Polenpolitik verstärkt). Nun erdrücken die Schullasten schon ohnehin „das platte Land" (eine recht dumme Bezeichnung für Dorf, besonders in Deutschland, weil von dessen Dörfern mehr in den Bergen liegen als in der Ebene), wie Dr. G. W. Schiele im Februarheft der Preußischen Jahrbücher nachweist. (Er hält sie für eine der Hauptursachen der Landflucht und zeigt, wie sie die Neubesiedelung hindern. Wenn, schreibt er, in Nordamerika die Erlaubniß zur Niederlassung, wie bei uns in Preußen, von der vorherigen Schulgründung abhängig gemacht worden wäre, dann würde das Land heute noch den Indianern gehören.) Welche kolossalen Summen würden dazu erforderlich sein, auf diese Weise ganz Ostelbien mit der wünschenswerthen Zahl mittlerer und kleinerer Wirthschaften auszustatten! Mehr Geldmittel auf Meliorationen und auf Schulbauten hätte freilich der Staat schon lange vor 1886 gewähren sollen. Wie dankbar wären die blutarmen Polen Oberschlesiens der Regirung gewesen, wenn ihre Kinder nicht mehr genöthigt gewesen wären, in bitterer Winterkälte und ohne genügende Kleidung eine weit entfernte Schule zu besuchen! (Die unter solchen Umständen häufigen Schulversäumnisse waren natürlich mit Geld- und Gefängnißstrafen zu büßen.) Erst mit der Polenbekämpfung hat der reichliche Segen zu fließen begonnen, und zwar nur für die Provinzen Posen und Westpreußen.

Daß die innere Kolonisation zu einem nationalen Kampfmittel mißbraucht wird, verwandelt nun den Segen in Unsegen. Zunächst wurde sie dadurch noch weiter vertheuert, und zwar in

doppelter Weise. Erstens direkt, durch die kolossale Kaufsumme, mit welcher der Staat plötzlich auf dem Gütermarkt erschien; solche Nachfrage mußte den Preis erhöhen. Dann durch die Wirkung, welche die Kriegserklärung an die Polen sowohl auf die deutschen wie auf die polnischen Landwirthe übte. Deutsche Landwirthe, besonders aus Schlesien, haben sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in großer Zahl im Posenschen angekauft. Sie fanden dort wohlfeilen Boden und willige, anspruchlose Arbeiter. Wäre der nationale Friede erhalten geblieben, dann hätten tüchtige deutsche Landwirthe allmählich sämmtliche lüderlichen Schlachzizen ausgekauft. Vom Staat unterstützte Siedelungsgenossenschaften hätten sich an den Güterkäufen betheiligen und das Land an Bauern auftheilen können. Nun aber kam die feierliche Kriegserklärung an die Polen. „Die Regirung und die Kammern scheinen sich nicht klar darüber geworden zu sein, daß es keinen größeren Affront für eine Nation geben kann, als ihr zu sagen: Wir wollen Euch auskaufen, obwohl Ihr unsere Staatsbürger seid, wollen Euch aus Eurem Lande hinaushaben oder Euch wenigstens landlos machen." („Die Mißerfolge in der Polenpolitik" vom früheren Landrath Baron Karl Puttkamer, bei Karl Curtius in Berlin, 1913; wird von der „guten" Presse totgeschwiegen.) Witten fragt nach Aufzählung der Wohltaten, die Preußen den Provinzen Posen und Westpreußen erwiesen hat: „Und dieses Land wäre nicht unser?" Gewiß ist es unser in dem Sinne, daß Posen und Westpreußen preußische Provinzen bleiben müssen, aber doch nicht in dem Sinne, daß polnisches Privateigenthum durch Zwang in den Besitz deutscher Privateigenthümer übergeführt werden müsse, in den Besitz von Leuten, die sich noch gar kein Verdienst um dieses Land erworben haben. Was dort der deutsche Bauer mit seinem schweren Pfluge geschaffen hat, Das gehört ihm unzweifelhaft und kein Mensch macht es ihm streitig. Aber was sonst geschaffen worden ist, Das haben weder die preußischen Regirung- und Landräthe mit ihren vortrefflichen Anordnungen allein noch die Herren H. K. T. als Gutsbesitzer allein geschaffen; der Schweiß ihrer polnischen Arbeiter war auch dabei; mit eigener Hand haben jene Herren den schweren deutschen Pflug nicht gelenkt. Und was dann später die von den deutschen Landwirthen in die Schule genommenen polnischen an Geld und Arbeit in ihren Boden gesteckt haben, Das ist selbstverständlich deren rechtmäßiges und nach unserer Verfassung unantastbares Eigentum.

Und sie haben gelernt, nicht nur Landwirthschaft, sondern überhaupt gute Wirthschaft, besonders seit 1886. Die Kriegser-

klärung hatte zur Folge, daß sich die ganze Polenschaft zunächst aufbäumte, dann innerlich sammelte, all ihre Energie anspannte und zu planmäßiger Gegenwehr organisirte. Die Krapülinskis wurden nüchtern und wirthschaftlich, die Waschlapskis steifnackige Opponenten, aus den sklavisch kriechenden Bauern und Arbeitern wurden, die Weiber und die Schulkinder eingeschlossen, aufrechte Männer (was meinen Widerwillen gegen die Polen, die ich früher nicht leiden konnte, sehr gemildert hat). In den Städten bildete sich ein aus Gewerbetreibenden und Angehörigen freier Berufe bestehender Mittelstand, dem um so mehr junge Leute zuströmten, weil den verhehmten Polen die Beamten- und die militärische Laufbahn verschlossen bleibt; und weil die freiwilligen Verkäufe und die Subhastationen schlecht bewirthschafteter Adelsgüter, also die Gelegenheiten zu wohlfeilem Ankauf aufhörten, stockte auch die Einwanderung deutscher Landwirthe, besonders, weil der Kriegszustand, der schon mit dem Kulturkampf begonnen hatte, den Aufenthalt in den national gemischten Gegenden so ungemüthlich machte, daß von den schon lange ansässigen Deutschen manche ihre Anwesen verkauften und fortzogen. Bismarck hatte vermuthet, die ausgekauften Schlachzizen würden das Kaufgeld nach Monte Carlo tragen. Er hat sich damals geirrt, wie in allen Fällen, wo die Psychologie von Kategorien ins Spiel kam, die nicht zu den ihm aus persönlichem Verkehr bekannten (Fürsten, Diplomaten, Beamte, Offiziere, altpreußischer Adel, niedersächsische Bauern) gehörten. Die Kaufgelder wurden in all den bekannten Weisen, die ja viel besprochen werden, zur Stärkung des Polenthums verwendet. Auf dem Weg freihändigen Verkaufs polnische Güter zu erlangen, wurde immer schwieriger und deutsche Ansiedler konnten nur noch durch so große Vortheile, wie sie die Ansiedelungskommission gewährt, herangezogen werden, was Alles, wie gesagt, die innere Kolonisation vertheuert. Und diese Vortheile erregen Mißstimmung unter den altangesessenen Deutschen der Provinz. Sie schelten die Ansiedler Staatspensionäre und klagen, ihnen, die, auf ihre eigenen bescheidenen Mittel beschränkt, sich auf eigenes Risiko plagen müßten, erschwere die Regirung auch noch den Daseinskampf, besonders den Gutsbesitzern; diese sollten keine polnischen Arbeiter beschäftigen; hätten sie dennoch welche, so solle ihr Wirthschaftinspektor nicht polnisch mit den Leuten reden; und Stellen, die jedem geeigneten Staatsbürger zugänglich sein müßten, würden der freien Konkurrenz entzogen. Herr D. erzählt: Ein anerkannt tüchtiger evangelischer Deutscher, der polnischen Sprache nicht mächtig, wünscht ein Domänengut zu pachten und bittet den Landrath um Befürwortung seines Gesuches. Der

Landrath antwortet: „Sie kann ich nicht empfehlen, denn was haben Sie fürs Deutschthum gethan?" Womit gemeint ist, der Mann betheilige sich nicht an der Agitation des Ostmarkenvereins.

IV. Nach § 13 des Ansiedelungsgesetzes vom zehnten August 1904 ist die Genehmigung nicht nur zur Ansiedelung, sondern auch schon zum Hausbau auf eigenem Boden von einer Bescheinigung darüber abhängig, daß die Ansiedelung mit den Zielen dieses Gesetzes nicht in Widerspruch stehe; und endlich folgte noch das Enteignungsgesetz vom zwanzigsten März 1908. Das zuerst angeführte Gesetz ist mehrfach in ganz ungeheuerlicher Weise angewendet worden; kranke Personen haben in Ställen und Wohnwagen hausen müssen, weil sie keine Bauerlaubniß bekamen, einem Kleinbauer, dessen vielköpfige Familie auf einen einzigen Wohnraum beschränkt war, wurde die Erlaubniß zu einem Anbau verweigert. Und was das zweite Gesetz betrifft, so glaubt Niemand, daß es bei den siebenzigtausend Hektaren, auf welche die Enteignung beschränkt bleiben soll, sein Bewenden haben wird, so wenig wie es bei den ersten hundert Millionen Mark sein Bewenden gehabt hat. Man sieht darin den Anfang vom Ende: die Polen sollen ganz von ihrer heimischen Scholle verdrängt werden. Kein Hüsung! Wer nicht weiß, was Das ist, lese es bei Fritz Reuter nach. Wie kann man Menschen, denen man die elementarsten Bürgerrechte, das Niederlassungrecht und die Zulassung zu öffentlichen Aemtern, versagt, zum Steuerzahlen und zum Militärdienst verpflichten?, fragt Wilhelm (Pseudonym für einen Deutschen, der, unter dem Titel „Landlose Polen", Berlin bei Dr. Wedekind & Co., vor der Enteignung gewarnt hat mit Erinnerung an den delphischen Spruch: Κροῖσος Ἅλυν διαβὰς μεγάλην ἀρχὴν διαλύσει). Ein Theil der vom Boden Verdrängten verstärkt das neue polnische Stadtbürgerthum, ein anderer Theil wandert ins westliche Industriegebiet ab, was, Beides, ein arges Gezeter über neue Polengefahren zur Folge hat. Und nun überlege man Folgendes! Erstens: Die Polen sind durch die normale preußische Erziehung und dann durch die Ausnahmemaßregeln in beschleunigtem Tempo wirthschaftlich tüchtig geworden. (Von polnischer Wirthschaft, sagen Witting und viele Andere, keine Spur mehr.) Und diesen Erfolg soll der preußische Staat, der sich rühmt, die Verkörperung der sittlichen Idee zu sein, als eine ihn bedrohende Gefahr beklagen! Dann: Alle guten Patrioten jammern über die Landflucht und die Konservativen noch außerdem über die Unbotmäßigkeit und die Ansprüche der deutschen Arbeiterschaft. Die Ursachen der Landflucht werden jetzt allgemein so angegeben, wie ich sie vor zwanzig Jahren in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus"

beschrieben habe; zu meiner Freude rechnet ein Landwirth im „Tag“ auch den Kampf der wohlweisen Obrigkeit gegen die ländlichen Lustbarkeiten dazu. Nur müßte stärker hervorgehoben werden, daß die ländliche Jugend heute nicht mehr für den Pflug und die Mistgabel erzogen wird, sondern für Buch und Schreibfeder, für den Sport und für das Paradiren in einer feinen Uniform, womöglich auch für die Kunst; daß diese durch Schule, Militär, Lecture und den Verkehr mit Sommerfrischlern verfeinerte und verstädterte Jugend nicht mehr fürs Dorf paßt; daß, wo Unwissenheit und Stumpfsinn überwunden sind, nur noch der religiöse Glaube zum Verzicht auf Genüsse und zum Sichfügen in gottgewollte Abhängigkeiten zu bewegen vermag; daß ein von der Stadt aus verbreiteter falscher Geschmack blind macht gegen jene Vorzüge des Landlebens und der landwirthschaftlichen Verrichtungen, die den begehrten großstädtischen Rummel aufwiegen; und daß, wo die Resignation fehlt und das Verlangen nach einer besseren oder vermeintlich besseren Lebenslage geweckt ist, die Forderungen der Lohnarbeiter so wenig eine innere Schranke haben wie die Profitgier des Kapitals und die Expansiontendenz der großen Unternehmungen. Nun sind mir zwar Leute, die dem Volk die Religion aufzwingen wollen, in der Seele zuwider, und daß Unzufriedenheit ein unentbehrlicher Antrieb zu nothwendigen sozialen Aenderungen ist, erkenne ich an; doch hat der Nutzen dieser Triebfeder, gleich dem aller nützlichen Dinge, sein Maß und seine Grenzen, so daß man sich einen Rest bescheidener, anspruchloser und fügsamer Arbeiter schon gefallen lassen konnte. Solche waren die Polen, ihnen hatten die Herren H., K., T. ihren Reichthum zu verdanken. Witting und Witten sind voll des Lobes für die Treue und Anhänglichkeit, die man bei gemeinen Polen sogar heute noch finde, wenn man ihr Vertrauen zu gewinnen verstehe. Und diesen Rest nach konservativem Geschmack idealer Arbeiter nun hat man rebellisch gemacht; diesen Rest einer bodenständigen ländlichen Bevölkerung, die mit leidenschaftlicher Liebe an ihrer Scholle hängt, die noch nicht gelernt hat, alle Bande der Gewohnheit und Pietät zu zerreißen und fortzulaufen, wenn anderswo ein Tingeltangel oder eine Mark Lohnerhöhung lockt, treibt man vom Boden ihrer Väter, aus ihrer Heimath fort, der Sozialdemokratie in die Arme, und tauscht für sie russische und galizische Wanderarbeiter ein. Denn die Sache liegt nicht so, daß diese Russen und Galizier durch ihre niedrige Lebenshaltung die Deutschen verdrängten (sie sind jetzt gar nicht mehr wohlfeiler als deutsche Arbeiter, versichern die Gutsbesitzer), sondern, weil die Deutschen (auch außerhalb der beiden Provinzen) auf dem Dorf nicht mehr aushalten, die heimi-

schen Polen aber hinausdrangsalirt werden, darum müssen Ausländer hereingerufen werden, wenn der Acker nicht unbestellt bleiben und die Ernte nicht verfaulen soll.

V. Das Alles mag zugegeben werden, sagen die Regirungleute; aber wir müssen den Kampf gegen die Polen fortsetzen, um unsere Ostmark zu sichern. Ich habe schon einmal an dieser Stelle gezeigt, daß die unglückseligen Wörter Mark und Marken unseren Politikern die Köpfe mit anachronistischen Phantasien verdreht haben. In der Zeit vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wo die Ost- und die Nordgrenze des Reiches von asiatischen Horden, von Slaven und Dänen bedroht wurde, der König aber kein Geld und darum auch kein Reichsheer hatte, sondern auf seine Dienstmannen und den guten Willen der Reichsfürsten angewiesen war, blieb die Vertheidigung der Grenzen für gewöhnlich den Bewohnern der Grenzprovinzen überlassen und der König pflegte ihnen einen tüchtigen Mann als Markgrafen zu senden, der das Kriegswesen organisirte und leitete. Und da den deutschen Helden der Hieb als die beste Parade galt, verlegte der Markgraf die Vertheidigung in Feindesland, gründete dort eine Neumark, bekehrte deren slavische Bewohner mit dem Schwert oder rottete sie aus und zog deutsche Ansiedler hinein; auf diese Weise wurde durch die Grenzvertheidigung das Reich gemehrt und zugleich der bäuerliche und der ritterliche Nachwuchs ohne Schmälerung des väterlichen Erbes versorgt. Heute liegt die Landesvertheidigung nicht den Bewohnern der Grenzprovinzen ob, sondern dem Reichsheer, auf dessen Operationen die Stimmung der Civilbevölkerung des Kriegsschauplatzes gar keinen Einfluß übt. Nicht um einen Kilometer und nicht um einen Tag sind die Fortschritte der preußischen Truppen in Böhmen, der Deutschen in Frankreich durch die feindsälige Gesinnung der Böhmen und der Franzosen aufgehalten worden. Und beim Friedensschluß hängt die Grenzregelung nicht von einem Plebiszit der Bewohner ab. Siegt in einem Krieg Preußen gegen Rußland, so behält es Posen und Westpreußen und annektirt die baltischen Provinzen; siegt Rußland, so nimmt es nicht nur Posen und Westpreußen, sondern auch Ostpreußen und Pommern nebst Mecklenburg und Holstein. Will man trotzdem Gewicht legen auf die Stimmung der Bewohner des Kriegsschauplatzes: ja, wo wird denn der liegen? Hoffentlich doch nicht in der Provinz Posen? Zwar soll es seit einiger Zeit bei uns Strategen geben, die rathen, das rechte Oderufer zu räumen, aber ich vermag es nicht zu glauben, und der preußische Kriegsminister hat im Reichstage eine solche Strategie ausdrücklich zurückgewiesen; es wäre gegen alle preußischen Traditionen, wenn die deutschen

Heere nicht über die Grenze rückten und nach Vernichtung der russischen Heere in Polen und Litauen durchs Baltenland nach Petersburg marschirten (selbstverständlich nicht wie der von seinem Stern verlassene Napoleon nach Moskau). Uebrigens ist es für unser Thema gleichgiltig, wo der Kriegsschauplatz liegt; die Hakatisten haben dafür gesorgt, daß wir auf beiden Seiten der russischen Grenze mit gleicher Intensität gehaßt werden. Wäre die Stimmung geblieben, wie sie vor 1870 war, dann würden die russischen Polen einrückende Deutsche als Befreier begrüßen; jetzt wissen sie, daß sie vom Regen in die Traufe kämen, wenn sie preußisch würden. Preußen ist auf beiden Seiten der Grenze so verhaßt, daß jeder dort wohnende Pole bereit sein wird, dem Feinde Dienste zu leisten. Wir haben also ein paar Millionen Leute im Lande, denen in einer Krisis die Versuchung zum Landesverrath ganz nah liegt. Siebenundzwanzig Jahre Ansiedelungarbeit und eine Milliarde Geld haben das Zahlenverhältniß in den beiden Provinzen um ein Tausendstel zu Gunsten der Deutschen verbessert. Wie viele Jahre und wie viele Milliarden werden nöthig sein, die preußenfeindliche polnische Bevölkerung ganz zu vernichten oder zu verdrängen, wenn man nicht etwa den Muth findet, zur frühmittelalterlichen Ausrottungmethode zurückkehren? Und darf man jetzt noch wagen, im Ernstfall Polen als Soldaten zu verwenden? Sie müßten Menschen von überirdischer Tugend und Treue gegen den König von Preußen müßte ihre einzige Tugend sein, wenn sie sich nach Allem, was seitdem vorgefallen ist, so hielten wie bei Trautenau. Witting glaubt, daß es immer noch Elemente unter den Polen giebt, die sich bei richtiger Behandlung gewinnen lassen würden. (Diese Elemente waren vor 1870 gewonnen und sie machten die Masse der polnischen Bevölkerung aus; wir wollen ja weiter nichts, spricht heute noch Herr D., als so behandelt werden wie alle anderen preußischen Staatsbürger.) Seltsamer Weise hält Herr Witting trotzdem die Fortsetzung der Polenpolitik für nothwendig und mahnt die Liberalen, die Regirung zu unterstützen, mit dem Hinweis auf das Beispiel jener englischen Liberalen, die sich in der Opposition gegen Gladstones Homerule 1886 mit den Konservativen zur Partei der Unionisten vereinigt haben. Hätte Herr Witting heute den Vortrag zu halten, der seiner Brochure zu Grunde liegt, so würde er wahrscheinlich diesen Hinweis unterlassen. Die Iren sind jetzt die unentbehrliche Hilfstruppe der Regirungpartei, das Unterhaus hat die Homerulebill angenommen und in der Frankfurter Zeitung versicherte das Parlamentsmitglied T. P. O'Connor, Homerule bedeute jetzt schlechterdings keine Gefährdung Englands mehr, denn Gladstones Landakte, die den

Iren ermöglicht, nach und nach wieder in den Besitz ihres von den Engländern geraubten heimischen Bodens zu gelangen, habe sie vollständig versöhnt; nur in den Iren Amerikas glühe noch der alte Haß, denn in ihnen lebe die Stimmung fort, die sie oder ihre Väter beseelte, als sie unter dem Druck der englischen Tyrannei aus der Heimath flohen.

Die hochpolitische Motivirung des Feldzuges gegen die Polen nöthigt dazu, die Bedeutung der Polenfrage für die auswärtige Politik zu erörtern; ich muß daher (mit einigen Modifikationen) meine „Schrulle" noch einmal vortragen, die bei der gegenwärtigen Weltlage den meisten Lesern nicht mehr so schrullenhaft vorkommen wird wie noch vor sieben Jahren. Vorher aber sei das Ergebniß dieses Rückblicks kurz zusammenfaßt.

Germanisirung? Sie war bis vor vierzig Jahren im Gang, ist jedoch durch den Kulturkampf und die Ausnahmemaßregeln gegen die Polen ad Calendas graecas hinausgeschoben worden.

Schutz der Ostmarken? So weit bei der heutigen Wehrverfassung von einem solchen die Rede sein kann, hat ihn die hakatistische Weisheit vereitelt.

Wird weiter nichts beabsichtigt, als auf Kosten der Polen und der preußischen Steuerzahler einigen Bevölkerungsgruppen allerlei Vortheile zuzuwenden (in des Barons Puttkamer Schrift findet man die Kategorien der an dieser Politik Interessirten aufgezählt), so ist Das allerdings möglich. Nur sind die Polen nicht die Einzigen, die darunter leiden; die alteingesessenen Deutschen beschweren sich bitter über die Schädigungen, die ihnen der Kampf zufüge; gegen die Enteignung haben dreihundert deutsche Landwirthe in einer Eingabe an das Herrenhaus protestirt.

Wollen sich die Hakatisten nur durch die Unterdrückung einer anderssprachigen Minderheit das Hochgefühl eines befriedigten Nationalhasses verschaffen, wollen sie aus Rassenhaß, nachdem sie die Polen aus dem Beamtenstand und der Landwirthschaft verdrängt haben, auch den neugegründeten polnischen Mittelstand vernichten und das Polenthum, so weit es auf preußischem Boden lebt, in ein Lumpengesindel verwandeln, wie die Engländer die Iren Irlands (außerhalb Irlands prosperirten sie) in ein Lumpengesindel verwandelt haben? Auch Das ist möglich; bleibt die Regirung fest, so haben sie die Macht dazu; nur werden dafür einige weitere Milliarden aus dem Steuersäckel und einige weitere Jahrzehnte erforderlich sein; und in diesen Jahrzehnten kann sich Manches ereignen, was die Prozedur stört.

Neisse. Dr. h. c. Karl Jentsch.

Drei japanische Frauentypen.

Das Prinzessinnenkloster.

In einem der Waldberge, von denen die heilige Kaiserstadt Kioto umgeben wird, liegt ein weißummauerter Bezirk. Hier hielten unsere Rikshas. Zwei ausländische Damen hatten in einer Sitzung des japanischen Rothen Kreuzes die Bekanntschaft der Aebtissin dieses Klosters gemacht; jetzt wollten sie diese Prinzessin, eine Verwandte des Kaisers, besuchen und hatten mich in freundlicher Weise dazu aufgefordert. Wir stiegen die breiten Steinstufen hinauf; schon öffnete sich das geschwungene Portal. Innen sahen wir übliche japanische grauhölzerne Häuser; unter dem weit vorstehenden grauen Ziegeldach erstreckte sich vor den sauberen Schiebethüren der Umgang, über der Eingangsthür krümmte sich ein geschnitzter Drache. Alles war in bester Arbeit und, wie sichs in einer gesunden Kunstepoche von selbst versteht, ohne den ausgesprochen religiös-klösterlichen Anstrich. (Erst im unheilvollen neunzehnten Jahrhundert wurden diese sinnigen Unterscheidungen erfunden. Bis dahin baute man schlichtweg so geschmackvoll, wie man es vermochte; die Kornbörse glich der Kathedrale, das Schlafzimmer der Serenissimus-Favoritin dem des hochgelehrten Abtes eines begüterten Klosters.) Nur Eins fiel uns auf; eben so wie in den Kaiserschlössern war auch hier der helle Kieselsand in kunstvoll geometrische Muster geharkt.

Unser Dolmetscher ging voraus, um uns anzumelden. Wir sahen, wie er sich immer wieder tief bis auf den Boden vor einer weißgekleideten Gestalt verneigte. Dann kehrte er zurück: die Damen möchten näher treten. Im Vorraum entledigten wir uns der Schuhe, schlüpften in die mitgebrachten Sandalen, bewunderten dabei den Setzschirm, eine flott hingebürstete Skizze auf goldenem Grund. Nun erschien eine weißgekleidete Nonne, warf sich vor uns nieder, berührte den Boden mit der Stirn. Wir wußten, daß diese Nonnen den besten Familien angehören, hätten gern die Höflichkeit gebührend erwidert, mußten uns aber mit den artigsten Worten, die der Dolmetscher hoffentlich fein stilisirte, begnügen. Auch wenn uns nichts weiter von dieser Nonne bekannt gewesen wäre, hätten wir gleich in ihr die Dame ersehen. Der weiße, rohseidene Kimono ließ die zierlichen, noch jugendlichen Formen durchscheinen; die bloßen Füße, die Hände und Arme waren feinknöchig, glatt und ungemein gut geformt. Für eine Ostasiatin waren ihre Augen tiefgelegt und groß; diesen Typus habe ich später noch manchmal bei Angehörigen der Daymiogeschlechter wiedergefun-

den. Der Kopf war glatt rasirt; gewiß war Das nicht kleidsam, aber es paßte zum Eindruck ruhiger, makelloser Reinheit. Sie trug keinen Schmuck, kein Abzeichen, nur einen weißen Brokatgürtel um das eine leichtflatternde Gewand. Die Aebtissin ließ sich entschuldigen; sie werde uns später empfangen. Inzwischen wolle die Nonne uns herumführen; mit reizenden kleinen Höflichkeitgesten geleitete sie uns durch den Garten.

Sogleich prallten wir zurück; da vor uns standen zwei Kraniche, schwarz und weiß, mit einem rothen Fleck auf dem Kopf, vollendet schön im Umriß; so sahen sie uns an. Die Nonne kniete auf den gebohnten Planken des Umganges, lockte die großen Vögel heran, hielt ihnen Kuchenkrumen entgegen. Langsam näherten sie sich und pickten aus der vorgestreckten kleinen Hand. Es war ein höchst reizvolles Bild. Im Hintergrund rauschte ein Wasserfall zwischen Felsblöcken hernieder, darüber reckte sich eine Fichte, lachsfarbige und honiggelbe Azaleen umwucherten das Gestein. Gerade war die Azaleenzeit; sie gaben die Note, aber unter dem vorstehenden Dach standen auf dem Umgang Blumentöpfe in blaugrün verschwimmenden Lasuren, Mesembryanthemum und Geranien, während im kleinen Teich unter dem Wasserfall märchenhaft große, fliederfarbige Schwertlilien blühten.

Die Azaleen, die Felsen verliefen sich im Wald. Noch weit zog sich die weiße Umfriedungmauer den Abhang hinauf. Große Ahorne, Zypressen und Akazien warfen tiefgrüne Schatten; ihr Wurzelwerk schlang sich um bemooste Blöcke. Inmitten dieser friedvoll abgeschlossenen Schönheit sang eine Uguiso-Nachtigal laut und süß.

Dann betraten wir den durch einen Gang mit dem Hauptgebäude verbundenen Tempel und die weiße Nonne schob die aus Holz geschnitzte Thür zurück. Dieses Heiligthum ist den Ahnen des Kaiserhauses geweiht, ist die Stätte ihres intimsten Kultus. Auf dem Altar stand ein bronzener Buddha, nachgedunkelt, alt, mit wehmüthigem Lächeln. Eine gute, strenge Arbeit, etwa Fudshiwara-Zeit (um 1000 nach Christus). Der Untersatz ist meisterlich gut, die kleinen Ornamentenfriese zeigen den erlesensten Geschmack. Auf dem Altar standen Bronzegegenstände, Leuchter, Weihrauchgefäße, Opferteller. In einem herrlich patinirten Bronzegefäß blühten gelbe Ringelblumen und röthlich weiße Karthäusernelken; auf der Brokatdecke lagen Zweige eines rosa blühenden Baumes. Ahnentafeln waren in die Wand eingelassen, in der Mitte die kaiserliche, auf den Seiten die der kaiserlichen Prinzen. Hier leben ihre Seelen. Stirbt ein Mitglied des Herrscherhauses, so tritt die Aebtissin in ihrem Priesterinkleid vor den Altar und verkündet das Ge-

schehene mit vielen Verneigungen den Toten. Sie kündet ihnen auch die großen Ereignisse des Reiches; so that sie nach den Siegen über China, den gewaltigen, glorreichen Krieg mit Rußland, den Zuwachs von Formosa, vom Kaiserreich Korea.

Draußen schlug eine zweite, puppenhaft kleine weiße Nonne die am Eingang hängende Glocke. Es war eine der alten verwitterten Tempelglocken; der hölzerne Hammer weckt einen tiefen und doch sanften, Allen, die Japan kennen, unvergeßlichen Ton.

Wir betraten das Hauptgebäude und fanden vornehme Wohnräume im altüberlieferten Typus. In duffer Fahlheit bedeckten sorgsam geflochtene Matten den Boden, weicher Milchglanz entströmte den Reispapierscheiben, oben an der Wand zogen sich zierlich durchbrochene Holzfriese, in der Nische hingen Rollbilder, standen Blumengefäße. Kleine, mit Bronze beschlagene Tische und Gestelle waren mit Perlmutter eingelegt; in ungewöhnlicher Fülle reihten sich Goldgrundwandschirme und andere mit reicher Malerei. Darunter waren recht gute Gemälde; ein Schirm mit Chrysanthemen und Vögeln war von Kochanin Motonobu gezeichnet. Hier war eine edle Winterlandschaft zu sehen, dort, gewiß im Haus der Kinderlosen von Alters her beliebt, eine Kindergesellschaft. Auf breiten Steinbänken saßen die Mütter, sahen lächelnd den Kindern zu. Die freuten sich am Greifspiel, liefen im Kreis umher, jedes die Schultern des nächsten mit den Händen berührend. Man hörte sie jauchzen. Ein anderer Schirm zeigte groteske, kühn stilisirte Tempeltänzer. Die Goldwände des Hauptgemaches waren mit leichten Bambuszweigen bemalt.

In der Mitte dieses stattlichen Raumes lagen goldorangefarbige Seidenkissen. Auf ihnen nahmen wir Platz und die Nonne reichte uns in blauweißen Schaalen den hellgrünen aromatischen Thee. Er hatte eine köstliche Blume; entstammte dem Klostergut.

Dann kniete an einer zurückgeschobenen Thür eine Nonne und sprach einige Worte; die Prinzessin wolle uns begrüßen. Wir standen auf. Herein trat eine schlanke, geschlechtlos aussehende Gestalt im halbdurchsichtigen, weitärmeligen Priestergewand, mit der Priesterschärpe umgürtet: die Prinzessin Rokidsho Reikandshi. Sie hatte ein sehr vornehmes Auftreten, war sehr verbindlich; mit eines Dolmetschers Hilfe wechselten wir höfliche Phrasen. Was sie war, interessirte mehr als Alles, was sie sprach. Schon vor tausend Jahren und bis auf die letzten Jahrhunderte mußten die Töchter des Tenno sich immer dem Himmel verloben, sich das Haar scheeren und in ein Kloster gehen. Sie waren zur Ehelosigkeit vorherbestimmt, denn sie waren zu vornehm, um einem Unterthan als Gat-

tin überliefert zu werden. Die Zeiten sind vorüber, aber dieses Kloster untersteht noch immer einer Kaiserlichen Prinzessin.

Ich betrachtete ihre ausdrucklosen, feinknöchigen Hände; mit ihnen bereitet sie allwöchentlich die Opferkuchen für den Kaiser, dem sie nach Tokio geschickt werden. Während ich Dies jetzt niederschreibe, hat sie nach uraltem Ritus den Teig gerührt, und als neulich der Mikado Mutsuhito, der hundertzweiundzwanzigste Herrscher dieses einen Geschlechtes, starb, betrat, um Mitternacht, im hohenpriesterlichen Gewand die Aebtissin-Prinzessin Rokidsho Reikandshi den Tempel. Sie berührte den Boden mit ihrer Stirn; dann stand sie dort vor dem Buddhaaltar, vor den Gedenktafeln ihrer Ahnen, und mit psalmodirender Stimme meldete sie die Trauerbotschaft den von der Erde geschiedenen Kaisern.

Die Taucherinnen von Toba.

Vor mir lag eins der wundervollen Küstenbilder Japans; eigenartige Felsenkuppen, mit Kiefern bedeckte Vorsprünge, lautlose Buchten, nah und fern immer blasser werdende Inseln. Auf einem Sampang-Boot fuhr ich im Schatten der Riffe, der weitausladenden, phantastisch gekrümmten Kiefern; der sommerlichweiche Wind fing sich in meinem Schleier. Langsam, regelmäßig ruderten Vater und Sohn, stehend, mit einer rhythmischen Bewegung, durch die der Riemen sich in der Höhlung des Bordrandes knarrend drehte. Ihre Glieder waren kräftig und braun, wurden nur wenig durch die weiße Hüftenhose, durch das flatternde dunkelblaue, mit heraldischen Abzeichen geschmückte Oberkleid verhüllt. Wir glitten über edelsteingrünes Wasser; hier und da gab es merkwürdige indigotiefe Dunkelheiten, aus denen mit schlammig-gelbgrünen Flechten bedeckte Klippen fast bis zur Oberfläche emporlugten.

Jetzt verschoben sich die Inseln; und immer wieder wandelte sich das Bild. Jenseits von der vorgelagerten Insel Sugashima erschien, groß und tiefblau, das offene Meer. Nun näherten wir uns einer Felsenkuppe, auf der ernste Pinien sich aus leuchtend grünen Gräsern, Farren und Büschen erhoben. Steinblöcke stürzten sich herab, das Wasserblau ging in das Aquamaringrün der Küstenseichte über. Als wir einige Riffe umsteuert hatten, sahen wir eine kleine Bucht mit goldbraunem Seetang auf fahlgrauem Sand. Halb zwischen Felsen versteckt, lag dort eingeklemmt ein Sampang, bewegten sich einige Gestalten; die Fischer wiesen auf sie: Das seien Taucherinnen, wie ich sie zu sehen gewünscht habe.

Es waren drei Parzen, braungebrannt, häßlich, rothbäckig, von Gesundheit strotzend. Ueber die Hüften hatten sie ein weißes Tuch

gewickelt, darüber kam ein kurzer weißer Kimono. Ich versprach ihnen einen Yen; und die beiden Sampangs wurden in tieferes Wasser gerudert. Dann sprangen sie hinein und bald bewegte sich unter mir über purpurnen Tiefen ein hellgrünes gespenstisches Etwas. Es kam herauf: und war ein Weib mit glotzenden Augen und aufgerissenen Lippen. Sie klammerte sich an den Bordrand und hielt mir einen sich verzweifelt geberdenden Hummer entgegen. Auch von der anderen Seite erschien ein braunes Gesicht mit weißem Stirnband, mit weißen lachenden Zähnen und schleuderte große Muscheln in das Boot. Die Beiden prusteten und schnauften, schöpften mit schmerzlich pfeifendem, zischendem Athem neue Luft. Dann plätscherte es, sie waren verschwunden; tief unten glitten die blassen Schemen umher. Und immer wieder rauschten zischend die nassen, braunglänzenden Meergeschöpfe herauf, warfen Muschelthiere, den als Suppenbeilage hochbewertheten Seetang, große und kleine Krabben in das Boot. Nach einiger Zeit sagte ich: „Mo tak'san;“ und reichte der Anführerin das Silberstück. Sie hatten heute wohl genug verdient, denn sie zogen die nassen weißen Gewänder aus, schlüpften, bloß, wie sie auf die Welt kamen, in die üblichen langen, dunkelblauen und braunen Kimonos und fuhren nach dem Küstenort zurück.

Sie haben ein bevorzugtes Dasein und sind in dieser Nachbarschaft tonangebend. Kein Mann ist ihrer Tauchergeschicklichkeit gewachsen; keiner hat so guten Verdienst. Darum werden sie lebhaft umworben und suchen sich den ihnen zusagenden Freier sorgsam aus. Bis kurz vor der Geburt ihrer Kinder üben sie, wie es heißt, ungeschädigt, ihren anstrengenden Beruf.

Auch mein Sampang kehrte um; da lagen vor mir auf den hellgrauen Planken die der Tiefe soeben entrissenen Geschöpfe. Wundervoll war das Farbenspiel; die braunpurpurnen Hummern und Krabben hatten rothorangene Untertheile und Gelenke, ihre runden Augen quollen hervor, die Fangarme räkelten sich, die Körper zogen sich zusammen. Große rauhhöckerige Muscheln zeigten grünbronzene, rostbraune und blaßverschimmelte Töne, innen glänzte und schimmerte ein Rand von Mondlicht und Opalen und dazwischen quollen gelbliche Thiere hervor, saugten sich fest oder schäumten mit farbig glänzenden Blasen zwischen dem geschlossenen Spalt. Schnell ins japanische Körbchen; sie sollten sich nicht lange abquälen. Sobald wir im kleinen Hafen landeten, betrat ich eine Fischerwohnung und bat in sorgsam vorbereitetem Japanisch um die Erlaubniß, die Thiere zu kochen. Die vertrocknete alte Hausmutter schürte das Feuer, während ich mich hinsetzte und

umhersah. Von geschwärzten Balken hingen Körbe, Gefäße und Netze, auf Borden standen gefällige Theetassen und Kännchen. Die eigentlichen, mit Matten bedeckten, erhöhten Wohnräume waren hineingebaut, hatten Schiebethüren mit einem durchbrochenen oberen Fries; das milchig-gedämpfte Licht der Papierscheiben schien auf das Rollbild der Nische, auf eine Bronzevase mit hochstengeligen Irisblüthen. Eine war heliotropfarbig mit weißen Adern, auf den kühngebogenen Blättern der Anderen schimmerte zartestes Lila.

Zahnlos lächelnd, meldet mir die Alte, daß das Wasser jetzt koche; spritzend brodelt es und ich werfe meine Schaalthiere hinein. Dann setze ich mich auf eine Matte des erhöhten Wohnraumes; an dem Hibadshi (Kohlengefäß), das der eine Mann mir gleich höflich hingestellt hatte, zünde ich mir eine Cigarette an, reiche andere den Fischerleuten und vertheile japanische Kuchen an die Kinder. Alle, groß und klein, sammeln sich dicht um mich; besprechen vermuthlich meine Eigenthümlichkeiten, Größe, blaue Augen, und was sonst noch exzentrisch erscheint. So gut mein unbeholfenes Japanisch es zuläßt, erzähle ich ihnen Herkunft, bisherige Reise, weitere Pläne. Dann bringt das gekrümmte Mütterchen die blutroth gekochten Schaalthiere und mit einem allseitigen „Sajonara"-Abschiedsgruß trete ich hinaus.

Draußen landet ein Boot; es trägt acht Taucherinnen, einige ganz jung, keine schön, aber alle kräftig, urgesund, mit lachenden Zähnen, Meerwesen, grotesk und gewandt. Plaudernd und scherzend heben sie die schwerbeladenen Körbe herauf; zwischen den feucht glänzenden Seetang stechen die dunklen Hummerscheeren, bewegen sich die Muscheln mit ihrer weich vorquellenden Masse.

Das Sumidsha-Haus.

Ein Bekannter hatte mir eine Empfehlung an Herrn H. in Kioto gegeben. Dem erzählte ich, wie schlecht es mir in Tokio ergangen sei. Das berühmte Joshiwara-Viertel sei in der Nacht vor meiner Ankunft niedergebrannt; er wisse ja, daß alle ausländischen Damen diese japanische Merkwürdigkeit besuchen. Ob ich wohl hier etwas Aehnliches finden würde? Aehnliches nicht, sagte Herr H., aber etwas Interessanteres, von dem nur wenige Fremde wissen. Dann erzählte er, der einer kiotoer Familie entstammt, mir die Geschichte des Sumidsha-Hauses im Shimabara-Viertel.

Im sechzehnten Jahrhundert war der Daymio von Miwo in Ungnade gefallen; er wurde verbannt und sein Vermögen wurde eingezogen. Seine einhundertfünfzig Samurais waren in größter Bedrängniß. Das hörte der Herrscher, entband sie ihrem Treu-

verhältniß zum Daymio und rieth ihnen, neue Beschäftigungen zu suchen. Der Mehrzahl gelang es; die Uebrigen baten jedoch, einem neuen Herrn dienen zu dürfen. Dies erzürnte den Herrscher; denn ein echter Samurai wechselt nicht seinen Herrn. Da die Männer mit ihren Familien jedoch am Verhungern waren, gestattete er ihnen den niedrigsten Beruf, den eines Freudenhauswirthes. Sie bekamen sofort die allererste Kundschaft und bald entwickelte sich eine vornehme Tradition.

Dies Haus Sumidsha wurde etwa um 1600 erbaut. So auserlesen waren die Mädchen, daß ihnen besondere Rechte eingeräumt wurden; sie durften sich die Männer aussuchen, sie warten lassen, sie abweisen. Mit dem größten Pomp traten sie auf, hielten große Stücke auf sich, hatten eigene Verfeinerungen der Sprache, der Ausdrücke, der Gebräuche. Hidejoshi, der Allmächtige, wurde ihr besonderer Gönner; aber auch ihn ließen sie manchmal warten. Erst später ist das Joshiwara-Viertel in Jeddo (Tokio) gegründet worden; nie erreichte es das Ansehen des Sumidsha-Hauses, dieser Stätte altjapanischer verfeinerter Kultur.

Herr H. versprach, einen Nachmittagsbesuch vorzubereiten, und ich forderte noch einige Hotelbekannte dazu auf.

Kurz vor der angegebenen Zeit brachte mich mein Rikfha hin. In eine gewöhnliche kleine Straße; braungraue Holzhäuser, hohe Gitter, hinter denen Gärten lagen. Der Rikshaläufer hielt vor einem höchst stattlichen zweistöckigen Haus aus altgebräuntem Holz. Mächtig ragte das Sparrendach hervor. Durch eine dunkle Einfahrt ging es auf den Hof; zu beiden Seiten hingen prächtige schmiedeeiserne Leuchter. Ich wartete draußen; plötzlich sah ich eine sich nähernde, farbig schimmernde Gestalt. Es war eins der herbestellten Mädchen. Unzählige japanische Holzschnitte zeigen die auf hohen Stöckelschuhen hinschreitende Oiran, die bauschigen Falten des dunkelblauen, mit Gold und Orange bestickten Gewandes, die Aureole von Kopfornamenten im kunstvoll gedrehten Haar. Neben ihr, sie, so zu sagen, stützend, ging die kleine Dienerin, über ihr hielt der Diener einen großen farbigen Schirm. Und diese mir von Bildern wohlbekannte Gruppe kam so am lichten Tag die Straße hinunter und schritt durch das Thor. Auch die anderen Europäer kamen nun. Wir wurden von einer würdig und dezent wirkenden Haushälterin ehrfurchtvoll begrüßt und gingen durch glattgebohnte dunkelbraune Flure an verschiedenen Räumen vorbei. Besonders stattlich war die Küche; sie erinnerte mich an die des Abtes in einem vor Kurzem besuchten alten Bergkloster. Hier war der Hausaltar für den Küchengott und für den Reisgott; in

der Ecke saßen, gleich farbenprächtigen Pfauen, die fünf herbestellten Mädchen auf den Matten und tranken ihren Thee. Aus der Dämmerung leuchtete der Goldglanz ihres Haarschmucks, der reiche Brokatschimmer ihrer Gewänder. Ich erinnerte mich an einen tiefsatten exotischen Gauguin.

Die Gemächer standen offen. Jedes Zimmer hat seinen Namen: Päonienzimmer, Perlmutterzimmer, Mondzimmer und so weiter. Oft hielten wir vor einem Kakemono, vor einem überaus kunstvoll geschnitzten Fries, vor den mannichfachen Vergitterungen der Reispapierfenster, vor dem Motivenreichthum der Decken. Jeder Balkennagel war eigenartig gehämmert, Thürbeschläge, Klinkengriffe zeigten den erlesensten Geschmack. Dann gelangten wir in einen großen Raum, in dem vor der Nische, also am Ehrenplatz, Seidenkissen aufgereiht waren. Aber wir wollten noch nicht sitzen. Wir sahen auf den Garten mit den uralten Kiefern, die der Ueberlieferung nach Hidejoshi gepflanzt hatte, auf die Azaleen und Schwertlilien, die Felsenbildungen, die schweren Bronzewasserbecken und Steinlaternen. In der Ecke stand ein Kapellchen für die bei Feuersbrunst anzurufende Wassergöttin; ein anderes war dem Inari-Fuchsgott geweiht. Hinter der monumentalen Mauer erstreckte sich freies oder erst jetzt zum Anbau freigegebenes Land, dahinter waren die fernen Waldberge sichtbar. Hier, in diesem von Hidejoshi bevorzugtem Raum, hingen besonders gute Kakemonos. Zierliche Szenen der Tosa-Schule aus dem alten Hofleben, hingestrichene „Van Gogh"-Impressionen, Blumenstücke von großartiger Stilisirungskraft. Daneben kalligraphische Meisterwerke. Ich fragte, ob auch hier buddhistische Sentenzen bevorzugt werden. Herr H. schien die Möglichkeit nicht zu verneinen; vor unserem Auge aber seien Wahlsprüche aus klassisch-chinesischen Büchern. Die Schnitzereien der Friese, die Metallbeschläge waren vorzüglich und der Raum erhielt eine ungewöhnlich vornehme Pracht durch das auch in die Decke eingelegte Perlmutter. Nur im Phönixsaal des uralten Tempels in Uji hatte ich Aehnliches gesehen.

Kleine Nesangs (Dienerinnen) brachten Thee und Kuchen und die Haushälterin bat uns, Platz zu nehmen. Eine Frau in mittleren Jahren, deshalb in einen schlichten dunklen Kimono gekleidet und einfach gekämmt. Herr H. machte mich auf ihre „verheirathete" Haartracht, auf ihren rothen Gürtel aufmerksam: „Sie und die Haushälterin der zwei ersten Speisehäuser Kiotos sind die Einzigen in ganz Japan, die so gehen. Wirthschafterinnen anderer Häuser dürften sichs nie anmaßen." Sie hatte gelassene, höfliche Formen; so sähe bei uns die altbewährte Kammerfrau einer frommen, verwitweten Herzogin aus.

Nun schlug sie die Hände zusammen. Durch die geöffnete Schiebethür sahen wir im niedrigen, dämmerig dunklen Gang eine sich nahende Gestalt, eine Vision ostasiatischer Pracht. Rings um das nachtschwarze, glänzende Haar zog sich der strahlende Nadelkranz mit seinen Gold-, Korallen- und Schildpattornamenten. Der veilchenpurpurne Staatskimono schleppte lang auf die Matten; er war mit Roth gefüttert. Das rothe Untergewand war reich bestickt, den goldbraunen Obigürtel hatte sie, als Abzeichen der Courtisane, vorn in mächtiger Schleife gebunden. Ihre kleinen, sauberen gelblichen Füße waren nackt, denn Sandalen und Socken sind erst seit zwei Jahrhunderten üblich und in diesem Haus herrscht uralte Tradition. Ihre Unterlippe war blutroth geschminkt, die Haut dick gepudert. Das Mädchen war nicht schön, nicht einmal anziehend, aber eigenartig, bizarr, exotisch in ihrer merkwürdig stilisirten Linie. Mit vollendet ruhigen, glatten Bewegungen setzte sie sich, uns gegenüber, zu der auch auf den Matten sitzenden Haushälterin. Von einem niedrigen, mit Brokat gedeckten Tischchen nahm Diese einen Sakebecher, schwenkte ihn mit gemessener Feierlichkeit langsam in der Luft, mehrere scharfumrissene Kurven beschreibend, und sang dazu mit gleichförmiger Psalmodirung einen Satz. Der bedeutete: Hiermit stelle ich Magnolienthau Euch Ehrenwerthen vor. Darauf erhob sich Magnolienthau mit lässiger Anmuth, machte mit ruhiger Grazie einige Bewegungen mit ihren Händen, mit den Falten des Gewandes und wandte sich dem Eingang zu. Den schweren Atlaskimono ließ sie dabei heruntergleiten, so daß dessen pompöse Stickerei zu voller Geltung gelangte, und schritt in guter Haltung mit ihren nackten Füßen im majestätischen Schleppmantel hinaus. Vier Mal viederholte sich das fremdartig prächtige Bild. Eine Tracht ähnelte der anderen, war ihr aber nie ganz gleich; ein indigoblauer Atlaskimono war mit goldenen Tigern bestickt. Unvergeßlich war der hieratische Schwung ihrer Gesten, ihr Hereingleiten aus der Dämmerung, ihr Verschwinden in den dunklen Flur.

Ich fragte Herrn H. nach der Erziehung dieser Mädchen. Formen und Höflichkeit lernen sie in einer nahen Lehranstalt; dann erhalten sie hier im Haus den letzten Schliff. Selbstbewußt schloß er: „In unserem Land, so sagen alle Fremden, sind diese Oiran besser erzogen und dezenter als anderswo; nie erniedern sie sich in Diebstahl, lassen nie ein gemeines Wort über die Lippe. Das verdanken sie der Hochschule feinster Tradition, dem Sumidsha-Haus."

Marie von Bunsen.

Nero.*)

Nach dem Tode des Kaisers Klaudius wolle Agrippina ihrem Nero rasch den Thron sichern, der sonst vielleicht dem Sohn des Klaudius zufiel. Der siebenzehnjährige Nero empfing den Purpur. Seneka, sein Lehrer, trat als Minister neben ihn. Der geistreiche Moralist entwarf ein ausführliches Idealregentenprogramm. Leuchtend in Milde sollte der Herrscher als Tugendvorbild über seinem Volke schweben. Der junge Nero war sehr begeisterungfähig und des Seneka Prachtdeklamationen machten ihm starken Eindruck. Aber die Wirklichkeit brachte doch gleich andere Forderungen. Von Gefahren war dieser höchste Platz umringt; da hieß es nüchtern aufpassen, statt Theorien auszuspinnen. Agrippina glaubte, das Ziel erreicht zu haben: ihr allein verdankte Nero den Thron; da mußte er doch brav-dankbar sein: Rücksichtlos drängt sie sich selber in den Vordergrund. Gleichberechtigt wollte sie neben Nero Gesandtschaften empfangen; doch Das war gegen allen römischen Anstand: ein Weib gehörte nicht in Staatsaktionen, die Legionen enthüllten ihren Adler nicht vor einer Frau. Seneka selbst fühlte deutlich die Gefahr und trat der Hochmüthigen entgegen. Sehr schwierig wurde nun die Lage für Nero. Er konnte unmöglich die Mutter herrschen lassen, wie sie wollte. Das verletzte so die Römer, daß es seine eigene Stellung gefährden mußte. Und dann fühlte er auch in sich selber Kraft genug, allein Kaiser zu sein. Mutter und Sohn, zwei Herrschernaturen, stießen immer häufiger zusammen; schließlich kam es zu einem heimlichen, leidenschaftlichen Kampf um den Thron. Agrippina wandte skrupellos alle Mittel an: sie selber zog jetzt den Klaudier Britannicus hervor, um ihn als Rivalen gegen Nero auszuspielen. Nero tötet den Britannicus. Das reizt Agrippina zu wüthendster Energie: sie dachte daran, den undankbaren Sohn hinwegzuräumen, um dann doch ihre heiße Sehnsucht noch zu stillen: selbstherrschende Kaiserin zu sein. Mörder gehen hin und her: der Kaiser fühlt sich nirgends mehr sicher; die Mutter umlauert ihn auf Schritt und Tritt. Das stählt nur Neros Herrschleidenschaft: er wird sich das Szepter nicht wieder entreißen lassen; und sollte das Aeußerste nöthig sein. Selbst der moralische Seneka kann nicht widersprechen, als die Beseitigung Agrippinas erwogen wird. War doch das höchste Staatsgut, die Einheit der Regirung, der Friede Roms, gefährdet. Einer mußte fallen. So entschließt sich Nero: Agrippina wird getötet.

Jetzt war die Herrschaft erst völlig gewonnen. Und nun möchte Nero auch Kinder haben, die Erbfolge auf lange hin zu sichern. Oktavia gebar in neunjähriger Ehe nicht; sie schien unfruchtbar. Nero war kühl gegen diese ihm aufgezwungene Frau, aber er behandelte sie höflich und ihrem Stand gemäß. Nun hatte er sich seit einiger Zeit in eine

---

*) Ein Bruchstück aus den Studien „Zur Psychologie der römischen Kaiserzeit", die Herr von Delius bei Georg Müller herausgiebt.

Andere glühend verliebt, in eine Dame raffinirter Sinnenkultur, pikant, schön, geistreich, kokett, mit schneeweißer Haut und bernsteinblondem Haar: Poppaea Sabina. Als sie schwanger wird, beschließt Nero, sie zur Kaiserin zu machen. Er trennt sich von Oktavia und weist ihr eine Villa auf dem Land an. Doch das Volk hat Mitleid mit der Verstoßenen, ein Krawall in Rom fordert stürmisch die Rückkehr der Dulderin. Man wirft Poppaeas Standbilder um und besudelt sie. Nero ist wüthend über die Frechheit des Pöbels. Oktavia muß verschwinden.

Nun war die Luft gereinigt; das Reich ruhte in glücklichem Frieden; nur mit den Parthern wurde gefochten. Nero überließ seinem tüchtigsten Feldherrn Corbulo die Vollmacht zum Kriegführen im Osten. Er selber widmet sich jetzt mehr seinen Privatliebhabereien. Der nüchterne Soldatengeist Roms wollte sich nur schwer mit dem freien Künstlergeist Athens verbinden. Die Stellungnahme der Kaiser hatte sehr gewechselt. Nero fühlte sich schwärmerisch zu griechischem Wesen hingezogen. Er hatte eine schöne Stimme und sang gern. Auch mit seiner Machtstellung schien ihm Das wohl vereinbar: schwebte ihm doch als Lieblingerscheinung Apollo vor, wie er in rauschender Begeisterung die Kithara schlägt, die Menschheit durch Musik anfeuernd und erhebend. So wollte nun auch er, der Kaiser, den trockenen Römerseelen die heilige Kunst verkünden. Schon als Jüngling war Nero von erstaunlicher Vielseitigkeit gewesen: er malte, meißelte, dichtete. Er hat erotische Liedchen geschrieben, hat rhetorisch-prunkvoll episch deklamirt, hat das Haar seiner Poppaea besungen und Spottepigramme hingeworfen. Der Knabe hat noch mehr Gefallen an römischem Sport gehabt: ihn reizte das gefährliche, wilde Rennen mit dem Viergespann: Das übte Muth und Entschlossenheit. Doch viel kostbarer schien ihm nun die geistig feine Kunst des tragischen Gesanges. Große Hauptarien des alten Dramas wurden zu selbständigem Vortrage herausgelöst; eine Person trug die erschütterndestn Momente der Handlung, zur Einheit komponirt, vor. Statt der ewigen Thierhetzen und Menschenschlächtereien in der Arena sollte der Römer Kunst genießen lernen.

Und so ganz unerhört war es nicht, daß vornehme Römer die Bühne betraten. Schon Caesar hatte die steife Aristokratie durch die Kunst aus ihrer erkünstelten Reserve herauszutreiben versucht. Freilich: die Konservativen, die echten alten Militärs, die Republikschwärmer, hielten Singen, Tanzen, Theater nach wie vor für ein Gräuel, das sich nur für Sklaven schickte. Doch Nero war daran gewöhnt, seinen Willen durchzusetzen. Er fing an, griechische Einrichtungen dauernd in Rom heimisch zu machen. So gründete er ein Gymnasium, damit auch die jungen Römer sich nackt bewegen lernten, und zum Ansporn des Ehrgeizes stiftete er olympische Spiele, die alle fünf Jahre stattfinden sollten. In diese Spiele zog er nun auch die höhere Kunst mit hinein: bei der nächsten Feier, im Jahr 65, wollte der Kaiser selbst als Künstler sich seinen Römern zeigen. Doch damit der Adel sich allmählich aus der Ferne an diese Thatsache gewöhne, tritt Nero zunächst in einer

Griechenstadt auf, in Neapel. Er wurde dort begeistert von der Menge empfangen, die sich natürlich nicht wenig geschmeichelt fühlte, daß sie dem Herrn der Welt applaudiren durfte. Einen Augenblick dachte Nero daran, jetzt gleich nach Griechenland zu reisen, um an den geweihten Stätten die Kunst Apollos zu üben. Aber der politische Sinn rieth ihm ab: zu leicht konnten Verschwörer die Mißstimmung des Senates und der Republikaner zum Aufstand benutzen. So wollte er zunächst im folgenden Jahre die Römer zur hohen Tragoedie bekehren und dann erst, nur Sympathie hinter sich lassend, nach Hellas ziehen. Er geht nach Norden zurück; wir finden ihn auf seinem Landsitze in Antium. Da bricht in Rom eine große Feuersbrunst aus. Brände waren in den engen, schlecht gebauten Straßen ja sehr häufig. Nero eilte sofort in die Stadt und leitete selber die Löscharbeit, wie es seine Pflicht war. Doch es gelingt nicht, das rasende Feuer zu bändigen; drei Viertel der Stadt verbrennen. Schließlich war dem Schönheit liebenden Kaiser ganz lieb, daß die häßlichen Winkelgäßchen verschwanden. Nun wollte er seine Hauptstadt großartig und prachtvoll neu erbauen. Er erläßt Vorschriften über Anlage der Häuser und Straßen; er giebt selber große Summen zum Neubau; Rom soll werden wie Ephesus, Milet oder Alexandrien: von Säulen glänzend, breit, stolz. Und als Centrum und Krönung des Bauplanes entwirft Nero für den Princeps einen gewaltigen Park, mit Teichen, Wäldern und künstlichen Verstecken und in seiner Mitte den Herrscherpalast. Indessen jammert das Volk und winselt trostlos über das Unglück. Warum zürnen die Götter so? Nero thut Alles, um das Volk zu beschwichtigen; er läßt Sühnopfer brennen, um auf alle Weise die Stadtdämonen zu besänftigen. Nichts hilft; die Pöbelwuth verlangt nach Rache; sie will die Anstifter gestraft sehen. Und schon verbreitet sich das Gerücht, die Götter seien beleidigt durch die vielen neuen Geheimkulte, die sich aus dem Orient einnisteten. Vor Allen verdächtig waren die Christen, die sich scheu unter die Erde verkrochen. Die haben sicher aus ihrem Verstecke Rom und die alten Tempel zu vernichten gesucht. Man fängt einige; sie werden gefoltert und geben die Brandstiftung zu. Nun kann sich die Volksrachsucht sättigen. Nero erlaubt es: die Christen müssen den Brandstiftertod sterben; sie werden mit Pech bestrichen und angesteckt. Nero interessirt sich für diese Exekutionen nicht weiter; er scheute den Anblick von Blut.

Nero macht sich gleich mit seinen Architekten an den Entwurf des neuen Rom. Inzwischen hatte sich unter dem Adel eine weitverzweigte Verschwörung gebildet. Bisher war der Aufruhr stets von Mitgliedern der Augustusfamilie ausgegangen; jetzt war der Prätendent Piso, ein liebenswürdiger, verbindlicher Herr (der übrigens auch eifrig musizirte). Er war reich, half seinen Standesgenossen stets gern aus und hatte daher viele Freunde. Mit deren Hilfe hielt er es nun für leicht, den rücksichtlosen Nero zu beseitigen, dessen eigenwillige Art natürlich Manchen beleidigt hatte. Um die Verbindung mit dem Herrscherhaus aufrecht zu erhalten, sollte Piso eine noch überlebende Tochter des

Klaudius heirathen. Romantiker und Phantasten kamen hinzu: man wollte die Ermordung Caesars noch einmal aufführen und besorgt sich einen alten heiligen Dolch. Selbst Offiziere der Leibwache wurden gewonnen. Auch Seneka betheiligt sich durch Ermunterung und Zuspruch. Man war aber zu geschwätzig; der Plan wurde verrathen. Nero besetzt sofort die Stadt und hebt das Nest aus. Doch wüthete er nicht sinnlos darauf los, sondern urtheilt gerecht ab nach Schuld und Vergehen. Manche werden begnadigt, Einige verbannt, Viele hingerichtet. Nero hatte ein gutes Gewissen; was sollte er verbrochen haben? Daß er mit allen Mitteln seine Stellung zu halten suchte, war doch selbstverständlich. Der jetzt achtundzwanzigjährige Kaiser geht zornig auf die gefesselten Offiziere los und sieht ihnen offen ins Auge. „Warum habt Ihr Euren Eid gebrochen?“ Einer antwortet: „Einem Schauspieler und Muttermörder kann man nicht dienen.“

Das Volk fühlt jetzt, welcher Gefahr es entronnen ist; man jubelt Nero zu und küßt ihm die Hände. Der Senat will ihm einen Tempel errichten und sein Standbild aufstellen. Nero lehnt alle übertriebenen Ehrenbezeugungen ab, wie stets. Er mag Kriechereien nicht und hält sich nicht für einen Gott. Die Olympiafeier ist da; und der Kaiser singt in Rom. Kurz nach den Spielen stirbt seine geliebte Poppaea. Nero preist öffentlich, neben der Leiche, die Schönheit dieser göttlichen Frau. Inzwischen naht ein großes, lange vorbereitetes politisches Ereigniß. Die Kämpfe gegen die Parther hatten endlich ein rühmliches Resultat ergeben. Armenien war der stete Zankapfel zwischen den beiden Großmächten gewesen. Nun aber hat sich Roms Oberhoheit durchgesetzt. Tiridates, der Bruder des Partherkönigs, ist bereit, nach Rom zu kommen und dort feierlich sich vom Kaiser mit Armenien belehnen zu lassen. Auf lange sind so endlich die ewigen schmachvollen Zänkereien im Osten geschlichtet. Nero rüstet das große politische Schauspiel theatralisch-dekorativ her. Auf hoher Tribüne spielt sich dann der Akt ab; das ganze Volk schaut zu; Tiridates kniet nieder vor Nero und huldigt der höchsten Majestät; dann hebt ihn der Kaiser auf und überreicht ihm die Krone. Es war ein Fest ohnegleichen für den Stolz der Weltbezwinger.

Doch die große Verschwörung hat den Kaiser nervös und reizbar gemacht. Immer neue Verbindungen kamen zum Vorschein, immer neue Köpfe mußten fallen. Und fast das Schlimmste war der stille, passive Widerstand der Stoiker. Mit gerunzelter Stirn, in finsterer Unzufriedenheit standen diese Leute da; pathetisch deklamirten sie von ihren Idealen und hemmten so jede lebendige Thätigkeit. Aus dem Senat selbst erhebt sich gegen sie die Anklage. Ihre Führer werden nach weitläufiger Rechtsverhandlung verurtheilt und müssen sich töten. Nero ist entschlossen, seine Kaiserstellung mit äußerster Energie zu vertheidigen. Doch glaubte er jetzt, wagen zu dürfen, die ersehnte Griechenlandfahrt anzutreten. In Rom läßt er mit Vollmacht einen Freigelassenen zurück. Sehr gefährlich war die Lage immer noch, denn Alles gährte von Aufregung und Ehrgeiz. Nero verläßt tollkühn Italien, zieht

durch Hellas, besucht Olympia, singt und schwelgt in klassischen Erinnerungen. Nach Griechensitte begleitet ihn jetzt der Lustknabe Sporus. Nero fühlt sich in Hellas ungemein wohl; er schenkt dem Lande die Freiheit: erläßt die Steuern, erlaubt Selbstverwaltung und theilt diese Gnade selbst dem versammelten Volk in Korinth mit. Inzwischen empört sich der Statthalter von Gallien; die Nachbarn schließen sich an. Nero eilt wüthend zurück. Zu spät. Seine Abwesenheit hat alle Zucht gelockert; der Abfall der Großen beginnt. Nero wird als Staatsfeind geächtet. Durch die Nacht flüchtet er auf das Landgut eines Freigelassenen. Nur Die sind jetzt noch treu. Und auch der Knabe Sporus reitet mit. Es geht durch Regen, Schmutz und Verstecke. Für so leidenschaftlich in Macht und Schönheit Verliebte ist es nicht leicht, zu sterben. Der Kaiser kann sich nicht zum Selbstmord entschließen. Freunde setzen ihm den Dolch an die Kehle ... Kostbar und prunkvoll wird Nero bestattet; alte Treue findet sich ein: Akte, ein Mädchen aus dem niederen Volk, das der blutjunge Kaiser einst innig liebte, und zwei greise Ammen. Der Fluch des Senates hatte keine Wirkung. Noch lange schmückt man alljährlich das Grab des Verfehmten mit Frühlingsblumen.

Nero ist keine abschreckende Persönlichkeit. Die Herrschaft, die er einmal besitzt, hält er mit wilder Leidenschaft fest. Was ihm da entgegentritt, wird niedergeschlagen. Die Verwandten werden ihm besonders gefährlich und müssen deshalb fort. Und nun genießt er seine Stellung: er liebt den Luxus und die Sinnlichkeit; er liebt tolle Feste, den Jubel ausgelassenen Lebens. Nachtbacchanale auf breitem Schiff, wo rings der dunkle See von versteckter Musik hallt. Das Brutale, Heiße ist ihm gerade recht. In Petronius findet er einen wundervollen Führer durch die Welt des Genusses; doch der gröbere Tigellinus drängt diesen feineren Rivalen zurück. So betheiligt sich Petronius an der Pisoverschwörung und muß sterben. Das Sterben nahm dieser reife Geist leicht; er war wohl glücksmüde und satt und ging lachend ins Nichts. Auch Tigellinus schnitt sich später die Kehle durch, mitten zwischen den lustigsten Dirnen. Aber neben seinen Privatvergnügungen war Nero ein tüchtiger Regent; seine Entscheidungen sind klug und einsichtig, weder sentimental weichlich noch übermäßig hart; gegen Statthalter, die seine Provinzen plündern, geht er besonders streng vor; er schont das Volk, legt wenig Steuern auf. Einen zaghaften, schlechten Feldherrn bestraft er einmal nur durch ein spöttisches Witzwort. Er hat auch keinen blinden Haß gegen den Senat, sucht ihn nach Möglichkeit zu ehren und wehrt sich gegen zudringliche Schmeichelei. Dabei hat er wissenschaftliche Interessen: so schickt er zwei Hauptleute aus, um die Quelle des Nils zu erforschen (sie kommen bis zu einem großen See).

Republikanerhaß hat sein Bild gänzlich verzerrt; im Volk bleibt Nero immer beliebt. Noch lange prägt man seinen Kopf auf Spielsteine mit der Siegespalme daneben: er war der Kaiser der großen Feste. Und besonders schwärmte der Osten des Reiches für ihn: zweimal trat in Griechenland und Asien ein falscher Nero auf und das Volk jubelte ihm zu, sobald es nur den geliebten Namen hörte.

Benediktbeuren. Rudolf von Delius.

Sentiments.

Am neunundzwanzigsten August sagte Herr von Glasenapp, der, statt des kranken Präsidenten, dem Centralausschuß der Reichsbank vorsaß: „Die Bank könnte den Wechselzinsfuß herabsetzen. Doch ists besser, wenn sie es nicht thut, weil wir nicht wissen, ob wir dann, im Winter, nicht über 6 Prozent hinausgehen müßten.“ In den Wochenberichten der Diskontogesellschaft, Handelsgesellschaft, Nationalbank war, Mitte September, zu lesen: „Man darf annehmen, daß wir im Oktober den in Deutschland seltenen Fall einer Diskontermäßigung sehen werden.“ Zwei Meinungen sind aufeinandergestoßen; und die Entscheidung wird von der allgemeinen Logik bestimmt. Die verlangt, daß sich das Geld nach seinen besonderen Lebensbedingungen richte. Die Reichsbank hat Gold in Ueberfülle und ihr Wechselportefeuille sieht gut aus. Der Geldpreis kann also ermäßigt werden. In der russischen Reichsduma hatten die Nationalisten verlangt, der Finanzminister solle aus Deutschland die Guthaben zurückziehen. Eine Meinung, der jede geschäftliche Logik widersprach. Reine Gefühlssache; man wollte den Deutschen nichts Gutes gönnen. Der Wille der echtrussischen Leute drang durch. Aber die Kraft der wirthschaftlichen Zusammenhänge ist stärker als irgendein Patriotismus: der Rubel rollte wieder in die deutschen Behälter zurück. Die Lebensbedingungen, die ihm das Zarenreich bietet, locken und halten ihn nicht. Nun können wir erleben, daß die russischen Gelder den Wechselzinsfuß in Deutschland, im Sinn der nach Kredit dürstenden Wirthschaft, beeinflussen; und dann hätten die echtrussischen Leute erst recht ihr Vergnügen.

Zweites Kapitel: Anleihen. Im September 1910 warf Djavid Bey, der türkische Finanzminister, dem französischen Beschützer den Fehdehandschuh vor die Füße. Frankreich hatte, als Bedingung für die Cote einer neuen Türkenanleihe, die Ernennung eines Beirathes im Oberrechnunghof und Reformen unter besonderer Kontrole, dazu reichliche Aufträge für die französische Industrie gefordert. Der Osmanenstolz ließ solche Demüthigung nicht zu; das Tischtuch wurde zerschnitten. Tempora mutantur. Im September 1913 unterzeichnet Djavid in Paris einen Pakt, der Frankreich die ersehnten Eisenbahnkonzessionen in Syrien, der Türkei die erbetene Zollerhöhung und eine Anleihe von 700 Millionen Francs spendet. Frankreich nennt sich, mit einigem Stolz, den Bankier Europas. Trotzdem wurde in die Deputirtenkammer einst der Antrag gebracht, die pariser Börse vor dem Zudrang fremdländischen Papiere zu schützen; und vor drei Jahren gabs einen Aufstand gegen ungarische Papiere. Grund: das französische Kapital wollte auf die österreichische Regirung einen Druck zum Besten der Südbahnprioritäre üben. Als man merkte, daß man Budapest nicht prügeln dürfe, wenn Wien gemeint sei, kamen die Magyaren wieder zu Ehren. Die französische Regirung hat über die Banken größere Gewalt als die Behörden anderer Länder. Sie hat den Schlüssel zur Börse. Paßt ihr ein angemeldeter Besucher nicht, so wird dem Con-

cierge verboten, ihn einzulassen. Aber auch dort giebt es Zeiten, wo zwei Meinungen gegeneinanderprallen. Soll man finanzielle Balkanpolitik treiben und der eigenen Milliardenanleihe, die kommen muß, das Publikum schmälern? Im Frühjahr hieß es: Nein; im Herbst: Ja. Die Finanzirung der Wehrvorlage und das Defizit im Staatshaushalt sind vergessen. Frankreich ist wieder der Bankier Europas, steht hinter der Theke und bedient die Kunden in allen Sprachen. Politik ist gut, Geschäft ist besser. Die Balkanier müssen, fürs Geld, Bestellungen und schöne Konzessionen geben. Die Deutschen machen Riesenschritte, haben vom Passivsaldo ihrer Handelsbilanz ein großes Stück abgeschlagen; die grande nation darf nicht zurückbleiben. 1913 hat ihr, bis Ende August, nur eine Ausfuhrzunahme von 280 Millionen Francs gebracht. Deutschland hatte fast eine Milliarde Mark. Also muß für den Export Etwas geschehen. Auch in Mexiko. Anfangs galt die Losung: Rühret nicht daran! Am Ende las mans wieder anders: Paris wird der mexikanischen Regirung zur Erlangung eines Darlehens (von 5 Millionen Pesos) helfen. Les affaires sont les affaires.

Drittes Kapitel: Türkei. Oktober 1912: die Geldnoth der türkischen Regirung nähert sich einer Katastrophe. Der Finanzminister kratzt aus jedem Winkel die letzten Pfunde zusammen. Die Dette Publique, die, als letzte Zuflucht, heimgesucht wird, weist den Bittsteller ungnädig ab. Der Staatsbankerot scheint unvermeidlich. September 1913: die türkischen Finanzen haben eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit gezeigt; die Geldbedürfnisse sind durch Schatzwechsel befriedigt worden. Fünf verschiedene Emissionen, aus denen noch ein Betrag von 8½ Millionen Pfund zu tilgen ist. Die Unterbringung der Papiere und das Prolongiren war nicht allzu schwer, da die Zinsen so hoch sind, daß sie alle Bedenken überragen. Die türkische Reform Nummer Zwei wird 1000 bis 1200 Millionen Mark kosten. Frankreich hat die Hälfte schon übernommen. Der Rest ist damit gesichert. Die Türkei kann lächeln.

Viertes Kapitel: Frisko. Als ich hier über die für San Franzisko geplante Ausstellung sprach, hatte die deutsche Regirung sich noch nicht zur Sache geäußert. Dann sprach sie ein lautes Nein. Schnell explodirten nun die Meinungen. Albert Ballin und Ludwig Max Goldberger geriethen in einen Briefwechsel, der sich in die Eisregionen der Höflichkeit verstieg. Die HAL, die, als Frachtführerin, natürlich für Frisko ist, hatte an die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie“ die Aufforderung gerichtet, auch ohne Unterstützung durch die Regirung die Theilnahme an der Weltausstellung zu fördern. Darauf kam die Antwort, die Regirung habe ihren Bescheid im Einvernehmen mit der Kommission ertheilt. Ballin quittirte mit einem Schreiben, in dem von „bedauerlichem Mangel an Sachkenntniß“ gesprochen wurde. Die Kommission hatte erklärt, daß mit „überwältigender Mehrheit ein durchaus ablehnender Standpunkt“ gegen San Franzisko gewählt worden sei. Gründe: die allgemeine Ausstellungmüdigkeit, besonders im Eisen- und Stahlgewerbe, Maschinenbau, in der Elektroindustrie, bei den Schiffswerften, in der Chemischen und

Textil-Industrie, dem Buchgewerbe und der Graphik; das schlechte Ergebniß amerikanischer Ausstellungen (Chicago und Saint Louis); die Unwahrscheinlichkeit eines besseren Resultats in San Franzisko, das für Central- und Südamerika und für Ostasien zu weit entfernt sei; der ungenügende amerikanische Patent- und Musterschutz. In der Ausstellungskommission ist die Schwerindustrie, die Elektrotechnik, der Schiffbau, die Chemische und Maschinen-Industrie, der Deutsche Handelstag vertreten. Alle haben pollice verso über die Ausstellung entschieden. Haben alle diese Industrieleute und Geldmänner wirklich aus „Mangel an Sachkenntniß“ geirrt? Belastend schien die Abhängigkeit vom „Centralverband Deutscher Industrieller“, der als „rückschrittlich“ gilt. Aber die Kommission fand einen Eideshelfer im Lager der Gegner: den Handelsvertragverein. Einen Verband zur Förderung des Außenhandels. Die Schwerindustrie hatte Nein gesagt. Was meint die leichte Industrie? Eine Rundfrage des Handelsvertragvereins brachte die Antwort: siebenzig Firmen waren gegen die Betheiligung, sechzehn dafür. Von den sechzehn haben aber acht erklärt, daß sie selbst sich nicht betheiligen würden. Bleiben von 86 Antworten nur acht, die für die Ausstellung ins Gewicht fallen. Den Rundfragen folgten die Resolutionen. Der Centralverband „gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß die überwiegende Mehrheit der deutschen Industrie auf ihrem Standpunkt beharrt“ und der Betheiligung „durchaus abgeneigt sei“. Den Verbündeten Regirungen wird der Dank der Nation ausgesprochen. Der „Bund der Industriellen“, der Antipode des Centralverbandes, empfahl die „Gründung einer privaten Organisation zur Theilnahme an der Weltausstellung, unter Führung der beiden großen deutschen Schiffahrtgesellschaften“. Die HAL steht vornan. Direktor Huldermann, der, als Vertreter Ballins, an der Festversammlung des „Bundes der Industriellen“ in Leipzig theilnahm, sagte, nach den Berichten, er sei von dem Ergebniß der Berathungen befriedigt. Ist es wirklich nöthig, den Amerikanern aus dem Osten, die in großen Schaaren nach San Franzisko und zur Eröffnung des Panamakanals kommen werden, die industriellen, kunstgewerblichen, hygienischen, sozialpolitischen Einrichtungen Deutschlands zu zeigen? Gerade den Nordamerikanern sind die deutschen Leistungen nicht unbekannt. Will Deutschland im Ausland Kunden gewinnen, so muß es vor Leuten ausstellen, denen deutsches Wesen fremd blieb. Das sind, im Fall Frisko, die Bewohner der amerikanischen Westküste und der centralamerikanischen Staaten. Und gerade auf deren Ausstellungbesuch wird selbst in New York nicht zuversichtlich gerechnet. Deshalb bleibt die Frage offen: Ist es sicher, daß ein großer Aufwand nicht nutzlos verthan wird? U. A. w. g.*)

*) Die erbetene Antwort ist hier schon im August gegeben worden. In Menschenaltern bietet sich vielleicht nicht wieder eine Gelegenheit von der Bedeutung der aus Franzisko uns winkenden. Alle Weltmessen der letzten Jahrzehnte waren dagegen nur kleiner Quark. Das wußte man selbst auf wichtigen Vorposten der deutschen Industrie

Fünftes Kapitel: Hamburg-Bremen. Würde via Franzisko der Friede zwischen HAL und Lloyd geschlossen, so wäre ein Vorschuß auf den Erfolgd zu buchen. So weit sind wir aber noch nicht. Hamburg und Bremen wollen nicht mehr viribus unitis arbeiten. Haben es in der Wirklichkeit auch niemals gethan, sondern sich, so gut es ging, einen neutralen Bezirk geschaffen. Was der Lloyd in seinem Semestralabschluß sagte, klang nicht nach Versöhnung. Vom Streit wurde nicht gesprochen; nur der Aufschwung des Geschäftes und die finanzielle Bereitschaft gepriesen. Die liquiden Mittel betrugen, Ende August, 61 Millionen. Auch die HAL hatte erklärt, daß ihre Artillerie mit Munition reichlich versehen sei. In der Tonnage will Bremen sich nicht lumpen lassen. 160 000 Registertonnen sind im Bau; und 90 000 werden folgen. Der Ostasiendienst, den Hamburg (Passagiere und Frachten) aufnehmen wird, soll auch von Bremen in alter Weise besorgt werden. HAL und Lloyd wollen sich als Konkurrenten messen. Wie es mit der Reichssubvention werden wird, ist noch nicht sicher. Hamburg hat, aus Prinzip, den Mitbewerb um die Unterstützung von vorn herein abgelehnt. Und ob Bremen die Bedingungen, die das Reich stellt, annimmt, ist ungewiß. HAL und der Lloyd haben starke Qualitäten. Warum soll nicht Jeder von ihnen versuchen, seine Leistungfähigkeit, ohne Rücksicht auf den Anderen, zu finanziren? Freilich könnte das Experiment theuer werden. Die ausländischen Rheder werden die Preise unterbieten und die deutschen Gesellschaften zwingen, mitzugehen. Der Konflikt mit der Canadian Pacific hat gezeigt, wohin solcher Preiskampf führen kann. Und daß die Zeche, wenn die Sache schief geht, von den Aktionären bezahlt werden muß, ist das einzig Sichere. Aber die Männer, die an der Elbe und an der Weser regiren, sind gewöhnt, ihre Einfälle bis ans Ende durchzudenken. Und da ihnen gemeinsame Feinde leben, erinnern sie sich bald vielleicht wieder der Erfahrungthatsache, daß sie nicht nach der Façon des Dr. Stockmann selig werden können, den Ibsen sagen läßt: „Der Stärkste ist, wer allein steht.“ Ladon.

---

nicht; und deshalb ist das Ergebniß der Rundfragen eben so nichtig wie jeder Versuch, aus Pfennigfuchserei, im Schweiß des Kalkulatorenantlitzes, dieses große Problem zu lösen. Unselbständigkeit, der alte Erbfehler der Deutschen, nährt sich noch immer von dem Wahn, Regirende müßten wissen, was dem Reich frommt; und wenn eine Regirung, sogar die unklügste, die zu erträumen war, gegen eine Ausstellung ist, stimmt ein Troß träger Lämmerseelen ihr zu. Kein auf dem neuen Kontinent lebender Deutscher, weder Bauer noch Millionär, begreift, daß wir auch nur fünf Minuten lang zögern konnten, der Einladung zu folgen. England? Hat nicht viel drüben Lohnendes auszustellen und will den Centennartag von Waterloo durch eine eigene Ausstellung feiern. Wir müssen nach San Franzisko; mit dem und den Besten, die wir haben. Sonst: ruchlose Dummheit. Schluß. Von werthlosen Rechnerbedenken haben wir nun genug vernommen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Theater am Nollendorfplatz.

Gastspiel
des Berliner Metropol-Theaters:

Die Kino-Königin!

Anfang 8 Uhr.

Kleines Theater.

Paul und Paula

und zwei Einakter.

Gebr. Herrnfeld Theater

Was sagen Sie zu Leibusch?!

Metropol-Theater.

Abends 6 Uhr:

Die Reise um die Erde in 40 Tagen

Grosses Ausstattungsstück mit Gesang und Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier Benutzung des Jules Verne'schen Romanes von Julius Freund.
Musik von Jean Gilbert.
In Szene gesetzt von Direktor Richard Schultz.

„Moulin rouge"

Jägerstrasse 63a

Täglich [illegible]

Wintergarten

Das grosse Programm
der Gipfel der illustren Variété-Kunst
u. a.:

Duque und Gaby

das preisgekrönte
Brasil. Tänzerpaar
in ihren Schöpfungen:
Tango und Maxixe.

Travilla Bros

mit ihren gelehrigen Seelöwen
„Winks".

Thalia-Theater

8 Uhr. 8 Uhr.

Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpl. 4410.

Puppchen

Possen-Novität von J. Kren u. C. Kraatz,
Gesangstexte von Alfr. Schönfeld,
:-: Musik von Jean Gilbert. :-:

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena
Allabendlich:
Kunstlauf-Produktionen
Prunkvolle Eis-Ballets

Admirals-Bad
Tag und Nacht :: geöffnet ::
Herren- und Damen-Abteilung
Luxus-Bäder

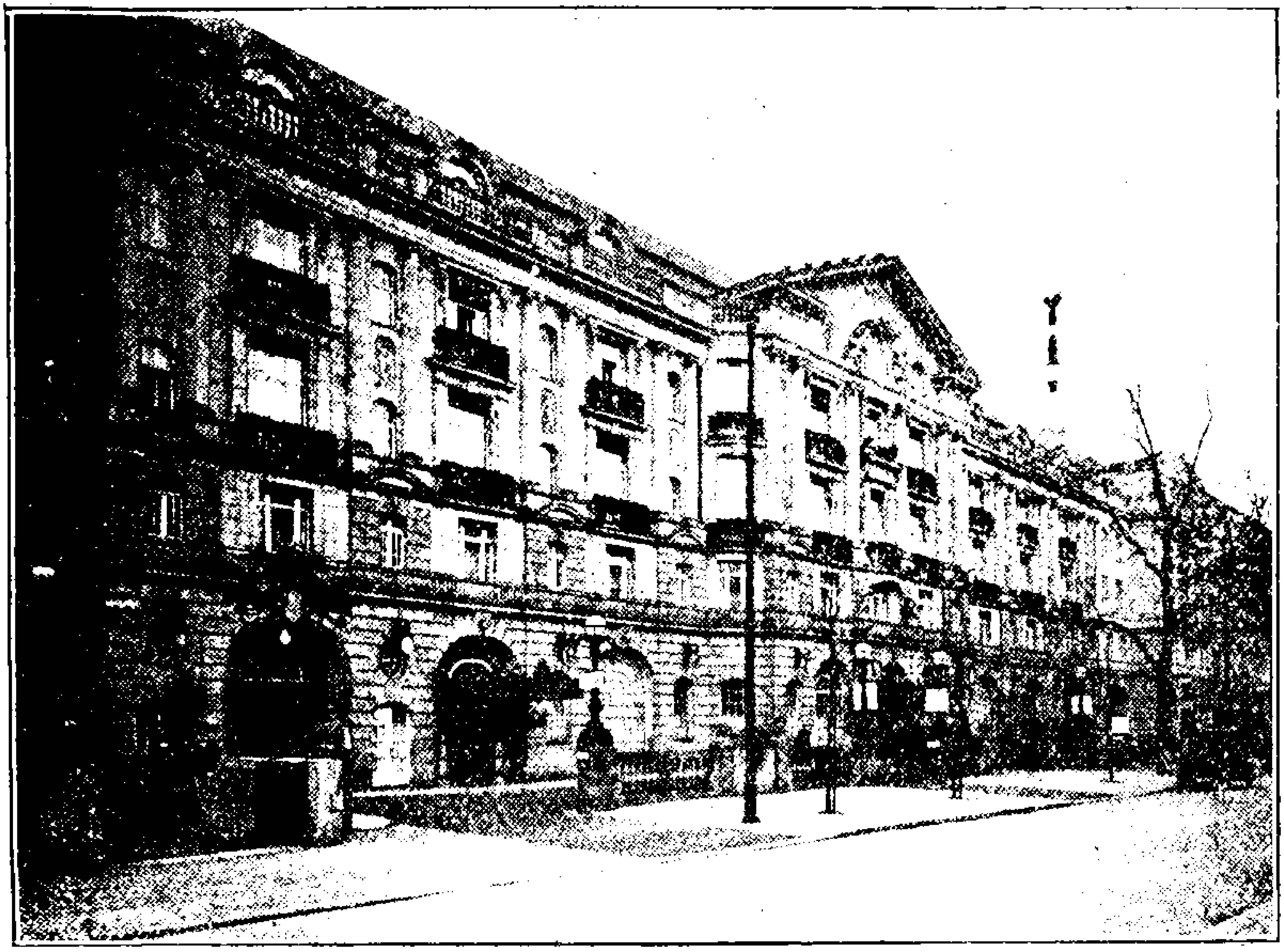
Admirals-Theater stets abwechslungsr. interess. Programm.

RICHE

Unter den Linden 27

Weinrestaurant und Bar

Die ganze Nacht geöffnet!



Das Hotel Esplanade in Berlin,

Bellevuestraße, vertritt in vollendetster Form und mustergültigster Weise das moderne Hotelsystem. Alle Erfahrungen im In- und Auslande wurden hier berücksichtigt. Kunst und Technik, Hygiene und praktische Fürsorge vereinten sich, um etwas Einzigdastehendes zu schaffen, um den Gästen den höchsten Komfort und die anheimelndste Behaglichkeit zu bereiten. In vornehmer Ruhe, dicht am Tiergarten gelegen, stößt es doch unmittelbar an einen Brennpunkt des weltstädtischen Verkehrs, an den Potsdamer Platz an, und ist von den hauptsächlichsten Bahnhöfen nicht weit entfernt. Ferndrucker ermöglichen Tag und Nacht das direkte Aufgeben von Depeschen, sprachkundige Kommissionäre und Agenten stehen den Gästen zur Verfügung. Vornehm und behaglich, praktisch und hygienisch ist die Losung bei allen Wohnräumen. Sie sind der Inbegriff des Komforts und Wohlbefindens. Einzelne Zimmer wechseln ab mit Kombinationen von Salons wie Wohngemächern und Bädern, auch sind größere zusammenhängende Appartements mit fürstlicher Ausstattung vorhanden. In jedem Zimmer Fernsprecher. Die störenden Klingelsignale sind durch Lichtzeichen ersetzt. Die Restaurants und Festräume, im glänzenden Stile Louis XVI., denen Konversations- und Lesehalle sowie der Grillroom angegliedert sind, bilden eine anerkannte Sehenswürdigkeit Berlins. In ihnen spielt sich ein wesentlicher Teil der erlesensten weltstädtischen Geselligkeit ab. Die hinter der Gebäudeflucht gelegenen Prachtgärten mit Terrassen usw. bieten dem Auge einen genußreichen Ausblick und im Sommer jedem Gaste angenehmen Aufenthalt.

Bilanz zum 30. Juni 1913.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
1. Grundstücke in Willich und Krefeld	235 696	12		
Zugang	25 266	35	260 962	47
2. Gebäude in Willich und Krefeld*)	3 298 566	26		
Zugang	286 601	81	3 585 168	07
3. Maschinelle Anlagen	3 285 794	47		
Zugang	343 148	27	3 628 942	74
4. Bahnanschluss und Transportanlagen	198 814	47		
Zugang	11 206	91	210 021	38
5. Werkzeuge und Geräte	330 453	16		
Zugang	64 146	62	394 599	78
6. Mobilien und Inventar	181 582	72		
Zugang	36 381	50	217 964	22
7. Einrichtungen u. Maschinen b. auswärtig. Filialen	55 411	79		
Abgang	7 912	57	47 499	22
8. Patente und sonstige Urheberrechte	135 656	29		
Zugang (abgeschrieben bis auf M. 1.—)	5 914	—	141 570	29
9. Kautionskonto			1 540	—
10. Debitoren: Warendebitoren	2 328 111	16		
andere Debitoren	391 703	50		
Konsignationslager-Debitoren	561 935	14	3 281 749	80
11. Vorräte: an Halb- und Fertigfabrikaten	2 618 367	47		
ab besondere Abschreibung	300 000	—		
	2 318 367	47		
an Rohstoffen und Magazinmaterialien	453 522	30	2 771 889	77
12. Versicherungs-Konto, Vorauszahlungen			8 326	23
13. Vorschüsse			14 099	17
14. Hypotheken-Darlehens-Konto			9 940	—
15. Disagio-Konto			320 000	—
16. Bankguthaben	294 858	14		
Angewies. u. verfügb. Guthaben f. Staatslieferg.	2 127 207	04	2 422 065	18
17. Kasse, Wechsel und Schecks			102 183	80
*) Nach Abzug v. M. 120 000. Hyp. a. Beamtenhäuser.			17 418 522	12

Passiva.	M.	pf	M.	pf
1. Aktien-Kapital-Konto			6 000 000	—
2. Obligations-Kapital-Konto			5 000 000	—
3. Reservefonds-Konto			314 120	—
4. Abschreibungen:				
bis 30. 6. 1912: auf Gebäude	165 535	67		
auf maschinelle Anlagen	433 641	38		
„ Bahnanschluss und Transportanlagen	27 191	50		
„ Werkzeuge und Geräte	113 878	93		
„ Mobilien und Inventar	45 269	02		
„ Einrichtungen bei auswärtigen Filialen	10 629	92		
„ Patente	50 625	96	846 772	38
für 1912/13: auf Gebäude	65 971	20		
„ maschinelle Anlagen	328 579	40		
„ Bahnanschluss und Transportanlagen	19 881	40		
„ Werkzeuge und Geräte	66 090	60		
„ Mobilien und Inventar	61 158	30		
„ Einrichtungen bei auswärtigen Filialen	5 541	29		
„ Patente	13 565	60		
Besondere Abschreibung auf Patente	77 377	73	638 165	43
5. Akzepte-Konto			1 215 325	06
6. Bauzinsen-Konto			2 650	—
7. Zinsschein-Einlösungs-Konto			74 475	—
8. Dividenden-Konto			2 040	—
9. Arbeiter-Unterstützungskassen-Konto			1 873	98
10. Unterstützungsfonds-Konto			240	63
11. Kranken- und Invalidenversicherungs-Konto			4 924	71
12. Rücklagen-Konto			82 052	57
13. Talonsteuer-Rücklage-Konto			19 000	—
14. Kreditoren			1 788 006	60
Reingewinn			1 428 875	76
			17 418 522	12

Gewinn- und Verlust-Rechnung zum 30. Juni 1913.

Soll	M. pf	M. pf	Haben	M. pf
Handlungsunkosten-Kto.	556 465 89		[illegible]	142 842 05
Zinsen- u. Agio-Konto	361 872 97		[illegible]	2 879 840 20
Hypotheken-Zinsen-Kto.	4 382 50			
Schuldschein-Zinsen-Kto.	[illegible]	[illegible]		
Abschreibungen		[illegible]		
Gewinn		[illegible]		
		[illegible]		3 022 682 25

W[illegible], im September [illegible].

Stahlwerk Becher, Aktiengesellschaft.

Der Aufsichtsrat [illegible] Der Vorstand: [illegible] Becker.

Die vorstehende Bilanz [illegible] geprüft und mit den ordnungsmässig [illegible] gefunden.

[illegible]

[illegible] Kleinmann. [illegible]

Durch Beschluss der Generalversammlung vom 20. September d. J. wurde die Dividende für das Geschäftsjahr 1912/13 auf 12%, also auf **M. 120.—** für die Aktie, festgesetzt. Dieselbe ist sofort zahlbar

bei der **Kasse der Gesellschaft in Willich,**
beim **Barmer Bankverein, Krefeld,** und bei den übrigen Niederlassungen des Barmer Bankvereins,
bei der **Bank für Handel und Industrie in Zürich und Zug,**
bei dem **Bankhause Lüscher & Co. in Basel.**

Der Aufsichtsrat besteht jetzt aus den Herren
Julius Becker, Düsseldorf-Obercassel,
Dr. jur. Norbert Le Gallais, Luxemburg,
Konsul Paul Gredt, Ingenieur, Luxemburg,
Hans Feuerschütz, Berlin-Steglitz,
Adolf Kempken, Wickrath.

Willich, den 22. September 1913.

Stahlwerk Becker, Aktiengesellschaft, Willich.

Der Vorstand: **R. Becker.**

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit **herrschaftlichen Wohnungen von 4—7 Zimmern** fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben **Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc.** Einige Häuser sind auch mit **moderner Ofenheizung** ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengelass versehen. **Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens.** Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 96 E, 99, 35 und 44, Autoomnibus 4c. **Die Fahrzeiten** betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

nach dem **Halleschen Tor ca. 7 Minuten,**
„ der **Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,**
„ der **Ritterstrasse—Moritzplatz ca. 15 Minuten,**
„ dem **Dönhoffplatz ca. 15 Minuten.**

Eine **neue Linie** wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, **in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.**

Die untere Hälfte des **Parkringes,** welcher mit **reichlichen Spielplätzen** und einem **grösseren Teich,** der im Sommer zum **Bootfahren** und im Winter als **Eisbahn** dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im **Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes,** Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, **Telephon Amt Tempelhof 627,** und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich **Anschluss von Waschtoiletten** an die **Warm- und Kaltwasserleitungen,** bezüglich der **Auswahl der Tapeten** wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 60 000 000,— Mark. — Reserven ca. 8 200 000,— Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG

Zweigniederlassungen bezw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismark i. Altm., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egeln, Eibenstock, Eilenburg, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhausen (Kyffh.), Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hersfeld, Hettstedt, Ilversgehofen, Kamenz, Kloetze i. Altm., Langensalza, Lommatzsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg i. A., Osterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riesa, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br., Sebnitz, Sondershausen, Stendal, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magdburg), Wurzen i. S., Zeitz, Kommandite i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

MOSSE & SACHS

Berlin NW 7
Unter den Linden 56
(Haus Zollernhof)

Bankgeschäft

Fernspr.: Ztr. 12450-52
Telegramm-Adresse: Samossbank

Zur gefälligen Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der

Bellaria Vertriebs-Gesellschaft m. b. H.

bei. Wir empfehlen diesen Prospekt der besonderen Beachtung unserer Leser.

Radium-Wunder.

Die Radium-Therapie bei gichtischen und rheumatischen Erscheinungen bedeutet für die vielen Menschen, die an diesen weitverbreiteten Krankheiten leiden, eine starke Hoffnung. Rheumatiker und Gichtiker werden skeptisch lächeln, wenn sie die nachstehenden Zeilen lesen. Denn gerade sie haben schon in allen möglichen Bädern vergeblich Heilung von ihren schweren Leiden gesucht. Im besten Falle haben sie eine vorübergehende Linderung gefunden. Jetzt aber hat die Wissenschaft einwandfrei nachgewiesen, daß die Harnsäure im Organismus durch Radium zerstört wird. Daß diese Zerstörung auch im Blut des Gichtkranken erfolgt, konnte bald durch die Herren **Geheimrat Dr. His** und **Dr. Gudzent** von der Königlichen Charité in Berlin festgestellt werden.

Selbst veraltete Gichtleiden wurden gebessert und behoben. In 13 von 14 Fällen wurde festgestellt, daß die Harnsäure durch die Radium-Kur völlig aus dem Körper schwindet! Und daß die Harnsäure der Urgrund aller dieser Krankheitserscheinungen ist, wissen die Rheumatiker und Gichtiker selbst. Die Quelle, aus der dieses erlösende Wasser am stärksten sprudelt, ist die Wettin-Quelle des Radiumbades Brambach i. V.

Es erregte kein geringes Aufsehen in der ganzen Welt, als bekannt wurde, daß den Bergen des Vogtlandes ein Eisensäuerling mit einer bis dahin einzig dastehenden Radium-Aktivität entspringe. Es gelang bald, diese Quelle zu fassen, und die wissenschaftlichen Untersuchungen von Fachmännern ersten Ranges bestätigten die Tatsache von ungeheurer Tragweite, daß hier die stärkste Radium-Mineral-Quelle der Welt mit einer Aktivität von 2270 Macheeinheiten tatsächlich erschlossen worden war. Daß man mit einem solchen Wasser eine viel größere Heilkraft und Heilwirkung erzielen konnte, als es bisher geschehen war, unterliegt wohl keinem Zweifel. In kurzer Zeit erhob sich auf den grün umwaldeten Höhen des oberen Vogtlandes ein Kurhaus und eine Badeanlage, wie man sie zweckdienlicher nicht findet. Die sogenannten Radium-Trinkkuren wurden eingerichtet, bei denen an jedem zweiten Tag dem Patienten das zu nehmende Quantum Radium-Wasser frisch ins Haus geschickt wird.

Bei einer so ungeheuren Stärke, wie die Radium-Quelle Brambach sie aufweist, enthält das Wasser noch am dritten Tage weit über 1000 Macheeinheiten. Das ist immer noch mehr, als je im Lande selbst geboten werden konnte, so daß eine glänzende Heilwirkung bei Rheumatismus, Gicht, Ischias Neuralgien, Alterserscheinungen, Schwächezuständen, Schlaflosigkeit Erkrankung der Schleimhäute und Blutarmut nach dem Genuß der Quelle in Erscheinung tritt. Die Kur an sich ist gar nicht kostspielig.

Jeder Leidende sollte sich im eigenen Interesse mit dieser Kur vertraut machen. Man braucht die Lebensweise nicht zu ändern, man hat weiter nichts zu tun, als das natürliche und gut schmeckende Mineralwasser der Wettin-Quelle zu trinken, das einem regelmäßig zugesandt wird. Man wird schon nach 2—3 Wochen merken, daß der ganze Organismus aufgefrischt und gereinigt wird.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Oktober 1913.

Moritz und Rina.

Kressin, Neujahr 5674.

Mijnheer!

Dank fürs amsterdamer Kärtchen; spät, aber herzlich. Sehr angenehm, unsere liebe Frau Elisabeth Bas mal wieder dicht in der Nähe zu sehen; durch die Lupe, versteht sich: denn Augen noch greiser als Scheitelsträhnen. Nur als Lebens- und Liebenszeichen gedacht oder auch, um, in Eurem ruppigen Berlinerisch, anzudeuten: So siehste nich aus? Leider: nich. So aber müßte ein altes Weib aussehen, das dem Auge noch was bieten will. Mevrouw Swartenhont (Meiner meint, ein Schwarzhund würde bei uns nie Admiral) hats in sich. Haltung! Hände! Eine, die sich ihr Leben lang nicht zu ekeln brauchte; allem Unsauberen auf Meilen fern blieb und alles Trübe im Stillsten auswittern ließ. Fein und doch unterm Schnee noch gar nicht gebrechlich. Mein Fall. Möchte sie gekannt haben; und ihre Kinder, ohne die mir sie nicht vorstellen kann. (Auf den Herrn Admiral würde verzichten; Ehemänner sind nicht so determinirend, wie sich gern einbilden.) Weißt: Dein Rembrandt konnte nicht nur malen wie kein Anderer, sondern sah auch innen mehr als vor und nach ihm Einer. Der Mund, die (ungleichen, wie durch Nebel spähenden) Augen: Mütter lernen ein ganzes Leben daraus fühlen. War eben ein großer Kerl; bis an den Wesensrand voll verstehender Liebe. Bleibt, trotz Geschäft- und Mätzchenmacherei, in Ewigkeit die Hauptsache. Der Mensch, der hinter dem Gemal, Gedicht, Getracht steht. Ob Der

sich, rechtschaffen fromm, als Allverwalter empfand oder blos nach Geld und Ruhm lechzte. Deshalb habe ich zu den Neusten kein Herz; zu viel in der Zeitung und auf dem Film. Aber ich predige langbehnig; und Euer Liebden gähnen diskret. Also: Holland for ever! Wenigstens ein Pünktchen im All, wo der Falter sich beständig zeigt. Und wie gehts, drinnen und draußen? Frau Bas mit Gruß ist gut; ein Brief wäre besser. Hast aan zee doch nichts zu thun; blos den Reckenleib abzuspülen und standesgemäß zu füttern. Da könnte für arme Verwandte schon ein größerer Happen abfallen. Seit wir gehochzeitet haben: nuscht (wie Westpreußen noch immer grunzt); ist nun aber Jahrhunderte her. Nur das treue Lottchen berichtet pünktlich; und nicht zu knapp, die gute Seele. Scheint in dem Nest des Jungen ja Alles in Ordnung. Und der Tag, der was ins Bettchen legen soll, rückt allmählich heran.

Ich gehe nicht hin. Findest mich lieblos? Wird mir schwer genug. Aber Alles normal, Marie Luise fit, tapfer, umsichtig. Und eine Wochenstube mit zwei Schwiegermüttern ist der Schrecken schrecklichster. Junges Volk muß allein sein; gerade in solcher Zeit. Sich zu einander raufen. Ohne aufdringliche Vorsehung im Unterrock (le nommé Bismarck) sich in harter Zeit in einander einstimmen und schmecken, wie Wehen des Elternglückes sind. Sonst fehlt ihnen ein Haupterlebniß. Ich bleibe. Trotzdem mich mit der Madame Geheimen Kommerzienräthin schließlich verständigen könnte. Aber sie ist ortskundig; und Entbindung gesunder Frau heutzutage nicht mehr event, vor dem man bebt. Außerdem: Lotte nah! Was Die vermag, mit ihrem leisen Willen, ihrer bedachtsamen Entschlossenheit: dagegen ist Deine Schwester ein Kurrendemädel. Ihr auf dem Hals hocken und jeden Morgen, jeden Abend ins Nest gucken, obs noch nicht so weit ist? Für die Frau genirlich, dem Jungen Last und mir Marter. Abgemacht. Auf die Gefahr, daß die allerwertheste Nachbarschaft von „gespannten Beziehungen“ munkelt. Schnuppe. Je älter, desto unduldsamer (Gegensatz zu unserem Fürsten, der aber auch „man so that“ und an Menschenverachtung Erkleckliches leistete). Verachte Gerede, Vor- und Nachurtheil und mache, wenn mit dem Herrgott, den Du auf den Grüßfuß stellen möchtest, einig bin, gar nichts draus, ob rings-

um süß oder sauer geschmunzelt wird. Nach Neun ist doch Alles aus. Deine Schule. Habe oft bereut, daß Dich nicht „korrekt“ genug fand. Einzig Richtige: à la fortune du pot genießen und sich auf natürliches Anstandsbewußtsein verlassen. Fehlts oder lahmt, dann hilft keine Latwerge und kein Tonic. Deine Schule. Und Adolfs Wonne.

Der? Kapitel für sich. Lange gequengelt und neue Gichtmittel durchprobirt. Jetzt hüpft er wieder, Gott sei Dank. Zwischen uns sind die Wasser nicht flacher geworden; doch zwingt Gerechtigkeit zu dem Bekenntniß, daß er, wie sein Liebling aus Bordeaux, durch Ablagern etwas schmackhafter wird. Manchmal schon verständige Ansichten. Werde ich röther oder blaßt er ab? Unsicher. Jedenfalls eher möglich, ihn anzuhören. Las mir, mit Podagra, Boyen, Marwitz, Treitschke und anderes Gute über Dreizehnerjahrgang vor und half dadurch über offizielle Schimpfirerei leidlich hinweg. Mir zu Gefallen, brummte er; und betonte zuerst immer seinen „Standpunkt“. Worauf Deine Ergebenste hustete. Auf die Dauer hats ihn gepackt und die Schönheit von Schwarz-Weiß, endlich, wieder sehen gelehrt. Rückfälle nicht ausgeschlossen. „Die Welt dreht sich, und wenn Dich mit beiden Schultern (sein blödes Kompliment schlucke ich) gegen die Achse stemmst. Dein Herrgott hat andere Eisen ins Schmiedefeuer gelegt; will also anderes Werkzeug. Wir sind von Olim. Findest in Mackensen eine Faser von Boyen, in Kluck und Heeringen (Inspecteurs!) eine von Scharnhorst? Nur Bethmänner sind uns geblieben; über die Dein größter Otto ja alles Nöthige gesagt hat.“ Meist mündets dann in einen Lobgesang auf das auserwählte Volk, das nun sogar schon auf Golf-, Tennis-, Rennplätzen vornan sei. „Wer macht das Rennen? In England ein Mr. Joel (in Firma Barnato), in Frankreich ein Rothschild, in Oesterreich Seine Gnaden Herr Mauthner von Markhoff (vielleicht falsch geschrieben; um so was bemühe den Gotha nicht), chez nous der allgewaltige Baron Oppenheim. Wer fischt Tennisturnierpreise? Auf Wunsch auch Athleten. Voilà! Sei froh, daß Dein Kleiner Eine hat, die wenigstens auf der Vatersseite mit Sem eng verwandt ist. Das fleckt heute. Wer heilt den Schmerz des so durchlauchtigen wie liebenswürdigen Max Egon? Herr Mankiewitz. Wer schenkt Fritzenreliquien? Herr Simon. Wer

sieht den märkischen Landadel um sich geschaart? Herr Friedlaender. Wer kauft ein Hohenzollernschloß sammt dem Nähtisch der Königin Luise? Herr Rathenau. Wer wird zweiter Klasse gekrönt, wenn Kassel den tausendsten Geburtstag feiert? Herr Aschrott. J'omets, et des meilleurs. Und die klügste, also nationalste Politik macht zwischen Metz und Insterburg schließlich noch der Herr Ballin." So redet er; alle Tage. Glimmts aus mir auf, dann grient er: „Selbstironie ist eine höchst achtbare Form des Gedankenausdruckes." Ekel mit Fransen. (Was die Frau Bas eben nicht gerochen hat.) Muß am Ende noch hallelujan, weil er nicht zu Moses & Co. übertritt. Lichte Momente trösten. Hat den Leuten am fünfzehnten Juni eine Rede geschwungen, der ich, sonst gewiß nicht stolz auf diesen Hausmajor, die Reichstagsakustik wünschte. Nicht ein Bitterkörnchen zu viel; keins zu wenig. Den Jungen brannten die Lider und die Aelteren bissen so grimmig in die Schnauzbartwurzeln, als ginge es morgen noch einmal nach Spichern. Gar nichts, versteht sich, über unsere Misere. Aber auch kein unwahrhaftiges Tönchen. „Vor hundert Jahren war unser König so schlecht bedient, daß er die Männer scheel ansah, die ihn zur Befreierthat aufriefen. Weil er sie für vorlaut hielt; für Feinde des Thrones. Sie sind standhaft geblieben, aufrechte Preußen: und haben gesiegt. Die Pflicht thun, Landsleute! Was auch draus werde. Gute Nacht!" Weder Huldigung noch anderes Wortgebrock. Auf dem Feld, unter schön ausgestirntem Himmel. In Königs Rock stand er, als wäre nie mit dem Zipperlein auf Du und Du gewesen. Ein Aktiver. Hat viel in mir gutgemacht. Wie ein alter Schloßhund geheult.

Die heulen aber wohl gar nicht mehr. Abgeschafft oder heiser. (Eulenmarschall, dem sie auf Augenwink parirten, geht also wirklich ins Altentheil. Ein Verlust für Herrn und Gesinde. Glockenaugust sähen wir lieber verschwinden als Eulenaugust, zirpte hier eine Mittelcharge, die sich, Besuchens halber, huldvoll aufgeknöpft hatte.) Wozu auch heulen? Geht ja wie auf der Schlitterbahn. Alles im Superlativ glatt. Jahrhundert- und Vierteljahrhundertfeier, Balkan und Kleinasien; in sämmtlichen Kontinenten. Daß Unsereins diese Welt nicht mehr versteht, ist eigene Schuld. Rückt und rührt sich ja nicht. Wie in altbackenen Familien Hammel mit

Teltowern, Schmorbraten mit Backobst seinen unveränderlichen Tag hat, so hier Jagd, Fest, Besuch, Stapel und der Rest. Schlesien, Preußen; bis die Reihe herum ist. Ob wahr, daß mit Pleß und Lichnowsky (der, ahnt Adolf, sacht zum Kanzler erzogen werden soll) ganz, aber ganz hohe Politik gemacht und englische Erlaubniß, „in Mesopotamien unsere Interessen wahrzunehmen“, als Errungenschaft gebucht wurde, weiß nicht; bin auch in diesen jüdischen Ländern nicht bewandert. Verdarb mir den Magen an Escoffier, dessen Cumberlandsauce zu Schweinernem sehr bekömmlich ist. Läsest? Der Mann ist Küchenchef auf dem „Imperator“ (Dein Ballin kann sichs leisten) und erzählt, was unser Imperator zu ihm über deutsch-französische Freundschaft sagte. Spaß? Ernst. Ist sogar gedruckt, in alle Erdecken telegraphirt und übersetzt worden. Cuisine diplomatique noch heute kein leerer Wahn. Müßte eigentlich aber Appetit nach Politischem vertreiben. Wenn mans nicht im Blut hätte und jedesmal wieder wild würde, wenn man Neues liest. Winter- und Sommerserie gleich schwarz. Als das Aergste überstanden glaubte, ging das Geklöhn über den Schwadroneur Bebel los; selbst in halbwegs reinlichen Blätern Tonart ungefähr, als dem Reich eine Grundmauer geborsten. Ausführlichstes über die Rednerei seiner Erben, die irgendwo den üblichen Herbststank fabrizirt haben. Findest Alles sehr richtig? Immer noch für nouvelles couches mit Kümmelbrötchen? Zur Liebe kann Dich eben so wenig zwingen wie der Mohr Paminchen. Fürs Gemüth brauchtest nie viel. Ich darbe, Liebster. Möchte mich wieder einmal satt freuen; einmal noch an Allgemeinem. Nicht nöthig, daß die Bescherung gleich aus der großen Gedankiste kommt. Nur: Nennenswerthes wollen und fest durchdrücken. Nicht dieses Hindösen mit Rüstung und Flöte, Schwindel und Selbstberäucherung, Feierei ohne Andacht. Verstehst? Wenn mein altes Ohr nicht trügt, lebt unser Volk sich auseinander; werden die Spalte und Risse in jeder Nacht tiefer. Ruhm, Gunst, Titel, Orden: nur noch Kostenpunktfrage. Deshalb wird geschwitzt, bis der Kasten sich füllt, und dann erschachert, was des Herzens Begehr ist. Eine Prinzessin erschießt sich, weil ihr nicht gestattet wurde, sich auf Bankiergold zu betten. Ein deutscher Fürst verpulvert ererbte Moneten und muß, um im Glanze

zu bleiben, den Ahnenbesitz in Börsenpapierchen verzetteln. Das ist unser Grünholz. Das hehre Muster, dem nachzueifern ist. Ehrfurcht? Gerümpel; hinter dem Schaukelpferd, dem die Sägspähne aus dem Schlitz quellen. Wovor denn? Jegliches Ding ist ja ohne Apparat zu erklären und eins von heute dem aus Urväterhausrath stets vorzuziehen. Wir machen Alles neu; Alles, mit dem kleinen Finger, tausendmal besser als die braven Schmalhänse, die vor uns waren, mit der ganzen Hand. Was wir nicht können, könnten Die nimmermehr. Und ihr Gelungenes muß, um wieder tragbar zu sein, wie ein Fuchsmüffchen, modernisirt und aufgefärbt werden. Uebertreibung? In einer großen Zeitung stand neulich, unter so schwierigen Verhältnissen, wie wir sie jetzt haben, hätte Bismarck nichts Anderes vermocht als der uns Zugefügte. Stand, daß wir von Erfolg zu Erfolg schreiten und, wenn nicht blind und boshaft wären, jeden Tag einen Sieg ins Historienbuch schreiben müßten. Dein Schwager strampelte vor Vergnügen. Hörte aber auf, als ihm noch Neueres unter die Nüstern hielt. Da kriegte Schiller was auf den Schnabel. Der sei immer zu redselig, besonders im Tell, dem deshalb der „rhetorische Schwulst“ abgezapft werden müsse. Und worden ist. Für ein Theater, das sein Künstlerthum im Titel trägt. Melchthal darf nicht über die edle Himmelsgabe des Augenlichtes reden, nicht den Eispalast (wegen des Pleitegeruches: Adolf) erwähnen, in der Hohlen Gasse sind aus dem Monolog drei Viertel oder vier Fünftel gestrichen; und so gehts durch alle Urkantone. Nur bei uns, bei Euch möglich. Noch in Lille gäbe es Aufstand, wenn Corneille oder Racine so rüpelig behandelt würden. Berlins Großmäuler preisen das Schindluderspiel als genial. Denn ein Bauer sagt doch nicht: „Alle Wesen leben vom Licht“ oder: „Mach Deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!“ In Bürglen nicht öfter als in Schlawe. Doch der Schiller sagts, der auf Bauernechtheit mit Engelslippen pfiff; und ist Der Euch nicht paßlich, dann laßt ihn in seinem Himmel, Ihr Ochsen! Eurem Glotzauge scheint er nie „natürlich“; will auch nicht. „Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich!“ Der Ruf hieße heute sein Leitmotiv. Soll er nun ins enge, dumpfe Leben herunter und des Ideales Reich zur Zeppelinhalle auf Walzen umgebaut werden? Kann

meines Vaters Sohn niemals billigen. Aber wir halten still und die Bengelei kommt obenauf. Das sind wir. Keine Ruhe, ehe das Heiligste verschandelt ist. Fritz Schiller war auch nur ein Mensch; zum Piepen sein Wunsch, „allen Unrath der Wirklichkeit“ abzuschütteln. Weil seine Versfüße aber noch Geld holen, darf er nicht einschlafen. „Garantirt echte Naturbutter.“ Wer dem Gral das rechte Henkelohr ankittet, kann ihn getrost an Bolles Milchwagen hängen. Siehe 1813, Schiller etc. Das sind wir geworden.

Lächelst, weil tête de linotte Allerlei zusammenquirlt. Einem, der mir Bruder war, hats trotzdem manchmal gemundet. Kann aber den Napf zudecken und, noch länger, geduldig des Segens aus Deiner Schöpfkelle harren. Wie einst im Mai, als noch ohne Laufzettel alles Wichtige erfuhr. Meinst etwa, ich könne mir was denken, wenn ich von „Albanien“ lese, errathen, wem in Wien die saftigsten Dummheiten zuwachsen, und Greifbares vorstellen, wenn von „geschickter Führung unserer Politik“ geschwefelt wird? Keinen Schimmer. Merke nur, daß in Südost, wo man gestern das Gekribbel ungewaschener Eigenthumsfeinde sah, viel Glaube, Todesverachtung, ernste Hingabe ans Vaterland wohnt und daß der Stärkste, wenn ihm diese Brüderschaft an den Kragen ginge, nichts zu lachen hätte. Altem Widerwillen gegen die Türken (der mit ihren Favoriten, Odalisken und anderem Fettfleisch nichts zu thun hat, Moritz Pascha) ist jetzt ein dicker Bulgarenhaß einplombirt worden. Mit Wämmslein und Hose föchte ich heute lieber als morgen gegen die Bande (die Bismarcks Ahnung schon dunnemals ohne Retouche gezeigt hat); und unter dem kleinsten Krönchen würde messieurs mes frères nicht schlafen lassen, bis der Herr Ferdinand aus Ordenlisten und militärischen Würden gestrichen wäre. Das wollte sich zum Kreuzfahrer plustern! Dein Schwager macht, wenn auf diese Majestät die Rede kommt, Aeugelchen und murmelt von Riesenskandal, der da noch herauseitern werde. Für meinen Bedarf ists schon genug, ohne Persönlichstes, und ich begreife die Wiener nicht, die sich, mit ihrer guten Allure, solchen Kumpan nicht vom Leib halten. Wer begreift sie noch? Nicht mal meine Liebe, die doch vor Keudellchen und seinem Gewaltigen nicht kapitulirte (und nur bis zu Grillparzer niemals mitging. „Denn

die Größe ist gefährlich und der Ruhm ein leeres Spiel“: danke verbindlichst. Einer, der Manches konnte und mit Anmuth boshaft und mit einem Pultköpfchen sinnlich war; doch seelisch ein Knirps oder Krüppel und deshalb weder Volksmagister noch fähig, eine richtig gehende Frau Bas zu erträumen.) Bin entgleist, Unbeirrbarer; und versuche gar nicht erst, mich in die Schienen zu finden. Die Tochter an der äußersten Wasserkante, um das Marinemännchen, wenn die salzige Kommandozeit um ist, schnell zu umfangen. Der Sohn in der Klemme zwischen Industrie und Vorwöchnerei; trotz Herzenszug ein Bischen entfremdet. Wer wird hier sitzen, wenn uns die Sonne untergegangen ist? Hatte mir Alter anders gedacht. Du kennsts nicht, Giovanni. Dir grünt die schöne Zeit junger Liebe bis übers Grabgewölb. Wie heißt sie denn diesmal? Diskretion Ehrensache. Mag aber nicht leugnen, daß auf andere Antwort heißer brenne. Des „edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich, des vielerfahrnen Mannes“. Muß gestrichen werden, weil keiner Bauersfrau so der Schnabel wuchs? Meinetwegen. Von Luther die derbsten Schmaussprüche, von Fritz einen Exerzirgriff, von Bismarck ein blank gehämmertes Sätzchen. Das sind wir. Viel weiter langts heutzutage nicht mehr. Wir nehmen, was gerade in unseren Kram paßt, und lassen das Andere liegen. Naschen aus dem Pudding die Rosinen und von der Geflügelschüssel die Trüffeln weg. Wie der Ostpreuße, der in Luzern an der Table d'hote alle Spargeln köpft und des Nachbars schüchternem Einspruch antwortet: „Aber, Mannche, Dat is ja dat Baste!“ Luther, Fritz, Schiller, Bismarck sind uns, im Grunde, langweilig und unbequem; mit Dem, was von ihnen glitzert, aber noch nicht ganz zu entbehren. Also: Spargelköpfe. Wohnt Dein Herr Schwager im Recht? Sind wir von Olim? „Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter versammelten und des Landes Wohl bedachten in vernünftigem Gespräch, aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort, was der Verständige denkt, der Gute wünscht, und still im Herzen hab' ich mirs bewahrt.“ Bin wohl, wirklich, die Letzte, wie Ihr, allzu einstimmig immer, radotirt, und mit meiner „Erinnerung“ mehr noch als mit dem Bischen „Gedanken“ Euresgleichen lächerlich. Dagegen wächst nirgends Kraut. Daß aber gar kein

kluges Wort höre, kein nahrhaftes in den Magen kriege, ist dicke Strafe. Wofür? Weiß nichts. Weder von Cumberländerei, die flickig aussieht, noch von Manuels Flitterwochen, über die Gräuliches gedruckt wird (hatte, trotz Katholizismus, für Sigmaringer stets Einiges übrig); über berliner Stimmung nichts Genaueres als über Balkanunfug mit Beilage. Ob mit Wien so schlecht stehen, wie geklatscht wird, und ob S. M. (was ja wieder arg wäre) in Schlesien empfohlen hat, auf Polen „dreinzuhauen". Nichts. Nur, daß mich entschließen muß, in Waisenrolle zu schicken; daß unsere Klitsche nicht, wie Max Egons Fürstenthum, in Antheilscheinen auf dem Judenmarkt (nicht dem amsterdamer, der, trotz Nase, mein Entzücken) zu verschleißen wäre; und daß der Witzmacher Loewenfeld eine helle Stunde hatte, als er auf dem Ballinienschiff den Platz suchenden Kommandirenden zurief: „Hier hinten; die Vorderplätze sind für die Herren Israeliten reservirt." Alle. Höchste Zeit, 5674 zu datiren. „Wie wärs, wenn wir Juden würden und das Königreich wieder aufs Tapet brächten? Ists nicht ein schlauer und herzhafter Plan?" Das streichen Die up to date nicht. Nur das Deutscheste. Das diesen Friedrich zum Schiller macht. Noch zehn Jährchen so fortgefilmt: dann stimmts völlig. Gute Nacht!

Rina.

Noordwijk aan Zee, Rembrandt und York.

Vielliebchen,

Guten Morgen! Nöthiger als: gute Nacht! Denn wir müssen wach bleiben oder werden. Wunschmaid und Herzweh reimt eben so schlecht wie trübe Resignation mit Adolfi löblicher Pflichtpauke, deren sanftes Gedröhn gern mit eigenem Ohr ausgeschlürft hätte. Schlafenszeit? Noch lange nicht. Zwar ist hier die Sonne schon „un'er" und Scheveningen blinkt so schelmisch, als ob um den Steg noch Mädchenfluth wäre. (Anfang Oktober! Das letzte Fähnlein längst in die berliner Motzbars heimgekehrt.) Und Ihr seid um drei Viertelstunden voraus. Wirkung des Junkerregiments oder in der Welt vornan: bitte, sich zu bedienen. Euren Himmel ahnt mein Herz schwarzblau. Hier: hellstes Kupfer. Als wären alle Einmachkessel an Herrgotts ewig besonntes Küchenfenster gestellt, dem blaß-

blaues Drahtgeflecht die Fliegen abwehrt. Die Fliegen! Wären sie nicht und besänge, bepfiffe, bejohlte nicht jeder Wandler und Radfahrer Puppchens Augensterne, ich käme nicht aus dem Rausch. Unwahrscheinlich schönes Wetter. Seit Wochen. Mittelmeer mit Nordlands Strand, Düne, Morgen- und Abendweihe. Ohne Badekarren, Menschenduft und Komfort der Neuzeit. Aller Wunder so voll, daß Scham abmahnt, darüber zu reden. Nur das importirte Pöbellied, wohl das ranzigste aus der Tonne, und die eingeborenen Fliegen erinnern an Alltag. Beide gleich zäh. Trage, was die Gottheit (und die Plattenfabrik) sendet. Muß aber innig bitten, mir fürder nicht unfrommen Sinn nachzusagen. Anders als die Reinette von Pommern, die zweimal täglich mit dem Herrn der Heerschaaren auf Mensur steht, weil ers nicht macht, wie sie möchte, und ihm unter Zähren dann Fehl und Trotz abbittet. Auf meine Art andächtig. Vor einer Libelle, die, so spät noch, auf Hälmchen wippt. Vor der Qualle, die Himmelsfarbe spiegelt. Und wieder wild wie der Urfrömmste, wenn Sünde wider Gott-Natur ruchbar wird. Katechisation drum respectfully verbeten. Sind aber, wenns drauf und dran kommt, fast immer einig. Exemplum: Schiller. Den macht das Gehudel da unten nun also „wiederlebensfähig“. Mußte kommen. Herr Snob ist schon lange Bürger des Deutschen Reiches und seine Stimmgabel giebt den Berlinerton an. Daß der heilige Mann aus Schwaben seine Menschheit zu langwierig reden, in zu wohlbestallten Perioden edles Fühlen und hehre Gedanken ausströmen, auströpfeln läßt, hört ein Stocktauber. Einen Macduff oder Cassius, Häuptling Marbod oder Kurfürsten Friedrich Wilhelm konnte unser Feldscher nicht auf zwei Beine stellen. War weder Shakespeare noch Kleist; eben nur: Schiller; immerhin Etwas. Rhetor, je veux bien; aber sein Melos ist aus einer Rebe gekeltert, die nicht mehr nachwächst. Nehmt ihm das Schillern, das nicht vor, nicht nach ihm in irgendeiner Welt war: Ihr nehmt ihm sein Eigenstes. Die mit Goldfäden und Perlen bestickte Prunkdecke, die manchmal nur das roh gezimmerte Holz eines Schaugerüstes birgt. Wers ahnen läßt, sündigt an der Majestät des Genius, der aus Bühnenbrettern den Thron schuf.

Schütze Tell hat nie zu meinen Lieblingen gehört. Ob ihn

Barnay bildschön, mit in biederes Treugefühl herabgedrückten Brusttönen, gab, Herr von Sonnenthal den Bürgler, mit Nachlaß der Taxe, in den Stand judaeomagyarischer Magnaten erhob oder Matkowsky eine verträumte, scheue Prachtbestie spielte, vor der auf schmalem Steg nicht nur ein Jammervögtchen von Geßlers Schlag beben könnte: kein angenehmer Zeitgenosse. Zu selbstgefällig; mit einem ganzen Felleisen voll frommer Weisheitsprüche; Einer, der seine Biographie, mit schmatzendem Bewußtsein, sich vorlebt und im Finstersten schlau auf mildernde Umstände erpicht ist. Dennoch: rührend durch das Pathos, das aus Schillers kindhaft heldischem Wesen kommt und, heute noch, so purpurn glüht, daß die Milch frommer Denkart uns in Blutfarbe schimmert. Was Goethe (ohne den nie auf die Walze gehe) anno 1797, als er mit Freund Meyer die Kantönli bereiste, aus dem Tyrannentöter machen wollte, wäre mir lieber geworden. Dessen Landvogt sollte „einer von den behaglichen Tyrannen sein, welche herz- und rücksichtlos auf ihre Zwecke hindrängen, übrigens sich aber gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen“; sein Tell „eine Art von Demos, ein kolossal kräftiger Lastträger, sein Leben lang beschäftigt, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg hinüber und herüber zu tragen, und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinn war er den reicheren und höheren Landsleuten bekannt und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern“. Eine ganz andere Nummer; ein Gedicht von „etwas läßlicher Anlage“, aber ein Tell für haarige Männer. Schiller hat das Thema, das ihm der noble Freund schenkte, „nach seiner Weise zurechtgestellt und geformt“. Dabei, dünkt mich, sollten wirs lassen; bei der wunderherrlichen Maskerade, die, zwei Jahre vor Jena, von Jena aus alle Trägheit und Rheinbündlerei aufzurütteln trachtete. Da sogar, wo der Goldfaden ein Bischen abgescheuert, der matte Perlenglanz ins Speckig-Blanke gewetzt ist, nicht das Trennmesser brauchen. Wie das Schillerding ist oder gar nicht: einzig gescheite Losung. Mir war zum Speien, als las, wie schön und doch „natürlich“ es wirkte, daß die Bauern erst durch ein verlegenes

Begrüßunglachen den Weg ins Gespräch fanden. Frechste Unnatur! Sind keine Bauern; reden wie Bücher. Ihren Stil, in Haltung, Gang, Sprache, ihnen wahren: Das, Hanswürste, ist mir „Pflicht des Modernen“. Selbst so fremde Welten wie Shakespeares verklebt und verhängt heute kein heller Kopf mehr. Macbeths Pförtner, statt des Katergerülpses, ein Morgenlied auf die Lippe zu nähen, die hohe Frau Phaedra umzufrisiren, Veronas Straßen und Paläste von Zotenruch und Erotengeweb zu säubern, schien unseren Olympiern Gewissensauftrag. Beweist uns, daß auch sie, wie richtig anmerkst, sterbliche Stellen hatten. Auf sie sich berufen und, weil Goethe und Schiller den Shakespeare, Racine, Voltaire ins Fleisch (oder Pergament) schnitten, nun das Recht heischen, die Schillerhaut abzupellen: erinnert lustig an den Mimen, der alle Mängel der zünftig Berühmtesten, nur ihres Dämons kein Fünkchen hat. In Schlierseenatürlichkeit umgebeizter Schiller steht nicht in höherem Kunstrang als restaurirte Saalburgen. Liebermann (den nennen darf, weil kressiner Semitenhaß ihn gelten läßt) hat auf der Düne hier einen Trainer mit Spanierhunden gemalt; so meisterlich und mit solchem Jünglingsbrio, in Wurf, Ausformung und Farbe so simpel stark, wie ihm nach dem Kohlfeld kaum was gelang. Nur einem Kanibalen käme der Einfall, dieses Stück magistraler Malerei in ein Jagdbild von Rubens einzuflicken. Nur ein Barbar bemäkelt vor Rembrandts Schützenbild (das, trotzdem es von Sonnenlicht lebt, in Katalogen noch immer „Nachtwache“ heißt) das leuchtende Meisje, dem der Schützenhauptmann nicht erlauben würde, sich vor seine Mannschaft zu drängen. Nur ein Banause kann wünschen, Manet habe ein Hofportrait des Velazquez übermalt und „modernem Empfinden dadurch näher gebracht“. Sint, ut sunt, aut non sint (Dragoman Adolf ist im Herbst noch pfingstlich polyglott): Regel für alle in sich Bedeutenden. Soll morgen etwa der Räuber, Malteser, Friedlaender entschwulstet werden? Anzengruber, in dem mehr Kern und Saft als in dem mit Talenten vollgepfropften Kleinbourgeois Grillparzer ist, hat schon gepfaucht: „Laßts mir den Schiller in Ruh!“ Bist nun zufrieden? Sind wir nicht so einig, daß Baron Attinghausen zum Forellenfrühstück läde? Draußen gröhlt der Bengelchor: „Mein Augenstern!“

Bists; seit der frühsten Kindheit Tagen (hoffe, in dem fein behaglichen haager Hotel des Indes Carusos Lionelplatte nächstens wieder zu hören); und bleibsts, so lange Odem durch dieses Gerippe weht. Nur: wende Dich von dem Wahn, von mir sei, von hier, „Neues“ zu hören, und lerne schwesterlich wissen, daß der Bruder nichts weiß. Muß ja durch die Reifen springen, die ihm vorhältst; wirst aber sehen, daß nur zerfetztes Papier herauskommt. Tusch, Cirkusorchester; sonst federt das in Züchten geschonte Piedestal nicht. So. Dreizehn: Fassadeputz; nichts weiter. Darfst totsicher sein, daß bis in die höchsten Puppchen hinein Niemand halbwegs klare Vorstellung von Ereigniß und Stimmung des deutschen Wendejahres hat; nicht einem Halbdutzend auch nur im Staubtuchwinkel des Gedächtnisses die Namen Metternich, Schwarzenberg, Radetzky hängen, die vor hundert Weinmonden doch beinahe die wichtigsten, schicksalträchtigsten waren. Der Deutsche kennt seine Geschichte nicht gründlicher als seine Gedichte; deshalb merkt ers nicht, wenn der Tell, der auf Obst geschossen hat, den sorgenvollen Kaufmann sammt dem leicht geschürzten Pilger aus der Kehle schleußt; deshalb schnalzt er, wenn ihm aus dem Hefeteig des Befreiungjahres ein altdeutscher Reichsnapfkuchen gebacken wird. Regirungjubiläum: lieber nicht; der einzige Reifen, unter dem ohne Sprungversuch durchschlüpfe. Wer Berlin mit Papierblumen gespickt, mit Bettvorlegern behängt, mit Ramschstoffen verniedlicht sah und an allen Ecken den Dampf aus Wurstwärmern einsog, wußte, was die Patriotenglocke geschlagen hatte. „Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich. Eine Hexenzunft. Sie streuen und weihen. Vorbei! Vorbei!“ Auch am anderen Ufer baute Wahrhaftigkeit nicht ihr Nest. Daß die Erdentage des kleinen Bebel ihre Spur Aeonen eindrücken werden, macht sich in rothen Fibeln nett; daß die Bourgeoisie einen Mann, der sie fast ein Halbjahrhundert lang geschimpft und bespien hat, als einen Heros aufs Paradebett streckt, wäre Räthsel, wenn er ihr ernstlich geschadet, nicht mit allen Fasern angehört hätte. Letzter Märzkrokus von 48. Ein Talent; mit allen tüchtigenden Eigenschaften unseres Spießers und mit einem Schuß Mousseux im Blut, der zwar nicht von Champagne und Cognac träumen ließ, doch das Gewese des

rabiaten Mundwerkers schmackhafter machte. Mit dem nützlichen Mangel an Schüchternheit oder Scham, der erlaubt, der Masse knechtisch zu schmeicheln und die aus dem Scharmützel geholten Wunden zu blößen. Mit der Fähigkeit, sich die für die Rolle nothwendige Ueberzeugung anzuschminken, auf die Echtheit ihrer Farbe gläubig zu schwören und sich, mochte der Junge hundertfache Sünde wider den Heiligen Geist der Wahrheit nachgewiesen sein, für den Wackersten aller Wackeren zu halten. Schöpfergedanken? Null. Redner? Im Furioso oft wirksam; schwer erträglich, wenn die Notizenweide abgraste. (Weißt noch, wie kribbelig Bismarck wurde, wenn Einer die Rednerei Bebels beräucherte? „Als er 1867 in den Reichstag kam, wars kaum ziemlich genügend. Seitdem hat er immer nur geredet; nichts Anderes gethan. Daß er die tausendmal geübte Sache am Schnürchen hat, ist kein Wunder.“) Die Genossen Frank, Scheidemann, Wendel leisten mindestens das Selbe. Vom Politiker hatte der Berserker kein Aederchen; war aber von Liebknecht, der als Persönlichkeit viel schwerer wog, in den richtigen Kahn gezogen worden und konnte, so lange Auer am Ausguck saß und Singer den Schiffsbauch bewachte, als Kapitän stolziren. Trotz allen putzigen Weissagungen und den schmählichen Retiraden seit der dresdener Aktion. Daß die Klüngelspitzen seinen Charakter anbeteten, verbreitet Volksschranzenlegende; der Sachse wurde von Hauptthähnen grimmig gehaßt. Ein Glückskind. Mit seinen Gaben wäre er überall, in Kaserne, Kanzlei, Kontor, ein guter Zweiter geworden. Auf dem rothen Feld, wo Antisemitismus nicht niedriger steht als auf Rittergütern pommerscher Granden, wurde, nach Marx und Lassalle, ein Renommirarier verlangt, der nicht, wie Liebknecht, eine Jüdin geheirathet und doch das Zeug hatte, zu thun, was als Judenarbeit verschreien dürftest: die Waare für den Massenmarktgang zu bereiten. Qui vivra, verra. Bin nicht der Meinung, daß lange bleiben wird, wie ist. Die Hundeangst vor allem Sozialdemokratischen und der alles Hoffen übersteigende Erfolg in der Steuergeschichte (dreizehnhundert Millionen, bis auf den letzten Pfennig, nur von „Besitzenden“ auszuspucken): muß, zusammen mit Miserere, fortwirken. Das junge Geschlecht hat kräftiger wollen gelernt als das nun

weggestorbene; mag nicht auf hohem Stimmzettelhaufen schimmeln. Die Etape von morgen könnte bei uns ungefähr sein, wie hier die von heute ist: liberale Regirung, die, bis auf Weiteres, Sozialistengeschäft besorgt.

Mit Prinzlichem kann nicht dienen. Daß weimarische Sophia sich erschossen habe, weil nicht eines berliner Goldjünglings Gehilfin (bibelfest!) werden durfte, klingt unwahrscheinlich. Wäre Zucker für Dein Aeffchen, wenn unter dem Dach regirungfähiger Familien Hoheit Tausendschön wimmerte: „Sally oder den Tod!" Könnte anders gewesen sein; weniger komisch und noch unholder. Manuel blitzte, als seine Portugiesen ihn, just vor drei Jahren, herausschmissen, nicht wie ein Ibererdegen; war aber ein Knabe, dem das Liliengabrielchen (heute auf allen Brettersorten mit den höchsten Preisen bezahlt) süßer duftete als der Lorber des Landmehrers. Nicht der Erste des Schlages; und Gaby immer noch besser als Mignon mit Hosenträgern. (Runzle nicht; war nie fürs Nachdrückliche.) Daß die junge Frau erkrankte, ist für Beide Malheur; daß mans in die Zeitung qualmen ließ und „Entzündung der Beckenorgane", schlicht und munter, signalisirte: Nachbarin, Euer Fläschchen! Cumberland kommt in Ordnung; der alte Herzog ist weder Hochflieger noch Himmelskerze, aber Gentleman, und was der junge von sich gegeben hat, reicht für den Hausbedarf anständiger Menschen. Lehrreich ist der üble Handel nur als Schulbeispiel bethmännischer Geschäftsbehandlung. Wo Huckebeins Fittich schwirrt, giebts ein Unglück. (Als sich neulich in Gigers Waldhaus niederzulassen geruht hatte, entfernten Würde und Höhe, auch Devotion zweier Vasallen zwar jede Vertraulichkeit; Weltmann Theobald aber staunte, daß man so hoch überm Meeresspiegel zum Diner den Ladies und Principessen schwarz kommen müsse, und hätte am Liebsten mit aufgerecktem Schulmeisterfinger sämmtlichen Gigerln Frack und Smoking verboten. Empfehle übrigens auch sein Telegramm an die Kommune Kassel; mit Doppelknicks vor dem Königlichen Haus. Wers nicht beglaubigt sah, hält, schon nach Diätarstil, für Parodie.) Stirbt trotzdem vielleicht schlohweiß in den Sielen. „Weils gleich is", sagt der Bayer. Jacke wie Hose.

Der arme Berchtold hats nicht so leicht. Deutsche, Magyaren,

Slaven, Italiener, Walachen; zwei Höfe, zwei Militärkabinets; zwei Staatsministerien, zwei Reichstage; und alle Hindernisse aus ferner und naher Zeit. Regt er sich nur, so muß er irgendwo anstoßen. Und weil dem reichen, ansehnlich gebildeten und fleißigen Diplomaten am Ballhausplatz nicht Adlersschwingen wuchsen, muß er durch Spießruthen. Er ginge wohl gern aus dem Joch; mit dem sichtbaren Ersatz ist aber kein zweiköpfiger Staat zu machen. Merey, verwienerter Magyar, gilt als Umstandskommissarius und hat für Reichskanzlerschaft kaum das Format. Scesʒen, auch schwarzgelblicher Edelstein aus der Stephanskrone, nicht so blank polirt, aber mit etwas mehr Feuer, wäre der Nächste; brächte aber keinen Garantieschein mit und hat schon zarte Häute geritzt. Khuen, fast verbraucht, will nicht wieder Platzhalter spielen. Stephan Tisza, der das Maß und die Tatze hätte, würde Serben und Rumänen wie eine Kriegsruthe entgegengestreckt. Und der Gedanke, den Prinzen Karl Emil zu Fürstenberg auf den höchsten Stuhl zu setzen, konnte, by Jove, nur da reifen, wo man nicht weiß, was dieser Bruder Max Egons in Bukarest angerichtet hat; fast so versalzene Speise wie Kollege Ugron in Belgrad. Wer suchen will, findet im wiener Herrenhaus vielleicht eher Brauchbares als im Nebelmoor transleithanischen Slavenhasses. Noch aber scheint die Lust nicht groß, auf der Staatszinne die Kleiderordnung zu ändern. Wie wir stehen? Wie nach herbem Verlust zwei Geschäftssozien; betheuern einander unverwelkliche Herzensfreundschaft und denken, Einer vom Anderen: „Wenn dieses kurzsichtige Rindvieh nicht ...“ Hoffen wir, liebe Leserin, daß sichs wieder giebt; und randaliren nicht, wenn Oesterreich-Ungarn sich um Rußlands Vertrauen und Frankreichs Geld in Schweiß müht. Kann fürs Erste nicht anders. Seine Schatzscheine werden ihm höllisch theuer. Und Rumänien erhält aus Paris ein halbe Milliarde zu einem nach der Norm von heute spottbilligen Zins. Das, Walkürchen, war in den letzten Wochen das einzige „Ereigniß“. Nichts fürs Gemüth, also für Dich. Aber, wie Dein Finanzstratege bestätigen wird, der Rede werth. Frankreich schenkt den Rumänen mindestens ein Prozentchen; ungefähr fünf Millionen. Und der Reussenzar und sein Kokowzew nicken zufrieden, wenn

eine halbe Milliarde aus ihrer Pumpstation nach Bukarest abträufelt. Heller war die Thatsache, daß sich in Europa Allerlei gewandelt hat, nicht zu illuminiren. Merkst, mit welcher Waffe heutzutage gekriegt und gesiegt wird? In sämmtlichen Erdtheilen. Wenn Yuan-Shih-Kai nicht einen runden Batzen hinter sich hätte, wäre er längst im Sumpf erstickt. Wenn die Französische Republick nicht noch siebenhundert Millionen für den Khalifen mobil gemacht hätte, bekäme sie, außer fetten Zinsen und Provisionen, nicht Alles, was sie in Syrien und Umgegend ersehnt hat: Eisenbahn- und Hafenbaukonzessionen nebst dem Vorrang in Provinzen von unermeßlichem Zukunftwerth. Wer mit solchen Waffen nicht fechten kann, steht vor der Wahl, hübsch daheim zu bleiben oder „dreinzuhauen" (nicht, versteht sich, auf ein schwaches Fähnlein seiner Landsleute, sondern da, wo Gefahr und Gewinn den Kühnen zur That rufen. Eisen gegen Gold: die Parole von 1813. Renne nicht, Puls! Mutterliebe braucht nicht zu erblassen. Wir schlittern weiter. Und beweisen, Tag vor Tag, den Anderen, daß sie schlecht regirt werden und ihr Krämchen morgen in Scherben klirrt. Schwierige Verhältnisse? Merci pour la langouste! (Neuste Blödsinnsknospe vom Italerboulevard.) Die leichtesten, die der Tanzsekretär einer Botschaft für seine Ministerzeit erträumen könnte; so bequem, wie die Vorsehung („nennen Sie die Maschinerie, wie Sie wollen": also sprach Bismarck; den die Schlingel aus dem Spaß lassen sollten) nur einem Volke gewährt, das noch zu zeigen hat, ob es die Hygiene behaglichen Glückes verträgt.

Nebel, ma mie. Der nicht weichen will, trotzdem ein Eskimolüftchen aus Nord herbläst. Wie in Großmutters Schattenspiel die täppisch wüthenden Bärchen: nur so sehe ich die Muschelfischer auf ihren Römerwagen unten am Strand. Ist über Nacht Winter geworden? Der letzte Kupferkessel aus der Blicklinie gerückt und Herrgotts Küchenfenster mit nassen Scheuerlappen verhängt? Vorgestern ein Abend, um mit Jessiken zu kosen (so weit der Vermögensdraht reicht). Mild; und nach einer in allen Tönen des Blau schwelgenden Halbstunde, die ahnen ließ, wie Vermeers Vision wurde, das Wunder irdischer Dreieinheit; Luft, Wasser, Erde vermählt und vom Abschiedsglanz des Himmelsfeuers gesegnet. Ein

von Menschenaugen unlösbarer Bund. Um das Gewölb, als würde in einem Mythenbagdad die Hochzeit der schönsten Sultanstochter gefeiert, ein weiter Gürtel aus Licht. Ganz still. Kein Möwenpfiff; in Andacht scheint jedes Gräschen erstarrt. Willst den glückseligen Aspekt dem modernen Empfinden menschlich näher bringen, so schnüre den Schwulst ab und erwähne, daß der Lichtgurt von der Fischerflotte gewirkt war, die dort auf Heringfang aus ist. Solches Sätzchen überstinkt alle Märchendüfte und zieht an der Nase in liebe „Natürlichkeit" zurück. Probatum est.) Gestern noch, als mich in die Pflicht zur Briefschuldentilgung knuffte, wars hochsommerlich. Alles Bewachsene grün, mit Roth, Lila, Gelb, Veilchenblau und Asternweiß gesprenkelt; der Himmel nach der Scharlachcour des Sonnenhinganges in allerhöchster Silbergala, wie zur Beisetzung eines geliebten Weltenherrschers; und gegen Elf ein Lauwindchen, daß Mümmelgreise in Badehöschen spaziren mochten. Aus? Durch ein Nebelschlitzchen erblicke ich Teiche, Tümpel, Lachen auf dem gelbbraunen Küstenkleid; dahinter ein Schaumgesprudel, das im Verbranden zu frieren scheint. Winterbild. Grolle nicht neben fröhlich knackenden Buchenscheiten, wenn ich bekenne, daß Wetterfrage hier wichtiger als sämmtliche Bündel der Balkanprobleme. Die Züge leicht geschürzter Pilger, die nach Petersburg und Paris wallen, sind ja nicht erfreulich; und wir haben auch sonst nichts zu lachen. Wenns aber ringsum erst ganz eklig geworden ist, geht der Schwindel in Fetzen und vom alten Geist klettert was aus der Gruft. Bis dahin: den Brei nicht beschnüffeln. Die paar Wochen in ungesträhnter Natur sind Nektar und Ambrosia. Hier vergesse ich das Ewig-Staatliche mit seinem Herdruß. Sehe Menschheit, die in Wesen und Kleid ist wie vor dreihundert Jahren. Diesen Lümmel in Holzopanken hat Jan Steen am Hemdzipfel gehabt. Das bauschige schwarze Feiertagskleid und die Goldspangenhaube der Gevatterin malte Frans Hals. Den Alten, der aus erloschenem Auge aufs Meer schaut und, wenn sein Denken die Alltagsrunde gemacht hat, den Tabakssaft im Bogen versprühen läßt, träumte Rembrand sich als seinen Homer. Auch die Frau Bas sind nicht ausgestorben. Und das Judenjüngelchen, das Jacken aus Kunstseide

„zum Selbstkostenpreis“ anbietet, ist ein Vetter des kleinen David, dessen Harfe den hartknochigen Mijnheer Saul zu Thränen stimmt. Nicht Mannequins: Menschen; die einander lange und nah sahen und deshalb bis ins Innerste kennen. Die des Lebens Nothdurft noch den Elementen abringen oder Verwandte in solcher Fährniß wissen. Wir? Nur durch Schauspielhäuser gellt der Schrei nach Natürlichkeit.

Endlich ein Sonnenstrählchen; bleich, aber freundlich. Bist wohl auch des Schwatzes überdrüssig. Restanten? Ueber Albanien giebt Kaffeesatz Auskunft. Ob die Admiralin Kinder hatte, weiß nicht. Doch im Mauritshuis hängt das Bild einer Mutter. Der Sohn hats gemalt. Dessen Todestag gestern im Kalender stand. Die müßtest Du sehen. Nicht so stattlich wie die Andere. Nicht auf Bestellung gemacht. Die kannte auch Ekel; jedes im Engen mögliche Erlebniß. Volksmund: „Hat was durchgemacht.“ Daraus entsteht Schönheit, die nicht nur dem Auge spricht. Wir brauchens. Alle; Individuen und Völker. In dieser Andeutung hast wieder ein Pröbchen aus meiner Glaubenskiste. Und die Antwort auf die alte Frage, warum Dich Schwerstes mit Dir allein ausmachen lasse. Bleibst etwa aus der Wochenstube, weil Ottos Schwieger im Weg wäre? Denkst gar nicht daran. Sondern, weil den Werth des Erlebnisses richtig schätzest. Manchmal hättest Dir saure Wochen erspart, wenn immer thätest. Ein Schock Gründe, in die der Entschluß zu Fröhlichkeit zu vermauern wäre. Die Nächsten aus einem festen Faden, wie Leinwand, die Hausmutterhand spann. Nirgends Maschinenarbeit; nichts glatt Geplättetes, dem unterm Bügeleisen das Wesentliche verduftete. Der Mann: geht, statt sich in Hofschustermanier zu schicken, geradaus, duckt sich vor Keinem, schielt nicht gierig nach Aemtchen, Pfründe, Behang, macht selbst sich sein Leben und sieht Groß und Klein furchtlos ins Weiße des Auges. Hat auch nie an der Mähne der Brut herumgestriegelt und ihren Charakter nach seinem Ebenbild zu kneten versucht. Noch gar, seinen Haussegen in einen Rahmen zu zwängen und die Schildträgerin in Mattheit zu bändigen. Ein deutscher Mann, der vor dem Schlagbaum einer starken Seele stramm steht. Kein Piepvogel von der Gasse. Der Junge lüdert nicht,

bis er sich in Vaters Bett legen und die Rente knabbern darf; will nicht aus der Uniform ins Ritterschaftliche hinüberdämmern und Weltuntergang prophezeien, wenn der Pachtvertrag einschrumpft. Setzt sich, ohne den Tugendbold zu heucheln, auf die Hose und schwingt sich früh in die Große Bude. Weil das Gehirn auch dort nicht das nöthige Futter findet und er vom Vater den Eigensinn hat: neuer Ruck; die Krücke des Standesrechtes fliegt über die Mauer. Rock ist weg, Stock ist weg, aber Augustin plumpst nicht in den Dreck. Wieder wird ein Leben gebaut, bedacht und möblirt. Aus fremder, doch sauberer Sphäre ein ernstes, kräftig klares und ohne Butterweichheit gütiges Weib gefreit, das schwärmen und rechnen, tanzen und wirthschaften kann. Wenns morgen im Nest krabbelt, braucht weder Adolf noch der Geheime aus dem Portemonnaie nachzuhelfen. Ottochen hats. Und daß Miezens Seemann ein ganzer Kerl ist, fühlst selbst. Dein Gesichtskreis; nicht aus Himbeersaft und Schlagsahne auf eine Tortenschüssel gekleckst. Waschechte Wirklichkeit. Nicht mal Ausnahme und deshalb „Sehenswürdigkeit" mit Baedekersternchen. Dünkel kam bei uns nie vorwärts. Gecken und Tröpfe glauben sich Elite. Unsereins nicht. Abertausende vom selben Kaliber hausen im schönen deutschen Land. Gesund, rechtschaffen, tüchtig und tapfer. Schreien nicht, brüsten und spreizen sich nicht, wollen nirgends Modemacher und Tonangeber sein: und werden drum übersehen. Tummeln sich, schaffen Kinder und Kindern Brot. Männer und Weiber; Grafen und Erdarbeiter; Feudale und Demokraten; Christen und (nimms nicht übel auf) Juden. Sind durchaus nicht Dessen froh, was sie in Glanzstuck an der Reichsfassade sehen; beißen im Gelärm und Gebimmel aber die Zähne zusammen und arbeiten rüstig weiter. Die machen das Vaterland stark und helfen über Trübsal hinaus. Wer sich im Kämmerchen, vor dem Gewissensspiegel, sagen kann, daß er, auf seine Art, zu ihnen gehört, ist vom Adel. (Adolfens anderes Schmiedefeuer und Werkzeug.) Wunschmaid darf nicht vor dem Ziel müde werden und Resignation als Gummiflasche mit Warmwasserfüllung aufs Kopfkissen legen. Nicht einreden, daß die dreifarbige Herrlichkeit nur uns noch trägt, dann einstürzt und sternlose Nacht wird. Guten Morgen!

Moritz.

Aus der Parsifalzeit.*)

Bayreuth, 21. Januar 77.

Liebe Lilli!

Du schweigst mir so lange? Und doch warst Du die Erste, die mir liebevoll-enthusiastisch schrieb. Ich höre von Ihrem längeren Unwohlsein? Hat wirklich die Rheintochter zu leiden gehabt? Ich wünsche Ihren Zuspruch, da ich selbst tief mißmuthig bin. Soll ich darangehen an die Aufführungen dieses Jahr? Machst Du mir Muth, so thu' ichs!

Adieu, liebes Kind!

Richard Wagner.

Bayreuth, 10. Februar 77.

Liebe Lilli!

Eine kleine Belästigung!

Dem berliner Chor habe ich vorm Jahr versprochen, wenn Dies ihm nützen könnte, zu seinem Benefiz Etwas zu dirigiren. Ich höre, daß das Konzert für Ende dieses Monats bestimmt ist; Das wäre mir etwas zu früh, namentlich für mein Befinden, welches sich vor jeder Anstrengung noch scheut. Dagegen hoffe ich, Mitte März wieder so weit zu sein, und wünsche daher, das Benefiz bis ungefähr dahin verschoben zu sehen. Unter den Nummern, die etwa von mir darankommen sollten, möchte ich (damit auch der Chor selbst Etwas dabei zu thun hat) den Schluß der Meistersinger mit Betz geben, ganz ohne Strich; von da an: „Ehrt Eure deutschen Meister!“ Ich hoffe, Betz thut mir den Gefallen?

Von Woglindes Krankheit habe ich mit rechter Trauer vernommen: wahrscheinlich treffen wir uns diesen Sommer in Ems, wohin auch ich geschickt werden soll. Was fehlt Floßhilden? Im Uebrigen theile ich mich über nichts weiter mit: wir sehen uns bald am Leipziger Platz, trotzdem ich mein gutes Kind dort noch nie antraf.

Die Verlegung des Benefizes versorgen wir wohl an gebühren-

---

*) „Mein Weg“: so nennt Frau Lilli Lehmann-Kalisch das Buch, in dem sie ihr Leben, des Menschen und Künstlers, wie der rückwärts gewandte Blick es sieht, fremden Augen darstellt. Bei Hirzel in Leipzig wird es in der letzten Oktoberwoche erscheinen. Dahin gehört es; in die Gesellschaft der kräftigsten Deutschen. Nur ein Pröbchen daraus wird hier geboten. Empfehlung? Unnöthig. Was die ernsteste Künstlerin, die heiterste Priesterin, die uns heute lebt, zu sagen hat, wird nicht verhallen. Würde nicht, auch wenn ihr Erleben minder bunt wäre, seine Kurve nicht auf umglänzte Höhen führte. Dieses Buch war seit Jahren ihr Alb und ihr Glück. Lest es; und athmet den Duft einer Seele, die zwischen Leinwänden niemals verstaubte noch ein unwahrhaftiges Wort sprechen lernte. Die aufrecht, mit rein gestimmter Cither, durch alle Wirbel schritt.

der Stelle? Für mich würde ich (in) Deutschland den Arm nicht mehr aufheben; gern thue ich Dies aber für unsere armen Choristen.

Tausend Grüße!

Richard Wagner.

(An Lillis Mutter.)

Liebe alte Freundin!

Ich erfahre nichts mehr von Ihnen und Ihren Töchtern, was mich traurig macht. Ich habe sie so lieb, und wenn ich an die herrliche Hingebung, ihr Feuer, ihre allerliebenswürdigsten Leistungen denke, so stimmt es mich wehmüthig, zu glauben, daß das Alles nun vorbei sein soll. Ist Lilli noch bei Ihnen? Von Marie hörte ich, daß sie in Berlin gastire. Grüßen Sie Alle doch auf das Herzlichste von mir.

Wir bleiben — hoffentlich — die Alten, wie wir durch lange Jahre hindurch treulich im Auge behielten.

Ihr innigst grüßender

Richard Wagner.

Bayreuth, 21. Mai 1879.

O, meine beste aller Lillis!

Das war schön und gut, daß „man" auch in Stockholm mich noch nicht ganz an den Nagel gehängt hat!

Gratulire auch zur Elisabeth! Es giebt Leute, denen man Alles zutraut, weil man ihnen Alles vertraut.

Die Darangebung des „Parsifal" kostet mich noch einige Ueberlegung. Die Komposition ist fertig, und wer zu mir nach Bayreuth kommt, kann sie von Anfang bis zum Ende von Rubinstein vorgespielt bekommen. Aber: wie gesagt — erst noch etwas Ueberlegung!

Nun aber soll meine Kapellmeisterin Lilli erst einmal sehen, was sie hier zu thun haben wird: Teufelszeug, was mir nur einfallen konnte, weil mir ihr Genie immer gegenwärtig war. Ohne Lilli ist Klingsors Zauberwerk nicht zu verrichten.

O! und da giebts zu singen! Wenn sie einmal käme, könnte sies sehen und die ganze Sache in Akkord nehmen: denn — sie müsse mir für Alles stehen! —

Aber fortschicken, aus meinem Hause, kann ich jetzt die Sache unmöglich schon. Welcher Unstern könnte über einem solchen Manuskript walten!

Also — wir agiren doch wieder zusammen!

Herzlichste Grüße an Mama und Schwester, aber auch an Lilli von

Ihrem alten guten

Richard Wagner.

Bayreuth, 22. Januar 1881.

Mein liebstes Kind Lilli!

Seid Ihr dort denn noch ein Bischen gut?

— Das wollen wir sehen! —

Hier folgt, in einer Art von Klavierauszug, die Szene der Blumen-

Zaubermädchen aus dem zweiten Akt des „Parsifal". Sehen Sie sich diese Geschichte genau an: sie ist kein Spaß; und aus dieser einzigen Szene könnt Ihr ermessen, daß ich mit meiner neusten Arbeit nicht an die Theater da und dort denken mochte. Ich verlange nicht weniger als sechs Sängerinnen ersten Ranges von gleicher Stimme und Stimmlage und dazu hübsche, schlank gewachsene Frauenzimmer. Dann aber noch (mindestens) zwölf oder sechzehn junge, hübsche Chorsängerinnen von erster Qualität.

Sehen Sie es sich an! Wollen Sie mir diese Bande rekrutiren? Ich kann mich an Niemand als an meine Rheintöchter-Kapellmeisterin halten; an wen sonst mich wenden? Es gehört zu der Sache Ihr ganzer Geist, Ihr Enthusiasmus und — etwas auch Ihre Bekanntschaft mit unseren Personalien.

Geben Sie mir eine gute Antwort! Juli 1882 sind die Proben, August die Aufführungen. Ohne Lilli aber wirds gar nichts?

Wie gehts der Mutter? Wie der Schwester?

— Tausend herzliche Grüße und —

von Ihrem mit der wärmsten Rührung

stets Ihrer gedenkenden

Richard Wagner.

Kind! Nicht wahr, Sie gehen mir mit dem Manuskript vorsichtig um, daß es nicht etwa ein Unglück (per Indiskretion!) erlebe.

R.W.

Bayreuth, 22. Januar 1881.

Liebstes Kind!

Schnell ein paar Worte, um Sie zu ärgern! Die Sache mit Hülsen ist anders!

Bereits hier (in Bayreuth) hatte er die Unver(frorenheit), die Oper „Wallküre" von mir zu verlangen; worauf ich ihm diente. Seit viereinhalb Jahren agitirt er für die Ansicht, daß nur die „Wallküre" „zugkräftig" sei und alle Theater mit den Nibelungenstücken sich ruinirten. Bronsart in Hannover verbot er den Nibelungenring und erließ für alle preußischen Hoftheater ein Gesetz, daß dort nichts gegeben werden dürfte, was nicht für Berlin angenommen wäre; was mir insofern leid that, als ich den Nibelungenring, zum Beispiel, gern Hannover, nie aber Berlin unter Hülsen und seinen Kapellmeistern und Regisseuren überlassen haben würde.

Die Sache mit Neumann ist aber so: ich erklärte diesem sehr rührigen und fleißigen Direktor, daß ich ihm die Aufführung im Viktoriatheater, nicht aber im Hoftheater gestatte; seine Konferenz mit Hülsen am fünften Dezember war ein Spiel: bei der Eröffnung derselben theilte ihm Hülsen mit, er habe mir soeben — mit bezahlter Antwort — telegraphirt, ob, wenn er mit Neumann zusammen den ganzen Cyklus aufführe, er dann das Recht hätte, die Walküre allein zu geben. Neumann bot ihm die Wette an, daß ich gar nicht antworten würde. So geschah es in der That: Hülsen hatte mir jene Anfrage telegraphirt und blieb bis heute ohne Antwort von mir.

Was Ihr gethan habt, zeigt viel esprit de corps! Doch allen Respekt davor, glaube ich, daß, hätte ich Hülsen günstig geantwortet, er Euch schon zu beruhigen gewußt haben würde. So ists, mein Kind! Und zur Steuer der ewigen Wahrheit theile ich es Ihnen mit, während es sonst mich unterhält, das Gefasel und Gelüge in den Zeitungen unbeachtet zu lassen!

Gebe Gott, daß Sie von Hülsen nicht für Parsifal genirt werden!

Und — tausend Dank und herzliche Freude über Ihren soeben gelesenen Brief.

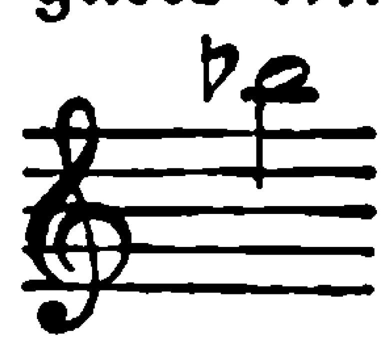
Ihr

R. Wagner.

Bayreuth, 30. Oktober 1881.

Liebstes Kind und Kollegin!

Ich will nicht nach dem Süden fortgehen, ohne Ihnen noch meinen freundschaftlichsten Dank für Ihre neuen Bemühungen an meiner Seite auszudrücken. Es scheint ja, als ob ich, zu meiner großen und sehr nötigen Beruhigung, mich um nichts mehr zu bekümmern hätte: Levi — als Kapellmeister meines erlauchten Chor- und Orchester-Spenders*) — ist von mir zum Generalbevollmächtigten für musikalische Angelegenheiten ernannt: machen Sie — bitte! — einverständlich Alles rein, und wo es von uns zu übernehmenden Verpflichtungen gilt, so besorgt dies A. Groß (dahier). Ich verhalte mich diesmal noch dankbar schweigend gegenüber den einigen Verzichtungen auf Entschädigung, da wir eben erst doch noch experimentiren; kommt es aber zu Wiederholungen in den folgenden Jahren, so gedenke ich jedoch keine realen Opfer mehr anzunehmen. (Wie stolz!??)

Jetzt, gutes Kind, nun noch eine Sorge: die Solistinnen müssen alle das  leicht und anmuthig nehmen können: ein einziges schrilles Organ verdürbe mir Alles. Gelingt es, so glaube ich aber auch, daß man etwas Aehnliches wie das As-Dur usw. noch nicht gehört haben wird: es ist hier auf einen ungemeinen Stimmzauber durch Fülle des zartesten Wohlklangs gerechnet! Nun genug!

Wünsche herzlich, daß Sie gutes Kind für die Zukunft aller Nöthigung zu neuen Heldenthaten enthoben sein mögen, grüße Mama aus altem verliebten Herzen und bin

Ihr ganz guter

Rich. Wagner.

Ich gehe direkt mit Weib, Kind und Kegel nach Palermo (Hôtel aes Palmes). (Soll ich Robert le diable von Ihnen grüßen?)

Nachdem man Wagners Briefe an mich von 77 bis 80 gelesen, wäre man wohl berechtigt, die Frage an mich zu stellen, wie es kam, daß ich, die Wagners Herzen wirklich nahstand, der er so viel vertraute, die ihn liebte und verehrte, ihn 1882 dennoch im Stich lassen

*) Des Königs Ludwig von Bayern.

mußte. Mußte! Ohne mich eines Unrechts gegen Wagner schuldig zu machen, kann ich es aussprechen, dieses „mußte“, denn der Grund dazu lag tief in meinem Inneren und hieß: Selbsterhaltung!

Daß mich der Gedanke an ein erneutes Arbeiten mit ihm beglückte, brauche ich nicht zu versichern; wie gern wollte ich ihm und seinem Genius dienen! Ich hatte die nicht leichte Aufgabe übernommen, vierundzwanzig schöne, äußerst musikalische Sängerinnen für die Blumenmädchen zu gewinnen und mit ihnen zu studiren. Mit Hilfe Levis, der mir Damen nannte, brachte ich sie mit vielen Schreibereien, Mühen und Versicherungen endlich zusammen. Mit denen, die sich in Berlin um mich gruppirten, fing ich sogar schon zu studiren an und hatte meine Partie bereits auswendig gelernt. Selbst von der Szenerie hatte ich mir ein ideales Bild gemacht, war ganz hineingewachsen in die üppige Szene. Da hörte ich, daß Wagner die Bühneneinrichtung für den Parsifal Fritz Brandt übergeben hatte. Wenn dieser Auftrag Wagners für Brandt meinem Herzen auch eine große Genugthuung bedeutete, so erschreckte er mich gleichzeitig, da ich die Wunden, die ich geheilt glaubte, aufs Neue schmerzen und bluten fühlte. Unaufhörlich peinigte mich jetzt schon der Gedanke an ein fortwährendes Zusammensein in Bayreuth. Das kaum vergessene Marthyrium begann, aufs Neue mich zu quälen, bis sich mir schließlich die Gewißheit aufdrängte, daß ich diesmal daran zu Grunde gehen würde. Daß es so hätte kommen müssen, empfand ich 1883 in Bayreuth noch nachträglich, wo freilich unerwartet Schweres schon an uns vorbeigegangen, die tiefsten Empfindungen zu unerträglichen Selbstquälereien aufreizten. So schwer mir der Entschluß auch fiel: ich mußte Wagner abschreiben, ihm den wahren Grund nicht verhehlend, hoffend, keine allzu große Störung zu verursachen, da ich nun Alles geordnet glaubte. Die schlimmen Folgen konnte ich nicht voraussehen, aber sie waren beschämend. Denn nun wollte keine der Sängerinnen unter einem anderen ersten Blumenmädchen als zweite fungiren und alle versagten mit der Begründung: daß sie es nur unter meiner Führung angenommen hätten. Levi war außer sich und beschuldigte mich in ziemlich groben Briefen, gar nichts für die Sache gethan zu haben; nun wisse man gar nicht, was anzufangen. Daß ich aber ein Jahr lang Hunderte von Briefen geschrieben, die Damen wirklich alle zusammengebracht hatte, die ohne mich nun plötzlich nicht dabei sein wollten: Das bedachte er nicht. Es mag für Wagner eine arge Enttäuschung gewesen sein, aber vielleicht konnte er doch nachempfinden, was mich bewegte, denn er machte keinen Versuch mehr, mich umzustimmen. Er mußte wissen, was es mich kostete, ihm diesen Schmerz zu bereiten und mich von einem Werke selbst zu verbannen, das mir schon jetzt ans Herz gewachsen war; mich fernzuhalten von einer Arbeit, der ich mit Wagner zusammen, wenigstens in der großen Blumenszene, meinen Stempel aufzudrücken mir vorgenommen hatte. Nun war Alles dahin.

Wagner war nach 77 öfter bei uns gewesen, hatte mich aber nur

einmal angetroffen. Als er uns das letzte Mal besuchte, sprach er nur meine Mutter, da ich in hohem Fieber krank darniederlag. Ich sah ihn nicht mehr.

Wenige Monate nach seinem Tode rief uns der Parsifal gebieterisch nach Bayreuth: Mama, meine Schwester Riezl und mich. Keins der Meinen ahnte, wie mir zu Muth war. Da saß ich nun, wie mit eisernen Ketten an die Stätte gebannt, die ein Stück Leben und Tod für mich bedeutete. Als ich die ersten Töne des Vorspiels vernahm, war mir, als hörte ich Fittiche rauschen, Stimmen aus höheren Sphären ertönen. Der Stich ins Herz, die nach Heilung sich sehnende Wunde: Alles traf mich tausendfach schmerzlicher als Amfortas. Was dort um Erlösung jammerte, schrie auch in mir laut auf, um sich endlich in Thränen zu lösen. Ich weinte um den Genius, der nun nicht mehr war, uns nie mehr wiederkommen konnte. Mit schwerem Leid war ich gekommen; jetzt war mir, als stünde ich allein in einem Dom, und wie man einzig nur mit sich selber sprechen kann, sprach Wagner, der Hohepriester, mit herzergreifender Musik zu mir. Die Harmonien wühlten mein Inneres auf, das sich, doch keiner Schuld bewußt, im Schmerz um ihn, um Anderes noch zusammenkrampfte. Dennoch durfte ich mich begnadet nennen, so in tiefster Seele zu empfinden, wenn auch der Schmerz des Ringens und Erlebens blieb. Ich war gekommen, ihn auszulösen, war in das Heiligthum eines Großen eingetreten und kam hier zum Bewußtsein des reinen, wenn auch schwachen Menschen. Mich diesem Schwächezustand zu entwinden, kostete es neue Kämpfe. Ich mußte retten, was das Beste in mir war, mußte stark werden, um Anderen dienstbar sein zu können, die schwächer als ich.

Damals sangen Amalie Materna und Therese Malten: Kundry. Die Materna natürlicher, die Malten künstlerischer, leider aber auch affektirt. Von beiden Darstellerinnen nahm ich den Eindruck mit, als sei der Rolle, geistig und seelisch, noch ganz anders beizukommen; ich vermißte hier innere Vertiefung, dort geistige Ueberlegenheit und Wahrheit. Winkelmann paßte mit seiner thränenreichen Gesangsmanier sehr gut zum Parsifal, Fuchs ausgezeichnet zum Klingsor mit seiner gemüthlosen Kälte. Theodor Reichmann schien mir der geborene König-Amfortas und Scaria wird als Gurnemanz Allen ewig unvergessen bleiben, die das Glück hatten, ihn noch zu hören und zu sehen. Einzig trug Fräulein Cramer den Gralsbecher; Orchester und Chor standen unter Hans Richter auf höchster Höhe. Mein tiefstes Gefühl für Wagner ließ für nichts Anderes Raum, ich sah nur ihn, hörte nur sein Werk, spürte nur seinen Hauch. Einer Enttäuschung konnte ich indessen nicht Herr werden: die Blumenmädchenszene berührte mich peinlich, die ich mir ganz und gar ideal vorgestellt, nun mit so viel Realismus wiedergegeben sah.

Nach meiner Idee (wie sie mir vorschwebte, als Wagner mir 1881 die Stimmen dazu sandte) sollten die singenden Blumen, deren ganzer unterer Körper von Laub verborgen sein mußte, gleich gewachsenen Blumen sich in verschiedenen Höhen vom Boden aufrichten, von allen Seiten hoch und niedrig Parsifal ihr Gesicht zuwenden,

sich ihm zuneigen und (ideal gedacht) durch ihren Duft bedrängen. Blühende Schlinggewächse, von oben herabhängend, sich leise wiegend, hätten die Täuschung noch vervollkommnen geholfen. Mich störte, daß die Mädchen sich immerfort dem Parsifal an den Hals warfen; mich störten die achtundvierzig braunen Beine, die nicht im Entferntesten Blumen glichen und Kundry, als Menschengestalt, dadurch zu Schaden brachten. Nein: Das war meine Szene nicht, nicht meine ideale Vorstellung davon; und mehr denn je bedauerte ich, Wagner meine Gedanken nicht mitgetheilt zu haben, weil ich seines Einverständnisses sicher gewesen wäre.

Hier drängt es mich, einer Frau zu gedenken, die im Leben Wagners eine große Rolle gespielt hat und der ich noch zu begegnen oft das Glück hatte.

Bald nach 1876 ließ sich eines Abends Frau Mathilde Wesendonk bei mir melden, eine in Wesen und Aussehen außerordentlich feine Frau. Nie war ich ihr vorher begegnet, auch nicht in Bayreuth, wo sie dem Ring beiwohnte. Von nun an kam ich oft zu ihr, doch erinnere ich mich nicht, sie je in anderen Gesellschaften getroffen zu haben. Ihr Gatte war eifriger Bildersammler und Alles, was man um die Beiden in ihrem reich ausgestatteten Hause erblickte, athmete feinen Kunstsinn und stille Zufriedenheit. Daß auf der ruhigen, ernsten Frau ein Kummer lastete, der sich in tiefer Resignation ausprägte, wurde man gewahr. Ich weiß nicht, ob ich mich meiner Unkenntniß sehr zu schämen brauche, aber ich wußte damals nichts von den intimen Beziehungen „Wagner-Wesendonk“, wußte nur, daß beide Gatten Wagner sehr befreundet waren und viel für ihn gethan hatten. In ihrem Hause hörte man oft Wagner interpretiren; und einmal sang ich nebst dem großen Siegfried-Duett auch noch die Walaszene, die Klindworth begleitete. Mathilde Wesendonk kam öfter zu mir und lauschte voll warmen Interesses meinen Erzählungen aus Bayreuth. Voll Stolz erzählte sie mir in ihrer zurückhaltenden Art von dem Tristan-Manuskript, das sie besitze, und von der kostbaren Widmung. Manchmal sogar schien es mir (was sich erst in der Erinnerung bestimmt in mir hervorhob), als habe sie mir seelisch näher treten, sich vielleicht vertraulich mit mir aussprechen wollen über Manches, was ihr Interesse an Wagners Leben ersehnte. Thörichte Scheu hielt mich davon ab, ein Thema zu berühren, das mir erst eigentlich aus Wagners „Briefen an Mathilde Wesendonk“ deutlich zum Bewußtsein kam. Noch kurz vor ihrem Tode besuchte ich die nun einsame Frau. Sie hatte ihre Tochter, Frau von Bissing, und ihren Gatten verloren, lebte nur noch ihrem Sohn und ihren Enkelkindern, war sehr gealtert und gänzlich resignirt, wie Jemand, der mit Sehnsucht auf Erlösung harrt. Wie schade, daß ich früher nicht verstand, ihr so nah zu treten, daß ich ihr hätte eine Freundin werden können; wie unendlich glücklich würde es mich gemacht haben! Nur wenige Tage nach ihrem Tode sang ich ihre fünf Gedichte als Requiem für eine Frau, von der mehr zu wissen uns vielleicht eine Wohlthat gewesen wäre.

Grunewald. Lilli Lehmann.

Grenzen und Uebergänge.

Je mehr die Photographie als Arbeitmittel in Berufe, Wissenschaften, Künste eindringt, je vielseitiger sie sich auf allen Gebieten ausgestaltet und in mancher Hinsicht der Kunst zu nähern sucht, desto weiter gehen die Meinungen darüber auseinander, wie sie zu klassifiziren sei. Drei verschiedene Auffassungen treten besonders hervor.

Die Einen sehen in der Lichtbildkunst eine handwerkliche Bethätigung, eine Fertigkeit, die sich zur Wiedergabe von Dutzendportraits, Sport-, Erinnerung-, Reklamebildern und wissenschaftlichen Aufnahmen eignet. Ein Kunsthandwerk, das selbst da, wo künstlerische Qualitäten es auszeichnen, nie Anspruch auf die Bezeichnung Kunst machen dürfe. Andere meinen, die Photographie sei Kunst, natürlich nur, wenn sie in der Vollendung und mit dem vornehmsten und schwierigsten Kopirverfahren ausgeübt werde. Sie stellen sie der Kunstmalerei ebenbürtig an die Seite und fordern, daß die guten Arbeiten auf dem Gebiete der künstlerischen Photographie voll wie Kunstwerke gewerthet werden. Für sie verschwimmen die Grenzen der Malerei und Photographie. Wieder Andere lehnen jede Annäherung der Photographie an die Malerei glatt ab und scheiden Beide scharf von einander. Sie wollen in der Photographie kein Handwerk sehen, aber auch nicht eine Kunstmalerei, sondern eine besondere Technik, die künstlerische Wirkungen, wenn auch auf anderem Weg als die Malerei, hervorzubringen vermag und, wenn ihr Das gelingt, auch als Kunst, als eine Kunst für sich, bewerthet werden müsse.

Die Berechtigung dieser drei verschiedenen Auffassungen zu prüfen, wäre eine umständliche Aufgabe. Schneller scheint mir die Frage zu beantworten, ob wirklich noch die Grenzen zwischen Malerei und Photographie sich so scharf wie früher ziehen lassen.

Eins wird die Photographie von der ganz großen Kunst stets trennen: der Maler bannt mit seinem Pinsel oder Stift das Bild frei, nach seiner Eingebung und in Farbe und Form so, wie seine Augen es sehen, auf die Leinwand oder das Papier. Der Photograph bleibt selbst unthätig; nicht er ist Schöpfer, sondern das Licht, das, im Verlauf optischer und chemischer Vorgänge, das Bild auf die empfindliche Platte prägt. Er kann in der weiteren Behandlung dieser Platte eine Wirkung auf den Charakter, die Tonwerthe des von dem Licht geschaffenen Bildes üben. Dessen Konturen aber bestehen unverändert so fort, wie die anderen Kräfte sie in die Emulsion eingruben, wenn nicht etwa der Photograph willkürlich manuelle Eingriffe macht: indem er das Bild durch Ausschnitte beschränkt oder den Umfang des dargestellten Gegenstandes mit einem Apparat vergrößert oder verkleinert. Hier ist die Grenzlinie deutlich erkennbar: schöpferische Menschenkunst und Phantasie auf der einen, Einwirkung chemischer und optischer Vorgänge, ohne direktes menschliches Zuthun, auf der anderen Seite.

Aber in der Kunstmalerei giebt es Nuancen. Auch in der Arbeit-

methode. Gar mancher Künstler macht sich für seine Bilder die Photographie dienstbar, als Erinnerungstütze, als Ersatz einer mehr Zeit und Mühe fordernden Skizze, und baut sein Bild danach ganz oder zum Theil auf. Andere gehen noch weiter; sie werfen mit der Hilfe eines Vergrößerungapparates für künstliches Licht, wenn ihnen die Zeichnung oder Perspektive Schwierigkeiten bereitet, das Negativ oder das danach angefertigte Glaspositiv als schwarzes Bild auf die weiße Malleinwand oder das Papier und ziehen auf dieser Unterlage, die straff über den Aufnahmeschirm gespannt ist, die darauf aus dem Objektiv fallenden Linien des durchstrahlten Negatives oder Positives nach und verwenden so die Photographie, wenn auch nicht erkennbar und stofflich, doch indirekt als Grundlage ihrer Arbeit. Wenn das vollendete Bild dann ein Kunstwerk, in Farbe, Auffassung, Ausführung und Wirkung, ist, darf es dann trotzdem nicht so bezeichnet werden, weil die Photographie, die nach der Gewerbeordnung nun einmal als Handwerk gilt, dazu die Zeichnung mittelbar schuf?

Einzelne Maler, besonders Portraitisten, gehen noch einen Schritt weiter. Sie fertigen ein photographisches Bildniß, ändern daran oder nicht, werfen es vergrößert auf die lichtempfindlich präparirte Unterlage, entwickeln, fixiren die Vergrößerung und überarbeiten die getrocknete und in geeigneter Weise vorbereitete Fläche mit Pastellfarben. Ich selbst sah solche Portraits in sehr guter Ausführung und konnte ihnen die Bezeichnung Kunstwerk weniger absprechen als manchen nur von der Hand eines Malers geschaffenen Portraits, an deren Technik oder Aehnlichkeit viel auszusetzen ist. Und die Schöpfer solcher Bilder nennen sich stolz dennoch Künstler, fordern hohe Preise und blicken auf die Photographie verächtlich, als auf eine minderwerthige Technik, herab. Hier werden die Grenzen schon flüssig; von dem Augenblick an, wo der Maler die Photographie für sein Werk als Hilfe gebraucht.

Aber auch in der Photographie findet man nicht nur Qualitätunterschiede, sondern beträchtliche Abweichungen von der Arbeitmethode. Sie sind in erster Linie durch die verschiedenen Kopirverfahren und die Art ihrer Ausübung bedingt.

Schon der Gummidruck giebt dem Amateur bei der Herstellung des Bildes viele Möglichkeiten, den Charakter, die Tonwerthe, Ausschnitt und Größenverhältnisse nach seinem Wunsch zu bestimmen. Er kann dem Ueberstrich des Druckes jede Farbe, eine härtere oder weichere Wirkung geben, kann diese Wirkung durch geeignetes Kopiren und Entwickeln noch verstärken oder mildern. Im Platinverfahren, in dessen vornehmer Technik die Amerikaner Meister sind, kommt bei der nicht unter Zwang verlaufenden Entwickelung schon der Pinsel zur Geltung, der der Oxalatlösung Grenzen, Wirkung und Grad der Kraft vorschreibt. Hier sind die mechanischen Vorgänge durch den persönlichen Geschmack und das künstlerische Empfinden des Arbeitenden nicht ersetzt, doch geleitet; die Photographie liefert eigentlich nur die Zeichnung. Noch weiter aber geht, in der Anlehnung an die Malerei, ein aus England stammendes Kopirverfahren. In seiner eigenartigen

Technik nähert es sich so sehr der Malerei, die sich mittelbar oder unmittelbar der Photographie als Unterlage für ihre Bilder bedient, daß es als das „missing link“ zwischen diesen beiden Arten von Kunsttechnik betrachtet werden kann. Man nennt es: Oeldruck. Pedanten bemängeln diese, streng genommen, nicht ganz zutreffende Bezeichnung. Trotzdem wird der photographische Praktiker die prägnante Kürze des Wortes, das in den Amateurkreisen auch kaum einem Mißverständniß mehr begegnet, dem Wortungeheuer Oelfarbenkopirverfahren vorziehen.

Der Oeldruck verlangt das völlige Tilgen des durch das Licht auf dem Papier so oder so hervorgebrachten Bildes, das als feines, durch den Wässerungs- oder Bleichprozeß entfärbtes Relief in die Gelatineschicht des Papieres sich eingegraben hat. Dann taucht der Arbeitende einen Pinsel in Oelfarben für Stein-, Licht- oder Kupferdruck (auch die Oelfarben des Kunstmalers sind verwendbar) und übergeht damit die in Wasser gequollene, noch feuchte Fläche. Unter dem Tupfen des Pinsels erscheint, in den Umrissen des Gelatinereliefs, jetzt das Bild, das der Arbeitende nach Belieben in allen seinen Theilen heller oder dunkler, je nach der Konsistenz der gewählten Farbe und der besseren Pinselführung, zu halten vermag. Er kann Details, die das Gelatinerelief, genau wie die unter Zwang verlaufende Aufnahme (das Negativ) zeigt, wenn sie die Bildwirkung stören, im Schatten oder Nebel verschwinden, kann andere, zu sehr verschwimmende Theile kontrastreicher halten und kräftig hervortreten lassen. Er ist der freie Herrscher über das Korn seines Bildes und beinahe auch seiner Farbe. Er vermag, wenn er ein geschultes Auge und künstlerische Begabung besitzt, dem Bilde die von einem Kunstwerk zu fordernde persönliche Note und künstlerische Werthe zu verleihen. Denn nur das fertige, auf den Beschauer wirkende Bild, nicht die Art seines Entstehens, ist für den unbefangenen Eindruck entscheidend und sollte es auch für die objektive Würdigung sein. Noch beim Gummidruck, der dem Photographen in der Beeinflussung des Bildes schon weite Möglichkeiten bietet, wird der Druck nur durch mehrfache, in ihrer Gesammtwirkung härter oder weicher gehaltene Ueberstriche, eventuell in verschiedener Farbe, und durch wiederholtes Kopiren hervorgebracht. Die Anwendung des Pinsels aber, ein manueller und nicht rein photographischer Eingriff, gilt als unerlaubt. Nur das Licht, die Entwickelung darf die Arbeit thun. Beim Oeldruck dagegen sind Pinsel und Oelfarben Erforderniß und Vorschrift. Und die Photographie gleitet damit sacht in das Gebiet der Kunstmalerei hinüber. Jedenfalls giebt es zwischen der Mal- und der Lichtbildkunst nicht mehr die scharfe, klar erkennbare Grenze von früher.

Oder sollte sie sich nur verschoben und ihre trennende Wand enger, aber auch höher, schroffer und lückenlos um den Gipfel gezogen haben, wo das Genie mit der ganz großen Kunst aller Zeiten in Einsamkeit und Unantastbarkeit thront?

Elisabeth von Igel, geb. von Bronsart.

■

Fürstenberg triumphans.

Die Persönlichkeit kann sich im Wirthschaftleben nicht immer durchsetzen; sie muß manchmal einer Majorität weichen, weil die Perspektive der Masse kürzer ist als die Tragweite des von überlegener Intelligenz bedienten Blickes. Ueber die Lebensbedingungen der Märkte wird nur Der richtig urtheilen, der den Komplex aller Wirkungen und Folgen übersieht. Wer, als Käufer oder Verkäufer, Partei ist, bleibt mit seinem Urtheil leicht im Bereich der eigenen Interessen hängen. Wie es dann gehen kann, zeigt der Streit über die beste Politik im deutschen Diamantenbezirk. Auf der einen Seite Karl Fürstenberg, der im Ehrenamt der deutschen Diamantenregie vorsaß; auf der anderen Seite die Produzenten. Daß Fürstenberg eine Persönlichkeit ist, bestreiten selbst seine Feinde nicht. Daß er nicht ins Blaue hinein schwatzt, sondern bewußt handelt, kann kein Ehrlicher leugnen. Er wäre sonst nicht, was er ist; selbst wenn er die besten Witze an der Börse machte. Und gerade Fürstenberg ist in den letzten Jahren mehrmals in Konflikt mit falschen Vorurtheilen gerathen. Die Ereignisse gaben ihm Recht, nachdem die Menschen über ihn hergefallen waren. Man denke an seine Erlebnisse mit dem Fürstentrust und die Zerschneidung des Tischtuches. Damals hieß es, die Handelsgesellschaft habe eine höchst einträgliche Beziehung verloren. Daß dieser Verlust ein Gewinn war, hat die Sanirung der Fürsten gelehrt. Als Leiter der Diamantenregie sah Fürstenberg die kluge kaufmännische Erwägung im Widerstreit gegen Leidenschaften und Sentiments. Daß er den deutschen Kolonialschatz einer leistungfähigen Händlergruppe übergab, statt damit experimentiren zu lassen, wurde ihm verdacht. Antwerpen liegt nicht im Deutschen Reich; und alles Fremde ist manchem „Gutgesinnten" verhaßt. Ergo wurden die Verträge mit der belgischen Coetermans-Gruppe bekämpft. Man forderte mehr Rücksicht auf die deutschen Händler und Schleifer. Fürstenberg sollte die deutschen Unterhändler nicht höflich genug behandelt haben; um die Oeffentliche Meinung zu beruhigen, wurden den Antwerpenern möglichst hohe Preise abgefordert. Als im Juni 1913 ein neuer Pakt gemacht werden mußte, wurde eine öffentliche Ausschreibung beschlossen. Eine Million Karat war abzunehmen. Die Bedingungen wurden, der Bedeutung des Handels gemäß, so streng wie möglich gefaßt. Drei Bewerber meldeten sich: das belgische Syndikat, die englisch Debeers-Company und eine ad hoc gegründete deutsche Gesellschaft, der Deutsche Diamanten-Verband G. m. b. H. Dieses Unternehmen war unter Dernburgs Aegide entstanden. Von den 100 Antheilen der Gesellschaft übernahm Geheimrath Leopold Koppel, von der Bankfirma Koppel & Co., 87; den Rest der frühere Erste Direktor der Premier Diamond Mine, Herr Adolf Wagner, der als tüchtiger Fachmann gilt. Das Ergebniß dieses Wettbewerbes war: Sieg der Antwerpener. Die hatten den höchsten Preis geboten. 46 Mark pro Karat. 17 Mark mehr, als der Durchschnittspreis des Jahres 1912 betragen hatte. Der Zuschlag war einstimmig erfolgt. Die belgisch-

Gruppe, die Fürstenberg von Anfang an als leistungfähigsten Kontrahenten gewerthet hatte, wurde also offiziell in dieser Eigenschaft bestätigt. Der Kolonialsekretär hätte den Erfolg der deutschen Gesellschaft gern gesehen, konnte aber, wie in einer amtlichen Erklärung gesagt wurde, das Angebot der Antwerpener nicht hinter die deutsche Offerte zurücktreten lassen, weil es „hinsichtlich des Risikos wesentlich günstiger war", die Rücksicht auf die Produzenten also zu dem Verzicht auf nationale Wünsche zwang. Dem Kolonialfiskus bietet der Abschluß mit den Belgiern eine gute Chance; die Nettosteuer sichert ihm einen Antheil von rund 10 Millionen an dem Mehrgewinn der Produzenten. Eine Waare, die 46 Millionen werth ist: keine Kleinigkeit. Die Abnehmer so kostbaren Gutes müssen auf sicheren Füßen stehen.

Ihnen das Leben zu erleichtern, wenn im Absatz Schwierigkeiten entstehen, ist ein Gebot der Klugheit. Das antwerpener Syndikat muß die eine Million Karat abnehmen, wie sie ihm von der Regie geliefert wird. Wenn die Shipments da sind, müssen sie geholt und bezahlt werden. Der Vertrag sagt: „Die Abnahme hat fünf Tage, nachdem eine Shipment-Ablieferung bereit ist, zu erfolgen. Geschieht sie nach weiteren sieben Tagen nicht, so verfällt die gestellte Sicherheit (4 Millionen Mark), als Vertragstrafe, der Regie, die über die nicht abgenommenen Steine und über den gesammten Restbetrag der Million Karat in anderer Weise verfügen darf." Die Händler dürfen sich also auf Tücken der Konjunktur nicht berufen. Sie müssen ihre Waare bezahlen und dürfen sie liegen lassen, so lange sie wollen. Das Diamantengeschäft geht schlecht; und Fürstenberg hat sich für eine Begrenzung der Produktion eingesetzt. Mit der wäre Zweierlei gewonnen: Schonung der Händler, die nicht so rasch abzunehmen brauchten und nicht gezwungen wären, à tout prix zu verkaufen; und ein Damm gegen die Ueberschwemmung des Marktes mit deutschen Steinen. Die Produktion in Deutsch-Südwest macht rasche Fortschritte. Von 1911 zu 1912 war sie von 773 292 Karat auf 1 001 729 Karat gestiegen. Und diese Entwickelung geht weiter. Man rechnet mit einem Quantum von 1½ Millionen Karat für 1913. Was diese Ziffer bedeutet, lehrt der Vergleich mit der Menge, über die das londoner Syndikat gebietet: rund 5 Millionen Karat. Die Gefahr einer Ueberproduktion rückt uns näher; das Geschäft stockt. Die natürliche Folge der Schwäche des internationalen Wirthschaftlebens. Krieg, Wucherzinsfuß, Konjunkturrückgang. Kein Wunder, daß die drei Plagen einen Luxusartikel nicht im ungeschmälerten Besitz seiner Lebensbedingungen ließen. Die wichtigste Aufgabe des klugen Kaufmannes ist: Preiskrisen zu verhindern. Da sich der Markt nicht zwingen läßt, muß man sich an den anderen Faktor des Geschäftes halten: die Produktion. Die überschüssige Waare muß eingesperrt werden, so lange ihr der übliche Weg in den Konsumentenbereich verschlossen ist. Man braucht nicht nach San Paulo, zu den Kaffeepflanzern, zu gehen, um zu lernen, was eine Valorisation ist. Behandelt man Diamanten nach der verpönten Methode des accaparement, so wird man sich nicht den Vorwurf strafbarer Vertheuerung

eines wichtigen Lebensmittels zuziehen. Die Kontingentirung ist nothwendig, damit die Herrlichkeit des deutschen Diamantenreiches nicht früh in Trümmer fällt. Die Regie darf neue Verkäufe abschließen, sobald 600 000 Karat an die Antwerpener geliefert worden sind. Ist es weise, diesen Termin zu beschleunigen und den nächsten Vertrag im Zeichen eines Preisfalles zu erledigen? Soll, was mühsam errungen wurde, eine haltbare Verfassung des deutschen Diamantengeschäftes, wieder aufs Spiel gesetzt werden? Wenn man der belgischen Gruppe den Handel ruinirt, streicht man diesen Partner aus allen künftigen Verträgen. Und es ist sehr fraglich, ob ein brauchbarer Ersatz zu finden wäre. Mindestens keiner, den Erfahrung und Tradition stützen. Oder soll man die deutschen Steine der englischen Debeers-Gruppe ausliefern? Die wäre nicht unglücklich, wenn sie, zu billigen Bedingungen, die Alleinherrschaft erreichte. Wer die Preise der südwestafrikanischen Diamanten verschlechtert, arbeitet John Bull in die Hände.

Was kann geschehen, um die Krisis zu verhüten? Der schroffste Eingriff wäre die Zwangskontingentirung. Sie anzuordnen, hätte das Kolonialamt die Macht. Aber man braucht nicht so weit zu gehen. Die Produzenten sind nicht gleich in der Stärke und Leistung. Was die kräftigsten nicht schwer träfe, könnte die schwächeren ruiniren. Schon die Steuern belasten den kleinen ja ärger als den großen Produzenten. Auch von einer freiwilligen Fördereinschränkung, wie sie die Pomonagesellschaft durchgeführt hat, will die Mehrzahl der Betroffenen nichts wissen. Was bleibt übrig? Der Vorschlag Fürstenbergs. Ihm liegt daran, das antwerpener Syndikat zu schonen. Er denkt, mit Recht, an die nächste Submission und den Segen eines sicheren und starken Abnehmers. Er will also verhindern, daß die belgische Gruppe steinkrank wird, und möchte, daß die Ablieferungen reduzirt werden und der Ueberschuß an Diamanten bei der Regie lagere. Das wäre eine Einsperrung zum Besten des Marktes; und die einzige Schwierigkeit erwüchse aus der Kostenfrage. Wenn den Produzenten die Auslagen für die abgelieferten Steine ersetzt würden, müßten Mittel bereit sein. Aber Fürstenberg hätte die Taktik nicht vorgeschlagen, wenn er die Finanzfrage fürchtete. Die Produzenten haben den Vorschlag abgelehnt. Sie meinen, daß man für das Wohlbefinden der Antwerpener nicht zu sorgen brauche. Die Konjunktur kümmert sie nicht. Die Händler haben im Juni den Kaufvertrag abgeschlossen, also müssen sie ihn auch einhalten. Fürstenberg, der „nur“ Kaufmann ist, hat für solches Uebermenschenthum kein Verständniß. Er zog die Konsequenzen und legte den Marschallsstab aus der Hand. Die Regie verliert den gescheitesten Leiter; und das Marktproblem ist nicht gelöst. Behalten die Produzenten das letzte Wort, so wird der Kolonialfiskus eine harte Nuß zu knacken haben. Nur wenige Jahre erfreut er sich des Segens der blitzenden Steine. Eines Tages werden Felder und Gruben leer sein, wenn nicht schon vorher der künstliche Diamant dem legitimen Herrscher das Königreich entrissen hat. Die Synthetiker setzen ihren Stolz darein, der Natur den letzten Schleier zu rauben. Warum also,

durch falsche Geschäftspolitik, die Krisis beschleunigen? Der Optimist zählt auf die Wiederkehr der Hochkonjunktur. Die Dollarmenschen werden, so glaubt man, unter dem neuen Tarif so gute Geschäfte machen, daß sie dem Luxus üppig frönen können. Dann werde der Zug der Kohinoors nach Westen wieder beginnen. Dieser Kalkul scheint mir sehr unsicher. Die Amerikaner allein können das Geschäft nicht halten; und wer bürgt dafür, daß sie wirklich Riesengewinne aus einer neuen Hausse ziehen werden? Noch ist sie nicht sichtbar. Und wie es bei uns und im Britenreiche übermorgen aussehen wird, weiß Niemand. Ein Entschluß läßt sich nicht lange mehr vermeiden.

Fürstenberg ist auch in Sachen der Hohenlohewerke Der, der zuletzt lacht. Er konnte Herrn Petschek aus dem Böhmerland nicht kommen sehen (Der war vor zwei Jahren noch im Hintergrund), aber er wußte, daß Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe nicht Alleinherrscher bleiben werde, wenn der Fürstenconcern so weiter wirthschaftete. Das Schicksal hat sich erfüllt: in den Aufsichtrath der Hohenlohewerke wurde Herr Petschek gewählt, der, neben dem Fürsten, der einzige Großaktionär der Gesellschaft ist. Und man weiß nicht, was noch kommen kann. Der aussiger Händler hat sich, dank der Liquidation der Fürstengeschäfte, als eine Großmacht im deutschen Braunkohlenbezirk etablirt. Erst ließ man ihn ungestört seine Wege gehen und sah nur neidisch auf die Aktienhausse an der Börse. Zu spät wurde das Schleußenthor geschlossen, damit sich hinter ihm die Fluth der Gegenmajorität stauen kann, die Petscheks Wünsche ertränken soll. Ob Das noch möglich sein wird, werden wir ja sehen. Den schlesischen Kohlenleuten aber bangt vor dem neuen Konkurrenten. Werden die Caesar Wollheim und Friedlaender den Rivalen abwehren? Man erinnert sich des Konflikts zwischen Karl Fürstenberg und Fritz von Friedlaender-Fuld. Gegenstand des Streites war der Vertrag, den die Hohenlohewerke, durch die Firma Wulff & Co., mit Friedlaender & Co. abgeschlossen hatten. Fürstenberg fand diesen Vertrag nicht günstig; dadurch kam es zum Bruch. Die Händlerfirma Wulff & Co. ist heute identisch mit Petschek, der sämmtliche Antheile aus dem Besitz der Handelsvereinigung erwarb, als er die Aktien der Niederlausitzer Kohlenwerke kaufte. Beide Geschäfte ließen sich nicht von einander trennen: und so kam Herr Petschek in die Interessensphäre des Herrn von Friedlaender. Die Frage ist nun, ob der Vertrag, der zwischen Wulff und Friedlaender über den Vertrieb der Hohenlohekohle besteht, auch nach der neuen Personalunion fortdauern wird. Das Objekt ist für die Firma Emanuel Friedlaender & Co. von nicht geringer Bedeutung; und die beiden Großaktionäre der Hohenlohewerke, Fürst Hohenlohe und Petschek, könnten eines Tages glauben, daß die Firma Wulff & Co. der Mitwirkung des Friedlaenders nicht mehr bedarf, um die ihr anvertrauten Kohlen an den Mann zu bringen. Die Konsequenz solcher Erwägung wäre: die Kündigung des Vertrages zum ersten Januar 1914. Darf Karl Fürstenberg lachen?

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Oktober 1913.

Die Polen und die Weltlage.*)

Der Marken=Anachronismus verdreht nur einigen preußischen Politikern die Köpfe, das nicht weniger anachronistische Kriegsgespenst aber der Bevölkerung von ganz Europa. In den Thronreden und in der Presse, nicht nur in den Witzblättern, sondern in den ernsthaften großen Zeitungen und in allen Käseblättchen, figurirt der Friede als eine Mythengestalt, als ein wehrloser holder Knabe, der mit Kanonen und Schiffspanzern von sechs bis zehn Millionen Soldaten beschützt werden muß, weil ihn ein eben so mythischer Unhold, Krieg genannt, bedroht, der jeden Augenblick aus der vierten Dimension, in der er haust, in unsere dreidimensionale Erscheinungwelt einbrechen kann. Ehedem hatte diese abergläubige Vorstellung Berechtigung, hatte das Kriegsgespenst Fleisch und Blut, Hörner und Klauen. Im frühen Mittelalter schreckten asiatische Reitervölker, normannische und sarazenische Seeräuber. Dann folgte die Zeit des ewigen Kleinkrieges: Raub= und Rauflust von Fürsten und Rittern, Parteisucht und berechtigter Selbsterhaltungtrieb in den Städten, religiöser Fanatismus und Herrschsucht von Emporkömmlingen machte sich bald hier, bald dort in blutigen Unternehmungen Luft. In der Zeit des Absolutismus dann war es die Laune eines Fürsten, der Ehrgeiz eines Ministers, der Einfall einer Maitresse, was Söldlinge und Unterthanen vor die Kanonen trieb. Alle diese Kriegsursachen waren unfaßbar und unberechenbar, so daß der Krieg thatsächlich als ein immer drohendes Gespenst erscheinen mußte und Kriegsfurcht ein Bestandtheil der gewöhnlichen Seelenstimmung der Völker war. Die Frage, ob „es“ wohl Krieg geben

*) S. „Zukunft“ vom vierten Oktober 1913: „Unsere Polen.“

werde, war grammatisch richtig, denn man kannte keinen „er“, der die Entscheidung gehabt hätte. Erst in Ludwig dem Vierzehnten, Napoleon dem Ersten und Napoleon dem Dritten hatte man endlich, statt des Gespenstes in der vierten Dimension, allgewaltige Personen, von denen die Entscheidung abhing; die Frage nahm nun die Form an: „Was plant Er, plant er Krieg oder Frieden?“ Bismarck hat nichts Willkürliches geplant, sondern nur zwei Angelegenheiten geordnet, von denen jeder Kenner der Weltlage wußte, daß sie geordnet werden mußten, und der Krieg von 1870, den die fortspukenden Seelen des Sonnenkönigs und des Korsen entzündet hatten, schloß die lange Periode ab, in welcher der Krieg ein Unhold gewesen war, der aus undurchforschbarem Dunkel hervorbrach. Wie die Staatsangelegenheiten überhaupt, so werden auch die kriegerischen Unternehmungen nicht mehr im Dunkel eines geheimen Kabinets zusammengebraut, sondern im Licht der Oeffentlichkeit und unter der Mitwirkung der Staatsbürger erledigt. Diese aber haben nicht mehr Söldner zur Verfügung, wie im Mittelalter die Bürger kriegführender Stadtrepubliken, sondern sie müssen allesammt, vom Fürsten bis zum Tagelöhner, ihre Haut zu Markte tragen; und der Krieg ist ein so kostspieliges und riskantes Unternehmen geworden, daß ihn, wie Bismarck der Welt klargemacht hat, keine Nation bei gesunden Sinnen mehr wagt, wenn nicht ein Lebensinteresse für sie auf dem Spiel steht.

Nun ist zwar der ewige Friede eine Utopie und unsere Pazifisten begehen unter anderen Sünden auch die, daß sie nur immer gegen den deutschen Militarismus losziehen und sich stellen, als ob sie von der französischen und englischen Kriegshetze nichts wüßten; in Einem jedoch haben ihre Theoretiker vollkommen Recht: daß nämlich die ungeheuren Risiken eines Krieges und die internationale Verflechtung der wirthschaftlichen Interessen, die Solidarität der Kulturvölker, eine Kriegserklärung einer europäischen Großmacht an die andere bis zur Unmöglichkeit erschweren. Wenn England und Deutschland, habe ich oft gesagt, aus Handelseifersucht einander bekriegen wollten, so wäre Das ein eben solcher Geniestreich, wie wenn der Schlächter Müller, der des Bäckers Schulze, und der Bäcker Schulze, der des Schlächters Müller bester Kunde ist, zur Förderung ihres Geschäftes einander die Fenster einwerfen oder die Häuser anzünden wollten. Der Ueberseehandel ist heute nicht mehr Seeraub mit Kriegsschiffen und Kanonen als Werkzeugen, sondern, gleich allem Auslandshandel, der für alle Betheiligten gleich wohlthätige Güteraus-

tausch, den Adam Smith im Auge hatte; er täuschte sich nur darin, daß er glaubte, sein Ideal sei zu seiner Zeit schon verwirklicht. Also die Theorie der Pazifizisten ist richtig, gilt jedoch, wohlgemerkt, nur für die Staaten Mittel- und Westeuropas, nicht für die Beziehungen der Kulturwelt zur Barbarei. Was in Europa immer noch das Kriegsgespenst heraufbeschwört, ist die durch ihre Niederlage tötlich gekränkte Eitelkeit der Franzosen und der Stolz der Engländer, die ihr unwiederbringlich verlorenes Handelsmonopol nicht verschmerzen können und das Bischen diplomatische Diktatur, das sie ehedem nur mit Frankreich und Rußland zu theilen hatten, während sie jetzt im Deutschen Reich einen dritten Konkurrenten auf dem Hals haben, der mächtiger ist als jene beiden. Diesen nationalen Stimmungen und Verstimmungen helfen dann noch die bekannten Interessenten aller Länder: die Offiziere (sie sind Berufssoldaten; und welcher tüchtige Mann verlangt nicht danach, seinen Beruf auszuüben? Der Friedensdienst ist doch nur Vorbereitung) und die übrigen, denen zwar am Krieg selbst nichts liegt, wohl aber an den profitablen Rüstungen und an Kriegsgerüchten: Waffenfabrikanten, Börsenspekulanten, Zeitungschreibern und Diplomaten. Dazu kommt noch der innere Feind, die rebellische Lohnarbeiterschaft, zu deren Niederhaltung den Staaterhaltenden ganz Europas die militärische Organisation der Völker das unentbehrliche Mittel zu sein scheint und vielleicht auch ist. Aber alle diese Interessen sind nicht stark genug, den Lenkern der Staaten den Entschluß zu einem militärischen Abenteuer abzuringen; das verhängnißvolle à Berlin des pariser Straßenpöbels vom Juli 1870 hat sie gewitzigt. Ein tolles Abenteuer würde die Kriegserklärung sein, denn sie hätte keinen erkennbaren vernünftigen Zweck. Auf eine Gelderpressung spekuliren, wäre das frevelhafteste und aussichtloseste aller Lotteriespiele und von Eroberungen könnte keine Rede sein; alle drei Völker wissen, daß jedes von ihnen bei dem Versuch, dem Nachbar ein Stück seines Gebietes zu entreißen, sich verbluten würde, und sie begehren so wenig Provinzen von einander, daß sie eine solche nicht nehmen würden, wenn sie sie geschenkt bekämen; abgesehen vom elsässischen Stück gelüstet heute die Franzosen nicht mehr nach der Rheingrenze. Sollte aber ein Engländer deutsches Land okkupiren wollen, so würde dieser Einfall überhaupt nicht auf des Welttheater, sondern auf die Possenbühne gehören. Dazu kommt, daß der heutige Durchschnittseuropäer zwar noch nicht so weit ist, wie ihn die Pazifisten haben wollen, noch nicht mit Thomas Buckle und Herbert Spencer den industrial type für den allein menschenwür-

digen und den military type für ein Stück atavistischer Barbarei hält, doch aber auch nicht mehr auf dem Standpunkt der Balkanhelden steht, die mit der Flinte auf die Welt kommen und das Bedürfniß empfinden, von Zeit zu Zeit ein menschliches Wild abzuschießen, und daß er zu sehr mit seiner Berufsarbeit und seiner Häuslichkeit verwachsen ist, um einen Feldzug als angenehme Abwechselung zu werthen. Nur wenn in einem der drei Staaten der leitende Staatsmann den Verstand verlöre oder ein Hanswurst wie Boulanger ans Steuer gelangte, wäre ein Krieg zwischen ihnen möglich. Ich bin deshalb trotz allem Kriegsgeschrei der letzten Jahre überzeugt, daß der Friede auch nicht einen Augenblick ernstlich bedroht gewesen ist.

Wie steht es um das Kolonialgeschäft? Was auch die Pazifisten dagegen einwenden mögen: die Kulturvölker haben das Recht und die Pflicht, die Naturschätze der ganzen Erde zu heben und die Völker, die in ihrer Heimath ihren Theil der allgemenien Menschheitaufgabe nicht lösen, zu unterjochen, in Vormundschaft und Pflegschaft zu nehmen. Das ist der Sinn der Kolonisation der Tropen und der subtropischen Länder, so weit sie nicht, wie manche Gegenden Amerikas, fast menschenleer gefunden und von Europäern besiedelt worden sind. Die Früchte dieser Kolonisation aber fließen nicht dem Staat zu, der ein solches Gebiet erwirbt, sondern der gesammten Kulturwelt. Einzelne Bürger des Staates, der ein tropisches Land in Besitz nimmt, mögen dort gute Geschäfte machen (was sie aber auch in den Kolonien anderer Staaten oder in Südamerika können; der Deutsche Carlo Schmidt in Brasilien erntet auf seinen Plantagen so viel Kaffee, wie alle Kaffeeplantagen Afrikas zusammen ergeben); der Staat selbst hat gar keinen Vortheil davon, sondern nur die kostspielige Last der Verwaltung und Vertheidigung. Nur eine der englischen Kronkolonien wirft einen Reingewinn ab, Indien, nebst Egypten, das noch nicht Kolonie heißt; und ein zweites Indien oder Egypten giebt es nicht. Ob wir Kautschuk, Kakao und Bananen aus unseren Kolonien wohlfeiler bekommen als aus englischen, könnte uns Max Rieck einmal sagen.

Bei dieser Sachlage wäre es lächerlich, wenn Europäer wegen eines Fetzens Tropenland einander die Köpfe einschlagen wollten. Das Kolonisiren der Tropen ist ein mit Mühen und Kosten verbundenes nobile officium der Kulturwelt und der Staat, der einen Theil davon übernehmen soll, müßte sich eigentlich von den anderen Staaten schön bitten lassen. Bisher haben sich die Staaten dazu gedrängt, von der Habsucht einzelner ihrer Unterthanen getrieben oder aus Eitelkeit und Ehrgeiz; so und so viele Millionen

Quadratkilometer: Das schwellt die patriotische Brust; weshalb auch das Metermaß, bei dem sich die Erwerbungen viel großartiger ausnehmen als bei dem praktischeren Meilenmaß, so beliebt ist.

Anders als bei den wilden Ländern liegt die Sache bei den Barbarenstaaten; die können so ausgebeutet werden wie Indien und Egypten. Werden sie unterjocht, dann kann das Herrenvolk durch die Organisation der Verwaltung und durch Besteuerung aus der Arbeit der Eingeborenen Gewinn ziehen. Werden sie nur bevormundet, dann beutet man sie durch Gewährung oder Aufdrängung von Anleihen, durch Eisenbahnbauten, Gründung von Banken und industriellen Anlagen, Betrieb von Bergwerken aus; außerdem zwingt man sie, Industrieerzeugnisse zollfrei oder gegen niedrigen Zoll einzulassen. Japan hat sich emanzipirt; in China wird auf diese Weise noch Geld zu verdienen sein, aber wahrscheinlich nicht mehr lange, da es die Kraft haben dürfte, sich auch zu emanzipiren. Bleiben die islamitischen und die Slavenstaaten übrig. Hier hat also Rivalität einen Sinn. Doch müssen wir, ehe wir auf dieses Problem eingehen, noch einer dritten anachronistischen Einbildung gedenken, von der die Engländer besessen sind und mit der sie die übrigen Nationen, besonders die Deutschen und die Italiener, angesteckt haben: die Seeherrschaft. Ich habe die Entstehung dieses Phantoms neulich hier in dem Aufsatz „Nah- und Fernverkehr" erklärt. Das Meer ist heute, wie dort gesagt wurde, keines Staates Eigenthum mehr, sondern die gemeinsame Fahrstraße der Nationen. Will man durchaus von einer Seeherrschaft sprechen, schreibt Archibald Cary Coolidge von der Harvard Universität in seinem (bei Ernst Siegfried Mittler 1908 deutsch erschienenen) Buch „Die Vereinigten Staaten als Weltmacht", so beherrscht die See nicht der Staat, der die meisten Kriegsschiffe hat, sondern der die meisten, besten und wohlfeilsten Waaren darauf verschickt. (Allerdings setzt er hinzu, solche sinnlosen Phrasen seien nicht ganz ungefährlich; denn die Nationen glichen immer noch allzu sehr den Hähnen, deren keiner es leiden mag, daß der Nachbar lauter kräht als er auf seinem Mist. England übrigens glaubt, seine Dreadnoughts zu brauchen, nicht des Waarenexports wegen, sondern, weil es in einem Krieg ausgehungert werden kann, was einzugestehen sein Stolz hindert; aber Churchill hat es verrathen mit dem Wort, das ihm in Deutschland thörichter Weise übel genommen worden ist, die Flotte, die für England ein Lebensbedürfniß sei, bedeute fürs Deutsche Reich einen Luxus; eine Insel kann ja überhaupt ohne Schiffe nicht existiren.) Dem nüchtern das Thatsächliche Erwägenden erscheint denn auch die Angst der Oesterreicher und der Italiener vor einander und Beider vor den au

einmal fürchterlich gewordenen Knaben Peter und Nikita wegen Sperrung der Adria komisch. Die Sperrung könnte doch nur in einem Krieg eintreten; da jedoch die Oesterreicher und die Italiener so wenig Lust und einen vernünftigen Grund haben, gegen einander Krieg zu führen wie die Deutschen und die Engländer, so droht keine Sperrung, und wie immer die Dinge auf der Balkanhalbinsel sich entwickeln mögen: Niemand wird betriebsame Oesterreicher und Italiener hindern, sich unter den Balkanvölkern niederzulassen und Geschäfte zu machen. Den Zugang zum Aegaeischen Meer, den sich Oesterreich durch Annexion eines Landstreifens zu sichern versäumt hat, kann es durch Handelsverträge erlangen.

Kehren wir zu den Islamiten zurück. Ihre afrikanischen Gebiete sind vertheilt. Die europäische Türkei sollte nach der Ansicht von List und Rodbertus an Deutschland fallen. Das geht nun nicht mehr, weil sich das Deutsche Reich von der türkischen Grenze zurückgezogen hat, die Balkanslaven aber selbständig geworden sind. Immerhin ist in dem schwachbevölkerten und wenig civilisirten Land für deutsche Ansiedler und Gewerbetreibende noch Raum und sind ihm solche sogar sehr nöthig; natürlich werden sich zunächst Deutschösterreicher dieser zukunftreichen Länder annehmen, werden aber reichsdeutsche Brüder, die ihnen dabei helfen wollen, nicht zurückweisen. Ein zweiter Plan Lists dagegen läßt sich mit einer starken Modifikation vielleicht ausführen. Der Balkan in deutschem Besitz, meint er, bedeute für die Engländer eine Sicherung Indiens vor den Russen (denen er Ostasien als die Stätte anweist, wo sie ihren Expansiondrang befriedigen können). Als zweite Sicherung sollen die Engländer ein aus Egypten und Vorderasien bestehendes Zwischenreich gründen. Egypten besitzen sie schon und in Vorderasien beginnen sie sich einzufressen; aber das müssen sie uns überlassen: Deutschland vermag den Zugang zu Indien noch besser vor russischen Truppen zu schützen, als sie selbst mit ihrer unzulänglichen Landmacht vermöchten, und uns Deutschen gehört dieses Land, weil wir es brauchen und weil es uns braucht. Daß Deutschland ein Gebiet braucht, in welchem sich seine überschüssige Intelligenz bethätigen kann, ohne dem Vaterland verloren zu gehen: darin stimmen Alle überein, auch der Russenfreund und Polenfeind Hötzsch, der, um uns vor einem Konflikt mit Rußland zu bewahren, in den „Grenzboten“ mit dem anonymen Verfasser der Schrift „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg?“ Centralafrika als Tummelplatz und Arbeitfeld empfiehlt. Aber wir brauchen auch Ansiedlerkolonien. Die Beweise fürs Gegentheil habe ich oft widerlegt. Der Rückgang der statistisch erfaßbaren Auswanderung erklärt sich daraus, daß die Zustände Nordamerikas nicht mehr ver-

lockend sind und daß die Einwanderung immer mehr erschwert wird. Die Tausende, die als Kellner und in anderen Stellungen in London, in Paris leben, die als Stromer Italien und den Orient unsicher machen, werden nicht gezählt. Die slavischen Wanderarbeiter brauchen wir nicht darum, weil es an Menschen fehlte, sondern nur, weil der Deutsche bei schweren und schmutzigen Arbeiten und auf dem Dorfe nicht mehr aushält. Freilich finden jetzt die meisten Deutschen Beschäftigung; aber was für welche? Hunderttausende sind mit unnöthiger oder schädlicher bureaukratischer Schreibarbeit, andere Hunderttausende mit der Anfertigung von überflüssigen oder verderblichen Luxuswaaren, wieder andere Hunderttausende mit der Herstellung von Mordwaffen und Schutzmitteln beschäftigt, deren Zwecklosigkeit schon die nächste Generation erkennen wird. Und was die nützlichen und nothwendigen Gewerbe betrifft: trotzdem wir noch in der Hochkonjunktur leben, hat allein der paritätische Arbeitnachweis der berliner Tischler am siebenten Juni 4660 Mitglieder gezählt, die vergebens Arbeit suchten. Wie lächerlich würde in einem Land, in dem Jeder seinen Acker besitzt, ein Mensch erscheinen, der auf den verrückten Einfall geriethe, Arbeitgelegenheit zu suchen! Dem Einwand, daß wir keine Bauern übrig haben, ist entgegenzuhalten, daß daran nur die Landflucht und der Zudrang zu den Schreiberberufen, zum akademischen und halbakademischen Proletariat schuld sind, und dem anderen gegenüber, daß Ostelbien genug Koloniallland enthalte, muß daran erinnert werden, daß dort die Kolonisation zu theuer ist und daß sie nicht so weit gehen darf, wie Die um Naumann und Oppenheimer wollen.

Und wir brauchen Ansiedlerkolonien, weil unsere Volksernährung, ja, die Ernährung der Gesammtbevölkerung der Erde gefährdet ist, wie ich in der „Zukunft“ vom dreiundzwanzigsten November 1912 nachgewiesen habe. Zwar ist die Widerlegung des Malthusianismus unanfechtbar, die neuerdings Leroy-Beaulieu (zu welchem Zweck, erräth der Leser) in seinem Buch „La Question de la Population“ geliefert hat; aber praktisch gilt sie doch nur, und zwar nur für die nächste Zukunft, unter der Voraussetzung, daß sich die Menschheit über die noch menschenleeren Länder vertheilt und daß überall der Boden rationell bewirthschaftet wird. Keine dieser beiden Bedingungen ist erfüllt. Die Urwälder des östlichen Südamerika werden nicht gelichtet, die sechs Millionen Australier erschweren die Einwanderung in ihren Erdtheil, in Nordamerika und in Rußland wird Raubbau getrieben, in den Vereinigten Staaten geht unter dem Drucke des Fleischtrusts die Farmerei zurück, statt sich auszubreiten (nur im Dominion of Canada steigt die Getreide-

produktion noch, weshalb die Engländer durch den geplanten Zollbund mit Vorzugszöllen für die Kolonien den Produktenüberschuß Kanadas in ihr Land zu leiten versuchen) und Vorderasien ist der Verwahrlosung anheimgefallen. Zwar fressen sich England und Rußland immer tiefer dort ein, aber England hat, seit der Rest seiner Freibauernschaft geschwunden ist, keine bäuerlichen Kolonisten mehr (was nützt uns Südafrika, da wir die nicht haben, meinte zur Zeit des Burenkrieges die Saturday Review; jetzt wird der Vorschlag erwogen, Bauern aus dem übervölkerten Indien nach Mesopotamien zu schicken, das übrigens für deutsche Bauern weniger in Betracht kommt als Kleinasien und Syrien); und die Russen vermögen nicht einmal, die Schätze ihres eigenen Bodens zu heben. Deutschland allein ist fähig und darum berufen, Vorderasien zu kolonisiren. Wenn seine Staatsmänner diesen Ruf ablehnen, gehören sie in den Höllenkreis, in dem Dante den Mann fand, che fece per viltà lo gran rifiuto (den Papst Cölestin V, der berufen war, die Kirche zu reformiren, sich aber vom Kardinal Gaetano einschüchtern ließ und seinen Platz diesem Unhold räumte, der als Bonifaz VIII. den Weg des Verderbens einschlug).

Leider ist es dafür vielleicht schon zu spät, aus zwei Gründen. Erstens, weil die Verstädterung und Verfeinerung bei uns schon so weit vorgeschritten ist, daß wir ohne gründliche Aenderung des jetzt herrschenden Geschmacks kaum das erforderliche Menschenmaterial auftreiben werden. Denn so bequem wie in Posen und Westpreußen könnte es anatolischen und syrischen Ansiedlern natürlich nicht gemacht werden. Dort kommt den preußischen Steuerzahlern jeder Ansiedler 8000 und jede Ansiedlerfamilie 45 000 Mark zu stehen (725 000 000 dividirt durch 92 000 und durch 16 000; reines Geschenk ist das Geld allerdings nicht, da es sich ja mit 2 Prozent verzinst). Dazu wären Männer nöthig von der Art der Pioniere, die Nordamerika und das Kapland besiedelt haben, Hinterwäldler, die in Blockhäusern hausen, Menschen, wie der Bauer Strepsiades, dem nur wohl ist, wenn er „so recht in Speck und Dreck“ im Stall und auf dem Acker schuften kann. (In den „Wolken“ hat Aristophanes ein Karikaturbildchen unserer heutigen Situation gemalt. Des Strepsiades verzärteltes Söhnlein, das der feinen städtischen Mutter nachschlägt, wird Kavalier, verthut das Geld mit Rennpferden, stürzt den Vater in Schulden; Dieser giebt sein Pheidippidion zu den Sophisten in die Lehre, damit sie ihn lehren, wie man die Gläubiger betrügen könne. Der Bursche lernt aber nur, daß der waltende und die Sünde strafende Zeus von der blinden Naturkraft, dem „König Umschwung“ entthront ist und daß es keine Pflichten mehr giebt,

weshalb man seinen Vater prügeln dürfe; der Vater aber wird wüthend und zündet den Sophisten ihre „Denkerbude" über dem Kopf an.) Zu spät vielleicht auch darum, weil uns die Franzosen und die Engländer schon zu viel Wind aus den Segeln genommen haben. Vortreffliche französische Ordensschulen (der Antiklerikalismus ist den Staatsmännern Frankreichs kein Ausfuhrartikel) haben die Anatolier, die Syrier daran gewöhnt, in Frankreich die verkörperte Kultur Europas zu sehen, und von den Engländern wird die Ent- und Bewässerung Mesopotamiens nach einem Plan unternommen, den Sir William Willcocks, der Schöpfer des Wunderwerks von Assuan, ausgearbeitet hat; mit nebelhaften überseeischen Projekten beschäftigt, haben unsere Politiker geflissentlich den Blick abgewendet von dem auf dem Landweg erreichbaren und darum uns durch die geographische Lage zugewiesenen Kolonialgebiet.

Hoffen wir trotzdem, daß sich das Versäumte noch nachholen läßt. Ueber die Form, in der das Reich jene Gebiete in Besitz zu nehmen hätte, brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Ist das neue Deutsche Reich als ein vordem noch niemals dagewesenes Gebilde entstanden, so wird sich auch für eine levantinische Dependenz die geeignete staatsrechtliche Form finden. Der Sultan braucht nicht abgesetzt zu werden. Mit dem Plan, die Türkei als eine Schutzwehr Deutschlands gegen die vermeintlich von England drohende Gefahr zu stärken, sind unsere Türkenfreunde kläglich hineingefallen; und in Asien wird der Sultan mit seinen Arabern, Syrern, Kurden, Armeniern so wenig fertig werden, wie er diesseits des Bosporus mit seiner Rajah fertig geworden ist. Er wird ganz zufrieden sein, wenn ihm der deutsche Oberherr eine ähnliche Stellung sichert, wie sie die indischen Maharadschas unter englichem Schutz einnehmen; von hier aus könnte er dann auch seines Amtes als geistlicher Beherrscher aller gläubigen Moslim in aller Ruhe walten und neben ihm könnte, unter deutschem Schutz, der Schah die Schiiten regiren.

Gewiß wird gegen ein solches Unternehmen Rußland so energisch protestiren, daß eine kriegerische Auseinandersetzung mit dem Nachbar unvermeidlich werden dürfte. Aus diesem Grund ist ja bisher immer jeder Hinweis auf eine mögliche Kolonisation Anatoliens als ein halbes Staatsverbrechen behandelt worden. Aber durch den Bau der Anatolischen Bahn hat man sich doch genöthigt gesehen, zuzugestehen, daß wir wenigstens wirthschaftliche Interessen da drunten haben, und hier und da wagt man auch, durchblicken zu lassen, daß sich, wie Englands Praxis beweist, das

Politische vom Wirthschaftlichen nicht reinlich scheiden läßt. In der letzten Balkankrise ist vom Anwachsen der Slavenmacht so viel die Rede gewesen, daß sich unsere Politiker an den Gedanken eines Krieges gegen östliche Nachbarn schon gewöhnt haben; ist doch die große Wehrvorlage vom Reichskanzler, vom Kriegsminister und (privatim) vom Feldmarschall von der Goltz hauptsächlich mit der durch den Balkankrieg geschaffenen Lage begründet worden. Und mit einer Gefahr im Osten kann nur die von Rußland drohende gemeint sein.

Eine imperialistische englische Wochenschrift, The Outlook, hat seit Monaten auf den Machtzuwachs hingewiesen, den die jüngsten Ereignisse dem Zarthum beschert haben, und müht sich, nachzuweisen, daß England mit dem Untergang bedroht sei, wenn Deutschland niedergeworfen, Oesterreich aufgetheilt, Polen jeder Hoffnung beraubt sein, Rußland bis an die Oder, Frankreich bis an den Rhein herrschen werde. Rußland ist die von Deutschen (der rein deutschen Dynastie und der Intelligenz baltischer und eingewanderter Deutschen) gegen Deutschland organisirte Slavenmacht. Die deutschen Organisatoren haben vollbracht, was sich mit einigen Dutzend Millionen Menschen von der aus der russischen Literatur und den Mittheilungen so zuverlässiger Beobachter wie Sir Donald Mackenzie Wallace bekannten Eigenart machen ließ; sie haben eine prachtvolle Großmachtfassade gebaut und sie mit einer klugen Diplomatie, einer geschickt geleiteten Finanzwirthschaft und einer gewaltigen Armee gestützt. Die russische Psyche vermochten sie nicht umzubilden und darum die wirthschaftliche und Kulturgrundlage des modernen Großstaates, zu der vor Allem eine ehrliche Verwaltung gehört, nicht zu schaffen. (Masaryk versucht im Maiheft von Ernst Horneffers Zeitschrift „Die Tat" das Uneuropäische der russischen Eigenart daraus zu erklären, daß Rußland noch im Mittelalter stecke. Was der unklare Begriff Mittelalter nicht Alles erklären soll! Die Deutschen, Italiener, Engländer, Franzosen sind im sogenannten Mittelalter ganz andere Kerls gewesen als die heutigen Russen sind; jede dieser Nationen hat eine eigenthümliche, von der ihrer Nachbarn verschiedene, höchst werthvolle Kultur geschaffen. Die Russen werden, so lange sie bleiben, was sie heute noch sind, niemals Kulturgüter schaffen.) Durch Extension suchen die deutschrussischen Staatsmänner die fehlende Intensität, die Schöpferkraft, zu ersetzen. Ein ungeheures Gebiet haben sie zusammengerafft und sie spüren noch nichts von Sättigung. Schon fürchten die Skandinaven, das russifizirte Finland und die dort angelegten unrentablen, darum als militärisch zu deutenden Bahnen würden als Brücken nach Schweden benutzt

werden, und es ist nicht abzusehen, warum der unersättliche Ausdehnungdrang am Niemen und an der Weichsel Halt machen sollte. Ob die jetzt gute Finanzlage Rußlands als Symptom eines wirthschaftlichen Aufschwunges gedeutet werden darf, ob die eingeleitete Agrarreform ihr Ziel erreichen wird, kann man heute noch nicht wissen; sollte es so sein, so würde die Gefahr erhöht; die Möglichkeit mahnt also, die unvermeidliche Auseinandersetzung zu beschleunigen. Die Niederwerfung Rußlands hätte zugleich die Wirkung, daß deutsche Intelligenz und deutsches Kapital reichlich in Rußland einströmen. Das deutsche Kapital würde nicht, wie das französische, auf Kriegsrüstungen und kriegerische Unternehmungen, sondern auf Bodenmeliorationen und industrielle Anlagen verwendet werden, den Bodenertrag erhöhen und so den Russen selbst und der ganzen Kulturwelt nützen.

Worin besteht denn die durch den Balkankrieg herbeigeführte Aenderung der Lage, die von den Franzosen allein als Besserung, von den Politikern anderer Staaten als Verschlimmerung aufgefaßt wird? Darin, daß einige slavische Kleinstaaten erstarkt sind, von denen angenommen wird, daß sie in einem Krieg Rußland gegen die zwei deutschen Reiche Heeresfolge leisten würden. Damit ist für Oesterreich und das Deutsche Reich der den Westslaven gegenüber innezuhaltende Kurs klar vorgezeichnet: diese Slaven müssen für uns gewonnen werden. Das ist nicht übermäßig schwer. In der Debatte des österreichischen Abgeordnetenhauses über die auswärtige Politik im Mai erklärte Dr. Korosec, der Sprecher der Slovenen: „Die Südslaven der österreichisch-ungarischen Monarchie gravitiren nicht nach außen und suchen ihr Heil nicht jenseits der Grenze“; und der tschechische Radikale Dr. Soukup sprach: „Wir leben in Oesterreich und wir wollen Oesterreich. Denn wir wissen, daß wir Tschechen als ein Kleinstaat zur Ohnmacht verurtheilt sein würden, und wir wollen im Zeitalter des Weltverkehrs einem großen wirthschaftlichen Gebilde angehören.“ Der Hauptfehler der österreichischen Politik im Balkankrieg ist meiner Ansicht nach gewesen, daß sie mit ängstlicher Nörgelei die Fortschritte der Serben zu hemmen suchte, statt sie durch deutlich erkennbares Wohlwollen zu fördern. An der Thatsache, daß die Halbinsel fortan den Slaven und den Griechen gehört, ließ sich nichts mehr ändern und die Gefahr eines Aufstandes und Abfalls der österreichischen Serben könnte, wenn sie drohte (was, wie aus den eben erwähnten Bekenntnissen von Slavenführern hervorgeht, gar nicht der Fall ist) nicht durch die Schwächung der unabhängigen Serben abgewendet werden, sondern nur durch eine solche Behandlung der österreichischen Serben, daß Diese keine Ursache haben, ihre unab-

hängigen Volksgenossen zu beneiden. Sich unter den Balkanslaven Freunde zu machen, wird Oesterreich noch genug Gelegenheit haben. Die Kulturarbeit, die Oesterreich in Bosnien geleistet hat, werden ja die unabhängigen Völker selbst leisten müssen, aber österreichisches Kapital und österreichische Intelligenz werden sie dabei nicht entbehren können. Oesterreichisch aber ist in diesem Zusammenhang gleichbedeutend mit Deutsch, weil das Deutschthum Oesterreichs Kopf ist, die Slaven meist nur ausführende Hände sind. Schon ehe ich in der „Zukunft" den Hinweis Bismarcks auf die deutsche Reichsverfassung als ein Vorbild für die österreichische Balkanpolitik gelesen hatte, schien es mir als das Natürlichste, daß Oesterreich danach streben müsse, das Haupt eines Balkanbundes zu werden. Die Herrschaft des engherzigen Agrarierthums freilich, das serbisches Vieh nicht nach Wien hinein lassen will, muß gebrochen werden, wenn Oesterreich zeitgemäße Weltpolitik treiben soll, wie denn überhaupt die Zeit der zollpolitischen Krähwinkelei abgelaufen ist. Schutzzölle haben heute, wo Naturwissenschaften und industrielle Technik das Gemeingut aller Völker geworden sind, keinen Sinn mehr; und der Landwirthschaft Mitteleuropas kann nicht durch Schutzzölle das Dasein gesichert werden, sondern nur durch Herstellung eines großen, sich selbst genügenden Wirthschaftgebiets, das keiner Lebensmitteleinfuhr mehr bedarf. Den Anfang muß die Zolleinigung zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich machen, wodurch zugleich die Schnittwunde von 1866 geheilt wird; denn dynastische Rücksichten dürfen die Einigung aller Deutschen nicht auf die Dauer verhindern. Dann müssen die Schweiz und die Niederlande einbezogen werden, die sich vorläufig vor dem Deutschen Reich fürchten, weil Preußen durch die ungeschickte Behandlung der Bewohner seiner „Ost-, Nord- und Westmarken" alle Nachbarn erschreckt. Mit den Skandinaven zusammen, die sich vor Rußland fürchten und die als Germanen und edelste Kulturvölker zu uns gehören (gegen das asiatische Rußland muß überhaupt das gesammte Europa, die alte Hälfte der Kulturwelt, zusammenstehen) und nach Angliederung des Balkans und Vorderasiens haben wir dann ein Gebiet, dem die Autarkie gesichert ist, das sich neben Amerika, England, Rußland und China sehen lassen kann; die jetzigen sogenannten Großmächte Europas sind ja doch, außer England und Rußland, nach dem heutigen Maßstabe nur Kleinstaaten. Von den Aussichten, die sich zunächst für Oesterreich eröffnen, ist Niemand weniger erbaut als die Magyaren. Einer ihrer Professoren empfiehlt die Gründung eines panturanischen Bundes als Gegengewicht gegen den Panslavismus. Der wird den Herren wenig nützen. Die Slaven in Trans werden

das Recht ihrer Zahl zur Geltung bringen, die Deutschen werden sich, wenn sie den Kopf oben behalten, als Leiter der Slavenschaft behaupten (erst recht, wenn eine engere als die bisherige Einigung zwischen den österreichischen und den Reichsdeutschen hergestellt sein wird) und die ungarische Gentry, deren Mißwirthschaft jetzt offenbar geworden ist, wird ihre Rolle ausgespielt haben.

Das Selbe wie für die Serben gilt nun natürlich auch für die Polen. Dieser Zweig der Westslaven hatte bisher am Wenigsten Anlaß und Neigung, sich unter russische Führung zu stellen (Rußland, meint C. Cz., gehört zu Asien, wir Polen sind Westler, Europäer); jetzt aber ist Gefahr im Verzug, weil ihn der Kulturkampf und die Ausnahmegesetze uns zum Feinde gemacht haben und deshalb in Rußland eine starke Strömung für die Versöhnung mit Polen entstanden ist. Polen wie S. von Turno, dessen Schrift „Zum Enteignungprojekt“ Aufsehen erregt hat, betheuern (ob aufrichtig, mag dahingestellt bleiben), daß sie die Wiederherstellung Polens für einen unrealisirbaren Traum halten und daß, wenn dieser Traum wider Erwarten dennoch verwirklicht werden sollte, das neue Königreich auf den Umfang des russischen Antheils beschränkt bleiben und an die Abreißung unserer polnischen Provinzen nicht gedacht werden würde. Aber die Wiederherstellung Polens ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Rußland leidet an einer inneren Gährung, die sich jeden Tag zu einer neuen Revolution steigern kann, in der den Ruthenen, Polen, Balten, Finen die Befreiung vom russischen Joch nicht allzu schwer werden würde. Im Mai hat in einer Dumasitzung der Sprecher der Oktobristen, der gemäßigten und loyalen Verfassungpartei, das allgemeine Urtheil über die Polizeiwirthschaft von heute in die Worte zusammengefaßt: Schlimmer als unter Plehwe! Ein polnischer Kleinstaat aber würde mit einer vernünftigen Verfassung und einer tüchtigen Dynastie (es müßte eine deutsche sein; denn nur unter deutscher Leitung prosperiren die Völkchen Halbasiens) schon lebensfähig sein, weil auch in Rußland die Polen sich wirthschaftlich herausarbeiten, nach Bildung streben und ihre unter ungünstigen Verhältnissen erworbenen Charakterfehler abzulegen bemüht sind. Man könnte als Erklärungsgrund und Entschuldigung für die preußische Polenpolitik annehmen, die preußischen Staatsmänner hätten diese Eventualität schon vor dreißig Jahren ins Auge gefaßt; doch solche Entschuldigung würde bei genauerem Zusehen in die härteste Verurtheilung umschlagen, denn es gilt ja dann das Selbe, was von der österreichischen Serbenpolitik gesagt worden ist: die preußischen Polen müssen so gestellt werden, daß sie keine Ursache haben, ihre Brüder in neuen Königreich zu beneiden; und

sehr beneidenswerth würden die auch wirklich nicht sein, denn ihr neuer Staat würde mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und an vielen Gebrechen leiden; er würde, gleich allen Westslavenstaaten, deutscher Hilfe und deutschen Schutzes bedürfen.

Dem Gründer des Deutschen Reichs darf man es nicht übel nehmen, daß er statt des polenfreundlichen nach Möglichkeit den russenfreundlichen Kurs innegehalten hat. (Im Juni 1892 berichtete in der Neuen Freien Presse ihr Herausgeber über eine Unterredung, die er mit dem „auf der Hochzeitreise" in Wien weilenden Altreichskanzler gehabt hatte. Bismarck bedauerte, daß der Draht nach Rußland gerissen sei, zum Theil durch die Schwenkung der preußischen Regirung in der Polenpolitik.) Die geschichtliche Entwickelung hatte den Deutschen zwei großmächtliche Dynastien und Franzosen als Grenznachbarn beschert und für die Operationen, die nothwendig waren, wenigstens den größten Theil Deutschlands kampffähig zu machen, mußte durch Gefälligkeiten die wohlwollende Neutralität Rußlands erkauft werden. Dazu kam, daß Bismarck sein Werk beständig von französisch-polnisch-klerikalen Ränken bedroht sah. (Wie weit diese Ränke Wirklichkeit waren, wie weit ihm nur von seiner Diplomatenphantasie vorgespiegelt wurden, vermag ich nicht zu beurtheilen.) Daß aber die maßgebenden Politiker mit Begeisterung in den polenfeindlichen Kurs einschwenkten, erklärt sich aus dem Umstande, daß die Polen römische Katholiken sind, Rußland dagegen seine römischen Katholiken unterdrückt. Da Bismarcks große Rede vom achtundzwanzigsten Januar 1886 nicht die Spur einer hinreichenden Begründung von Maßregeln „zum Schutz der deutsch-nationalen Interessen in den östlichen Provinzen" enthielt, die hakatistische Phraseologie aber damals noch nicht erfunden und verbreitet war, konnte sich, abgesehen von den wenigen Eingeweihten, Niemand die ungeheuerlich erscheinende Aktion erklären und Windthorst meinte, wahrscheinlich sei es das von dem verunglückten Kulturkampf her stecken gebliebene Gift, das in dieser Vorlage herausfahre. Es giebt nichts, was die gescheitesten Leute so dumm macht wie ein aus Haß geborenes Vorurtheil. Wie in der Balkanfrage alle „Aufgeklärten" Europas die dupes ihres Christenthumhasses geworden sind*), so waren die konservativen, freikonservativen

*) Als die Italiener nach Tripolis dampften, wurde ihre „Barbarei" sogar in einer angesehenen Monatsschrift gegeißelt, deren Herausgeber nichts weniger ist als ein Bonze des Atheismus; in den höchsten Tönen besang der Verfasser der Philippika die der christlichen weit überlegene Kultur und Humanität der Mohammedaner. Es ist hier nicht der Ort, den Islam und das Christenthum auf ihre Kultur-

und nationalliberalen Herren bei der Kriegserklärung an die Polen die dupes ihres Katholikenhasses.

Umschwenken in der Polenpolitik: Das ist also die Grundbedingung einer vernünftigen Auslandspolitik. Diese muß imperialistisch sein, wie der wenig zutreffende und vielfach falsch angewendete Modeausdruck lautet. Gemeint ist damit, daß jedes gesunde Volk nach so viel Bodenraum strebt, wie es für seine Kopfzahl und Kraft braucht. Der „Imperialismus“ der Nordamerikaner und der Russen ist Unsinn, weil Beide noch weit davon entfernt sind, ihren eigenen Boden bewältigt zu haben (die Nordamerikaner noch weiter als die Russen; deren Expansiondrang kann übrigens dadurch die weltgeschichtliche Berechtigung erlangen, daß sie in der Mandschurei und der Mongolei einen Schutzwall Europas gegen die gelbe Rasse aufrichten). Auch für die Franzosen ist Expansion keine Daseinsbedingung; sie brauchen, dank ihrer neomalthusischen Praxis, Kolonien nur zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und als Tummelplatz für ihre unruhigen Köpfe. Dagegen ist der deutsche Imperialismus eben so berechtigt und nothwendig wie der englische. Das Mißverhältniß unserer Bodenfläche zu unserer Kopfzahl und Volkskraft und die militärische und wirthschaftliche Mißgestalt des neuen Deutschen Reiches sind so auffällig, daß uns kein Mensch in der ganzen Welt für saturirt hält und Niemand den Betheuerungen unserer Friedensliebe Glauben schenkt. Was auch die Antimalthusianer sagen mögen: Uebervölkerung erzeugt unfehlbar einen Konkurrenzkampf, der mit Charakter verderbenden Mitteln geführt wird, und Massenelend. Das englische ist bekannt. Um Belgien steht es nicht besser. (Im Jahr 1890 petitionirten deutsche Fabrikanten um Erhöhung des Eingangszolls auf Leinengarn wegen der belgischen Konkurrenz, die fünfjährige Kinder vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen zu arbeiten zwinge.) Und auch bei uns ist der Daseinskampf nicht mehr der schöne, adelnde Kampf gegen eine spröde Natur, sondern der häßliche, unlautere Konkurrenzkampf zwischen Menschen mit widerwärtiger Reklame; eine Hundebalgerei um den Knochen eines Aemtleins, einer Kundschaft, einer Arbeitstelle. Die Zeit, wo Jeder als neidloser Ackerbauer von seiner Scholle lebte, ist für immer vorbei. Ein Theil mußte vom

---

werthe zu prüfen; und daß der gemeine Türke das Lob verdient, das Viele ihm spenden, bestreite ich nicht; aber die Ursachen des unvermeidlichen Zusammenbruches der Türkei lagen so offenbar vor aller Welt Augen, daß die Blindheit der Politiker dagegen nur aus ihrem Vorurtheil für alles Nichtchristliche erklärt werden kann.

Boden weggedrängt und zum Gewerbebetrieb gezwungen werden, damit sich in Industrie und Handel, in Wissenschaft und Technik und einem komplizirten Gesellschaftbau höhere Civilisation und höchste Kultur entfalten konnte. Aber dieser Prozeß hat gleich jedem Entwickelungprozeß sein Optimum und sein Maximum; das erste ist bei uns überschritten und wir nähern uns dem zweiten. Unsere Naturgrundlage ist zu schmal geworden und die ergänzende künstliche Grundlage der Papierwerthe kann jeden Tag zusammenbrechen. Wir haben, dank der preußischen Polizei, keine Slums wie London und Manchester, aber genug Keller-, Boden- und Hofwohnungen, in denen Arbeiter-, Kleinbürger- und Beamtenkinder verkümmern. Neben sie und neben die allgemeine Unzufriedenheit stelle man die glücklichen Argentinier, die der Feldmarschall von der Goltz im Bericht über seine Reise beschrieben hat, diese frohen und stolzen Menschen, die sich auf ihrer weiten Ebene ausbreiten können und von denen keiner zu verkümmern braucht.

Ist einmal der richtige Kurs eingeschlagen, dann werden unsere Offiziere nicht mehr mit der gräßlichen Redensart gepeinigt werden, sie seien da, den Frieden zu erhalten, also sich selbst den Zugang zur Ausübung ihres Berufes zu sperren; sie werden dann offen, frei und stolz verkünden dürfen: Unsere hohe Aufgabe ist, für den Nachwuchs unseres Volkes Raum zu schaffen und an der Sicherung des Kulturweltbedarfes zu arbeiten.

Hat dagegen die Regirung nicht die Absicht, dem Zarthum auf dem Balkan und in Vorderasien entgegenzutreten, hegt sie keine Besorgniß vor Eroberungsgelüsten Rußlands und ist sie entschlossen, nach wie vor dem östlichen Nachbar durch Bekämpfung der Polen und durch die Ausweisung von russischen Revolutionären gute Dienste zu leisten, dann hatte die große Wehrvorlage, die völlig berechtigt ist, wenn die Dinge so liegen, wie ich sie beschrieben habe, keinen Sinn; sie ermangelte völlig der Begründung und mußte vom Reichstag einmüthig a limine zurückgewiesen werden. Unsere Offiziere aber bleiben dann, was sie die letzten vierzig Jahre gewesen sind: Nachtwächter zur Behütung eines Friedens, den kein Mensch in der ganzen Welt bedroht; denn die Franzosen denken nicht ohne russische Hilfe, die Engländer überhaupt nicht an Krieg. Die Russen aber werden sich hüten, einen Krieg anzufangen, um den Franzosen zum Elsaß zu verhelfen; sie pflegen die Freundschaft mit Frankreich, weil sie dessen Kredit brauchen und weil sie den natürlichen Ausdehnungdrang des deutschen Volkes fürchten müssen.

Neisse. Dr. h. c. Karl Jentsch.

Russen, Magyaren, Osmanen.*)

Die Volkszahl wächst in Rußland wie in keinem europäischen Staat; und die Zeit, wo dieses Wachsthum ähnlich abnehmen könnte wie in Europa, liegt in nebelhaften Fernen.**)

Daß das Uebergewicht des Zarenthums im eigenen Lande durch staatliche Lostrennung der nichtrussischen Völker vom Reich einmal gebrochen werden könnte (woran Gumplowicz denkt), ist ein schöner Traum, der bei dem siegreichen Fortschreiten der Russifizirung recht wenig Aussicht auf Verwirklichung hat. Denn unheimlich ist die Kraft dieses immensen Volkskörpers; sie reicht vollauf hin, um den fernen Osten und den Westen ständig in Athem zu halten. Keine Kriegsniederlage vermindert sie merklich. Die ausgedehnteste Korruption in der Verwaltung, ein beliebter Gegenstand für den Spott der Westeuropäer, ist dem Russenthum keine Gefahr, die zu Zersetzung und Katastrophen führen könnte. Da sie seit undenklichen Zeiten geübt wird, hat das öffentliche Leben Rußlands, so zu sagen, eine Art Immunisirung dagegen erlangt und die Zähigkeit des Mongolismus übersteht auch diese Probe ohne tiefgreifende Erschütterung. So steht Rußland, der schlimmste Feind des Europäerthums, mit wachsamem Auge im Osten, immer bereit, seine Schaaren wieder gegen den Westen zu schicken, wenn es gerufen wird oder sich gerufen fühlt, um Allem Helfer zu sein, was mitten in Europa antieuropäisch heißt. Der aussichtlose Versuch, gegen den Osten vorzudringen, wird wohl vom ver-

---

*) „Völker, Vaterländer und Fürsten; ein Beitrag zur Entwickelung Europas": so nennt Herr Karl Techet das Buch, das er im münchener Verlag von Lothar Joachim erscheinen läßt; das, weil es besonders ausführlich Osteuropa behandelt, in eine der Aufnahme günstige Stunde fällt und dem hier deshalb Bruchstückchen entnommen werden. Das Vorwort des lehrreichen Bandes schließt mit den tapferen Sätzen: „Meine Anschauungen können abgeurtheilt werden, nicht aber das Festhalten einer Idee, deren Quell die angeborene Denkart mit ihrer Erkenntniß von Gut und Nützlich ist. Dem treu geblieben zu sein, beruhigt über manchen Nachtheil, der die Person trifft, wenn ihre Sache gegen den Strom von öffentlicher Gunst, Macht und Gewalt ausharren muß." Das Buch ist vor dem Balkankrieg geschrieben worden.

**)

Bewohner am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Millionen		Ergebnisse der letzten Volkszählungen
Rußland	47	113,9
England	15	45
Deutschland	24	64
Oesterreich-Ungarn	22	53
Frankreich	29	39
Italien	20	34,3
Spanien	25	19,9

einigten Westen nie wieder unternommen werden. Tolstoi feiert diese Niederlage unter dem Korsen; aus ihm spricht die russische Volksseele: Wir Russen, wir Mongolen immerzu und überall gegen Euch Europäer! Muß Europa nicht Alles segnen, was solche Feinde seiner ungestörten Entwickelung fern hält, und Bewegungen verwünschen, die dem Russenthum zu geistigem Einfluß auf europäischem Boden verhelfen wollen?

Die europäischen Slaven haben heute noch viele Feinde und Gegner. Denen liefern sie die Basis zu schwerster Anklage, wenn der Neoslavismus als eine Brüderschaft gepredigt wird, die von der baltischen Küste bis an die Adria reicht. Auf dem ersten Panslavischen Kongreß ist der schöne Ruf gefallen: „Lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit!" Sollen wir daran erinnert werden? Was wollen diese Männer heute? Sich losreißen von Europa und um eines unsicheren Schlagwortes willen ihre besten Errungenschaften in den Dienst des europäischen Erbfeindes stellen? Der Neoslavismus, mag er noch so sehr seine unpolitische Richtung betonen, bleibt in seinen letzten Zielen antieuropäisch, so lange er in den Russen seine mächtigste und unentbehrlichste Stütze sieht*); und Die in seinem Namen Wallfahrten nach Petersburg unternehmen, sind Hochverräther an der europäischen Kultur und Civilisation, Männer, die das Nationalgefühl der Westeuropäer mißbrauchen und entwerthen.

Zum Glück sind die besten und reifsten der Westslaven, allen voran die vorzügliche tschechische Nation, nicht blind gegen die zweifelhaften Seiten des Neoslavismus. Außerdem giebt es unter den Slaven so viele Spaltungen und unüberbrückbare Gegensätze, daß die neue Bewegung daran noch genug Hemmung findet, wobei es eine besonders günstige Konstellation ist, daß sich gerade die Polen als unversöhnliche Feinde zwischen Rußland und unser Westeuropa einschieben. Noch ist die ärgste Gefahr von Europa fern. Es giebt keine Russifizirung außerhalb des russischen Reiches, keinen nennenswerthen Zufluß russischen Blutes in die westeuropäischen Völkerfamilien. Dennoch hätten die sich als slavisch, germanisch und romanisch bezeichnenden Nationen des Westens alle Ursache, das Russenthum zu scheuen, um sich über allen Wechselfällen der Politik und ephemeren Bündnissen von Diplomaten und Dynastien als jene geistige Einheit zu fühlen, die sie nach ihrer gesammten Kultur und Geschichte sind.

---

*) Wenn etwa die Balkanslaven noch immer vom russischen Befreier reden, so muß deutlich gesagt werden, daß sie ihre jetzigen kulturellen Fortschritte, ihre geistige Emanzipation in erster Linie Westeuropa verdanken. Welche fremden Sprachen findet man unter den gebildeten Südslaven am Meisten verbreitet? Etwa das Russische? Nein; sondern zunächst das Deutsche, dann noch das Französische und Italienische. Die südslavische Studentenschaft, die zu Studienzwecken ins Ausland geht, immatrikulirt sich besonders gern an reichsdeutschen und österreichischen Universitäten, aber nicht in Petersburg.

Sonderbar hat es sich gefügt, daß das Russenthum gerade den beiden Staaten bildenden mongolischen Völkern Europas, den Magyaren und den Osmanen, eine sehr natürliche politische Gegnerschaft erweckte. Doch selbst die Magyaren kann der Westen trotzdem nicht ohne sehr getheilte Empfindungen seine Bundesgenossen nennen. Historische Erinnerungen haben dabei nicht mitzusprechen; die Geschehnisse der Gegenwart entscheiden. Viele der Berichte über die alten Magyaren und ihr erstes Auftreten mögen nur mit dem Herzen geschrieben sein, mit einem Herzen, das von Abneigung und Haß gegen Alles erfüllt war, was nicht die damals geltende christliche Prägung besaß, jedoch deshalb als „asiatisch" noch nicht unbedingt unter den „fanatischen slavogermanischen Mönchen" stand, die den alten Ungarn das Evangelium predigten: da ist Vambery wohl sicher im Recht. Die Magyaren waren auch nicht nur wilde Reiterhorden, als sie in Europa einfielen. Sie brachten aus ihrer asiatischen Heimath die Kenntniß mancher nützlichen Gewerbe (angeblich sogar die Kunst des Schreibens und Gravirens) und hatten schon unter Arpad den Begriff des Grundbesitzes. Was aber die Magyaren als Ansiedler auf europäischem Boden erlernten, haben sie bis auf den heutigen Tag den Deutschen und Slaven zu danken. Ohne diese beiden Völker und ihre wohlthätige Nachbarschaft wären die Magyaren wahrscheinlich geblieben, was ihre Anverwandten in den Steppen und Einöden Asiens und Kleinasiens noch heute sind. Uns darf genügen, daß auch die meisten ungarischen Gelehrten die Kulturmission der Slaven und Deutschen in vollem Maße anerkennen mußten.

Wir können den jetzigen Magyaren nicht gerecht werden, ohne einen Blick auf ihre ethnischen Verhältnisse und die Herausbildung ihrer Nation geworfen zu haben.

Der heutige Nationalismus der Magyaren, diese furchtbare Geißel aller ihrem Staat angehörenden Völker, steht mit dem Werden und Wachsen des magyarischen Geistes und seiner heutigen Form in unmittelbarem Zusammenhang; jeder Pulsschlag aus den fernsten Zeiten zittert bis in die allerjüngsten nach. Sturmartig, gleich den Hunnen und Awaren, bricht dieses Mongolenvolk über Europa herein; besiegt, ersteht es, nach den Worten eines Zeitgenossen, „in desto größerer Zahl, wie die Frösche, die der Sumpf erzeugt". Hunnen und Awaren verschwanden, die mongolischen Bulgaren verschmolzen bald mit der einheimischen Bevölkerung, von den Türken erhielten sich nur spärliche Reste auf europäischem Boden; nicht so die Magyaren. Stück vor Stück mußte ihnen von ihrem Asiatenthum abgerungen werden. Mit beispielloser Zähigkeit hängen sie an ihrem Glauben, ihren Sitten und Gebräuchen, und als ihnen das Christenthum und die veränderte Lebensweise neue Züge aufprägen, bleibt doch der Kern ihres Wesens, die Nationalität, erhalten, mit deren Kraft sie die anderen Völker Pannoniens frühzeitig assimiliren*) oder doch bemeistern.

*) Doch haben natürlich auch die Magyaren einige Volkstheile an

Die Grundlage dieser bewundernswerthen Resistenz findet man, wenn an irgendeine Lösung gedacht werden kann, in dem zähen, harten Türkenthum, das trotz finisch-ugrischer Beimischung den Charakter der alten Magyaren ausmachte und wovon bis heute, obwohl in unendlicher Verdünnung, deutliche Spuren zurückblieben.*) Es ist, wie Vambery zugiebt, nur eine „übel angebrachte Nationaleitelkeit", die Verwandtschaft des Magyaren mit dem wilden Turko-Tataren abzulehnen, um ihn dem Finenthum näher zu stellen. Türkisches Blut ist den Magyaren weiterhin durch Petschenegen und Kumanen beigegeben worden (die Kumanen langten erst im dreizehnten Jahrhundert, am Abschluß ihrer Einwanderung, an). Dennoch können wir heute, nachdem Jahrhunderte hindurch slavisches, germanisches und walachisches Blut den magyarischen Volkskörper durchsetzt hat, kaum noch Etwas von einer Rasse oder einem magyarischen Typus entdecken, die uns die Urform mit den „tief liegenden Augen" und „dem niederen Wuchs" halbwegs wiedergeben. Die Magyaren von heute zeigen, genau wie die „arischen" Europäer, eine Unzahl von Kombinationen: gelbliche und weiße Haut, dunkle Haare und Augen, aber auch Blonde mit blauen Augen.**) Janko führt uns eine Reihe prächtiger „magyarischer Typen" vor, wie man sie zum Theil, doch eben nur zum Theil, kaum im westlichen Europa wiederfinden dürfte, aber die Originale zu diesen Bildern mußten unter der Bauernbevölkerung sorgsam ausgesucht werden.

Nicht jeder charakteristische, doch jeder „mongolische" oder „asiatische" Zug ist schließlich aus der Physiognomie des gebildeten Magyarenthums der oberen und mittleren Stände geschwunden. Wir könnten sie danach (was auch für viele Osmanen oder Russen gölte) als Europäer ansehen. Das Aeußere allein entscheidet jedoch nicht. Nach Dem, was der heutige Nationalismus der Magyaren vollbringt und an kulturellen Folgen hervoruft, müssen wir sie in ihrem Staatsbereich als ein sichtbares Hemmniß der ungehinderten nationalen Entwickelung der von ihnen abhängenden Völker ansehen: und daraus entspringt das Antieuropäische ihrer Stellung.

Hineingepreßt wurde, wie Vambery treffend bemerkt, der Magyar in seine europäische Umgebung. Nun, da sich diese ihres gesonderten Volksthums immer deutlicher bewußt ward, sieht er seine ehemaligen Lehrmeister als Feinde vor sich. Der Selbsterhaltungtrieb, verbunden mit einem angeborenen Willen zur Herrschaft, steigert sich in ihm

---

die Nationalitäten abgegeben. Unter dem Einfluß der hussitischen Bewegung sollen viele Magyaren slavisirt worden sein. Rumänen magyarischer Abstammung giebt es in mehreren Gebieten.

*) Schon Gobineau wendet sich gegen die Annahme einer Verwandtschaft von Finen und Türken. Daß die magyarische Sprache der finischen am Nächsten stehe, widerlegt Vambery.

**) Der Magyar der Tiefebene ist klein, eben so der Kumane, groß und blond der Szekler Siebenbürgens.

bis zu blinder Sucht und krankhafter Reizbarkeit. Ein schwerer Kampf auf allen Linien, der Kampf der Minorität, die ihre schrankenlose Herrschaft überall bedingungslos, um jeden Preis und mit allen Mitteln, gegen die weitaus überwiegende Majorität der Nationalitäten durchsetzt.

Der Kampf war unausbleiblich. Die Behauptung ist verfehlt, er sei gemacht und werde nur künstlich, durch politische Parteien, aufs Aeußerste getrieben. Nein: das Magyarenthum hat vielmehr alle Ursache, seine Kräfte aufs Höchste anzuspannen, denn selbst die offizielle Statistik vermag nicht mehr als 43 Prozent, gegen 57 Prozent der verschiedenen Nationalitäten, herauszubringen. Allerdings tritt als wichtiger Umstand nun noch das politische Händlerthum, repräsentirt von Magyaren und noch mehr Ueberläufern aller Nationalitäten, in Aktion; aber es könnte seine Geschäfte ohne den durch die Natur der ethnischen Verhältnisse verbürgten Nationalismus nicht so zu staunenswerther Blüthe emportreiben, wie es heute geschieht. Daraus entwickelt sich jenes Magyarenthum, das, im Bewußtsein seiner numerischen Schwäche, nur auf die Vermehrung der Zahl sieht und wahllos alle Elemente aufnimmt, die ihm einzig aus dem Grunde zuströmen, weil sie ein glatter, praktischer Geschäftssinn der Macht folgen heißt: die offenbare Herabstimmung des Nationalbegriffes, dessen vollkommene Entwerthung in kulturellem Sinn auf diesem Weg angebahnt wird.

Keine europäische Nation konnte jemals in gleichem Maß und mit gleichen Mitteln arbeiten, obwohl keine vor Trug, List und Gewalt in ihren Entnationalisirungbestrebungen zurückscheute. Man soll nicht die versuchte Germanisirung der Polen herbeiziehen. Das allgemeine Rechtsgefühl mag dabei schon empfindlich berührt worden sein, aber die materielle Lage der sonst so scharf bekämpften Polen hat sich unter der deutschen Verwaltung geradezu gehoben. Der magyarische Nationalismus dürfte nicht mit gleichen Beispielen dienen können. Er will den Nationalitäten ihr Volksthum nehmen und bietet ihnen dafür nichts, nichts als eine Sprache, deren Gebiet man in einigen Stunden Bahnfahrt durchmißt. Ein ungeheurer Verlust, darob die deutsche Weltsprache aufzugeben oder nur radebrechen zu lernen, ein Verlust aber auch für den Slaven oder Romanen, deren Idiome als Zweige weit ausgebreiteter europäischer Sprachstämme an ideellem Werth und praktischer Bedeutung noch immer über dem Magyarischen stehen. Wer heute als Landfremder den Boden Ungarns betritt, wird sich in den echt magyarischen Ortschaften sicher ganz außerhalb Europas fühlen*), jedoch ein gastfreundliches, gescheites und höfliches Volk kennen lernen,

---

*) Auch der gebildete Magyar scheint sich in seinem Staat außerhalb Europas zu fühlen. Vambery schreibt, ihm habe das reiche Quellenmaterial der europäischen Großstädte gefehlt, und schließt mit: „Budapest, im September 1882“. Ein Plakat der Königlich Ungarischen Plattenseedampfschiffahrtgesellschaft (ausgegeben 1907) zeigt die treuherzige Versicherung: „Natürlicher Wellenschlag, historische Naturruinen, europäischer Komfort.“

einige stark deutsche Städte mit europäischen Schliff und rege Ueberläufer, die das Ungarthum preisen. Ungarn ist da noch nicht. Unter der freundlichen Hülle tobt ein harter, grausamer Kampf, arbeitet Uebelwollen, Haß und bittere Verfolgung. Hier ist nicht Europa. In diesem Lande der ältesten Verfassung unseres Festlandes tagt eine Ständeversammlung als Parlament, werden die Wahlen stets mit Militärgewalt durchgeführt, florirt noch der politische Mord und ist der Bürger, dem nicht ein bedingungloses Ungarthum eigen, vogelfrei. Sumpfland entzieht der Landwirthschaft den Boden, Gefechte zwischen Zigeunerbanden und Gendarmen spielen sich auf dem flachen Lande ab und Ignoranz lastet auf dem unglücklichen Volk, auch dem magyarischen, das in den eleganten Klubs der Hauptstadt keinen Sitz, keine Stimme hat.

Der Kampf dauert fort. Seinen Ausgang kann wohl auch der Bestinformirte nicht ahnen. Die Zahl spräche gegen die Magyaren und für die Nationalitäten*); und auch die Siedelungverhältnisse geben manchen erwünschten Aufschluß. Rings umfaßt von fremdem Sprachgebiet, ist das magyarische in zwei völlig getrennte Theile zerrissen, zwischen denen einzelne magyarische Inseln eine Brücke eben nur andeuten, ohne sie wirklich herzustellen. Das Szeklerthum Siebenbürgens ist von den Magyaren der Donau-Theiß-Ebene so gut wie isolirt. Nirgend, weder westlich von der Donau noch östlich von der Theiß, noch zwischen den beiden Strömen war der Magyar im Stande, ein geschlossenes Sprachgebiet von halbwegs beträchtlichem Umfang herauszubilden. Inseln deutschen Volksthums durchsetzen den magyarischen Boden nach allen Richtungen, die Kroaten überspringen selbst eine natürliche Grenze, die Drau, um ein Bedeutendes, weit in den Süden reichen die Slovaken und noch auf kernmagyarisches Terrain der Hajduken und Kumanen schieben sich deutsche, rumänische, kroatische und slovakische Siedelungen vor.

Die Zahl und andere natürliche Bedingungen entscheiden allerdings nicht allein, wo die Entnationalisirung viele andere wirksame Mittel auf wirthschaftlichem, politischem und religiösem Gebiete verwenden kann. Und der Magyar weiß diese Mittel mit skrupelloser Gewalt und Raffinement zu gebrauchen. Vielleicht sind ihm die Ru-

---

*) Die Feststellung der Nationalität ist bei jeder Volkszählung, selbst bei gutem Willen der Behörde, eine sehr schwierige Sache und fast unmöglich, wenn dieser gute Wille fehlt. Nach der letzten Volkszählung (1911) hätten die magyarischen Komitate die stärkste Vermehrung gezeigt, ein Ergebniß, das der offiziellen Statistik wohl von vorn herein feststand. Von den Bewohnern des gesammten Königreiches sind ungefähr: 8000000 Magyaren, 2670000 Serbokroaten, 2100000 Deutsche, 2650000 Rumänen, 2000000 Slovaken, 380000 Ruthenen, 164000 Slovenen, der Rest (annähernd 3 Prozent) Bulgaren, Griechen, Albanesen, Armenier, Italiener, Zinzaren und Zigeuner. Die offizielle Rhetorik spricht nur von „der Nation“ und kennt nur einen ungarischen „Nationalstaat“.

mänen, wenn sie erst ganz aus ihrem tausendjährigen Schlaf erwacht sein werden, die standhaftesten seiner Gegner. Die Sachsen stehen ja abseits und den Schwaben fehlt die Kraft einer nationalen Religion. Man schreibt dem Rumänen gute Anlagen zu, darunter auch Ausdauer, Standhaftigkeit, große Beharrlichkeit und, obwohl es hierin selbstverständlich Ausnahmen genug giebt, ein ungemein zähes Festhalten an seiner Nationalität. Die Volksvermehrung scheint günstig zu sein. Rösler hatte einst den Magyaren und Sachsen geradezu ein Aufgehen in den Rumänen prophezeit. Im fünfzehnten Jahrhundert gab es ein Bündniß zwischen den Magyaren, Szeklern und Sachsen gegen die Rumänen, wozu vielleicht deren Anwachsen beigetragen haben mag. Ihre Zahl soll sich in Oesterreich-Ungarn in den letzten hundert Jahren verdreifacht haben.*) Hervorzuheben wäre noch das offenbare Verständniß der Rumänen für den Werth der deutschen Kulturarbeit und der deutschen Sprache, die auch im Königreich Rumänien eine große Schätzung genießt.**)

Ein Volk mit der Veranlagung der Rumänen hätte Aussicht, einstmals Mittler zwischen Orient und Occident zu werden; es hätte Anspruch auf eine bessere Zukunft. Ob sie ihm in den Grenzen Ungarns werden kann, ist unbestimmt, so unbestimmt wie das Los aller Nationalitäten unter magyarischer Gewaltherrschaft. Die Politik, die Staatsraison handelt nicht nach kulturellen Gesichtspunkten. Die Hoffnungen aller dieser unterdrückten Völker haben kaum noch eine besondere Berechtigung, wenn sie nicht in erster Linie aus dem Glauben an die eigene Kraft entspringen. Wie weit und wie lange diese Kraft noch auszureichen vermag, wissen wir leider nicht. Vielleicht vollbringt die mit allen Mitteln betriebene Magyarisirung, obwohl sie günstige Statistiken ergibt, eine innere Schwächung des Magyarenthumes, die bei einer ernsten Belastungprobe der Nationalkraft offenbar werden müßte.

Europa weiß von dem geschilderten Kampf wenig oder gar nichts. Wo man ihn aber kennt, kann das europäische Gewissen nicht gleichgiltig bleiben, das auch durchaus nicht vergißt, daß uns die Magyaren***)

---

*) Beachtenswerth ist aber auch, daß in der Tauglichkeitziffer (1894 bis 1905) die Sachsen und Schwaben Ungarns nach der militärischen Statistik allen anderen Nationalitäten weit vorangehen.

**) Wenigstens insgeheim dürften auch die Magyaren die Bedeutung dieser Weltsprache für ihr geistiges Leben zugeben. In Budapest erscheinen 7 politische Tagblätter und 34 Handelsblätter in deutscher Sprache und 76 periodische Zeitschriften deutsch und magyarisch.

***) Ich verwendete niemals die Bezeichnung Ungar, die heute als Ausdruck der Staatsangehörigkeit auch für die in Ungarn beheimatheten Rumänen, Deutschen usw. angewendet werden könnte. Nach den historischen Quellen wäre die Benennung Ungar (Unger) eben so berechtigt wie Magyar; byzantinische Schriftsteller gebrauchen für dasselbe Volk auch die Bezeichnungen Hunnen und Türken.

trotzdem unvergleichlich näher stehen als die Osmanen oder Russen, daß sie schon vor Jahrhunderten eine wirklich „europäische Stimmung der Geister" bewiesen (Hunfalvy) und heute, wo jede Beziehung zum asiatischen Mutterboden fehlt, in Kunst, Schriftthum und Wissenschaft nur in westeuropäischem Gleise Etwas hervorzubringen vermögen. Auch haben sie ihre Verdienste um Europa und könnten ihm kraft ihrer geographischen Lage noch weitere wichtige Hilfe gegen die Gefahr des Ostens erweisen. Gerade gegen ihre nächsten Verwandten, die Türken, hat sich ihre soldatische Eignung im Sinn des Westens bethätigt. Aber indem sie an die Stelle der osmanischen Gewaltthätigkeit die Gewaltthätigkeit eines kulturfeindlichen, antieuropäischen Nationalismus setzen, der es den nichtmagyarischen Ungarn unmöglich macht, die einzig natürliche Kulturentwickelung ungehemmt durchzuleben, erscheint die geleistete Hilfe halb und in ihrem Werth überaus zweifelhaft.

Vielleicht erfolgt eine Wandlung. Nur eine Wandlung: denn an eine Auflösung der magyarischen Nationalität (die, eben so wie die der tschechischen, prophezeit wurde: Palacky, Paul de Lagarde), läßt sich heute nicht mehr glauben. Eine Wandlung wäre Selbstreinigung von Helfern, die vorgeben, für die Nation zu leben, indem sie von ihr leben. Die Möglichkeit hierzu ist vorhanden, die Wahrscheinlichkeit noch nicht.

Der Osmane*) vermochte sich, gleich seinen magyarischen Verwandten, zu behaupten, aber nicht durchzusetzen. Seine Macht war ein glänzendes Aufflammen, das jedoch bald zu einem matten Glimmen herabsank. Wie das Christenthum den Europäern im Kampf gegen die Osmanen zur einigenden Kraft wurde und ihnen sogar die Mithilfe eines turko-tatarischen Volkes brachte, so hat die Religion, der Mohammedanismus, den Türken wohl rassenfremde Elemente zugeführt; doch in Europa blieb es bei der Mohammedanisirung, die Türkisirung konnte sich hier nicht wie in Kleinasien durchsetzen. Zwar versuchte sich der mohammedanische Geist neuerdings mit der europäischen Bildungwelt auszugleichen, sich ihr zu akkommodiren; der Erfolg ist aber mehr als zweifelhaft. Schon deshalb, weil das neue Regiment in einem Athem europäisiren und türkisiren will. Erregt es dadurch schon bei den Arabern Widerstand, so muß dieser im europäischen Theil des Reiches noch stärker werden und bei der Vielheit seiner Völker sehr bald den Glauben an den Einzug einer freieren Zeit gründlich erschüttern.

Ungesucht ergiebt sich manche Parallele zwischen dem Magyarenthum und dem neuen Osmanenthum in der Art, wie die Wahlen durchgeführt werden, um die Herrschaft der Minorität zu sichern, und

---

*) Hier für Türken und nicht für die Völker des osmanischen Reiches gebraucht. Die osmanischen Türken von heute sind ein Völkergemisch, in dem nur wenig Türkenblut ist. Dieses Gemisch, das die Sitten und Gebräuche der Eroberer angenommen hat, besitzt keine Spur

wie sich die leitenden Männer stetig an die „Nation“ wenden, die Nationalitäten mißachtend und gering schätzend. Zur herben, stolzen Männlichkeit des alten Osmanen tritt ein neuer Zug, die Pose; und der Terrorismus einer rücksichtlosen Oligarchie, geschmückt mit westeuropäischen Phrasen, ist deshalb um nichts weniger antieuropäisch und verderblich geworden. Es sind die alten Türken, nur ohne die Macht ihrer Vorfahren und mit einer widerlichen Maske, die der aufrechte Osmane bis vor Kurzem nicht gekannt hat. Er war ein Asiat und wollte es bleiben.

Das Osmanische Reich, sagt Ranke, ist nicht von einem herrschenden Stamm noch von Kriegsleuten gegründet worden, sondern von einem Herrn und seinen Knechten. Auf dem Lehenssystem, dem Institut der Sklaven und der Stellung des Oberhauptes, beruht seine Macht. Nun suchen sie nach einer neuen Grundlage. Was auf der einen Seite europäisiren könnte, schwächt auf der anderen. An diesem Zwiespalt werden sie hoffentlich zu Grunde gehen. Kein europäisches Volk braucht diesen Niedergang zu bedauern und keins wird für das kranke Osmanenthum auch nur einen leisen Zug von Sympathie oder Mitleid zu empfinden vermögen. Als unversöhnliche Feinde stürzten die Osmanen auf Europa los und sind es ihm geblieben bis zum heutigen Tag. „Von der Schönheit der Dinge haben sie“, sagt Ranke, „wenig mehr begriffen als den Reiz des Goldes und der Frauen. Es giebt Irrthümer, welche die Seele über und über zu erfüllen vermögen, die das Auge für den Geist und die heitere Wahrheit blöd machen, die das Leben in einer dumpfen Selbstgenügsamkeit abschließen. Das sind die ihren.“ Auch gute Eigenschaften der alten Osmanen werden uns mitgetheilt; und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln. Was sich heute in der Türkei zum Islam bekennt, steht nach dem Urtheil der meisten Kenner in Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit vielfach weitaus über seinen christlichen Gegnern; und der Türkenhäuptling, der einst zu dem byzantinischen Gesandten des Valentinus sagte: „Vos estis illi Romani, qui decem quidem linguis, sed una fraude utimini“, dürfte den Feinden auch jetzt noch den selben Spruch wiederholen: „Vos estis illi Europei ...“

Und dennoch hat sich der Türke in Jahrhunderte währender Herrschaft kein höheres Recht auf den Boden erworben, den er sich durch seine Tapferkeit errungen: verständnißlos stand er immer dem europäischen Geist gegenüber, der, trotz seinen Schattenseiten, ein Geist der Arbeit, des Neuschaffens und Vorwärtsdringens ist. Die türkische Herrschaft war nichts als eine militärische Okkupation. Welches Unheil daraus den Südslaven erwuchs, weiß heute Jeder. Der Druck des Osmanenthums hat wohl auch die Albaner in erster Linie um jede Entwickelungmöglichkeit gebracht, die heute vielleicht wie kein

---

einer Rassenhomogenität. Die Zahl der eigentlichen Osmanen hat in der europäischen Türkei wohl niemals mehr als 600 000 betragen.

anderes Volk von jedem Gesittungfortschritt zurückgehalten sind.*) Alte serbische Urkunden schildern sie als ein friedfertiges Hirtenvolk und in Griechenland, wo der größte Theil mit den Einheimischen verschmolz, zeichnen sich ihre Reste als gute Ackerbauer und Seeleute aus.**)

Griechenland hat sich durch seine Religion vollkommen vor jeder Türkisirung bewahrt. Es ist eine günstige Fügung, daß sein intelligentes und für balkanische Verhältnisse sogar sehr gut gebildetes Volk fast die ganze europäische Küste des Aegäischen Meeres besiedelt. Den Griechen, besonders denen der Türkei, wird mancher ungünstige Charakterzug nachgesagt***); und doch sollten wir viel eher die Fortschritte bewundern, die sie, trotz der unsäglich schweren Vergangenheit, heute zu verzeichnen haben. Sie sind das gebildetste Volk des Orients und dort „die Vermittler der europäischen Kultur". Unter den Erben des Osmanenreiches verdienten sie, nicht die Letzten zu sein. Bei den Osmanen selbst geht eine alte Sage um, wonach ihr Reich einstmals durch die christlichen Völker fallen werde (Döllinger). Europa hat, trotz der Diplomatenarbeit, den selben Glauben niemals aufgegeben, trotzdem es vor den Konflikten bangt, die diesem Zusammenbruch folgen können. Dennoch wird der Kampf gegen dieses uns ewig fremde Volk niemals aufhören, so lange es in Europa einen Staat besitzt. Seit der Osmane die seit Jahrzehnten auf dem Papier stehenden Reformen in die That umsetzen will, fällt weiter Stück vor Stück von seinem Reich ab. Er kann kein Europäer werden; der Rückweg auf den asiatischen Mutterboden bleibt ihm offen. Den Europäern und dem Osmanenthum käme eine Erlösung, wenn es bald ganz heimfinden könnte.

Karl Techet.

*) Das neue türkische Regiment hat sich um sie bekümmert. Dort, wo seit dem sechzehnten Jahrhundert der Gebrauch der lateinischen Lettern herrschte, sollten die arabischen eingeführt werden: ein kleines Beispiel, das die türkische Auffassung des Fortschrittes gut illustrirt. 25 Prozent aller Todesfälle in Albanien sollen auf Rechnung der Blutrache zu setzen sein. Die Schädeltrepanation (Einbohrung kreisrunder Löcher in die Schädeldecke, um Heilungen zu erzielen und Krankheiten abzuhalten), ein Aberglaube, der von den Albanern auf die anwohnenden Serben übergegriffen hat, ist vielleicht illyrisches Erbtheil.

**) Griechenland hat heute nur noch 25 Prozent Analphabeten; Italien 53, Oesterreich 32 Prozent. Die in der Türkei siedelnden Griechen sorgen aus Eigenem unermüdlich für die Hebung ihres Schulwesens; die türkische Regirung bekundete bis vor Kurzem ihr Interesse für das griechische Bildungwesen damit, daß sie den Geschichtunterricht, besonders die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, daraus streng verbannte.

***) Was man doch eben so gut an den alten Hellenen thun könnte, deren Blut im Neugriechen doch nicht so gering sein dürfte, wie Fallmerayer einst annahm. Sehr schön zeigt Taine klassische Charakterzüge am Neugriechen. Schließlich ist aber ganz irrelevant, woher das Blut eines Volkes stammt, wenn es nur damit Etwas zu leisten vermag.

Der Fächer.

Benevoluto, ein Jüngling von seltener Schönheit und gepflegter Sittenanmuth, der Sohn eines berühmten florentinischen Kunstwebers, war im Begriff, gemäß dem Gebot seines Vaters nach einjährigem Aufenthalt das gastliche Geishaland zu verlassen, dessen teppichgleichen Gärten und Gefilden er noch stärker als den Belehrungen aus Meistermund seine Geschmacksreife in der Aneinanderreihung seidener Gespinnste und erlesener Muster verdankte und das ihm noch überdies das Glück einer reizvollen Geliebten geschenkt hatte.

Er war ihr einst am Saum des von einer schmalen Rothlackbrücke überwölbten Goldfischteiches begegnet, in dessen Tiefe der Widerschein überhängender Kirschblüthenzweige mit dem silbernen Spiegelbild der Wolken und mit der Farbengluth am Ufer stolzirender Pfauen spielte. Benevoluto war, sogleich im Bann eines heiligen Feuers und Fiebers, der Leichtfüßigen bis zu dem saitendurchklungenen Theehaus nachgegangen, wo sich die filigranfeinen, schimmernden Stickereien ihres Gewandes wie bunte Punkte oder Leuchtkäfer unter den krausen Strichen der Papierlaternen eine Weile verloren und aus den Ausbuchtungen eines Schnitzwerkes hinter einem Geländer wieder aufflimmerten. Dann aber hatte er sich ihr, deren zartgliedrige Biegsamkeit er hier bei Tanz und Reigenspiel stumm zu bewundern vermochte, zu nähern gewußt; und seine mit dem Auge beredte Neigung war einer wortlosen Erwiderung gewürdigt worden. Und allmählich empfing dieses zuerst noch etwas farblose und leichte Gewebe der Liebe immer buntere und stärkere Fäden; und Benevoluto fühlte sich bereits in der Zeit der mähenden Mondsichel mit dem Leben des Mädchens fest verknüpft. War es daher ein Wunder, daß er seiner Geliebten beim Abschied ein besonderes, festliches Angebinde zu überreichen trachtete? Er fertigte ihr mit eigener Hand einen kostbaren Fächer, dessen einzelne Elphenbeinstäbe er mit pastellfeinen Landschaften, Erinnerungen an die jeweiligen Begegnungorte, übermalte. Zwischen jede Seidenfläche aber stickte er von Stab zu Stab in Gold- und Silberschrift Worte der Liebe ein. Und nun, da sich schon sein Segel, bekränzt von der Wappenkrone des Himmels, der Sonne, unter den Fruchtbäumen der Bucht hob und senkte und die letzten stürmischen Abschiedsküsse verklungen waren, überreichte er ihr dieses Angebind klopfenden Herzens mit der Bitte, es zu Haus erst zu entfalten.

Lange stand die Geisha bewegt am Strand und wimpelte dem entschwebenden Geliebten nach; dann trug sie das verhüllte Geschenk mit zitternden Händen heim. In ihrer Kammer aber konnte sie ihrer drängenden Sehnsucht, die wie ein Wellengruß vom Meer des Geliebten zu ihr heranschwoll, sie überfluthete, von ihr wich und abermals zu ihr zurückkehrte, nicht länger wehren; sie befreite das Angebinde von seiner Hülle und breitete den Fächer aus. Mit anwachsender Verzückung schaute sie auf die Bilder der Elphenbeinstäbe und mit

genießerischer Sorgfalt glitten ihre Blicke von Seidenwand zu Seidenwand, las sie nun andächtig Wort vor Wort:

„Wenn Du, Geliebte, am Herdfeuer stehst und mir der Wind den Qualm aus dem Rohr auf dem Dach Deiner Hütte in die Fremde nachweht, dünkt mich selbst dieser Rauch, geläutert durch Deinen Duft, ein süßer Hauch.

Ehe Dein Stickrahmen fertig ist, komme ich zu Dir. Wenn Du aber zu dem matten Glanz Deiner noch einzuwebenden Perlen einen stärker belebenden Schimmer brauchst, so denke an die Gluth meiner verliebten Augen!

Thau, Duft und Mondlicht ist die Speise der Blumen; Du aber lebst allein von dem Glanz und Athem der Liebe. Diese verzaubert Dich so und macht Dich so leicht, licht und beseelt, daß selbst ein sterbender Stern, ehe er zu Boden stürzt, in der Luft eine Weile schwankt, ob er fortan in Deiner bräutlich erschlossenen Seele oder in einem Blumenkelch eine heiterere Heimath zu finden vermöchte, als sie ihm bisher der Himmel schenkte.

Manchmal habe ich den leichten Schwung einer Libelle und tanze über Deiner klaren Daseinsfluth wie über einer Quelle. Dann singst Du mir jubelnd zu; und alle Deine Pagen, die Dich in gelben Gewändern, wie Schilfrohre einen See säumen, umstehen, erzittern, von Deinem Hauch gekost, und verwandeln sich, wie jene von sanften Himmelswinden gewiegt, zu Flötenspielern Deines Ruhmes.

Gleichst Du nicht einem seligen Falter, der den Farbenschmelz aller von ihm jemals gestreiften Hügel und die eingemalten, schimmernden Erinnerungen an tausend bunte Lenze der Liebe, an Honigstunden und Blumenfeste auf seinen Schwingen aufflimmern läßt? Alle Gestirne segnen Dich und schlafen gern auf den blüthenstaubzarten Schleiern Deiner Gewänder ein, hurtige Vorbotin aus dem Paradies und Vortänzerin vor Gottes Herrlichkeit!

Manchmal werden sogar Blumen zu Steinen und Kristallen. Sie schlängeln sich in die schmalen Felsspalten hinein, dort, wo ihnen die tausendjährige Tropfenmusik eines Wässerleins einen Weg bahnte. Sie lassen willig den Fels hinter sich zuwachsen, denn sie beglückt das Bewußtsein, entrückt der Welt in den Kammern der Stille weilen zu dürfen. Gleich einer solchen pilgernden Blume strebe auch ich, von der ewigen Musik der Sehnsucht umsungen, Deiner felsenfesten Liebe zu. Mögen sich auch alle Pforten hinter mir schließen: ich will mich gern meines Rückweges in die Welt begeben, wenn ich nur einen Eingang in Deine Seele finde. Ich will mich mit allen Fasern meines Herzens an Dich klammern und meine Süße will Dir blumenhaft und bräutlich entgegenduften. Aber wenn Du sie nicht magst und mich zu weich und zu hingebend schiltst, will ich zu meinem Schöpfer die Bitte hauchen, mich zu verwandeln, damit ich wenigstens als Stein der Erinnerung in Deiner Nähe weilen kann oder als Kristall Dich in die sieben Regenbogenfarben meiner überirdischen

Sehnsucht kleiden darf. So schließe Du mich ab von der Welt und nimm mich auf in Dein Reich! Mögen über Dein Gestein auch die Stürme hinbrausen und über Deinem Haupte die Adler schreien: ich ahne als Kind der Stille, daß in Deinen Tiefen der Friede wohnt, und ich vergehe vor Verlangen, Dir in Demuth zu dienen. Falle ich Dir aber zur Last, so spanne mich zwischen die Klammern Deiner spitzen Finger und zerpresse mich, damit ich noch an meinem Ende weiß, daß ich durch keinen Anderen als durch Dich den Tod finde; denn nur für Dich und durch Dich sterbe ich gern.

Sahst Du schon einmal in einem Bergsee vor schwarzen Wipfelwänden den Mond untergehen? So ergießt sich auch das Licht meiner Liebe vor dem Dunkel der Welt in Deine Lebensfluth. Darum lächelt Deine Oberfläche ein so unergründliches und geheimnißreiches Lächeln, als scheute sie sich, zu verrathen, daß Du das heiligste Gestirn, das Licht der Liebe, in Deinen Tiefen birgst.

Ich sah einen weißen Falken an der Spitze eines Berges sitzen und mit scharfen Augen weit ins Land hinausspähen. Obwohl er die Luft der Freiheit liebte und sich an ihr berauschte und obwohl er im goldenen Kreis der Sonne saß, sehnte er sich doch stärker in Deinen Gitterring hinein. So strebe auch ich, ein herrischer Sohn loser, ungebändigter Lüfte, dem jedes Sklaventhum sonst verhaßt ist, aus meiner Ruhmeslust und den brennenden Goldkränzen meines Ehrenhimmels in den glühenden Ring Deiner Liebe hinein. Ich will selbst auf dem Gipfel meines Stolzes gern Dein Diener sein und Dich immer mit der Musik meiner aufrauschenden Schwingen stolz und stürmisch empfangen. Ich kenne keine freudigere Kerkerschaft, als wenn Du den Gluthring Deiner Liebe um mich spannst.

Wenn mir die Künstlerin aller Künstlerinnen, die Nacht, ihre Licht- und Schattenpalette liehe, würde ich das traumhafte Helldunkel Deiner zwielichtfrohen Seele auf die Wand eines Bergwaldes so bezwingend malen, daß Du bei der Betrachtung dieses Gemäldes, beim Anblick Deiner eigenen Seele, vergingest.

Es giebt eine Grotte, wo verwandelte Seelen als durchsichtige Muscheln ihre Schimmer in allen Farben des Regenbogens ausstrahlen und als Begleitung zu der Tropfenmusik unterirdischer Gewässer ihre überirdische Sehnsucht mit leisem Summen ausseufzen. In dieser Halle, dem Palast des Traumgottes, wirst Du auch meine singende Sehnsucht einmal vernehmen. Sollte aber Deine Seele inzwischen selbst zu Stein geworden sein, dann will ich die unablässig rieselnden Wasser klingend bitten, so lange über Dich hinzuströmen, bis Du aufgelöst alle Deine Poren und Ohren meinen Strahlen und meinem Gesang erschließest.

Ich werfe gleich einem Fischer das Netz meiner Liebe ins Meer des Lebens und fange in meinem Gewirk Dich wie eine Perle von fürstlichem Glanz. So abgrundtief also verbargest Du Dich und Deine Sehnsucht vor mir, die Aeonen lang im Dunkel weilte und die doch

berufen erscheint, die sieben Himmel zu verklären. Ich möchte, wenn Gott seine buschigen Wolkenbrauen zornentrüstet zusammenzieht und die Welt verfinstert, Dich an die Himmel hängen, damit sie die Pracht der Morgenröthen, Sonnen, Monde und Sterne vergessen lernen, Gottes Antlitz erhellen, ihm ein versöhnendes Freudelächeln entlocken und ihn einen neuen Schimmer lehren.

Alle schmalen Rothlackbrücken Deiner Heimath beginnen so seltsam zu erzittern, wenn sie Dein federnder Fuß umtänzelt. Ahnen sie vielleicht in Dir eine heimliche Schwester, weil Du vom Ufer der Weltlust zur Insel Gottes unsichtbare Bogen spannst?

Bange nicht, wenn Deines silbernen Leuchters Kerzen, Deines nächtliches Schlummers goldene Hüter, ihre vor Müdigkeit blinzelnden Augen schließen und erlöschen und sogar die Mondesampel über den Linientänzen Deiner Tapeten nicht mehr ihr Wächteramt versehen will. Das Feuer meiner Seele glüht ewig um Dich und giert, Dir alle Schimmer von Himmel und Erde zu ersetzen."

Mit steigender Inbrunst und Bewegung hatte die Geisha diese Herzensbetheuerungen gelesen; nun fühlte sie sich von dem Rausch der Worte trunken. Sie koste die Seidenwände und Elphenbeinstäbe des Fächers mit dankerglühten Blicken, bedeckte ihn mit zahllosen Küssen und verbarg ihn an der trautesten Raststätte ihres Geliebten, dem rosaweißen Engpaß zwischen ihren beiden kirschblüthenfarbigen Brüsten. Denn sie wollte immer, im Wachen und im Traum, jedes Wort ihres fernen Geliebten, der fortan im Gesang der Winde und Wellen zu ihr sprechen würde, mit dem Klopfen ihres Herzens beantworten. Ueberwältigt von der Erinnerung an den Strahlenden, vor dessen Bild die Pracht aller seiner Fächergemälde verblaßte, erlag die Geisha einem leichten Sinnentaumel; vor ihren Augen flimmerte und tanzte ein gelber Brand: und sie bemerkte gar nicht, daß inzwischen die Abendröthe ihre Fackeln im Geäst der Bäume angezündet hatte und nun mit ihrem Purpur die tausend bunten Punkte der Papierlaternen beherrschte. Aus der Ferne scholl, gleich einem Sehnsuchtgesang, gedämpft der Wellenschlag des Meeres. Wenn er doch jetzt hier wäre! Sie spannte ihre Arme zu einem Kreis, als wollte sie damit sinnbildhaft andeuten, daß sie den Geliebten ewig umschlungen halten werde. Ihre Erregung wuchs und wuchs; und wie sich ihr Busen immer stürmischer hob und senkte, fühlte sie sich von starker Athemnoth bedrängt. Sie empfand einen brennenden Schmerz bei dem Gedanken, nun völlig allein zu sein und hier die geheiligte Luft schlürfend verbrauchen zu müssen, die noch jüngst seinen Hauch empfangen hatte. Das Gefühl der Verlassenheit stieg in ihr bitter auf; ihr war, als würge ihr eine unsichtbare Faust die Kehle, als müsse sie hier ersticken. Ihre Pulse jagten immer hastiger und ungestümer, ihre Schläfen brannten und fieberten, ihr Herz hämmerte laut; in ihren Ohren sauste das Blut; der Schreck betäubte sie und riß sie in wildem Wirbel in eine purpurdunkle Tiefe hinein; die Sinne schwanden ihr; sie taumelte, schrie auf und sank ohnmächtig nieder.

Der Wind trug ihren Hilferuf durch die Spalten des lose angelehnten Papierfensters. Zwei gerade vorübereilende Männer stürzten ins Gemach herein, und da sie die Bleiche und Regunglose erblickten, beträufelten sie ihr Antlitz mit Wasser und mit einigen Rosenöltropfen aus einem Duftfläschchen, lösten ihr das Mieder, fanden unter ihm den Fächer und fächelten ihr abwechselnd damit Kühle zu, ohne bei der allgemeinen Aufregung seiner Wort- und Bilderpracht besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Geisha erwachte aus ihrer Betäubung und sah mit gequältem Lächeln um sich. Als sie aber das Geschenk des Geliebten in der Hand eines Fremden erblickte, entwand sie es ihm gewaltsam und hielt es in gekrampften Händen fest. Die Umstehenden sahen einander verwundert an. Noch ein stärkeres Erstaunen jedoch belebte das Gesicht des Mädchens. Ihr war unbegreiflich, daß ihr die Fremden, statt der Kühle, mit der Erinnerungsgluth aller Bilder und Liebe kündenden Worte immer neue Feuer- und Sehnsuchtbrände zufächeln wollten.

Charlottenburg. Arthur Silbergleit.

Export.

Am Abend des dritten Oktober, um neun Uhr, hat Woodrow Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten, den Underwood-Simmons-Tarif unterzeichnet und damit unter die Tradition des Hochschutzzolles einen Strich gezogen. Die Tarife, die nach Mc Kinley, Dingley, Payne-Aldrich genannt waren, gehören der Geschichte an. Ein halbes Jahrhundert dauerte die Herrschaft des Hochschutzzollsystems. Taft war der erste republikanische Präsident, der eine Reform versprach. Auch Roosevelt hatte sich für eine Aenderung des Tarifs eingesetzt, aber nicht mit dem Nachdruck, den Taft aufwandte. Roosevelt mußte schließlich mit den Trustleuten paktiren und Taft seine Unterschrift unter eine Zollbill setzen, die ein Hohn auf alle Reformwünsche war. Erst dem Demokraten Wilson gelang, was unter den Republikanern nicht möglich gewesen war. Die amerikanische Wirthschaft hatte seit Jahr und Tag keine Hochkonjunktur mehr gesehen. Soll das Elend denn ewig dauern? So stöhnten die Geschäftsleute. Der Sieg des Präsidenten war unwahrscheinlich. Aber Wilson hats, trotz allem Hinderniß, erreicht. Die Herme auf dem Kapitol ist ihm sicher.

Was soll die neue Zollaera bringen? Dem dreiundsechzigsten Kongreß der Vereinigten Staaten verlas Präsident Wilson seine frohe Botschaft von den neuen Zöllen. Er sagte: „Wir müssen Alles abschaffen, was nach Privilegien oder künstlicher Begünstigung aussieht, und müssen unseren Geschäftsleuten und Produzenten als Sporn die

ständige Nothwendigkeit aufzwingen, leistungfähig, wirthschaftlich und unternehmend, Meister im Wettbewerb, die tüchtigsten Arbeiter und Kaufleute zu sein. Die künftigen Zölle sollen nur leistungfähige Wettbewerber schaffen und den Geschäftsgeist Amerikas für den Konkurrenzkampf schärfen." Die Vereinigten Staaten haben keinen Grund, für das Wohl ihrer Rivalen zu sorgen. Die Kaufkraft der eigenen Nation soll erhöht, die Rentabilität der Industrie, durch den Bezug billigen Rohmaterials, vergrößert werden. Wo dem Ausland die Konkurrenz erleichtert, wo ihm, statt eines schmalen Spaltes, ein breites Thor geöffnet wird, geschieht es nicht, um dem fremden Fabrikanten eine Wohlthat zu erweisen, sondern, um dem amerikanischen billige Waaren ins Land zu bringen. Die Belastung des Imports wurde von durchschnittlich 40 auf 26 Prozent des Werthes der eingeführten Objekte verringert. Zollfrei sind in Zukunft: Weizen, Rinder, Schafe, Schinken, Zucker (vom ersten Mai 1916 an); Rohwolle; Indigo, Kreosotöl, roher Kohlentheer, Naphthalin, Alizarin; Cement; Eisenerze, Ferromangan, Registrirkassen, Setzmaschinen, Nähmaschinen, Schuhmaschinen; nicht zugerichtete Pelze und Pelzbälge; Druckpapier; Bücher. Man sieht, daß auf die Herren James Patten und Theodor Price nicht Rücksicht genommen wurde. In Chicago, an der Weizenbörse, wird es keine „holidays" für Bulls oder Bears mehr geben; denn der kanadische Weizen kann sich frei ins Land ergießen. Ein Trost fürs zerrissene Spekulantenherz ist die Ablehnung des Baumwollparagraphen, von dem ich hier schon sprach. Die Steuer auf Abschlüsse an der Baumwollbörse ist späterer Entscheidung vorbehalten worden. Die Textilfabrikanten, die sich während der Tarifverhandlungen besonders grimmig geberdeten, haben die Farbe gewechselt und sind von Siegeszuversicht erfüllt. Die deutschen Fabrikanten feiner Woll- und Baumwollstoffe glauben aber, daß sie auf der vom Schlagbaum befreiten Chaussee mehr Waaren als früher in die Union bringen werden. Der Farbenindustrie wird die Freude über die Zollfreiheit durch die schlimme Behandlung der Farbenfabriken verdünnt. Aber Druckpapier und Bücher können in unbegrenzten Mengen importirt werden. Ein wahrer Segen.

Die Verwaltungvorschriften, gegen die vielfach protestirt worden war, sind unverändert geblieben. Waaren, die unter amerikanischer Flagge eingeführt werden, erhalten einen Zollnachlaß von fünf Prozent. Eine Differenzirung der fremden Schiffe ist da ausgeschlossen, wo ihr Verträge entgegenstehen. Zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten wurde 1828 ein Pakt geschlossen, der noch heute gilt und bestimmt, daß die unter preußischer Flagge segelnden Schiffe wie amerikanische behandelt werden. Fraglich ist nun, wie die Vorschrift der neuen Zollbill ausgelegt werden wird; soll sie für alle Waaren gelten, die aus Preußen kommen, oder wird sie sich an die Schiffsflagge halten? Die zweite Interpretation wäre unbequem; denn die deutsche Handelsflotte führt, außer der deutschen Flagge, die Zeichen der Hansestädte. Der Zollzuschlag bei verweigerter Büchereinsicht ist geblieben,

aber in der letzten Fassung, die der Vorschrift gegeben wurde, nur als eine Maßregel gegen Zolldefraudationen. Bei dringendem Verdacht der Zollhinterziehung muß der Exporteur seine Bücher vorlegen oder eine eidesstattliche Versicherung abgeben. Weigert er sich, so werden fünfzehn Prozent zum Zoll zugeschlagen. Der Importeur wird noch derber angefaßt; seinen Waaren kann für die Dauer der Strafzoll auferlegt werden. Solche Bestimmungen sind erträglich, wenn sie nur den Sünder treffen. Lästig werden sie aber in der Hand einer zur Chicane neigenden Zollbehörde. Ob man mit dieser Gefahr zu rechnen hat, muß sich erst zeigen. Woodrow Wilson wünscht, Handelsverträge abzuschließen. Solche Absicht ließe sich mit einer feindsäligen Taktik gegen die Waaren des Auslandes nicht in Einklang bringen. Um den Abschluß von Verträgen zu erleichtern, hat die neue Tarifbill den Abstimmungmodus geändert. Nach der alten Methode war es schwer, die vorgeschriebene Majorität zu erlangen; künftig wird es leichter sein. Die amerikanischen Statistiker glauben nicht, daß die Minderung der Zolleinnahmen größer sein wird als der prozentuale Unterschied zwischen den neuen und den alten Werthzöllen. Der beträgt etwa vierzehn Prozent. Die Zolleinnahmen ergaben 1250 Millionen Mark. Eine Abnahme um vierzehn Prozent würde die Gesammtsumme auf 1075 Millionen herabsetzen. Die Schätzung des künftigen Zollertrages spricht von „mehr als einer Milliarde“. Das würde sich also mit der erwähnten Differenz decken. Das Ausland aber kann aus der offiziellen amerikanischen Taxe den Schluß ziehen, daß selbst das amtliche Amerika nicht mit der Zurückdrängung der fremden Rivalen durch erhöhte Leistungen der Heimath rechnet. Von der Gefahr einer Invasion sprach man überhaupt nur in einzelnen Bezirken der Eisen- und Stahlbranche. Aber die Furcht vor der Ueberschwemmung mit deutschen Stahlknüppeln ist geschwunden, seit der Tarif unterzeichnet ist. Die Waffen, mit denen die Industrie gegen die Aenderung des Zolltarifs kämpfte, sind wieder in die Arsenale gebracht worden. Deshalb klingen die Töne der amerikanischen Kritik nicht mehr so rauh.

Deutschlands Industrie muß den Export pflegen. Auf keinem Kampfplatz ist der errungene Sieg schwerer zu behaupten als auf dem Weltmarkt. Da giebt es keine privilegirte Stellung; nur die Leistung siegt. Vide China. Zuerst kamen England und Frankreich, dann Deutschland und Amerika. Die Beute schien den ersten Protektoren vorbehalten. Der schöne Traum zerrann aber in der Hitze der politischen Ambitionen. Neue Mitbewerber stellten ihre Forderungen. Rußland und Japan drängten sich ans Licht. Was noch zu thun war, geschah durch den Sturz des Kaiserthrones. Die Republik, die jetzt anerkannt worden ist, stellte neue Bedingungen; und die Sozietäre mußten neue Theilhaber aufnehmen. Von den Erlebnissen des Fünfmächte-Syndikates sprach ich schon mehrmals. Ein wirkliches Theater der Sozietäre. Die Genossenschaft sollte Chinas Finanzen in Ordnung bringen. Kontrole der Verwaltung; Förderung der Valutareform; ein Monopol

für die Finanzirung des Reiches und für die Verwerthung aller erreichbaren Konzessionen. Gut ausgedacht; aber schlecht angelegt. Die Kleinen, die nicht mit im Ring waren, machten die Geschäfte auf eigene Faust. China braucht Geld; viel Geld. Wer ihm den Beutel aufthut, ist willkommen. Mit Gegengeschenken wird nicht geknausert. Während das Syndikat stolz auf seinem Vertrag thronte, schnappten ihm die Anderen die fettesten Bissen weg. So gings nicht weiter. John Bull schlug mit der Faust auf den Tisch und erklärte die Fünfmächteherrlichkeit für erledigt. Jeder soll frei sein und sich von den Chinesen so viele Aufträge holen, wie er kriegen kann. Aber keine Compagniegeschäfte mehr. Der Bund der fünf Nationen soll nur noch für Verwaltunganleihen gelten. Nimmt die chinesische Regirung Geld auf, um öffentliche Reformen auszuführen, so hilft das Syndikat. Im Uebrigen aber soll Freiheit im Kampf um das Fell des Chinesen herrschen. Noch giebt es Eisenbahnen und Fabriken zu bauen; Hochöfen zu errichten und Schachte anzulegen; neue Handelsbeziehungen zu knüpfen und Aufträge für die eigene Industrie zu haschen. Der Brite war von dem neuen Bündniß nie sehr begeistert; schon die Crisp-Anleihe brachte der englischen Bundestreue eine Belastungprobe. Wäre es damals nach den Wünschen der City gegangen, so hätte John Bull die Gelegenheit, den Ring zu sprengen, benutzt. Daß die Yankees sich früh vom Syndikat lösten, war klug; der Vorwand, daß sie die Kontrolpolitik gegen die neue Republik nicht mitmachen wollten, gab ihnen freie Hand für die eigenen Geschäfte. Auf dem chinesischen Flugplatz kann sich Jeder bethätigen. Deutschland mit seiner starken Industrie und einem eben so achtbaren, aber nicht ganz freien Kapital. England ist ein gefährlicher Rival. Aber die Schwierigkeiten dürfen nicht schrecken. China darf dem deutschen Kaufmann nicht entgehen. Für kräftige Propaganda soll gesorgt werden. Ein Deutsch-Chinesischer Centralverband wird vorbereitet. Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft, die Deutsche Kolonialgesellschaft, der Ostasiatische Verein in Hamburg sind von der Partie. Wenns dem Reich nicht an Geld fehlt, kann der Plan nützlich werden.

Die Völker bemühen sich, Wege zu finden, „pour mieux se connaître“. Dieses Stichwort, das aus Frankreich kam, darf überall gelten. Das Deutsche Reich muß bald neue Handelsverträge abschließen. In Leipzig ist ein Wirthschaftverband zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn geschaffen worden. Die Oesterreicher und Ungarn haben den Nutzen solcher Brücke rasch erkannt. Auch zur Pflege des Balkangeschäftes hat sich ein Verband gebildet. Im Südosten Europas ist der Kampf gegen die Konkurrenz besonders schwer. Der Krieg hat neue Bedingungen geschaffen. Wer viel Geld hingiebt, hascht die besten Konzessionen. Die Finanzbereitschaft im eigenen Haus ist noch nicht das letzte Ziel aller Wünsche. Wir müssen hoffen, daß Deutschland auch morgen Liquidität mit Initiative zu einen vermag. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Oktober 1913.

Völker und Kapitalismus.

Jeder Bethätigung kapitalistischen Geistes muß eine natürliche, im Blut begründete Veranlagung entsprechen.

Der Ueberblick über die thatsächliche Entwickelung, die der kapitalistische Geist während der europäischen Geschichtepoche erlebt hat, führt uns zu der Einsicht, daß sich bei allen Völkern diese Entwickelung vollzogen hat, daß sie aber bei den verschiedenen Völkern einen verschiedenen Verlauf genommen hat, sei es, daß der Stärkegrad verschieden war, sei es, daß sich die verschiedenen Bestandtheile des kapitalischen Geistes in verschiedenem Mischungverhältniß vorfanden. Daraus müssen wir den Schluß ziehen, daß erstens alle Völker Europas zum Kapitalismus veranlagt, zweitens die verschiedenen Völker verschieden veranlagt sind. Wenn wir sagen: Ein Volk ist veranlagt, so bedeutet Das: daß sich in dem Volk eine entsprechend große Anzahl von Menschentypen (Varianten) vorfindet, die die Veranlagung, um die es sich handelt, besitzen. Unsere Feststellung besagt also:

1. Alle Völker sind für den Kapitalismus veranlagt, heißt: In den Völkern Europas haben sich im Verlauf ihrer Geschichte eine hinreichende Anzahl kapitalistischer Varianten (wie wir abgekürzt sagen können für: Varianten, die geeignet waren, kapitalistischen Geist zu entfalten) vorgefunden, um den Kapitalismus überhaupt zur Entwickelung zu bringen.

2. Die Völker sind verschieden veranlagt, heißt: a. sie weisen in einer gegebenen Bevölkerungmenge verschieden viele kapitalisti-

sche Varianten auf, deren „Prozentsatz“, wie wir zu sagen pflegen, ein verschieden hoher ist; und die einzelnen Varianten besitzen einen verschieden hohen Grad kapitalistischer Veranlagung: quantitativ verschiedene Veranlagung; b. die Art ihrer Veranlagung ist verschieden: die einen haben haben mehr Varianten, die eine Veranlagung für diesen, die anderen mehr solche, die eine Veranlagung für jenen Bestandtheil des kapitalistischen Geistes besitzen: qualitativ verschiedene Veranlagung.

Wie haben wir uns nun, rein biologisch, die Entstehung dieser gleichmäßig vorhandenen oder verschieden vertheilten kapitalistischen Varianten vorzustellen?

Auszuschließen ist die Meinung: die Anlage zum kapitalistischen Geist sei im Laufe der Geschichte „erworben“ worden; Das heißt: die Uebung kapitalistischer Praktiken sei mit der Zeit ins Blut gedrungen und habe hier Veränderungen des Organismus hervorgerufen. Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß eine solche Hypothese der von uns als feststehend angenommenen Thatsache widerspricht, daß nichts geübt werden kann, wozu keine „Anlage“ schon da ist. Wollte man aber auch gelten lassen, daß eine erste Uebung trotz mangelnder Veranlagung stattgefunden habe, so bleibt es, nach dem heutigen Stande der biologischen Forschung, immer noch unwahrscheinlich, daß diese Uebung zu einer Anlage geführt habe. Wir müßten also mit dauernder Uebung in allen ihren Verfeinerungen rechnen, ohne eine dazu vorhandene Anlage, was ebenfalls allem heutigen Wissen widerspricht.

Wir werden also zu der Annahme einer ursprünglichen oder, wie wir sie nennen können, Urveranlagung der Völker gedrängt. Diese können wir uns nun in einer doppelten Gestalt vorstellen: entweder als gleich oder als verschieden. Wenn wir sie gleich voraussetzen, so müssen wir alle Verschiedenheiten, die sich im Lauf der Geschichte ergeben haben, auf stärkere oder schwächere oder ungleichmäßige Uebung der ursprünglichen Anlagen oder einen entsprechenden Ausleseprozeß zurückführen. Im anderen Fall kommen wir ohne diese Hilfkonstruktion aus. Theoretisch sind beide Fälle denkbar. Die Thatsachen der geschichtlichen Wirklichkeit sprechen jedoch dafür, daß eine verschiedene Veranlagung der europäischen Völker bestanden habe, wenigstens in dem Zeitpunkt, in dem wir von ihnen glaubhafte Nachrichten erhalten.Die Annahme solcher Verschiedenheit erleichtert die Erklärung des geschichtlichen Ablaufs der Ereignisse ungemein; für zahlreiche Zusammenhänge gewinnen wir erst durch sie ein richtiges Verständniß, so daß, da

nichts Triftiges dagegen spricht, wir sie dieser Darstellung zu Grunde legen werden.

Dann ergiebt sich etwa das folgende Bild.

Die Stämme oder Völker, aus denen sich die europäische Völkerfamilie zusammensetzt, sind zum Theil kapitalistisch unterveranlagt, zum Theil überveranlagt. Jene unterveranlagten Völker weisen zwar auch kapitalistische Varianten auf (Das müssen wir annehmen, da es kein Volk giebt, in dem der kapitalistische Geist überhaupt nicht zur Entfaltung gelangt wäre), aber in so geringer Zahl und mit so geringer Stärke der Veranlagung, daß die Entwickelung kapitalistischen Wesens in den ersten Ansätzen stecken bleibt. Die überveranlagten Völker dagegen haben reichliche und gute kapitalistische Varianten, so daß unter gleichen Bedingungen kapitalistisches Wesen rascher und vollkommener zur Entfaltung gelangt. Wie unerläßlich es ist, verschieden starke Urveranlagung anzunehmen, erweist sich schon hier: wie sollte sich sonst erklären lassen, daß Völker mit gleichen oder fast gleichen Bedingungen so ganz und gar verschiedene Entwickelunghöhen in der Ausbildung des kapitalistischen Geistes erreicht haben? Denn welche Verschiedenheit der Entwickelungbedingungen bestand wohl etwa zwischen Spanien und Italien, zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen Schottland und Irland? Man darf die späteren geschichtlichen Erlebnisse dieser Länder nicht unter die verschiedenen Entwickelungbedingungen zählen, da sie ja selbst wieder erst ihre Erklärung in der verschiedenen Grundveranlagung finden. Oder will man leugnen, daß jedes Volk den Staat, die Religion, die Kriege hat, die „es verdient“, Das heißt, die seiner Eigenart entsprechen?

Eben so spricht für die Richtigkeit unserer Annahme einer ursprünglich verschiedenen Veranlagung der Umstand, daß wir die unterveranlagten oder überveranlagten Völker (umgekehrt) unter verschiedenen äußeren Lebensbedingungen gleiche Entwickelungen durchmachen oder bewirken sehen. Das gilt auch für die innerhalb der überveranlagten Völker ersichtlich zu Tage tretende Artverschiedenheit ihrer kapitalistischen Veranlagung: auch diese führt unter ganz heterogenen Verhältnissen zu im Wesen gleichen Lebensäußerungen.

Zu den Völkern mit kapitalistischer Unterveranlagung rechne ich vor Allem die Kelten und einige germanische Stämme, wie namentlich die Gothen (es ist ganz und gar nicht angängig, die

„germanischen“ Völker als grundsätzlich gleichveranlagt anzusehen; sie mögen einige Wesenszüge gemeinsam haben, die sie von völlig andersgearteten Völkern, wie etwa den Juden, unterscheiden; unter sich weisen sie aber, namentlich was ihre wirthschaftliche Veranlagung anbetrifft, außerordentlich große Unterschiede auf: ich wüßte nicht, wie die Verschiedenheit der Veranlagung zum Kapitalismus größer sein sollte als etwa zwischen Gothen, Langobarden und Friesen).

Ueberall, wo Kelten die Mehrheit der Bevölkerung bilden, kommt es überhaupt zu keiner rechten Entwickelung kapitalistischen Wesens: die obere Schicht, der Adel, lebt mit großer seigneurialer Geste, ohne allen Sinn für Sparsamkeit und bürgerliche Tugendhaftigkeit, die Mittelschichten verharren in Traditionalismus und ziehen das kleinste, sichere Pöstchen dem rastlosen Erwerbe vor. Kelten sind die Hochländer in Schottland, vor Allem der schottische Adel: jenes ritterliche, fehdelustige, etwas donquijotehafte Geschlecht, das noch heute an seinen alten Clan-Traditionen festhält und vom kapitalistischen Geist noch kaum berührt ist: der Chief of the Clan fühlt sich noch heute als den alten Feudalherrn und hütet seine Familienkleinodien mit Eifersucht, wenn schon längst die Wucherer angefangen haben, seinen Hausrath wegzutragen. Kelten sind die Iren, deren Mangel an „Wirthschaftlichkeit“ zu allen Zeiten die Klage der kapitalistisch gestimmten Beurtheiler gebildet hat. Jene Iren, die selbst in dem Wirbelwind des amerikanischen Wirthschaftlebens ihre gemächliche Ruhe zum guten Theil bewahrt haben und sich drüben am Liebsten auch in den sicheren Hafen eines Amtes zu retten suchen. Kelten sind stark dem französischen Volk beigemischt und es liegt recht nah, jene Tendenz zum Rentnerthum, jene „Plage der Stellenjägerei“, die wir als einen allgemein anerkannten Zug der französischen Volksseele kennen gelernt haben, auf das keltische Blut zurückzuführen, das im französischen Volkskörper steckt. Geht auf dieses Blut auch jener Schwung, jener „élan“ zurück, den wir ebenfalls in Frankreichs Unternehmern öfter antrafen als anderswo? John Law fand erst in Frankreich rechtes Verständniß für seine Ideen: war es das Keltische in seinem Wesen, das dieses Verständniß vermittelte? Laws väterliche Ahnen waren Lowlander (Juden?), von der Mutterseite führt er seinen Stammbaum auf adelige Hochlandsfamilien zurück.

Kelten finden wir endlich als einen Bestandtheil des aus ihnen, Iberern (einem völlig unkapitalistischen Volk, das selbst

dem Reiz, den das Gold auf fast alle Völker ausübt, sich verschloß) und Römern gemischten Eingeborenen-Volkes, das die Westgothen vorfanden, als sie die Pyrenäen-Halbinsel besiedelten. Sie und die Gothen sind es denn wohl gewesen, die die Entwickelung des kapitalistischen Geistes hintanhielten, nachdem sich dessen Kraft in einer Reihe von heldenhaften und abenteuerlichen Beutezügen erschöpft hatte. Alles, was kapitalistisches Wesen in Spanien und Portugal verbreiten half, gehörte wohl keinem der beiden Stämme an, war vielmehr jüdischen oder maurischen Geblütes.

Aber uns interessiren mehr als die unterveranlagten die kapitalistisch überveranlagten Völker Europas.

Unter diesen lassen sich wiederum deutlich zwei Gruppen unterscheiden: die Völker, die für das großzügige Gewaltunternehmerthum, für die Freibeuterei, eine besondere Veranlagung hatten und die, deren Befähigung vielmehr in einer erfolgreichen friedlichen Handelsthätigkeit lag, die aber auch (in Folge Dessen oder wenigstens im Zusammenhange mit dieser Veranlagung) eine Hinneigung zur Bürgerlichkeit besaßen. Ich will jene erste Gruppe Heldenvölker, diese andere Händlervölker nennen. Daß diese Gegensätze nicht etwa „sozialer“ Natur waren, wie unsere Milieu-Fanatiker in allen solchen Fällen ohne Prüfung annehmen (weil ja nichts Unterschiedliches im Blut liegen darf, da man sonst das geliebte Gleichheitideal in der Zukunft nicht verwirklichen könnte), lehrt ein Blick auf die Geschichte dieser Völker. Diese belehrt uns, daß die soziale Schichtung unmöglich der Grund der verschiedenen Geistesrichtung sein kann, da sie in den meisten Fällen erst das Ergebniß des Zusammenlebens jener beiden gegensätzlich veranlagten Völker ist; sie belehrt uns aber auch, daß die Händlervölker in keiner sozialen Schicht je Helden (in dem weitesten Verstand) erzeugt haben; wohlverstanden: immer in der Zeit der westeuropäischen Geschichte, in die sie mit ihrem festgefügten Volkscharakter eintraten.

Zu den Heldenvölkern, die also selbst in die wirtschaftliche Welt Züge des Heldenthums hineintrugen, so weit Das möglich ist, die jene ganz- oder halbkriegerischen Unternehmer stellten, denen wir in der Epoche des Frühkapitalismus so oft begegnen können, gehören zunächst die Römer, die ja für Italien, für Theile Spaniens, Galliens, Westgermaniens wichtige Bestandtheile des Volkskörpers bilden. Was wir von ihrer Art, Geschäfte zu be-

treiben, wissen, trägt ganz den Charakter der Gewaltunternehmung, ruht ganz auf dem Gedanken, daß auch der wirthschaftliche Erfolg vor Allem mit dem Schwert errungen werden müsse.

„Die Verbindung der römischen und der im Ausland ihnen sich eng anschließenden ‚italischen‘ Kaufmannschaft erstreckten sich bald über die bedeutendsten Orte in den abhängigen (!) Landschaften, nach Afrika und Numidien, nach Griechenland und dem Orient. Ueberall bildeten sie eine privilegirte Compagnie für sich, die ihr politisches (!) und wirthschaftliches Uebergewicht nicht nur in der Fremde, sondern rückwirkend auch in der Heimath fühlen ließ. Wiederholt mußte die Republik einen Feldzug unternehmen, weil den römischen Kaufleuten im Ausland etwas Unangenehmes passirt war, selbst wenn sie sich im Unrecht befanden.“

Hier wäre denn auch an die bekannte Bewerthung zu erinnern, die die Alten den verschiedenen Arten der Unternehmung zu Theil werden ließen: es ist die selbe, die später, zum Beispiel, bei den Engländern oder den Franzosen, wiederkehrt: der shipping-merchant gilt als gesellschaftfähig, weil er mehr Krieger als Händler ist, der eigentliche „Händler“, der tradesman, der marchand, nicht. Cicero hat in seiner oft citirten Aeußerung über die Anständigkeit der einen, die Nichtanständigkeit der anderen Thätigkeit die innere Gegensätzlichkeit des Geistes, der je die beiden Unternehmungen beseelt, zu vollendetem Ausdruck gebracht, wenn er sagt: „Der Großhandel, der Länder umspannt und vom Weltmarkt Waaren herbeiholt, diese den Bewohnern zutheilt, ohne sie zu überlisten und zu beschwätzen, ist keineswegs abzuweisen.“ „Ohne sie zu überlisten und zu beschwätzen“: so übersetzt Otto Neurath „sine vanitate impertinens“ frei, aber treffend. In meiner Terminologie: Eroberer-Unternehmer sein, Das mag allenfalls hingehen; Händler-Unternehmer sein: unmöglich für Den, der Etwas auf sich hält.

Zu den Römern gesellen sich dann einige der germanischen Stämme, die offenbar von gleichem Geist beseelt sind: es sind vor Allem die Normannen, die Langobarden, die Sachsen und die Franken. Ihnen, so weit nicht den Römern, verdanken eben so die Venezianer wie die Genuesen, die Engländer wie die Deutschen, sei es ihr freibeuterisches, sei es ihr grundherrschaftliches Unternehmerthum.

Für die eigenartige Veranlagung dieser Stämme gewinnen wir nun aber erst das richtige Verständniß, wenn wir sie mit solchen Völkern vergleichen, die zwar eben so stark, aber in ganz

anderer Weise für die Entfaltung kapitalistischen Wesens geeignet waren: mit den Handelsvölkern, in denen vor Allem die Fähigkeit schlummerte, durch friedliche Vertragsschließung, durch geschicktes Eingehen auf den Gegenpart, aber auch durch überlegene Rechenkunst Gewinn bringende Geschäfte zu machen. Diese Seite des kapitalistischen Geistes haben in Europa besonders die Florentiner, die Schotten und die Juden zur Entwickelung gebracht. Hier gilt es, dafür Belege anzuführen, daß die eigenartige Bethätigung dieser Völker in der historischen Zeit wahrscheinlich (denn mehr als eine Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, gestattet uns das überlieferte Beweismaterial nicht) auf eine eigenartige Urveranlagung zurückzuführen ist, die sie oder die in ihnen zur Vorherrschaft gelangenden Elemente schon besaßen, als sie in die Geschichte eintraten.

Was die Florentiner zu Händlern, mehr: zum ersten und größten Händlervolk des Mittelalters gemacht, war das etruskische und griechische (orientalische) Blut, das in ihnen floß. Wie stark sich etruskisches Wesen durch die Römerzeit hindurch in den Bewohnern Toskanas erhalten hat, dafür fehlt uns jede Möglichkeit der Schätzung. Nach guten Sachkennern soll gerade die Stadt Florenz nur in geringem Maße ihren etruskischen Charakter eingebüßt haben. Daß das etruskische Blut einen wichtigen Bestandtheil des florentiner Blutes gebildet habe, darüber besteht kein Zweifel. Nun waren aber die Etrusker neben Phöniziern und Karthagern das eigentliche „Handelsvolk“ des Alterthumes, dessen Geschäftsgebahren, so viel wir von ihm wissen, dasselbe war, das später die Florentiner kennzeichnete. Der Schwerpunkt ihres Handels lag seit dem fünften, spätestens dem vierten Jahrhundert im friedlichen Landhandel, namentlich mit den nördlich von ihnen wohnenden Völkern. Diesen Handel besorgten sie auch nach der Kolonisation des Landes durch die Römer, die lange Zeit allen Handel verschmähten und die einheimische Bevölkerung ruhig den gewohnten Handel weiter treiben ließen.

Den allgemeinen Geist dieses Händlervolkes bezeichnen die besten Kenner als rational, als „praktisch“ in seinem Wesen: „Mit diesem praktischen Sinn durchdringen sich seit den ältesten Zeiten religiöse Ideen; jene alte Phantasie wird hier genöthigt, sich konsequenter zu bleiben, und in engere Schranken eingeschlossen; es gestaltet sich ein in sich wohlzusammenhängendes System... Götter und Menschen werden zu einem Staat vereinigt und ein Vertrag zwischen ihnen aufgerichtet, kraft dessen die Götter in beständigem Verkehr mit dem Menschen ihn warnen und lenken, aber auch dem

starken Menschenwillen mitunter nachzugeben bewogen werden. Aus den Ideen dieses Verkehres wird eine Ordnung des öffentlichen und alltäglichen Lebens gebildet, die mit bewundernswürdiger Konsequenz auch in scheinbar unwesentlichen Dingen durchgeführt wird und den Grundsatz eines nach dem Positiven strebenden Volkes ausspricht: daß die Regel überall das Beste sei". Von Interesse ist auch, zu erfahren, daß die Etrusker ein stark religiöses Volk waren, wie nachher die Florentiner und wie die beiden anderen Handelsvölker par excellence: die Schotten und die Juden.

Ueber die etruskische Schicht lagerte sich nun während der Römerzeit eine starke Schicht Asiaten, die ganz gewiß von dem selben Geist erfüllt waren, der die Etrusker beseelt hatte, da sie als Händler nach Italien gekommen waren. „In Florenz war die Zahl der Griechen oder Vorderasiaten eine große; von 115 Grabsteinen heidnischer Zeit weisen 21 Inschriften 26 griechische Namen auf und unter 48 Epitaphien, die uns das Andenken von florentiner Christen der ersten Jahrhunderte bewahren, finden sich neun in griechischer Sprache; ein anderes, von dem uns ein geringes Bruchstück vorliegt, enthält einen griechischen Buchstaben in dem einzigen (lateinischen) Wort, das es aufweist; in einem weiteren ist der Bestattete seiner Nationalität nach als Kleinasiat bezeichnet.... Man wird jene Inschriften wohl durchweg auf vorderasiatische Händler und deren Angehörige beziehen dürfen..." Noch andere Anzeichen giebt es für die bedeutende Stellung, die das griechische Element in Florenz einnahm. „Noch bis ins elfte Jahrhundert fragte bei der Taufe der Presbyter, in welcher Sprache der Täufling Christum bekennen werde, worauf ein Akolyth, einen Knaben im Arm, das Symbolum lateinisch, ein anderer ein Mädchen haltend, es griechisch absang." (Davidsohn.)

Wenn die Hypothese richtig ist, daß die Küsten Schottlands von Friesland aus besiedelt sind, so würde Dies eine vortreffliche Bestätigung der Tatsache sein, daß auch die eigenthümliche schottische Veranlagung eine Urveranlagung ist. Denn was wir von den Friesen wissen, ist: daß sie in ganz früher Zeit als „kluge, gewandte Handelsleute" befunden werden. Wir hätten dann in England den Einfluß des römisch-sächsisch-normannischen, in Nieder-Schottland den des friesischen Volkselements zu suchen und würden die Unterschiedlichkeit der Veranlagung dieser beiden Theile Großbritaniens zwanglos aus der verschiedenen Blutbeschaffenheit erklären können. Aber die Friesen haben noch einem anderen Volk seinen Charakter aufgeprägt, von dem wir ebenfalls wissen, daß es früh in die Bahnen des Händlerthums und der bürgerlich-rech-

nerischen Lebensführung einlenkt: den Holländern, so daß wir wohl mit einigem Rechte die Friesen als das spezifische Handelsvolk unter den germanischen Stämmen ansprechen dürfen, dem sich denn ebenbürtig zur Seite stellt der Stamm der Alemannen, aus dem das Handelsvolk der Schweizer hervorgegangen ist.

In langen Beweisführungen glaube ich die Thatsache außer Zweifel gestellt zu haben, daß die besondere Veranlagung der Juden, wie sie uns im Augenblick entgegentritt, als sie auf die Entwickelung des kapitalistischen Geistes entscheidenden Einfluß auszuüben beginnen: also etwa seit dem siebenzehnten Jahrhundert, eine Urveranlagung sei: mindestens in dem Sinn, in dem uns die Thatsache hier ausschließlich interessirt: daß die Veranlagung dieselbe war, als die Juden in die westeuropäische Geschichte eintraten. Ich verweise den Leser auf die Darstellung in meinem Buch „Die Juden und das Wirthschaftleben" und übernehme von dort das Ergebniß: Auch die Juden sind ein Händlervolk von Geblüt.

So daß wir also nun die wichtige Feststellung machen können: der kapitalistische Geist in Europa ist ausgebildet worden von einer Anzahl verschieden urveranlagter Völker, unter denen drei sich als spezifische Händlervölker von den übrigen Heldenvölkern abhoben: die Etrusker, die Friesen und die Juden.

Die Urveranlagung ist nun aber natürlich nur der Ausgangspunkt, von dem aus der biologische Gestaltungprozeß seinen Anfang nimmt. Man weiß, daß sich mit jeder Generation die Veranlagung eines Volkes ändert, weil in jeder Generation zwei Kräfte ihre Umbildungarbeit von Neuem vollbringen: die Auslese und die Blutmischung. Was sich über deren Wirksamkeit mit Bezug auf unser Problem annähernd Bestimmtes aussagen läßt, ist etwa Folgendes.

Bei den Händlervölkern vollzieht sich der Prozeß der Auslese der lebensfähigsten Varianten, also derjenigen mit starker Händlerbegabung, am Raschesten und Gründlichsten. Die Juden hatten kaum noch Etwas auszulesen: sie stellten von vorn herein ein fast rein gezüchtetes Händlervolk dar. Die Florentiner waren stark durchsetzt mit germanischem Blut, das vor Allem im Adel floß; so lange er den Ton angab, war das Bild, das Florenz bot, das einer durchaus kriegerischen Stadt. Wir beobachten mit Interesse, wie nirgends früher und durchschlagender die dem herrschenden Typus feindlichen Elemente aus dem Volkskörper ausgemerzt werden als in Florenz. Ein großer Theil des Adels verschwand

ohne äußere Zwangsmittel: wir wissen, daß schon Dante den Untergang einer großen Anzahl edler Geschlechter beklagt: siehe den sechsundzwanzigsten Gesang des Inferno. Der Rest wurde durch Zwang beseitigt. Schon im Jahr 1292 hatten die Popolanen, also die Männer mit dem Händlerblut, durchgesetzt, daß kein Grande in die Stadtverwaltung gelangen konnte. Die Wirkung auf den Adel war eine zweifache: die anpassungfähigen Elemente verzichten auf ihre Sonderstellung und lassen sich in die Liste der Arti eintragen. Die anderen, wir müssen also annehmen: die Varianten, in denen das seigneuriale Empfinden zu stark war, deren Blut allem Händlerthum widerstrebte, wanderten aus. Die weitere Geschichte von Florenz, die immer stärker werdende demokratische Färbung des öffentlichen Lebens belehrt uns, daß vom vierzehnten Jahrhundert an die „Bürger" unter sich waren.

Nicht minder gründlich wurde in Nieder-Schottland mit dem (keltischen) Adel aufgeräumt. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert geräth er rasch in Verfall: dank „seinem ewigen Geldmangel und seinem Ungeschick im Geldausgeben". Was nicht ganz und gar von der Bildfläche zu verschwinden bestimmt war, hatte sich schon früher in die Hochlandsberge zurückgezogen. Seitdem hatte also das friesische Händlerthum ein erdrückendes Uebergewicht in der niederschottischen Volksgemeinschaft.

Langsamer, aber eben so unaufhaltsam vollzieht sich die Auslese der kapitalistischen Varianten bei den übrigen Völkern. Man darf annehmen: in zwei Anläufen. Zunächst werden die unkapitalistischen Varianten ausgemerzt; dann werden aus den kapitalistischen Varianten die Händlervarianten ausgelesen. Dieser Ausleseprozeß vollzog sich in dem Maße, wie aus den unteren Schichten des Volkes die „Tüchtigsten" sich zu kapitalistischen Unternehmern aufschwangen. Denn diese aus dem Handwerk oder noch tiefer her kommenden Männer konnten, wie wir sahen, im Wesentlichen nur durch ihr geschicktes Händlerthum, durch ihr gutes Haushalten und ihr fleißiges Rechnen über die anderen hinauswachsen.

In gleicher Richtung wie die Auslese wirkte die Blutsmischung, die ja schon im Mittelalter beginnt und seit dem sechzehnten Jahrhundert in Ländern wie Frankreich und England immer mehr an Bedeutung gewann. Wir müssen ein Gesetz annehmen, wonach sich bei der Vermischung seigneurialen und bürgerlichen Blutes dieses als das stärkere erweist. Ein Phänomen wie das des Leon Battista Alberti ließe sich sonst nicht erklären.

Die Alberti waren eins der vornehmsten und edelsten Germanengeschlechter Toskanas gewesen, das Jahrhunderte lang mit kriegerischen Unternehmungen sein Dasein ausgefüllt hatte. Und nun werden sie die besten Wollhändler. Und der Sproß eines solchen Geschlechtes schreibt ein Buch, das an bürgerlicher (um nicht zu sagen: spießbürgerlicher) Gesinnung seinesgleichen nicht findet; in dem schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Geist Benjamin Franklins umgeht. Was müssen da für Ströme von Krämerblut in das edle Blut der adeligen Familien hineingeflossen sein, ehe eine solche Wandlung möglich geworden war!

Noch muß daran erinnert werden, daß jede Vermehrung der kapitalistischen Varianten, blos weil sie eintrat, nothwendig eine Beförderung des kapitalistischen Geistes bedeutete. Daß dieser durch sie (extensiv) mehr verbreitet wurde, versteht sich von selbst. Aber auch eine Intensivirung dieses Geistes mußte durch jene bloße Vermehrung der Varianten eintreten, weil durch sie seine Bethätigung immer leichter wurde, die Ausbildung der kapitalistischen Anlagen also einen immer vollkommeneren Grad erreichen konnte: das Aufeinanderwirken der einzelnen Varianten gleicher Veranlagung muß Das bewirken, da ja die Möglichkeiten seiner Entfaltung dadurch nothwendig vermehrt wurden.

Mittel-Schreiberhau. Professor Werner Sombart.

Seit Jahren durchforscht Herr Professor Sombart die Natur- und Kulturgeschichte des Kapitalismus. Nicht, wie mancher andere Professor, nur über Büchern und Papier, bei Lampenschein; am Liebsten im funkelnden Mittagslicht greifbarer Wirklichkeit. Lebendiges möchte er fühlen, Lebendigem nachgestalten, und das Lob von Männern der Praxis gilt ihm höher als der Beifall zünftiger Nationalökonomen. Werthvolle Bücher sind ihm gelungen; werthvoller freilich durch die Vision eines Hirnes, das den Muth zu (und die Lust an) Sonderheit hat, als durch die Wucht in Stahl geharnischter und drum unverdrängbarer Thatsachen. Ein neuer Band, der auch die hier veröffentlichte Wägung der Uranlage zum Kapitalismus enthalten wird, soll nächstens folgen. („Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirthschaftmenschen; bei Duncker & Humblot in Leipzig.) Erst wenn er erschienen ist, kann das Urtheil über das Gesammtwerk und den Kopf, der es schuf, sich auf festes Gebälk stützen.

Schmoller als Politiker.

Der fünfundsiebenzigjährige Gustav Schmoller geht daran, sein Haus zu bestellen. Er hat seine Kollegien eingeschränkt; er hält kein Seminar mehr. Er sichtet nur noch und überarbeitet. Gustav Schmoller hat in diesem halben Jahrhundert, in dem der früh Fertige nun vor der deutschen Oeffentlichkeit steht, der Nation schon viel gesagt. Er will, so weit es an ihm liegt, ihr Alles gesagt haben. Aus diesem Wunsch sind die „Charakterbilder" erwachsen, die er vor ein paar Monaten durch die getreuen Duncker & Humblot der, trotz den Herren Bernhard und Harms, trotz Ehrenberg und Pohle, immer noch sehr zahlreichen Gemeinde der Freunde und Schüler vorgelegt hat. Zwei Dutzend Arbeiten ungleichen Umfangs und auch nicht ganz gleichartig in ihrem Werth. Sehr sorgfältige Aufsätze sind darunter, fein gefeilte Reden; besonders ists eine, die er in der Berliner Akademie am Leibniztag 1896 auf die heimgegangenen Mitglieder Sybel und Treitschke gehalten hat und die einen lebhaften, pointirten Stil zeigt, wie Schmoller, der den ruhigen Fluß der Darstellung liebt, ihn sonst kaum je geschrieben hat. Und dann auch kurze Tisch- und Gelegenheitreden: ein Toast auf Althoff (wie weit liegen diese Dinge uns doch schon zurück!), dem er, um die Angriffe von Michaelis zu pariren, im Januar 1912 ein Mahl in seinem Haus rüstete; eine Glückwunschansprache an den siebenzigjährigen Adolf Wagner; ein kurzer Aufsatz über den verschwägerten und befreundeten Ernst Franke; skizzenhafte Schilderungen von Adam Smith und Friedrich List. Sogar ein Artikel über Bogumil Goltz ist in der Sammlung, den der fünfundzwanzigjährige Schmoller für die heimische Neckarzeitung schrieb und der dem jungen Doktor und Referendar das Mißfallen der heilbronner Aristokratie eingetragen haben soll. Schmoller meint, er wolle mit diesen Aufsätzen ein Beispiel geben, wie der Historiker, der Volkswirth und Politiker es anstellen muß, wenn er Persönlichkeiten im Kern ihres Wesen erfassen will. Ob Das mit dem Buch erreicht wird, kann zweifelhaft sein. Aehnlich hat jeder ernsthafte Publizist, der, wenn er über Erscheinungen und Menschen der historisch-politischen Welt schreibt, ja auch ein Stück Historiker, Volkswirth und Politiker sein muß, immer schon Dergleichen angefaßt. Die Verschiedenheiten und Nuancen der Darstellung ergeben sich meist wohl aus dem Temperament, aus dem schließlich auch die Unterschiede in den religiösen und politischen Auffassungen fließen. Der Werth des Buches, scheint mir, liegt in einer anderen Richtung. Es zeigt uns Schmoller, den Politiker. Der hat gewiß auch

früher schon, zumal in seinem Jahrbuch, solche Stoffe behandelt: ich erinnere nur an seinen Gedächtnißartikel über Schulze aus Delitzsch und an den sehr feinfühligen, in diesem Falle wirklich den Wesenskern aufspürenden Aufsatz über Lasker. Wie denn überhaupt für Den, der Schmoller, seine Art und sein Schriftthum kennt, dieser Band der Paralipomena kaum neue Aufschlüsse enthalten wird. Aber hier erscheint, was sonst über Zeitschriften und Tagesblätter verstreut war, hart aneinandergerückt: und so schließen die Einzelzüge sich zum festumrissenen Bild.

Was also ists um diesen Gustav Schmoller, den alle Engbrüstigen uns noch heute als den heimlichen Nährvater der Sozialdemokratie zu denunziren pflegen, alle unsauberen Karrieremacher als den Schöpfer und Förderer jener in Beamtenschaft, Professorenthum und Presse arg verbreiteten Ideologenzunft, die bisher zu verhindern gewußt habe, daß man dem „Umsturz“ wirksam auf den Leib rückte? Schmoller selbst hat sich bisweilen einen preußischen Altliberalen genannt. Und wirklich: in Manchem, was er schreibt, ist noch die Stimmung der sechziger Jahre. Die bewußte Einseitigkeit eines Kleindeutschthums, das (zu seiner Frist sicher mit Recht) sich sagt, daß nur gestützt auf die straffen Kräfte, die Preußen in Verwaltung und Heerwesen ausbildete, den Deutschen eine staatliche Organisation erwachsen kann und die darum unbekümmert, schier ohne ein Gefühl des Mitleids, auf den Trennungsstrich hinarbeitet (und, nachdem er vollzogen ist, ihn bejubelt), der rund zehn Millionen Volksgenossen von uns nimmt und in die gierige slavische Brandung hineinstößt. Darin gleicht Schmoller dem nahezu ein Menschenalter älteren Schwager Gustav Rümelin, dem Erbkaiserlichen und Gothaer, der (das liebevoll gezeichnete Lebensbild in der Sammlung bestätigt es aufs Neue) auch sonst auf ihn einen starken Einfluß ausgeübt hat. Inzwischen ist aber, zumal unter unseren jüngeren Historikern, wie überhaupt in einer Oberschicht der deutschen Bildung, eine Reaktion aufgekommen. Wir fangen zu zweifeln an, ob 1866 und 70 die deutsche Frage wirklich restlos beantwortet ward, ob sie in ihrer Zwiespältigkeit und ihren schmerzlichen Räthseln nicht vielmehr auch ferner hüben und drüben das herbe Erbtheil der Deutschen blieb, und beginnen nun doch als Verlust zu empfinden, was man vor fünfundvierzig Jahren im Freudenrausch über das herrlich auferstandene Reich sorglos hingegeben hat. Den Wahlpreußen Schmoller, der sich selber gelegentlich einen Borussophilen heißt, suchen diese Zweifel nicht auf. In einem Aufsatz (aus der „Neuen Freien Presse“) wiederholt er sogar das Argument der Schwäche: „Wir würden etwas

für Deutschland, seine Verfassung, sein Parteiwesen, seine Regirbarkeit gänzlich Verkehrtes thun, wenn wir große Gebiete katholischer oder fremdsprachiger Bevölkerung erwerben wollten." Weist also, schon weil sie katholisch sind, den Gedanken an eine irgendwie geartete staatsrechtliche Verbindung mit den Deutsch-Oesterreichern glatt ab. Seinem engeren Landsmann Schaeffle aber hält Schmoller noch vier Jahrzehnte später vor, daß er als Protestant und „Deutscher" in ein klerikales österreichisches Ministerium eingetreten sei. Und da er Adolf Wagner, der drei Jahre vor ihm die Siebenzig vollendet hat, die oratio gratulatoria hält, meint er, indem er ihn mit Schaeffle vergleicht, halb scherzhaft und dabei doch im Grunde bitter ernst: „Sie, verehrter Freund, sind gottlob in Oesterreich nicht lange genug gewesen, um auch, wie Schaeffle, österreichischer Minister zu werden." Hätte, wenn Adolf Wagner es geworden, Das wirklich so unbedingt dem Deutschthum und der Wissenschaft zum Schaden ausschlagen müssen? Ward etwa Böhm-Bawerks wissenschaftliche Leistung dadurch gekürzt, daß er einmal in Oesterreich Finanzminister war, und ist es nicht vielmehr ein wahres Glück, daß es wenigstens an unseren Universitäten Etwas wie eine deutsche Gemeinbürgschaft giebt und die politischen Grenzen den Austausch der Kräfte innerhalb des deutschen Sprachgebiets nicht hindern?

Schmoller, der preußische Hofhistoriograph, der vielleicht sein halbes Leben in den Archiven zugebracht hat, um uns die preußische Verwaltung als das Kunstwerk, das sie ist, verstehen zu lehren, ist Gothaer geblieben. Aber ein Altliberaler wurde er darum doch wohl nicht. Er ist sehr vorsichtig, sehr maßvoll, sehr abwägend. Aber weder ein Zeltgenosse der Vincke und Graf Schwerin noch gar ein Altliberaler im Sprachgebrauch unserer politischen Moderne. Schmoller ist ein glühender und, was noch mehr gilt, ein verständnißvoller Verehrer des Fürsten Bismarck. Er steht, da er in Sankt Blasien in vier Artikeln der „Sozialen Praxis" die Summe des eben zu Rüste gegangenen Heldenlebens zieht, ganz unter dem Eindruck der gigantischen historischen Leistung, die das in politischen und wirthschaftlichen Dingen hinter Westeuropa zurückgebliebene Deutschland um zwei bis drei Jahrhunderte vorwärts schob. Niemals vorher und vielleicht auch seither nicht wieder ist mit so spürsamem Eifer aus diesem Leben hervorgeholt worden, was er der deutschen Wirthschaft zum bleibenden Besitzthum hinterließ. Wie allein schon durch die Verstaatlichung des preußischen Eisenbahnwesens („in diesem Rang die größte That des Jahrhunderts" heißt sie Schmoller) die Gefahr einer einseitigen Kapita-

listenherrschaft, wenn nicht abgewandt, so doch für Deutschland wesentlich eingeengt wurde. Bei Alledem ward Schmoller nicht blind gegen die Irrthümer, Widersprüche, zeitlichen Bedingtheiten des großen Mannes. Bisweilen naht er auch seiner überragenden Genialität mit so scharfer Kritik, daß bei der in deutschen Landen weitverbreiteten Neigung zur Vergottung, der stark ausgebildeten Heuchelei und dem Mangel an Muth, dem populären Vorurtheil sich entgegenzustellen, kaum eine der bestehenden Parteien bereit wäre, Schmoller unbesehen in ihre Arme zu schließen. Darum soll man den Versuch aufgeben, Gustav Schmoller parteipolitisch abzustempeln. Wir leiden, wenn wir das Bedürfniß haben, zu Zeiten uns eigene Gedanken zu machen, unter diesem Einschachtelungsdrang der theuren Zeitgenossen ohnehin schwer genug. Knirschen (für gewöhnlich leider in ohnmächtiger Wuth), wenn, zum Beispiel, irgendein Tropf uns bescheinigt: wir seien nicht liberal, weil wir uns unterstünden, selbst an der strahlenden Sonnenpracht des Reichstagswahlrechts ein paar Flecke zu entdecken, oder nicht „national“, weil wir der hysterisch betriebenen preußischen Antipolengesetzgebung keinen Geschmack abzugewinnen vermögen.

„Nur Flachköpfe, die nichts mehr nach den zwanziger Jahren lernen, die, in ein paar Gedanken eingesponnen, nicht die Pflicht des Handelns besitzen, bleiben Zeit ihres Lebens bei diesen“, sagt Schmoller an einer Stelle von Bismarck. Auch er selbst hat zu jeder Zeit von diesem Menschenrecht der Entwickelung Gebrauch gemacht. Schmoller verkennt keinen Augenblick, wie viel Talent, zuverlässige Hingabe an den Staat, die sich gelegentlich gar zum Opfersinn steigern kann, wie viel ritterliche Vornehmheit im preußischen Adel stecken. Und doch schildert er, wie ohne die harte Erziehungarbeit Friedrich Wilhelms des Ersten dieser Adel zur Gefahr für den Staat geworden wäre und wie er seitdem wieder, durch den romantischen vierten Friedrich Wilhelm, unter anderen Gesichtspunkten und aus anderen Motiven auch durch Otto Manteuffel und Bismarck, fast zur Gefahr wurde; zum herrschenden Faktor im Lande Preußen, wo seine Vorzugsstellung nicht zu ertragen wäre, wenn die Majorität des Abgeordnetenhauses auch die Minister bestimmte. Daß diese Majorität dennoch auf die preußischen Minister abfärbt, übersieht Schmoller. Wie er denn, meines Erachtens, bei seinem Preislied auf die Beamtenregirung mehr das Ideal als die in unserer Wirklichkeit vorhandene im Auge hat. Die Wahrheit ist doch wohl, daß es bei uns Beamtenminister und daneben parteipolitisch abgestempelte Excellenzen giebt und daß nicht selten erst nach sehr langen und hartnäckigen Kämpfen im

Schoß der Regirung (mitunter aber auch gar nicht) den Beamten der Sieg zufällt. Dabei wird Schmoller nicht müde, die Nothwendigkeit der Kontrole durch Parlament und Presse zu betonen. Nur zu parlamentarischen Ministerien hält er unsere Parteien noch nicht für reif. Oder auch für überreif, weil sie keine reinen politischen Parteien mehr seien. In diesem Zusammenhang prägt Schmoller den Satz: „Sie sind mehr Klassen- und Kirchenorganisationen, die gegen den Staat und das Staatswohl Klassen- und Kirchenvortheile erkämpfen wollen.“ Ich finde, hier wird in ein paar Worten schlicht, aber unerbittlich der Urgrund unseres ganzen innerpolitischen Jammers aufgedeckt. Wer von uns hat nicht schon, wenn er über die Unfruchtbarkeit unserer Regirenden ergrimmte und die traditionelle Art ihrer Auswahl ihn verdroß, nach parlamentarischen Ministerien in Reich und Einzelstaat sich gesehnt! Was wir seitdem in Bayern erlebten und erst neuerdings wieder, bei dem Groben Unfug dieser letzten Steuersuche, die in einzelnen ihrer Phasen allen praktisch und theoretisch gebildeten Volkswirthen ein geradezu groteskes Schauspiel bot, hat derlei Träume wie mit einem Eishauch gestreift. Es sind, von den beiden liberalen Gruppen abgesehen, die als Minderheiten mit fortgerissen werden und im besten Fall, nach der bekannten Formel, die Funktion haben, „Schlimmeres zu verhüten“, Organisationen gegen den Staat. Der Begriff der nationalen Gemeinsamkeiten lebt für sie kaum mehr, wenigstens hat er keinen Einfluß auf ihr Handeln; und nur mit Schaudern mag man sich vorstellen, daß das bayerische Experiment (es braucht ja nicht gerade das Centrum zu sein: Konservative oder Sozialdemokraten verführen nicht glimpflicher mit uns) einmal im Reich oder im führenden Preußen wiederholt werden könnte. So ist man denn geneigt, Schmoller Recht zu geben, wenn er resumirt: „Also eine königliche Regirung über den Parteien, aber nicht gegen und nicht ohne die Parteien. Keine königliche Regirung im Sinn persönlichen Regiments, im Sinn einer übernatürlichen, göttlichen Beeinflussung der Fürsten, sondern in dem Sinn, daß die Fürsten, die naturgemäß das größte individuelle Interesse am Staatswohl haben, sich mit den Ministern umgeben, die in Führung der Staatsgeschäfte die größte Erfahrung, die größten Talente, die besten Charaktere zeigen und fähig sind, Majoritäten in den Parlamenten nicht durch Koterienzusammenhang, sondern durch das Gewicht vernünftiger Gründe zu schaffen.“ Die Einwände, die hier angemeldet werden könnten, hat Schmoller selbst bedacht. Denn an einer anderen Stelle, da er sich mit Naumanns Ideal der Demokratisirung auseinandersetzt, schreibt er:

„Unsere Zeit hat in der Presse ein Organ der Kontrole geschaffen, das früher fehlte; es hat die unteren Klassen durch Schulbildung, Presse, Vereinswesen, Selbstverwaltung, allgemeine Wehrpflicht, technische Fortschritte emporgehoben, wie es nie früher die unteren Klassen erlebten. Der Jahrhunderte alte politische Schlummer der Mittel- und unteren Klassen ist beseitigt. Sie sind erwacht und verlangen mit Recht eine Theilnahme am Staatsleben, die ihren Eigenschaften entspricht. Das Mißtrauen gegen die vorhandenen oder möglichen Mißbräuche der Regirenden ist in einer Weise erwacht, daß kein Staat ohne Selbstverwaltung, ohne Parlamente, ohne die Möglichkeit für die Talente und großen Charaktere in den Mittel- und unteren Klassen, an dem Aemterwesen, der Volksvertretung, der Selbstverwaltung Theil zu erhalten, bestehen kann. Denn jeder Staat muß das Vertrauen der großen Majorität des Volkes haben und es sich immer wieder neu erwerben. Er kann nicht mehr blos durch Gewalt bestehen."

Nicht blos durch Gewalt; aber gewiß auch nicht durch die Herrschaft der Masse: „Die moderne großstaatliche Demokratie kann keine wichtigen politischen Dinge in ihrer Masse richtig beurtheilen; sie muß damit zufrieden sein, Führer, Vertreter, Delegirte zu wählen, die ihr Vertrauen haben, die für sie handeln. Im Staat wie in der Volkswirthschaft können nicht die Massen regiren und befehlen; sie können nur indirekt auf die Befehlenden wirken; aber sie müssen im gewöhnlichen Lauf der Dinge in der Regel theils der Staatsgewalt, theils den Unternehmern, theils den selbstgewählten Führern gehorchen."

Schmoller, der als junger Professor in Halle als Altliberaler begann, ohne es doch vielleicht im strengen Sinn je gewesen zu sein, ist bei allen Wandlungen sein Leben lang sich treu geblieben. Er hat gelernt, ist, wie ers selber einmal ausdrückt, um ihr gewachsen zu sein, mit seiner Zeit fortgeschritten und ist heute, da es ihn drängt, bevor die Abendschatten tiefer werden, als politischer Bekenner vor uns zu treten, im Grunde doch der Alte. Der kluge Maßhalter und der vorsichtig abwägende Beurtheiler, der aus einer stupenden Bildung und umfassenden Personenkenntniß seine Urtheile schöpft. Der die Menschen menschlich und die Dinge aus ihrem Werden und ihrer Umwelt zu begreifen sich gewöhnte und bei aller Milde, bei allem Willen, zu verstehen und entgegenzukommen (von der persönlichen Bekanntschaft auch mit den am Höchsten Stehenden nur in der Schattirung und im Tonfall des Urtheils beeinflußt), aufrecht und freimüthig seinen Weg ging bis auf diesen Tag. Ob sein wissenschaftliches Lebenswerk Bestand haben wird?

Ich weiß es nicht. Uns, die wir uns noch im langsam ergrauenden Haar mit Stolz seine Schüler nennen, war er mehr: ein Erzieher. Wirklich, mit Fichte zu reden, wenn auch in etwas anderem und weiter greifendem Sinn: ein Erzieher zur Deutschheit. Wie wenigen von den jungen Herren, die jetzt da und dort auf deutschen Universitäten verkünden, sie seien über Schmoller hinausgewachsen, wird Das dereinst zu bestätigen sein?

Dr. Richard Bahr.

Antike und Klassizismus.

Oft wird vergessen, daß hinter dem Klassizismus die Revolution, hinter dem Empire der Kaiser steht: daß die in vier Jahrhunderten erschöpften klassischen Bildungmächte in ihrem letzten Auftrieb wohl noch einmal ein mittleres Kulturniveau, aber keine ursprünglichen Erscheinungen mehr hervorbringen konnten. Dennoch bemerkt man, daß auch die überzeitlichen Bildungen, die große Staatsumwälzung und der Kaiser selbst mit Stoff und Feuer der Antike gesättigt sind. Aus dem alten Urherd der Menschheit müssen also zwei Kräfte wirksam sein: eine, welche die mittlere Schicht formt, und eine andere, welche die Gipfel ballt. Beide sind begreiflich nicht gleichen Wesens, nicht etwa nur ungleicher Masse. Es ist nicht etwa nur so, daß die durchschnittlich europäische Bildungwelt von 1800 von einem Oberflächenhauch antiker Welt gestreift wird und die schöpferischen Kräfte der Zeit von einem tieferen Strom ihres Wesens genährt werden: zwei verschiedene, getrennte Kräfte aus dem alten Urherd sind wirksam. Eine, die die Bildungwelt nährt, das Kulturniveau schafft (Bücher und Zeitschriften inspirirt, Möbel und Geräthe beeinflußt), ist die zeitliche, aus der Renaissance über das Barock und Rokoko in dreimaliger Siebung abgeleitete, die andere die überzeitliche, ohne Uebertragungmittel unmittelbar aus den Urformen, die die Antike darstellt, in die lebendigen Erscheinungen des Zeitalters überspringende. Die Wirksamkeitgrenze dieser beiden Kräfte ist nicht immer leicht festzustellen. Nicht immer ist gewiß, ob der Name „Brutus" nur Dekor war, dazu bestimmt, eine Haltung und ein Gesicht zu geben, oder ob er der glühende Ausruf eines unmittelbar die neue

res publica umfangenden Gefühls ist, der für die gegenwärtig schöpferische That nur ihre ewig wirksame symbolische Urgestalt beschwört. Scheidegrenze wird das Maß der Personen und Handlungen selbst sein. Die Füllungen des Konventsgetriebes bis in seine höheren Lagen, die veranstalteten und nicht veranstalteten Beziehungen der Gesellschaft und unter den Geschlechtern sind ohne den Genius, sind Erinnerung, Abglanz, Wirkungen der Historie und der Sentiments: der Klassizismus. Selbst da, wo sie den Schein der Persönlichkeit und einer unmittelbaren Rivalität mit der Antike haben: Lucian auf der Tribüne der Fünfhundert, wie er in gewiß ursprünglicher Erregung den kommenden brüderlichen Tyrannen spartanisch bedroht, die neuen Aspasien mit ihren Perikliden, die Tallien, Remusat, Josefine: ohne es selbst zu wissen, leben sie ein zweites, abgeleitetes, nicht ihr eigenes Leben; sie sind die Schatten Derer, die groß waren. Was den Schein, die Täuschung erweckt, ist ein übers Mittlere hinausgehendes Maß von Leidenschaft, das aber im Privaten, Persönlichen, Peripherischen bleibt und nicht den Kern, die Sache, den Urzustand ergreift und eben darum nicht die Antike als Symbol, sondern die klassische Figur allegorisch heraufruft. Lucian ist auf der Tribüne, obwohl vielleicht in diesem Augenblick republikanisch zuverlässiger als Napoleon, doch der nur peripherisch, nicht im Kern vom antiken Feuer Berührte. Ihm ist die Republik nur (wenn auch unbewußt getragener) Purpur seiner Person; dem Bruder das Imperium Ausdruck einer eingeborenen unmittelbaren Beziehung zu den Urkräften der Welt, wie er sie begreift; die Erfüllung einer Sendung, seines Staat bildenden Willens. Darum ist in diesem Augenblick Napoleon, dessen Haltung damals eher modern-nervös als römisch war, gegenüber dem die klassische Pose wahrenden Lucian der wahrhaft antike Mensch. Er ist der Caesar oder Augustus, wo Lucian den Brutus citirt.

Und eben so sind Robespierre, Danton, Marat um ihres eingeborenen, aus der Sache, der neuen staatlichen Vision stammenden Feuers willen eben so viele Gracchen, während Desmoulins, Collot d'Herbois, Billaud-Varennes in Wahrheit nichts sind als die um eine Zeitwende jüngeren Geschwister des Rokoko, die sich am Bild der antiken Republik berauschen und bei ihrer durch keine äußeren Grenzen gehinderten Entwickelungmöglichkeit damit Wirkungen erzielen, die manchmal die der unmittelbar Inspirirten recht nah berühren. Doch bleibt der Unterschied immer unverwischt und bedeutsam. Die ewigen überzeitlichen Wirkungen sind immer von der ursprünglichen, der antiken Urkraft, die ephemeren immer

von dem abgeleiteten, dem klassizistischen Geist ausgegangen. Das Besondere und Merkwürdige ist, daß in dieser Zeit, ähnlich, aber stärker als in der Renaissance, die ursprünglichen Kräfte und Erscheinungen, deren erste vollkommene Verkörperung die Antike war, mit deren doktrinären und literarischen Ableitungen zusammentreffen. Das führt manchmal zu Verwechselungen, die sich aber bei genauerem Hinsehen immer von selbst aufklären. Die napoleonischen Proklamationen an die Armee des ersten italienischen Feldzuges, die so sehr große Latinität athmen, daß sie, übersetzt, dem Livius oder Caesar anzugehören scheinen, sind doch im Tiefsten urwüchsig und haben den caesarischen Strich nur daher, daß die Hand, die ihn führte, von Geburt caesarisch war. Und die Wirkung, die sie äußerten, stammt nicht daher, daß sie den Rausch einer glanzvollen Vergangenheit vermittelten, wie oft sie sie selbst mit Namen beschworen, sondern, daß sie ein nur in vollkommenen Epochen wie der Antike vorhandenes sachliches Feuer zu entzünden wußten. Dazu gehörte freilich, daß ihnen Herzen entgegenpochten, für die der Klang antiker Namen nicht eine Ergötzung des Intellektes, sondern eine Nahrung der Phantasie, ein Stoff fürs Blut war; die durch die Aufrufung der römischen Legionen sich nicht zu Nacheiferung anfeuern zu lassen brauchten, sondern darin für ihr triebhaft unsicheres Vorwärtsstürmen den umfassenden Sinn und die ausdrückende Gestalt erfuhren; die, wenn man sie mit „Rom“ anredete, empfanden, daß dieses Rom, wie ihr Caesar einmal sagte, nicht mehr am Tiber, sondern an der Seine liege. Das war denn freilich auch für diese ursprünglichen, den antiken ebenbürtigen Kräfte ein legitimer, nicht nur literarischer Zuschuß aus der antiken Erbschaft. Er gab ihrem unumschriebenen Eifer von vorn herein einen sichtbaren, gestalthaften Ausdruck, der ihn verhinderte, ins Ziellose, Tumultuarische, Abenteuererhafte abzuirren, und seine Bindung in neue, selbständige, staatliche Einheiten erleichterte.

Das ist das Geheimniß der ersten italienischen Erfolge Napoleons durch die Macht des antiken Namens und Wesens. Beide, der Feldherr und das Heer, hatten urthümliche Substanz genug, daß die antike Welt in ihren ursprünglichen, unabgeleiteten Substanzen durch und auf sie wirken konnte. Und indem sie so das Heroische in einer der gebildeten, abgeleiteten, aufgeklärten Welt unzugänglichen Weise begriffen, wurden sie trotz einem Armeebudget von vierzigtausend Francs bar und einer Million zu Protest gegangener Wechsel, ohne Schuhe und ohne Brot des vortrefflich ausgerüsteten, dreimal an Zahl überlegenen, aber den Kriegsgeist nur vermöge Bildung und Lehre begreifenden, nicht mit dem

Blut erlebenden Gegners Herr. Antik war die napoleonische Armee trotz dem klassizistisch scheinenden Pathos ihrer Proklamationen und Aktionen; und klassizistisch war die Armee der Beaulieu, Alvinzi, Wurmser, in der kein besonderes Pathos an die Antike erinnerte, deren ganzer Geist aber auf der doktrinären und reglementären Vergegenwärtigung traditioneller Soldatentugenden beruhte. Man sieht: der klassische Apparat spricht in einer Zeit, deren Gesellschaftston ganz auf ihn abgestellt ist, weder für noch gegen ein lebendiges Vorwalten antiker Kräfte in den Einzelerscheinungen. Sind sie lebendig, so gehören sie mit ihrem Alltag der Zeit und haben für ihren Alltag dessen Sprache und Geste (anders als in einer Zeit, die überhaupt ohne Stil ist). Aber wie die selbe Sprache und Geste Vielerlei ausdrücken kann und muß, das kaufmännische Geschäft, die priesterliche Unterweisung, die advokatorische Ueberredung und die militärische Anfeuerung, so ist sie auch, darüber hinaus, das Einzelne und Bedeutende zu vergegenwärtigen fähig. Besagen die „Bruten" regelmäßig nicht mehr als das übliche Maß an Tyrannenhaß, die „Scipionen" das an Feldherrnkräften, die „Aristide" das an staatlicher Wohlanständigkeit, so kann einmal der Brutus, der Scipio, der Aristides eine tiefe, befruchtende Wahrheit werden, die von der vorgebildeten antiken Form als dem ἀρχετυπος der für alle Zeit sinnlich dargestellten Urform, umkleidet wird. Wenn auf dem großen Annäherungmahl im Herbst 1799 Bonaparte als Fabius, Moreau als Scipio ausgerufen wird, so ist Das im Munde Derer, die da riefen, nichts als eine façon de parler, Attrappe, obwohl der Fabius selbst unter ihnen gegenwärtig und der Scipio ihnen (als kommender Caesar dreifach) fürchterlich nah war. Nur: sie spürten vom Einen wie vom Anderen nichts als das Bild, die Metapher, das Cliché: ihnen war die große Gegenwart nichts als die Belebung der Bildungwelt, das Paradigma ihrer ererbten Ueberzeugungen, während sie, die der Gegenstand dieser Feier waren, den klassischen Anruf als das ihnen zukommende, ihr wahres und wahrhaft ausgedrücktes Sein empfanden. So liegen Lüge und Wahrheit in einem Wort zusammen.

Der antike Name ist Zweierlei: weil er Urformen ausdrückt, im Wege geistiger Zeugung Stoff und Gehalt aller Heroen; weil er die einzige vollkommene historische Wahrheit ist, im Wege natürlicher Ueberlieferung Nahrung und Form aller Bildungmächte.

Charlottenburg. Dr. Berthold Vallentin.

Selbstanzeigen.

Marion in Roth. München, bei Georg Müller.

Dieser Roman will Unmittelbares, Wesentliches mit wenigen Worten geben. Unbeschadet der Ehrfurcht, die ich Goethe und Gontscharow schulde, liebe ich das Verschweigen. Poesie ist Rhythmus, Lied, Wahrheit; und gute Prosa, lebendige, persönliche Prosa ist im Grunde nichts Anderes. Von einem Kunstwerk aber verlange ich, daß es ein Schrei der Seele sei und trotzdem wohl überlegt, den Gesetzen der Schönheit gehorsam. In einem Kunstwerk, also auch in einer Romandichtung, hat die Musik den Stoff verwandelt, hat ihn der Enthusiasmus aufgezehrt. Das mag man ruhig Transsubstantiation nennen; und ich finde sie bei Romantikern und Realisten, bei Naturalisten und Impressionisten, im Koran und bei Heinrich von Kleist. Das Weltbild dieses Romans heißt: Erich Seraphim und das Leben. Vor dem ersten Kapitel ist der junge Seraphim Student der Künste, Poet, Literat. Nach dem zehnten ist er ein reifer Künstler. Durchaus nicht geheimbderäthlich reif (er hat auch nicht das Zeug dazu), aber auf seltsam tiefe Art in das Leben verliebt; ein Schöpfer. Dazwischen liegt der Höhepunkt des Lebens, liegt die Vermählung mit dem Leben. Die weltfremden Alleen von Saint-Germain, die Seine im vergleitenden Grau der sterbenden Tage, die Wunder der Sainte-Chapelle: Das war fein, zart, verschwebendes Spiel, un rêve vague et beau. Marion ist das Leben, der Blutstrom, die große Leidenschaft, la sève immense qui se pavane. Ein ganzer Kerl und ein Gedicht; eine der wenigen Frauen, die auch dann noch interessant bleiben, wenn man sie enträthselt hat. Ein Vampyrlein. Der gute Dämon und die Erinnye. Kein Typ, kein „Gretchen“ und kein „Ibsenweib“. In einer Welt von Thatsachen, die durch sie zu einer Welt von Stimmungen wird, erleben die beiden Menschen den geheimen Sinn und den Gipfel ihres erotischen Daseins. Das Milieu des Theaters und der Bohème, die erlebte und erlittene Wirklichkeit einer massiven Hafenstadt zwischen Memel und Brabant, zwischen Jütland und Niederland taucht aus den Fluthen empor. Die Landschaft, die Umgebung, die Menschen sind konzentrirte Seelenzustände, Arabesken der Grundmotive vom Leben und von der Liebe. Marion, die Schauspielerin, das primitive Talent mit ihrer Sinnlichkeit und Delikatesse; Erich Seraphim, der die Träume besser kennt als das Leben, der seltsame Gespräche liebt und rhythmische Phrasen, der entweder verhimmeln muß oder verdammen, sind dieses Buches Onjegin und Tatjana. Daneben bilden Culminante, der Hokuspokusmacher, halb Caesar, halb Hausknecht, die sinnlich-übersinnliche Mimose Lilith-Eve Loyson, die marktschreierisch extravagante May Venerina und andere Menschen und Masken die Besatzung des Segelschiffes „Marion“, dessen Devise lautet: Odi et amo.

Arthur Sakheim.

F. W. Pustkuchen, Wilhelm Meisters Wanderjahre. Berlin, H. Barsdorf.

Diesen Neudruck darf man nicht nur als ein Kuriosum betrachten. Gewiß ist das Werk, das unmittelbar nach der Veröffentlichung von Goethes berühmtem Roman gleichen Titels zu erscheinen begann und 1828 in seinem fünften Bande der Lesewelt dargereicht wurde, keine Meisterleistung. Auch soll nicht vertheidigt werden, daß ein Schriftsteller von geringem Ruf wagte, den selben Titel zu wählen, den der Meister geprägt hatte, in der Absicht, Diesem Konkurrenz zu machen; aber der Roman hat, wenigstens in seinen ersten Theilen, außerordentliches Aufsehen gemacht und ist in manchen Partien so gut geschrieben, daß er vielen urtheilsfähigen Zeitgenossen (zum Beispiel: Börne) gefiel und er von manchen für ein Werk Gothes genommen wurde. Aber nicht nur für die Zeitgenossen hatte das Werk Bedeutung. Vielmehr weckt es noch heute ein starkes kulturhistorisches Interesse dadurch, daß es als Niederschlag der konsequenten kirchlichen Reaktion gegen Goethe erscheint und daß es, wiederum hauptsächlich in den ersten Bänden, Alles sammelte, was gegen Goethes „unnationale und unkirchliche Gesinnung“ zu sagen war. Ich habe dem merkwürdigen Buch, das in seinem vollständigen Original jetzt ziemlich selten geworden ist, eine große Einleitung von 74 Seiten vorangestellt, in der ich verschiedene Aufgaben zu bewältigen versuchte. Ich gab den Inhalt des goethischen Romans wieder und zeigte, aus brieflichen Aeußerungen und Rezensionen, die Aufnahme des Buches bei den Zeitgenossen, sammelte ferner die biographischen Notizen, die über Pustkuchen zu finden sind, und analysirte den Inhalt seines vielbändigen Romans nebst einigen anderen Schriften, die mit dem Hauptwerk zusammenhängen: „Wilhelm Meisters Tagebuch“ und „Gedanken einer frommen Gräfin“. Endlich stellte ich die Würdigungen zusammen, die Pustkuchens Arbeit durch die Zeitgenossen erfuhr. Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß Goethe den wider ihn gerichteten Angriff gekannt hat und daß er seinen großen Aerger in zahlreichen heftigen Bemerkungen und in sehr vielen Gedichten zum Ausdruck brachte. Auch läßt sich erkennen, daß dieses Konkurrenzwerk fast öfter als Goethes Original in Zeitungen und Briefen besprochen wurde. Hervorragende Schriftsteller und Dichter, Fouqué, Grillparzer, Platen, sprachen sich über Pustkuchen und Goethe aus, Tieck, Arnim, Immermann traten in novellistischen und dramatischen Werken für Goethe gegen Pustkuchen ein. Varnhagen vertheidigte in seinem Buch „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden“ Goethes Sache mit ritterlichem Muth. Alle diese Arbeiten werden ihrem Inhalt und ihrem Werth nach gewürdigt; außerdem wird geschildert, wie Goethe durch Briefe oder mündliches Lob sein Interesse an diesen Vertheidigungen bezeugte. Schon dieser große Schriftenwechsel bekundet das Aufsehen, das der Versuch Pustkuchens machte, und begründet die Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines Neudrucks des dickleibigen Romans.

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Hypotheken.

Der Mangel an Bau- und Hypothekengeldern ist noch immer schmerzhaft fühlbar. Erste Hypotheken, die erneuert werden müssen, sehen sich vor ungeheuerlichen Bedingungen. Zwei Prozent Provision und eine Erhöhung des Zinsfußes auf 4¾ Prozent sind das Gewöhnliche. Wer Geld zur zweiten Stelle sucht, muß sich mit Geduld waffnen. Die Hypothekenbanken machen fast nur noch Prolongationgeschäfte. Die sind einträglich und täuschen über das peinliche Gefühl hinweg, das durch die Hemmung ersprießlicher Thätigkeit geweckt wird. Den Banken bleibt nur eine Möglichkeit: bei reichlichem Pfandbriefverkauf gute Arbeit; sonst otium sine dignitate. Die Pfandbriefe der Hypothekenbanken sind auf ein totes Gleis geschoben worden. Das Publikum interessirt sich nicht mehr für diese Papiere; es ist enttäuscht, weil die Kurse nicht besser gestützt wurden. Vierprozentige Stücke giebt es jetzt schon zu 92,25, dreieinhalber zu 83,50. Das sind fast 10 Prozent weniger als 1910 für diese Papiere gezahlt werden mußte. Und aus der Einlösung zum Parikurs, die einen ansehnlichen Amortisationgewinn verspricht, macht man sich wenig. Bis die letzten Nummern der vorhandenen Serien ausgelost sind, können Jahrzehnte vergehen. Die Abkehr vom Pfandbriefmarkt wurde wieder sichtbar, als sich jüngst auf dem Rententerrain ein günstiger Wind erhoben hatte. Reichs- und Staatsanleihen profitirten davon; die Hypothekenobligationen blieben unbewegt. Harte Zeiten. Und Keiner weiß, wann sie sich ändern werden. Der Bankdirektor zuckt die Achseln. Am Ende kann ers aushalten; und der Pfandbriefbesitzer muß sich mit der sicheren Zinsenfrucht trösten.

Schlimm ist, daß mit dem Feuer des 4½prozentigen Typus gespielt wird. Die Berliner Hypothekenbank (einst Pommersche) hatte 1912 den ersten Schritt in den neuen Bezirk gethan (nach einem Vorversuch 1908). Der zweite Streich, 20 Millionen Mark 4½prozentiger, folgte im September 1913. Im Juli 1913 kam die Deutsche Hypothekenbank in Berlin mit 20 Millionen neuer Pfandbriefe; sie hatte schon 1907, in den Tagen der ärgsten Geldnoth, 4½prozentige Schuldtitres angeboten. Früher hatte man Bedenken, ob für hoch verzinsliche Pfandbriefe sichere Unterlagen zu finden sein würden. Erste Hypotheken zu 4¾ Prozent wuchsen nicht wild. Heute ist die Sorge um das Objekt durch die Erfahrung widerlegt worden. Die Erste Stelle hat kein Reservatrecht mehr. Wer Darlehen auf Grundstücke sucht, muß zu den buntesten Bedingungen, die ihm gestellt werden, Ja und Amen sagen. Also wäre der Uebergang in einen neuen, üppiger ausgestatteten Pfandbriefbereich denkbar, wenn nicht gewisse Hemmungen bestünden. Die münchener Hypothekenbanken, die, im Besitz der Mündelsicherheit, eine besondere Kursnote haben, brachten, in einer Erklärung, das beleidigte Solidaritätgefühl der Pfandbriefinstitute zum Ausdruck. Sie sprachen von einem „schwer zu rechtfertigenden Vorgehen“ der beiden Berliner, die sich über die alte Gewöhnung an vierprozentige Obligationen hin-

weggesetzt haben. Aber die bayerischen Banken mußten zugeben, daß die Verhältnisse des Geld- und Anlagemarktes die Wahl des 4½ prozentigen Typs „auf den ersten Blick als einleuchtend und bestechend“ erscheinen lassen; als eine „fast selbstverständliche Folgerung aus den Thatsachen der Gegenwart“. Unerfreulich bleibt jedenfalls die Rückwirkung auf das Milliardenkapital, das in vierprozentigen Obligationen angelegt ist, und die Vertheuerung des Realkredits. Von dem Gesammtbetrag deutscher Hypothekenpfandbriefe (11 465 Millionen) sind etwa 7600 Millionen mit 4 Prozent Zinsen ausgestattet. Seit 1910 hat sich der Kurswerth dieses Kapitals um 9 Prozent oder 684 Millionen gesenkt. Würden 4½ Prozent allgemein eingeführt, so kämen die vierprozentigen Obligationen zunächst in Gefahr, da die 3½prozentigen kaum noch als Rivalen angesehen werden. Vielleicht aber würden auch Haufen von diesem Kontingent gegen die höchstverzinsten Papiere eingetauscht werden. Jedenfalls ist die Sorge um das Wohl und die Zukunft des Pfandbriefkapitals nicht unbegründet.

Den Staatspapieren würde die Häufung hochverzinster Pfandbriefe kaum mehr schaden als die 4½prozentigen Obligationen der Industrie, die sich freilich in der Qualität von den Pfandbriefen unterscheiden. Statt eines Druckes auf das edelste Organ des Rentenkörpers zeigte sich die Thatsache, daß die industriellen Schuldverschreibungen um Liebe werben mußten. Man läßt sich auch durch 4½ Prozent nicht mehr zu kühnen Thaten begeistern. Sonst hätten die Hypothekenbanken sich vielleicht entschlossen, das große Anleihegeschäft mit dem Fürsten Max Egon Fürstenberg zu machen, das nun die Deutsche Bank ausgeführt hat. Eine 4½prozentige Hypothekaranleihe im Betrag von 22 Millionen wird von ihr übernommen und untergebracht. Die Bank hat den Vortheil, daß sie aus dem Erlös der Anleihe die noch schwebenden Engagements des Fürsten Fürstenberg tilgen kann. An der Sicherheit der Obligationen ist nicht zu zweifeln, da die badischen Güter und Wälder, die ihnen verpfändet sind, nach strengster Taxe beinahe den doppelten Werth des Schuldbetrages haben. Daß die Herrlichkeit des Fürstentrust mit der hypothekarischen Belastung eines Theiles der fürstenbergischen Standesherrschaft enden werde, ließen sich die Fürsten nicht träumen. Nun kann das Publikum, das die neuen 4½prozentigen Fürstenberg-Obligationen kauft, eine Erinnerung an die neuste Sensation deutscher Wirthschaftgeschichte in den Schrank legen.

Die hypothekarische Verschuldung der Grundstücke beträgt in Deutschland 50 bis 60 Milliarden Mark. Die Möglichkeit, den so schwer belasteten Boden nutzbar zu machen, muß gefunden werden. Bebauung bringt ja nur Nutzen, wenn das Haus eine Rente zu liefern vermag. In hundert Versammlungen wird über die Noth des Grundkapitals gesprochen und die Einführung von Reformen gefordert. Wenn man aber sieht, daß, allen Berechnungen zum Trotz, die großen Geldbehälter des Grundstücksmarktes, Hypothekenbanken, Sparkassen, Versicherunganstalten, noch nicht ausreichen, ists nicht leicht, an die Tauglichkeit

aller Neuerungen zu glauben. Bevor die Reichsanstalt für die Angestelltenversicherung ihre Thätigkeit begann, wurden dem Hypothekengeschäft neue Chancen verheißen. 200 bis 250 Millionen Mark müssen in jedem Jahr angelegt werden. Das sei also für den Grundstückmarkt sicheres Kapital. In der Wirklichkeit hat man nichts von kräftiger Förderung des Anlagegeschäftes gespürt. Auch an eine Reichsbürgschaft für die ausgeliehenen Hypotheken ist gedacht worden. Wären Reich und Staat in der Lage, besondere Fonds zu halten, die als Bürgschaft für Grundstückdarlehen dienen, so müßten die Lebensbedingungen der Hypotheken auf diese besondere Garantie eingestellt werden. Solcher Ausgleich zeigt die Grenzen des ganzen Planes. Der Fiskus kann nicht für die Sicherheit von Darlehen haften, die aus privaten Geldern stammen; ohne planmäßige Tilgung, weite Kündigungfristen und sichere Taxen ist eine öffentliche Bürgschaft nicht denkbar. Und gerade diese Eigenschaften sind schwer zu erlangen. Die Amortisation städtischer Hypotheken ist noch lange nicht die Regel. Die Propaganda zu Gunsten der regelmäßigen Abzahlung des Darlehens drang nur mühsam durch den Schutzwall von Vorurtheilen. Der Widerstand gegen die Tilgunghypothek wurde durch die niedrige Rente des Hausbesitzes genährt. Der steigende Zinsenaufwand verringert die Möglichkeiten zur Förderung des Hypothekengeschäftes durch den Staat. Nicht jeder Geldgeber kann, außer hohen Zinsen, noch die Amortisation des Darlehens durchsetzen. Die wird eben durch die Verkürzung des Ertrages so sehr gehemmt, daß selbst die Chance einer späteren Nachhypothek für den getilgten Betrag dagegen nicht wirksam wird. „Wer weiß, ob mans erlebt?“

Der Widerstreit zwischen der selbstbewußten Weltanschauung der Grundstückspekulanten und den Prinzipien der Bodenreformer drückt sich auch in den Plänen zur Beseitigung des „Grundübels“ aus. Im Januar 1913 wurde, nach einer im Reichstag gegebenen Anregung, der Entwurf eines preußischen Wohnungsgesetzes veröffentlicht. Solchen Entwurf hatte schon das Jahr 1904 gereift; aber man war mit dem Gesetz nie fertig geworden. Der preußische Entwurf war eine Ueberraschung: das Reich sollte sich ja mit der Materie befassen. Da in der Begründung des Gesetzes von der „ungesunden Boden- und Häuserspekulation“ gesprochen wird, so war der Entwurf für die Grundstückunternehmer abgethan; sie halten ihn für unbrauchbar, weisen auf die Erfolge der Spekulation hin und rufen: „Ohne Miethkaserne keine Rente.“ Während das Wohnungsgesetz solche Kasernen nicht zärtlich behandelt. Die andere Partei kämpft für den Schlachtruf: „Weg mit dem Bodenwucher!“ Jene haben die Ueberlieferung, Diese das Zukunftsehnen für sich. Eine Geldfrage ist mit wohlwollenden Worten aber nicht aus der Welt zu reden. Wer Geld auf Grundstücke sucht, muß unter allen Umständen die „besonderen Verhältnisse“ bedenken. Die Stadtgemeinden, die sich für die Beschaffung von Hypotheken interessiren, möchten jedes Risiko meiden. Dieses Streben zeigt sich auch in dem von der Mainstadt Frankfurt vorbereiteten Hypothekenamt. Das

städtische Institut vermittelt den Hausbesitzern hypothekarische Darlehen. Das Geld wird von einer Bank beschafft, die Schuldverschreibungen ausgiebt. Für die Sicherheit des Kapitals haftet die Stadt, die aber die Bürgschaft nicht ohne Weiteres auf sich nimmt, sondern Rückendeckung bei einer Versicherungsgesellschaft sucht. Geräth ein Schuldner in Schwierigkeiten und ergeben sich für die betroffene Hypothek Verluste, so wird die Versicherung in Anspruch genommen. Diese Kette von Bürgschaften ist theuer; und die Kosten muß der Entleiher des Geldes tragen. Das ist eine Schwäche des Systems. Die zweite: daß die Anträge auf Hypothekenertheilung in ein sehr feines Sieb gethan werden. Nur das Beste wird man nehmen; denn die Stadt will nicht in die Gefahr kommen, allzu sehr auf die Garantien der Versicherung angewiesen zu sein. Man sieht, wo die Grenzen der Möglichkeit einer solchen Reform verlaufen: im Bezirk des nachweisbar soliden Hausbesitzes. Wo der Boden übertheuert und überlastet ist, kann ein städtisches Hypothekenamt nach frankfurter Muster nicht helfen. Und gerade an den schwachen Stellen wäre Hilfe nöthig. Man soll nicht immer an den Bauschwindler denken. Um ihn wärs nicht schade; seine Ausräucherung brächte der Gesammtheit und vielen Einzelnen ja nur Segen. Aber der Hausbesitzer, der durch einen Schwindler hineingelegt worden ist, müßte wieder flott gemacht werden.

Daß der seßhafte Hausbesitz von dem Spekulanten abrückt, um sich die Erlangung von Hypotheken zu erleichtern, ist begreiflich. Grundstücke mit einem bestimmten Miethertrag, die weder von Konjunkturen noch von Spekulationgeschäften abhängen, bieten dem Geld günstige Anlagemöglichkeit. Entscheidend bleiben aber die Bedingungen des Geldmarktes. Nach der Vorschrift des städtischen Hypotheken-Bankvereins von Berlin-Schöneberg, einer vom Magistrat geleiteten Genossenschaft der Hausbesitzer, werden Zweite Hypotheken bis zur Grenze des (nach vorsichtiger Schätzung festgestellten) Verkaufswerthes gegeben. Ist die Taxe, wie anzunehmen, gewissenhaft, so können Objekte, die eine reichlich bemessene Erste Hypothek tragen, überhaupt nicht in Frage kommen. Da die Geldmittel durch die Ausgabe von Pfandbriefen beschafft werden, so hängt das Geschäft von den Bedingungen des Pfandbriefmarktes ab. Wird ein Typus von 4¼ Prozent gewählt, so ist die Hypothek, sammt der Tilgung, mit 6 Prozent zu verzinsen. Wird die Erste Hypothek, die vor der Zweiten, städtischen steht, nicht mit ¼ Prozent jährlich amortisirt, so erhöht sich die Quote der zweiten Stelle um diesen Betrag. Der Aufwand würde also, im Ganzen, 6¼ Prozent ausmachen. Das ist nicht wenig; aber man hat die Sicherheit, eine unkündbare Hypothek zu besitzen. Wäre das Feld, das mit Geld berieselt werden muß, nicht so weiträumig, dann könnte aus einzelnen Pumpstationen eine allgemeine Bewässerung erzielt werden. Doch es ist ungeheuer groß: und deshalb hängt das Heil des Hypothekenmarktes schließlich am Zinsfuß und ist von ihm nicht zu lösen. Ladon.

Auswandererschicksal. *)

Ein Bericht, der in seiner Vollständigkeit angeführt zu werden verdient, da er ein lebendiges Bild sowohl von den Verhältnissen in dem kleinen Kolonistenheim als auch von der Briefschreiberin gibt, die in Dänemark bis vor so kurzer Zeit eine verhutzelte Arbeiterin gewesen ist und kaum ihre Kinder ernähren konnte.

„Liebe Mutter und Großchen, ich will sehen, ob ich ein Bischen erzählen kann, wie es hier aussieht. Es ist blos Wald, wohin man sich wendet, und große Moore; einzelne Stellen haben die Farmer urbar gemacht, so daß man ein Feld sieht; Häuser kann man von hier aus nicht sehen, wo wir wohnen. Ein Farmer wohnt hier eine Viertelstunde Weg von hier, sie heißen Jamesons, aber man kann vor Bäumen nicht darüber sehen; Keiths, die an mich nach Dänemark geschrieben haben, wohnen vier Meilen von hier und ich habe erst einmal mit ihr gesprochen; sie kamen hier angefahren, ein paar Tage, nachdem wir angekommen waren. Verschiedene haben uns schon besucht, aber wir haben noch nicht Zeit gehabt, Jemand wieder zu besuchen, und es wird schon im Schlitten sein, wenn wir zu dem Besuch kommen. Einen Tag sind wir doch zu Keiths gefahren, aber sie waren nicht zu Hause; da müssen wir den Weg nochmal machen, wenn wir besser Zeit haben.

Unser Haus ist aus Holzstämmen gebaut, das Dach aus Schindeln, mit vier Fach Fenstern, eins oben im Giebel nach Osten, zwei nach Süden, eins nach Westen und eine Thür nach Osten; innen haben wir eine große Stube, Speisekammer und einen Aufgang zum Boden, wo wir ein Bett haben; und in der Stube, die Stube, Kammer und Küche auf einmal ausmacht, haben wir zwei Betten, einen Tisch, sechs Stühle, einen(Toilet?)tentisch, einen Wäscheschrank mit Bücherschrank darauf, einen Waschtisch und einen Brennholzkasten, innen auf der Treppe hängen unsre Alltagskleider mit einem Tuch darüber und mitten auf der Erde steht ein schöner Fußwärmer, ein Ofen und ein Herd mit einem schönen Backofen drin; glaube mir also, liebe Mutter, daß wir hier nicht frieren können, wir haben ja genug, um zu heizen,

---

*) Proben aus dem merkwürdigen, lehrreichen, mit dem Reiz des kräftig Seltsamen wirkenden Buch „Die in die Fremde zogen. Auswandererschicksale in Amerika 1873 bis 1912. Auf der Grundlage von Tagebüchern und Briefen.“ Bei Erich Reiß läßts der dänische Professor Karl Larsen erscheinen. Wir werden, auch hier, noch darüber hören. Einstweilen dünkt michs besser, über das eigentliche Wesen des Buches und der Menschen, die den daheim Gebliebenen diese Briefe schrieben, nichts zu sagen; nicht den Duft dieses Straußes verwehen zu lassen, ehe jede Blüthe und jedes Blättchen von zärtlichen Augen betrachtet ward. Nur: Dieses Buch ist gewichtiger, reicher, der Seele bekömmlicher als drei Schock mittelguter Psychologenromane.

und unsere Mahlzeiten sind dreimal am Tage festgesetzt, Morgen, Mittag und Abend, und immer warmes Essen. Thee trinkt man zu jeder Mahlzeit und sonst Grütze, Eier, Speck, Kartoffeln, Eingemachtes und Entenbraten, Wild, Wasserhühner oder Prairiehühner oder Wildenten, von denen hat unser Vater nicht zu wenig geschossen. Ich habe auch Suppe aus den Vögeln mit Klößen drin gekocht; Du kannst Dir denken, Das war was für Vater, Das hat er nicht gekostet, seit er Dänemark verlassen hat; Das machen sie hier drüben nicht, Suppe kochen, Das kennen die Leute nicht, solche Suppe gießen sie fort; und Kaffee trinken sie hier nicht viel, nur wenn man Besuch bekommt, da macht man Kaffee. Das ist nicht solch Kaffee wie zu Hause in Dänemark, liebes Großchen, es ist gar nicht gut, so viel Kaffee zu trinken, es geht uns sehr gut, jetzt, wo wir nicht so viel Kaffee trinken, und wir entbehren den Kaffee gar nicht. Und wenn man Besuch bekommt, setzt man nur Brot vor, Butter, Zucker, Milch, Eingemachtes; Das nennt man Sous (Sauce, eingemachtes Obst, Kompot) hier, Wir nehmen hier keine Sahne zum Kaffee; die gebraucht man zur Butter. Ich habe mehrmals gebuttert und ich backe auch Brot; aber Die backen hier nicht so wie zu Haus in Dänemark, es ist nicht die gute Hefe, die man zu Haus hat, es sind solche trockenen, kleinen Keks, die nennen sie Jetztkeks (yeast cakes, Hefekuchen) und Das geht nicht so gut auf (wie) mit der dänischen Hefe, aber wenn man erst geübt ist, dann geht es schon; das letzte Mal, als ich backte, hatte ich Glück. Ich backe zwei-, dreimal die Woche, da haben wir immer frisches Brot, Roggen giebt es hier ja nicht. Das wäre schon fein, mal ein Stück Roggenbrot zu bekommen, aber nun haben wir uns an das Weizenbrot gewöhnt; es ist guter Weizen, den wir haben, und feines Auszugsmehl, das gut schmeckt; und wir mögen es gern; es kann in Wasser gebacken werden, denn die Kuh giebt jetzt nicht so viel Milch, wir haben ein paar kalte Tage gehabt und die Hühner legen auch nicht mehr so viele Eier, aber wir können uns doch helfen; uns fehlt niemals das Essen und auch nicht die Laune. Wir sind Alle bei bestem Wohlergehen. Du hättest nur mit uns gereist sein sollen, Großchen, denn weißt Du was: da war eine alte Frau von zweiundsiebenzig Jahren mit auf dem Schiff, sie war aus Jütland, ich habe mehrmals mit ihr gesprochen, während wir fuhren. Es ging ihr die ganze Ueberfahrt gut, ich habe Dir vielleicht davon in einem anderen Brief erzählt; ihr Sohn war Farmer irgendwo hier in Nordamerika, er war zu Haus gewesen und hatte sie zu sich rübergeholt. Was, wenn Du leben würdest, und wir kämen nach Haus, um Dich zu holen, so reistest Du wohl noch mit, liebe Mutter, denn hier fändest Du blos Freundlichkeit. Glaube mir, daß die Kinder froh über ihren Vater sind und ich mit, aber es ist auch eine große Veränderung mit ihm in Allem vorgegangen, er ist pünktlich und fleißig und gut, er ist auch froh über uns.

Wir haben sonst gutes Wetter, am Tage scheint die Sonne, es ist warm, aber nachts ist Rauhreif, daß Alles weiß am Morgen ist, aber es geht rasch vorbei. Es ist so verschieden; einen Tag hatten wir

das schönste Schneewetter, als ob Weihnachten war, die Kinder waren draußen, um Schneemänner zu machen und sich mit Schnee zu werfen am Vormittag; aber als wir Abend hatten, war aller Schnee verschwunden. Das ist doch wunderlich. Hier ist abends Nordlicht, der ganze Himmel ist ein Licht, lange Strahlen bewegen sich über den Himmel hin wie das schönste Feuerwerk, Das kann leuchten wie Mondschein, und dann heulen die Wölfe tief drinnen im Walde wie ein Haufen Hunde, nur etwas kreischender, aber sie kommen dem Haus nicht nah. Hier sind auch Pferde und Kühe den ganzen Winter draußen und suchen sich selbst Futter, aber sie sind es so gewohnt. Jetzt sollen wir unser Vieh in den Stall bringen; ich habe eine große Arbeit, ich bin Maurergeselle bei Tage, jetzt sind wir allein zu Hause; ich bin dabei, den Stall von außen und innen zu verputzen und zu dichten. Das ist ganz spaßig; und wenn ich damit fertig bin, wird unser Haus eine Auffrischung bekommen, wenn irgendwo Etwas abgefallen ist. Glaube mir, unser Vater ist froh, daß ich Das kann, er kann ja keine Zeit dazu finden; wenn er fertig ist, dann ist es vielleicht so kalt, daß er es nicht mehr machen kann; wenn er nach Haus kommt, dann muß er auch so viel wie möglich wegen seines Beines liegen, aber das ist viel besser; und dann kümmere ich mich um die Schweine (wir haben zwei), Kühe und Pferde, ich gebe ihnen Wasser und Futter; sie kennen mich schon, sie rufen, wenn ich komme und ihnen aufschließe, sie sind sehr artig. Unser Vater kommt am Sonnabend nach Hause und zieht am Montag los, er hat Saat für die Maschine zu fahren, bald bei dem einen, bald bei dem anderen Farmer, er muß ja Geld verdienen, wir wollen eine Kuh zum Winter haben und Du mußt ja auch Dein Geld haben, liebe Mutter, sobald wir es zusammen bekommen haben; wenn es ein strenger Winter (wird), dann werden wir gut am Brennholz verdienen. Dann bekommen wir Arbeit mit Bäumeholen und Das hält einen guten Preis; aber hier giebt es keine Tannenbäume, hier ist blos hier und da einer, Das sind blos Schwarzpappelbäume; etwa vier Meilen nördlich von hier ist der große Tannenwald.

Jetzt ist es Abend, wir haben eben gegessen, es ist der zweite Oktober, wir (wollen) zu Bett gehen und sind allein zu Haus und ich möchte ein paar Zeilen dazu schreiben; heute Abend ist Sturm und Regenwetter, der Regen stürzt nieder und ich denke, unser Vater kommt morgen zeitig. Du kannst Dir nicht denken, was ich heute gemacht habe: ich habe einen Sägebock gemacht; es ist bequemer, das Brennholz zu zersägen, als es zu zerhauen, Karen und ich sind tüchtige Holzhauer, glaube mir; es war eine kleine Ueberraschung für unseren Vater, als er nach Haus kam; ja, nun will ich vorläufig warten mit Schließen, bis wir Deinen Brief bekommen.

Liebe Mutter und Großchen! Wir haben heute, den zwölften Oktober 08, Deinen lieben Brief erhalten und sehen, daß Du gesund bist. Liebes Großchen darf nicht böse sein wegen Marinus; wir treffen uns Alle noch einmal. Der Junge ist so froh über seinen Vater, von

dem Augenblick an, wo wir uns wiedergesehen haben; er war, als wäre er niemals fort von uns gewesen; und Alle sind froh und zufrieden; die Zeit vergeht rasch, hier ist genug zu thun. Da unser Vater jetzt gleich aus der Thür will, er will nach der Stadt — ich muß deshalb in Eile schließen. Mit vielen freundlichen Grüßen an die ganze Familie von uns Allen ...."

Ein späterer Brief erzählt weiter von der Ausstattung des Hauses, als die Familie hinüberkam, und von den Vermehrungen des Hausraths: „Ich habe gewiß nicht erzählt, wie gut unser Vater für den Haushalt gesorgt hatte, wie wir ankamen. Er hatte die Speisekammer voll Eßwaaren und Allem, Tassen, Teller, Schüsseln, Messer, Gabeln, Löffel, Kessel, Kaffeekanne, Waschbrett, Waschkessel, Wanne und zwei Zuber und Alles, was zum Haushalt nöthig ist, Garn zum Stricken, schwarzes und blaues, und ein gutes Bett mit guten Decken und einer Matratze. Und dann sind wir ja mit den guten Ueberzügen gekommen, daß Du wirklich glauben kannst, liebe Mutter, wir haben uns im Winter eingemummt. Wenn es auch kalt gewesen ist, haben wir nicht gefroren, denn an einem guten Ofen und einem guten Herd und Holz haben wir ja genug. Das ist nicht so, wie wir manchmal zu Haus beinahe erfroren waren und ich jeden Tag für zwanzig Oere Kohlen und für fünfzehn Oere Holz kaufte. Wir haben dieser Tage für die Kinder gekauft, ein großes Holzbett mit Federmatratze; denn das, worin die Kinder haben liegen müssen, hatte unser Vater selbst gemacht; es war zu hart für sie. Glaube mir, liebe Mutter, sie fühlen sich ordentlich mollig in dem neuen Bett."

Briefe vom Dezember 1908 vervollständigen die Schilderungen des Kolonistenheims mit seiner Lebensweise und seinem Familienleben.

Der Vater ist an seinem alten Beinleiden krank gewesen und hatte gut drei Wochen zu Bett liegen müssen. „Das, was der Doktor darauf brachte, verbrannte es ganz, so kamen wir selbst darauf, es mit Sahne und (mit) lauem Borwasser zu koriren; wenn Das nur richtig anhalten will, denn es juckt nachts dran. Liebe Mutter, in der Zeit habe ich den Pferden und Kühen Wasser und Futter geben müssen, die Schweine und Hühner versehen, Brennholz sägen. Wir haben einen Tag Schneesturm gehabt und es friert ordentlich; wir haben gut eine halbe Elle Schnee. In dem tiefen Weg und der Kälte waren wir gestern, den dreißigsten (November), ausgefahren und Stroh für unser Vieh holen bei Mackenzies, dem Farmer, der vier Meilen von hier wohnt und bei denen wir übernachteten. Er und unser Vater kommen oft zusammen und helfen einander... Ein paar Wochen mußte unser Vater nach der Stadt fahren zusammen mit Mackenzie, weil wir gar keine Vorräthe hier im Haus hatten. Unser Vater verkaufte Weizen für Mackenzie. Sie waren viermal nach der Stadt in der Zeit, und unser Vater bekam zwei Dollar für jedes Mal; Das war leichtere Arbeit, als Bäume zu fällen. Eines Tages war unser Vater zu ihm hinübergefahren, aber da war Feiertag, es war Wahltag und da konnten sie nicht in

die Stadt fahren, da kam unser Vater nach Haus mit einem halben Wagen voll Fleisch; sie hatten drüben an dem Tage geschlachtet. Es waren 2 Ochsenköpfe, 8 Beine, Zungen, Herzen, Schwänze, 2 große Lebern und beide Kaldaunen, da hatte ich Arbeit eine ganze Woche mit brühen, schaben und Wurst machen. All Das hatte unser Vater für das Helfen den Tag bei Mackenzie bekommen. Den nächsten Tag fuhr unser Vater wieder hinüber und war eine ganze Woche drüben, kam dann nach Hause mit Vorräthen (aus der Stadt), die bestanden aus 2 Pfd. Zucker, 2 Pfund Kaffee, 2 Pfund Thee, 20 Pfd. Syrup, 6 Pfd. Zwiebeln, einem Faß gesalzenen Hering, 20 Pfd. Hafergrütze, 100 Pfd. Auszugsmehl, Hefe, Backpulver, Sempf, Karlsbadersalz, Wollgarn zu einer Jacke, die ich unserem Vater stricke, 2 Säcke Futter für die Schweine, Tabak und Priem für sich selbst, Aepfel und Bonbons für seine Kinderchen und mich, 100 Pfd. Rindfleisch, so daß wir uns jetzt eine Zeit behelfen können. Liebe Mutter, heute, den dritten Dezember, ist unser Vater auf und draußen, seine Pferde das erste Mal seit drei Wochen zu striegeln. Vater hatte sich gerade so fein rasirt und frisirt, wir standen auf und stritten uns um den Barbierkuß, Sigrid war die Erste, die ihn bekam, dann Marinus, dann Karen, dann ich. Es so eine kleine Schlägerei unter uns. Marinus ist ein richtiger Vater-Junge, er ist so froh über Vater. Jetzt kommt Vater brüllend rein, weil er friert, und nun ist Marinus dabei, Vater die Hände zu kneten. Du solltest blos sehen, liebe Mutter, wie spaßig Das mit den Beiden aussieht, Marinus nennt Vater Schätzchen und Vater nennt Marinus Mutter."

Eine andere Briefschreiberin spricht (1910):

„Hier ist Arbeitlosigkeit und Theuerung; es gährt in allen Verhältnissen; der Reiche wird unermeßlich reich und der Arme hungert; wie es ist, kann es nicht lange andauern! Es wird Revolution geben. Das wird so lange gehn, wie Keiner weiß. Der Arbeiter wird sich gegen den Arbeitherrn erheben, der Millionen verdient, während der Arbeiter und seine Familie hungern! Die Lebensmittel sind gestiegen und maßlos theuer und der Arbeitherr kürzt den Lohn (falsch für: cuts the wages down, setzt den Lohn herab), weil er die Macht hat und so handeln kann. Hier ist viel Erbitterung gegen Roosevelt. Der Reiche erhebt ihn in die Wolken, der Arme verdammt ihn. Die Arbeiter haben, wie sie es nennen, eine Union gegen die reichen Fabrikbesitzer gebildet, um sie zu zwingen, höheren Lohn zu geben. The Union hat Los Angeles zu ihrem Hauptsitz gewählt, so daß die Schlacht hier beginnen wird, ich vermuthe, der Reiche haßt „the Unionmen" (die Vereinsleute) und thut ihnen so viel Schaden, wie sie können. Das Schlimmste ist, daß die Leiter von the Union ihr eigenes Schäflein scheren! Weißt Du, ich glaube, nicht, daß es einen ehrlichen Mann in ganz Amerika giebt, es fehlt ihnen nur die Versuchung und sie sind Alle zu kaufen." (Im Oktober 1910 war in Los Angeles das kapitalistische Blatt „Times" Gegenstand eines Dynamitattentats gewesen, das, wie erklärt wurde, unter Mitwirkung hervorragender „unionmen" unternommen wurde. Ein paar

Monate später wurde ein ähnliches Attentat gegen das Eisenwerk Lewellyn verübt.)

An anderer Stelle heißt es: „Es giebt keinen Gegenstand in dem verfeinertsten Leben, den sie hier nicht in Gebrauch haben. Das ist das Unglück! Der Arbeiter, der seine drei bis vier Dollars am Tage hat, lebt eben so fein, das Beste vom Besten jeden Tag auf dem Tisch, wie der reiche Mann; wenn dann Arbeitlosigkeit kommt, ist nichts bei Seite gelegt: und dann klagen sie und sind mißvergnügt. Der Luxus nimmt überhand, es giebt theure Pianos in jedem Haus, die sie auf monatliche Abzahlung bekommen können. Alle kaufen theure fertiggenähte Kleider. Man bekommt keinen besonderen Hut für zehn Dollars, hundert Dollars ist ein gewöhnlicher Preis, wenn Straußenfedern darauf sind, — und der Strauß lebt doch hier im Lande! . . . Wir haben einen großen politischen Kampf gerade hier in der Stadt gehabt. Die Frauen haben das Vote-Recht (vote, stimmen) bekommen; die Sozialisten versuchten, Municipal office (die Stadtverwaltung) zu bekommen, wurden aber defiedet (defeated, geschlagen), sie setzten einander in den Blättern herab, daß es eine Schande war . . ."

Die Frage nach der Gleichstellung der Frau mit dem Manne beschäftigt sie immer und sie spricht in einem Brief aus, „daß in diesem Land die Frauen für Christi (Sache) arbeiten können, weil ihnen in der Kirche erlaubt ist, bei den Gebetsversammlungen zu beten und Zeugniß abzulegen, was ihr Erlöser für sie gethan hat, und mit Jedem von der Erlösung ihrer Seele zu sprechen. Das ist eine unvergleichliche Freiheit! Das giebt manch begabte Frau in Gottes Hand, Diesen oder Jenen zu erlösen. Ich bin dankbar, daß Gott mein Schicksal so gelenkt hat, daß ich in ein Land kam, wo die Frau in allen Dingen mit dem Manne gleichgestellt ist."

Aber sie hat nun auch Seiten der Gleichstellung der Frau mit dem Manne kennen gelernt, die sie durchaus nicht ansprechen. Als Wilhelmine im Jahr 1910 erzählt, daß sie jetzt „Wahlrecht" daheim in Dänemark bekommen hat, bemerkt Laura, daß es so weit noch nicht überall im „Lande des Fortschritts" ist, aber „die Mädchen gehen in die Schule und lernen das Selbe wie die Jungen, weshalb sie auch alle möglichen Berufe ergreifen können, und es ist gewöhnlich, daß Mann wie Frau außerhalb arbeiten, besonders, wenn sich irgendein Familienmitglied um das Haus bekümmern kann." Und Lauras Instinkt noch mehr als ihre Religiosität nimmt bestimmt Abstand von einer schicksalsschweren Konsequenz aus dem Bedürfniß der amerikanischen Frau, dem Manne gleichgestellt zu werden: „Hier ist es so gewöhnlich," sagt sie, „daß Leute keine Kinder haben. Es giebt sogar Doktoren, die gemein genug sind, einer Frau zu einem Abortus zu verhelfen. Viele Frauen finden ein frühes Grab, weil sie keine Kinder haben wollen."

„Ja, hier in Amerika," schrieb sie vorher, „sind die Frauen tüchtig, sie machen selbst alle ihre Arbeit, auch wenn die Familie groß ist. Hilfe ist fast kaum zu haben und sehr kostspielig. Aber die Frau hier hat sehr große Rechte. Beleidigt sie ein Mann, so kann sie ihn wie einen tollen

Hund niederschießen und nicht Einer hebt die Hand, um sie zu ergreifen. Sie kann dem Mann verbieten, ins Wirthshaus zu gehen; giebt man ihm dort zu trinken, kann sie den Wirth wegen mindestens fünfhundert Dollars belangen. Niemand kann einem verheiratheten Manne Haus und Heim nehmen, ehe nicht fünfhundert Dollars für Frau und Kinder hinterlegt sind. Niemand kann für die Schulden des Mannes eine Kuh, zwei Pferde, sechs Schweine der Familie auf einer Farm nehmen. Und so kann ich noch viel mehr Sachen aufzählen. Eine Frau hat einen Beschützer, wo sie geht, in einem Amerikaner und ist nie einer Beleidigung ausgesetzt. Gott helfe Dem, der es wagt, eine Dame zu beleidigen, wo sie sich auch bewege!"

„Aber," fügt sie hinzu, „hier muß man sich doch in viele Dinge finden;" namentlich ruht die ewige Klage, daß „die Arbeitkraft so theuer ist," als eine quälende Last auf der Hausfrau in Amerika. „Die amerikanische Hausfrau muß, aber kann auch für gewöhnlich mehr thun, als ich, die Bauersfrau! Ich mache selbst in meinem Hühnerhaus rein, miste unter ein paar kleinen Ferkeln aus, die Reinlichkeit nöthig haben, arbeite wie eine Häuslerfrau. Eine Hofbesitzersfrau in Dänemark würde nie daran denken, Das zu thun, was ich thue." Aber es giebt amerikanische Frauen auf dem Lande, die können „melken, Korn husken (husk corn — Mais pflücken, die Maiskolben aus der Hülse nehmen), ihre eigenen Sachen nähen und doch eine Lady sein! Es giebt natürlich auch unter ihnen die allerreichsten, verwöhnten Frauen; aber gewöhnlich muß die Frau all ihre eigene Arbeit machen, wenn sie auch einen Haufen Kinder hat. Da lernen sie denn tüchtig werden; als sie klein waren, hatten sie ihrer Mutter zu helfen; ist keine Tochter da, dann muß der Sohn waschen, ausfegen, aufwischen, die Kleinen besorgen; mein ältester Sohn Charles konnte Wäsche eben so gut wie ich waschen, konnte Essen machen, Brot backen etc., weil ich so sehr krank war und Einer die Arbeit thun mußte."

Die Männer haben in Amerika eine ganz andere Achtung vor den Frauen als in Dänemark. „Der Amerikaner, im Allgemeinen, selbst wenn er weniger gebildet ist, respektirt die Frau. Du kannst gehen, wohin Du willst, selbst unter rohen Arbeitern, selbst wenn sie etwas betrunken sind, sie werden Dich nie mit einem Wort oder einer Miene beleidigen. Kannst Du Das in Dänemark? Ich fragte einmal einen Knecht von uns danach. Er sagte: „Ich respektire jede Frau, denn meine Mutter war eine Frau." Meine Jungen respektiren mich jetzt keineswegs, aber sie sahen ihren Vater und da lernten sie es! So geht es hier: Ein Amerikaner respektirt für gewöhnlich seine Frau und erzieht seine Söhne dazu, ihre größte Hilfe und Stütze zu werden. In Dänemark wird der Sohn dazu erzogen ... — Sind sie nicht reich genug, sich ein Dienstmädchen zu halten, muß die Mutter den Sohn bedienen. Hier, selbst wenn sie ein Dienstmädchen haben, versteht es sich von selbst, daß die Männer Wasser, Feuerung bringen, ihre eigene Kleidung und Schuhe bürsten. Amerika ist das Land des Fortschritts!"

(Herausgeber: Professor Karl Larsen.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. November 1913.

Feuerwerk.

Wer aus schmerzendem Erleben sich das hohe Glück gerettet hat, an einen persönlich über allem Menschenschicksal, Völkerschicksal waltenden Gott zu glauben, Der muß, vom hüllenlos leuchtenden Himmel her, durch das Gehöft der dritten Oktoberwoche die Herrnstimme vernommen haben. Nicht zornig dröhnte sie in sein Ohr, noch nicht wie eines zur härtesten Strafe entschlossenen Richters; in Trauer war ihres Tones Majestät dicht eingeschleiert, wie eines ernsten Vaters würdige Rüge, die zärtlichem Gefühl schwer sich entband und ihrer Wirkenskraft selbst nicht gewiß ist. „Das Deutsche Reich will aus seinem Wahntraum nicht erwachen. Weil ichs lieb habe, sparte ich nicht an Warnung und Zeichen. Doch weiter schläft es; wähnt sich, dem Nachtwandler gleich, auf steilstem Felsgrat und Hausfirst so wohlgeborgen wie auf dem Moosteppich einer von Sommermorgenwindchen gestreichelten Au, hinter schlaftrunkenen Tröpfen des rechten Weges so sicher wie unter des weisesten Erzengels Obhut; und sein Traum haßt den Warner, als könne nur dessen Weckruf ihm den Sturz, jähen Tod ihm bereiten. Und hängte ich den von Blutfarbe röthesten meiner Kometen vors Erddachfenster: die Ruthe, vor der manches dreist fuchtelnde Kindervolk zu schlottern begann, schreckt so Erwachsene, Aufgeklärte nicht mehr. Durch ihre Nacht lodere ein grasseres Licht. Durch die in Tageshelle gekünstelte Nacht ihres üppigsten Volksrausches. Wenn eingedrillter Dünkel sich hoch über der Ahnenthat, nah schon den Sternen glaubt, flackere ihm

zu Haupt von meiner Blitze Zacken das Gewölb, überflamme das Kunstlicht und lehre willige Seelen erkennen, in welche Gefahr schlafsüchtige Wahrheitscheu sich verklettert hat. Vielleicht taumelt endlich dann auch die Dienstmannschaft auf.“ Jahrhundertfeier. Das öffentliche Gewese Deutschlands ist dem preußischen von 1813 so ähnlich wie der Bulgarenferdi dem sauberen Helden Blücher. Thut nichts; gefeiert muß werden. Umwickelt, liebe Bürger, mit Papierguirlanden jeden Dorn, den getreues Erinnern ins Fleisch der Volkheit drücken könnte, und süßet die Worte, die sonst wohl bitteren Nachschmack ließen. Nichts Anderes höre der Nachbar als solches Eine: Wie wirs so herrlich weit brachten. Leider will dieser Nachbar sich nicht in stumme Andacht bequemen. Er fragt, wo das Preußen der Heldenzeit wittere; warum in aller Rednerei gar nicht von der Hilfe gesprochen werde, die dem zerstückten Adlerland von Russen und Briten, Oesterreichern und Schweden kam. Lasset ihn schwatzen. Der Mittag der Völkerschlacht winkt. Nach Leipzig, wo Friedrich August von Sachsen einst, als Bonapartes Genosse, von den verbündeten Heeren besiegt, von den in die erstürmte Stadt einziehenden Kriegsherren Alexander und Friedrich Wilhelm nicht eines Blickes werth geachtet wurde, ruft ein von klügerem Rath bedienter Friedrich August nun Alldeutschlands Fürsten. Sind sie dort vereint, dann soll von allen Thürmen des Reiches die Glocke jubeln; nach dem selben Stundenschlag über kahle Felder, gelbe, rothe, braune Baumwipfel hin bis an das winterlich werdende Meer, das in Nebeln von Wonne und Graus des Novembersturmes träumt, die Kunde tragen: So innig ist in unseren Herrscherfamilien, auf jeglichem Gipfel nationalen Lebens die Eintracht, so fromm, auf Höhen, in Tiefen, unserer Menschheit Sinn, daß vom goldenen Stuhl zufrieden der Weltrichter auf uns niederlächelt. Jeder Strang ist geprüft. Da schlitzt sich das Blau des Himmelskleides und aus zackigen Rändern wirbelt Feuer. Für eines Blickes Dauer ists wie Botschaft des Sonnenaufganges. Und wie Erwachens Geräusch schwirrts durch die Luft. Horchet! Seufzer über die Mühsal des Erwerbes, der seit Jahren nicht so karg war wie in diesem Herbst. Das Röcheln sterbender Offiziere, unter denen des Stahlvogels Fittich brach. Häßlicher Zwist im ersten Haus des Reiches. Das neuste, größte, schnellste Luftschiff verbrennt während der Probefahrt und mordet siebenundzwanzig

deutsche Männer. Glockenton schwingt nun von allen Thürmen. Ruft er zu Trauerklage? Nein: zur bunten Lust eines Prunkfestes. Das darf nicht abgesagt werden. Was dächte das Ausland? Raketen, Schwärmer, Leuchtkugeln prasseln ins frühe Dunkel. Gelb blinkt des Sachsenrösses Schädel aus Laub. Jahrhundertfeier.

Das System Zeppelin.

„Den Sachverständigsten war die echterdinger Katastrophe kein Zufall, kein accident, sondern die unvermeidbare, vorausgesehene Folge eines gefährlichen Systems. Ist von den Trunkenen Einer gewiß, daß dem nächsten Schiff des Grafen Zeppelin ein minder düsteres Schicksal beschieden ist? Nein? Dann mag Jeder bedenken, daß Zeppelins nun Deutschlands Schlappe wäre. ‚Auftrag von der Nation‘, ‚nationaler Luftschiffbaufonds‘: solche Worte sind Ketten und binden das Reich. Und höher als der Mann, auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten. Dem zeugt der Taumel nie einen Messias. Das kann sich nur selbst erlösen, mit dem ganzen Aufgebot männlicher Kraft.“ Vor fünf Jahren, am fünfzehnten August 1908, waren hier diese Sätze zu lesen. Nur einem Häuflein hatten sie nicht allzu nüchternen Klang. Kam der siebenzigjährige Graf Ferdinand Zeppelin in seinem Wunderkahn nicht vom Bodensee bis an den Main, vom Goldenen Mainz nicht nach Stuttgart? Schwebte nicht, wie ein Märchengebild, das schöne Schiff über Erwins Kirche? Daß es auf dem echterdinger Feld verbrannte, war ein Zufall, dessen Tücke kein Menschenhirn abwenden konnte. Der Deutsche aber nicht hindern darf, auch in der Luftwelt sich vornan zu fühlen. Schon liest er, den Franzosen sei ein zweites Sedan verloren, den Briten eine unvergeßliche Warnung über den Kanal gerufen; liest, daß Deutschland im Zeitraum von zwei Jahren zwölftausend Aluminiumschiffe bauen und auf dieser Flotte sechshunderttausend Mann nach Dover oder Portsmouth bringen könne. Dann, schlimme Vettern, naht Euch die Nacht. Von der Maas bis an die Memel jauchzt die Freudenbotschaft von dem deutschen Sieg. Echterdingen? Ein letzter Versuch der Elementargewalten, in eifernder Rachsucht den Meister zu strafen. Stürzen wollten sie ihn: und halfen ihm in Vergottung. Die währt fort; trotz allem Mißgeschick. Während der ersten Fahrt stürzt, am zweiten Juli 1900, das vom Grafen ge-

führte Luftschiff in den Bodensee; bleibt, weil es aufs Wasse[illegible]
derkam, unzerstört und wird, arg beschädigt, von Dampfern in die Bergehalle zurückgeschleppt. Zweite Fahrt: am siebenzehnten Oktober 1900. Der Graf ist Führer. Ueber dem Bodensee platzen im Schiffsgehäus Gasballons und der Kahn wird nur dadurch gerettet, daß er auf den See niederkommt. Er wird (die vorderen Gondeln sind mit Wasser gefüllt) in die schwimmende Halle zurückgeschleppt. Vier Tage danach ist wieder Zeppelin der Führer. Defekte in der Luft. Nach dem Niedergang treibt das Luftschiff, das mit seinen Propellern nach Friedrichshafen gelangen will, nach Meersburg und wird erst bei Konstanz, ehe es am Ufer oder an der Rheinbrücke zerschellen konnte, von Dampfern eingeholt und an starken Stahltrossen in die Halle bugsirt. Am dreißigsten November 1905 bricht schon bei der Ausfahrt ein Windstoß das vordere Steuer; das Schiff muß nach schwachem Aufstiegsversuch niedergehen und treibt in Windeseile dem Schweizerufer des Bodensees zu, wo es, trotz Zeppelins Führung, zum Wrack geworden wäre, wenn die Dampfer es nicht noch früh genug eingeholt und zurückgeschleppt hätten. Am achtzehnten Januar 1906 drängt der Wind das Luftschiff schon über Friedrichshafen vom Bodensee ab; bei Wangen, im württembergischen Allgäu, landet es (dem der Motor versagt hat) auf eine gereutete Waldstelle; wird vom Wind völlig zerstört und nur das Aluminium kann geborgen werden. Auch diese Fahrt hatte Graf Zeppelin geleitet. Z I war demontirt, Z II vernichtet worden. Z III wurde, nach glücklichen Fahrten, umgebaut, auf Befehl des Kaisers vom Kriegsministerium gekauft und in Metz stationirt. Z IV wurde, nach sechswöchiger Lebensdauer, bei Echterdingen vom Feuer verzehrt. Auch Z V wurde, nachdem es auf der Rückfahrt von Bitterfeld beschädigt worden war, von der Militärverwaltung angekauft; auf dem Rückweg von der homburger Kaiserparade wurde es, nach fünfmonatiger Lebensdauer, bei Weilburg zerstört. Z VI kam, nach verspätenden Havarien, bis ins Gelände der Reichshauptstadt und, nach beträchtlicheren Defekten, in die Bodenseehalle zurück; noch mehrere Fahrten waren vom Glück begünstigt; bei Oos im Schwarzwald verbrannte das Schiff, das ein Jahr erlebt hatte. Z VII wurde nur zehn Tage alt; unter dem Namen „Deutschland“ sollte es, von Düsseldorf aus, als Passagierschiff Luftfahrten unter-

nehmen; am achtundzwanzigsten Juni 1910 zerstörte es im Teutoburger Walde der Sturm. Seinen Namen und seine Funktion vererbte es dem Z VIII, der am siebenten April 1911 zum ersten Mal aufstieg und am sechzehnten Mai, neben seiner düsseldorfer Bergehalle, vom Wind vernichtet wurde. In den Manöverzeiten giebts, 1912 und 13, allerlei Unfall. Ein Armee-Zeppelin, dessen Baugeheimniß von schwarzer Nacht gedeckt bleiben soll, wird den Franzosen, zu gefälliger Ansicht, auf den Exerzirplatz gelegt und von widrigem Wind (der französischen Fliegern doch Aufstieg und Landung erlaubt) allzu lange an der Abfahrt gehindert. Im September 1913 scheitert das erste Marine-Luftschiff, der Zeppelin L I, dem schon ein Lenzsturm die Rippe brach, in der Nordsee und reißt sechzehn deutsche Soldaten in den Tod. Am siebenzehnten Oktober 1913 explodirt der L II über dem Flugplatz Johannisthal. Siebenundzwanzig Tote, darunter die tüchtigsten Fachmänner des Reichsmarineamtes; ein junger Lieutenant, der aus unerträglicher Qual um eines Mörders Streich wie um Erlösersgnade gefleht hat, folgt, seinem Wunsch zu spät, den Kameraden ins Grab. Graf Zeppelin hatte sein Luftschiff, mit hallender Stimme, „eins der im Betrieb sichersten Fahrzeuge“ genannt. Ein vom Kronprinzen des Deutschen Reiches unterzeichneter Aufruf pries den uns durch Zeppelin „im Kampf um die Beherrschung des Luftmeeres gewonnenen Vorsprung“. Hier aber fand am zehnten Juni 1911 der Leser die Sätze: „Allen, die nicht mit Bewußtsein blind sein wollen, ist die Unbrauchbarkeit des Systems offenbar geworden. Ballonhäfen werden gefordert, drehbare Bergehallen; und Regimenter müssen für den Nothfall in Bereitschaft sein. Wozu, nach dem Millionenverlust, noch dieser Aufwand, der abermals nutzlos verthan wäre und ohne den unstarre und halbstarre Luftschiffe überall auskommen? Um sich noch länger über die Wesensmängel eines Systems hinwegzutäuschen, dem auch eine Milliarde nicht aufhelfen könnte? Solchen Riesenkahn in die Luft zu bringen, war eine interessante, ernsten Lobes würdige Leistung; doch eine unnöthige, da der Deutsche Parseval (und vor ihm der Franko-Brasilianer Santos-Dumont) mit viel geringerem Kraftaufwand das Selbe vermocht hat. Kostspielige Kähne, Hallen, Hafenanlagen, Truppenkonsignation: Alles nur, damit ein paar Menschen, wenn das Wetter günstig bleibt, so bequem wie

in jedem anderen Luftfahrzeug von einem Ort nach dem anderen befördert werden? Der Privatmann mag dem friedrichshafener Luftschiffbau so viel Geld hingeben, wie ihm beliebt. Der Staat darfs nicht; darf auch nicht warten, bis eins der schönen Ungethüme auf Menschenheime, Menschenmassen herabgestürzt ist. Wenn Deutschland je einen ‚Vorsprung‘ hatte, hats ihn heute nicht mehr. Die Kurzsicht selbst muß bald merken, daß den Fliegern, nicht den großen Luftkähnen, die Zukunft gehört. Zeppelin ward vergottet, Lilienthal vergessen. Findet Deutschland in die Klarheit zurück?“

Noch nicht. Kinderkrankheit, heißts; die, blöde Nörgler, die Genialität des Systems nicht beknabbern kann. Dessen „Vorzüglichkeit ist über alle Zweifel erhaben“; nicht nur dem Kaiser, ders Jahre lang schroff verurtheilt, dann aber den Grafen laut „den größten Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts, den Bezwinger der Lüfte“ genannt hat. Der fährt nächstens bis an den Nordpol (das Geld für die ausposaunte „Vorexpedition“ giebt Herr von Friedlaender-Fuld, der drum an seinem Tisch Wilhelms Bruder speisen darf). Dieser Greis hat uns ein Luftkriegsschiff gebaut, das, mit mehr als neunzehn Sekundenmetern Eigengeschwindigkeit, alles in anderen Ländern Erlangte um Himmelshöhe übersteigt. Der kann zur Kanalfeier über den Ozean nach Panama fliegen und Amerikaner und Ostasiaten das Staunen, das Fürchten lehren. Sicher ist auch schon, daß er Maschinengewehre aufzustellen und Fliegerschwärme, die seinen Kahn bedrohen, wie die Gartenspritze Insektengeschwader wegzuputzen vermag; ganz sicher. Von acht Schiffen dieser Sorte sind sechs durch Sturm oder Feuer zerstört, ist eins, als unzulänglich, demontirt, eins in der Schutzhalle geborgen worden? Stimmt; beweist aber nichts. Anfänge. Wetterpech. Noch nicht der richtige Motor. Leitungfehler. Mängel der Hafenanlage. Hat, Alles, mit dem System nicht das Geringste zu thun. Seht Ihr nicht an jedem schönen Sommertag die hellgraue Riesengasblase über den Straßen der Hauptstädte? Diese herrlichen Luftkreuzer künden der Welt Deutschlands Größe. Der Erdball neidet sie uns und vor ihnen zittert der frechste Feind. So wird, von unermüdlichen Mäulern, geschwatzt. Wer warnend dagegen spricht, von allen Preßrüden umbellt. Darf man etwa bekennen, daß der Patriotenjubel, den, in solchem Tongedröhn, nicht Fritz, nicht Blücher, nicht Bismarck gehört hat, einen Irrthum be-

jauchzte und von einer Lebensleistung, die wie eines Heilands angebetet ward, nur die Straffung zähen Willens bewundernswerth bleibt? Daß Kaiserliche Majestät und Hoheit, Minister und Staatssekretäre, Vertreter der Volksseele und Fabrikanten Oeffentlicher Meinung sogar ihre Macht für Unbrauchbares eingesetzt haben? Niemals.

Dennoch: jetzt, Betrogene oder Betrüger, jetzt muß es sein. Wir wollen nicht von der „Woche" noch vom Film erfahren, wie Graf Zeppelin „an der offenen Gruft" (der seinem System Geopferten) aussah. Er ist nicht, wie Kindermär tutet, der Erfinder der Luftschiffahrt, war auch nicht der Erste, der sich, seit ein leichter Motor zu haben ist, in einem lenkbaren Fahrzeug lange in der Luft hielt; und seine Energieleistung ist, mit Millionenspende und Massenhymnen, nachgerade überreichlich belohnt. Uns ekelt, zu lesen, eins seiner Luftschiffe habe, „zu Ehren der mit dem L II Umgekommenen über dem Massengrab auf dem Garnisonkirchhof gekreist"; ekelt, wie plumpes Theaterspiel im Totenhaus. Elender Ausrede sperrt sich unser Ohr. Auch Dampfschiffe sinken oder verbrennen? Auch Grubengas zerstört Menschenleben? Ja: von den abertausend Dampfern, die Meere durchstampfen, spült manchmal eins gesundes Leben ins Grab; im ungeheuren Bezirk des Erdbergbaues erschlägt allzu oft noch Wetterswillkür fronende Menschheit. Und diese grausen Ausnahmen wagt dreister Frevel der Daseinsregel des Zeppelinismus zu vergleichen? Wir brauchen Kohle, brauchen die Möglichkeit, Menschen und Güter an ferne Küsten zu bringen, von fernen Küsten zu holen; und ohne Gefahr ist Kohle nicht zu fördern, der Ozean nicht zu durchwandern. Brauchen wir Luftschiffe von unerträumten Umfängen? Für die Friedenszeit gewiß nicht. Was Ihr sehet, sind, gute Leute, Reklamefahrten. Sehr nett. Auf den Korbstühlen der luftigen Aussichtzimmer, in denen der Kellner Sekt und Kaviar anbietet, sitzt sichs behaglicher als im verqualmten Speisesälchen des Luxuszuges. Vergnügen, Hochgefühl, Sensation: nennts, wie Ihr wollt. Nicht eine dieser Fahrten deckt auch nur ihre Kosten; jede soll dem Mann auf der Straße den Wahn einbilden, daß die großen Kähne alltäglich fahren und sich schon selbst ernähren. (Daß sie hübsch zu Haus bleiben, wenn die Böen zu wild, die Regensträhnen zu dick sind, merkt, die winzige Passagierzahl ahnt er ja nicht.) Nur für

den Krieg wären solche Luftschiffe uns nöthig; nur als Waffen. Ein Weilchen mochten sie für die Zwecke des strategischen Fernspäherdienstes verwendbar scheinen (niemals für taktische Aufgaben im Engeren: die fordern leicht zu füllende und zu transportirende Ballons, denen die Landung und das Lagern nirgends unmöglich wird). Heute ankert sich da oder dort wohl Einer in diese Hoffnung; oder meint, in den Kolonien könne, wenn nicht Regenzeit ist, in stiller Luft ein rascher Truppentransport gelingen. Einerlei. Die Häupter der Technik sind mit der Sache längst fertig. Sie lachen des Schwatzes, der von einer so beispiellosen Häufung vernichtender Unfälle das System zu entschuldigen trachtet. (Was antwortet Ihr dem Schneider, der zehn wie Zunder zerfallende Frackanzüge, einen nach dem anderen, gegen Barzahlung geliefert hat und, immer noch, der Vorzüglichkeit seines Systems Anerkennung heischt?) Sie fragen, ob nicht jede Aktiengesellschaft sich Aufträge wünschen müsse, deren Einkunft um so größer wird, je schneller der gelieferte Gegenstand sich vernützt. Und sie heben die Achseln, wenn von der „Eroberung der Luft" und von künftigen Kriegerthaten der Zeppeline getrillert wird, die ohne drehbare Schutzhalle oder flaches Land mit festem Ankergrund und großer Halterdienstmannschaft verloren sind.

Nirgends erblickt, unter, auf, über der Erde nirgends, das Auge ein Verkehrsmittel, das so unzuverlässig, so gefährlich ist wie unser Typus Z und L. Will, trotzdem, die Hamburg-Amerika-Linie mit ihrer weithin tönenden Stimme die Fahrt in solchen Kähnen empfehlen, so wird sie mitverantwortlich für das Schicksal der Wohlhabenden, die ihrem Rufe folgten. Wollen die Herren Bethmann, Falkenhayn, Moltke, Tirpitz ihr Privatvermögen dem Luftschiffbau Zeppelin zuwenden: fiat; aus dem schlechten Kram kann eines Tages ein guter werden. Von ruchlosem Leichtsinn aber würde deutsches Blut und Gut vergeudet, wenn das Geld der Steuerzahler noch länger in den Bodensee geschüttet, unseren Soldaten neue, unnöthige Lebensgefahr zugemuthet würde. Weil neun theure Kähne, ehe sie der Reichswehr je zu nützen vermochten, in Trümmer barsten, müssen flink drei, sechs, neun neue desselben Kalibers herbei? Nein. Schlimm genug, daß unsere Verfassung fahrlässige Minister nicht in die Eisenzange der Regreßpflicht zwängt.

Der Lücke mag der Verantwortliche, der gewarnt war, sich freuen (der, ohne Pfründe, auf des Hirnes Leistung Angewiesene könnte verhungern). Jetzt aber, als wäre nur Unvermeidliches geschehen, noch tiefer in die Unheilsschlucht gleiten: am Ende käme wohl selbst das geduldige deutsche Volk in Zornesbrunst. Zweiundvierzig junge Menschen getötet (nicht dem Vaterland: dem Götzenwahn der Instanzherrscher geopfert); die kühnsten Jünglinge, die bewährtesten Fachmänner, die das Reichsmarineamt in Jahren nicht ersetzen kann. Millionen verschleudert. Patriotenbegeisterung ins falsche Faß gepökelt, wo sie ranzig werden mußte. Vorsprung? Italien, nicht Frankreich nur, ist uns voraus und Britania rühmt sich ganzer Fliegerschwadronen. Wir haben zu lange am Leim eines Systems geklebt; allzu fromm dem Gewimpel vom Nordpol, von Panama und anderen Gelobten Landen her vertraut. Den Feinden zur Lust. Die hüten sich, über den Zeppelinismus ihr letztes Wort hörbar zu sprechen. (Neid? Hohn. „Wunderschöne Schiffe, die schnellsten im Luftmeer, doch, nach aller bisher gesammelten Erfahrung, der eigenen Mannschaft gefährlicher als dem Gegner.“) Deren Freude putzt sich in Flaggengala, wenn wir neue Z und L bestellen. Entschleiert das Geheimniß ihrer Konstruktion. Erlaubet dem Luftschiffbau Zeppelin, seine Kähne jedem Staat, der sie haben will, um ziemlichen Preis zu liefern. Und wartet, des Starrkrampfes ledig, ab, was draus wird; ob es Aufträge regnet und die Arbeitfülle dann aus gröbstem Mißgriff hilft.

Eine kostbar gefaßte Gasblase, die in jeder Fährniß ungeheure Stoffmengen verliert, könnte kaum irgendwo jemals das Mittel des Massenverkehrs für Menschen und Güter werden. Luxuspostkutsche der Lüfte allenfalls. Die wäre für das Reich werthlos; müßte sich also vom Geld ihrer Kunden fristen. An Stellen, wo weder zu löschen noch zu laden ist, eine Nothlandung aber möglich werden soll, braucht solches Schiff drehbare Hallen und eine präsente Halterschaar (für aus dem Kurs getriebene oder lecke Dampfer sind künstlich gefügte Ozeaninselchen mit Hafenarbeitergarnison noch nicht verlangt worden); und seine Fahrt von einer zur anderen Station hat nicht die mindeste Beweiskraft für die Brauchbarkeit in den ganz anderen Umständen des Krieges. Doch den Namen des schwäbischen Grafen hat der Südwind der

Volksgunst bis in die Falten des Götterthronhimmels gewirbelt (einem Lilienthal oder David Schwarz würde nicht ein Drittel dieser Schiffbruchzahl verziehen); und der Andacht gesellt sich die Schreckensdrohung. Kaiser und Prinzen, Kanzler und Ressortchefs, Zeitungleiter selbst sollen jämmerlich geirrt und die Sense gedengelt haben, die kräftige Jugendblüthe in Bündel mähte? Aus allen Winkeln schielt Zweifel, kriecht Mißtrauen; aber kein Wille waffnet sich zu Bekennermuth. Berlin ist die schönste Stadt der Welt, Unter den Linden die beste Oper der Welt, am Kurfürstendamm das prächtigste Lichtspielhaus der Welt, in der Behrenstraße die eleganteste Bar und der leckerste Mädchenmarkt der Welt. In solchen Glanz taugt nur das größte, stärkste, sicherste, schnellste Luftschiff der Welt. Als ein Symbol furchtsam protzender Unwahrhaftigkeit steigt es mit Schraubengeröchel auf, schwebt rasselnd, platzt über Leichen und Stank. Durch die in Tageshelle gekünstelte Nacht üppigsten Volksrausches läßt es der Gott, der Deutsche redlich will, vor umnebelten Köpfen verlodern.

Der Löwe ist los!

In die Zwietracht schrillen Festjammers und dumpfen Gruftjubels heult aus Finsterniß plötzlich der Ruf: „Der Löwe ist los!" Vor der Thür eines Gasthauszimmers ward er gesehen. Im Kleinbürgerfrieden eines Straßenbahnwagens. Er durchschnaubt die gute Stadt Leipzig und tausend Blinzelaugen haben, müde und trunkene, die mit Krallen dräuende Tatze erblickt. Eines Löwen? Der, leichtsinniges Volk, müßte, wie Dantes Imperatorenadler, allgegenwärtig sein. Mindestens zehn Löwen sinds, zwanzig vielleicht; und alle Stadtkreisinsassen an Leib und Leben gefährdet. Lärmet die Schutzmannschaft aus kurzem Schlaf und pochet ans Thor der Kasernen! Der Wüstenkönig geht um, schüttelt die Mähne und wird, was ihm wehrlos begegnet, gierig verschlingen.

Zweites Warnzeichen und Symbolon. Von dem Welfenleun droht dem Zollernstaat, dann gar wohl dem Reich Lebensgefahr. Wenn der junge Prinz Ernst August, ohne zuvor ausdrücklich auf das Königsrecht über Hanover verzichtet zu haben, den Braunschweigerthron erklettern darf, müssen Germaniens Götter in Walhall die Koffer packen. Muß Fritzens Erbe auf-

stöhnen wie der zum Than von Cawdor erhöhte Macbeth: „Der Prinz von Cumberland! Da liegt ein Stein, der will, sonst fall' ich, übersprungen sein, weil er mich hemmt.“ Seit Wochen liest es die geängstete Bürgergilde. Wird er verzichten? Nicht? Dann kehrt das Chaos wieder. Feierlich haben zwei Kanzler, zwei Fürsten verschiedenen Schlages, erklärt, Preußen könne nicht „in dem benachbarten Bundesstaat eine welfische Regirung dulden, durch die der preußische, unter dem Schutz der Reichsverfassung stehende Besitzstand gefährdet würde“. Kann es sie heute nun dulden? Dieser Frage war die Antwort zu finden, ehe die Tochter des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen sich dem Enkel Georgs des Blinden verlobte. Der Bund junger Herzen sichert die Versöhnung, die Bismarck vergebens erstrebte, als er im Januar 1866 mit dem Grafen Platen über die Möglichkeit verhandelte, dem Prinzen Albrecht von Preußen die Prinzessin Friderike von Hanover zu freien. Zwei Kaiser wurden, Rußlands und Indiens, ins berliner Schloß bemüht; Männerküsse siegelten den Pakt; Feierchöre rühmten die hohe Errungenschaft preußisch-deutscher Staatsweisheit. Alles nichtige Hofkurzweil? Illumination nur und Schwärmergeprassel? Weil der in unterthäniger Ehrfurcht ersterbende Herr von Bethmann die Sache mit dem täppischen Ungeschick angepackt hat, das ihn in alle Wege geleitet, soll der Hader noch einmal aufflackern? Weil irgendwo ein grober Artikel gedruckt worden ist, soll aus sacht vernarbendem Fleisch die Heftklammer gerissen, die klaffende Wunde der Brandgefahr ausgesetzt werden? Nein. Der Hochzeitspruch, der dem von Hymens Fackeln umglühten Paar den höchsten Sitz im Herzogthum Braunschweig vorsieht, hat Rechtskraft erlangt und ist gegen Anfechtung gefeit. War er falsch: die Folgen auf das Haupt des Verantwortlichen. Unfug ists, häßliche Thorheit, den Schwiegersohn des Preußenkönigs der Absicht auf Hochverrath zu zeihen. Er hat dem Fahneneid das Gelöbniß angefügt, „nichts zu thun und nichts zu unterstützen, was darauf gerichtet ist, den derzeitigen Besitzstand Preußens zu verändern.“ Konnte er, konnte sein Vater mehr thun, ohne sich in Schmach zu demüthigen und dem Anhang die Treue eines düsteren Halbjahrhunderts mit entehrendem Undank zu lohnen? Hochverräther würde er, wenn er, nach tückischer Erlistung

des Harzthrönchens, ein mit dem Sinn seines Eides und Gelübdes nicht völlig vereinbartes Unternehmen förderte. Ein Mädchen aus großem Haus, doch ohne große Mitgift hat er, der einst den reichsten Fürsten zugehören wird, sich erkürt: und soll fortan trachten, dieses Haus zu zerstören? Unsinn; Wahngebild lungernder Hirne. Und was vermöchten die beiden Ernst August? Mit all ihren Schätzen, Sippen und Magen: nichts; weniger als der ins Waarenhaus eingeklemmte Sarotti wider Wertheims Macht. Diese judaeo-obotritische Brüderschaft fordert von dem Süßkrämer nicht den Schwur, daß er der Wirthfirma nicht das Grab schaufeln werde. Sie vertraut ihrer Kraft. In manchem Wesenszug ist das Deutsche Reich der Hauptkundin Cadinens allzu ähnlich geworden. Noch aber in seinem Bezirk nicht schwächer als sie in ihrem. Welfengefahr? Das war einmal. Das kann erst wieder sein, wenn das berliner Irrlichteliren von draußen Lebensnoth heraufbeschwor. Bettet Euch, Deutsche, endlich in die Ueberzeugung, daß Euer starkes Reich nur von Berlin aus ruinirt werden kann, und sorget, statt auf Braunschweigs Spargelbeeten und auf Lünburgs Haide nach Explosivstoff zu birschen, wachsam, bevor Nacht über uns kommt, dafür, daß in Berlin nicht alles solcher Entwickelung Dienliche geschehe. Auch, daß nicht der letzte Nimbus noch bleiche.

Wieder ein Einsatz verspielt. Großmuth und noble Herzenshöflichkeit hätten den Welfen die Bleibsel der Rüstung entwunden. Da oder dort hätte noch ein weißer Grimmbart gemurrt; nach dem Raunzen aber zugestanden, daß Preußen den Handel anständig abgewickelt habe. Jetzt? Jeder Althanoveraner spürt, daß ihm zugemuthet wurde, in Hundsfottsdemuth für die gnädige Strafe vom Jahr 66 zu danken; daß Wort und Geberde der ihm verwandten Fürsten (die Hochverrathes „hinlänglich verdächtig" scheinen) belauert und hämisch gedeutelt werden soll. Jeder zahlt dem Staat und dem Reich die Pflichtschuld; schaut aber unfroh ins deutsche Leben und hegt zwischen knirschende Zähne den Welfensatz: „Das Wort générosité ist ins Preußische nicht übersetzbar." Mußte es sein? Mußte ein schwieliger Daumen die Kehle drücken, die der Reichsglorie zujauchzen soll? Der vor allen Thronen ausgetrommelten Versöhnung von Aar und Leu das Elendsspektakel

dieses Zankes nachstänkern? Den Feinden der Reichsmacht der Trostglaube eingetröpfelt werden, Zollern müsse, noch immer, vor Welf zittern? Eine bis zur Lächerlichkeit unfähige Regirung, ohne inneren Kredit, ohne Macht über die Geister und drum schlotternd bemüht, Alles, was sie Oeffentliche Meinung dünkt, an sich zu schmeicheln, zu ködern, zu plärren. Eine im Herzen unbeschäftigte Nation, ohne leuchtendes Ziel, ohne tief ins Vertrauen gerammte Leitung, ohne große, jede Kraft flügelnde Aufgabe, vom offiziellen Betrieb gelangweilt oder angewidert und drum gestimmt, Klopffechterlärm für den Hall ernsten Kampfes, Kunstsonnengefunkel für den Wolkensaum naher Morgenröthe zu nehmen. Jahrhundertfeier. Wir! .. Doch (schrecklich) der Welfenlöwe ist los!

In Froschs Klein-Paris warens sechs in müde Schwachheit gezähmte Bestien, die, seit Zufall ihres Wanderkäfigs Stäbe lockerte, vor jedem Menschenantlitz bebten. Unter des Bändigers Peitsche hatten sie alles Königliche, alles Raubthierische sogar längst verlernt. Von Schutzmännern wurden sie niedergeknallt. Und vor ihren Kadavern hob der Menageriebesitzer, dem sie, die greatest attraction, entrissen waren, die Stimme zu gellender Klage über die irre Thorheit der Menschen, die so gutmüthige, dem Wink einer Weiberhand folgsame Thiere fürchte. Er ließ seine Klage ins Tageblatt drucken. Und hatte des Lebens Arbeit, des Lebens Lohn in der Nährung des Glaubens gefunden, daß solches Thun der Schrecken schrecklichster sei.

(Ob der Kronprinz den Ehepakt seiner Schwester gut oder schlecht findet, seinem Schwager vertraut oder mißtraut, Welfs Brut zärtlich kraulen oder ohne Erbarmen würgen will: kümmert mich nicht. Er ist jung, darf mal derb in die falsche Kerbe hauen; und sein Groll gegen Cumberland wäre nicht so gefährlich wie sein Eifern für Zeppelin. Dreierlei aber ist zu verlangen. Erstens: daß der geistig rege, nach Mitwirkung zum Wohl des Gemeinwesens lechzende Mann nicht in der ganzen Zeit aufsteigenden Saftes in das Kommando eines Husarenregimentes eingeschränkt werde. Warum sitzt er, der des Reiches und Preußens Haupt werden soll, nicht, wie sein Großvater seit 1861, ohne Stimmrecht im Rath der Staatsminister, lernt dort ihr Planen früh kennen und kann ihm die Wucht seiner Gründe entgegenstemmen? Dann

brauchte er nicht, nach der Entscheidung, das kleine Herz des Bethmannes mit Briefen zu bombardiren. Warum versagt man ihm einen klugen Beamten aus der Schaar, die der alte Wilhelm für die „Civiladjutantur" tauglich fand? Dann wäre er nicht auf Zuträgerei angewiesen; nicht genöthigt, die Athemnähe verrufener Schreiber zu dulden. Zweitens: daß Seiner Kaiserlichen Hoheit die Marginalbemerkungen Bismarcks zu der im September 1863 vom Kronprinzen Fritz Wilhelm seinem Vater eingereichten Beschwerdeschrift nicht nur familiariter zur Beachtung empfohlen werden. Da steht: „Der Beruf des Thronerben ist nicht, die Fahne der Opposition gegen den König und den Vater aufzupflanzen. Die Stellung, die Seine Königliche Hoheit gegen die Krone genommen hat, ist leider im Lande bekannt genug und wird von jedem Hausvater, welcher Partei er auch angehören mag, gemißbilligt als ein Lossagen von der väterlichen Autorität, deren Verkennung das Gefühl und das Herkommen verletzt. Der schwierigste Punkt ist die Diskretion, besonders gegen das Ausland. Nicht auf den Schein kommt es an, sondern auf das Sein und Können: und das ist nur die Frucht ernster und besonnener Arbeit. Gefährlicher als alle Angriffe der Demokratie ist die Lockerung der Bande, welche das Volk noch mit der Dynastie verbinden, durch das Beispiel offen verkündeter Opposition des Thronerben, durch die absichtliche Kundmachung der Uneinigkeit im Schoß der Dynastie." Deshalb muß, Drittens, gefordert werden, daß nicht schon der Hofbericht das Zerwürfniß im ersten Haus des Reiches entschleiere. Völkerschlachtfeier ohne des Kaisers Aeltesten, Tochter und Schwiegersohn am Geburtstag der Kaiserin dem Familientisch fern: so gehts nicht weiter. Fürstenvorrecht wird nur Dem verziehen, der niemals säumig der Fürstenpflicht fehlt.)

Evolution.

Zeppelin, der die schlechteste Waffe geliefert hat, wird gehätschelt, Krupp, der die beste Wehr schmiedete, an den sichtbarsten Pranger gestellt. Die Trias Metternich-Schwarzenberg-Radetzky wird in Leipzig nicht erwähnt. In Salza hat der Kaiser sechshundert, in Konopischt elfhundert Fasanen geschossen. Ein Generalkonsul und Wirklicher Legation-Rath läßt, in Scherls Revier,

den Stilkrüppelsatz drucken: „Niemand kann sich doch darüber täuschen, daß die Glorie politischen Ruhmes, der, aus der Epoche Bismarcks herüberleuchtend, eine Zeit lang noch auf unsere auswärtige Politik einen Schimmer traditioneller Größe warf, heute völlig erblaßt ist.“ Völlig. Niemand täuscht sich darüber. Doch Jeder will die Anderen darüber täuschen, wenn just Jahrhundertfeier, Jubiläum oder sonst ein Gefeste ist. Die Nation wird mit Kuchenkrümeln von vorgestern gestopft. Les princes s'amusent. Bald hier, bald da. Warum nicht? Sie habens behaglicher als 1813. Haben auch biegsamere, gelenkigere Diener. Blücher: „Mit die Ordens weiß ich mich nun kein Rath mehr; ich bin wie ein alt Kutschpferd behangen. Ueber Alles aber lohnt mich der Gedanke, daß ich Derjenige war, der den übermüthigen Tyrannen demüthigte.“ Freiherr vom Stein: „Die Sündfluth von Prinzen und Souverainen beginnt sich zu verlaufen; diese schwachen Leute sind viel besser behandelt worden, als sie verdienen.“ Generalstabschef Gneisenau: „Der König, der lange Mann, der die Leute, die er nicht mag, rückwärts über die Schulter ansieht, findet es sehr thöricht, daß man über den Rhein gehen will. Wir würden doch wohl nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zu gehen? Und solches Zeug mehr.“ Das war einmal. Des Deutschen Reiches fünfter Kanzler schreibt an den Prinzregenten von Bayern: „Eure Königliche Hoheit bitte ich, für die wundervollen Birschtage in Linderhof meinen ehrfurchtvollsten Dank zu Füßen legen zu dürfen. Eurer Königlicher Hoheit huldvollste Erlaubniß, wiederum in diesem einzig schönen Revier jagen zu dürfen, habe ich in der Erinnerung an Allerhöchstdero verewigten Herrn Vater als eine besondere Gnade empfunden. Ich konnte einen guten Zwölfer, einen Achter und einen Gemsbock zur Strecke bringen und würde unterthänigst gebeten haben, meinen Dank noch persönlich in Berchtesgaden abstatten zu dürfen, wenn ich nicht wider Erwarten schon heute durch dringende Amtsgeschäfte nach Berlin zurückberufen worden wäre. Eurer Königlicher Hoheit dankbarster und unterthänigster von Bethmann Hollweg.“ Brachten wirs nicht herrlich weit? Lasset Raketen, Schwärmer, Leuchtkugeln unsere Nacht prasselnd erhellen. Und stimmet flink wieder den Jahrhundertsang an: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“

Ueberseedeutsche.

Ob man wohl heute noch auf den Schulen, wie in unserer Zeit, deutschen Jungen von dem Neid spricht, der Deutschlands Nachbarn beseele? Ob es wohl noch denkende Männer giebt, denen entgangen ist, daß inzwischen der Neid der Mißachtung und dem Haß gewichen ist?

Man täusche sich nicht: niemals trifft die Schuld an der schlechten Position eines Volkes im Ausland seine offizielle Vertretung allein; am Ende schafft es sich, wenn es seinen Platz draußen überhaupt zu erobern und zu behaupten versteht, sehr bald eine Diplomatie, die seinem Können entspricht. Schließlich hat die geringe Fähigkeit des Deutschen, sich wirthschaftlich und kulturell im Ausland zu behaupten, ihre tiefsten Ursachen in Mängeln, die dem ganzen Volk eigen sind, nicht nur seiner Vertretung. Ich erinnere an eine Arbeit, die im März 1911 in der „Zukunft" erschienen ist; sie zeigte die letzten Wurzeln des Uebels: Arroganz, dafür Mangel an Stolz (nationalem und persönlichem), die Neigung, in abgestandenen Wässerlein sentimentaler Phrasen zu plätschern, die commishafte Anpassungfähigkeit an die äußere Geberde des Auslandes, dafür aber eine dummdreiste Intoleranz gegen andersartige, natürlich und langsam gewachsene Kulturen, die Hypertrophie der Manieren und die Atrophie des Taktgefühls. Eine Arbeit, die das Reich Jedem, der hinauszieht, als Richtschnur auf seinen Weg mitgeben sollte.

Ich bin einige Monate durch Südamerika gewandert. Vom chilenischen Punta Arenas hinauf bis nach Panama und Colon. Gewiß habe ich noch immer Erfreulicheres gesehen als in den „deutschen" Centren der Vereinigten Staaten. Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Deutschen Südamerikas es mit Völkern zu thun haben, die aus biologischen Gründen durch ein fremdstämmiges Ferment leichter zu spalten sind als die Engländer Nordamerikas.

Ueber die Mängel unserer diplomatischen Vertretung mögen Berufenere zu Gericht sitzen. Auch mir erscheint auf diesem Gebiet Etwas der Besserung bedürftig: die Mehrzahl der Vicekonsulate. Besser, das Reich läßt sich an kleinen Plätzen überhaupt nicht vertreten, als daß es schlecht vertreten wird. Und schlecht vertreten ist es sicher, wenn seine Vicekonsuln kleine Kaufleute mit Kramläden sind. Ob sie nebenbei noch Agenten unserer Schiffahrtlinien sind oder nicht, ist belanglos. Als Kaufleute kleinen Stils kommen sie gar zu leicht in Situationen, in denen sie das Reich oder die Interessen von Reichsangehörigen nicht wirksam schützen können, ohne

die eigenen zu schädigen. Denn die Ergiebigkeit der Hauptquelle ihrer Einnahmen hängt schon von der Kaffeeklatschmiene aller eingeborenen Honoratiorenfrauen und noch mehr von ernsthaften Konflikten mit den Staatsbehörden ab. Und ist der Typus des Krämers kulturell und sozial wirklich berufen, ein großes Reich würdig und wirksam zu vertreten? Ich muß gestehen, daß ich in den kleinen Häfen der ganzen Westküste Südamerikas nur einen einzigen deutschen Vicekonsul kennen gelernt habe, in dessen Händen ich die Vertretung des Reiches gern sah. Das war ein ehrlicher, gerader, deutscher Kerl, mit Herz und Maul auf dem rechten Fleck, ohne jede Krämerallure. Sein Name war aber auch an der ganzen Salpeterküste berühmt. Und er war (hört, hört, Schriftgelehrte und Pharisäer!) einmal preußischer Kavallerieoffizier gewesen.

Wäre es am Ende nicht besser, in Tscherkessendörfern wie Punta Arenas, Korral und anderen kleinen Häfen die bestehenden Vicekonsulate zu streichen und dafür in Weltplätzen wie Antofagasta und Guayaquil, trotz der Nähe von Valparaiso und Quito, Generalkonsulate zu schaffen? Will man aber durchaus die Vicekonsulate behalten, so soll man ihre Inhaber durch ein stattliches Gehalt von den Honoratiorenläunchen unabhängiger machen.

Schwerere Fehler als der Staat macht unser Ueberseehandel. Ich will nicht einmal an Kleinigkeiten denken, etwa daran, daß jeder deutsche Kaufmann mit einem Familiennamen vom Mießnicktyp nach zweijährigem Aufenthalt in einer der Republiken spanischer Zunge seinen Vornamen Carl in Carlos ändert. Das sind am Ende Lächerlichkeiten; willkommene Nahrung für den Algemeinen Deutschen Sprachverein. Viel bitterer ist es aber, zu sehen, wie deutsche Filzigkeit und deutsches Kleinbürgerthum uns draußen das Ansehen verderben.

Wer Uebersee und die Tropen kennt, weiß wohl, daß man als Europäer bei den körperlichen Strapazen und geistigen Entbehrungen ganz andere Anstrengungen als daheim machen muß, um sein Gentlemanthum zu bewahren. Man soll den Engländer nicht verlachen, der bei fünfundvierzig Celsiusgraden feuchter Wärme im Frack zu Mittag ißt. Die durch das Klima gegebene Versuchung immer wüsterer Vernachlässigung in Kleidung, Haltung und anderer äußeren Kultur ist eine Gefahr, die nur durch eine Art ceremonialer Verkehrssitte beseitigt werden kann. Diese Dehors sind viel wichtiger, als man glaubt; der Eingeborene muß immer und auf jedem Gebiet die Schranke fühlen, die ihn vom Europäer trennt. Entdeckt er Löcher in ihr, so versucht er sofort, hindurchzuschlüpfen. Deshalb fällt auch sofort mit richtigem Instinkt der

Klatsch der ganzen Europäerkolonien über Den her, der sich äußerlich vernachlässigt. Der Engländer hält sich an den guten Ton seiner Klubs; meidet, bei der Unerreichbarkeit geistiger Genüsse, Alles, was zum Versumpfen und zum Verkommen führen kann, treibt möglichst in Damengesellschaft Sport und konzentrirt seine Geldmittel auf die Freuden, die in der heimischen Großstadt nicht zu haben waren, die aber Uebersee meist gewährt. Er reitet und jagt. So bleibt auch der Neuling immer mit der guten Gesellschaft in Konnex. Daß er dabei auch die Dame findet, ist von großem Werth: gerade weil ihn die Lebensbedingungen in den heißen Ländern im Allgemeinen auf die farbige Frau anweisen, soll er durch den gelegentlichen Verkehr mit der europäischen Dame sein Gentlemanthum wahren und sich vor geistiger Resorption durch das eingeborene Element schützen. An einem Sonntag sah ich in Valparaso die englische Kolonie: gut angezogene, gut trainirte junge Herren, die mit ihren Damen zum Polo ausritten. Und bei uns? Ich habe die jungen Commis deutscher Ueberseehäuser oft beobachtet: am Alltag nach allzu langen Kontorstunden eine Promenade über die Plazza; und dann: die Kneipe, der Biertisch, der Philistertratsch, die Zote. Tagesschluß: das Bordell. Peinlich genau die selbe Fruchtfolge wie in unseren östlichen Kleinstädten. Wir bleiben immer die Selben, in Krotoschin oder in Antofagasta. Das Schlimmste daran ist, daß das Beste verloren geht, was die Welt draußen zu Nutzen und Frommen deutschen Staats- und Wirthschaftlebens lehren kann: großer Zug und Selbstzucht. In dieser Atmosphäre von Bierehrlichkeit und Skatphilisterthum lernt man sie nicht, ob man auf fünfzig Grad südlicher oder nördlicher Breite sitzt.

Fragt man die deutschen Commis: „Weshalb lebt Ihr nicht eben so wie die Engländer?“, dann heißt es: „Ja, die Engländer! Die haben besser gelegte Kontorzeiten und höheren Sold. Wir können uns mit unseren zweihundertfünfzig Pesos im Monat das Alles nicht gestatten. Was bleibt uns denn übrig?“ Gewiß: was bleibt ihnen! Brächte es aber vielleicht große Häuser und Gesellschaften ins Wanken, wenn sie ihre Angestellten so besoldeten, daß sie sich nicht mehr mit dem Spießerthum ihrer Lebensführung vor dem Ausland lächerlich machen? Uns geht auf diese Weise gutes Material verloren, frische, kraftvolle, junge Kerle, die so in die Bahnen deutschen Kleinbürgerthums gezwungen werden. Aber: „Die Sparsamkeit über Alles“; auch wenn es deutsches Ansehen gilt.

Ich habe auf englischen und französischen Schiffen erlebt, daß man mich als einer anderen Nation Angehörigen höflicher, liebens-

würdiger behandelte als Engländer oder Franzosen; ohne kellnerhafte Beflissenheit, aber mit dem Willen, der Verpflichtung zu nobler Gastfreundschaft nachzukommen. Ist es nöthig, daß man an Bord unserer Ueberseedampfer diese taktvolle Liebenswürdigkeit zum gunstbuhlenden Bediententhum steigert? Ich halte es für unnöthig, daß man an der centralamerikanischen Küste die Flagge irgendeiner der Operettenrepubliken (in denen das Deutschthum oft genug angepöbelt wird) im Großtop führt, sobald eine Niggerexcellenz dieser Staaten an Bord ist. Ich halte es auch für recht überflüssig, daß unsere Schiffahrtgesellschaften von ihren Stewards (die auf großen Schiffen die Mehrzahl der Besatzung bilden) die Kenntniß der englischen Sprache verlangen. Fällts etwa den englischen Linien ein, für ihre Leute ähnliche Gebote zu erlassen? Im Lauf kurzer Zeit eignet sich jeder Steward ein paar englische Brocken an; und dann ergiebt sich bei einigem guten Willen der englischen oder amerikanischen Passagiere sehr bald ein Pidgeon, in dem sich unterhandeln läßt. Daß aber dieser gute Wille auch auf der anderen Seite vorhanden sei, daß auch das amerikanische Publikum sich ein Wenig Mühe gebe, an Bord eines deutschen Schiffes nicht die dem Gast ziemende Rücksicht zu vergessen und sich der Sprache des Hauses zu bedienen: diesen Respekt vor der Nationalität des Schiffes können seine Besitzer wohl mit Fug und Recht verlangen. Wie ists in Wirklichkeit? Ich habe erlebt, daß im Salon eines deutschen Dampfers ein Herr von einem Amerikaner beleidigt wurde, dem er auf seine Frage in deutscher Sprache geantwortet hatte. Das den Passagieren von drüben wohlbekannte Gebot des englischen Sprachvermögens fördert eben bei ihnen nur den unausstehlichen Dünkel, ihr Idiom als etwas Unantastbares, Imperialistisches, Selbstverständliches zu betrachten. Mehr noch: es verdirbt das Selbstbewußtsein der deutschen Angestellten, schafft, zumal bei den niederen Schichten der Auslanddeutschen, ein Gefühl der nationalen Unterlegenheit. Mir ist an Bord eines Dampfers der Hamburg-Amerika-Linie von meinem Kabinensteward auf die Frage nach einer Geldwechselstelle geantwortet worden: „Der Purser wirds Ihnen nachher changen." Der Jüngling war ein einziges Jahr an Bord! So entsteht das Deutsch-Amerikanerthum, das uns zum Spott jeder selbstbewußten Nation macht.

Ich bin am Morgen des zwölften Dezember auf einem der größten und bekanntesten deutschen Ueberseedampfer von New York nach Hamburg abgereist. An Land hatten uns die Morgenzeitungen ernste Nachrichten über die Krankheit des Prinzregenten Luitpold gebracht. In den nächsten Tagen war in den im Salon aus-

gehängten (natürlich nur in englischer Sprache abgefaßten) Telegrammen und in der an Bord erscheinenden Zeitung Allerlei über das nächste Tennistournier in San Franzisko, über die welterschütternde Thatsache, daß Fräulein Gould erst im Februar heirathet, zu lesen. Daß inzwischen der Regent des zweitgrößten deutschen Bundesstaates gestorben war, erfuhren wir erst in Hamburg.

Im Reich schließt sich der deutsche Handel unter einem alten Namen zusammen, sich mehr Einfluß auf die Geschäftsführung zu verschaffen. Kein Wort dagegen. In diesem Zusammenhang gewiß nicht. Wer aber eine stolze, selbstbewußte Kaste (mit leidlicher politischer Vergangenheit) ihres letzten Einflusses berauben will, wer wieder vom königlichen Kaufmann spricht, Der mag erweisen, daß er dort draußen unter den Schwierigkeiten des Auslandmarktes (die größer und wichtiger sind als ein Wahlsieg in Meseritz oder Gumbinnen) sein Kaufherrenthum zu behaupten vermag. Vergißt er, was er dem Reich schuldet, ist ihm gar ein kleiner eigener Nutzen werthvoller als deutsches Ansehen, so bleibt er als Leiter der größten Ueberseehäuser ein Hosenträgerhändler. Wer im Ausland seinen Kopf hoch tragen will, soll fein und zäh sein wie Stahl. Einem Krämervolk hülfe selbst eine gute Diplomatie nicht ans Licht.

Pasing bei München. Dr. Fritz Reck-Malleczewen.

Die Wahrheit.

Die erlauchten Eltern des jugendlichen Prinzen Edmund Norbert legten großen Werth darauf, ihn von Klein auf beim Volk populär zu machen. Denn obwohl sie nur einer Seitenlinie angehörten und ein Kronprinz vorhanden war, sahen sie in ihrem Sohne den künftigen Herrscher des Ländchens. Der Kronprinz war physisch und geistig zurückgeblieben. Wäre er ein einfaches Bürgerkind gewesen, so hätte man ihn schwachsinnig genannt. Da er aber der Kronprinz war, so hütete man sich, das böse Wort auszusprechen; man flüsterte es nicht einmal, und wenn von dem armen Kronprinzen irgendwie und irgendwo die Rede war, so erzählte man Wunderdinge von seinem Verstand und seiner körperlichen Kraft. Das Volk freilich bekam ihn niemals zu Gesicht. Er war immer auf Reisen, immer in Bädern, für seine künftigen Unterthanen immer unsichtbar. Den kleinen Prinzen Edmund Norbert hingegen kannte Jedermann. Sollte der Kronprinz (was Gott verhüten möge!) sterben, so wurde der Prinz aus der Seitenlinie Herrscher über

das Ländchen. Das hielten seine hohen Eltern sich täglich vor und erzogen ihren Sohn danach. Auf alle Fälle.

Schon als ganz kleiner Junge wurde er dem Volke gezeigt. Er kam auf die beliebteste und besuchteste Promenade der Hauptstadt, stieg da aus und ging, immer grüßend und lächelnd, an der Seite seiner Erzieherin und gefolgt von einem Lakai, „mitten im Volk“ spaziren. Traf er mit Kindern zusammen, die adelig genug waren, um ihm nahen zu dürfen, so spielte er öffentlich mit diesen Kindern, arrangirte Wettläufe, bei denen er stets Sieger blieb (die Kinder erriethen instinktiv, daß sie den Prinzen gewinnen lassen mußten), und führte, lebhaft und mit heißen Backen, das große Wort. Und das Volk, das gute, dumme Volk, stand in ehrfurchtvoller Entfernung gaffend daneben und bewunderte seinen kleinen Prinzen, der doch nichts Anderes that, als was eben alle Kinder seines Alters thun. Aber: ein Prinz!

Später kam er aufs Gymnasium. Das gehörte mit zur volksthümlichen Erziehung. „Zwischen ihm und den übrigen Schülern darf absolut kein Unterschied gemacht werden“, schärften seine Eltern dem Direktor des Gymnasiums ein. Das war eine sehr aufregende Sache.

Zunächst beriethen der Direktor und die Professoren über die Frage, wie der Prinz zu setzen sei. Sollte er in der vorderen Bank allein sitzen oder mit anderen Schülern zusammen? Man entschied nach langem Berathen, daß es verstimmen könnte, säße er allein. Und man wählte, da man ihm ebenbürtige Knaben nicht zur Verfügung hatte, wenigstens solche aus, die von Adel waren und im Rang nicht allzu tief unter ihm standen. Den Jungen, denen die Ehre zu Theil wurde, auf der Bank des Prinzen sitzen zu dürfen, schärfte man vorsichtig Allerlei ein. Der Prinz sei höflich zu grüßen. Man habe ihm stets den Vortritt zu lassen und dürfe sich erst setzen, wenn er sitze. Niemand habe das Wort an ihn zu richten, sondern man habe zu warten, bis er spreche, und dann habe der durch eine Ansprache von Allerhöchstdemselben Ausgezeichnete artig und bescheiden Antwort zu geben. Und wenn der Prinz geprüft werde, so habe aufmerksames Stillschweigen zu herrschen.

Und wenn der Prinz nichts wußte? Stecken blieb und sich blamirte? Das zu erleben, war den munteren Jungen eine verlockende Aussicht. Aber einer solchen Möglichkeit wurde bei Zeiten weise vorgebeugt. Die Professoren steckten dem Hofmeister ganz einfach, welche Fragen man dem Prinzen bei der nächsten Prüfung vorlegen werde; und der Hofmeister trug Sorge dafür, seinem hohen Zögling die Antworten gehörig einzupauken. Die Folge davon war, daß Edmund Norbert nur Triumphe einheimste und der ganzen Klasse als leuchtendes Vorbild gezeigt wurde. Er selbst strahlte ahnungslos. Er war ja doch entschieden der Begabteste, Tüchtigste, Fleißigste unter Allen. Ueberall und immer der Erste. Auch bei Tennis, Football, Turnen. Seinen kleinen Mitspielern wurde ja streng eingeprägt, den Prinzen bei jeder Gelegenheit und jedem Spiel ausnahmelos gewinnen zu lassen. Und so kam es, daß er immer gewann; worüber er sich herzlich freute.

Einen hübschen Sport hatte er sich auf der Promenade und in der Umgebung der Hauptstadt ausgesonnen. Daß er, wenn er älter geworden, dem „edlen“ Waidwerk, wie man den Thiermord, aus Vergnügen daran, zu nennen für gut findet, huldigen werde, war für ihn eine ausgemachte Sache. Was wäre Das auch für ein Prinz, der die Hauptaufgabe seines Lebens nicht im Hetzen und Niederknallen wehrlosen Wildes sähe! Aber einstweilen war er für Hetz- und Treibjagden doch noch zu jung und mußte seine Ungeduld zügeln. So vertrieb er sich die Zeit des Wartens damit, daß er auf seinen Spazirgängen aus einer kleinen Flinte nach Spatzen oder auch anderen Vögelchen schoß.

Es gab vorwitzige Leute im Volk, die diesen Sport häßlich fanden und der Meinung waren, des Prinzen Erzieher sollte den Muth haben, seinem hohen Zögling die blutige Liebhaberei zu verbieten. Doch der Hofmeister, der den Sport zwar auch nicht schön fand, hütete sich wohl, sein Mißfallen irgendwie zu äußern. Erstens kannte er seinen Prinzen sehr genau und wußte, wie empfindlich der Kleine war. Er hätte durch eine tadelnde Bemerkung gewiß nichts erreicht, hätte den Prinzen nur geärgert. Und obendrein stand zu befürchten, daß man ihn seinem Posten enthob, wenn er sich einfallen ließ, irgendetwas an Edmund Norbert häßlich zu finden. Und der Hofmeister wollte so lange wie möglich auf seinem Posten bleiben, um schließlich mit einer fetten Pension in Gnaden entlassen zu werden. Diese Hoffnung zu gefährden, fiel ihm nicht ein. Man soll aufrichtig sein gegen einen Prinzen, soll ihm die Wahrheit sagen? Diesen Luxus konnten sich Leute leisten, die nichts dabei aufs Spiel setzten. Der Hofmeister schwieg deshalb und grinste freundlich, wenn dem Prinzlein ein Schuß gelang und ein armes Vögelchen, zuckend und blutend, im Sand lag.

Einmal aber ereignete sich bei solcher Gelegenheit Fürchterliches.

Am Ende der kleinen Residenz wohnte in einem villenartigen Hause ein blondes kleines Mädchen, das seine größte Freude darin fand, im Garten, der das Haus umgab, Nistkästchen und Futterplätze für die Vögel anzulegen. Der Springbrunnen im Garten lud die zarten Sänger zum Trinken und Baden ein und die jugendliche Herrin von Haus und Garten wurde nicht müde, für ihre Schützlinge zu sorgen, sie anzulocken und sich ihrer zutraulichen Munterkeit zu freuen. Sie waren auch schon so zahm geworden, daß sie an Gefahr nicht dachten und arglos auf dem Gartengitter sitzen blieben, als der Prinz, mit seinem kleinen Flintchen in den Händen, des Weges kam und auf einen der Vögel (es war eine Meise) anlegte.

Die kleine Vogelfreundin sah vom Garten aus, was er that. Sie schrie gellend auf, was zur Folge hatte, daß alle Vögel erschreckt aufflogen, stürzte aus dem Garten hinaus auf die Straße, hin zum Prinzen, der, höchst indignirt über die Störung, mit gerunzelter Stirn dastand und sie voll Empörung ansah, gab ihm einen Stoß vor die Brust, daß Höchstderselbe taumelte, und schrie ihn wüthend an: „Du abscheulicher Bengel! Wag es noch einmal, auf meine lieben Vögel zu schießen!

Dann rufe ich den Gärtner, damit er Dich verhaut. Aber schon ordentlich, weißt Du!"

Die Szene hatte sich mit solcher Blitzesschnelle abgespielt, daß der Hofmeister sie nicht zu hindern vermocht hatte. Und jetzt stand er da wie eine Salzsäule, erstarrt und regungslos. Dem Lakaien erging es nicht besser. Und die kleine Missethäterin, die nicht wußte, nicht ahnte, wer vor ihr stand, zog mit einem letzten Zornesblick auf den versteinerten Prinzen und dessen versteinerte Begleiter triumphirend ab. Der würde sich kein zweites Mal unterstehen, nach ihren Vögeln zu schießen! Dem hatte sie es ordentlich gesagt!

Erst als sie fort war, kam wieder Leben in die erstarrten Glieder und das erstarrte Hirn des Hofmeisters. Furchtsam blickte er um sich und athmete dann erleichtert auf. Wunderbarer Weise war Niemand in der Nähe und der entsetzliche Vorfall hatte keine fremden Zeugen gehabt. Er wendete sich dienernd seinem Prinzen zu: „Eure Hoheit . . ."

Der Hoheit liefen dicke Thränen über die Backen. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte der Prinz rüde Wahrheit gehört. Und Das war ihm etwas so grausig Fremdes, daß er meinte, die Erde müsse in Trümmer gehen. Wie betäubt fragte er: „Was geschieht mit diesem Mädchen? Wird sie hingerichtet werden, weil sie mich beschimpft und gestoßen hat?"

Der Hofmeister hüstelte verlegen. „Wie Eure Hoheit befehlen", wäre ihm, nach alter Gewohnheit, beinahe entschlüpft. Aber er besann sich und antwortete mit Geistesgegenwart: „Dieses Mädchen ist offenbar irrsinnig. Darin liegt ihre Entschuldigung."

„Eine Irrsinnige ist eine Kranke", sagte der Prinz. „Und eine Kranke muß man laufen lassen?"

„So urtheilt die Großmuth Eurer Hoheit."

„Ihr sei denn verziehen", fuhr der Prinz mit einer großartigen Geberde fort. „Aber man stecke sie in ein Irrenhaus", fügte er hinzu.

Sein Hofmeister verneigte sich so tief, wie er konnte, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Im Stillen nahm er sich vor, diese Straße auf seinen Spazirgängen mit dem Prinzen künftig zu meiden. Vielleicht kam ihm auch der Gedanke, wie unpraktisch es sei, einem Prinzen derbe Wahrheit zu sagen; und daß die hohen Herren, groß und klein, sich zwar darüber beklagen, immer nur Lügen und Schmeicheleien zu hören, daß sie aber, sagt man ihnen einmal die Wahrheit, es Dem, der sie gesagt hat, doch niemals verzeihen und einen Missethäter, einen Verbrecher oder einen Kranken in ihm sehen; daß es darum viel nützlicher sei, wenn man mit einem Prinzen zu thun hat, ihn nach Kräften zu belügen. Vielleicht dachte der Hofmeister aber auch nichts; wahrscheinlich. Er hatte ja niemals die Absicht gehabt, seinem hohen Zögling auch nur die allerkleinste unliebsame Wahrheit zu sagen. Pas si bête!

Wien. Emil Marriot.

Israels und Liebermann.*)

In der Seele der germanischen Rasse liegen zwei einander feindliche Triebe vereint, vergleichbar der Liebe zu der grauen Heimath und dem Zug nach dem goldenen Süden. Der eine ist ein der Wirklichkeit abgewandter Spiritualismus, der andere ein Ringen nach klarer Gestaltung, nach Form. Aus dem ersten geht mit Nothwendigkeit eine subjektive, Alles durch den färbenden Schleier des Ichs betrachtende, aus dem zweiten eine objektive Anschauungweise hervor, welche die Dinge nimmt, wie sie sind. Es giebt Individuen, in denen diese Tendenzen sich ausschließlicher verkörpern. So in der deutschen Literatur Goethe und Jean Paul, in der holländischen Malerei Frans Hals und Rembrandt.

Liebermann hatte bisher in Frans Hals seinen Leitstern gesehen, und will man sein Streben, wie es aus seinen Werken hervortritt, mit einem Wort kennzeichnen, so kann es nicht anders heißen als Objektivität. Die äußere Natur war ihm die Hauptsache. Sie war es so sehr, daß er sogar einen ihm näher erscheinenden Weg zu ihr eingeschlagen hatte und, um das Modewort zu gebrauchen, realistischer malte als zuerst. Die Gestaltung, die Form, wenn auch unter noch so wechselnden Bedingungen sich darstellend, war ihm das Wesentliche. Und indem er die Natur in ihren feinsten Reizen liebevoll zu durchdringen, sie in schmuckloser Einfachheit zu belauschen suchte, wurde

---

*) Ein Pröbchen nur aus dem großen Werk „Max Liebermann, sein Leben und seine Werke“, das der Maler Herr Erich Hancke im November bei Bruno Cassirer in Berlin herausgiebt. (Lexikonband; mit 320 zum größten Theil unveröffentlichten Abbildungen und einer Originalradirung; Preis: 30 Mark.) Ein Liebermann-Denkmal. Des unter allen heute lebenden interessantesten Malers; eines Meisters, der, vielleicht, seines Wachsthums Gipfel noch nicht erreicht hat. Erst dieses Buch lehrt ihn gründlich erkennen. „Die Anschauung vom Wesen und von der Begabung Liebermanns ist durchaus neu; sie weicht in vielen (und gerade in den wesentlichsten) Punkten von Dem ab, was bisher Geltung hatte. Hancke liebt seinen Helden, ohne ihn zu überschätzen. Und die selbständige Auffassung von der Kunst Liebermanns hatte zur Folge, daß wenig bekannte oder unbekannte Werke an die erste Stelle gerückt wurden.“ Diese Sätze durfte Herr Bruno Cassirer (der sich das Verdienst zuschreiben kann, Herrn Hancke für die Kunstkritik geworben zu haben) mit Fug in den Prospekt setzen; und daran die stolze Behauptung knüpfen: „Wir glauben, daß ein so vollendet gedrucktes Kunstbuch in Deutschland nicht existirt.“ Liebermann hat ein neues (radirtes) Selbstportrait dem Buch vorangestellt; muß also wohl meinen, daß der Biograph ihn sah, wie er selbst gesehen sein will.

seine Objektivität zur Intimität. Da führte ihn sein Weg mit Israels zusammen, durch den er in den Bann jener anderen Anschauung gerieth, die mit um so größerer Macht auf ihn zu wirken begann, als es Rembrandt war, der hinter Israels stand.

Rembrandt ist ein Titan. Sein Wollen ist so gewaltig, so grenzenlos, daß es uns ergreift wie ein Vollbringen. Vielleicht selbst noch stärker, in Folge der Tragik, die in der Unmöglichkeit dieses Vollbringens liegt. Ihn zu überschauen vermag man nicht. Israels ist neben ihm nur ein blasser Schatten; und doch verbindet eine Wesensverwandtschaft den großen Meister und seinen Epigonen. Liegt das Bindende in der vorwiegend spirituellen Natur der jüdischen Rasse, zu der ja Rembrandt sich so dauernd hingezogen fühlte? Jedenfalls lernen wir durch Israels Rembrandt besser verstehen.

Aber Rembrandt, der Antiken besaß und schätzte, rang mit seiner Natur. Er ging in diesem verzweifelten Ringen nach Plastik in seinen Vordergründen oft fast bis zur Augentäuschung. Israels dagegen ist ein überzeugter, ich möchte sagen: verbohrter Spiritualist. Er hat eine tiefe Verachtung für die Form. Er will nur den Geist. Und die Aeußerung, die er dafür suchte und bei Rembrandt fand, ist Das, was wir Stimmung nennen.

Während die Wirkungen einer objektiven Malerei aus den Dingen selbst und dem ihnen innewohnenden Charakter fließen, nur kombinirt mit den menschlich-künstlerischen Eigenschaften des sie Vermittelnden, seiner Größe, Einfachheit, Energie, Leidenschaft, Feinheit, Anmuth usw., und während diese Wirkungen um so stärker werden, je mehr dieser Vermittelnde sich den Dingen unterzuordnen, in ihnen aufzugehen strebt, sind es bei der subjektiven Stimmungmalerei die Gefühle des Künstlers, welche, die Objekte bekleidend, auf uns wirken, und zwar um so intensiver, je mehr die Objekte untergeordnet, ihrer Körperlichkeit entkleidet sind. Sie sollen das Auge nicht festhalten, nur der Phantasie den Impuls, die allgemeine Richtung geben, denn diese Stimmungen sind eben so unbestimmt, wie sie stark sein können. Kein Maler besitzt diese Stimmung stärker als Rembrandt; und der Instinkt der Kunstästhetiker irrte nicht, als sie das Helldunkel als das Wesentliche in seiner Kunst bezeichneten, denn es ist ihm, indem es das Objektive verschleiert, das Mittel, seine Gefühle, die ihm das Wesentliche sind, auszudrücken.

Von Rembrandt übernahm Israels dieses Helldunkel und gebrauchte es sinnvoll zu gleichem Zweck, noch konsequenter, denn er er opferte ihm unbedenklich alles Sachliche. Bei ihm giebt es kein mit Liebe ausgeführtes Stück, sondern nur Andeutungen.

Die Wirkung des Helldunkels nun auf die Darstellung der freien Natur zu übertragen, fand er ein sehr einfaches und radikales Mittel: die Verschwommenheit. Er verwischte die Formen, tötete die Farben und über einem Chaos konnte unbeeinträchtigt sein Gefühl herrschen. Und er ist stolz auf seine Formlosigkeit, denn er sagt: „Außer Millet

giebt es keinen Maler, der so wenig zeichnen und malen kann und dabei so gute Bilder malte wie ich." Aber zwischen Millet und Israels liegt eine weite Kluft. Millet ist wohl ein Romantiker, ein Gedankenmaler, aber durchaus kein Stimmungmaler im Sinn von Israels. Und vor Allem ist er nicht formlos.

Wie sehr Millet die Form will, wird Jedem in die Augen springen, der nur eine seiner Bauernfiguren sieht, die Bildsäulen gleichen und unter deren Kleidern die Anatomie so deutlich ist, als hätte er den Faltenwurf, wie man es auf der Akademie zu machen pflegt, nach befeuchteten, auf die nackten Glieder der Gipsabgüsse gelegten Lappen studirt; und wenn er die Form mangelhaft giebt, so liegt Das an seinem Können und nicht an seinem Wollen.

Und doch, trotz ihrer einem unbefangenen Auge unerträglichen Verschwommenheit, hatte Israels' Kunst eine starke, unbestreitbare Wirkung. Allerdings nur in den germanischen Ländern, vor Allem in England, denn sie brachte in der Seele der Nordländer eine Saite zum Schwingen.

Als Liebermann in Israels', des um dreiundzwanzig Jahre Aelteren, Sphäre trat, hatte Dieser nach langem Suchen seine Eigenart gefunden. Von diesem Augenblick an wurde er, der bis dahin nach einander in den Gleisen der düsseldorfer und der akademischen französischen Malerei gegangen war, so unerschütterlich wie ein Fels. Und von dieser Natur muß ein Zauber ausgegangen sein, dem Liebermann sich nicht entziehen konnte, um so weniger vielleicht, als, trotz dem Gegensatz der Begabung, der Erziehung und des Wollens, in ihm, dem Juden, doch auch Etwas von jenem Spiritualismus lag.

Die Wirkung des Einflusses von Israels zeigte sich fast unvermittelt. 1882 war die „Bleiche" entstanden, Liebermanns objektivstes, intimstes Bild; 1885 die „Dorfstraße", weniger geglückt, aber eben so gegenständlich; 1886, in der „Flachsscheuer", verrathen sich seine ersten Spuren; und ein Jahr danach, in den „Netzflickerinnen", ist die Höhe schon erreicht. Der Umschwung geschah so plötzlich und tiefgehend, daß man ihn revolutionär nennen muß. Man könnte Liebermann mit einem jener reichen Männer vergleichen, die, vom Geist getroffen, ihren Reichthum von sich warfen, um einem Apostel zu folgen. Den Glanz der Farbe, die Bestimmtheit der Form, die bei aller Herbheit doch edle Technik verließ er, um in der freiwilligen Armuth grauer, scheinloser, mit gewollter Rauheit aufgetragener Töne einem neuen Ideale zu dienen.

Es ist nicht zu leugnen, daß jener Einfluß in jeder Weise sehr weit ging. Er bestimmte eben so das Stoffgebiet (Liebermann hatte etwas Aehnliches wie die großen Figuren in der Einöde des Meeresstrandes nie behandelt, während sie seit einer Reihe von Werken Israels' Domäne geworden waren), wie er die malerische Sprache veränderte. Und doch blieb Liebermann er selbst. Es entwickelte sich nur etwas Verwandtes, das als Keim in ihm geschlummert hatte, aber es entwickelte sich in sehr selbständiger, in seiner Eigenart begründeter Weise. Er

wurde durch Israels zum Stimmungmaler; aber seine Stimmung ist immer noch eine andere als die Israels'.

Denn wenn das Wesen der Stimmung darin beruht, daß sie das Objekt nur als Ausgangspunkt, gewissermaßen als Sprungbrett für die Phantasie ansieht, so liegt doch noch ein großer Unterschied in der Richtung, die sie ihr aufzwingt. Da giebt es ein Bild von Israels, worauf man ein altes armsäliges Weib dargestellt sieht, das neben einem kleinen, von ihrem Hund gezogenen Wägelchen totmüde über trostlose, vom Regen aufgeweichte Feldwege daherschwankt. Farbe, Malerei, Zeichnung, Alles ist die Dürftigkeit selbst. Man kann sich gar nichts Kläglicheres vorstellen. Und doch bleibt es nicht ohne eine gewisse Wirkung. Auf unsere Sinne allerdings wirkt es nicht. Wir athmen nicht den Erdgeruch, nicht die Weite der Felder. Wir bekommen von ihnen nur eine abstrakte Vorstellung. Auch die alte Frau wird uns als Mensch nicht in der Weise näher gebracht, daß sie uns in der Rundheit ihrer Existenz anschaulich würde. Wir fangen vielmehr aus Anlaß dieses Falles, dessen Graßheit uns packt, an, über das menschliche Elend zu philosophiren. Und in dem Augenblick, wo wir dahin kommen, sind wir bis zu ihrer Quelle den Weg zurückgegangen, den die Absicht des Künstlers bis zu ihrer Fixirung auf der Leinwand machte. Das ist das Wesen der Stimmung von Israels, daß, wie sie vom Gedanken ausgegangen ist, sie uns auch wieder zum Gedanken zurückführt.

Anders aber ist es bei Liebermann. Stellt er uns auch nicht mehr die Dinge fest umrissen vor Augen, sondern giebt von ihnen einen summarischen, stark mit persönlichem Gefühl durchtränkten Eindruck, so ist doch dieser Eindruck ursprünglich mehr von den Sinnen, den Nerven als vom Gedanken empfangen worden und erweckt in uns nicht sowohl Gedanken als sinnliche Vorstellungen. Nur sind diese jetzt unbestimmter, ins Weite gehend. Die Grenze zwischen Empfundenem und Gedachtem ist bei ihm zuweilen verwischt. Der Zusammenhang mit der äußeren Wirklichkeit, der aus jedem seiner früheren Werke ein besonderes machte, ist loser geworden. Sie sind formloser, aber ein breites Naturgefühl, um so unendlicher erscheinend, als es formlos ist, erfüllt sie. Denen besonders vertraut, die in der Natur nicht zu sehen, sondern zu träumen lieben. Damit hat sich Liebermann jenem spirituellen Element genähert; und es ist begreiflich, daß er von dort her Widerhall fand.

Der deutsche Naturalismus, der damals heraufkam (vor Allem in der Literatur), erkannte in Liebermanns Malerei Geist von seinem Geist und machte seinen Namen zu einer Parole. In seinem für den Künstler bahnbrechenden Aufsatz „Studie über den Naturalismus und Max Liebermann", der die gährenden, ungeklärten Ideen der Zeit eindrucksvoll widerspiegelt, entwirft Heilbut ein Bild des Naturalisten, wie er ihn auffaßt. Er nennt ihn einen „wiederauferstandenen Mystiker, in dessen Impulsen etwas nicht Ausgereiftes steckt und ein nicht

ganz klares Besinnen auf sich selbst. Etwas Ahnungvolles, das nur das Gefühl erkennt". Und von seiner Kunst sagt er: „Sie senkt sich in die Dinge in einer Weise, die über das optische Sehen hinausgeht. Sie will einen elementaren Eindruck geben; die Felder, zum Beispiel, die sie malt, sollen nicht malerisch wirken, der warme Duft des reifenden Getreides soll uns entzücken."

Es ist interessant, diese Stimmungskunst mit dem französischen Impressionismus zu vergleichen, den man mit ihr in Verbindung bringen wollte. Auch die Impressionisten wollen jenen so starken Eindruck, den Heilbut „elementar" nennt, hervorbringen; und es gelingt ihnen auch. Aber das Woher und Wohin ist ein ganz anderes. Sie bringen ihn hervor, indem sie nicht das Nebeneinander, sondern das Zueinander der Dinge geben, womit sie nichts thun, als was auch viele frühere Maler thaten, nur daß sie viel konsequenter sind. Von Frans Hals zu ihnen ist es nicht so sehr weit; sie ziehen nur die Folgerungen seiner Kunst. Auch sie sind ganz objektiv, geben die äußere Natur, und zwar nicht nur in Andeutungen, da sie ja die Beobachtung der Erscheinung in noch nicht gesehener Vollendung durchführen. Indem sie diese Beobachtung bis zur höchsten Intimität steigern, steigern sie auch die Wirkung bis zum Elementaren. Denn Das ist der grundlegende Unterschied zwischen ihnen und den Stimmungmalern, daß sie gestalten wollen, wo jene nur ahnen lassen. Deshalb gehen sie auch nicht über das objektive Sehen hinaus, sondern vervollkommnen es. Die Einen analytisch (Pissarro, Sisley, Monet), die Anderen, Größeren synthetisch (Manet, Cézanne) geben, wenn man das Wort in weiterem Sinn nimmt, nur Form. Auch die Wiesen Monets haben ihren würzigen Geruch, seine „Seine" haucht Frische aus, die Blumen Manets duften, und zwar nicht, weil sie nicht gemalt, sondern, weil sie so unerschaut gut gemalt sind. Doch Stimmung haben ihre Bilder nicht. Sie erwecken nicht jene grenzenlosen, an die Formlosigkeit gebundenen Gefühle, die nur aus subjektiver Anschauung fließen und die auch nur auf eine verwandte Natur wirken können.

Es ist unbestreitbar, daß gerade mit seinen Stimmungbildern Liebermann in Deutschland das Empfinden des Augenblicks aussprach und dadurch eine Wirkung gewann, die seinen früheren Werken versagt geblieben war. Ihnen verdankte er das Eklatante seines Ruhms, der sonst ruhiger, dem Leibls ähnlich, sich entwickelt hätte. Seine Werke dieser Art brachten eine tiefgehende Erregung hervor, die, ohne daß ihr das Skandalöse anhaftete, an Stärke noch über die ging, die das Erscheinen von „Christus im Tempel" begleitet hatte. Er bewegte seine Zeitgenossen, wie es nur ein mächtiger Künstler vermag, und nicht mit Unrecht schrieb Heilbut: „So ist in den Köpfen der gegenwärtigen Periode die Meinung über die Poesie der Natur".

Erich Hancke.

Südbahn.

Die „K. K. Privilegirte Südbahn-Gesellschaft“ hat in der Welt kaum ihresgleichen; nicht einmal im Bezirk der kühnsten Eisenbahngründungen, in Amerika. Die Südbahn beherrscht das wichtigste Streckennetz der habsburgischen Monarchie und ist doch das vom Schicksal am Meisten gestrafte Unternehmen. Wenn man von der „Rothschildbahn“ spricht, schiebt sich in die Gedankenbahn der Begriff Sanirung. Seit der Jahrhundertwende hat es vier „Südbahnarrangements“ gegeben, die alle im Nebel verschwanden. Neulich wurde das fünfte Programm fertig; und diesmal soll es Ernst werden. Die österreichische Regirung, die sich den älteren Reformideen gegenüber lau verhielt, ist an dem neuen Programm so stark interessirt, daß man von ihrer Seite keinen Widerstand zu fürchten braucht. Früher galt die Frage, ob die Südbahn überhaupt sanirt werden müsse, noch als Problem. Da die Einnahmen stiegen, glaubte man, die Rentabilität werde mit der Zeit von selbst kommen und die Verwalutng nicht genöthigt werden, große Stücke vom Anlagekapital herunterzusäbeln. Diese Berechnung war falsch. Sie wurde durch die Dividendenskala gründlich widerlegt. Nennenswerthe Dividenden hat die Südbahngesellschaft, die 1859 zu arbeiten begann, nur in den ersten fünfzehn Jahren vergeben. Von 1881 bis 1900 wurden Quoten gezahlt, deren stolzeste Höhe nicht über $1^3/_5$ Prozent hinausging. Und dann kamen wieder Nullen. So ist es geblieben. Fehlende Dividenden und schwache Tilgung des Kapitals: bessere Voraussetzungen für eine Sanirung sind kaum denkbar. Aber die Aktionäre und die drei Gruppen von Obligationären ließen sich nicht unter einen Hut bringen. Keiner wollte sich zu Opfern verstehen; Jeder suchte für sich den größten Vortheil herauszuschlagen. Und nationale Unterschiede verbitterten den Interessenstreit.

728 000 Aktien und 4,25 Millionen Schuldverschreibungen sind ausgegeben worden. Die Aktionäre repräsentiren ein Kapital von rund 347, die Obligationäre eins von 2042 Millionen Kronen. Ueber das Schicksal einer Werthpapierarmee von 2389 Millionen Kronen soll entschieden werden. Die Aktion ist also nicht unbedeutend. Und sie wird mit allen Künsten der Diplomatie geführt. In Frankreich liegt ein großer Theil der Südbahnobligationen; eine halbe Milliarde ists mindestens. Die Franzosen haben deshalb ein Wort mitzureden. Und sie sind nicht blöde. Vor zwei Jahren wurde gedroht, daß den ungarischen Staatspapieren und Pfandbriefen die Cote an der pariser Börse versagt werde, wenn Budapest nicht Wien in der Südbahnsache gefügig mache. Die Ungarn hätten in Wien nichts ausgerichtet. Am Wenigsten bei den Ministern; denn der hohe Fiskus brauchte keinen Finger zu rühren, wenn er es darauf anlegen wollte, die Südbahn billig in die Hände zu bekommen. Damals sprach man vom Konkurs, der für den Staat die beste Lösung sei. Der hat nie Etwas gethan, um der Südbahn das Leben zu erleichtern. Er zwang sie, im Gegen-

theil, zu Investitionen, die schwer auf die Finanzen des Unternehmens drückten. Da vorauszusehen war, daß sich die Obligationäre nicht einigen würden (die Aktionäre müssen sich in die Rolle der quantité négligeable finden), so ist schon vor mehreren Jahren ein gerichtlicher Kurator in Wien bestellt worden, der dem Gericht sein Gutachten über die Sanirungvorschläge abzugeben hat. Die letzte Entscheidung trifft das Handelsgericht, wenn die Beschlüsse der Obligationäre vorliegen.

Die Obligationäre sollen auf einen Theil ihres Kapitals verzichten, wollen es aber nicht zum Besten der Aktionäre thun. Die wünschen, in absehbarer Zeit wieder Dividende zu sehen. Die Obligationäre haben den größeren Kapitalbesitz; aber die Aktionäre haben auf ihren Antheil mehr eingezahlt als ihre Gegner. Die Aktien, im Nominalbetrag von 500 Franken, sind nicht nur voll, sondern sogar mit Aufgeld bezahlt worden. Aus den Obligationen aber hat die Bahn nur die Hälfte des Nominalbetrages erhalten. Die dreiprozentigen Schuldverschreibungen, im ursprünglichen Gesammtbetrag von 2170 Millionen Franken, sind nur mit rund 40 Prozent begeben worden. Auf dieses Kapital, das zum vollen Werth amortisirt werden muß, hat also die Südbahn nur 868 Millionen erhalten. Nun stelle man sich vor, was es heißt, 1300 Millionen zurückzuzahlen, die man niemals bekommen hat! Bei solcher „Finanzirung“ ist die Misere der Südbahn kein Wunder. Die Aktien, die berühmten „Lombarden“, sind in neuer Zeit das Spielpapier des kleinen Mannes geworden. Die 500 Frankenaktie kostet in diesen Tagen 110 Franken; und es gab eine Zeit, wo man nicht mehr als 80 Franken dafür zu zahlen brauchte. Das Aktienkapital ist nicht viel mehr werth als den fünften Theil seines Nominalbetrages. Vier Fünftel sind verloren; und dazu kommt der Zinsverlust, den die Jahrzehnte lange Dividendenlosigkeit bewirkt. Die dreiprozentigen Obligationen, die heute rund 260 Franken kosten, waren auch schon mal theurer. Aber ihr Kurs hat niemals über 350 Prozent hinausgeragt; und wer den höchsten Preis anlegte, hat viel weniger bezahlt, als er nach dem ursprünglichen Tilgungplan zurückbekommen sollte: 500 Franken. Dagegen könnte die niedrige Verzinsung (seit 1904 werden die Zinsen nur zu $2^{6}/_{10}$, statt zu 3, Prozent berechnet) den Anspruch auf eine Entschädigung bei der Amortisation rechtfertigen. Die Lombarden wurden jedesmal verachtet, wenn ein „Arrangement“ sich als unausführbar erwiesen hatte, und kamen doch wieder in Gunst, sobald ein neues am Horizont auftauchte.

Die Seelenkunde könnte aus dem Verhalten der Südbahnkapitalisten interessante Anregungen holen. Keine Enttäuschung hat vermocht, die von ihr Betroffenen zu bescheidener Resignation zu bringen; jede hat das Begehren noch aufgestachelt. Haben kluge Köpfe einen Weg erdacht, der aus dem Elend ins Freie führt, so wird ihnen gesagt, daß der Pfad nicht breit und nicht glatt genug sei. Die Arrangements, die gewiß einen reichlichen Aufwand von Witz und Verständniß erfordern, werden bemäkelt, weil sie nicht gleich Reichthümer vor

den „Interessenten“ aufthürmen. Alle Versuche, die Südbahn zu saniren, scheiterten an dem Mißtrauen der Kapitalisten, die hinter jedem Programm den Ausbeuter witterten. Sobald ihnen Etwas geboten wird, fühlen sie sich auf einmal als die beati possidentes, die gar keinen Grund haben, sich ihres Eigenthums zu entledigen. Die Aktionäre erwarteten wahrscheinlich, daß schon vom nächsten Jahr ab Dividenden gezahlt werden; und die Prioritätenbesitzer glaubten, mit einem geringen Nachlaß das Ihrige gethan zu haben. Nur so ist die Aufnahme des neuen Programms zu erklären. Die Börse war enttäuscht und verzichtete auf die Hausse, die leise begonnen hatte.

Im Mittelpunkt des Arrangements stehen die dreiprozentigen Obligationen. Das versteht sich bei der Größe ihres Kapitalantheils von selbst. Von den Lasten der Sanirung unberührt bleiben die fünfprozentigen Schuldverschreibungen (105 Millionen Franken). Sie sollen zum vollen Nennwerth in Gold eingelöst werden. Die vierprozentigen Obligationen (zwei Serien von zusammen 136 Millionen) behalten ihren Coupon, müssen aber, unter Umständen, mit der Tilgung warten, bis die dreiprozentigen Prioritäten zurückgezahlt sind. Das kann, im schlimmsten Fall, fünfzig Jahre dauern. Da die Verstaatlichung der Südbahn sicher kein halbes Jahrhundert mehr auf sich warten lassen wird, so brauchen die Besitzer der vierprozentigen Prioritäten ihre Geduld nicht zu einer besonderen Kraftprobe zu stählen. Uebernimmt der Staat die Bürgschaft für die Schuldverschreibungen, so wird der Nennwerth der vierprozentigen Stücke auf 94 Prozent abgestempelt. Wie steht es nun mit den Dreiprozentigen? Für die ist eine doppelte Behandlung vorgesehen, je nachdem das eine oder andere Schema für die Sanirung gewählt wird. Zwei Wege sind vorgezeichnet, deren erster in den zweiten münden soll. Wird 2 abgelehnt, so bleibt 1 als Definitivum. Nach Nummer 1 soll der Nominalwerth der fünfprozentigen Obligationen von 500 auf 325 Franken herabgesetzt werden. (Nach dem Programm von 1911 war eine Rückzahlung zu 352 Franken vorgesehen; die französische Gruppe wollte aber 400 Franken haben. Der neue Vorschlag bleibt also hinter dem älteren zurück.) Der Staat bürgt der Südbahn für ihre Tarife, die um 7 Prozent höher sind als die Sätze der Staatsbahnen und deshalb in den Alpenländern heftig bekämpft werden. Die „politische“ Behandlung der Südbahnfrage spitzt sich stets auf die Sondertarife zu; und es ist wichtig, unter Umständen diese Spitze abzubrechen, also die Möglichkeit zu schaffen, daß die Preise, welche die Südbahn fordert, sich dem Normaltarif anpassen können. Nach dem Sanirungvorschlag 1 darf mit einer Ermäßigung des Tarifs erst nach Jahren gerechnet werden. Zunächst verpflichtet sich der Staat, die Ausnahme zu Gunsten der Südbahn bestehen zu lassen, bis ihr gelungen ist, so große Reserven anzusammeln, daß sie die hohen Tarife nicht mehr braucht. Die Tilgung der Obligationen, die seit zehn Jahren eingestellt ist, würde am ersten Januar 1915, zu dem erwähnten Betrag

von 325 Franken, beginnen. Durch die Kürzung des Amortisationwerthes erhöht sich die Liquidität der Gesellschaft, die dann einen besonderen Fonds anzusammeln vermag. Die Aktientilgung erfolgt zu 200 Franken. Reichen die Ueberschüsse weiter, so kann eine Dividende von 5 Franken gezahlt werden. Sind noch disponible Mittel vorhanden, so werden sie verwendet, um den Einlösungwerth der Obligationen von 325 auf 350 Franken zu erhöhen. Endlich soll der Gesellschaft die Aufnahme einer Investitionanleihe von 150 Millionen gestattet werden. Die „italienische Annuität" (der Kaufpreis, den die italienische Regirung für die lombadisch-venezianischen Eisenbahnlinien in Jahresraten von rund 28 Millionen Franken zahlt) bleibt als Sicherheit für die Obligationen unangetastet. Schema 2 sieht anders aus. Hier tritt der Staat in engste Beziehungen zur Südbahn. Er leistet keine Tarifgarantie, sondern eine volle Garantie für Zinsen und Kapital der dreiprozentigen Obligationen. Die werden durch die Haftung des Fiskus zu Staatspapieren; müssen aber die Standeserhöhung damit bezahlen, daß sie sich mit einem Tilgungpreis von 310 Franken (15 weniger, als im Schema 1 vorgesehen sind) begnügen. Die Tarife werden sofort heruntergesetzt. Dadurch wird der Plan populär. Aber sein süßester Kern (für den Staat) steckt anderswo. Die Prioritäre sollen auf die italienische Annuität als Pfand verzichten. Aus diesem Verzicht entwickelt sich dann eine höchst schlau erdachte Finanztransaktion. Die Annuität soll in der Form einer Anleihe kapitalisirt werden. Das würde einen Betrag von etwa 600 Millionen Franken ergeben. Davon hätte die Südbahn zur Rückzahlung der fünfprozentigen Prioritäten und zur Herstellung eines Investitionfonds etwa 250 Millionen nöthig, so daß 350 übrig blieben. Und diese Summe würde die österreichische Regirung als Anleihe von der Südbahn beziehen. Das ist die Sensation des neuen Programms: der Staat leiht ein großes Kapital von einer zu sanirenden Gesellschaft. Warum nicht? Nur nicht Philister sein. Der österreichische Fiskus braucht Geld und die Südbahn kanns ihm geben. Ergo... Die Anleihe für die italienischen Annuitäten wird in Paris begeben. Dem österreichischen Finanzminister würde, aus politischen Gründen, kein Stück Rente in Frankreich abgenommen werden. Die Südbahn hats leichter; und der Staat braucht nur Kapital und Zinsen der neuen Titres zu garantiren. Schema 2 muß vom Parlament genehmigt werden; es abzulehnen, liegt kein Grund vor, da der Staat nur Vortheil aus der Sanirung ziehen kann. Und das Fundament für die Verstaatlichung wäre damit gelegt und die Möglichkeit neuen Aergernisses abgewehrt. Die Aktien würden zu 200 Franken mit 4 Prozent Verzinsung vom Staat übernommen.

Die Aktionäre fänden in beiden Regimes die selben Chancen. Den Obligationären ist in jedem Fall die Zahlung der Zinscoupons gesichert. Ein Unterschied besteht nur im Einlösungwerth. Der ist nach Schema 1, ohne Staatsgarantie, auf 325, nach Schema 2, mit

Umwandlung der Obligation in ein Staatspapier, auf 310 Franken festgesetzt. Daß eine Staatsobligation im Kurs anders gewerthet wird als eine private Schuldverschreibung, ist verständlich. Und eine Gesellschaft, die ihren Kapitaldienst so schlecht versieht wie die Südbahn, muß irgendwie flott gemacht werden. Den Besitzern des Effektenkapitals fällt durch die Sanierung kein Sondergeschenk zu; sie sind jetzt bereit, Opfer zu bringen, und erhalten, für den Verzicht auf mögliche Zukunftchancen, die Bürgschaft für das reduzirte Kapital. Von einer besonderen Begünstigung kann also nicht die Rede sein. Die Volkswirthschaft allein gewinnt, wenn ein Unternehmen von solcher Wichtigkeit endlich aus dem Krankenjammer erlöst wird.

Ladon.

Briefwechsel.

Herr Dr. Mahlke in Hamburg hat an Herrn Dr. Karl Jentsch nach der Veröffentlichung des ersten seiner beiden Polenartikel („Unsere Polen") das folgende Schreiben gerichtet, von dem er wünscht, daß es in der „Zukunft" veröffentlicht werde.

Sehr geehrter Herr Doktor, im vorigen Jahr haben Sie in der „Zukunft" Artikel über Nordamerika veröffentlicht, die meine aufrichtige Bewunderung erregten, da Sie die dortigen Verhältnisse viel richtiger beurtheilten, als es in den an der selben Stelle erschienenen Aufsätzen von Goldbeck, der drüben ansässig ist, geschah. Ueber die nationalpolitischen Verhältnisse Nordamerikas scheint mir Ihr Urtheil aber weniger zutreffend als über die wirthschaftlichen Zustände. Sie stellen sich die Umwandlung der Millionen von Deutschen in Yankees wohl recht gemüthlich vor, wie ich aus Ihrem letzten Artikel „Unsere Polen" entnehme. Wenn nach Ihrer Ansicht die Polen in Deutschland unterdrückt werden, so erleiden die Deutschen drüben eine viel härtere Unterdrückung, allerdings weniger vom Staat als durch die konventionelle Sitte, die von jedem einzelnen Yankee in schroffer Form dem Ankömmling aus Europa gegenüber zur Geltung gebracht wird. Schon Benjamin Franklin hat gegen die deutsche Sprache gekämpft und jeder Yankee ist ihm darin eifrig gefolgt. Im vorigen Jahrhundert wurden die Deutschen drüben von den Knownothings mit Knitteln und Steinen traktirt und die deutschen Turner vom Pöbel aus ihren eigenen Hallen hinausgeboxt. Wann ist je den Polen in Deutschland Aehnliches widerfahren? Ich selbst fragte in einem Café drüben einen Kellner, der mit einem Haufen Zeitungen beschäftigt war, nach der deutschen newyorker Staatszeitung und erhielt von ihm auf meine in englischer Sprache an ihn gerichtete Frage die Antwort: „Hier im Lande haben

Sie Englisch zu sprechen!“ Kein Kellner in Berlin, wo vielfach polnische Zeitungen ausliegen, würde einem Polen, der den Dziennik Posnanski verlangte, eine ähnliche Antwort geben! Bis jetzt haben die Yankees mit ihrem Streben nach der Nationalisirung der nichtenglischen Einwanderer nur bei den Deutschen und den ihnen verwandten Holländern und Skandinaven Erfolg gehabt. Alle anderen Völker, Polen, Russen, Italiener und Slowaken, leisten Widerstand; die Polen haben es in Texas sogar fertig gebracht, ihre Sprache unter der Negerbevölkerung zu verbreiten. Mit Ausnahme der leicht assimilirbaren Deutschen gelten bei den Yankees jetzt alle nichtenglischen Einwanderer als „unerwünscht“ (undesirable). Ihr Urtheil über die Polen leiten Sie vermuthlich von der oberschlesischen Dorfbevölkerung her, die allerdings eine so gutartige und menschenfreundliche ist, daß Jeder sie liebgewinnen muß. Ich bin durch sehr viele Dörfer Oberschlesiens geradelt oder gewandert und überall stets mit freundlichem deutschen Gruß empfangen worden. Es giebt aber auch andere Polen. Auf den Landstraßen in Sachsen und Braunschweig bin ich vielen Polen begegnet, die mir auf meine höflichen Fragen keine Antwort gaben, dafür aber, nachdem ich an ihnen vorbei war, mir Flüche und Schimpfwörter nachsandten. Man konnte sich in ein feindliches Land versetzt glauben. Die Schwierigkeit in der Polenfrage beruht nach meiner Ansicht in dem Mangel an Nationalgefühl bei den Deutschen. Diesen Mangel habe ich überall getroffen, wo immer in fernen Ländern ich mit Landsleuten zusammengekommen bin und sie mit anderen Völkern vergleichen konnte. In Buenos Aires lernte ich junge Leute kennen, die von ihren Eltern in deutscher Sprache und deutscher Kultur aufgezogen waren und nun sich ihre blonden Haare schwarz färben wollten, damit man sie nicht immer für Alemanes, für Deutsche, halte. Nach mehrjährigem Aufenthalt im Ausland bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß das deutsche Volk seinem Untergang entgegengeht, wenn es nicht dem Nationalstolz der anderen Völker den selben Stolz entgegensetzt. Der „Hakatismus“ hat nicht eigentlich den Zweck, die Polen zu germanisiren, sondern den, die Deutschen als Deutsche zu erhalten. Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr Doktor, diese Zeilen freundlich aufnehmen zu wollen, und begrüße Sie mit ergebenster Hochachtung Dr. A. Mahlke.

Dr. Jentsch bemerkt dazu nur, daß doch wohl die üblen Erfahrungen, die Dr. Mahlke mit Polen gemacht hat, wahrscheinlich in die Zeit fallen, wo der Kulturkampf und der Sprachenzwang auch den gemeinen Mann gegen die preußische Regirung und gegen alles Deutsche aufgebracht hatten; daß der polnische Adel und Klerus schon vorher deutschfeindlich gesinnt waren, habe er ja ausdrücklich hervorgehoben und er sehe den Grundfehler der preußischen Politik eben darin, daß sie das Volk dem Adel und dem Klerus in die Arme treibe und alle Drei zu einer fanatisch nationalistischen Partei zusammenschmiede.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. November 1913.

Royalties.

Wittelsbach.

Während ringsum in Europa die Throne wankten, manche sogar, die gestern noch aller festeste schienen, wurde, am siebenundzwanzigsten April 1848, Herrn Maximilian von Bayern, Ludwigs Erben, der zweite Knabe geboren. Achtundvierzig: böse Zeit für die Könige. Herr Omnes war wieder einmal aus langem Schlaf aufgestanden, hauste lärmend im Land und wollte den Lenker des eigenen Schicksals, den schrankenlos souverainen, spielen. Mit mißtrauischem Blick maßen, wenn sie sich unbeobachtet wähnten: die Monarchen die steile Höhe, auf der ihr goldenes Stühlchen stand, und ein Zittern befiel sie bei dem Gedanken, in der nächsten Stunde schon könnten derbe Fäuste hinauflangen und die Ragenden roh in das Gewimmel der Ehrfurchtlosen herniederzerren. Was sollte da unten aus den Verwöhnten werden, fern von dem bunten Troß, der sich vor Großen bückt, um vor Kleinen das Dienerhaupt desto höher tragen zu dürfen, der sich einen Charakter verleihen, ein glänzendes Münzlein oder farbiges Bändlein anhängen läßt, weil er durch die Kraft des eigenen Wesens und im selbst erworbenen Gewand nichts gelten würde, was, fern von dem Glauben, der in den alten Liedern lebt und die Wehrlosen lange vor der Pöbelwuth schützte? Die Götter selbst sind verloren, wenn erst der Glaube an ihren himmlischen Ursprung welkt. Dem in der Wiege zappelnden Prinzlein mag die Amme die Weise vom Königssohn gesungen haben, der sich, da dem Vater Krone und Reich geraubt ward, als Tagelöhner verdingen mußte; und der

Bayernfürst Max mag den Kopf des Kleinen manchmal unruhvoll gestreichelt haben. Er sollte, als Zweitgeborener, nach menschlicher Voraussicht nie die Last einer Krone tragen; aber würde der freche Empörergeist einer gährenden Zeit ihm auch nur sein Prinzenrecht gönnen oder den Verzärtelten aus der warmen Heimath scheuchen? Der Eltern Wille hatte den in schlimmer Stunde Geborenen Otto genannt, nach dem anderen Wittelsbacher, der als Feldherr und Staatsmann sich um Friedrich den Ersten so große Verdienste erwarb, daß er als Bayernherzog Heinrich den Löwen beerben durfte. Ob der kleine Otto je in das Ansehen dieses Namens hineinwachsen, im werdenden Reich der Deutschen aus eigenem Werth je Etwas bedeuten würde? Oder ward ihm bestimmt, ein letzter Königsspross zu sein, ein heimloser Prinz ohne Land, auf den die Menge höhnend mit dem Finger deuten würde, als auf Einen, der in die Zeit nicht mehr paßt und gespenstisch nun, mit längst erloschenem Anspruch, durch das helle Gebiet der Allbeherrscherin Demokratia spukt?

Er wuchs unter Gleichen heran, trat in das Heer und trug für Bayern zuerst und dann für die Einheit der deutschen Stämme die Waffen. Königssöhnen, so will es die unverrückbare Ordnung, ziemt nur der Kriegerberuf, ziemt, auch wenn sie vom Krieger nichts in sich haben, doch nur des Kriegers Kleid, der Schein der Wehrhaftigkeit, die der hohen Würde gesellt sein soll. Prinz Otto war wohl kein schlechterer Soldat als andere Fürstenkinder; er wahrte den Schein und schien ein Held, weil er nicht nach dem ersten Kanonenschuß in Ohnmacht fiel. Ein Fürst, der im öffentlichen Wandel nicht mehr Aergerniß giebt als ein Privatmann und Steuerzahler ruhigen Schlages, gilt schon als ein Musterbild ritterlicher Tugend. An dem Prinzen Otto war nichts auszusetzen und das Auge der Bayern leuchtete, so oft es den jungen Wittelsbacher in seines Wesens Freundlichkeit sah. Denn der Sturm des bösen Jahres war inzwischen verbraust, Herr Omnes hatte die allzu hastig errafften Waffen sorgsam wieder in die Zeughäuser geschleppt, das alte Treugefühl hervorgesucht: und die Monarchen blickten getrost in die Tiefe nieder, aus der ihnen nun keine Gefahr mehr drohte. Auf der steilen Höhe stand das goldene Stühlchen wieder ganz fest; und ein Bischen weiter unten war eine goldene Wand gezogen worden, die Besitz und Bildung säuberlich von der wimmelnden Hunnenschaar trennen sollte. Das war die Errungenschaft des Großen Jahres. Eine sehr gute Einrichtung; denn nun mußte das wüste Gesindel erst die goldene Wand durch-

brechen und die Reihen der Besitzenden und Gebildeten überrennen, ehe es sich an das goldene Stühlchen wagen konnte. Früher hatte der König mit dem Troß der Privilegirten oben gethront und sich kaum um das ungegliederte Gehudel da unten gekümmert. Als es ihm fürchterlich zu werden begann, zogen Andere die schützende Wand; und damit sie gezogen und, als eine neue Abgrenzung erworbener Rechte, von Jedermann aus dem Volk anerkannt werde, hatten von dem Gesindel ein paar hundert Namenlose ihr Leben gelassen. Die Königischen im Land kicherten in den Bart, rieben die Hände und raunten schmunzelnd einander zu: „Jetzt sind wir so weit; jetzt kann, wie in uralter Zeit, sogar ein Toller wieder die Krone tragen.“

Prinz Otto, den des Vaters Hand einst in Sorge unruhvoll streichelte, dessen Fürstenzukunft den Nächsten nicht sicher schien, ist seit vielen Jahren nun König von Bayern. Er weiß es nicht. Sein Geist ist umnachtet, war schon in undurchdringliches Dunkel gehüllt, als Ludwig der Zweite den Tod suchte, im Wasser fand und seinem jüngeren Bruder die Krone ließ. Dem Volk blieb das gräßliche Schauspiel erspart, einen Irren im Purpur zu sehen, den weihenden Goldreif auf der Wölbung über einem zerstörten Hirn zu erblicken. Die Mauern von Nymphenburg, Schleißheim und Fürstenried haben den Aermsten spähsüchtiger Neugier verborgen. Nur allerlei Gerüchte krochen aus den Ritzen und wuchsen unterwegs. Der Bejammernswerthe sei in die niedersten Formen der Thierheit gesunken; keine Hemmung wilder Triebe mehr, kein noch so leises Flimmern der Erkenntniß, kaum die Spur einer Regung des Instinktes. Er falle gierig mit Mund und Fingern über die Krankenkost her, befriedige während des Speisens ohne Scham die Nothdurft, wälze sich auf allen Vieren durch die Säle und freue sich, wenn man ihn zum Schein auf harmlos Vorüberwandelnde schießen läßt, — auf Landeskinder, die er kraft seines Amtes zu schirmen berufen ist. Denn er ist König. Mit seinem Bilde werden die Münzen geprägt und der Fremde, der jenseits vom Weltmeer den schmalen Jünglingskopf betrachtet, ahnt vielleicht gar nicht, daß er einen geistig unrettbar Erkrankten vor sich hat. In seinem Namen wird Recht gesprochen, werden Todesurtheile verkündet und vollstreckt und ihn, den Unseligsten, sucht, bang verröchelnd, der letzte Ruf der aus der Menschengemeinschaft Gestoßenen, die vor der Grabesnacht schlotternd um Gnade winseln. Ihm leistet der ins Heer Eintretende den Eid der Treue, auf sein Haupt flehen die Priester am Altar den Segen des Höchsten her-

ab. Er weiß es nicht, weiß nicht einmal, daß sein Bruder dem Wahnsinn verfiel und an Ludwigs Statt der greise Oheim das Regentengeschäft auf sich nahm. Königliche Pracht umgiebt ihn, auf seinen irren Wink eilt die Dienerschaar hin und her, bückt sich und wedelt. Keiner wagt, ihm den Titel zu weigern, der nach göttlichem und menschlichem Recht ihm gebührt, und sogar seine Aerzte, die diesen König doch in seinen schwächsten Stunden sahen, sprechen in ihren Attesten ehrerbietig von dem „psychischen Verhalten Seiner Majestät". Und diese Majestät wälzt sich auf dem Mosaikboden der Prunksäle und lallt unverständliche Laute.

Ob in diesem lichtlosen Hirn niemals, auch nicht für kurze Sekunden, ein Funke aufflammt, eine flüchtige Ahnung der furchtbaren Wirklichkeit erwacht? Ob je eine schnell geknüpfte und schnell gelöste Assoziation dem Irren plötzlich, wie im Blitzlicht, verrieth, daß er König ist und mit der Grimasse der Sklavenehrfurcht sich begnügen muß, daß er wie ein krankes, ungütiges Thier lieblos gepflegt und wie eine allmächtige Majestät doch umdienert wird? Wenn Otto von Bayern eines Tages Krone und Purpurmantel heischte und in seinem Käfig vor den grinsenden Wärtern den König spielte!... Das Gitter des Käfigs ist dicht; nur Gerüchte dringen heraus. Oft, gewiß, falsche; Dichtung bösen Klatsches viel öfter wohl als Wahrheit. Weh der Monarchie, wenn einem wahnsinnigen König Menschenverstand und Menschensprache wiederkehrten und er zu erzählen begönne, was er in den Minuten der Dämmerung, beim trüben Flackern des Bewußtseins, einst hörte und sah!

Urvätern hätte dumpfer Aberglaube solche Zweifel genährt. Die anthropocentrische Weltanschauung duldete den kränkenden Gedanken nicht, der irdische Herr der Schöpfung könne auf die tiefste Stufe der Thierheit sinken, in die Niederung seiner kreuchenden Diener; ihn mochten Dämonen und Schwarzalben plagen, aber sein vom Götterodem beseeltes Wesen konnte nie völlig entadelt werden. Der psychisch Kranke war heilig, war ein zu besonderem Zweck geweihtes Gefäß des göttlichen Willens, den kein nur den Alltagserscheinungen der Zeitlichkeit erschlossenes Auge zu ahnen vermag. Und gar ein vom finsteren Wahn umsponnener König: wer wollte das Telos erkennen, das hinter dem Gespinnst vielleicht geheimnißvoll waltete? Reste solchen mystisch-poetischen Dämonenglaubens haben sich lange erhalten. Wir wissen ja, daß manche bayerische Bauern noch heute in Ludwig dem Zweiten nicht einen Kranken, sondern einen hochsinnigen Schwärmer sehen, den die Tücke schnöder Neider aus der Macht und dem Leben getrie-

ben hat. Die wirre Phantastik des Königs stützte diesen Kinderglauben; die Menge erfuhr nicht, daß Ludwig sich mit Stallknechten umhertrieb, plumpe Burschen zärtlich umfing und die höchsten Diener des Staates zwang, wie Hunde an seiner Thür zu kratzen, wenn sie Einlaß begehrten; sie vernahm nur von großartigen Bauten, prunkvollen Festen, einem königlichen Drang nach erhabener Einsamkeit und der Sehnsucht, Künstlerträumen für kurze Stunden den Schein der Wirklichkeit zu gewinnen. Und als die Wahrheit ans Licht sickerte, war im Massenempfinden die Legende nicht mehr zu entwurzeln. Ein wunderschöner König, der hoch oben im weißen Gebirg horstet, unter den kleinen Leuten sich Freunde sucht, den Glanz entschwundener Tage wieder erstehen läßt und, wie ein in Menschengestalt vermummter Gott aus Nord, auf goldenem Schlitten nachts über die Schneefläche des Berglandes saust: Herrlicheres konnte der Dichter selbst dem Märchentrieb des Volkes kaum ersinnen. Und damit nichts fehle, kam noch die dunkle Sage hinzu, der Einsame habe niemals ein Weib berührt, nach der verbotenen Frucht nie die reine Rechte gereckt. Wie ein Sündenloser, von gemeiner Menschlichkeit nicht Befleckter, lebte er hinter blüthenweißen Schleiern, lebt er noch jetzt im Gedächtniß der Einfalt... Dem armen Otto war das Geschick nicht so gnädig. Sein Geist erkrankte, ehe sein Haupt die Krone trug. Das Volk hat ihn nie, wie so oft in guten Jahren den strahlenden Bruder, als König gesehen, nie eine Absicht auf edles Thun an ihm bemerkt, ein hold ins Ohr klingendes Wort von ihm gehört. Niemand hat je an seiner Krankheit gezweifelt, über deren Fortschreiten und Stillstand Bulletins ausgegeben wurden (und die nüchterne Knappheit der ärztlichen Ausdrucksweise mordet alle Mystik). Wenn das Wort Gehirnerweichung einmal ausgesprochen ist, schwindet die Märchenstimmung auf Nimmerwiedersehen. Dann denkt man nicht mehr an der Furien Rache, die Iphigeniens Bruder peinigte, nicht an Lears grauses Rasen auf öder Haide: dann steht vor dem Sinn das Bild eines hilflos Kranken, der im Mannesalter wieder zum Kinde geworden ist und den die Sorge der Wärter vor den Regungen wüster Thiertriebe wahren muß. Das Mitleid bleibt, aber die scheue Ehrfurcht entweicht: denn dieser gepäppelte, gesäuberte, nur von animalischem Wollen bewegte Leib ist nicht ein zu besonderem Zweck geweihtes Gefäß des göttlichen Willens, ist wahrlich nicht jeder Zoll ein König. Und die unverständige Einfalt selbst glaubt dem Arzt, der auf die Frage, ob in diesem lichtlosen Hirn nie ein Funke aufflammen, eine flüchtige Ahnung der

furchtbaren Wirklichkeit erwachen könne, kühl und sicher antwortet: „Nein. Ausgeschlossen. Das psychische Befinden Seiner Majestät hindert jede Möglichkeit auch nur kurzen Erwachens aus düsterer Wahnsinnsnacht.“

In Weimar steht, auf der Hügelkrümmung der Berkaer Chaussee, ein einsames Haus. Auch da wohnte ein geistig unheilbar Erkrankter, wohnte ein Mann, in dem die lyrische Grundstimmung stärker war als die scheidende, unterscheidende Kraft des Theoretikers der Erkenntniß und der mit so stürmischer Leidenschaft doch, wie sonst nur um irdischen Besitz, um das Gold und das Weib, gerungen wird, um die Erkenntniß der Wahrheit rang. Der Pfarrerssohn hatte sich auf das blanke Eis der höchsten Gletscherblöcke gewagt, hatte das Haupt trotzig in den Himmel gereckt und war als ein Siecher dann, ein zum Geistestod Verdammter, thalwärts geschlichen. Er konnte sein letztes Wort nicht mehr sprechen, vielleicht nicht einmal sein vorletztes; aus dem heißen Wirbelsturm rastloser Entwickelung riß ihn das Schicksal und warf ihn, ein Häuflein entgeisteter Erde, auf dürren Strand. Er lernte den Weltruhm nicht kennen und mußte, schmerzlich oft stöhnend, auf den Beifall der Volksgenossen verzichten. Nun war der Weltruhm gekommen, in den Vorhutgeistern seines Volkes die von ihm ausgestreute Saat aufgegangen: er wußte es nicht. Wohl ihm: er wußte auch nicht, wer ihn heute bewundert und wie die verhaßten Vielzuvielen mit schmatzenden Lippen jetzt die Quellen verpesten, die sein Zauberstab einst aus totem Gestein erweckte. Aber er hat gelebt, hat sich selbst, mit schon müden, zitternden Händen, den Riesentorso seines Denkmals gethürmt und wird im Gedächtniß der guten Europäer, auch der von seinem Ziel nicht geblendeten, unverlierbar weiterleben.

Von Otto, dem Bayernkönig, kann nichts im Gedächtniß des Volkes fortleben; nichts Gutes, doch auch nichts Schlechtes. Er konnte seinem Lande nicht schaden, nicht den Schrecken verbreiten, den Samuel auf dem Wege der Könige sah, als der eifersüchtige Rachegott ihn Israel vor den Monarchen warnen hieß. Otto konnte selbst beim schlimmsten Willen nicht den kleinsten Theil des Unheils stiften, das tolle Herrscher von den Tagen der rasenden römischen Imperatoren bis auf den russischen Paul und den englischen Georg in blinder Wirrniß angerichtet haben. Was ist ein König, den von der Macht nur der Schein, nur der Name schmückt und der auch im Purpur, mit Krone und Szepter, ein krankes, von keiner Bewußtseinsschranke in seinem Trieb gehemmtes Thier

bliebe? Dennoch wird man auch dieses Königs gedenken. Als er geboren ward, wankten in Europa die Throne; als er ins vierte Lebensjahrzehnt schritt, konnte im deutschen Land ein Wahnsinniger König heißen, des Rechtes, der Macht höchster Hüter scheinen: und das Volk blieb ruhig und treu.

Der unverschleierte Blick auf Ottos Irrenlos hat mir vor drei Lustren die erste Freiheitstrafe eingebracht. Prinz Otto von Bayern, dessen krankhaftes Wesen schon im Hochsommer des Feldzuges wider Frankreich auffiel, war noch im Jahr der Kaiserproklamation unter Vormundschaft gestellt worden. Daß die Psychose von dem ins Mannesalter Reifenden nicht weichen werde, erfuhr das Volk früh aus den Gutachten der Aerzte; auch aus den spärlichen Mittheilungen des Kurators Von Pranckh. Als am siebenten Juni 1886 Ludwig der Zweite (weil er, nach dem ärztlichen Attest, an „Paranoia leide und durch diese Krankheit die Willensfreiheit völlig ausgeschlossen sei, so daß der König an der Führung der Regirung dadurch behindert ist") der Monarchenmacht entkleidet wurde, ging, nach der Vorschrift der Verfassung, der Haus- und Staatsverträge und dem Recht der agnatisch-linealen Erbfolge, der Königstitel, trotz Gutachten und Kuratel, auf den Prinzen Otto über. Am dreizehnten Oktober 1886 lasen die treuen Bayern in einem Bericht der münchener Polizeidirektion, der König „leide an Verrücktheit und werde durch unheilbare Wahnvorstellungen so völlig vom realen Leben abgezogen, daß auch der nicht Unterrichtete jeden geistigen Zusammenhang des Monarchen mit der Außenwelt für aufgehoben halten müsse." In der Augsburger Abendzeitung stand, Otto scheue vor jedem Teppich, wie vor einer wildes Bergwasser bettenden Schlucht, jäh zurück und finde sein Hauptvergnügen darin, aus dem Fenster zu schießen. In der Kölnischen Zeitung, er krieche, statt aufrecht zu gehen, pflücke die Erdbeeren, die er gern esse, mit dem Mund und habe, wie sein Bruder Ludwig in der letzten Lebenszeit, alles Gefühl für Sauberkeit und anständige Nahrungzufuhr verloren. Dennoch: Kriegsherr, Rechtsschirmer, König von Gottes Gnaden. Dennoch: vierzehn Tage Haft zur Sühnung eines Artikelchens, das nichts Neues brachte und den Kranken nicht kränken konnte. Gerechtigkeit ist (vergesset nur Dieses nie!) die Grundmauer jeglichen Staatsbaues. In Bayerns Zweiter Kammer sprach der Abgeordnete Dr. Sigl, der die Preußen inbrünstig haßte und sich für einen mit Haut und Haar den Wittelsbachern verschriebenen Mann gab: „Ich kenne Herren und Damen, die beim Lesen dieses Artikels geweint haben, und mir

selbst, der gewiß kein allzu zartes Gemüth hat, ist bei der Lecture das Wasser in die Augen gekommen. Einige meinten, man müsse Harden für den Artikel dankbar sein; die selbe Ansicht haben Kollegen in diesem Haus ausgesprochen. Leider ist die Königsfrage in der Zeit, wo es geschehen konnte, nicht zur Zufriedenheit des Volkes beantwortet worden. Durch die Konfiskation wird uns eine böse Suppe eingebrockt. Gerade Harden, gegen den man vorgeht, hat Bayern stets seine Rechte gelassen und wird sie auch in Zukunft vertheidigen, besser vielleicht als Mancher von Ihnen und als ich selbst. Ich erinnere daran, wie er sich des Prinzen Ludwig nach dessen moskauer Rede angenommen hat. Das sollte man nicht dadurch vergelten, daß man ihn vor die bayerischen Gerichte stellt." Nicht einer von den Abgeordneten, die (bei der Berathung des Justizhaushaltes) über die Strafsache sprachen, behauptete, durch meinen Artikel in seinem Gefühl verletzt worden zu sein. Der wurde in einem überfüllten Gerichtssaal verlesen: kein Zeichen des Aergernisses ward hörbar oder sichtbar; und als der Amtsanwalt die Verhängung sechswöchiger Haft forderte, regte der Unwille der Hörer sich so laut, daß der Vorsitzende drohte, den Saal räumen zu lassen. Vertreter aller bayerischen Parteien hatten gesagt, der Artikel habe weder ihr Stammesempfinden noch ihr monarchisches Gefühl verletzt. Einerlei. Im Namen des Königs verurtheilten zwei Gerichte mich zu zwei Wochen Haft, Im Namen des Königs Otto von Bayern.

Long ago. Otto ist nicht mehr König. Das Haus Wittelsbach hat erkannt, daß auch die Geduld eines Volkes, das auf seinem Thron zwei Irre, ein Halbjahrhundert lang nur Irre sah, nicht allzu ungebührlicher Probe unterthan werden dürfe. Das Ministerium Hertling hat durch die Klippen des Reichsrathes und des Landtages ein Gesetz, mit bedächtiger Schnelle, gelotst, das dem Verweser im Königreich Bayern erlaubt, einem seit zehn Jahren und nach Menschenvoraussicht für immer zur Regirung unfähigen Monarchen den Schein und die Symbole der Macht zu nehmen, die Regentschaft zu enden und, im Geist der Verfassung, die legitime Thronfolge zu sichern. Wer in diesem Gesetz eine Sünde wider, einen Hohn auf den Inbegriff des „Gottesgnadenthumes" wittert, hat nie bedacht, daß nicht Stolz, sondern fromme Demuth den Apostel Paulus künden ließ, er sei, was er sei, nur durch Gottes Gnade, und daß der frechste Wille zur Fälschung des Wortes Inbegriff nicht zu wandeln vermochte. Das Gesetz mußte sein; wäre längst geworden, wenn der alte Herr Luitpold nicht das Auf-

flackern des Wahnes gefürchtet hätte, der ihn verdächtigte, den Neffen entkrönt zu haben, um selbst sich die Krone aufs greise Haupt zu stülpen. Der Thätige, dem das Wirken Lebensbedürfniß ist, läßt sich nicht mit Zwirnsfäden an gilbende Urkunde schnüren. Ludwig wird, Luitpolds Sohn, König von Bayern. Das hat Grund, dem verschmitzten Muth des Freiherrn von Hertling dankbar zu bleiben. Das braucht, gerade jetzt, einen König. Wichtige Theile des Wittelsbacherlandes (das alter Bauernpflicht, Hirtenpflicht drum nicht ledig wird) überwächst, wie neue Haut, die Kulturform des Industrialismus. Aus der brausenden Wucht der Gebirgswasser schäumt die Hoffnung auf einen Stammesschatz, der die Lebenshaltung jedes Einzelnen erhöhen, bereichern kann. Flüssiger Brennstoff leuchtet dem Enkel auf Wege, die der Ahn nicht beschreiten durfte, und gestattet bald vielleicht kühnen Wettlauf mit den Besitzern geräumiger Kohlenfelder. Von Bergspitzen, aus Triften und Thälern schallt der Ruf zu klug besonnener, alle Kräfte raffender Arbeit. Nur ein König vermag, der Noth und dem Begehr werdenden Alltags das Grundgesetz des Staates anzupassen. Mit Preußen über die Modernisirung des Eisenbahnbetriebes zu verhandeln. Der Vormacht des Südens den Goldpanzer zu schmieden und im Wehrwesen, im Rath und im auswärts gewendeten Handeln des Reiches das ihr gebührende Rangrecht zu schaffen. In dem Ewigen Bund, hinter des Kaiserthumes schimmernder Fassade, als inter pares secundus, nur ein König; nicht eines Kronenträgers grausig-närrischer Schatten. Der konnte, schon vierzig Jahre nach dem Stürmchen von 48, Herrscher scheinen; nur ein vernünftig Starker kann es sein. Bayern hat, für sich selbst und fürs Reich, viel zu thun; und keine Zeit mehr zu verlieren. In seiner Geschichte kann der Oktober 1913 ein so wichtiger Monat werden wie der von 1813, der Name des Schlosses Fürstenried so lange nachklingen wie der des Städtchens Ried, wo, trotz allem Mühen der preußischen Diplomaten Hardenberg und Wilhelm von Humboldt, in dem Oktobervertrag von Metternich und Alexander dem Bayernkönig die unbeschränkte Souverainetät und ein Veto gegen jeden deutschen Reformplan gewährt, der Neubau deutscher Verfassung also von Süd aus gehemmt wurde. Zornig bäumte sich damals das Nationalbewußtsein des Freiherrn vom Stein auf. Er knirscht: „Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Unwillen über dieses diplomatische Produkt auszudrücken. Die Rheinbundfürsten, diese schwachen Leute, sind selbst erstaunt darüber, daß man ihnen ein viel ehrenvolleres Dasein zugesteht, als

sie durch ihr erbärmliches Betragen verdienen. In dem Augenblick, wo die Hand die das Steuerruder führte, erschlaffte, wurde das Schiffsvolk meuterisch und verließ den Seeräuber-Hauptmann (Napoleon), unter dessen Anführung es bisher nach Herzenslust geplündert, unterdrückt und sich gebrüstet hatte. Diese Fürsten werden sich vor den siegreichen Verbündeten beugen, sich zu Truppenstellungen verbindlich machen, in geringer, entbehrlicher Zahl, aber uns möglichst die Benutzung der Kräfte ihres Landes erschweren, unsere Maßregeln lähmen, uns im Unglück verlassen und verrathen." Hätte Stein sich nicht Metternichs Wünschen entgegengestemmt, dann wäre Bayern Herr über Mannheim und Heidelberg, Frankfurt und Hanau geworden; von Oesterreichs Gnade, das zwischen Süd und Nord einen nur von Habsburger Mannschaft ersteigbaren Wall thürmen wollte. Wir müssen hoffen, daß die Möglichkeit der Option für Wien, gegen das Adlerland Steins und Bismarcks, der Familie Wittelsbach-Este niemals wiederkehrt; auch den dem Haus Habsburg-Lothringen Verschwägerten nie das Sehnen nach solcher Wahlfreiheit. Steins Deutschland, nicht Metternichs, birgt in seinem Schoß den Keim zu Bayerns Zukunftglück; ihn zu hegen, in Blüthe und Frucht zu reifen, muß ein Königswille sich rüsten. Der Verweser war in den Tagen deutschen Machtniederganges nur ein stummer Silberglanz im Sternenchor.

„Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen in ihre Herzen tief zurück und fesselt dort sie ein. Der Anblick eines neuen Fürsten befreit die langgebundenen Wünsche. Im Taumel dringen sie hervor, genießen übermäßig, thöricht oder klug, des schwerentbehrten Athems." König Ludwig der Dritte kann sich die Wahrheit des goethischen Wortes erleben. Wenn er die Wünsche, die Kräfte sein können, rasch entbindet und klug, ohne schädliches Uebermaß, des Athems genießen läßt, mag er Versäumtes nachholen. Allzu lange Versäumtes. Für Bayern, für das Reich wärs besser gewesen, wenn dem zweitgrößten Bundesstaat nicht ein Halbjahrhundert hindurch das sichtbare Herrnhaupt gefehlt hätte. (So lange ists her: denn Ludwig der Zweite kam als Kranker auf den Thron; und die Gründe, die ihn, nach wirrem Sträuben, schließlich fürs Kaiserrecht der Zollern stimmten, müßten das Gedächtniß jedes nicht im Hirn Siechen schänden.) Wärmt aus Süd bald nun den Reichswinter des Frühlings holder, belebender Blick? Ludwig ist ein schlichter, freundlicher Mann, guten Willens und in Takt gewöhnt (der ihm über die schwere Pflicht hinweghalf, als Enkel eines Rheinbündlers den deutschen Fürsten die Feier der

Rheinbundssprengung zu bereiten). Ein König mit dem so hohen Amtes würdigen Schöpfervermögen? Der Zeuger königlicher Gedanken? Als er an Preußens Küste unsanft aufgefordert worden war, den bayerischen Wimpel vom Flaggenstock einzuziehen, wehrte er sich in Moskau schroff, zu laut vielleicht in der Fremde gegen die thörichte Behauptung, des Reiches Fürsten seien des Reiches Vasallen. Dann fuhr er nach Kiel und entschuldigte sich vor Wilhelm (der ihn eine Warteprobe bestehen ließ) von dem mißdeutbaren Ausdruck gerechten Grimmes. Noch einmal hat er Gesprochenes zu klären, unfroh Gehörtes zu entgiften getrachtet. Größe in Ruhe darzustellen sei, sagt Jean Paul, auf dem Thron, wie in der Kunst, das Ideal. Ludwig der Dritte wird fühlen, daß eines Königs Wort That sein muß oder dem Schaumflöckchen gleicht, das in Winden verwirbelt.

.... Ohé, les poètes! Wenn ein Wunder geschähe, eins der alltäglichen, die, wider den Heiligen Geist patentirter Wissenschaft, Kranken Genesung spenden? Wenn in Ottos düsterem Hirn Licht würde und der Erkrönte der Menschheit heimkehrte? Dann wären zwei Könige in Bayernland; zwei von Recht und Gesetz zärtlich auf den Thron ihrer Väter geleitete. Und den im Glanz Aelteren hätte ein in seinem Namen verkündetes Nothstandsgesetz, auf des Vetters Wink, von steiler Höhe gestoßen. Staats- und Privatfürstenrecht ist biegsam; und Psychiatrie hat, wie Preußens Adler- und Kronenorden, ihren Preis. Das Drama wäre morgen noch möglich. Ludwig muß seinen Abend nützen. Handle, König, rede nicht; Dein Wollen und Sein wird nur durch That offenbar.

Zollern.

„Jeder Unterthan begehrt nichts sehnlicher als Dieses: von Zeit zu Zeit so mancherlei fröhliche Gelegenheit zu haben und hierdurch immer neuen Anlaß und Zunder zu bekommen, damit er eben so hell und deutlich, in unterthänigster Ehrfurcht, seine beständig entflammte Treue und Liebe gegen das gesammte Königliche Haus unauslöschlich sehen lassen könne." Dieser Schachtelsatz schließt ein altes Buch über eine am dresdener Hof gefeierte Hochzeit. Er ist von 1738; könnte aber gestern geschrieben, gesprochen worden sein (etwa von dem Waid- und Bethmann, dessen klebriger Vorschullehrerschwatz über den „Bismarckgeist" jeden aufrecht Deutschen, in der Woche des Krupp-Prozesses, vor die Wahl zwischen Hohngelächter und Schamröthe stellte). An mancherlei Gelegenheit und Zunder die beständig entflammte Treue

vor Königshäusern verschiedener Höhe zu illuminiren, war in diesem Jahr niemals Mangel. Saekularfeste und Kaiserjubiläum; „unser Prinzeßchen“ im Brautkleid und, als einziehende Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, in pfaublauem Sammet, mit Weißfuchs, gelbem Reiher und rothen Nelken; Wittelsbach, Welf, Hohenzollern. Unauslöschlich. Unter jedem Mond von Höchsten und Allerhöchsten Herrschaften fürs Ohr was, oft auch fürs Auge zu schmausen; und alle Putzschmöcke, Holzböcke in geschäftiger Bewegung. Wird durch solchen Rummel (der ernste Monarchisten längst widert) mindestens nun erwirkt, daß der brave Bürgersmann ahnen lernt, wie es in Herz und Hirn der Thronenden, fürs Thronen Erzogenen aussieht? Ein Kindskopf mags träumen. „Glaube nur: ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.“ Klingt Albas rauhborstiges Wort nicht aus der Tiefe weisen Verstandes?

In Hirzels Verlag hat Herr Granier „Hohenzollernbriefe aus den Freiheitkriegen“ herausgegeben. Wenn ich dürfte, würde ich neun Zehntel davon abdrucken. Ein Buch, das dem Politiker, jedem in Monarchien Lebenden nützlichere Lehre bietet, ist, da der Stamm Macchiavellis abstarb, kaum noch denkbar. Der Herausgeber hat für diese Briefe nur Lob; ihm sind sie „durchweht und belebt von dem Geist wahrhaft getreuen Familienzusammenhanges, ein Erbe der unvergeßlichen Königin Luise, das König Friedrich Wilhelm der Dritte seinen verwaisten Kindern zu erhalten gewußt hat“ (trotzdem er ihnen eine Stiefmama zumuthete); „ein durchaus reiner Sinn, wahre Herzensbildung, getragen und gehoben von echter Religiosität, durchdringt diese ganze Korrespondenz.“ So hoch kann ich nicht klettern; so tief nicht in Devotionalien hinunter. Das junge Volk, zwischen Achtzehn und Fünfzehn, zeigt nette Züge, liebt die Eltern, das Heer, sogar das Land, bescheidet sich in einfache Haushaltung („Champagner“ ist ein Erlebniß; durch tausend, nicht durch hundert Jahre scheint dieses Königsgewese von dem berliner Luxushof up to date getrennt), und wähnt nicht, dem Nabel des Kosmos entbunden zu sein. Uebernommene Phrasen und, in Ja und Nein, kindischer Ueberschwang: junges Volk. Verblüfft sieht der Leser, wie schlecht diese Prinzen und Prinzessinnen unterrichtet sind; wie ungelenk im Gebrauch ihrer Muttersprache und wie rathlos vor jeder aus der Fremde geliehenen Silbe. Schlimmer: aus den Wortschällen löst sich nur ganz selten ein Ton, der uns den Glauben ermöglicht, daß diese Königskinder die ernste Majestät der Zeit je empfanden. Hoftand, Quartierklatsch; und

für glitzernde Komparsen im Gedächtniß mehr Raum als für die Bereiter des Retterwerkes. Stein, der Unauslöschliche, wird (in Briefen von 1813, 14, 15) nicht erwähnt; Scharnhorst, der größte Soldat im nachfritzischen Preußen, nur wie ein Bote höheren Ranges; über Clausewitz, den ragenden Militärtheoretiker, schreibt Prinz Wilhelm an den Kronprinzen: „Monsieur Lausewitz!!! kommt von russischer Seite ins Hauptquartier von Blücher. Wie wirst Du ihm begegnen? Ich hoffe, recht markirend kalt. Ich habe ihn von meinem Fenster aus gesehen, aber nicht gegrüßt; er kaufte sich mit eigenen (hohen) Händen (Tatzen) Hosenträger und Halsbinden auf dem Markt am Ring." Napoleon Bonaparte ist „Nappel", öfter noch „Nöppel", der „Schmiere kriegt". Vorbei! Geschwind vorbei!

Heute wollte ich nur, mit kurzem Augenblick, den Kronprinzen betrachten, der als König Friedrich Wilhelm der Vierte wegen Irrseins, wie später die wittelsbacher Vettern, entmachtet wurde. Im Lenz nannte ich hier die Symptome, die dafür zeugen, daß die Krankheit viel früher begann, als die Geschichtschreibung bisher annahm. Häufung der Interjektionen und Ausrufszeichen, Gedankenflucht und Aphasie, die plötzlich von der Springfluth des Rededranges überschwemmt wird. Die Jünglingsbriefe lassen Unbefangenen keinen Zweifel: auf diesen noch nicht Achtzehnjährigen senkt sich schon der Schatten des Verhängnisses; über seinem jungen Haupt schwirrt der Fittich des Unheilsvogels. Fritz Wilhelm ist der am Besten begabte Sohn Luisens; ein Journalistentalent, dem hübsche Schlachtschilderung gelingt und das billigem „Effekt" nie schamhaft ausbiegt. Dennoch: ein Kranker. Alles ist ihm „himmlisch" oder „göttlich" (er spricht sogar von „himmlischem Effekt"); die Schwester Charlotte die „beste Lottenlott" (hinter deren Kosenamen er sieben Ausrufszeichen setzt); ihr ist er, wie Romeo Julien, „auf ewig treu"; Bonaparte heute Satan, Fürst der Finsterniß morgen wieder Nöppel; Bruder Wilhelm der „beste, einzige Wims", der also angeredet wird: „Wie gehts, Seelen-Pappe? Hübsch munterchen? Ich hoffe heftig, daß Hoheit! und Hoheiten und Hoheitinnen, mit een Wort, Allens sich in florissanten Umständen befindet, dick und fett wird und mit gn' Schmalz'ten Kehlen ‚Freut Euch des Lebens' singt." Das ist nicht etwa die ärgste Stelle. Frankfurt ist göttlich, der Rhein himmlisch, jede anmuthige Augenweide unbeschreiblich (und wird drum, auf ganzen Rosaseiten, beschrieben). Psychose. Der diese Briefe schrieb, ist in Preußen König geworden: im Jahr deutschen Bürgersturmes König geblieben.

Das Ghetto.

Unter „Ghetto" versteht man die streng orthodoxen jüdischen Gemeinden, die sich nach Möglichkeit von ihrer nichtjüdischen Umgebung absondern, in besonderen Vierteln wohnen, sich eigenartig kleiden, Jargon sprechen, den Mädchen gar keinen oder einen ungenügenden Unterricht angedeihen lassen, die Knaben nicht in die öffentlichen Schulen, sondern in das Cheder und Bethamidrasch schicken, wo unter Vernachlässigung alles weltlichen Wissens einzig das Studium der religiösen Literatur gepflegt wird.

Vom Mittelalter bis spät in die Neuzeit waren die meisten jüdischen Gemeinden durch Regirungvorschrift zu dieser Sonderstellung gezwungen. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, besonders seit der Französischen Revolution, wurden diese Beschränkungen allmählich in allen europäischen Staaten aufgehoben. Die gesammte osteuropäische Judenheit (bis auf die modernisirte Minderheit) beharrt jedoch freiwillig in ihrer Sonderstellung. Besonders zäh halten die Juden an den Sitten, Gebräuchen und Anschauungen des freiwilligen Ghetto da fest, wo sie durch das niedrige Kulturniveau der Umgebung keine Gelegenheit haben, an der modernen Kultur theilzunehmen, und wo sie wegen der Beschränkungen, die aus früheren Zeiten noch zurückgeblieben sind, gar keine Möglichkeit haben, sich an der modernen Kultur zu betheiligen. Solche Schranken stehen heute noch in Russisch-Polen. Deshalb haben sich dort die Ghettozustände rein erhalten.

Eine Darstellung der Ghetto-Verhältnisse bis in ihre feinsten Nuancen ist bisher noch nicht erfolgt. Fast Alle, die versucht haben, die Westeuropäer mit dem Ghetto bekannt zu machen, haben nur das Aeußere der Dinge gesehen oder die Verhältnisse solcher Ghettogemeinden genau beschrieben, die bereits von der modernen Kultur durchsetzt sind. Einen modernen Schriftsteller, der die centralen, von der modernen Kultur noch unberührt gebliebenen Ghettozustände Russisch-Polens, besonders des dortigen Chasidismus, aus eigenem Erleben geschildert hätte, giebt es nicht. Durch meine Lebensgeschichte „Ghettodämmerung" (Schuster & Löffler) glaube ich den Nachweis erbracht zu haben, daß ich berufen bin, diese kulturgeschichtlich und künstlerisch äußerst interessanten Verhältnisse zu beschreiben.

Die Grundlagen, auf denen die Parteien im Ghetto sich gruppiren, sind Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Die Gelehrsamkeit er-

streckt sich ausschließlich auf die biblische, talmudische und kabbalistische Literatur.

Für das Ghetto sind Gelehrsamkeit und Frömmigkeit untrennbare Begriffe. Jede Abweichung von dieser Ideenassoziation wird als abnorm empfunden. Eine Hervorhebung beider Eigenschaften ist deshalb nicht gebräuchlich. In der Regel wird nur die Gelehrsamkeit betont. In dieser Eigenschaft wird der fromme Gelehrte „Lamdan“ genannt, auch „Ben Tora“ und „Talmid Chakam“. Soll die Frömmigkeit hervorgehoben werden, so nennt man ihn „Jere Schomajim“, „koscherer Jüd“, „Zaddik“.

Er verläßt im dreizehnten Lebensjahr das Cheder, die jüdische Religionschule, und zieht in das Bethamidrasch oder in die Jeschiba, die talmudischen Hochschulen, um hier ausschließlich sich mit den Talmudstudien zu befassen. Das Motiv seiner Studien ist Ehrgeiz und die Erwartung einer Belohnung im Jenseits. Den Jüngling (Bachur) lockt außerdem die Aussicht auf eine gute Partie. Je größer seine talmudischen Kenntnisse, eine desto höhere Mitgift und eine desto größere Anzahl von Kostjahren darf er beanspruchen. Im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren pflegt er sich zu verheirathen. Nach der Hochzeit kehrt er als „junger Mann“ ins Bethamidrasch zurück und setzt seine Talmudstudien fort. Wenn seine Kostjahre zu Ende sind, verläßt er mit der Familie das Haus der Schwiegereltern, ergreift irgendeinen Nahrungzweig und macht sich selbständig. In der Regel widmet er sich dem Handel oder er wird Religionlehrer (Melammed). Mißlingt ihm der Versuch, eine Existenz zu gründen, so kehrt er zu seinen Schwiegereltern zurück, läßt sich von der Frau ernähren oder fällt der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last.

Einen reineren und ursprünglicheren Typus des frommen Gelehrten zeigt uns der Parusch, der Abgesonderte. Er will im Studium des Talmud und im Gottesdienst nicht gestört werden. Deshalb vermeidet er jede Berührung mit der profanen Welt. Um der Vorschrift zu genügen, pflegt er in dem selben Alter wie der Lamdan zu heirathen. Sobald aber das praktische Leben Anforderungen an ihn stellt, verläßt er seine Familie und zieht sich ganz ins Bethamidrasch zurück. Für seine geringen Bedürfnisse sorgen mildthätige Menschen. Der Parusch verschwindet aber allmählich.

Eine andere Abart des frommen Gelehrten ist der Chasid, der außergewöhnlich Fromme oder der Schwärmer. Er verhält sich zum Lamdan wie der Künstler zum Handwerker, der Gemüthsmensch zum Verstandesmenschen, der biblische Prophet zum Priester, die Jesusgemeinde zu den Pharisäern. Der Lamdan geht in dem

nüchternen Talmudstudium auf. Die Frömmigkeit ist ihm nicht Herzenssache. Er übt zwar Alles, was geschrieben steht, peinlich und getreu aus, aber ohne Schwung, ohne Begeisterung, ohne Vertiefung: sklavisch, mechanisch. Der Chasid hat ein frommes Gemüth mit feinen, zarten, nach dem Höchsten strebenden Instinkten. Sein Gott ist das absolute Gute und sein Ideal ist: die Vergottung der Menschheit, die Verwirklichung des Himmelreiches auf Erden. Dem Trachten nach diesem Ideal steht Satan im Wege. In ihm und in seiner Brust sieht der Chasid das Niedrige, Gemeine, die Kelifa (Schale), die über der Welt lagert und eine Scheidung zwischen ihr und Gott bildet. Er sucht nun, durch Satans Reich zu dringen, emporzusteigen und sich mit Gott zu vereinigen, die heiligen Strahlen hinabzuleiten und die „Schale" zu vernichten. Die Vereinigung der Kreatur mit dem Schöpfer vollzieht sich durch das Gebet. Für diese schöpferische Umarmung sucht sich nun der Chasid gleich einer Braut körperlich und geistig zu reinigen. Stunden lang müht er sich morgens mit peinlichen Waschungen und Säuberungen. Dann lenkt er seine Gedanken von allem Gemeinen und Niedrigen ab und taucht seinen Geist in den reinen Quell der göttlichen Betrachtung, bis endlich die heilige Stimmung, der Seelenschwung, die Entflammung (Hitlahabut) über ihn kommt. Gelingt es ihm aber trotz allen Anstrengungen nicht, diese Stimmung auf natürlichem Wege zu erlangen, dann sucht er sie durch Springen, Tanzen, Singen, Pfeifen oder berauschende Getränke gewaltsam zu erzwingen. Wie im Gebet, sieht er auch in jeder sonstigen religiösen Vorschrift nur den Rahmen, in den er sein geläutertes Empfinden, Denken und Wollen hineinlegt. Deshalb trägt er kein Bedenken, da, wo der Inhalt in den Rahmen nicht hineinpaßt, über den Buchstaben hinwegzugehen und den Schein der Gesetzesverachtung auf sich zu ziehen. Weil die heilige Stimmung aus der Heiterkeit der Seele und Fröhlichkeit des Gemüths entsteht, ist er stets darauf bedacht, Sorge, Kummer und Trauer möglichst von sich fern zu halten. Die Melancholie ist für ihn das höchste Uebel, „lebendig", „aufgeräumt" sein Wahlspruch. Er sucht und findet stets Gelegenheit, Gastgelage und Feste zu veranstalten, wobei viel getrunken, gesungen und getanzt wird. Wenn es hoch hergeht, trinkt er Gott zu. Sein Lieblingstudium ist die kabbalistische und chasidische Literatur. Der Talmud ist nicht verpönt, gilt jedoch als minderwerthig. Im praktischen Leben befleißigt sich der Chasid einer uneigennützigen, feinfühligen und möglichst verborgenen Nächstenliebe. Wer nicht zu essen hat, geht zu einem bessergestellten chasidischen Freund

und nimmt, ohne zu fragen, an seiner Tafel Theil. Darbt die Familie, so wird für sie gesammelt. Will der Arme eine Tochter verheirathen, so geben ihm die reichen Freunde die nöthige Mitgift. Seine Nächsten zu beschämen, ist für den Chasid eine Todsünde. Seine Unterstützung erfolgt deshalb möglichst geheim. Er bringt es fertig, sich schlafend zu stellen, wenn ihn Jemand bestehlen will: er will den Dieb nicht beschämen.

Der Gründer des Chasidismus hieß Israel und lebte gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Podolien. Er soll in seiner Jugend Lehrergehilfe gewesen sein, ein Beruf, der im Ghetto als sehr niedrig angesehen wird. Im reiferen Alter soll er die Einsamkeit aufgesucht und in den Felsen und Grüften der Karpathen eine Zeit lang gehaust haben; dann ist er als „Mann des guten Namens" (Baal Schem tob) aufgetaucht und hat durch seine Lehren und Wunderthaten ungeheures Aufsehen erregt. Zunächst waren es die Weiber, die ihm wegen seiner Wunderthaten nachliefen. Seine Botschaft, daß eine einzige feinfühlige Handlung mehr werth sei als ein lebenlanges Studium des Talmud und die peinlichste Beobachtung der religiösen Vorschriften, übte eine mächtige Anziehungskraft auf die unwissende Menge, die unter der Vorherrschaft der offiziellen Orthodoxie sonst keine Möglichkeit hatte, sich und ihren Kindern eine geachtete Stellung in der Gemeinde zu verschaffen oder sich bei Gott beliebt zu machen. Besonders fühlen sich die frommen Gelehrten zu ihm hingezogen, die in dem nüchternen Talmudstudium und der mechanischen Frömmigkeit keine Befriedigung gefunden hatten. So verbreitete sich der Ruf dieses Wunderrabbi in der ganzen Judenheit des Ostens. Seine Anhänger thaten sich unter dem Namen Chasidim zusammen, errichteten eigene Bethäuser, die „Stübel" oder „Klaus", und pflegten dort ihre mystischen Studien, Unterhaltungen und Gastereien. Durch dieses fremdartige Gebahren und einen über Brauch und Buchstaben hinausgehenden Lebenswandel entfesselten sie einen Sturm der Entrüstung im Lager der offiziellen Orthodoxie. Mit Bannfluch und allen möglichen Verfolgungen trat man diesem inneren Feind entgegen. Die vereinzelten wurden gegeißelt und aus der Gemeinde gejagt. Die kompakten Massen wurden bei der Regirung wegen Landesverraths und sonstiger Verbrechen angezeigt und durch Bestechung und falsches Zeugniß ins Gefängniß gebracht. Aber die Verfolgungen wirkten wie der Wind auf die Feuersbrunst. Die neue Bewegung griff mit ungeahnter Schnelligkeit um sich. Ehe ein Jahrhundert verging, war aus der schwachen Minderheit eine herrschende Mehrheit geworden.

Heute ist der chasidische Siegeslauf vollendet. Die Gegner, die „Mitnagdim“, sind aus den meisten Gemeinden verschwunden. Doch wiederholte sich hier die alte Erfahrung. Nach der Einverleibung der Besiegten hat der Chasidismus ihren trägen, nüchternen Geist in sich aufgenommen. Wohl haben noch immer die unzähligen Wunderrabbis, Rabbeiim oder Zaddikim (Einzahl: Rebbe, Zaddik) genannt, durch ihre Thaten und Lehren eine ungeheure Macht über die Gemüther. Wohl haben die Chasidim noch ihre eigenen Lokale, wo sie ihre Gebete verrichten und die freie Zeit zu Studien und Unterhaltungen verwenden. Aber der mystische, über Herkommen und Buchstaben sich erhebende Geist, von dem der Chasidismus getragen war, ist geschwunden. Seine Flugkraft ist gelähmt. Es giebt nur noch wenige Wunderrabbis und Chasidim alten Schlages, die das Studium der Kabbala hochhalten und ihr Verhältniß zu Gott künstlerisch zu gestalten wissen. Die meisten sind zum Talmud zurückgekehrt und üben Alles, was geschrieben steht, ganz, wie es seit je her im Judenthum der Brauch war.

Eine dritte Abart des frommen Gelehrten ist der Zelot des Ghetto, der „Gotteskosak“ genannt wird. Er gründet Vereine zur Aufsicht über die Heilighaltung des Sabbath, die strikte Beobachtung der Speisengesetze und sonstiger Vorschriften, schnüffelt nach der religiösen Gesinnung seines Nächsten, traut Niemand und bewacht Alle. Findet er etwas nicht in Ordnung, dann wird er wild, schlägt zu oder läßt sich schlagen — für Gott und seine Gebote.

Der fromme Ungelehrte (Baal Bajit) verläßt in frühster Jugend das Cheder, um sich irgendeinem Beruf zu widmen. Die Unkenntniß der religiösen Vorschriften und der harte Daseinskampf machen es ihm sehr schwer, sich um die peinlichen, ins Unendliche gehenden Gebote zu kümmern. Aber seine Frömmigkeit überwindet alle Schwierigkeiten. Er befleißigt sich eines strengeren Lebenswandels, verwendet seine freie Zeit auf das Recitiren von Psalmen und sonstiger frommer Texte. Wenn er wohlhabend ist, läßt er sich in die leichteren Partien der talmudischen Literatur, besonders in den Schulchan Aruch (Religionkodex) und in die didaktischen Schriften einweihen, unterstützt die frommen Gelehrten, schickt seine Söhne ins Bethamidrasch und holt sich von dort seine Schwiegersöhne.

Der Unfromme (Poschea Jisrael, auch Lobbuß) hat einen ähnlichen Werdegang wie der fromme Ungelehrte. Auch er verläßt in frühster Jugend das Cheder, um ein Handwerk oder sonst

ein Gewerbe zu erlernen. Aber er verachtet die Frömmigkeit und haßt die Gelehrten. In der freien Zeit treibt er sich auf den Straßen herum, rauft mit den Genossen, schlägt sich mit den Christenjungen, überfällt das Bethamidrasch und verprügelt die Besucher, setzt sich öffentlich über alle religiösen Vorschriften hinweg und artet nicht selten zum Denunzianten, Dieb, Zuhälter, Räuber und Mörder aus. Er terrorisiert und kompromittirt die Gemeinde.

Der Zweifler (Epikores, auch Maskil) stammt aus dem Kreise der frommen Gelehrten. Durch heimliche Lecture der neuhebräischen und jargonischen Aufklärungliteratur ist er auf die Welt außerhalb des Ghetto aufmerksam geworden. Die neuartigen Eindrücke zerstören die Grundlage seiner naiven Weltanschauung und erschüttern seinen Glauben an den Talmud, an die Bibel, an Gott. Nun sind ihm Religion und Talmudstudium ein lästiger Zwang, dem er sich heimlich zu entziehen sucht. Er vernachlässigt die Gebete, entweiht den Sabbath, setzt sich über alle Vorschriften hinweg, stiehlt sich aus dem Bethamidrasch, sucht die Einsamkeit auf, um sich ungestört der verbotenen Lecture hinzugeben. Von seinen frommen Genossen erwischt, wird er aus dem Bethamidrasch, aus dem Hause seiner Eltern oder Schwiegereltern gejagt und der bittersten Noth preisgegeben. In der Regel treibt ihn dann die Verzweiflung in das Lager seiner Feinde zurück. Er widerruft, verspricht Besserung und wird als reuiger Sünder wieder aufgenommen. Selten gelingt es ihm, in einen praktischen Beruf eindringen und sich unabhängig zu machen.

Der Kulturmensch (Datsch) stammt aus Deutschland, selten aus anderen westeuropäischen Ländern. Er hält sich von seinen uncivilisirten Glaubensgenossen möglichst fern. Diese betrachten ihn wegen der modernen Kleidung, Sprache und Lebensweise als einen Frevler, einen Abtrünnigen. Dem echten „Datsch“ gesellen sich oft der civilisirte Zweifler und andere Unfromme oder ihre Nachkommen zu.

Die Gemeinde wird nach außen hin von einem Repräsentanten-Kollegium geleitet, das mit der Regirung zu verhandeln und alle geschäftlichen Angelegenheiten zu führen hat, auf das innere Leben der Gemeinde aber keinen Einfluß übt. In dieser Körperschaft herrscht der „Datsch“. Er spricht die Landessprache, ist gewandter, geschäftlich tüchtiger und der Regirung angenehmer als der uncivilisirte Ghettojude. Dieser hegt kein Bedenken, den Andersgesinnten mit der Leitung zu betrauen, da er bei dessen Toleranz und religiösem Indifferentismus einen Eingriff in seine

religiösen Angelegenheiten von ihm nicht zu befürchten hat. (Ungefähr so mochte das Verhältniß der Pharisäer zu den Sadduzäern gewesen sein.)

Einen behördlichen Schulzwang giebt es im Ghetto nicht. Diese Lücke wird durch den religiösen Brauch ausgefüllt, wonach die Eltern verpflichtet sind, die Knaben im Alter von fünf bis sechs Jahren ins Cheder zu schicken (eine Verpflichtung, den Mädchen irgendwelchen Unterricht angedeihen zu lassen, besteht nicht). Der Leiter dieser Schule, der Melammed, ist nur von den Eltern seiner Zöglinge abhängig und wird sonst von Keinem beaufsichtigt. Ein Befähigungnachweis wird nicht verlangt. Auf der untersten Stufe erstreckt sich der Unterricht auf Hebräisch-Lesen, das Uebersetzen der Gebete, des Pentateuch und des Raschi-Kommenatrs in die Umgangssprache, den jüdisch-deutschen Jargon. Auf der höheren Stufe, wohin der Knabe ungefähr im achten Lebensjahre gelangt, wird das Hauptgewicht auf den Talmudunterricht gelegt. Der Pentateuch wird nur noch nebenbei genommen, das Studium der übrigen biblischen Bücher und der hebräischen Grammatik gilt für anstößig, die Erlernung der Landessprache und anderer in öffentlichen Schulen üblichen Fächer ist verpönt.

Im dreizehnten Lebensjahr wird der Knabe Bar-Mizwa (religiös mündig). In diesem Alter pflegt der angehende fromme Gelehrte das Cheder zu verlassen und ins Bethamidrasch oder in die Jeschiba zu ziehen. In beiden Anstalten wird das höhere Talmudstudium gepflegt. Die Jeschiba wird von Lehrern geleitet und ihre Besucher bestehen ausschließlich aus unverheiratheten jungen Leuten. Das Bethamidrasch hat weder eine Leitung noch eine Hausordnung. Der Zutritt steht Jedem frei. Die Besucher setzen sich sowohl aus unverheiratheten als aus verheiratheten jüngeren und älteren Leuten zusammen. Früh und abends wird darin öffentlicher Gottesdienst abgehalten, zu dem die frommen Ungelehrten (Baale Batim) sich einzufinden pflegen.

Die Jeschiba (Sitzung, Synedrion) verschwindet wie der Parusch und ist, wie er, nur noch als Rudiment von Bedeutung. Jede Gemeinde hat ein Bethamidrasch; es steht dicht bei der Synagoge.

Der religiöse Brauch verbietet den Juden, sich an nicht-jüdische Gerichte zu wenden. Die einzig legitime Instanz für Rechtssachen ist im Ghetto das Besdin (Haus des Gerichtes). Es besteht aus mindestens zwei Richtern (Dajanim) und hat den Rabbiner zum Vorsitzenden. Das Verfahren ist mündlich. Mit der einen Partei in Abwesenheit der anderen zu verhandeln, ist nicht erlaubt. Als Beweismittel gelten Zeugen, Eid und Urkunden. Die Urtheile können

lauten auf Zahlung, Schadensersatz, Abbitten, Bußgeld und Bann. Auf die Befugniß, Todesurtheile zu fällen, hat die jüdische Gerichtsbarkeit seit dem Aufhören der jüdischen Selbständigkeit verzichtet. Seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat die russische Regirung die Verhängung des Bannes streng verboten. Seit der Entwindung dieser furchtbaren Waffe ist die Autorität des Besdin in Verfall gerathen. Jetzt wird es nur noch von den Frommen respektirt.

An der Spitze der Kultusgemeinde steht der Rabbiner (Raw). Sein Werdegang ist der des gewöhnlichen frommen Gelehrten. Als Befähigungnachweis wird ein höherer Grad von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gefordert. Seine Hauptaufgabe ist die religiöse Belehrung. Sie erfolgt durch den öffentlichen Vortrag (Derascha) oder durch Entscheidungen in zweifelhaften Ritualfällen. Um die Wahl des Rabbiners, überhaupt um innere religiöse Angelegenheiten kümmert sich die Regirung wenig. In vielen russischen Gemeinden wird auf ihr Geheiß ein Kronrabbiner angestellt, der wissenschaftlich gebildet und graduirt ist. Seine Funktion ist, wie die des Repräsentanten-Kollegiums, eine rein äußerliche. Er hat die geschäftlichen Angelegenheiten seines Amtes zu führen; auf die inneren Angelegenheiten aber übt er keinen Einfluß. Der legitime und einzig maßgebende Vertreter des Kultus ist der Raw.

Die Gliederung der Gemeinde drückt sich deutlich in den Bethäusern aus. Die Synagoge (Schül) wird von den niedrigsten Klassen besucht, das Bethamidrasch von den frommen Ungelehrten, die das Studium des Talmud unterstützen oder sich sonst dafür interessiren. Die Chasidim beten in den „Stübeln“. In den Lokalen der Vereine (Chebrot) treffen sich meist die zünftigen Kleinbürger und Handwerker. Der moderne Tempel zieht besonders die deutschen Juden an.

Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.

In seinem Buch „Der Organismus des Judenthumes“ (das noch im Winter 1913, in zweiter Auflage, bei Eugen Diederichs erscheinen wird) hat Herr Dr. Fromer schon Einiges über den Zustand des Ghettos gesagt und erkennen gelehrt, welche Schlüsse daraus für die Zeiten des Alten Testaments und (besonders) Jesu zu ziehen sind. Jetzt giebt uns dieser Kundige eine bunte Fülle von Einzelzügen, deren Anblick, gerade in den Tagen des kiewer Ritualmordspektakels, selbst die von wirren Gefühlen Verblendeten in Klarheit leiten kann.

Americana.

Jedem, dem daran liegt, daß amerikanische Verhältnisse in Deutschland richtig beurtheilt werden, wird es eine Freude gewesen sein, von Zeit zu Zeit die Aufsätze des Herrn Eduard Goldbeck in der „Zukunft" zu lesen. Man begegnete doch wieder einmal einem Manne, der sich ernstlich bemühte, die Entstehung und die kausalen Zusammenhänge der Erscheinungen zu erforschen, und weder ein schnelles und daher oberflächliches Urtheil fällte noch um die Gunst einzelner Persönlichkeiten oder der nach Sensationen lüsternen großen Masse buhlte. Sein Aufsatz „Das heilige Wagniß" erheischt aber ein paar Worte der Erwiderung. Zwei Fragen sind darin besprochen worden: die Zunahme der Einwanderung aus dem östlichen Europa und die Bewegung, deren Ziel die Abschaffung der repräsentativen Regirung ist. Dabei sind meiner Meinung nach Irrthümer unterlaufen und die beiden Fragen etwas gewaltsam in eine Verbindung mit einander gebracht worden, die mir nicht haltbar erscheint.

Zunächst ist die Behauptung, die Segnungen der Einwanderung seien bis vor Kurzem allgemein anerkannt worden und erst heute rege sich berechtigter Zweifel, nicht ganz richtig. Die Feindschaft gegen die Einwanderung und die Eingewanderten hat immer bestanden und war sogar früher viel heftiger als heute. Namentlich in den fünfziger Jahren, als die Einwanderung aus Deutschland und Irland großen Umfang annahm, wurde sie so stark, daß die Bildung einer besonderen politischen Partei mit dem Motto „Amerika für die Amerikaner!" versucht wurde. Der Wunsch, die Einwanderung zu beschränken, ist bei einem Theil des Volkes immer rege gewesen und hat sich stets bethätigt, wenn die Gelegenheit günstig erschien. Die Erscheinung ist also nicht neu und die Gründe, die Herr Goldbeck für die Nothwendigkeit der Beschränkung der Einwanderung anführt, sind sehr oft vorgebracht worden. Das spricht freilich nicht gegen ihren Werth.

Richtig ist, daß die Zahl der Einwanderer im letzten Jahrzehnt viel höher war als je zuvor. Sollten wir aber nicht, um die Frage, ob dieser Zuwachs gefährlich werden kann, richtig zu beantworten, die relative Höhe in Rechnung stellen? Wir brauchen gar nicht weit zurückzugehen, um zu finden, daß in den letzten Jahren des fünften und den ersten des sechsten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts die Einwanderung zwischen 1½ und 2 Prozent der Bevölkerung des Landes betrug. So groß ist sie niemals wieder geworden. Zwischen 1900 und 1910 war sie wenig über 1 Prozent und in den beiden letzten Jahren beträchtlich geringer. Bisher haben die Vereinigten Staaten also Einwanderer, deren Zahl relativ höher war, ohne Mühe assimilirt; und an ihrer Fähigkeit, Dies auch in Zukunft zu thun, wäre nicht zu zweifeln, wenn die Verhältnisse unverändert wären. Das sind sie, wie Herr Goldbeck richtig sagt, aber nicht. Die Einwanderung hat sich verschlechtert und die überwältigende Mehrheit stammt nicht

mehr, wie früher, aus germanischen Ländern, sondern aus dem Osten und Südosten Europas. Ihre Bildung, ihre Gewohnheiten und ihr standard of life stehen auf viel niedrigerem Niveau. Trotzdem ist die Gefahr nicht so groß. Die Italiener sind, zum Beispiel, großen Theils Sachsengänger; sie kommen in der Absicht, das Geld für ein Stückchen Land zu ersparen, und kehren dann in die Heimath zurück. Das wird durch die Thatsache bewiesen, daß nur 17 Prozent der in Amerika lebenden mündigen Italiener das Bürgerrecht erworben haben. Von den Deutschen sind es 69,5 Prozent und von der ganzen nordwestlichen Gruppe, also den germanischen Völkern, 65. Wie stark die Einwanderung der Slaven ist, läßt sich schwer beurtheilen, weil die Ankömmlinge bisher nach dem Heimathland und nicht nach der Rasse registrirt wurden. Sicher haben wir nicht, wie Herr Goldbeck sagt, hier nahezu fünf Millionen Slaven, denn unter den Einwanderern aus Oesterreich-Ungarn und Rußland sind viele Deutsche und über die Hälfte der russischen Einwanderer besteht aus Juden. Die Juden amerikanisiren sich schnell, betheiligen sich eifrig an dem politischen Leben und mögen zwar andere Meinungen vertreten als die germanischen Einwanderer früherer Jahrzehnte, stehen ihnen aber an politischer Reife nicht nach. Unrichtig ists, die ganze Einwanderung aus dem Osten und Südosten Europas in Bausch und Bogen als „politisch mehr oder weniger unreif und ökonomisch mehr oder weniger gefährdet“ hinzustellen.

Die Vermuthung liegt nah, daß Herr Goldbeck den Werth der neuen Einwanderung nach der Stellung, die sie in der Großindustrie einnimmt, einschätzt. Diese ist freilich erbärmlich; die armen Menschen werden vielfach in der rücksichtlosesten Weise ausgebeutet. Zu einer Gefahr könnten die Zustände aber erst dann werden, wenn die Möglichkeit einer Befreiung ausgeschlossen wäre, entweder durch die Verschließung des Fortkommens auf anderem Weg oder durch die Erschlaffung des Arbeiters und die Vernichtung seines Triebes zur Verbesserung seiner Lage. Diese Gefahr wird nicht eintreten. Wir wissen, daß auch andere Völkerschaften hier gewissermaßen „von unten“ angefangen und sich dann erst eine Stellung errungen haben; die große Masse der irischen und ein beträchtlicher Theil der deutschen Einwanderer haben mit Pike und Schaufel gearbeitet und die Pacific-Bahn gebaut, dann kamen sie in die Höhe und heute wird schwere Arbeit dieser Art fast ausschließlich von Italienern und Slaven ausausgeführt. Das gilt aber nur für die eingewanderte Generation; denn der Junge, dem in der Volksschule mit heiligem Eifer amerikanischer Patriotismus und Freiheitsinn eingeblasen worden ist, läßt sich nicht mehr in das Joch spannen, um für Andere zu schuften und selbst an Leib und Seele zu verderben.

Wir brauchen die Einwanderung nicht nur zur Verrichtung der schweren Arbeit, sondern auch für viele andere Zwecke. Hier soll nur auf ihren Werth für die Landwirthschaft hingewiesen werden. Die

viel geschmähten Italiener und Slaven und sogar die russischen Juden siedeln sich auf den von den Amerikanern aufgegebenen Farmen an und treiben dort Gemüse- und Obstbau und Hühnerzucht. Im ganzen Osten trifft man sie. Der amerikanische Farmer steht dabei und wundert sich, was die Leute aus dem Boden, der ihm keine Existenz mehr geben wollte, herauslocken. Ihm bleibt verschlossen, daß sie nicht nur eifriger arbeiten, sondern auch den Boden pflegen wie die Mutter ihr Kind. Wer hat denn in Kalifornien den Obst- und Gemüsebau in die Höhe gebracht? Die Portugiesen, die Dalmatiner, die Griechen und andere Völker aus dem Süden und Osten Europas. wurden ausgelacht, als sie ihre Stecklinge und sogar die fruchttragenden Bäume wie ihr eigen Fleisch und Blut umhegten; heute macht man es ihnen überall nach. Wenn Herr Goldbeck sagt, daß die Italiener und Slaven dem angelsächsischen Ideal der „Freiheit durch Selbstzucht" weltenfern sind, so ist die Frage berechtigt, ob er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß dieses Ideal in den Vereinigten Staaten heute viel mehr als eine Phrase ist. Der Eingewanderte, der nach mindestens fünfjährigem Aufenthalt im Land zum ersten Mal wählt, hält den Vergleich mit dem amerikanischen Jüngling, der eben einundzwanzig Jahre alt geworden ist, sicherlich aus.

Nein: die Einwanderung bildet heute noch keine Gefahr. Der deutsch-amerikanische Historiker Emil Mannhardt hat auf Grund der Zählung von 1900 ausgerechnet, daß damals 80 Prozent der Bewohner der Vereinigten Staaten germanischen Ursprunges waren und eine Einwanderung von vierzig Millionen Menschen anderer Rassen erforderlich wäre, um den germanischen Charakter des amerikanischen Volkes zu verwischen. Das mag übertrieben sein; noch aber liegt kein Grund zur Besorgniß vor. Wirthschaftlich nicht, weil die Eingewanderten mit jedem Tage kräftiger und selbständiger werden, wofür unzählige Beispiele angeführt werden könnten; politisch nicht, weil die in Amerika aufgewachsenen Kinder aller Einwanderer ohne jede Ausnahme durch und durch amerikanisch denken und fühlen. Zwei Fragen bleiben allerdings unbeantwortet: Woher sollen wir die billigen Arbeitkräfte nehmen, wenn die Italiener und Slaven sie nicht mehr liefern, da der Zuzug sich doch einmal erschöpfen muß, und welchen Einfluß wird die Einwanderung aus dem Süden und Osten Eurapas auf die Beschaffenheit des noch nicht fest geformten amerikanischen Volkes üben? Davon können wir nichts wissen und es ist nutzlos, sich mit Spekulationen zu beschäftigen.

Herr Goldbeck hält es für gefährlich, in dem Augenblick, wo eine so starke Einwanderung minderwerthiger Elemente dem Lande zufließt, das Repräsentativ-System abzuschaffen und die Regirung durch das Volk für das Volk einzuführen. Wolle man solche Regirung, dann solle man die Einwanderer, die nicht reif dafür sind, energisch abweisen. Ich könnte hier erwähnen, wie fern dem echten Amerikaner der Gedanke ist, daß ein Volk nicht für die Freiheit reif sein könne,

nicht durch die Freiheit eben die Reife erwerben lerne; doch Das würde zu weit führen. Mir scheint aber, daß Herr Goldbeck die eigentliche Ursache der Bewegung, die sich gegen das repräsentative Regirungsystem wendet, nicht erkannt hat; sonst würde er wissen, daß sie sich durch keine Rücksicht hemmen lassen wird und mit Augen, die für alles Andere blind sind, auf ihr Ziel losstürmt.

Man will das repräsentative System abschaffen, weil es sich als werthlos erwiesen hat. Es konnte seinen Zweck erfüllen, so lange das Land dünn besiedelt war und jeder Bürger die Männer kannte, die er als seine Vertreter wählte; es brach von selbst zusammen, als diese Möglichkeit schwand. Heute weiß jeder amerikanische Bürger, daß die Beamten, die er wählt, ihm wohl vor der Wahl versprechen, seine Interessen zu wahren und ihn zu vertreten, unmittelbar nach der Erwählung aber ausschließlich an sich selbst denken oder ohne Rücksicht auf die Wähler oder das allgemeine Wohl dem Befehl der Geschäftsgenossenschaften, die man Parteiorganisationen oder politische Maschinen nennt, gehorchen, wenn sie nicht gar direkt im Sold eines Trust stehen. Der Wähler hat bei der Auswahl der Kandidaten nichts zu sagen und wählt eigentlich nur Namen: denn die Männer, für die er seine Stimme abgiebt, kennt er nur selten.

Als das Volk gemerkt hatte, daß keine Möglichkeit vorlag, die unter dem Repräsentativsystem erwählten Vertreter zu zwingen, seine Interessen wahrzunehmen, daß also die Wähler (das Volk) in der Regirung nicht vertreten sind, erinnerte es sich natürlich der Lehren der Väter, nach denen die Meinung des gesammten Volkes die Summe aller Weisheit bedeutet und die beste Regirung die des Volkes durch das Volk für das Volk ist. Die ersehnt man nun als Heilmittel. Die Majorität der bei der Wahl abgegebenen Stimmen soll alle erwählten Beamten, vom Präsidenten bis zum Stadtverordneten, stets absetzen und die Gerichtsentscheidungen über Verfassungfragen umstoßen können. Dazu kommen natürlich Referendum, Initiative und ähnliche Einrichtungen. Die Oeffentliche Meinung soll das letzte Wort haben und immer wieder eingreifen, wenn sie sich geändert hat. Freilich sind Beschränkungen vorgesehen, damit nicht etwa der Präsident an jedem Tag in der Woche abgesetzt werden kann, was doch störend wirken würde, wenns allzu oft geschähe.

Daß sich hier eine friedliche Revolution vollzieht, wie Herr Goldbeck sagt, ist wahr; ich habe seit Jahren auf die Thatsache hingewiesen und die Ueberzeugung nicht verborgen, daß die neue Ordnung der Dinge noch viel schneller in die Brüche gehen wird als die alte und daß dann das Pendel um so weiter zurückschwingen kann. Was nützts? Das auf das gleiche und allgemeine Wahlrecht gegründete Repräsentativsystem hat sich als werthlos erwiesen und läßt sich nicht halten. In Europa weist man gern auf die Erwählung Wilsons als auf ein Zeichen, daß der gesunde Sinn des Volkes sich doch schließlich Geltung schafft. Man vergißt, daß es ungeheurer Arbeit und einer

über alles Erwarten günstigen Verkettung von Umständen und Zufällen bedurfte, um Wilson überhaupt zum Kandidaten zu machen; daß er nicht die Majorität der Volksstimmen erhielt und nicht erwählt worden wäre, wenn die Republikanerpartei sich nicht gespalten hätte, was sechs Monate vor der Wahl noch kein Mensch erwarten konnte. Wenn wir wieder einmal einen wirklich bedeutenden Mann im Weißen Haus haben, so müssen wir doch mit Beschämung gestehen, daß er ein Zufallspräsident ist. Kann es einen besseren Beweis für die Thatsache geben, daß sich das alte System überlebt hat?

New-York. Georg von Skal.

In Arkadien.*)

An einem Morgen, als wir bei Sonnenaufgang zeitig aufbrachen, war ich einem Räuberabenteuer vom vorigen Tag dankbar, daß es mich wenigstens in Gedanken auf die Schatten des arkadischen Einsamkeitlebens hingewiesen hatte. Und befreit von dem Ansiedelungplan sah ich nun fröhlich in die thaufrische Frühhelle.

Das alte verwitterte Bergstädtchen lag rosig verklärt auf seiner wagehalsigen Höhe. Es sah aus, als bewohnten es nicht geplagte alltägliche Menschen, sondern Menschen, die fliegen könnten, wenn sie die goldglänzenden Scheiben ihrer Hütten über den Bergabhängen öffneten. Wie eilfertige Schwalben, festlich und fröhlich, schienen diese Menschen auf dieser Berghöhe zu sein, so wie es die Vögel immer im Vergleich zu erdgebundenen vierfüßigen Thieren sind.

Ferne Bergspitzen gen Süden hin, drüben über den lilablauen Abgründen des Gebirges, lagen im Morgennebel wie blaue Inseln und schienen unser Kommen in ihrer Unwirklichkeit zu erwarten.

Wenn wir auch nichts zu essen und nichts zu trinken bekamen und seit unserem Austritt aus Olympia noch kein warmes Mahl gesehen hatten, so merkten wir doch noch nicht, daß uns irgendetwas fehlte. Mein Reisegefährte hatte sich vom Führer einen Kranz getrockneter Feigen kaufen lassen und diesen hängte er über den Arm. So zum Morgenimbiß Feigen kauend, ritten wir auf neuen Bergwegen weiter. Die Bäume wurden immer spärlicher und die Steinblöcke wuchsen immer reicher in die Luft.

Wir hatten jetzt außer dem Hotelführer noch einen jungen griechischen Hirten als Führer dabei, der mit seinem langen Holzstab in

*) Aus dem bunten, an feinem Empfindensausdruck reichen Reisebuch „Gedankengut aus meinen Wanderjahren", das der (noch zu wenig gekannte) Lyriker Dauthendey bei Albert Langen erscheinen läßt. Ein Bruchstückchen, das die Gefühlsstimmung arkadischen Erlebnisses, am Tag nach einem Abenteuer mit Räubern, zeigt.

der Hand — an welchen oben eine Muschel geschnitzt war — vor unseren Pferden aufrecht und wegkundig einherschritt und uns über die Bergpässe führte.

Kein Haus, kein Dorf, keine Menschenansiedelung war auf viele Meilen zu finden. Gegen Mittag trafen wir nur im Gestein an einer altgriechischen Quellenfassung, wo das Wasser aus einem weißen marmornen Löwenkopf sprudelte, zwei Hirten bei großen Hammelheerden. Diese arkadischen Hirten hatten keine anderen Kleider an als die Felle ihrer Hammel, die sie mit Hanfstricken um die Brust und um die Beine umbunden trugen.

Sie hatten aus Rohren selbstgefertigte griechische Panflöten in der Hand; und sie verwunderten sich so wenig über unser Erscheinen, so wenig wie die Steine und die Quelle es thaten, für die sie ihre Flöten spielten. Diese jungen Hirten trugen die selbe allwissende Geste zur Schau, so wie sie das Wild im Walde, der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser zeigten, die sich nicht vom natürlich-festlichen Weltallzusammenleben getrennt haben.

Der Mensch der Städte, der da, nur mit Seinesgleichen beschäftigt, auch nur Seinesgleichen als lebenswürdig betrachtet, hat diese Geste verloren. Diese beiden in Schaffelle gewickelten Gestalten aber lebten mit der Sonne, mit dem Regen, mit ihren Thieren auf Du und Du. Und unser Erscheinen bei ihnen, jenen reichsten Armen, die sich Besitzer des Weltallgebäudes nennen könnten, die mit mehr Welt leben als jeder Städter, brachte kein Ueberraschtsein, keine Verwunderung hervor.

Sie machten uns, sich ruhig erhebend, auf ihren Steinen an der Quelle Platz; und sie setzten sich, einen Gruß murmelnd, ein Wenig weiter fort in die Sonne, ohne uns neugierig zu betrachten.

Nach einer Weile, während wir den alten tausendjährigen Löwenkopf an der schön umfaßten Quelle bewunderten und uns am eisigen Wasser erquickten, waren die beiden Hirten, als wir uns wieder aufrichteten, spurlos aus den Steinfeldern verschwunden. Wir hörten nur noch die Hammelheerde über eine ferne Geröllböschung fortziehen, deren Steine unter den vielen Füßen rasselten.

Einige hundert Schritte von jener Quelle stand auf der steinigen Höhe eine einsame prächtige Tempelruine. Sie wurde der Tempel von Bassae genannt. In der Nähe des Tempels ragte hier und da ein uralter Eichenstumpf auf. Es waren nur hohe Stammstummeln ohne Aeste und sie bildeten wahrscheinlich in alter Zeit, als jener Tempel noch jung war, den Eichenhain um das Heiligthum.

Hier mag auch am Steinboden einst Rasen und Erde gewesen sein, aber die Stürme der Jahrhunderte hatten die Felsenplatten von Erde reingewaschen und der Berg schien wie mit nackten Knochen bedeckt. Und wie ein zerbrochenes Knochengerüst stand die Tempelruine, von der Sonne silbrig gebleicht und dachlos, auf der Gebirgshöhe.

Die Säulenreihen zeigten noch starke, klare Form und waren noch jung und stolz in ihren Linien. Hinter den Säulen aber, im

Tempel, lag ein wüstes Durcheinander von kantigen und brüchigen Blöcken, die einst der Giebel und die Dachplatten gewesen sind.

Von der Tempelschwelle aus hatten wir eine mächtige Fernsicht gegen Süden bis zu den letzten Ausläufern des Peloponnes und bis zum Mittelmeer hin. Da drunten in mächtigen Thälern, wo üppige Pappelgruppen, Platanenwälder und Wiesenflächen mit blaudunklem Grün und golbgelbem Grün wechselten, ging im Morgenlicht ein ferner Regen, mit herrlicher lila Bestrahlung der Bergwellen, über dem weiten Peloponnes nieder. Und wir freuten uns auf den Abstieg zu den laubreichen Thälern.

Ueber einem fernen Stein tauchten die Gesichter der beiden Hirten nochmals auf; und der eine blies auf seiner Panflöte. Die Morgenluft brachte uns, als wir fortzogen, kleine Stücke einer lieblichen weltvergessenen Melodie noch lange über die Höhe nach.

Von nun an änderte sich nach einigen Meilen beim Hinunterklettern der Weg. Wir verließen die Kahlheit und kamen in erdreicheres, belaubteres Gebiet. Manchmal erschien an den Abhängen, hinter üppigen, gelbblühenden Ginsterbüschen, der neugierige Kopf eines langbärtigen Ziegenbockes, der zum jungen Birkengrün über die Büsche hinaufschnupperte. Es war, als sähe uns ein behaarter Faun mit spitzen Ohren und schlauem Auge, halb von den Büschen verdeckt, an. Dann verschwand das neugierige, zottige Bocksgesicht wieder hinter gelben Ginsterblüthen.

Zugleich trafen wir hier und da einen Hirten, auf seinen Stab gestützt, am Wege oder eine Hütte. Und Beide, Haus und Mensch, standen totenstill. Nur ihr fortrückender Schatten lag neben ihnen am Wege in der Sonne als einzige Bewegung ihres Lebens.

Der Tempel von Bassae ist die bedeutendste Ruine, die zwischen Olympia und Kalamata den Landschaftweg schmückt. Auch die alten Stadtmauern von Messaene besuchten wir von Kalamata aus, aber sie geben nicht den selben entzückenden Eindruck wie der in der Verschollenheit einer kahlen silbrigen Gebirgshöhe unerwartet dastehende silbrige Tempel von Bassae.

Wir kamen am gleichen Abend zu einer Hirtenhütte, die auf dem Trümmerfeld einer verlassenen Stadt bei ein paar kümmerlichen Oelbäumen stand. Hier sollten wir übernachten. Hier war es, wo man uns das dürftige Huhn briet, das nach zwei anstrengenden Reisetagen der erste warme Bissen war, den wir zu uns nahmen.

Die Hütte bestand aus zwei höhlenartigen Räumen. In dem einen Raum kauerte die Hirtenfamilie in der Nähe des Feuers. Nur ein Stein am Fußboden war der einfache Herd. Der Rauch zog zum Fensterloch oder zum Thürloch ins Freie.

In dem hinteren fensterlosen Raum wurden uns zum Schlafen Pferdedecken auf den gestampften Erdboden gelegt. An einem Holzspahn, der zwischen die Mauersteine gesteckt war, hing ein ölgefülltes Eisennäpfchen. Darinnen brannte mit dünnem Rauchflämmchen ein

Docht. In den Winkeln standen ein paar alte Ziegenkrippen und einige Futtersäcke.

Die Einfachheit gefiel mir außerordentlich. Der harte, gestampfte Fußboden unter den Pferdedecken war zwar für die vom Ritt müden Glieder nicht verlockend. Doch lag eine Weihe, ein göttlicher Armuthernst in dem Häuschen, in dem es keinen Tisch, keinen Stuhl und kein Geräth gab.

Der armen Hirtenfamilie war die Mutter Erde im wahrsten Sinne Mutter vom Geburtstage an bis zum Sterbetage. Die Leute hockten bei der Erde, sie aßen bei der Erde, sie kochten bei der Erde und schliefen bei der Erde. In einem Haus, in dem man nichts besaß als das Leben und die Erde, hatte ich bisher noch nie übernachtet.

Es war Friede und leises Plaudern am Abend bei den Leuten, die da im Herdrauch auf ihrer Thürschwelle hockten und unserem Führer zuhörten. Von der toten Stadt, die draußen rund um die Hütte lag, stand keine Säule mehr aufrecht, stand keine Mauer mehr; und die tausendjährige Sonnenhitze und die kalten Nachtfröste hatten die Stadtreste längst wie mit Hämmern zu Steingeröll zermürbt. Hier und da ragte am Rand eines Steinfeldes ein kümmerlicher Baum auf oder es lag da eine andere Hirtenhütte eben so arm wie die, welche uns aufgenommen hatte.

Ich habe den Namen jener staubgewordenen Stadt vergessen und will nicht in Büchern nachschlagen. Ich will nur Das, was noch von dieser Reise in meiner Erinnerung lebend haftet, wiedergeben und nicht mehr.

Die Pferdedecken, in die wir uns nachts zum Schlafen eingewickelt hatten, kratzten uns. Und auch die Erdmutter, die wir immer mit unseren Stiefelabsätzen getreten hatten, wollte uns auf dem Fußboden nicht so ruhig schlafen lassen wie die Hirten, die die Erde zeitlebens barfuß mit weichem Schritt gestreichelt hatten. Es war mir beim Liegen auf dem Fußboden, als theile die Erde meinen vom Ritt müden Knochen harte Püffe aus.

Vorher waren in diesem Raum die Hühner eingesperrt gewesen; und die zurückgebliebenen Hühnerflöhe machten sich nun mit blutdürstigem Vergnügen über uns Fremdlinge her.

Dazu rauchte das Oellicht so schrecklich, daß wir Kopfschmerzen bekamen und zu ersticken meinten. Wir waren noch zu ungöttlich für diese göttliche Armuth, in die wir so plötzlich aufgenommen worden waren. Und der Körper, der immer langsamer als der Geist ist, wollte die Kasteiungen dieser Nacht nicht willig ertragen und wurde störrisch.

Ich hatte meine Taschenuhr neben dem Reisebündel, das mein Kopfkissen war, auf den Fußboden gelegt; aber in dieser Hütte schienen die Stunden nicht wandern zu wollen. Sie blieben hocken und die Uhrzeiger vergaßen, fortzurücken. In dieser Armuth war ein ewiger Stillstand an Stelle der Zeit zu spüren.

So wie es kein Hausgeräth gab, schien auch hier keine Uhr nöthig zu sein. Die Nacht war eine einzige große Stunde und der Tag eine einzige große Stunde, die saß bei der Armuth, auf dem leeren gestampften Erdboden, beharrlich zwischen den vier leeren Wänden der Hütte. Und deshalb war es gleich, was man in dieser Zeitlosigkeit erlebte.

Und da wir nicht schlafen konnten und Einer den Anderen sich in seinem Hüttenwinkel herumwälzen hörte, riefen wir uns zu, daß es vernünftiger wäre, in der Mondnacht weiterzureiten. Lieber wollten wir am Tage versuchen, ungeplagt von Rauch und Hühnerflöhen, auf einer weichen Wiese in frischer Luft zu schlafen und die Nachtruhe nachzuholen.

Die Hirten, die noch nicht ihr Lager aufgesucht hatten, staunten nicht, als wir im schönen Mondschein weiterreiten wollten. Nur unser Führer, der eben schlafen gehen wollte, brummte ein Wenig.

Wir ritten um Mitternacht von der Hütte fort. Die schöne, erfrischende Nacht machte uns eine Weile munter, aber das Mondlicht schläferte die Augen bald wieder ein. Und als wir das Steinfeld der untergegangenen Stadt verlassen hatten und unter Baumschatten an einem Bergabhang ritten, wußte ich bald nicht mehr, wie ich meine Augen vor Müdigkeit offen halten sollte.

Der Mond schien den Schlaf durch die Baumblätter zu schicken. Die weißen Milchflecken des Mondlichtes am Weg, durch die wir ritten, waren wie ein über uns ausgegossener Schlaftrunk. Und der Schlaf duftete aus den Büschen und sank aus den ruhenden Bäumen herab auf uns und manchmal fürchtete ich, vom Pferd zu fallen, denn der wiegende Gang des Thieres erhöhte die Schlaflust.

Wir hörten aus einer Schlucht herauf, an der wir entlang ritten, ein ununterbrochenes Rauschen. Ich wußte nicht: kam das Geräusch von einem Wasser oder vom Wind im Laub? Es war da im Finsteren ein Lärm in einem Thal, der ununterbrochen neben uns lebte. Der Weg senkte sich mehr und mehr: und bald sah ich durch die Zweige ein breites Bachbett; das andere Ufer lag in Finsterniß, unbeleuchtet vom Mond.

Das Wasser vor mir schien endlos breit zu sein. Das schnelle Wasser sprang über Felsenblöcke und zeigte viele buckelige Strudel, die im Mondlicht silberschäumend kreiselten.

Die Luft wurde immer frischer und feuchter; und dann stand mein Pferd still. Der Weg endete vor dem wilden Wasser. Der Führer, der hinter uns zurückgeblieben und wahrscheinlich auch im Gehen halb eingeschlafen war, kam auf mein Rufen herabgerannt und sagte, daß wir das Wasser durchqueren müßten.

Dann rief er durch die hohlen Hände über das Wasser hinüber: „Compatriot!“ Drüben sah ich bald Feuerschein aufleuchten, als wenn man die Thür eines im Inneren brennenden Hauses öffnete.

„Dort ist eine Mühle," erklärte der Führer, „und die Müllerknechte werden uns hinüberholen."

Es war nicht gerade behaglich, mitten in der Nacht durch ein angeschwollenes, unbekanntes Frühlingswasser reiten zu müssen, wenn man den Weg am Tage noch nie gesehen hatte.

Unsere Rufe waren beantwortet worden, und nachdem die Stimmen eine Weile einander, über das Wasserbrausen hinweg, zugeschrieen hatten, erschienen Männer im Mondschein, bis zu den Hüften mitten im Wasserschaum stehend, und sie winkten und schrien von Neuem.

Wir ritten vorwärts, den Pferden die Zügel freigebend, da die Thiere die Furt suchten und behutsam die unter den Schaumstrudeln liegenden Uebergangssteine mit den Hufen fanden. Indessen schrien die Müllerknechte und die Felsen echoten und die Wasserwirbel johlten und zischten betäubend. Es war, als ritten wir durch einen überkochenden Hexenkessel.

An den mondhellen Stellen sah ich neben mir die rasende Fluth vorbeischießen. Dann empfingen uns die Müllerknechte bei den tiefsten Strudeln und stemmten sich gegen die Pferde und schoben diese und uns, die wir mit hochgezogenen Beinen im Sattel saßen, da das Wasser bis an den Sattel reichte, durch die nächtige Wasserwildniß.

Drüben empfing uns die vorweltliche Mühle. Die Mühlenhütte war niedrig, aus mächtigen Eichenstämmen roh zusammengefügt; und drinnen im einzigen Raum prasselte ein mächtiges Feuer und brannte lichterloh. Um die Flammen saßen Männer, die uns zunickten.

Diese Mühle mit dem brüllenden Wasser vor der Thür, am gestampften Boden das hochwallende prunkvolle Feuer darinnen, das mit ungeheurem Leben den Raum füllte, die alten verwitterten Müllerknechte, Alles zusammen erinnerte mich mit einem Mal an Odysseus' Abenteuer bei den Cyklopen.

Die Nacht draußen unter der offenen Thür, mit dem hochgehängten Mond, mit der johlenden Wasserstimme, schien einer der einäugigen Cyklopen zu sein, der jeden Augenblick hereinkommen konnte, um am Feuer niederzusitzen und einen von uns Menschen, die wir hier als Gefährten des Odysseus Unterkunft nahmen, zu verzehren.

Nachdem wir unsere Kleider an der Feuerwärme getrocknet hatten, war die Nacht schon am Verschwinden. Und als wir in die Morgendämmerung hinaustraten, um wieder auf den Pferden aufzusitzen, da war Alles verwandelt und alltäglich. Da war nichts Besonderes ringsum als ein mit gurgelndem Hochwasser angeschwollenes Bachbett, ein plumpes hölzernes Mühlenhaus und stumme schattige Baumgruppen davor, die sich vom morgengrauen Himmel abhoben.

Der Cyklopenspuk war verschwunden, das Feuer fortgeflogen; und wir ritten gemächlich auf einer breiteren Straße unter den Bäumen wieder weiter in die Berghöhen hinauf.

Max Dauthendey.

Rhederkapital.

Ende Juli 1913 kam es zur Kriegserklärung zwischen Hamburg-Amerika-Linie und Norddeutschem Lloyd; am ersten Oktober wurden die Passagepools in der nordatlantischen Fahrt gekündigt; am dreizehnten Oktober meldete die HAL eine Erhöhung ihres Aktienkapitals (um 30) auf 180 Millionen. Daß die Börse einen Zusammenhang zwischen diesen drei Ereignissen annahm und sich für die letzte Konsequenz nicht gerade begeistert zeigte, war erklärlich. Doch die HAL veröffentlichte eine Erklärung, die an der Zuverlässigkeit des Börsenurtheils zweifeln ließ. Die größte deutsche Schiffahrtgesellschaft sucht schon seit Jahren in der gesicherten Finanzbereitschaft ihr wichtigstes Ziel. Ballin will, daß die „Liquidität", die an vielen Stellen nur ein hohler Begriff ist, in seinem Haus kein leerer Wahn bleibe. Diese Politik wurde, trotz der Nothwendigkeit rascher Vermehrung der Flotte, siegreich durchgeführt. Das Aktienkapital ist seit der Jahrhundertwende um 100 Millionen gewachsen und die Obligationenschuld beträgt rund 72 Millionen. Die Gesellschaft hat also ein Kapital von einer Viertelmilliarde; und die Macht, die auf dieser festen Grundmauer ruht, wird in der Flotte sichtbar, die den Wimpel der HAL führt. Ende 1912 umfaßte der Raumgehalt 1,30 Millionen Bruttoregistertons; und seit Neujahr ist der Bau von mehr als zwanzig Dampfern ausgeführt oder beschlossen worden. Darunter sind drei Imperatoren, die allein ein Kapital von 110 Millionen aufzehren. Der erste Imperator hat seine Herrschaft glorreich angetreten und die Mitregenten werden bald folgen. Die Verbreiterung des Geschäftskreises bedingt eine Finanzpolitik größten und ernstesten Stils. Man darf der HAL nicht den Vorwurf der Kapitalverwässerung machen. Die Maße ihres Kapitals stehen in richtigem Verhältniß zu den Weltgeschäften einer Großrhederei. Ein Verkehrsfaktor von der Stärke des HAL darf nicht mit dem kleinen Einmaleins rechnen. Ballin hat 1911, als der Pool für die Südamerikafahrt durch den Widerspruch der bremer Gruppe zerstört wurde, erklärt, der Norddeutsche Lloyd sei im Recht gewesen; ein leistungfähiges Großunternehmen habe keinen Grund, auf die Konkurrenz Rücksicht zu nehmen. Das logische Ergebniß dieser Auffassung ist die Herstellung einer mit jeder Möglichkeit rechnenden Finanzbereitschaft. Nach dieser Lehre lebt die HAL. In der offiziellen Erklärung wird von dem Wachsthum des Gütertransports auf fast allen Verkehrsgebieten der Gesellschaft gesprochen; von dem erweiterten Post- und Passagierdienst nach Ostasien; und von der Dividende für 1913, die „mindestens" wieder 10 Prozent betragen werde. Wenn Das schon heute versprochen werden kann, fast sechs Monate vor dem Tag des Dividendenbeschlusses, dann muß der Ertrag des ersten Halbjahres wohl größer gewesen sein als anno 1912. Obwohl die Gesellschaft im laufenden Jahr rund 87 Millionen für Schiffbauten ausgiebt, wird sie am Ende dieses Jahres noch

über 40 Millionen verfügen. Das ist keine geringe Leistung; da die disponiblen Mittel Ende 1912 rund 76 Millionen betrugen, sind 50 Millionen aus dem Betriebsgewinn für Neubauten aufgewendet worden. In Geldnoth ist die HAL also nicht; sie hat ja auch verkündet, das neue Geld werde in den Kassen der Banken bleiben.

Feinde selbst können Herrn Dr. Ballin nicht nachsagen, daß ihm die Fähigkeit fehle, die Lebensbedingungen eines großkapitalistischen Unternehmens richtig zu sehen. Nur das enge Hirn rechnet von heute auf morgen. Ballin hat die Nothwendigkeit der Kapitalserhöhung sicher schon erkannt, als er die Umrisse des Weltprogrammes zeichnete. Er soll den Termin nicht richtig gewählt, nicht an den hohen Reichsbankdiskont und den nahenden Winter gedacht haben. Wer aber giebt das Geld? Zunächst gebens die Banken. Hätten die sich zur Uebernahme der Aktien entschlossen, wenn sie fürchten müßten, damit sitzen zu bleiben und den Jahresabschluß zu schädigen? Die Gesellschaft bekommt von den Emissionhäusern 25 Millionen und ein Agio von 14 Prozent; also 28,5 Millionen. Ausgegeben werden die Stücke zu 118 Prozent. Die Einzahlungen dürfen auf drei Termine vertheilt werden. Der erste ist am fünfzehnten November. Da müssen 25 Prozent und das Agio bezahlt werden. Das sind 10,75 Millionen. Im ungünstigsten Fall hätten die Banken also Mitte November noch 17,75 Millionen aus eigenen Mitteln weggegeben. Aber schon am fünften Januar gehen wieder 6,25 Millionen ein; und in den schlimmsten Tagen des Jahres wären noch 11,50 Millionen Mark Bankgelder durch die HAL gebunden. Aber der größere Theil der Jungen Aktien wird schon im November wahrscheinlich voll bezahlt und abgenommen werden. Eine Gefährdung der Bankenliquidität ist also nicht zu fürchten. Und wie stehts mit dem Publikum? Käufer der neuen Aktien sind natürlich in erster Linie die Besitzer der alten Stücke. Wer fünf Stücke (im Börsenwerth von rund 7000 Mark) besitzt, darf eine neue Aktie zum Preis von 1180 Mark beziehen. Das Bezugsrecht ist also ungefähr 3½ Prozent werth. Daß es gern und oft ausgeübt werden wird, ist anzunehmen; die neue Aktie ist ziemlich billig und die vorsichtige Politik der HAL bürgt gegen gefährliche Enttäuschungen. Freilich: gerade das Rhedergeschäft hängt so ganz von der Konjunktur ab, daß auch die klügste Leitung nicht fürs nächste Jahr garantiren kann. Da der HAL aber nicht zuzutrauen ist, daß sie auch mit ihren Aktien Wasserkunst treiben will, so bleibt ihr innerer Werth dem Käufer ein fester Hort.

Wird Hamburg mit Bremen Frieden schließen? Wir müssen es hoffen. Große Unternehmen können konkurriren, ohne einander barbarisch zu bekämpfen. Der Lloyd hat neulich erklärt, daß seine Finanzverhältnisse gesund seien; er habe 60 Millionen Mark liquider Mittel und brauche nicht an eine Kapitalserhöhung zu denken. Durch die Transaktion der Hamburger hat sich der Stand der Dinge etwas geändert. Auch der Lloyd baut neue Schiffe und giebt viel Geld für

die Stärkung seiner Rüstung aus. Der Glaube, die Differenz, über die Hamburg und Bremen in Streit geriethen, werde in wenigen Wochen beseitigt sein, war irrig. Daß die nordatlantischen Pools gekündigt wurden, war die letzte Konsequenz der neuen Forderungen, die unsere Gesellschaften für den nordatlantischen Verkehr stellten. Voraus ging die Auflehnung der Canadian Pacific-Bahn gegen die Fesseln des Kartells. Sie trennte sich von den im nordatlantischen Passagepool vereinten Rhedereien. Mit ihr drehte die englische Allan-Linie dem Syndikat den Rücken. Am ersten Oktober wurde auch den Ueberbleibseln der alten Schiffahrtverträge der Todesstoß versetzt. Der Nordatlantische Dampferlinienverband besteht seit 1894 und umfaßt, außer den deutschen Gesellschaften, die Holland-Amerika-Linie und die Red Star Line; daneben handelt sichs noch um das nordatlantische Frachtkartell. Das wurde vom Lloyd gekündigt, der eine höhere Betheiligung forderte; der Verband von der HAL. Hüben wie drüben kreuzten sich die Meinungen von Hamburg und Bremen, statt gemeinsam gegen den Willen der Fremden Front zu machen. Ein drittes Abkommen, der General Pool, läuft mit dem Jahr ab; dann wird wohl auch das agreement über die Vertheilung des Zwischendeckverkehrs enden. Ob in naher Zeit Verhandlungen über neue Pools beginnen werden, ist noch ungewiß. Zum Kampf sind nicht nur die deutschen, sondern auch die fremden Gesellschaften gerüstet. Und für sie ist die finanzielle Expansion der Deutschen durchaus nicht unwichtig. Erstens bietet sie ihnen den Anlaß zu neuen Effektengeschäften; zweitens fördert sie die Hoffnung, daß ein vernichtender Tarifkampf zu umgehen sein wird. Mit dem Werfen der Preise allein ist das Geschäft nicht gemacht. Unterbieten kann ein Konkurrent den anderen so lange, wie es ihm Spaß macht. Obs aber das Kapital duldet?

Der Segen einer sicheren Rentabilität wäre auch den Werften zu wünschen, die von der guten Konjunktur der Schiffahrt im Bereich der eigenen Bilanzen nichts gemerkt haben. Die Dividenden der großen Werften sinken noch immer, weil die Preise gedrückt werden. Ueber die technischen Leistungen der deutschen Werften hört man Erfreulicheres als über ihren Ertrag. Die HAL versucht jetzt, den Gewinn in ein festes und richtiges Verhältniß zu den Unkosten zu bringen. Sie läßt zwei große Schiffe für den neuen Postdampferdienst nach Ostasien vom bremer Vulkan in dessen eigener Regie bauen. Ein fester Preis ist nicht vereinbart. Die Werft erhält außer ihren Selbstkosten einen Aufschlag für die Betriebsauslagen und Amortisation; als Gewinn wird ihr ein vereinbarter, fester Prozentsatz zugewiesen. Diese Methode, die den Abnehmer zum Kontroleur des Verkaufspreises macht, ist für die Industrie etwas Neues. Sie hat die gute Eigenschaft, daß sie den Produzenten der Sorge enthebt, sich einen angemessenen Nutzen zu berechnen; und den Fehler, daß die Entstehung der Preise, die sich natürlichen Gesetzen fügen soll, zu einer Machtfrage wird. Der Stärkere diktirt den Preis. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. November 1913.

Splitter.

Der norwegische Südpolfinder Roald Amundsen wollte, in seiner Väter Sprache, den flensburger Stammesgenossen von seiner Reise erzählen. Der Präsident der Königlich Preußischen Regirung hat den Vortrag verboten. Von Rechtes wegen. Das Vereinsgesetz erlaubt solchen Eingriff in die Redefreiheit; will hindern, daß die Dänen Nordschleswigs, die vor einem Halbjahrhundert Preußen wurden, skandinavische Laute ins Ohr aufnehmen und durchs Ohr die Sehnsucht nach der alten, verlorenen Heimath einlassen. Amundsen ist in der Skandinavenwelt heute der populärste Mann und seiner Landsleute Stolz? Thut nichts; das Gesetz über Alles; in dieser Grundmauer des Staates ist nicht das winzigste Spältchen zu dulden. Schön. Doch das Gesetz, um das es sich hier handelt, befiehlt nicht, sondern gestattet den Eingriff; ob er nöthig, ob nützlich ist, hat, vor jedem einzelnen Fall, der für die Anwendung Verantwortliche zu prüfen. Und klingt nicht aus hundert Schänken allnächtlich das Lied „Deutschland über Alles“? Wird diesem Deutschland, seinem Ansehen, dem Glauben an seine Macht dadurch genützt, daß man einem dänischen Kammersänger verbietet, in der haderslebener Kirche eine fromme Hymne zu singen, einem norwegischen Polarfahrer, in Flensburg den Bericht über seine Reise vorzutragen? Muß die Nachbarschaft nicht meinen, das Deutsche Reich sei in seinem Gefüge so morsch,

in West, Ost, Nord durch fremde Volkssplitter so gefährdet, daß es um sein Leben bangen muß, wenn Franzosen, Polen, Dänen irgendwo öffentlich die Laute hören, die ihre Mutter sprach? Das meint die Nachbarschaft; und wärmt an diesem Glauben manche Hoffnung, die noch gestern verwegen schien. Deshalb, heißts, scheut dieses Reich, dessen Heer doch ins Ungeheure wuchs und wächst, so ängstlich jede Kriegsmöglichkeit, deshalb ists zum Wirken ins Internationale so schüchtern und giebt, wenn hinter den Worten der Zwang zur That droht, so nett nach: weil es des Zustandes im Inneren nicht sicher ist und fürchten muß, nach dem Ruf zum Kampf das Reichsgehäus bersten zu sehen. Der Glaube trügt. In würdiger Ruhe dürfen wir, ohne geckiges Gebrüst, sagen: Den Furchtsamsten brauchen die Splitter nicht zu schrecken. Elsaß-Lothringen, Posen, Nordschleswig: lebt da, schwält unter der Asche des großen Schmerzes der Wunsch, Preußen und das Reich zu zertrümmern, dann wird dieser Wunsch nicht von Kräften bedient, die ihm in Zerstörergewalt helfen könnten. Das ist einfache Wahrheit. Daß sich ihr draußen der Glaube versagt, ist die Schuld der Regirenden, die keine Gelegenheit zu unklugem Handeln versäumen. Keine: und müßten sie schwitzen, um die flinke Maid zu haschen.

„Einen kühnen Mann, dessen die Europäergemeinschaft sich freut, weil seine Lebensleistung ihr beweist, daß sie auch den Muth der Physis noch nicht verlernt hat, einen im anständigsten Sinn Brutalen wollen wir nicht mit der Last kleinlicher Vormundschaft kränken. Wir könnten seinen Vortrag verbieten; ihn zwingen, auf deutscher Erde deutsch zu sprechen oder zu schweigen. Wir wollen nicht. Auch unseren Staatsgenossen dänischen Stammes, denen schwer genug ward, sich in den gewandelten Status zu schicken, nicht die edle Freude mißgönnen, eine Stunde lang gemeinsam die ihnen liebe Sprache zu hören und sich an dem Bewußtsein zu stählen, welche Schaar muthiger, in Eisesnoth, in jeglichem Schrecken des Unwetters furchtlos tüchtiger Männer der kleine Bereich skandinavischer Länder der Menschheit geschenkt hat. Roald Amundsen, dessen Hand die Kaiser und Könige zu drücken begehrten, ist kein Wühler, ist uns kein lästiger Fremdling; frei mag er die Sprache wählen, in der von seines Lebens That berichten will. Das dürfen wir ihm erlauben; und müssen, weil wirs dürfen: denn unsere, der im Namen des Königs Regirenden, Aufgabe ist nicht,

den in den Staatsverband Aufgenommenen das Dasein darin unlieb zu machen, sondern, durch die Gewährung jeder mit Preußens Selbsterhaltungpflicht vereinbaren Freiheit, ihnen zu zeigen, daß dieser Verband nicht unzerbrechlich nur, sonder auch wohnlich ist." Wäre mit solcher Verkündung dem Reichswohl nicht mehr genützt als mit dem Verbot, das alle Skandinaven in Wuth empört, alle nicht mit ihrem völkischen Gefühl Betheiligten zu Hohngelächter gestimmt hat und das vier Tage nach dem Erlaß, weil es, Allen, gar zu arg mißfiel, zurückgezogen werden mußte? Nicht mehr als mit verschmitztem Zwinkern („Wir haben vier Oberlandesgerichtssprüche für uns") und eine spätere Huldlaune („Als edle Seelen lassen wir, trotzdem, Milde walten"), die den Begnadeten mit hartkantigem Peitschenstiel neckisch streichelt?

Ganz gehören, bis in das Mark ihres Gemüthes, dem Staat nur die Menschen, die seiner Amtshäupter Sprache sprechen. Nur sie wollen ihn; noch um den höchsten Preis, den der Sterbliche zahlen kann. Den mit anderer Zunge Redenden ist er vielleicht ein unausrodbares Uebel, vielleicht eine leidlich eingerichtete Wartehalle, in der sie überwintern, bis eines Frühlenzes Sonne den Weg in die Heimath des Herzens enteist. Wer einem Volke, gar einem nordgermanischen, die Sprache zu nehmen trachtet, will es, in seiner völkischen Sonderheit, töten. Das kann Pflicht fordern; dem Erobererer, der von dem in Kornacker gewandelten Schlachtfeld jedes Hälmchen ernten und der Herkunft dazu rüstiger Miethlinge nicht nachfragen mag, nachts noch ins schläfrige Ohr posaunen: „Die Mark, deren Scholle Dein Pflugschar furcht, ist Deinem Kinderland, zu Schutz und Trutz, unentbehrlich; damit sie sein werde, sein bleibe, muß die Sprache des Stammes sterben, der ihr verwurzelt war, bis Deiner Väter Schwert das Erdbett dieser Wurzel zerwühlte. Stirbt mit der Sprache der Stamm: Dir ists, Deiner Gemeinsache, nützlicher als üppiger Nachtrieb aus der gelockerten Wurzel. Nicht nazarenisch sanft sei uns allem von dem Zufall, der Vorsehung Unvorsichtiger, auf Deine Straße Gewehten in Pflegerzärtlichkeit hingegeben. Sei, Mann im Männervolk, grausam wie ewig wirkende Naturgewalt, die reutet und wegschwemmt, was ihr nicht fruchtet." Wo der Muthwille (auch dieses deutsche Wort ward, wie „Eigensinn", vom Zunftchor der Weichlinge verrufen) zu der Grau-

samkeit des Menschheiturstandes fehlt, ist Härte Thorheit. Chicane hat nie eine Sprache getötet; nie einer den Geltungbereich geschmälert. Und dürfen wir, wenn nicht das Brot noch das Lustspiel des nächsten Monats das letzte Ziel nationalen Aufwandes ist, den Tod, nur das Siechthum einer germanischen Sprache wünschen? Graute nicht gestern der Tag, der Angelsachsen in die Gemeinschaft mit Slaven riß, auf daß der Wall ihrer Leiber den Vorsturm der Festlandsgermanen hemme?

Viele Fragen; und allen wird eine Antwort. Das Deutsche Reich von heute hat verlernt, durch den schreckenden Entschluß zu kühnem Handeln den Feind zu bändigen und den unüberwindlichen oder als Mitwirker zum Wohl des Gemeinwesens unentbehrlichen sich in Redlichkeit zu versöhnen. Wenn aus dem mächtigen, in Wirthschaftfülle strotzenden Deutschland Dänen, statt ihre Landsleute in die Bundesstaatsgenossenschaft herüberzuwinken, sich in ihre Enge zurücksehnen, dann ist nicht in ihrer besonderen Bösartigkeit die Schuld zu suchen; ist sie nur in dem Ungeschick Derer zu finden, die in der Nordmark befehlen. Ein Vierteljahrhundert des Schwankens zwischen Zorn und Hoffnung: begreiflich. Nur aus überhitzten Hirnrinden glimmt jetzt noch Hoffnung; und unter dem Walten majestätischen Menschenverstandes wäre der Zorn längst verflackert. Die Polen sarmatische Schweine, die Elsässer Wackes zu schimpfen, den Dänen ein Gedächtnißfest zu vergällen, ist nicht schwer; vermöchte ein trunkener Rüpel. Ihnen ins Bewußtsein zu hämmern, daß ihr Schicksal dem des Deutschen Reiches, also auch Preußens, unlöslich vermählt ist, daß dieses Reich und dessen Vormacht durch fremdes Zetteln nicht zu zerstören, doch willig sind, den eingefügten Gliedern jede dem Haupt und dem Rumpf der Nation erträgliche Regungfreiheit zu gönnen: dahin strebe, unter Sonne und Sturm mit gleich frohem Eifer, Staatsmannskunst. Zweifelt ein nicht vom Würdenpfühl ins gemeine Leben Niederblinzelnder, daß eine Auslese unbefangen verständiger Deutschen mit den fremden Reichsgenossen ins Reine käme, ehe drei Monde geschwunden sind? Jahrhundertfeier. „Was ist zu unternehmen?“ Erzherzog Johann von Oesterreich fragt; und antwortet: „Was ich thäte, schreibe ich her: Zuerst Deutschland ausfegen!“ Am fünfzehnten November 1813.

Dannevirke.

Ein jütisches Weib suchte seine Söhne. Suchte zwei Söhne, die groß waren und stark und blond, die eben in ihres Lebens Lenz getreten waren und ihre Lehmhütte in brauner Haide verlassen hatten, weil dänische Brüder sagten: „Helft dem König, Ihr tapferen Männer, dem man sein Land nehmen will!“

Eine jütische Mutter suchte ihre Söhne, die ihr lachend „farwell!“ zuriefen, während ihre rauhen Finger prüfend über der Sense rostige Klinge glitten; über den glänzenden Aalstecher, der so gut geeignet war, einen verhaßten Deutschen zu harpuniren. „Farwell!“ sagten die Söhne und schritten durch die Haide auf schweren Klotzen. Braun war die Haide und endlos; und blau der Himmel, der sie überspannte. Wie Riesen sahen die jungen Männer aus, die die einzigen Menschen auf dieser endlosen Fläche waren. Den Grütztopf trug der eine, der andere den Beutesack über dem Rücken. Einmal wandten sie sich und schwangen den dreizinkigen Aalstecher und die blitzende Sense. Das war der letzte Gruß, den die Jütin von ihren Söhnen erhielt.

„Farwell!“ murmelte die Mutter; „farwell!“ Und anders klopfte ihr Herz als sonst, wenn die Beiden zum Torfmoor gingen oder weit weg zur Küste, weil die Rede ging, ein Schiff sei zu Wrack geschlagen. Sie dachte nicht: „Wie viel werdet Ihr heimbringen? Theepunsch sollt Ihr haben, wenn Ihr heimkommt!“ Sie dachte: „Weit ist der Weg, den sie gehen müssen. Ist der König so schwach, daß er einer Mutter beide Söhne abnimmt, um sich zu helfen?“ Es sah schön aus, wie die dänischen Rothröcke vorüberkamen, und es klang gut, als sie sagten: „In Stücke wollen wir die Deutschen hauen, die unserem armen König sein Land nehmen wollen.“ Aber konnten sie Das nicht allein thun von ihren schönen Pferden herunter? Mußten dabei die zwei Söhne helfen? Und weiter dachte sie nichts in vielen Tagen, da sie allein auf der Bank vor der Hütte saß; da sie des Windes Klagen lauschte, der über die Haide fuhr, da sie Stunden lang, Stunden lang den Horizont aus brennenden Augen absuchte.

Groß und hager und sehnig war sie; hatte graues, struppiges Haar, das unter rothem Kopftuch sich hervordrängte; hatte braune Fäuste und ein braunes, runzliges Gesicht, aus dem finstere, kleine Augen mißtrauisch glühten. Fast wie ein Mann sah sie aus im Kittel und kurzen Rock; aber in ihrem Herzen wohnte seit Tagen einer Mutter bebende Angst.

Einmal kamen Rothröcke vorüber. Wußten nichts von den Söhnen. Hatten keine Zeit gehabt, sich umzuwenden, wenn verschmachtende Stimmen um Wasser riefen; wenn totwunde Brüder um Hilfe wimmerten. Hatten Büchse und Mantelsack abgeworfen, die hinderlich waren auf der tollen Flucht vor Wrangels siegreichen Preußen; hatten nur an Rettung gedacht vor der Holsten treffsicheren Büchsen.

Einmal kamen Landsleute vorbei aus der Gegend von Apenrade. Hatten armsäliges Gerümpel auf federlosem, knarrendem Wagen; führten einen Schwerkranken bei sich, dem eine preußische Granate das Bein weggerissen. Windmüller war er; hatte den Dänen durch seine Mühle angegeben, wo der Feind stand, und hatte jammervolle Strafe gefunden. „Teufel sind Preußen", erzählten sie und ballten die Fäuste. „Und die Söhne sahet Ihr nicht?" „Ach, wie soll man auf blonde Jüten achten. An den Wegen liegen welche; in den Feldern; das Gesicht zu Boden. An den Knicks liegen sie und frisches Blut ist auf grünem Gras; an den Mooren liegen sie mit ausgestreckten Armen. Und Raben hocken auf Erlen und ihr Gekrächz geht Einem durchs Mark."

„Aber wer sind Preußen? Was thaten wir den Preußen?" Und der Jütin ist, als ob sich Nadeln ins Herz bohren; denn an die hingestreckten Körper denkt sie und der Raben Gekrächz.

Ja, wer sind Preußen? Was that man ihnen? Der Dänen Feinde sind sie. Hunde und Wölfe sind sie. Das Land wollen sie, das den Dänen gehört! Auf einmal sind sie da. Brüder sagen die Holsten zu ihnen. Aber die Dänen schütteln die Fäuste! Die Dänen wissen, daß sie stehlen und morden und brennen! Hundert Jahre stand die Mühle. König Christian ritt vorbei und nahm ein Glas Milch von der Müllerin. Einen Spezies gab er dafür. „Noch hundert Jahre!" sagte er. Und nun sind es nicht zwei: und in Flammen ging sie auf. Ein feuriges Rad waren die Flügel, lohten gräßlich in finsterer Nacht und aus dem Holz winselte und schrie es; sie wollte nicht sterben, die alte Mühle! Die Preußen aber lachen und fangen den brennenden Speck auf und suchen nach Schinken und Käse.

Aber die Söhne! Die Söhne! Nie thaten sie den Preußen Etwas zu Leid. Gruben im Moor, brannten Torf. Der König aber rief sie zu Hilfe.

Die Müllerin weinte, denn aus dem Wagen tönte des Kranken schreckliches Stöhnen.

„Fragen die Teufel danach? Im Frieden war das Land und sie bringen den Krieg. Was kümmern uns die Herzogthümer! Was können wir für die Sünden, die Die in Kiel begehen! Vom König wollen die Holsten nichts mehr wissen und deshalb brennen die Preußen die alte Mühle nieder? Eine provisorische Regirung ist da und deshalb kommen die Freischärler aus ganz Deutschland, um in den unschuldigen Herzogthümern zu plündern und zu rauben? Sie sagen, Brüder sind sie uns? Ach, daß die Brüder an den Galgen hängen möchten! Ach, daß das mächtige Dänemark sie finge wie die Mäuse und ihnen den Garaus machte!"

Weiter ziehen sie auf knarrendem Wagen durch endlose Haide. Rothes Bettzeug liegt im Wagen; oder ist es Blut, das es färbte? Säcke und Hausrath liegen darin. Kinder laufen neben dem Pferd und wie irr folgt die Frau neben dem finsteren Knecht. Mit hängenden Armen aber stand die Jütin.

Und mehr kamen, mehr; erzählten von Brand und Mord; erzählten von wüthenden Feinden, erzählten von des Krieges Schrecken. Von röchelnden Jünglingen am Wege erzählten sie, von blutgetränktem Zeug, von einem Rothrock auf zügellos daherstürmendem Pferd, dessen gelbe Mähne wie Lohe war, das aus weit aufgerissenen Nüstern schnaubte und feldein lief; er aber hing auf ihm mit durchschossener Kehle. Und die Söhne? Groß waren sie und stark und blond.

Wie sollten sie es wissen? „Frage die Preußen!“

Und sie dachte mit dem Schmerz, der sich nicht beschreiben läßt: In den Feldern liegen sie und am Wege, das Gesicht nach unten! An den Mooren liegen sie und auf den Erlen sitzen die Raben...

Und Wochen vergingen. Wochen, in denen die Frau fast irr wurde. Sie sah die Bank, auf der die Beiden gesessen, das Lager, auf dem sie geschlafen, das Stück Bernstein, mit dem sie gespielt, als sie Kinder waren. Sie stierte auf den Grütztopf, der nicht leer wurde, auf die Salzheringe im Faß, die sie zur Grütze aßen, und raufte die grauen Haarsträhnen und rief laut ihre Namen. Aber als Alles still blieb und die tönende Einsamkeit ihr Grauen verursachte, griff sie nach Sack und Grütze und eisenbeschlagenem Stock. In plumpen Holzschuhen, in grauem Kittel und kurzem Rock verließ sie die Hütte, die wie ein Stall aussah, so elend und erbärmlich; schritt über die Haide, der Richtung zu, die die Söhne eingeschlagen. Und manches Mal war es wie dumpfes Schluchzen, das aus zerrissener Brust sich emporquälte; manches Mal war es wie röchelndes Stöhnen.

Eine jütische Mutter suchte ihre beiden Söhne. Sie schritt über die braune Haide, ließ ihre schmerzenden Augen umherirren, schritt im Moor, schritt vorwärts auf tiefgleisigen Straßen. Und jeder Tag, der zur Neige ging, ließ den Haß gegen die Feinde, die ihr die Söhne genommen, zur Wuth anwachsen, die sinnlos wurde, bestialisch. Eine Mutter suchte ihre Söhne; und die Angst, daß ihr Suchen umsonst sei, brachte sie dem Wahnsinn nah. Welche Schrecken sah sie! Ueber aufgewühltes Land ging sie; wie die Raben darüber kreisten! Wie sie krächzend sich niederließen! Reiche Beute müssen sie wittern. Ach, Blutgeruch ist in der Luft; Leichengeruch trägt der Wind herüber. Grünes, zerstampftes Land ist da plötzlich; und Pferdekadaver; zerbrochene Waffen, zerrissene Röcke, blutige Tornister... Ein Toter neben dem Pferd; mit weit offenen Augen, die Hände in den grünen Teppich gekrallt... Auch einer Mutter Sohn! Wie sie wohl wartet! Wie sie wohl seufzt! Hier liegt er. Fraß für die Raben!

Und da ist einer der fremden Teufel! Und noch einer! Liegen wie schlafend. Wissen nichts von dem wüthenden Schmerz einer armen Mutter, die ihre Söhne sucht! O Ihr Teufel! O Ihr Verfluchten! Und der eisenbeschlagene Stock saust auf die bleichen, jungen Stirnen, saust auf eine durchschossene Brust, auf ein zerschmettertes Bein! Junge Burschen sinds, tragen noch Eichenlaub an den blutigen

Hüten: und sind so große Sünder; und sind so böse Teufel! Da ...
Weiter im Feld liegt ein Knabe; ja, ein Knabe ist er noch und Entsetzen ist auf seinem Antlitz und noch spricht das Grauen aus den toten, blauen Augen. Wer rief Dich, Knabe? Was kamst Du in friedliches Land? Wo sind meine Söhne? Antworte, Verfluchter, antworte, Du preußischer Hund...

Ach, Du arme Jütenmutter, auch um diesen Knaben ringt eine verzweifelte Frau ihre Hände! Nicht an Morden und Grauen dachte dieser Knabe, der jubelnd den Freunden sich anschloß, die für ein einiges Deutschland kämpfen wollten. Nicht an Blut und Schrecken! Einen Traum träumten sie von deutscher Einheit, von deutschen Brüdern in Deutschlands Nordmarken, von Treuschwur unter der Doppeleiche mächtigem Astwerk, von Schleswig-Holsteins Befreiung vom dänischen Joch; sangen in immer wiederkehrendem Jubel: „Schleswig Holstein, meerumschlungen, deutscher Sitte hohe Wart!“ sanken einander schluchzend, übermannt von ihren eigenen Gefühlen in die Arme, sprachen vom Morgenroth der Freiheit. Aber an Brandfackel und Kriegsfurie hatte dieser Knabe nicht gedacht!

Weiter... Weiter... Wo sind sie, die schuldlos geopfert wurden? Liegen sie auch auf nackter Erde, den Raben zum Fraß? War keine zärtliche Hand in der Nähe, die ihnen die Augen zudrückte? „Mutter!“ riefen sie vielleicht; und lauschten in die Todesnacht. „Mutter!“ Und sie kam nicht! Und sie hörte nicht!

Weiter... Weiter...

Und sie irrt durch das Land; irrt über Straßen, an Mooren vorbei, an verkohlten Hütten, an Dörfern, die des Krieges Schrecken nur zu deutlich zeigen. Eine Grube ist da gegraben, ein Haufen Leichen aufgethürmt und daneben Kalk, der über die Toten gestreut werden soll wie Salz über die Fische. Ach, welches Meer von Thränen kostet dieser Haufe! Ach, welches Uebermaß von Leid fährt da in die Grube! Wenn die Beiden unter Jenen liegen? Verdammt, in dem Loch da zu verfaulen? Ist der Gedanke zu ertragen? Und sie wartet, bis der Mond aufgegangen ist, der mit fahlem Licht der Toten Starre übergießt. Freund und Feind liegen da zusammen in schrecklichem Knäuel; grauenhaft verzerrte, blutige Gesichter, zerschmetterte Schädel, zerrissene Glieder! Oh, die Sünde! Die Sünde! Wie viele Gebete sind von diesem blutigen Haufen zum Himmel gestiegen! Wie viel Hoffen und wie viel Glück soll in das gähnende Loch da verscharrt werden! Eine Grube voll jungen Lebens: und in die Erde geschaufelt wie Hunde! Unter ihnen vielleicht die Söhne! Und zu so grauenvollem Thun erwarten sie noch den Morgen? Daß der die Schrecken sieht? Wie versteinert ist sie von Grauen vor den erstarrten Körpern und fängt doch an, unter ihnen zu suchen. Wälzt sie von einander; hilft mit dem Stock nach, wenn die Arme zu schwach sind. Fährt einmal glättend über eines Toten Stirn, der einer der Ihrigen war, tritt mit dem schweren Schuh nach dem Deutschen, dessen klaffende Stirnwunde sie

taumeln machte, wühlt unter Leichen, wahnsinnig von Angst, wahnsinnig von Grauen.

Und findet sie nicht. Längst mögen sie verscharrt sein. Längst der Raben Fraß geworden sein. Und waren so blond und stark! Was thaten sie, daß man sie erschlug? Weil sie ihres Landes Söhne waren, mußten sie sterben? Weil der Dänenkönig schwach war, nahm man einer Mutter stolze Freude? Was wissen die Jüten von Deutschlands Einheit? Wann kümmerten sie sich um Anderes als um ihr Haus und die Ihren? In einsamer Haide fristeten sie ihr elendes Leben und man riß sie aus dem Frieden und deutsche Teufel mordeten sie?

Warum?

Sie irrt vorwärts, heult manchmal wie ein krankes Thier; in Fetzen hängen die Kleider vom Leibe, ihre Beine und Arme bluten. Sie weiß gar nicht mehr, was sie sucht, weiß nur noch, daß sie vorwärts muß, ruhelos vorwärts, um nicht zu spät zu kommen. Ihr Herz scheint zerrissen wie von tausend Wunden und glühende Pfeile bohren sich in ihr Hirn. Als ein Bild des Schreckens irrt sie durch den lachenden Frühling, der die Hecken grünen macht, der seinen Segen über das blühende Land verschwenderisch streut. Ein Weib sah sie: und prallte entsetzt zurück. Ein Mann sah sie: und hätte fast die Büchse auf sie angelegt. Soldaten lachten, die sie auf frisch geschaufeltem Hügel scharren sahen; aber die Hunde, die hinter ihr herliefen, thaten ihr nichts.

So kam sie ans Dannevirke; an das uralte Bollwerk dänischer Macht gegen deutsche Begehrlichkeit; an ein Stück Erde, wo jeder Fuß getränkt ist mit Blut. Endlos streckte sich der Wall, und sie stierte hinauf aus hohlen Augen.

Wie bleich die Mondsichel im All schwebt! Ein spärliches Totenlicht! Aber sie sieht doch das Land, die Sichel, weiß doch, wo Einer mit brechenden Augen liegt; wo Einer lallend „Mutter!“ ruft! Ach, wer von der Höhe hinuntersehen könnte ins Land!

Welch ein ungeheurer Schatten auf dem Wall sich bewegt! Ruhelos wie das Weib da unten, schauerlich und gespenstisch. Hebt er nicht die Hände? Ja, sieht es nicht aus, als schwebe da ein Riesenweib das Dannevirke entlang? Als sei die Luft voll von Klagen und Seufzen, voll von Geistern... Konnten keine Ruhe finden; suchten, suchten nach den Gefallenen; gierten nach einem letzten Blick; waren ruhelos, weil die Erschlagenen von ihnen gegangen waren in ihres Lebens Blüthe, weil ihr letzter Ruf nach der Mutter nicht gehört worden war. Und der Ruf der erschlagenen Söhne stirbt in aller Ewigkeit nicht, macht die Schatten wandern, peitscht die Toten aus den Gräbern.

„Unsere Söhne gieb uns, Dannevirke! Unsere Söhne gieb uns, Schleswig-Holstein!“

Königswusterhausen. Meta Schoepp.

Ludwig Max Goldberger.

Als Badens Bürgermeister dem Alten vom Sachsenwalde am zwölften Juni 1895 Huldigung und Gelöbniß unerschüttlich dankbarer Treue darbrachten, gab der Achtzigjährige in seiner Antwortrede auf die Ansprache der süddeutschen Stadtregenten mit bismarckisch stolzer Bescheidenheit diese Kennzeichnung seiner Persönlichkeit: „Ich gehöre zu den Leuten, die Werth auf eine gute Grabschrift legen und auf ein gutes Zeugniß ihrer Mitbürger.“ Auch der Mann, den am letzten sommerlich hellen Oktobersonntag Hunderte wahrhaft Trauernder zur letzten und beinahe ersten Ruhe seines sich in Arbeit erschöpfenden Lebens geleiteten, hat es in selbstsicherer Aufrichtigkeit nie verhehlt, daß für ihn gerechte Anerkennung und gebührende Ehren die ihm eigene Form der allgemeinen Menschheitsehnsucht nach dem Glück waren. Und im Leben wie im Sterben ist ihm geworden, was er erstrebte. Mit der vorsatzlosen Selbstverständlichkeit, die seine immer sorgsam vorbereiteten Veranstaltungen so frei und leicht, wie aus dem Nichts geboren, erscheinen ließ, hat Ludwig Max Goldberger, als er wenige Tage vor seinem Heimgang das Präsidentenamt in der von ihm geschaffenen Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie abgab, totwunden Leibes, doch ungebrochenen Geistes noch einmal die Summe rühmenden Dankes für sein rast- und restlos aufbauendes Wirken in einem Maß genossen, wie es sonst nur zu geschehen pflegt, wenn schon die Majestät des Todes das Schaffen Eines, der Etwas konnte und Etwas war, der Mit- und Nachwelt in versöhnendem und verklärtem Lichte zeigt. Und als er bald danach die hellen, scharfen Augen schloß, ist ihm überall der Nachruf geworden, der seiner würdig war. An die Bahre des Mannes, der, innerlich stets in gutem Wortsinn konservativ gerichtet, mit zunehmendem Alter auch äußerlich mehr und mehr vom Liberalismus, selbst der rosafarbigsten Nuance, abrückte, brachten die führenden Blätter radikal-liberaler Richtung begeisterte und, was noch mehr ist, herzliche Worte aufrichtigster Theilnahme und Bewunderung. Dem Toten, der sein Judenthum stets wie einen Ehrenschild vor sich hergetragen, bestätigten die Sprachrohre des gesellschaftlichen wie des Rasse-Antisemitismus das Selbe, was die leitenden Männer des Freihandels dem Schutzzöllner und Vertrauensmanne des Centralverbandes Deutscher Industrieller ins Grab hinein nachgerufen hatten: daß er eine starke Individualität gewesen sei und daß er die reichsten Gaben des Geistes und des Herzens, ein getreuer Verwalter alles Dessen, was ihm ein

gütiges Geschick verliehen hatte, mit vorbildlicher Pflichttreue und leidenschaftlicher Beharrlichkeit in den Dienst der Ziele gestellt hat, deren Erreichung er als nützlich oder nothwendig für das allgemeine Wohl erachtet hat; und daß auch von ihm ohne Ueberschwang in ganzer Schwere und in ganzem Stolz das Herrnwort gesagt werden konnte, das ein Größerer sprach: „Patriae inserviendo consumor". Und mehr noch als Dieses ist ihm beim Scheiden aus dieser Welt geworden. So fest umrissen war bei Allen, die ihn kannten, sein Bild, daß man auch im Nachruf weithin ihm die Wahrheit geben konnte, die er mit eifervoller Beharrlichkeit sein Leben lang gesucht hatte. Von ihm durfte man, statt die herkömmlichen Totenrichterphrasen nachzustammeln, aussprechen, daß er mit eigener Gluth erwärmt, mit eigenem Feuer geleuchtet und daß gerade deshalb auch seines Lebens Gestirn Licht wie Schatten zeitigen, daß der selbe Funkenstrahl eben so zünden und erwärmen wie verbrennen und zerstören konnte. Und in der Meinung Derer, auf deren Urtheil er Werth legte, nicht als eine weltentrückte Idealgestalt, nicht als ein ausgeklügelt Buch, sondern als ein Mensch mit seinem Widerspruch dazustehen, war eben nach dem Sinn dieses Kämpen, den die Stunde reute, die nicht Harnisch trug, und der Tag, der keine Wunden schlug. Ich weiß es aus seinem eigenen Munde. Vor Jahren starb einer jener Allerweltfreunde, dessen rascher Aufstieg fast nur seiner bis zur Virtuosität gediehenen Kunst zu danken war, Jedem ein freundliches Wort zu sagen. Angesichts vieler überschwänglichen und doch inhaltleeren Nachrufe machte ich damals Goldberger, dem jede mit äußerem Glanz übertünchte innere Hohlheit einen beinahe physischen Abscheu einflößte, auf einen ihm unbekannten, aber sofort freudig von ihm begrüßten Spruch von Anastasius Grün aufmerksam:

Man schreibt auf manchen Stein:
„Er hatte keinen Feind!"
Als Lobspruch ists gemeint,
Doch schließts viel Schlimmes ein.
Es klänge gerad so gut:
Ihm fehlte Herz und Blut,
Er ließ wie Kies sich treten,
Er ließ wie Thon sich kneten,
Sein Aug war blind dem Lichte,
Sein Mund war stumm für Wichte.
O, raubt mir nicht am Grabe
Noch meine letzte Habe:
Die Feinde, deren Zorn
Mein Schmuck, mein Stolz, mein Sporn;

Von jenem Worte rein
Laßt meinen Stein.

Ludwig Max Goldberger ließ sich nicht treten und nicht kneten. So treu und ehrlich er an seinen Freunden hing und für sie, wenn es nöthig war, ohne jede Menschenfurcht und ohne jede Rücksicht eintrat, so echt und ursprünglich konnte er auch hassen; am Meisten da, wo ihm, der bei allen menschlichen Schwächen ein wahrhaftiger und zugleich ein für jeden Dienst dankbarer Mensch war, innere Verlogenheit oder gar Undankbarkeit entgegentrat oder entgegenzutreten schien. Gewiß ereignete es sich dabei manchmal auch, daß seine rasch zugreifende Leidenschaftlichkeit irrte; und es war selten angenehm, ihm bei den vielen Vorgängen, die ihn mit Heftigkeit erregten und bewegten, sofort eine von seiner weit abweichende Meinung zu begründen. Aber erfolglos war es niemals. Denn sein bis an die Grenze der Norm gehendes und seines Wesens Grundzug bildendes Verantwortungsgefühl trieb ihn immer wieder, eine scheinbar abgeschlossene Angelegenheit aufs Neue durchzudenken. Dann ebbten die stürmischen Wogen seelischer Erregung so rasch, wie sie gekommen waren, und derselbe Mann, der noch am Abend zuvor in starrster Subjektivität Menschen und Dinge egocentrisch angesehen hatte, stand am nächsten Morgen vor den selben Verhältnissen mit der kühl abwägenden Objektivität des Gelehrten, der scharfsinnig an irgendeinem theoretischen Problem eine ihn im Ausgang nach keiner Richtung hin interessirende Untersuchung vornimmt. Dann reichte der Mann, dem so oft äußere Schroffheit nur die nothwendige Schutzhülle eines weichen, jeden menschlichen Jammer mitfühlenden Herzens war, spontan und in schlichter Natürlichkeit dem Widerpart von gestern die Hand; und die dann so gut und lieb blickenden großen Augen machten mit gütigem Blick die Heftigkeit vom Abend zuvor zehnmal wieder gut. Nie war er, der in der Jahre Lauf seine Mitarbeiter manche erhebende Stunde erleben ließ, größer als in solchen Augenblicken kristallklaren, schlichten Menschenthums. Der Dienst unter ihm war bei der zeitweiligen Explosivität seines Wesens, und weil er manchmal die selben hohen Anforderungen wie an sich selbst auch an seine schwächere und minder begabte Umgebung stellte, nicht immer leicht. Da waren es denn in erster Linie seine rein menschlichen Eigenschaften, die trotzdem seine Freunde, seine Mitarbeiter und seine Diener Jahrzehnte hindurch an ihn fesselten. Als Bankier und Kaufmann wie als Organisator öffentlicher und gemeinnütziger Unternehmungen war er der unerreichte Lehrer Vieler, denen er für Arbeit und Arbeitmethode,

für Behandlung von Dingen und Menschen, für Pflichtgefühl und unverrückbares Beharren auf dem Weg zu klar erkannten Zielen das leuchtende und anspornende Beispiel zu dauerndem Gewinn für ihr ganzes Leben gegeben hat. Mancher aus der Schule Goldbergers hat es dank solcher guten Lehrzeit weit genug gebracht. Aber fast Alle haben sich noch als Männer in reifen Jahren und in Stellungen von eigener großer Verantwortlichkeit dem alten Meister gegenüber immer wieder gern als Schüler gefühlt und danken ihm über das Grab hinaus für die reichen Schätze an Lebensweisheit, die er aus der Fülle seines Besitzes zu spenden wußte.

Goldberger, der materiell unabhängig war, im eigenen Haus durch eine feinsinnige, im umfangreichen Pflichtenkreis für den geliebten und verehrten Gatten aufgehende Frau harmonisch ergänzt wurde und am bloßen Gelddverdienen nie reine Freude empfand, hat sich früh vom Geschäftsleben, das ihm rasche Erfolge gebracht hatte, zurückgezogen und in einem wahren Arbeitfanatismus (das Wort stammt, auf die Amerikaner angewendet, von ihm) ausschließlich den Dienst öffentlicher und gemeinnütziger Bestrebungen auf sich genommen. Freund und Feind erkennen an, daß ihm ein überragendes, für gewisse Dinge geradezu einziges Organisatorentalent eigen war. Mit jener aufbauenden Energie, die, wie eine gute Damaszenerklinge, Schärfe und Härte mit geschmeidiger Biegsamkeit verband, hat er Bedeutendes geleistet. Die berliner Gewerbe-Ausstellung von 1896, die Fundamentirung des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, des Centralausschusses Berliner Kaufmännischer, Gewerblicher und Industrieller Verbände, die Errichtung der Berliner Handelskammer, seine Studien über das amerikanische Wirthschaftleben und die Schaffung und Leitung der Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie seien besonders hervorgehoben. Der Weg auf diese Höhepunkte war steinig und dornig. Bureaukratie, Vorurtheil und nicht zuletzt der Neid standen dem von Ehrgeiz erfüllten, durch Begabung, Fleiß und Wissen unangenehm auffallenden, oft knorrig selbstbewußten, weder Glauben noch Ueberzeugung verleugnenden ehemaligen jüdischen Bankier in scheinbar unüberwindlicher Stärke entgegen. Standesdünkel, Rassenhaß und bureaukratisches Besserwissen konnten ihn für die Dauer auf dem Weg vorwärts und aufwärts nicht hemmen. Langsam, aber sicher haben die großen positiven Eigenschaften Goldbergers manche vorgefaßte Meinung zurückgedrängt, und wenn auch im preußisch-deutschen Klassenstaat einem frei Schaffenden nicht alle Blüthenträume reiften, so hat er doch an äußer-

lichen Ehren und an freier Bahn für werkthätiges Wirken erreichen können, was noch ein Jahrzehnt vor seinem Heimgang kaum vom Optimismus erwartet werden konnte. Kaiser und Reich und die maßgeblichen, über das ganze Vaterland verbreiteten wirthschaftlichen Organisationen erkannten ihn auf wichtigen Arbeitgebieten willig als berufenen Lehrer, als maßgeblichen Rathgeber an und standen ihm freudig in der Erfüllung Dessen zur Seite, was er in den letzten Jahren als seine Lebensaufgabe betrachtete. Ueberall hat er mehr Anerkennung gefunden als unter seinen engsten Berufsgenossen, unter den berliner Kaufleuten und Industriellen. Natürlich sind und waren seine alten Mitarbeiter aus dem Verein Berliner Kaufleute und Industrieller und dem Centralausschuß auch hier seine wärmsten Verehrer und Bewunderer. Trotzdem mußte gerade in des Reiches Hauptstadt seine große Kraft auf dem Gebiet, wo sie sich am Besten bewährt hatte, vielfach unfreiwillig feiern; mußte: nicht, weil der berliner Gewerbefleiß ein Uebermaß von Intelligenzen aufweist, die für gemeinnützige Arbeiten zur Verfügung standen, sondern, weil gerade hier so manches kleine Licht fürchtete, vom großen Lichte verdunkelt zu werden. Die Berliner Handelskammer als offizielle Vertretung des Handels und der Industrie der Reichshauptstadt hat ihr Leben zunächst der Thatkraft Goldbergers zu danken. Sie wäre nicht und keiner der Herren, die ihr angehören, säße in ihr, wenn nicht Goldbergers rücksichtlos vorwärts stürmender Wille alle entgegenstehenden Widerstände endlich doch beseitigt hätte. Aber die Handelskammer hat weder bei ihrem zehnjährigen Jubiläum noch sonst während ihrer Thätigkeit jemals ihres eigentlichen Schöpfers gedacht; und als Goldberger von uns geschieden war, hat die Handelskammer den Heimgang nicht einmal mit den bescheidenen Zeichen äußeren Gedenkens begleitet, dessen jeder bessere Krämer für würdig erachtet wird, wenn er bei seinem Tode Mitglied eines der zwanzig in der Kammer vereinten Fachausschüsse war.

Nicht dem Andenken Ludwig Max Goldbergers kann so kleinliche Verkennung über das Grab hinaus Unehre bringen. Er hat, wenn er, ungern zwar, an die Abschiedsstunde seines Lebens dachte, auch diese Dinge richtig vorausgesehen; freilich auch gewußt, wie viel Liebe und Dankbarkeit er gesät und geerntet hat. Ein Lieblingwort von ihm war: „Wer stirbt, stirbt nur sich selbst"; und lächelnd hat er seinen Freunden abgewinkt, wenn sie ihm das horazische „non omnis moriar" entgegenhielten. Seine Freunde werden dennoch im Recht bleiben. Die Lücke, die der Arbeitfrohe gelassen hat, wird sich im öffentlichen Leben nur schwer und sehr allmählich schließen. Und seinen Freunden lebt er. A. Willner.

Die Anstellung inaktiver Offiziere.

Das Kriegsministerium hat in dem bekannten Erlaß vom zweiten Mai 1913 in gewiß nicht zu verkennender, wohlwollender Absicht, hauptsächlich aber auch in Anbetracht der Schwierigkeiten, die neuerdings, zumal bei dem durch das neue Heeresgesetz nöthig gewordenen Mehrbedarf von viertausend aktiven Offizieren im Etat, trotz den schon vorhandenen Fehlstellen, der Offiziersersatz findet, sich veranlaßt gesehen, für die Anstellung von Offizieren des Ruhestandes innerhalb der Kaufmannschaft eine Lanze zu brechen. Die von einem früheren Kriegsminister so liebevoll auf der Reichstagstribüne als „Gewesene“, ein für alle Mal „Abgefundene“ charakterisirten inaktiven Kameraden (ein Bismarck hätte solche Aeußerung nie geduldet, ein Roon nie gethan) stellen nicht mehr so freudig wie früher ihre Söhne in das Heer, um sie nicht ähnlicher Nothlage, wie ihre eigene es oft ist, auszusetzen, obwohl für die jungen Herren, wenigstens in Bezug auf Pension, besser gesorgt ist. Und die Propaganda, die, zum Beispiel, der Feldmarschall Freiherr von der Goltz jedenfalls mit Billigung der Heeresverwaltung zu gleicher Zeit, wo es angeblich an Mitteln gefehlt hat, dem Offizierpensiongesetz rückwirkende Kraft zu geben, für eine Gehaltserhöhung der erst kürzlich aufgebesserten „nothleidenden Kommandirenden Generale“ öffentlich gemacht hat, konnte in den Kreisen der Altpensionäre nur schwer verletzen.

Ich, der ich nicht etwa zu den „Verbitterten“ gehöre (damit pflegt man meist die berechtigten Beschwerden des inaktiven Offiziers abzuthun), sondern zu den relativ „Erfolgreichen“, habe aus sehr reicher Erfahrung in der Beschäftigung mit der Offizierversorgungfrage heraus dieses kriegsministerielle Ansinnen an die Kaufmannschaft für einen schweren taktischen Fehler gehalten. Er war nur möglich, weil das Kriegsministerium leider viel zu wenig Fühling mit dem inaktiven Offiziercorps, seinen Bedürfnissen und Wünschen hat. Wenn es sich begnügt hätte, den Handelskammern einfach mitzutheilen: Wir haben eine „Auskunftstelle“ für die Angelegenheiten des inaktiven Offiziers geschaffen und stellen anheim, sich im Bedarfsfall ihrer zu bedienen, wäre die Sache wesentlich anders gewesen. Die Initiative blieb dann, wie nöthig, bei der Kaufmannschaft. Die wird sich für ihre Zwecke gewiß geeignete, tüchtige Männer auch unter den alten Offizieren nach wie vor nie entgegen lassen, wie ja unsere großen Industriefirmen und Privatwerften, oft mit glänzendem Erfolg, bewiesen haben. Freilich verurtheile ich das heute übliche System, sich hohe Offiziere (und Beamte), die in früheren Staatsstellungen dienstliche Verbindungen mit kaufmännischen Firmen gehabt haben, zu engagiren. Hiergegen müßte aus Gründen der Staatsraison geradezu der Gesetzgeber einschreiten. Im Uebrigen stehe ich durchaus auf dem Boden der Antwort der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft vom fünfundzwanzigsten August, die zutreffend die wahren Verhältnisse ihres Standes und die Aussichten des inaktiven Offiziers als Kaufmannes

darlegt. Aehnlich ist die Lage bei der Anstellung früher aktiver oder inaktiver Offiziere (nicht, wie unrichtig oft, sogar von Militärbehörden, gesagt wird, „ehemaliger“ Offiziere) im Civil-, also im Staats- und Gemeindedienst als Beamte. Auch hier ist der Offizier des Ruhestandes der unliebsam empfundene Wettbewerber der schwer ringenden bürgerlichen Anwärter. Und was ihm schließlich nach oft Jahre langem Harren und Kampf geboten werden kann, auch dann nur dem kleinsten Theil, sind im besten Fall recht subalterne Stellen, die für Hunderte von hochstrebenden und hochbegabten Männern, die auch nicht womöglich unter alten Untergebenen aus dem Unteroffizierstand weiter dienen mögen, gar nicht in Betracht kommen können. Lieber verzichten sie und darben mit den Ihrigen weiter, statt sich dort verbrauchen zu lassen.

Nach meiner Ansicht (und sehr bedeutende Autoritäten, höchste Offiziere darunter, denen ich diese Ansicht privatim entwickelt habe, theilen sie durchaus) können für den inaktiven Offizier hauptsächlich nur zwei Arten von Versorgungsgebieten in Betracht kommen: der Dienst in „inaktiven Stellen“ der Armee und die freie wissenschaftliche (besonders militärliterarische) und künstlerische Thätigkeit als Gelehrter, Schriftsteller usw., sofern dafür Veranlagung vorhanden ist. Beide Versorgungarten sind aber der Militärverwaltung, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen, unsympathisch, besonders die erstgenannte, und so sieht sie seit Jahren „hilflos“, trotz wiederholten Warnungen, der Noth zu und geräth nun, wo die Armee selbst, wie vorausgesagt war, auch von mir, den ihr dadurch zugefügten Schaden im Ersatz immer mehr zu fühlen bekommt, mit ihren Vorschlägen auf Abwege.

Im Heer, für das die inaktiven Offiziere erzogen und oft geradezu geboren sind, wo sie vor Allem ihre natürlichen Fähigkeiten und Talente voll entfalten könnten, stoßen sie auf den aktiven Kameraden als „Konkurrenten“. Leider ist so Auffassung und Lage. Und da das Schicksal des Inaktiven vom „Aktiven“, von der Militärverwaltung, abermals: leider, allein entschieden wird, ist bisher kein entscheidender Wandel möglich gewesen.

Hier ist nun auf gesetzlichem Weg eine völlige Systemänderung geboten und zu verlangen. Wären die Inaktiven, wie ich oft gerathen, „organisirt“ und damit eine Macht, so hätten sie durch einheitliches, gemeinsames Vorgehen bei Regirung und Parlament auch längst solche erreicht. Sie sind ein Armeecorps stark! Der aktive Offizier gehört im Wesentlichen in die Front, in den frischen, fröhlichen Truppendienst; der inaktive Offizier ins Bureau, in Geschäfts- und Verwaltungzimmer der Armee: Das muß der leitende Grundsatz für die Reform sein. Es ist ein Unding, daß aktive Offiziere vom Hauptmann bis zum hohen General, selbst im Rang des „Kommandirenden“, im Wesentlichen auf dem Bureaustuhl avanciren und dadurch der Front entfremdet werden, die Armee (und sogar das Pferd) schließlich nur noch aus Akten und Büchern kennen, dadurch aber zugleich den inaktiven Kameraden, die solche Stellen nicht minder freudig und oben-

drein bei halbem Sold ausfüllen würden, diese für sie geeigneteren Posten jetzt fortnehmen. Im Bureau, in Verwaltung-, Lehr- und Bibliothekarstellen können die inaktiven Offiziere unberührt von Beförderungfragen und dem ewigen, dem Dienst nicht immer zuträglichen Wechsel des oft kaum warm dort werdenden aktiven Kameraden Jahre lang sich herrlich bewähren und dem Steuerzahler dabei Hunderttausende ersparen. Denn ihre Pension, die sie mit einigen Zulagen beziehen würden, reicht lange nicht an die hohen Gehälter heran; und der heutige hohe, besonders durch die Generalität übermäßig belastete Pensionfonds wäre nützlich für die Armee und so volkswirthschaftlich rationell verwandt. Und die Schlagfertigkeit des Heeres bliebe nicht nur die alte, sondern würde erhöht.

Von solchen Stellen erwähne ich, um gleich beim hohen Kriegsministerium zu beginnen, das ganze „Central-, Versorgung- und Verwaltung-Departement"" (rein bureaukratische, sehr wichtige Einrichtungen), die „Presseabtheilung" (was weiß der Aktive von der Presse, es sei denn von seinem Leib- und Magenblatt?), die berühmte, als Errungenschaften von den Offiziösen so gepriesene neue „Auskunftstelle" (Inaktive hätten zehnmal mehr Ueberblick und Verständniß für die Noth der Ihrigen), die „Bibliothek", das „Archiv" usw. So weltfremde Erlasse wie der vom zweiten Mai kämen dann wohl kaum vor. Aehnliche Stellen sind beim Generalstab (Beispiele: die Kriegsgeschichtlichen Abtheilungen, die Kartographische) und anderen Central- wie Provinzial-Militärbehörden reichlich vorhanden. Dann fast alle Lehrstellen an der Kriegs-Akademie, der Militärtechnischen Akademie, den Kriegsschulen, dem Kadettencorps, die in anderen Armeen so oft und erfolgreich inaktive Offiziere versehen. Wir haben wissenschaftliche Koryphäen, zum Theil von Weltruf, in unseren Reihen; und schließlich kehrt ja auch der hervorragendste Aktive in sie zurück. Ein Verdy, Schlieffen, Haeseler, Goltz, Boguslawsky, Falkenhausen, Beseler, Janson, Maltzahn, Rohne, Wagner sind inaktive Offiziere und Hauptträger unserer Militärliteratur; vorzügliche Pädagogen sind darunter. Und nicht nur in der an sich ja sehr wohl versorgten und meist nicht mehr nach Anstellung sich sehnenden Generalität, sondern in den wirklich der Versorgung bedürftigen Stabsoffizier- und Hauptmannsstellen der Inaktiven giebt es sehr starke wissenschaftliche und Lehrtalente, an deren Literaturkenntniß, die so wichtig ist, nur die wenigsten aktiven Offiziere heranreichen können. Das muß offen ausgesprochen werden. Der Inaktive, nicht Aktive, ist auch heute der Hauptvertreter der Kriegspraxis, kann also als Lehrer aus einem reichen Schatz eigener kriegsgeschichtlicher Erfahrung geben (und die Kriegsgeschichte ist unsere wichtigste Lehrmeisterin); in den Reihen des aktiven Offiziercorps sind die im Krieg geschulten Männer fast ausgestorben. „Wissen ist wenig, Können ist König", sagt Rosegger. Aber vom Wissen zum Können ist der Weg doch kleiner als vom Nichtwissen, wie Willisen, der bedeutende Militärschriftsteller, mit Recht behauptet.

Die Friedens- und künftige Kriegspraxis bleibt ja deshalb doch (und Das ist die Hauptsache) dem aktiven Offizier.

Die Heeresverwaltung scheut aber diesen leicht gangbaren Versorgungweg; sie will auch nicht, wie im Reichstag vorgeschlagen wurde, rein repräsentative Adjutantenstellen bei Fürstlichkeiten mit dafür sehr geeigneten Inaktiven besetzen, obwohl, zum Beispiel, König Ludwig III. von Bayern unter seinen Generaladjutanten im Wesentlichen Offiziere des Ruhestandes hat, die ihre Posten vorzüglich ausfüllen, also ein nachahmenswerthes Vorbild giebt. Aber trotz solcher Weigerung einer angemessenen Versorgung der inaktiven Offiziere, in denen ein jetzt brachliegendes nationales Kapital von reicher Intelligenz und frischer Thatkraft steckt, das uns im Kriegsfall, wenn es nicht bis dahin verdorrt, großen Segen bringen kann, zieht die Heeresverwaltung auch nicht andere, dann nöthige Folgerungen.

Während sie dem Unteroffizierstand ein „Recht" auf Civilversorgung zugesteht und verschafft hat, das finanziell abgelöst werden kann und muß, wenn es sich nicht verwirklicht, gewährt sie dem in nicht minder schwieriger Lage befindlichen inaktiven Offizier überreichlich nur die meist nicht realisirbare, dann also werthlose „Aussicht" auf solche, noch dazu als besondere Gnade nur einem Theil. Neun Zehntel dieser so Begnadeten erlangen nie eine angemessene Stellung; sie erhalten aber auch nicht, wie es dann doch geboten und gerecht wäre, eine Ablösung dieser treu erdienten schönen „Aussicht" in Form eines einmaligen Kapitals, das sie in die Lage setzte, sich irgendwie selbständig zu machen und zu bethätigen, oder eine jährliche Rente. Das ist ja ein recht „billiges" Verfahren; es erzeugt aber als leeres Versprechen tiefe Verbitterung unter den altgedienten, treuen Offizieren. Die Regirung schaut „hilflos" zu, wie sich die alten Herren allmählich im Lebenskampf gegen die Noth, die der Lohn für oft ausgezeichnete Dienste ist, verzehren; wer klagt, ist „verbittert". Auch beim neuen Pensiongesetz wurden die älteren Offiziere, deren schwierige Lage überhaupt erst der Anstoß zur Gesetzgebung war, gerade vom Kriegsministerium (wie besonders die Verhandlungen in der Budgetkommission beweisen) im Stich gelassen; es erhielt keine rückwirkende Kraft! Aber in den Kaufmannsstand möchte man die Herren abschieben; mögen sie und der Kaufmann sehen, wie sie mit einander fertig werden! Das muß öffentlich gesagt werden, damit endlich die Lieblosigkeit mal aufhört und die wahre Lage zur allgemeinen Kenntniß und Besserung kommt. Jetzt treiben wir Vogelstraußpolitik; in einer Zeit, wo alle nationalen Kräfte gebraucht werden.

Ein eigenes Arbeitversorgungsgesetz für den inaktiven Offizier ist nöthig; nach dem Muster dessen, in dem einst Friedrich Wilhelm I. und der Große König schon die Civilversorgung der Unteroffiziere und Mannschaften gesetzlich begründet haben. Das wird dem Heer nützen.

Aber auch in der freien wissenschaftlichen und militärliterarischen Thätigkeit wird der inaktive Offizier nicht gern gesehen, gleichsam nur

geduldet. Da herrscht ein Bevormundungssystem, das alter Offiziere und Staatsbürger nicht würdig ist. Am Liebsten sähe man nur Federn, die der Heeresverwaltung „bequem" sind. Lebensfragen des Standes und Berufes dürfen in den Militärzeitschriften (im Gegensatz zu anderen Berufen) kaum oder nur im Sinn des hohen Ministerii erörtert werden; und die armen Redakteure sitzen in einer wahren Zwickmühle. Eine (doch längst nöthige) freie Aussprache, wie diese mir hier von der „Zukunft" gewährte, über die wahren Ursachen des Versorgungelends der Inaktiven wäre dort verpönt, wäre ganz unmöglich. Daß sie nicht nur der Armee nützlich, sondern auch das nach der Verfassung jedem Staatsbürger gewährte Recht der freien Meinungäußerung in Wort und Schrift ist (und der inaktive Offizier ist Staatsbürger und kennt keinen schweigenden Gehorsam mehr), wird übersehen, auch wenn dies Recht nur zum Wohl des der Nation, nicht dem Kriegsministerium gehörigen Heeres benutzt wird, zu Anregungen, Vorschlägen, Reformentwürfen. Wichtige Armeevorlagen könnten, ehe sie dem Reichstag vorgelegt werden, sachgemäß in den Militärzeitschriften erörtert und verbessert werden, sofern sie nicht „geheime" Sachen betreffen. Das wäre ein Gewinn bei der Ueberlastung des immer mehr anschwellenden Kriegsministeriums und bei der heutigen hastigen und mangelhaften Gesetzesmacherei. Aber keine Spur solcher Möglichkeit, obwohl unser gutes, starkes Heer Kritik wohl vertragen kann. Das freie Wort wird geknebelt; und auch der Entwurf des neuen „Spionagegesetzes" bezweckt vielleicht nicht zuletzt, auch dem inaktiven Offizier und der Militärpresse neue Fesseln anzulegen, trotz der kürzlich verkündeten „Pressefreundlichkeit", die wohl mehr für die offiziösen Blätter und Blättchen gilt.

Schließlich werden nur noch der Generalstab und das Ministerium und die von ihnen gespeisten Schreiber zum Wort kommen und die „bestellte Arbeit" wird blühen. Die inaktiven Herren thun am Besten, wenn sie ihre Manuskripte, ohnehin schon nach „Direktiven" verfaßt, zur hohen „Prüfung" einreichen, und ein junger aktiver Kamerad, vielleicht ihr früherer Fähnrich, ertheilt dann gnädig das „Imprimatur". Was hat solche Literatur für einen Werth, auch für unser Volk? Und warum so wenig Vertrauen zu den Inaktiven, die man doch sonst brauchen will, besonders im Kriegsfall oder zu Stimmungmacherei?

Aber auch materiell ist es als Versorgungfrage von Bedeutung, ob der inaktive Offizier zu Wort kommen darf oder ob die besten Honorare der (im Allgemeinen freilich schlecht zahlenden, zum Theil nur vegetirenden) Militärzeitschriften nur dem aktiven, durch Gehalt entschädigten und für andere Aufgaben bestimmten Offizier zufallen sollen. Hier hat der neue junge Kriegsminister ein weites Feld zu nützlicher Reformthätigkeit. Er wird dabei in manches Wespennest greifen müssen. Er packe nur kräftig zu und räuchere aus!

Hauptmann a. D. Willibald Stavenhagen.

Hamburgs Zollanschluß.

1888 bis 1913.

Nur Verstiegene leugnen den Werth des Gegenständlichen. Die englische Frage: „Wie viel wiegt der Mann?“ hat ihre materielle Gesinnungtüchtigkeit längst auf den Kontinent hinüberwurzeln lassen. Und Ideologie, auch wenn sie nicht durch Napoleons Haß ins Verächtliche getaucht worden wäre, findet vor der Allgemeinheit nur noch ein Lächeln der Nachsicht, das zu einer Nebenexistenz berechtigt.

1913 beweist, daß 1888 von wichtiger Gegenständlichkeit in der Geschichte Hamburgs gewesen ist. Der Hansabund hielt seinen letzten Tag im Jahr 1669. Dann flatterte er in die Winde. Der verklingenden Symphonie entrangen sich nur wenige Akkorde. Ihr stärkster: Freie Reichs- und Hansestadt Hamburg. Die Klangfarbe schillert in Brokat. Als der Genuese in merkantilen Trieben, die von Abenteurerblut angemessen befruchtet waren, den Kiel nach Westen gelenkt hatte, um einem durch private Mittel freigiebig gewordenen Königspaar die indischen Gewürze und das Edelholz zu Füßen zu legen, und nachdem er einen Erdtheil entdeckt hatte, den seltsam und spaßhaft anmuthende Verklitterung nicht ihm zu Ehren „Kolumbia“, sondern dem Amerigo, aus dem Geschlechte der Vespuci, zu bleibender Erinnerung „Amerika“ nannte, da bogen sich die Wege des Handels. Die Freie Reichs- und Hansestadt Hamburg stieg. Sie bewährte die Griff-Festigkeit der Hanseatenfäuste und die hellen Augen kalkulirender Handelsvirtuosen. Hamburg stieg, ohne je die heiße und ehrfürchtige Liebe zum Brokat zu verlieren. „Quam peperere“ steht am Rathhaus; rufts vom Thurm in die Kontore. Das Feld war groß; die Umwelt kleinlich. Ein Kaiser von Deutschland war müde geworden, nichts als eine Krone zu besitzen. Ihm war auf die Seele gefallen, daß ein Schatten auch in hunderttausendfacher Vervielfachung nichts Gegenständliches wurde; und so legte er ein Szepter nieder, dessen Wink nur optische Wirkung gehabt hatte. Die Französische Revolution war gekommen. Der Niederschlag in dieser gigantischen Retorte hieß Napoleon. Der Mann schleppte die Abstammung aus dem Laboratorium mit sich herum. Einer der Giftschwaden hieß Kontinentalsperre. Nur Sentimentale behaupten, daß sich mit der Sympathie für die Freiheit die Sympathie mit der Zwangsjacke nicht vereinigen lasse. Napoleon aber war der Mann des Gegenständlichen. 1806 bis 1814 war die schwerste Stickstoffperiode, die Hamburg getroffen hat. Denn das Leipzig von 1813 ließ als Bodensatz immer noch einen Davoust zurück; und erst Waterloo mit der nachgeschlagenen Prim Sankt Helena gab den unter Stöhnen und Zorn ersehnten Weg für die Handelsherren frei.

Trotzdem: eine heikle Situation. Draußen Alles verarmt. Die Saat, die ein Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Fichte gesät, noch in der Erde. Daß sich Hamburg nach dem Beitritt zum Deutschen Bund im Jahr 1815 zu erholen und daß es zu erstarken begann, wurde weithin

sichtbar. Die tötliche Liebe, die früher zwischen Raubritter und Pfeffersack bestanden hatte, war nur aus C-dur in B-moll übertragen worden; mit dem Schlüssel einer einseitig gehaßten Rechtssicherheit. Binsenweisheit, daß die Hansestadt Staatsmänner vom reinsten Wasser haben mußte; denn das Einzige, was sie in die Wagschale werfen konnten, war Geld. Ein übles Wurzelwerk, wenn Der, dem die Abrechnung geschickt wird, im Ablesen von Konten den Analphabeten spielt. Nur gelbe Blätter schießen heraus: erkaufte Treue und Neid. Die Diplomatie eines Staates, der Geld besaß und Ruhe haben wollte, stand zu jenen Zeiten ununterbrochen vor großen Aufgaben. „Gebt mir Frieden! Lasset mich meine Wege ziehen! Lasset mich Handel treiben!" So stand geschrieben. Der Neidling las oft mit schielenden Augen: „Lasset mich reich werden!" Den ehrlichen und begründeten Nachsatz: „Wenn es mir gut geht, gehts Euch auch gut" verschluckte er. Und was Hanseatengeist wollte, war doch nichts, als „Libertatem, quam peperere majores", die feine Ueberlieferung, die immer wieder von Köpfen, die eben so viel Instinkt wie Ueberlegung besaßen, ins Gegenständliche versenkt wurde.

Nun kam 64; dann 66; dann 70. Drüben im Inland, im Hinterland, war ein Recke gewachsen. Wir wissen, was uns der Deichhauptmann geworden ist. Einer, der dem Gedächtniß der Nachfahren Ehrfurchtschauer und Superlative hinterließ. Zwischen den Köpfen, die ihre Freiheit weder im Symbol noch in den Verwirklichungen antasten lassen wollten, und einem Kopf, der das Arrondiren als eine der nothwendigen Formen der zur Einheit führenden Einigkeit auffaßte, mußte sich ein Spiel entfalten, in dem alle Künste und alle Rauheiten, heißes Fordern und zähes Abwehren einer auf beiden Seiten zur höchsten Uebung entwickelten Strategie unter die Fahne gerufen wurden.

Dieses Kampfspiel hat seinen Schilderer gefunden. „Hamburg und die zollpolitische Entwickelung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert": so schreibt Theodor Hansen auf das Titelblatt seines Promemoria des Zollanschlusses von 1888. Wer einem Werk einen so heißen Inhalt geben kann, wie ihn dieses Buch hat, Dem mag gestattet sein, den Titel als eine kalte Sache anzusehen. Dieser Titel reizt höchstens eine schmale Schicht von Interessenten; aber er täuscht. In dieser prachtvoll entwickelten Analyse des neunzehnten Jahrhunderts brodelt Gift und Haß; steht Zähigkeit mit oft nur mühsam verborgenem Zittern gegen Kraft; arbeiten Staaten mit der ins Grandiose verzerrten Geschlechterdiplomatie, die von den Eifersüchten konkurrirender Sippen als Blüthe der Kampfkunst ausgegeben wird. Dieses Buch ist ein Buch für die Allgemeinheit, so weit sie ein saugendes Auge für jenes Ringen hat, das von den Schmerzen verantwortlicher Liebe, von den Trieben wühlender Ehrgeizes getragen und bei Alledem mit Chicanen gespickt ist. Theodor Hansen ist bescheiden. Das heißt: dieses in klassischem Stil geschriebene Buch ist nahezu in seiner ganzen Ausdehnung objektiv. Hier reden Dokumente, vor die sonst Staatskunst und Staatszunft den

Vorhang zieht; mit der diskreten Machtübung eines hervorragenden Regisseurs läßt Hansen aus Pandekten wandelnde Bilder steigen.

Eine Stelle im Buch. Der Wiener Kongreß war ein Schaumgebilde; die Ministerialkonferenzen, die die Bildung eines Zollvereins anstreben sollten, waren nicht einmal mit jenem Glanz verpufft, der selbst den gleichwerthigen Leuchtkugeln eines Feuerwerkes zu einem flüchtigen Platze im Gedächtniß verhilft. Und als nun der zur Berathung über die Bildung eines Zollvereins eingesetzte Ausschuß der Bundesversammlung den mit ernstgemeinter Würde vorgetragenen Vorschlag machte, „zur näheren Bearbeitung einen weiteren Ausschuß einzusetzen, da platzte einer der Anwesenden in Lachen aus, dem fast alle Anwesenden nachfolgten". Ist sie plastisch, diese Kritik der Minister deutscher Fürsten im Jahr 1820 über den Bundestag? Hier zwingt sich geschichtlicher Erinnerung die trostlose Parallele mit dem seligen wetzlarer Reichsgericht auf. Es waren Narrenschiffe, auf denen nur ernsthaftes Weinen sich hätte mit dem Tropfen des langsam einsickernden Wassers mischen dürfen.

Eine andere Stelle. 1867; also fast ein halbes Jahrhundert später. Bei der Berathung des Verfassungentwurfes im Konstituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes beantragte der Abgeordnete Wiggers (Berlin), den Artikel 31 der Regirungvorlage zu streichen, weil er überhaupt nicht in die Verfassung gehöre; und überdies ein zwingender Anlaß, die „Privilegien der Hansestädte zu konserviren", nicht vorliege. Ihm trat der Rheder Sloman, Abgeordneter des Dritten Hamburger Wahlkreises, entgegen, um den Handel der Hansestädte in Schutz zu nehmen. Er schloß seine mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen mit den Worten: „Wir sind hierher gekommen mit der festen Absicht, uns dem Deutschen Bund anzuschließen; und es kann wohl ein etwas bitteres Gefühl erregen, wenn man so oft auf Ansichten stößt, die unser Gefühl beinträchtigen. Zum Bunde gehören Zwei! Wenn wir hierher kommen, uns mit Ihnen zu verbinden, so hoffe ich auch, daß Sie Rücksichten nehmen auf unsere und die allgemeinen Interessen. Ich weiß sehr wohl, zu dem Bunde können wir solche glorreichen Thaten nicht bringen, wie Ihre Geschichte sie aufzuweisen hat; bis zu Königgraetz herab. Ich bitte aber, zu bedenken, daß in der Kulturgeschichte der Völker der Handel auch eine Rolle spielt. Ich meine nicht den Handel, den ich im Inland so oft zum großen Bedauern als solchen bezeichnen höre; ich meine den Welthandel, wie Sie ihn aus der Geschichte der Venezianer, der Genuesen und der Fugger kennen gelernt haben; obgleich Das doch nur ein Kinderspiel gegen die Gegenwart war. Meine Herren, in diesem Handel haben die Hansestädte eine ganz ehrenwerthe Stellung eingenommen; und ich sollte meinen, daß ein Deutscher Bund, worin sich die größten Händelsstädte befinden (und, ich sage es mit Stolz, Hamburg ist die dritte Handelsstadt Europas und Bremen steht ihr würdig zur Seite), ganz anders konstituirt sein würde, als wenn diese großen, mächtigen Elemente fehlten. Sie können unsere

große Handelsstellung mit einem Federstrich vernichten; aber viel Tinte umsonst verschreiben und doch nicht das Werk wieder aufrichten, das Jahrhunderte lang Mühe und Ausdauer gekostet hat." Hört mans klingen? Welche Würde und welches Selbstbewußtsein ohne jeden Hochmuth! Und still wards ringsum.

Da war aber Einer, der hervorragendste Verfechter des Prinzips der Gegenständlichkeit und in geschäftlichen Dingen ohnehin nicht auf Pathos eingestimmt, der den Hamburgern mißtraute. Bismarck! Mißtrauen war das Motiv, das bei ihm in diesem Kampf dauernd die Unterschicht bildete. Als unglückliche Ergänzung von den Hamburgern her kam dazu, daß sie Bismarck nicht rechtzeitig erkannten. Man lese bei Hansen nach, wie Bismarck eine Drohung nach der anderen auftauchen ließ; jede für die Hanseaten eine Daumenschraube oder ein Halsknebel. Man lese von der Erschütterung, die dann jedesmal die Hanseaten ergriff; nicht nur die Regirung, nein: auch das ganze Bürgerthum. Man möchte meinen, es hätte eine Empörung, ein Zorn, eine Wuth werden müssen. Doch es war innerliche Erschütterung; es war das lautlose Schluchzen, das Würgen in der Kehle darüber, daß hier Einer kam, der das beste Gut der Völker angreifen wollte: „Libertatem, quam peperere", und von dem man sich voll Grauen sicher war, daß er es thun würde. Hier liegt der verschürzte Knoten: dieser Mann war nicht mit Geld zu befriedigen. Das rückt den Kampf ins vornehm Menschliche.

Bürgermeister Dr. Versmann, einer der Köpfe unter den genialen Staatenlenkern und sicher der hervorragendste Bürgermeister, den die Freie Reichs- und Hansestadt Hamburg im vorigen Jahrhundert besessen hat, nahm als Vertreter Hamburgs an einer Bundesrathsausschußsitzung theil, auf deren Tagesordnung der preußische Antrag stand, nicht nur Altona, sondern auch das hamburgische Sankt-Pauli in das Zollgebiet einzubeziehen, wobei, nach Bismarcks Darlegungen, Hamburg ein Einspruchsrecht nicht zustehen sollte. Ueber diese Sitzung berichtet Theodor Hansen nach Wohlwill, dessen Berichte sich wiederum auf die Niederschriften Krügers und Versmanns stützen: „Im Sitzungsaal war für Versmann ein Platz dem Reichskanzler gegenüber frei gehalten. Wie gegen ihn persönlich gerichtet, klangen die Aeußerungen Bismarcks, deren Hauptzweck war, das Ansinnen, das der preußische Antrag an den Verfassungausschuß zu verweisen sei, zu bekämpfen. Die Gesichtspunkte, die Bismarck dabei zur Geltung brachte, waren zum Theil dem Gebiete der großen europäischen Politik entnommen. Ueberall gähre es; in Rußland, Frankreich, Italien seien die Regirungen unterwühlt. Aus diesem Chaos rage das Deutsche Reich hervor wie ein Bollwerk in der Mitte Europas. Da wolle man nun dem Auslande das Schauspiel eines Verfassungskampfes geben. Bestehe man auf einem solchen, so werde er ihn durchfechten durch Biegen oder Brechen; und Diejenigen möchten es am Meisten bedauern, die ihn herbeigeführt haben. Sei jedoch dieses vergiftende Element entfernt, so werde es nicht schwer fallen, die Frage, die ja nur eine praktische und technische sei, im allgemeinen Interesse zu erledigen."

Ungeachtet der letzten versöhnlichen Wendung (sagt Hansen dazu) glich die Rede Bismarcks einem Ungewitter, in dem der seit längerer Zeit gegen Hamburg angesammelte Groll sich entlud.

Woher kam dieser Groll und dieses Mißtrauen? Nicht nur seit einem Jahrhundert war man gewohnt, den Hanseaten, denen doch der Handelstrieb im Blut lag, vorzuwerfen, daß sie sich nur um ihre eigene Wohlfahrt kümmerten und daß der Begriff des „Nationalen“ sie völlig kalt lasse. Aber war es denn auch ein Wunder, daß die Hanse sich von den kleinlichen, bissigen, von den oft kurzfristigen und splitterigen Klopffechtereien und auch von den nur selten in großer Linie durchgeführten Kämpfen der mittelalterlichen, buntscheckigen Staatengebilde fern hielt? Und daß sie sich Frieden erkaufte, um Freiheit des Handels zu haben? Ober-, Nieder-, Unterhausen auf der einen Seite; auf der anderen: „Mein Feld ist die Welt“.

Und wie kam es, daß die Hanseaten Bismarck nicht erkannten? Ja, war denn je Einer vom Inland nach der Hansestadt gekommen, um Etwas zu bringen? Hatten nicht Alle immer Etwas gewollt? War es nicht längst Ueberlieferung, daß Jeder, der die Verbindung mit den Hanseaten anstrebte, eigennützig war? Niemand überlegte, ob nicht dieser preußische Junker eine andere Struktur haben könnte. Denn auch er schien ihnen ja mit rauher Faust an den Handelsfrieden der Hansaten zu greifen. Auch er „störte“ sie. Sie sollten nicht für sich sein dürfen, nicht mehr ihre eigenen Wege gehen dürfen; er legte seine Riesentatze auf ihre Freiheit, Welthandel in ihrem glänzend bewährten Stil zu treiben.

Das pflegte man mit Geld abzumachen. Und weshalb sollten sie nicht bezahlen, wie sie schon oft bezahlt hatten? Ein Spiel für sie, das Aversum, die Abfindungsumme für ihre Freiheit, auf das Vielfache zu erhöhen. Der Eiserne lächelte. „Kein Geld! Ich will, daß wir einig sind. Zusammen in einem Kreis, zusammen in einer Gemeinschaft, die so fest geschmiedet ist, daß nichts uns mehr trennen soll.“ Da kroch ihnen das Entsetzen ins Herz.

Bis den großen Mann ein großer Hanseat verstand. Freilich wurde es dem Bürgermeister Versmann sehr schwer, seine eigenen Landsleute zu sich herüberzuziehen. Aber der Kanzler half. Er half dadurch, daß er von Neuem drohte. Auch war nicht mehr zu verkennen, daß die Oeffentliche Meinung in ganz Deutschland, trotz der Stellungnahme des Reichstages für Hamburg in der Sankt-Pauli-Angelegenheit, doch überwiegend auf der Seite der Reichsregirung stand. So kam endlich das Einlenken. Vorerst freilich noch in hypothetischer Form.

Und Bismarck schlug andere Töne an. Hansen schreibt: „Bismarck war um eine authentische Interpretation seiner Worte in der Reichstagsrede vom achten Mai 1880 über die Stellung des Reichs zur Freihafenfrage gebeten worden. In seiner Antwort vom fünfzehnten November 1880 gab er seiner Freude über die in dem Schreiben zum Ausdruck gebrachte nationale Gesinnung Ausdruck, indem er gleich-

zeitig seine Aeußerung vom achten Mai mit dem Bemerken bestätigte, daß zwar über die Grenzen, welche für den Freihafen Hamburgs erforderlich seien, damit er dem Begriff eines Freihafens in loyaler Weise entspreche, dem Bundesrathe die Entscheidung zustehe, daß seine (Bismarcks) Mitwirkung an dieser Entscheidung aber stets der Ausdruck der Gesinnung und des Pflichtgefühls sein werde, kraft deren er für die Förderung des Wohlstandes der Hansestädte und die Wahrung ihrer verfassungmäßigen Rechte mit der selben amtlichen Gewissenhaftigkeit und der selben landsmannschaftlichen Theilnahme einzutreten habe wie für die Interessen eines jeden Theils des Reichs, seine engere Heimath nicht ausgeschlossen. Sollte Hamburg den Zollanschluß seiner bisher ausgeschlossenen Gebietstheile selbst beantragen, so werde er jedes zulässige Entgegenkommen des Reichs beantragen. Auch das Reich habe an der Vollendung seiner nationalen Zolleinheit und an der Erhaltung und gedeihlichen Entwickelung seiner größten Handelsstadt ein so zweifelloses Interesse, daß seine ausgiebige Unterstützung der Anlagen, welche der Anschluß erfordere, gerecht und geboten erscheine."

Hier also war der Schlüssel. Der gehaßte und gefürchtete Mann entwickelte ein Programm, das durch die Höhe und die Gerechtigkeit seiner Anschauungen jener Würdigung und Sicherung entsprach, die der tüchtige Hanseat für den von ihm vertretenen Bundesstaat erwarten mußte.

Und nun läßt Hansen Szene um Szene des grandiosen Endspieles vor unseren Augen vorüberziehen. Die Freie Reichs- und Hansestadt Hamburg fügte sich in den großen nationalen Rahmen. Ihre Forderungen hatten einen großen Zug; der Kanzler zuckte nicht mit der Wimper. Hamburg sollte durch die Einigkeit nicht kleiner werden; Hamburg sollte wachsen. Damit wuchs auch das Reich.

Heute wissen wir es. Hamburg wurde freier denn je; Hamburg wurde reicher denn je; Hamburg wurde stärker denn je. Hinter allen zuversichtlichen, kühnen Schritten der Hanseaten steht nun ja das Deutsche Reich mit seiner geeinigten Macht.

Der ihnen vor Zeiten der große Widersacher schien, Dem haben sie zur Seite des größten Hafens des Kontinents das schönste Denkmal errichtet, das menschliche Kunst von ihm in Formen gebracht. Die in erhabener Ruhe die Unterelbe hinunter nach der See schauende Rolandfigur gilt in aller Welt schlechthin als „das Bismarck-Denkmal".

Heute, fünfundzwanzig Jahre nach dem Abschluß all der tobenden und herzbeklemmenden Kämpfe, wissen die Hanseaten, wie sehr dieser Widersacher mit dem genialischen Weitblick um die wirkliche Freiheit der deutschen Freien Reichs- und Hansestadt besorgt war. „Libertatem, quam peperēre majores, digne studeat servare posteritas": Das ist die Mahnung, die immer auf den granitenen Lippen liegen wird. Doch um den ganzen Roland-Bismarck schwingt die Mahnung: Viribus unitis!

Hamburg. Emil Sandt.

Ein Brief Dostojewskijs.*)

(An den Dichter Apollon Maikow.)

Genf, den 16. (28.) August 1867.

Mein lieber Apollon Nikolajewitsch, ich fühle, daß ich Sie als meinen Richter betrachten darf. Sie haben Herz und Gemüth, wovon ich mich erst neulich überzeugt habe; auch habe ich Ihr Urtheil immer hoch geschätzt. Es fällt mir nicht schwer, Ihnen meine Sünden zu beichten. Was ich Ihnen heute schreibe, ist nur für Sie allein bestimmt. Ueberliefern Sie mich nicht dem Gericht der Menge.

Als ich durch die Gegend von Baden-Baden reiste, beschloß ich, einen Abstecher dorthin zu machen. Mich peinigte ein verführerischer Gedanke: zehn Louisdor zu riskiren und vielleicht zweitausend Francs zu gewinnen; diese Summe würde mir für vier Monate reichen, selbst mit den Auslagen, die ich in Petersburg habe. Das Gemeine ist, daß ich schon früher mehrmals gewonnen hatte. Am Schlimmsten ist aber, daß ich einen schlechten und übertrieben leidenschaftlichen Charakter habe. In allen Dingen gehe ich bis an die äußersten Grenzen; mein Leben lang habe ich nie Maß halten können.

Der Teufel trieb gleich am Anfang mit mir seinen Scherz: in drei Tagen gewann ich ungewöhnlich leicht viertausend Francs. Jetzt will ich Ihnen schildern, wie ich es mir vorstellte. Auf der einen Seite dieser leichte Gewinn (aus hundert Francs hatte ich in

---

*) Dostojewskijs Briefe, die Herr Dr. Eliasberg übersetzt hat, sollen im Frühjahr 1914 bei R. Piper & Co. in München erscheinen. In einem mit werthvollen Beiträgen (von France, Marées, Meier-Graefe, Mereschkowski, Morgenstern, Neumann, Hans Thoma) und hübschen Bildern reichlich und fein ausgestatteten Almanach giebt dieser Verlag, der sich zehnjährigen Wirkens ins Weite und Tiefe rühmen darf, aus dem Briefschatz eine Probe, die hier mitgetheilt wird. Sie zeigt dem Betrachter einen Dostojewskij, den er bisher nicht sah. Nicht den heiligen Mann, der Raskolnikow, den Idioten, die Brüder Karamasow schuf und sich zwar nicht als Heiland m. b. H. etablirte, doch die Heilandslehre zu leben trachtete. Einen fast allzu menschlichen Dostojewskij, der am Spieltisch die Nächte verhockt, zürnt, haßt, zankt. Lasse Keiner sich diese Ergänzung ärgern. Ecce homo! Und ist der Brief nicht saftig wie ein Stück lebendigen Jungmenschenfleisches? Sieht man nicht diesen europäisch lackirten, literarisch eitlen Turgenjew, der Landsleuten die Wange zum Kuß reicht? Nicht nach den paar Skizzenstrichen schon zum Greifen (und Wüthen) deutlich? Wenn Piper uns auf die Briefe Appetit machen wollte: er hats erreicht.

drei Tagen viertausend gemacht); auf der anderen Seite meine Schulden, Prozesse, seelische Unruhe und die Unmöglichkeit, nach Rußland zurückzukehren; drittens (und Das ist die Hauptsache) das Spiel selbst. Wissen Sie, wie es Einen hereinzieht! Nein, ich schwöre Ihnen, es war nicht die Gewinnsucht allein, obwohl ich auch thatsächlich das Geld des Geldes wegen brauchte. Anna Grigorjewna flehte mich an, mich mit diesen viertausend Francs zu begnügen und sofort abzureisen. Doch diese leichte und wahrscheinliche Möglichkeit, meine Lage auf einen Schlag zu verbessern! Und die vielen Beispiele! Abgesehen vom eigenen Gewinn sehe ich noch täglich, wie die anderen Spieler zwanzig-, dreißigtausend Francs gewinnen (man sieht nie, daß Jemand verliert). Warum sind die Anderen besser als ich! Ich brauche das Geld nothwendiger als sie. Ich wagte weiter; und verlor. Ich verlor nicht nur das Gewonnene, sondern auch das eigene Geld bis zum letzten Pfennig; ich war in fieberhafter Erregung und verlor Alles. Dann begann ich, meine Kleidungstücke zu versetzen. Anna Grigorjewna versetzte ihr Letztes. (Dieser Engel! Wie tröstete sie mich, wie litt sie in diesem verfluchten Baden, in unseren beiden winzigen Zimmern über der Schmiede, in die wir ziehen mußten!) Endlich hatte ich genug. Das heißt: Alles war verspielt. Als die Zimmervermietherin sah, daß wir auf Geld warteten und nicht abreisen konnten, steigerte sie uns. Endlich mußten wir uns irgendwie retten und aus Baden fliehen. Ich schrieb wieder an Katkow und bat ihn um fünfhundert Rubel (ich schrieb nichts von den Umständen, da aber der Brief aus Baden kam, begriff er wohl selbst den Sachverhalt). Und er schickte mir das Geld! Wirklich! Ich habe jetzt also im Ganzen vom „Russischen Boten“ viertausend Rubel auf Vorschuß bekommen. Nun der Schluß meiner Erlebnisse in Baden-Baden: wir quälten uns in dieser Hölle sieben Wochen. Gleich nach meiner Ankunft in Baden begegnete ich auf dem Bahnhof Gontscharow. Anfangs genirte sich Iwan Alexandrowitsch vor mir. Dieser Staatsrath oder Wirkliche Staatsrath betheiligte sich auch am Spiel. Als es sich aber herausstellte, daß Dies sich nicht gut verheimlichen ließ, und da ich selbst mit grober Offenheit spiele, so hörte auch er bald auf, sich vor mir zu verbergen. Er spielte in fieberhafter Erregung (doch nur mit kleinen Einsätzen). Er spielte während der ganzen zwei Wochen, die er in Baden verbrachte, und verlor, wie mir scheint, recht viel. Gott gebe aber diesem guten Menschen Gesundheit: als ich Alles verloren hatte (er hatte aber in meinen Händen schon viel Gold gesehen), lieh er mir auf meine Bitte sechzig Francs. Er verurtheilte mich dabei wohl entsetzlich, weil ich Alles und nicht, wie er, nur die Hälfte verloren hatte.

Gontscharow erzählte mir täglich von Turgenjew; ich zögerte immer, ihn aufzusuchen, mußte aber schließlich doch einen Besuch bei ihm machen. Ich ging zu ihm um die Mittagsstunde und traf ihn beim Frühstück. Ich will es Ihnen offen sagen: ich habe diesen

Menschen nie recht gemocht. Am Schlimmsten ist, daß ich ihm noch seit dem Jahr 1857 von Wiesbaden her fünfzig Thaler schulde (die ich ihm auch heute noch nicht zurückgegeben habe!). Ich kann auch seine aristokratische und pharisäische Manier nicht leiden, mit der er Einen umarmt, wobei er immer seine Wange zum Kuß reicht. Er thut ungeheuer wichtig; am Aergsten hat mich aber gegen ihn sein Buch „Rauch" aufgebracht. Er hat mir selbst gesagt, daß der Hauptgedanke, der Ausgangspunkt dieses Buches in dem Satz besteht: „Wenn Rußland heute vom Erdboden verschwände, so würde es keinen Verlust für die Menschheit bedeuten; sie würde es gar nicht spüren." So, sagte er mir, denke er über Rußland. Ich fand ihn in gereizter Stimmung; der Grund war der Mißerfolg des „Rauch". Ich muß gestehen, daß mir damals noch alle Einzelheiten dieses Durchfalles fremd waren. Sie schrieben mir zwar über den Aufsatz Strachows in den „Vaterländischen Annalen"; ich wußte aber nicht, daß man ihn auch in allen anderen Zeitschriften heruntergerissen hatte und daß man in Moskau, ich glaube in einem Klub, Unterschriften zu einem Protest gegen den „Rauch" gesammelt hatte. Dies hat er mir selbst erzählt. Ich habe, offen gesagt, nicht für möglich gehalten, daß Jemand so naiv und so ungeschickt alle wunden Stellen seiner Eitelkeit aufdecken kann, wie Turgenjew that. Und diese Leute prahlen auch noch damit, daß sie Atheisten sind. Er erklärte mir, daß er entschiedener Atheist sei. Mein Gott! Dem Deismus verdanken wir den Heiland, also eine Menschengestalt, die so erhaben ist, daß man sie nicht ohne Ehrfurcht erfassen kann und in ihr das ewige Ideal der Menschlichkeit sehen muß. Und was verdanken wir allen diesen Leuten, Turgenjew, Herzen, Utin, Tschernyschewskij? Statt der höchsten göttlichen Schönheit, auf die sie spucken, sehen wir an ihnen eine so häßliche Eitelkeit, eine so schamlose Empfindlichkeit, einen so leichtsinnigen Hochmuth, daß es einfach unbegreiflich ist, worauf sie hoffen und wer ihnen folgen wird. Er schimpfte schrecklich auf Rußland und die Russen. Ich habe aber Folgendes bemerkt: all die Liberalen und Fortschrittler, die zum größten Teil aus der Schule Bjelinskijs stammen, betrachten es als ein Vergnügen und eine Genugthuung, auf Rußland zu schimpfen. Der Unterschied besteht darin, daß die Anhänger Tschernyschewskijs einfach schimpfen und unverblümt wünschen, Rußland möge von der Erdoberfläche verschwinden, die Anderen aber behaupten, Rußland zu lieben. Und doch hassen sie Alles, was in Rußland urwüchsig ist, und verzerren es mit Wollust zu einer Karikatur; wenn man ihnen aber irgendeine Thatsache, die sie nicht wegleugnen oder zu einer Karikatur verzerren können, eine Thatsache, die sie unbedingt gelten lassen müssen, entgegenhalten wollte, so wären sie, glaube ich, tief unglücklich, verletzt und verzweifelt. Dann habe ich noch bemerkt, daß Turgenjew (und überhaupt Alle, die lange im Ausland leben) keine Ahnung von den Thatsachen haben (obwohl sie auch Zeitungen lesen) und so sehr jedes Gefühl und Verständniß

für Rußland verloren haben, daß sie selbst ganz gewöhnliche Tatsachen, die auch der russische Nihilist nicht mehr leugnet, sondern nur auf seine Art karikirt, einfach nicht begreifen. Unter Anderem sagte er mir, daß wir vor den Deutschen im Staub kriechen müssen, daß es nur einen allgemeinen und unfehlbaren Weg gebe: den der Civilisation, und daß alle Versuche, eine selbständige russische Kultur zu schaffen, nichts als Dummheit und Schweinerei seien. Er sagte, daß er einen großen Aufsatz gegen die Russophilen und Slavophilen schreibe. Ich rieth ihm, sich zur Bequemlichkeit aus Paris ein Fernrohr kommen zu lassen. „Wozu?" fragte er mich. „Die Entfernung ist ja groß", entgegnete ich. „Richten Sie das Fernrohr auf Rußland und dann können Sie uns betrachten; sonst können Sie wirklich nichts sehen." Er wurde wüthend. Als ich ihn so gereizt sah, sagte ich zu ihm mit gut geheuchelter Naivetät: „Ich hätte wirklich nicht erwarte, daß alle die abfälligen Urtheile über Sie und Ihren neuen Roman Sie so aus der Fassung bringen würden; bei Gott, die Sache ist es wirklich nicht werth, daß Sie sich aufregen. Spucken Sie doch drauf!" „Ich rege mich ja gar nicht auf! Was fällt Ihnen ein?" entgegnete er erröthend. Dann nahmen wir sehr höflich von einander Abschied und ich gab mir das Wort, nie wieder über Turgenjews Schwelle zu treten. Am nächsten Tag kam Turgenjew Punkt zehn Uhr morgens zu mir ins Haus und ließ bei den Wirthsleuten seine Visitenkarte zurück. Da ich ihm aber am Vortag erklärt hatte, daß ich vor der Mittagsstunde nicht zu sprechen sei und daß wir bis elf Uhr zu schlafen pflegen, mußte ich seinen Besuch um zehn Uhr morgens als einen Wink auffassen: daß er mich nicht mehr sehen wolle. Während der ganzen sieben Wochen sah ich ihn nur noch ein einziges Mal, auf dem Bahnhof. Wir blickten einander an, doch Keiner von uns grüßte. Die Schadenfreude, mit der ich über Turgenjew spreche, und die Beleidigungen, die wir einander zugefügt haben, werden Ihnen vielleicht unangenehm erscheinen. Doch, bei Gott, ich kann nicht anders: er hat mich mit seinen Ueberzeugungen zu schwer gekränkt. Persönlich fühle ich mich eigentlich wenig getroffen, obgleich sein hochmüthiger Ton schon sehr unangenehm ist; ich kann aber wirklich nicht mit anhören, wenn ein russischer Verräther, der, wenn er es wollte, seinem Land nützen könnte, so gröblich über Rußland schimpft. Seine Kriecherei vor den Deutschen und seinen Haß gegen die Russen habe ich schon früher, vor vier Jahren, bemerkt. Doch seine jetzige Gereiztheit und Raserei gegen Rußland beruht einzig auf dem Mißerfolg des „Rauch" und darauf, daß Rußland wagte, ihn nicht als Genie anzuerkennen. Es ist nichts als verletzter Ehrgeiz und daher noch häßlicher.

Werften.

Kaufmännische Kalkulationen werden schwierig, wenn sich zwischen den Regiekosten und einer lebhaften Konkurrenz nicht das richtige Verhältniß herstellen läßt. Davon können die Werftleiter ein Lied singen. Der Kurs der Vulkan-Aktie, der noch im Vorjahr bis auf 221 Prozent gestiegen war, hat sich auf 112 gesenkt. Daraus ist zu erkennen, daß die Dividendenaussicht schlecht ist und daß der Bau des „Imperator" kein gutes Geschäft war. Nach den Angaben der HAL sind für die drei Schiffe der Imperatorklasse 110 Millionen ausgeworfen. Jeder Kaiser kostet also rund 34 Millionen. Diese Berechnung scheint den Werften keinen großen Nutzen zu lassen. Der Bau eines neuen Typs bedingt ungemeine Aufwendungen, da die ganze technische Einrichtung den neuen Modellen angepaßt werden muß. Rechnet man dazu die hohen Löhne und die Preise der Rohmaterialien, so erkennt man, wie wichtig für die Werft die Kunst des Kalkulirens ist; die Bürgschaften, die sie auf Jahre hinaus zu leisten hat, können die Rentabilität arg schmälern. Soll deshalb eine deutsche Schiffbaugesellschaft solche Aufträge etwa ablehnen? Nein. Die deutsche Industrie hat nicht nöthig, dem Ausland Bestellungen zu überlassen, weil sie für ihre Finanzen bangt. Und bei den Werften ist der Ehrgeiz, die eigenen Hellinge und Docks zu belegen, schon im Hinblick auf die Konkurrenz Englands erklärlich. Der Vulkan hat also nicht leichtsinnig gehandelt, als er den ersten Imperator auf seinen Thron setzte. Vielleicht giebt er für 1913 keine Dividende; schon die um 5 Prozent (von 11 auf 6) verringerte Quote für 1912 konnte nur aus der 2 Millionen enthaltenden Baureserve gezahlt werden, die sich dann auf 250 000 Mark verringerte. Die Situation des Schiffbaues wird Dem völlig klar, der bedenkt, daß, im Gegensatz zu dem schlechten Gewinnresultat, die Umsätze der Vulkanwerke im selben Jahr von 29,5 auf 41,7 Millionen gestiegen waren. Diese Werke, die bis Mai 1912 Stettiner Maschinenbau-Aktiengesellschaft Vulkan hießen (die Zweigniederlassung in Hamburg wurde 1909 in Betrieb genommen, der Sitz der Centralverwaltung 1911 von Stettin nach Hamburg verlegt), haben von 1900 bis 1907 je 14 Prozent Dividende gegeben. Dann kamen 12 und 11 Prozent. Die Rente ist also erst in den letzten Jahren zurückgegangen. Von den übrigen großen Schiffbaugesellschaften haben Blohm & Voß 4 gegen 7, die Aktiengesellschaft Weser in Bremen 4, der Bremer Vulkan 10, die Flensburger Schiffbaugesellschaft 8, die Neptunwerft in Rostock 4 Prozent Dividende gezahlt. Nirgends war der Kampf um die Erhaltung der Rente leicht. An Sanirungen hats nicht gefehlt; siehe: Howaldtwerke. Was soll daraus werden? Woher kommt der Retter?

Das Hauptübel sind die schlechten Preise. Ueber die wird allgemein geklagt. Ursache? Natürlich: die Konkurrenz. Eine Werft unter-

bietet die andere; der Besteller hat die Wahl und sucht sich gewiß nicht den theuersten Lieferanten aus. Daß diese Art des Wettbewerbes unhaltbar ist, haben die Vulkanmänner öffentlich ausgesprochen. Schon die Sanirungen (Howaldt, Seebeck, Frerichs) hatten die Nothlage der deutschen Schiffbaugesellschaften erkennen gelehrt. Oft ist behauptet worden, daß die Marinebauten den Gewinn der Werften allzu sehr gekürzt haben. Von deutschen Kriegsschiffen werden, im Durchschnitt, vier Fünftel auf Privatwerften, ein Fünftel auf den Kaiserlichen Werften in Kiel, Wilhelmshaven und Danzig gebaut. Schlecht aber geht es nicht nur den Gesellschaften, die Kriegsschiffe bauen. Die Marineverwaltung kann nur dann niedrige Preise vorschreiben, wenn die Werften durch die Konkurrenz gezwungen sind, so billig zu liefern. Leider fehlt jede Möglichkeit, durch Vergleiche mit den Regiekosten und der Rentabilität der drei Kaiserlichen Werften festzustellen, ob die Privatbetriebe vom Marinefiskus wirklich schlecht behandelt werden. Hätten die Werften stets auf ausreichende Preise gehalten, so gäbe es keine Gewalt, die sie zwingen könnte, den Grenzstrich zu verlassen. Die Anregung, für die Kriegsschiffe den Werften den Selbstkostenpreis plus 5 Prozent Gewinn zu zahlen, wird durch das hier schon erwähnte Beispiel der Hamburg-Amerika-Linie gefördert. Diese Berechnungart ist nicht neu; man findet sie in Anzeigen von Detailgeschäften, die bei großem Umsatz mit kleinem Nutzen arbeiten können. Aber auch im Schiffbau war schon Alles einmal. Die Werft von Harland & Wolf in Belfast rechnet nach der von Ballin übernommenen Methode. Sie ist für die Rhedereien und Schiffbauer gleich nützlich. Wenn die Preise der Rohmaterialien sinken, haben beide Theile ihren Vortheil. Die Schifffahrtgesellschaften können niedrigere Selbstkosten verrechnen und die Werften sich für lange Zeit mit Holz, Stahl, Blech decken. Die Aufträge, die sie erhalten, reichen oft für mehrere Jahre. Das war in Tagen industrieller Hochkonjunktur gefährlich (weil sie im Voraus theuer einkaufen mußten und, bei sinkender Tendenz, am Rohmaterial verloren); kann aber, in Zeiten allgemeiner Preissenkung, nützlich werden. Droht nun die Gefahr, daß die Schiffbauer Vasallen werden und unter dem Rhederjoch jede Selbständigkeit verlieren?

Unabhängig sind die Werften ja auch heute nicht: Das beweist ihre Preispolitik. Wenn die Rheder die Rentabilität der Werften bestimmen, so leisten sie ihnen zunächst den Dienst, sie von dem lästigen und oft genug schmerzhaften Zwang einer Dividendenberechnung zu befreien. Die Kalkulation ist festgelegt und ein bestimmter (wenn auch kleiner) Gewinn gesichert. Mehr als solche Sicherheit können die Schiffbauer heute nicht verlangen. Das ist aus der Richtung der Dividenden deutlich genug zu sehen. Der Zwang könnte erst störend werden, wenn er Gewinnmöglichkeiten abschnitte. Die winken aber heute noch nicht (oder: nicht mehr). Der Bremer Vulkan ist die einzige deutsche Aktienwerft, die eine gute Dividende (10 Pro-

zent) zahlt. Er hat seinen Ehrgeiz vor dem Wettlauf um die neuen Schiffstypen gezügelt und begnügt sich mit der Herstellung normaler Fracht- und Passagierdampfer. Dadurch sparte er den großen Aufwand, den die Records der Technik forderten, und hielt seiner Dividende die Gefräßigkeit riesiger Unkosten fern. Dieses Beispiel ist lehrreich. Theilung der Arbeit: da wäre ein Mittel, das dem Schiffbau aufhelfen könnte. Geht es schon nicht ohne Spezialitäten, so mag jede Werft sich eine wählen und für deren Bezirk, allein oder mit wenigen Rivalen, den Markt beherrschen. Diese Sonderung des Wettbewerbes könnte die Voraussetzung für das Entstehen eines Werftenkartells werden. An ein solches Syndikat ist schon gedacht worden; denn Syndikate sind „Kinder der Noth“: und wo wäre die Noth größer als in der Schiffbauindustrie? Ein Ring könnte allzu niedrige Preise verhindern und die Aufträge so vertheilen, daß jeder Betrieb nach seiner technischen Leistungfähigkeit bedacht wird. Die Schiffbauer sind durch den Kampf um die Rente wohl schon mürb und vielleicht empfänglich für neue Ideen geworden. Also fehlt nur noch der Regisseur, der das Stück in Szene setzt. Das könnte Fürstenberg, der dem Vulkan vorsitzt. Die Banken müssen dafür sorgen, daß die Finanzen der Werftbetriebe endlich gesunden. Die Gesellschaften hängen am Geldbeutel der Kreditinstitute. Die aber können neue Papiere nicht unterbringen, so lange sich die Bedingungen der Rentabilität nicht geändert haben. Wer will Aktien oder Schuldverschreibungen von Gesellschaften, deren „Liquidität“ stets ungewiß ist? Aber ohne Geld gehts auch nicht. Deshalb müssen die befreundeten Banken und Bankiers aushelfen; und sie sehen dann die Bankschuld in den Himmel wachsen. Mit ihr natürlich die Zinsen, die kein Stück Fleisch am Dividendenknochen lassen. Den Finanzleuten sind solche Engagements keine Freude. Sie können sie nicht einfach mit der Wurzel ausreißen, weil sie dadurch das Leben des Schuldners gefährden würden; sie dürfen ihrem Wachsthum aber auch nicht mit ruhiger Gelassenheit zusehen, weil sie auf die Elastizität der eigenen Mittel zu achten haben. Die Erstarkung der Werften ist für sie also ungemein wichtig. Was heißt es, in der Gluth einer im Scheitelpunkt stehenden Centralzinsensonne zu leben, hat die deutsche Industrie im Heilsjahr 1913 erfahren. Bis in die letzten Oktobertage wich und wankte die Scheibe mit der 6 nicht. Erst nach langem Harren wurde die Ziffer 5½ gehißt. Die Reichsbank hat einen so guten Status, daß die Diskontherabsetzung keiner besonderen Erklärung bedurfte. Aber 5½ Prozent sind auch noch Senfpflaster, nicht Watte. Immerhin darf man sagen: „Die deutsche Reichsbank hat als erste unter den europäischen Notenbanken anno 1913 den Diskont heruntergesetzt.“ Ist es schwer, sich vorzustellen, wie es Geschäftsleuten geht, die mit fremdem Geld arbeiten müssen? Die werden an ihren Zinsen nicht zu Optimisten. Und wer so regen Hunger nach Bargeld hat wie die Werften, der muß, bei solchem Zinsfuß, die Sättigung theuer bezahlen.

Die Hochkonjunktur im Schiffbau, die, trotz allen finanziellen Schlappen, sichtbar ist, kann klüger ausgenützt werden, als bisher geschah. Das Beispiel bieten die englischen Werften mit ihrer guten Organisation. Gewiß giebt es auch im Land älteren Schiffbaues (erst seit einem Vierteljahrhundert werden Schnelldampfer in Deutschland gebaut) Geschäftsjahre mit magerem Ertrag; dann handelt sichs aber um Konjunkturopfer, nicht um Symptome einer chronischen Krankheit. Die englischen Werften befehden einander nicht in blinder Wuth, sondern leben in der ruhigen Atmosphäre der Vereinbarungen. Die Außenseiter können die Preise unterbieten, so tief sie wollen: die großen Aufträge bekommen sie doch nicht. Die bleiben den leistungsfähigsten Betrieben. Nach Lloyds Register waren Ende März 1913 in England 563 Dampf- und Segelschiffe mit einem Raumgehalt von 2,06 Millionen Registertons im Bau; in Deutschland, zur selben Zeit, 96 Schiffe mit 535 000 Tons. Der deutsche Schiffbau steht dicht hinter dem Britaniens. Ihm die technische Leistung auf eine feste Kapitalmauer zu stützen, muß die nächste Sorge der Führer sein.

Ladon.

Das Recht auf den Schlüsselroman.

Vor ein paar Monaten ist von einem anonymen Verfasser ein Zeitroman erschienen, der den Anspruch erhob, unsere parlamentarischen Verhältnisse zu schildern. Ein solcher Zeitroman könnte ein Verdienst sein. Sogar ein sehr ansehnliches literarisches Verdienst, wenn er es unternähme (je nach des Autors Temperament und Veranlagung), mit leis ironischen oder starken und pathetischen Strichen zu zeichnen, wie die ideale Forderung und das allzu Menschliche auf diesem Felde stets im Kampfe liegen und wie im tiefsten Grunde die Institution, für deren Aufbau wir noch immer nicht die rechte Methode fanden, vom Werkeltag des Lebens zermürbt zu werden droht. Von dem Werkeltag des Lebens und der Herrschaft der Vielzuvielen, die er nothwendig heraufführt. In einem Leitartikel oder politischen Essay Dergleichen zu sagen, wäre bei der in deutschen Landen erfreulich entwickelten Toleranz ja nicht möglich; mindestens für Leute von nicht genügend fundirtem Einkommen nicht rathsam. Ein Poet könnte es immerhin wagen. Und wenn er wirklich sinnend am Strom dieser vielleicht nicht

wunderbaren, aber doch wunderlich erregten Zeit stand und die sie bewegenden Kräfte zu erfassen lernte, hätte er vielleicht sogar ein erschütterndes Zeitgemälde zu liefern vermocht: von diesem Gewirr von Phantasten und Hysterischen, von großen Profitjägern und kleinen Gschaftlhubern, die von Sensation zu Sensation hasten, sich an stolzen Worten berauschen und dabei doch nur das Nächstliegende im Auge haben, Jedem mit unauslöschlichem Mißtrauen begegnend, der, ohne sich den Klüngeln gefangen zu geben, einsam seine Straße geht und über den Tag hinaus die Zukunft zu bedenken sich erdreistet. Diesen Zeitroman, der uns fehlt, hat der Anonymus nicht geschrieben. Dafür schenkte er uns einen Schlüsselroman. Er muß wohl einmal (die nähere Bezeichnung thut hier, wo ich nur das Typische herausarbeiten möchte, nichts zur Sache) in seiner Partei Schiffbruch gelitten haben. Nun setzte er sich hin, beschrieb treu und genau das äußere Bild der ehemaligen Parteifreunde; gab jedem von ihnen einen anderen Namen, dafür aber alle thörichten und schlechten Eigenschaften, auf die sein „dichterisches Ingenium" verfiel, und ließ das Pamphlet in die Welt flattern. Daß der Roman so (und nur so) gewirkt hat, ergiebt sich aus der närrischen Forderung der lieben Nächsten: die Angegriffenen (oder „Kompromitirten") möchten sich doch gefälligst zur Wehr setzen. Das ist bezeichnend. Nur ein Banause, dem das dichterische Schaffen sein Leben lang ein Buch mit sieben Siegeln blieb, wird verlangen, daß, was ihm auf der Bühne oder im Epos begegnet, nie und nirgends sich begab. Aber auch der literarisch Bewanderte (und gerade er) wird über den Tückebold ergrimmen, der unter die Köpfe bekannter Zeitgenossen mißgestaltete Leiber klebt und die Zerrbilder als „wohlgetroffene" Konterfeis in den Handel bringt. Ergrimmen; nicht sich zur Wehr setzen. Man kann gegen einen schlechten Leitartikel polemisiren; nicht gegen ein Pamphlet, das ein Zehntel Wahrheit und neun Zehntel Dichtung unentwirrbar in einen Knäuel mischt. Ein Beispiel, das besonders klar diese Behauptung illustriren wird. Der Anonymus schildert einen bekannten Großindustriellen zum Greifen deutlich, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Dann dichtet er ihm ein (nebenbei: spottschlecht behandeltes) Verhältniß an und kühlt nun sein Müthchen an dem Gehaßten dadurch, daß er ihn, in seiner Romanphantasie, mit diesem Mädchen eben so emsig wie nachhaltig betrügt. Und dagegen sollte man sich zur Wehr setzen? Mir scheint: man sollte eher einen Spezialisten für konträres Empfinden bemühen.

Dr. Richard Bahr.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. November 1913.

Notizen.

Wackes.

In Zabern (zwischen Saar- und Straßburg) hat ein Lieutenant des deutschen Heeres einen in Jähzorn neigenden Rekruten ermahnt, sich vor Händeln zu hüten, jeden Angriff aber mit bedenkenloser Gewalt zu vergelten, und der Mahnung den Satz angeheftet: „Wenn Sie dabei einen Wackes niederstechen, schenke ich Ihnen zehn Mark.“ Und ich (hat der Unteroffizier, der die Korporalschaft führt, hinzugefügt) „lege noch drei Mark drauf.“ Dieser Thatbestand ist zugegeben. Noch umstritten die Frage, ob der Lieutenant auch sonst die Elsasser „Wackes“ gescholten und aus dem Reichsland rekrutirte Jünglinge gezwungen habe, sich selbst ihm als Wackes zum Dienstantritt zu melden. Behauptet wird, bei dem Wort Wackes denke die elsassische Menschheit nur an einen Gassenrüpel, Rowdy, Bowke, Apachen, Lorbaß; solchen Kerl, wenn er mit frecher Roheit den Rock des Königs antaste, an Leib und Leben zu strafen, habe der Lieutenant gemahnt. Auch darin würde ich, wenn an die Mahnung sich eine Prämienverheißung knüpft, unerträglichen Mißbrauch der Dienstgewalt sehen. Daß er thätlichen Angriff, schon Mißhandlungversuch mit der Waffe abwehren darf und die Grenze des Nothwehrrechtes ihm noch weiter gezogen ist als dem nicht ins Heer gereihten Bürger, weiß der grünste Soldat. Einem blutjungen Bengel für einen Totstich, außer der Straflosigkeit, dreizehn Mark, als Ehrensold, zuzusagen, ist unschick-

lich. Verräth einen Geist, der nicht in unser Offiziercorps taugt. Kann den Träger des bunten Rockes reizen, in einer von Rauflust, Geldgier, Alkohol umnebelten Stunde den Angriff (durch Großmaulmacherei) hervorzurufen oder nicht provozirten härter zu strafen, als, auch nach der Soldatensatzung, nothwendig wäre. Der Knuff, das Ellbogengeschiebe eines Trunkenen (dessen Taglohn vielleicht Kinder nährt) heischt noch nicht Sühnung durch Lebensverlust. Nach dem amtlich zugegebenen Thatbestand ist also der Lieutenant grober Ungebühr überführt. Ist aber auch nur die amtliche Deutung des Schimpfwortes Wackes richtig? Objektiv: Nein. Wer von Saujuden, Saupreußen, dreckigen Schwaben, Lausejungen spricht, darf nicht in die Ausrede schlüpfen, er habe nur Juden, Preußen, Altdeutsche gemeint, die eine Schmutzkruste deckt, nur Lümmel, in deren Haut und Haar Läuse nisten. Wackes ist der Ekelname, den viele ins Reichsland eingewanderte Deutsche, in Scherz und Ernst, den Elsassern geben. In diesem Sinn ist das Wort abertausendmal angewandt worden; noch in Aufrufen zur letzten Reichstagswahl (auch von „freisinnigen" Mandatsuchern). Nun leben in Zabern grimmbärtige Leute, die nicht, wie der fromme Knecht Fridolin in Schillers Gedicht vom zaberner Eisenhammer, bereit sind, mit Freudigkeit, um Gottes willen, auch der Launen Uebermuth zu tragen. Diese Leute meinten, den Rekruten sei gesagt worden: „Wenn Ihr einen der frechen elsässischen Stiesel niederstechet, giebts dreizehn Mark extra." Sie fühlen sich in ihrem Stammesbewußtsein geschändet; bedrohten den Lieutenant, schlugen den Unteroffizier und beschmierten den von derben Fäusten wehrlos gemachten mit Koth. Schlimm. Mußte es dazu kommen? Abermals: Nein. Nach der ersten Meldung der unschicklichen Rede mußte die Sache von der militärischen an die politische Behörde geleitet werden. Grenzland. Ueberreizte Empfindlichkeit eines Völkchens, das sich von der preußischen Wolljacke öfter gekratzt als gewärmt fühlt. Nahe Möglichkeit der Ausbeutung durch Franzosen und im Reichsland wühlende Französlinge. Denen mußte die berliner Centralstelle den Agitatorenstoff rasch entreißen. Jeder Beschönigungversuch war ein unverzeihlicher Mißgriff. Der Vorgang bot nicht den winzigsten Grund zu einer Massenverdächtigung deutscher Offiziere. Wer bedenkt, daß der Staat tausend unreifen Jünglingen Dienstgewalt und Degen giebt, und errechnet, wie selten beide Waffen mißbraucht werden, muß Zucht und Haltung deutscher Truppenführer bewundern. In Zabern war Mißbrauch; plumper Verstoß gegen die Taktpflicht. Der Lieutenant mußte wissen,

wie verbreitlich sein Wort wirken, wie leicht es die Gesammtheit der Elsasser kränken könne. Er mag es nicht so arg gemeint haben, mag sonst ein tüchtiger Mann sein: einerlei. Er hat im Reichsland der deutschen Sache mehr geschadet, als ein Bündel dummer Verordnungen könnte. Schnell und kräftig war drum sein Fehler zu ahnden. Der Elsasser soll sich im Reichsverband behaglich fühlen; soll nicht in den Glauben gleiten, ein in des Reiches Uniform Gekleideter sehe in ihm einen ruppigen Gesellen, dessen Leben kaum eines Pfefferlings Werth habe. Soll in der Sicherheit wurzeln, daß ihm, auch gegen Uebermuth der Aemter, sein Recht wird. Dafür zu sorgen, wäre Herr von Bethmann verpflichtet, selbst wenn seine Personaltaktik, die bemüht ist, die Rückzugslinie aus der Wilhelmstraße in die straßburger Statthalterschaft offen zu halten, nicht dazu riethe. Worauf wurde gewartet? Etwa auf eine Stunde, die den Kriegsherrn aus dem Gewölk schwarzen Familienärgers löst? Reichspflicht geht vor Hausvaterspflicht. Oder hofften brave Männer wieder einmal, die Sache „umzufrisiren", bis der Lieutenant fast oder ganz unschuldig schien? Nicht zu machen. Wahrung der Autorität: löblich. Doch (Donnerwetter!) nur solcher, die es durch würdige Nützung ihrer Macht verdient. Nicht warm noch kalt sein, immer nur lau, die dünne Epidermis des Reichslandes heute streicheln und morgen ins Braunblau kneifen, vor jeder mit Verantwortlichkeitgewicht bepackten Entscheidung sich ängstlich wegdrücken: solcher Thorheit kann das Werk innerer Eroberung niemals gelingen.

Scandalum.

„Wahrung der Autorität": das Wort wirkt pompös; besonders nach dem Krupp-Prozeß (über den schon am sechsten September hier das einstweilen Nöthigste gesagt worden ist) und nach der lämmlichen Hinnahme einer „Reichstagskommission zur Prüfung der Rüstunglieferungen". Das war, im Deutschen Reich und in Preußen, noch nicht. Was ist die Aufgabe dieser Kommission, was der Zweck ihres Lebens? Zu prüfen, ob die Männer, die, im Kriegsministerium und im Reichsmarineamt, die für die Reichswehr nothwendigen Gegenstände kaufen, Diebe, Betrüger, bestochene Wichte, Hehler oder solche Tröpfe sind, daß sie sich von den Lieferanten, blind, übers Ohr hauen lassen. Nichts Anderes. Das war noch nicht. Irgendein von den Wahlweihen Umleuchteter brüllt: „Die Kerls stehlen alltäglich silberne Reichslöffel;

zahlen mit falschen Markstücken; halten die Backe hin, wenn ein Kanonen-, Gewehr-, Pulver- oder Stahlplattenfabrikant sie über seinem Goldlöffel barbiren will!“ Der aufrecht Stolze, seines Werthes, seiner Leistung Bewußte würde den Rockschoß heben und dem Schimpfer die Gesäßfront zeigen; wenn er zornmüthig ist, den angenehmen Herrn wohl auch mit einer Maulschelle bewirthen. Unsere Biederleute f ennen: „Untersucht uns, edle Tribunen des Volkes: in unserer Hosen-, Westen-, Rocktasche findet Ihr keinen falschen Nickel, in unserem Haus kein gestohlenes Gut. Entkleidet uns, zieht von unserer Blöße das Hemd: wir sind überall sauber. Stöbert in Kladde, Hauptbuch, Rechnungen: wir haben nichts unterschlagen noch je die Ziffern gefälscht.“ Biederleute. Wo die Parlamentsmehrheit regirt (und trotzdem, wie England Jahrhunderte lang bewies, nicht der Demos schrankenlos zu schalten braucht), tritt das Ministerium zurück, wenn die Mehrheit, deren Ausschuß es ist, schrumpft oder sich ihm feindsälig zeigt. Eine Regirung, der das Parlament sagt, es halte sie für unehrlich oder unfähig, glaube nicht mehr, daß sie von den zweitausend für den Jahreshaushalt bewilligten Millionen vernünftigen Gebrauch macht, und fordere deshalb das Recht, ihre Mitglieder und die ihnen Untergebenen zu verhören, die Bücher und Verträge zu prüfen und fortan berathend mitzuwirken, — solche Regirung kann entweder schnell verschwinden oder das Parlament auflösen und gegen die Ungebühr des Mißtrauens, des Eingriffsversuches den Spruch der Volksstimme anrufen. Herr von Bethmann (der allein Verantwortliche: seine Leute können die Achseln heben) will so lange wie irgend möglich Kanzler bleiben und muß, weil er durch Leistung nicht wirken kann, durch Gefälligkeit und Täubchensanftmuth Freunde zu werben trachten. Drum thut er, als sei in dem Verlangen des Reichstages nichts Ungewöhnliches, gar nichts von einer Absicht auf Demüthigung zu spüren. „Mißtrauensvotum? Daran denkt Keiner. Gute Menschen; seelenvoll und wacker wie ich; bieten für die Behandlung schwieriger Materie ihren Rath an, den der weise Staatsmann nicht ablehnen darf.“ Bagdad, Franzisko, Plakatirung (vom Personalinteresse empfohlene) des Kronprinzenbriefes, Krupp, Zabern, Wohlfahrtausschuß wider Gauner und Tölpel: für eines Herbstes Spanne wärs eigentlich genug. Scheint aber nicht. Also flott weiter; dem Pharus am Meer des Unsinns entgegen. Aus der Kontrolkommission wird entweder eine Affenkomoedie oder, wenn sich wirklich die letzten Abschlußgeheimnisse vor achthundert Augen ent-

schleiern, eine nie wieder zu tilgende Schädigung des Reichsgeschäftes. (Die der Generalstabschef nicht dulden, zu der kein Bundesstaatsleiter mitwirken dürfte.) Eine Separatthorheit war noch, daß der Herr Kanzler zwar den Fraktionen Wahlfreiheit zugesagt, dem von den Sozialdemokraten gewählten Herrn Liebknecht aber den Einlaß in die Kommission geweigert hat. Cui bono? Der rothe Ersatzmann wäre, nach solchem Konflikt, nicht bequemer, eher noch borstiger als der ruhmreiche Oberregisseur des Krupp-Prozesses (sonst stäche ihn des Röschens Dorn und Genosse Ledebour wüsche ihm mit heißem Kies den Kopf). Und bleibt die Sozialdemokratie der Kommission fern, dann kann sie ihrer Menschheit berichten: „Wir haben das Ding durchgedrückt, sind aber herausgeekelt worden, weil die Sippe, natürlich, fürchten muß, uns, die einzig Reinen, in ihre schmierigen Töpfe gucken zu lassen.“ Fragt, patriotische Kinder, doch nicht immer nach Recht und Unrecht; fragt nur, ob Politikerhandeln klug oder dumm, dem Staat nützlich oder schädlich sei. Dieses war noch übers Theobaldmaß unklug und schädlich. Und der ganze Kram zum Heulen, zum Knirschen, zum Schämen — Generale und Admirale müssen vor schnüffelnden M. d. R. Unterhosen und Strümpfe ausziehen. Männer, die Jahre, Jahrzehnte lang fürs Lieferungwesen gedrillt wurden, hoch betitelte, reichlich bezahlte Männer sollen von Leuten, die nie damit zu thun hatten, hören, wie es gemacht werden muß. Ein kleiner Aktiendirektor, dem von irgendwo her noch ein Pöstchen winkt, nähme die Zumuthung nicht hin; würfe den Hyänen der Generalversammlung den Bettel vor die struppigen Pfoten. Die Verbündeten Regirungen? Edel; gütig; bescheiden. Furchtsame Politik riecht Nahen noch übler als Fernen. Wahrung der Autorität! Wer nicht in ergebener Geduld abwarten will, bis alle Ehrfurcht in die Binsen gegangen, jede Reichsinstitution unterspült ist, muß wünschen, daß, morgen schon, das wandelnde Nationunglück das Amtliche (oder, offen heraus: das Zeitliche) segne.

Dreizehner.

Stellet Euch vor, dem Kriegsdepartementdirektor Gerhart Johann David Scharnhorst wäre angesonnen worden, unkundigen Schwatzschweifern seine Amtsgeschäftsbücher vorzulegen und von ihnen sich lehren zu lassen, wie er seine Krümper zu waffnen, zu kleiden, zu futtern habe. Höret Ihr seine Antwort? Götzens an

den Kommissar des Kaisers. „Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit: Das war Scharnhorst. Er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch nicht um eines Strohhalmes Breite zurückweichen solle. Soll ich noch daran erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände, als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.“ (Ernst Moritz Arndt.) Und er hätte sich niemals in die Pflicht erniedert, Zufallsrichtern die Reinheit seiner Hände zu erweisen und von den Geheimschränken des Staates die Riegel zu lösen. Er saß, freilich, auch nicht warm in höchster und allerhöchster Gunst. Ists aber nicht toller Spuk, daß Leute, die vor Oeffentlicher Meinung schlottern, uns, noch immer, mit der Erinnerung an 1813 zu langweilen wagen? Anders, als sie ahnen, war die Mannheit, war die Linie des großen Jahres; ganz anders. November. Die Fürsten amusiren sich in Frankfurt am Main. „Denke Dir nur, bester Wimms, meine Desperation, als ich gestern abends in dieser uralten, weltberühmten Krönungstadt des Heiligen Römischen Reiches ankomme, zu erfahren, die Kaiser haben bereits ihren feierlichen Triumpfeinzug, gestern Morgen, gehalten, also nur wenige Stunden vor meiner Ankunft; und ich Dieses zu versäumen! Nein, Das ist zu arg! Und ich hab auch solch einen Schnupfen!!!!“ (Kronprinz Friedrich Wilhelm an seinen Bruder Wilhelm.) „Man wollte Papa feierlich empfangen; ein großer Feind von alle dergleichen Sachen, prevenirte er die Kaiser und kam, statt gestern früh, schon vorgestern Abend. Gestern früh war große Parade, nachdem wir beim Franz (Kaiser von Oesterreich) unseren Kratzfuß gemacht hatten. Ein wunderschöner Anblick. Man ritt die Front hinunter. Hurra und Vivat hörten gar nicht auf. Diner beim Kaiser Franz; aller hier anwesenden Fürsten waren zugegen. Nach dem Thee gings in die Komoedie. Der ‚Kapellmeister aus Venedig‘, ein äußerst komisches Stück (von Breitenstein), wurde sehr gut gegeben. Am Abend zuvor sahen wir ‚Johanna von Monfaucon‘ (von Kotzebue). Vor dem Souper war neudorfische Musik und Zapfenstreich; ich war ganz selig. Gestern früh hatte ich Visiten, dann Parade, dann ausgeritten um die ganze Stadt. Glänzender Ball im Theater. Keine hübschen Gesichter außer einer Russin, die ziemlich aussah.

Der schöne Walzer wurde gespielt; ich war ganz außer mir vor Freude und glaubte, in Landeck zu sein. Die Polonaise hören wir alle Tage. Uebe Karl recht tüchtig das Walzen ein; ich werde wieder Alles verlernen; domage, ich walzte schon wie un ange! Jetzt gehts auf einen größeren Tanz! In der Oper ‚Massinissa' waren sehr gute Sänger und Sängerinnen. Also auf dem Schweidnitzer Anger macht Ihr jetzt la pluie et le mauvais temps, wie hier Madame Bethmann (ein hübsches Gesicht). Herr Bethmann ist der erste Mann zu Frankfurt; er hat vier bis fünf Häuser, einen sehr hübschen Gartensalon und Alles im grand Gendre." (Prinz Wilhelm an Schwester Charlotte.) Nicht so vergnügt sind die Staatsmänner und Heerführer. Steins zornige Spottrede über die „Sündfluth von Prinzlein und Souverainen" ist hier schon erwähnt worden. Blücher: „Noch immer stehe ich am Rhein; hätte man meiner Vorstellung Gehör gegeben, so wäre ich heute in Brüssel. Aber Frankfurt war zu verführerisch. Alles wollte sich da erholen und die schöne Zeit ist verträumt. In Frankfurt ist, während unsere braven Leute Mangel leiden, ein ganzes Heer von Monarchen und Fürsten; und diese Versammlung verdirbt Alles und der Krieg wird nicht mehr mit Energie geführt. Die Lustbarkeiten in Frankfurt jagen einander. Wenn wir ohne Aufenthalt über den Rhein gezogen wären, hätte Napoleon schon Friedensvorschläge machen müssen. Aber wir haben ihm Zeit gelassen und er wird im Frühjahr wieder bedeutend erscheinen." Marwitz: „Der Kaiser von Rußland wollte über den Rhein, auch unsere Armee wollte; aber der König (von Preußen) wollte nicht. Er sagte: ‚Nun eine Schlacht gewonnen, den Feind bis über den Rhein getrieben, gleich übermüthig werden! Uebermuth thut selten gut! In Frankreich hineingehen! Eben so schnell wieder herauskommen wie Napoleon aus Rußland!'" Gneisenau: „Der lange Mann (Friedrich Wilhelm III), der die Leute, die er nicht mag, rückwärts über die Schulter ansieht, findet es sehr thöricht, daß man über den Rhein gehen will. Was uns denn Die am anderen Rheinufer angingen? Wir würden doch nicht die lächerliche Idee haben, nach Paris zu gehen? Und solches Zeug mehr." Ein Glück, daß dieses Jubeljahr zum Scheiden rüstet. Wenns noch länger währte, könnte der Nation der Gedanke aufdämmern, daß es doch manche Möglichkeit des Vergleiches mit unseren herrlichen Tagen bietet und man bisher nur, allzu geschäftig, die wirksamsten, zu Lehre und Warnung tauglichsten Vergleichsstücke überschielt hat.

Rundfragen an mich selbst.

Der Schriftsteller erledigt heutzutage so viele Anfragen, die ihm gütige Zeitungredaktionen auf die Brust setzen, daß er zur Abwechselung und zum Ausgleich auch einmal sich selbst behorchen darf. Diese Auto-Auskultation ist freilich nicht ganz einfach, denn ein Transitivum läßt sich nicht ohne Weiteres in ein Reflexivum verwandeln. Bei der Beantwortung der Zeitungfrage bleibt man Einer unter Vielen, man schwimmt mit, sieht die Richtung, hat Hilfe zur Hand und es kann Einem nichts passiren. Durch vieler Zeugen Mund wird überall die Wahrheit kund; und der Einzelne partizipirt auf dem Wege gegenseitiger Fehlerkorrektur an der Gesammtwahrheit. Das ändert sich, sobald man das Verfahren umkehrt; sobald man viele Fragen an Einen, statt eine an Viele, richtet. Avant la lettre läßt sich erwarten, daß nicht ein Maximum von Objektivität, sondern von Subjektivität dabei herausspringen wird, und Das erschwert die Sache bedenklich; sobald man nämlich die Ermittlung der Wahrheit als das eigentliche Leitmotiv voraussetzt. Die Wahrheit wird hier gewiß nicht besonders gut fahren. Es giebt hier keine Resultante, keine Diagonale, keine Methode der kleinsten Quadrate, nach der die Einzelfehler einander aus der Welt schaffen. Nur Bekenntnisse können herauskommen, Beichten und Subjektivitäten.

Setzen wir also an die Stelle der Wahrheit die Wahrhaftigkeit. Sie notirt minder hoch auf dem Kurszettel der Oeffentlichen Meinung, aber vielleicht nur deshalb, weil sie seltener auf den Markt kommt und weil die Nachfrage nach ihr geringer ist. Aber den bescheidenen Werth, den man ihr zuerkennen wird, verdient sie wenigstens. Sie giebt sich nicht für mehr aus, als sie ist, täuscht keine imaginären Werthe vor. Sie sagt einfach: Das ist meine Meinung, die gar keinen anderen Maßstab verträgt als den der Ehrlichkeit. Von richtig und falsch darf hier nicht die Rede sein.

Das wäre nun eine ganz reinliche Angelegenheit. Man stellt sich allerlei Rundfragen, sagen wir: ästhetischer, künstlerischer Art, und beantwortet sie, wie Einem der Schnabel gewachsen ist. Aber da ergiebt sich im ersten Anlauf eine erhebliche Schwierigkeit. Man bekommt die berühmte Angst vor der eigenen Courage. Man möchte seine Ehrlichkeit auf Volldampf einstellen und bemerkt schnell genug, daß da eine höchst gefährliche Spannung eintritt. Zwanglos ehrlich ist man nämlich nur im gedachten Monolog, nicht mehr im geschriebenen. Ein anderes Gesicht zeigt die gedachte als die gedruckte That. Da regt sich in jedem Schriftsteller der ver-

antwortliche Redakteur. Er will Das, was er aufschreibt, auch vertreten können. Und schreibt er es so auf, wie er es an sich, für sich, in sich, gleichsam traumhaft empfindet, dann läßt es sich nicht vertreten. Bei Allem, was wir aufschreiben, wenn ganz von fern, ganz im Hintergrund eine Druckmaschine lauert, belügen wir uns selbst. Schon bei der fünften Zeile schielen wir nach rechts und links, begeben wir uns in Abhängigkeiten, schließen wir Kompromisse. So wie es die ab imo pectore quellende Stimme soufflirte, kommt es niemals heraus. Und Das, was auf dem weiten Wege von der Brust durch die Hand aufs Papier verloren geht, ist eben, der eingebildeten Wahrheit zu Liebe, die Wahrhaftigkeit.

Ehrlich sein und paradox sein, ist das Selbe. Reden wir von Kunstdingen, so haben wir immer den ganzen Katalog der Aesthetik vor uns, dazu eine Menge überlieferter Werthtafeln, die unsere Ansichten regeln wie das Strafgesetzbuch unsere Handlungen. Und auch wenn wir glauben, uns gänzlich von der Ueberlieferung, von aller Autorität freigemacht zu haben, wenn wir nur unserer eigenen Aesthetik gehorchen, so bleiben wir dabei doch im Bann einer fremden Macht. Denn unserem innersten Innern fremd bleibt jede Regel, sogar, wenn wir sie anerkennen, sogar, wenn wir selbst sie aufgestellt haben. In uns bleibt ein tiefster Rest, der von Alledem nichts weiß, der momentane Werthurtheile schafft, außerhalb und trotz aller möglichen Begründung. Und gerade diese Werthurtheile sind uns die liebsten; vielleicht, weil sie sich uns als Geheimniß anvertrauen und weil sie sich nicht vertheidigen lassen.

Was ich hier als präludirende Betrachtungen vorausschicke, ist also eigentlich ein Stoßgebet vor dem Sprung ins Unbekannte. Denn ich weiß „wahrhaftig" nicht, wie der Versuch ausfällt, ganz einfache, familiäre Rundfragen an mich selbst so zu beantworten, als ob da draußen in Büchern und Menschen gar keine Jury vorhanden wäre. Nur, daß der Versuch gefährlich ist, weiß ich.

Das Verhör soll beginnen. „Welche musikalischen Kompositionen stellst Du am Höchsten?" Verständigen wir uns über den Umfang der Frage. Sie wird sinnlos, wenn die einzelne Rezeptivität dem musikalischen Makrokosmos mit irgendwelchem Richteramt gegenübergestellt wird. Denn man dürfte dann gar nicht anders antworten als mit einer lexikalischen Aufzählung von Namen und Lebenswerken; und was dabei herauskäme, wäre keine persönliche Auslese, sondern im besten Fall eine kondensirte Musikgeschichte. Die Frage gewinnt erst dann Sinn und Physiognomie, wenn ihr die engere Bedeutung beigelegt wird: Welche musikalischen Offenbarungen haben Dich am Intensivsten beschäftigt?

Welche sitzen im Vordergrund Deiner inneren Gehörerlebnisse? Oder noch einfacher: Welche haben als Glücksgüter für Dich in diesem wie in jedem Augenblick den stärksten Werth? Das ist nämlich etwas ganz Anderes als die primäre Doktorfrage, auf die es nur doktorale Antworten giebt. Nenne ich etwa: die Neunte Symphonie oder Bachs H-moll-Messe, so lege ich damit eine Anweisung von ungeheurem Werth auf den Tisch, die mir im Moment Niemand wechseln kann; will sagen: solche Werke sind, als Ganzes genommen, historische Güter, die ich erst umständlich auflösen muß, um zu den einzelnen stets gegenwärtigen, vom inneren Organ reproduzirbaren Glücksmomenten zu gelangen. Nenne ich aber die Heldenfigur des ersten Allegro, wie es sich aus den fabelhaften Quinten der Neunten Symphonie losringt, so umschreibe ich damit ein ganz bestimmtes Erlebniß und bin sicher, daß Jeder, dem ich davon erzähle, das konsonirende Erlebniß in sich miterklingen läßt. Da habe ich also, statt der weitumfassenden und damit im Moment unausfüllbaren Abstraktion, eine Begreiflichkeit und ich trete auf die sichere Brücke des Einverständnisses, wenn ich hinzufüge: Diese Stelle gilt mir als ein Höhepunkt des Lebens.

Ich genire mich aber gar nicht, dicht daneben zu bekennen, daß mir Chopin gleichwerthige Höhepunkte bietet. Könnte ich mich psychophysisch untersuchen, so würde ich wahrscheinlich finden, daß eine ganze Reihe chopinscher Momente in mir Spannkräfte der selben Stärke auslöst. In der F-moll-Phantasie das Stringendo vor den divergirenden Oktaven, im E-moll-Konzert die Schlußkoda mit ihrer springenden Vorbereitung, im C-moll-Nokturno der erste Gewittereinschlag, das Anfangsthema der B-moll-Sonate und in deren Schlußsatz die als moto perpetuo verkleideten Seufzer über der Haide: sie sind für mich unbedingte Maxima, durch nichts überbietbar an Intensität der Erfindung, des Offenbarungsgehaltes, des göttlichen Funkens.

Auf dem Grunde des also definirten Maximums (das weitab liegt von der akademischen Werthung) zeichne ich weiter isolirte Gipfel: von Mozart die Cherubin-Arie „Neue Freuden. . .“, den Beginn der G-moll- und das Menuet aus der Es-dur-Symphonie, von Bach das zweite Präludium aus dem Wohltemperirten Klavier, die Orgeltokkata in D-moll, der wie aus dem Urnebel sich entwickelnde Anfang zur Matthäuspassion, das farbige Tonwunder der chromatischen Phantasie; von Beethoven die athemversetzende Spannung im Scherzo der Fünften Symphonie, die sich in der himmelstürmenden C-dur-Explosion löst, aus der Kreutzer-Sonate die zweite und aus dem A-dur-Quartett die letzte Varia-

tion, der klavieristische Aufmarsch zum Es-dur-Konzert, das solistische Pronunziamento der Pauken im Molto vivace der Neunten Symphonie; von Wagner das Tristanvorspiel und Kurwenals erstes Auftreten, Brünnhildes Jauchzer im zweiten Akt der Walküre, das erste Finale im Lohengrin, das Sonnenterzett der Rheintöchter, Siegfrieds Anstieg zum lohenden Fels, den urweltlich dröhnenden Aufbau vor der letzten Steigerung im Kaisermarsch; von Brahms die ersten Entwickelungen in der Dritten Symphonie und im Zweiten Klavierkonzert, die Naenie, die zweite Paganinivariation und das wie eine Himmelsleiter emporführende Fugato im Schluß der Händel-Variationen.

Aber wiederum melden sich andere Tongebilde mit persönlichem Anspruch. Darf man vom Quartett aus Rigoletto, vom Lucia-Sextett, vom Quintett aus dem Maskenball reden, wenn man kurz zuvor Allerheiligstes im Munde führte? Sollte man da nicht wenigstens Uebergänge versuchen, Zwischenstationen einschalten? Eine rhetorische Frage, die sich von selbst mit Ja oder Nein beantwortet, je nachdem das historisch bekleidete oder das nackte Gewissen befragt wird. Also hier mit Nein. Denke ich an jene italienischen Polyphonien, lasse ich sie in mir Resonanz gewinnen, so verschwinden alle Stellungzeichen und Orientirungtafeln, die dem braven Kritiker vorschweben, wenn er Bilanz macht oder Preise vertheilt. Nur von der Wirkung darf die Rede sein, gemessen am beschleunigten Puls, an einem gewissen inneren Knacks, den das Herz erlebt, wenn eine Offenbarung daran rührt. Offenbarung und Erfindung sind hier das Selbe. Das Stück, das dieser Forderung genügen soll, darf nichts mehr vom „Vertonten“ aufweisen, nicht im Zug einer komponirenden „Absicht“ entstanden, es muß selbst durch und durch Erfindung sein. Diese drei Vokalsätze von Verdi und Donizetti sind für mich reine Erfindungen, Explosionen des Genies, so wahr der Falstaff besser ist als die Meistersinger, der Mikado besser als die Zauberflöte, die Fledermaus besser als der Rosenkavalier und Carmen (Gott steh mir bei!) ein größeres Tonwunder als der Parsifal.

Als die Rundfragen aufkamen und bevor sie noch ihrer Sünden Maienblüthe erreicht hatten, tobten die „hundert besten Bücher“ im Massenreigen durch die Spalten vieler Journale. Heute ist man bescheidener geworden; keine Redaktion wagt es mehr, den Befragten so einen hundertläufigen Revolver auf die Brust zu setzen. Schließlich ruht ja auch der Accent nicht auf der dreistelligen Zahl; wenn wir nur zwanzig oder dreißig garantirt beste zusammenbekommen, so ergiebt Das schon eine ganz hübsche Biblio-

thek. Und was ist mir das „beste“ Buch? Wiederum nicht das vollendetste, das wichtigste, das sich in die Tafeln der Literaturgeschichte besonders tief eingegraben hat. Wenigstens nicht ausschließlich. Ich widerspreche nicht, wenn Einer in der Aufzählung mit der Bibel anfängt, um über die anerkannten Klassiker hinweg etwa bei Mommsen und Treitschke, Wundt oder Windelband zu landen. Hätte ich ein Kolleg vorzutragen, so würde ich wahrscheinlich eben so verfahren, immer mit der Hand am garantirt klassischen Leitseil. Und ganz gewiß würde ich dabei verschweigen, daß ich aus eigenem Antrieb niemals nach den Psalmen greife, noch nach der Ilias, noch nach dem Horaz, und daß mich Plutarch und Cicero, Racine und Corneille, Faust II und Wilhelm Meister ganz beträchtlich langweilen. Spreche ich aber zu mir allein, so lautet mein Grundbekenntniß kurz und schlicht: Im Anfang war und ist Schiller. Und dann käme eine große Menge Herrlichkeit von Sophokles, Shakespeare, Goethe und Hebbel, aufgethürmt über dem einen Grundbaß und Orgelpunkt: die Wallenstein-Trilogie ist eine Literatur für sich, unvergleichbar und unerreichbar. Bei allen übrigen hundert oder fünfzig besten Büchern muß ich mich nach den inneren Höhepunkten orientiren, nach Einzelqualitäten: in der Odyssee nach den Gesängen Nausikaa, der Hadesphantasie und der Heimkehr, bei Faust I, Tasso und Hamlet nach den wie feste Prägungen ablösbaren Sentenzen, kurz gesagt: nach „Stellen“, nicht nach Gesammtheiten. Diese Stellen brauchen nur in mein Bewußtsein zu treten, um mir die Bluttemperatur über den Normalstrich zu treiben.

Sollen aber Gesammtheiten aufgezählt werden, also geschlossene Bücher, einerlei, welcher Art, so dürften in meiner Sonderliste jedenfalls folgende nicht fehlen: Lukrezs „De rerum natura“, Spinozas „Theologisch-Politischer Traktat“, Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, Kants „Prolegomena“, Pascals „Pensées“, Schopenhauers erste Preisschrift, Richard Wagners „Kunstwerk der Zukunft“, Langes „Geschichte des Materialismus“, Lotzes „Logik“, Fechners „Zend Avesta“, Machs „Analyse der Empfindungen“, Buckles „Geschichte der Civilisation in England“, Nietzsches „Fröhliche Wissenschaft“, Poincarés „Wissenschaft und Hypothese“, Mauthners „Kritik der Sprache“, Vaihingers „Philosophie des Als Ob“, Nordaus „Sinn der Geschichte“, Hardens „Köpfe“, Bergsons „Evolution créatrice“, Dührings „Prinzipien der Mechanik“. Richtig: es giebt ja auch eine (so genannte) schöne Literatur. Das vergißt man manchmal, wenn Einem gerade die schönere und schönste durch den Kopf geht. Also stelle ich auf das Vorzugsregal in eine besondere Reihe, von der

ich selbst zuweilen nasche: Diderots „Rameaus Neffe“, Wielands „Aristipp“, Swifts „Gulliver“, Tilliers „Onkel Benjamin“, Webers „Demokrit“, Alexis' „Roland von Berlin“, Zolas „L'Oeuvre“, Gobineaus „Renaissance“, Ludwigs „Heiterethei“, Poes „Grotesken“, Boz' „Pickwickier“, Kellers „Sinngedicht“, Fontanes „Schach von Wuthenow“, Reuters „Stromtid“, Heyses „Salamander“, Sudermanns „Katzensteg“, Daudets zweiten Tartarin, Anatole Frances „Rôtisserie“, Schnitzlers „Lieutenant Gustl“, Presbers „Media in vita“, Tovotes „Fräulein Griesebach“, Georg Engels „Hann Klüth“. Die anderen Bände, die da noch hineingehören, wie den Don Quixote, den Gargantua, den Candide, kann ich wohl als Etcetera zusammenfassen, denn nicht nur das Moralische versteht sich immer von selbst. Und diese lange Reihe sollen mir rechts und links zwei Bände Baedeker flankiren, Schweiz und Italien; denn ich will mir nicht nachsagen lassen, daß ich in meiner Selekta gar keine Andachtbücher besitze

Wirklich: die Lyrik, die blanke Gefühlslyrik fehlt gänzlich; und Das hängt wiederum mit einem sehr ketzerischen Bekenntniß zusammen. Ich denke nämlich: Man ist verdammt wenig, wenn man nichts weiter ist als ein guter lyrischer Dichter. Der von Natur lyrisch und nurlyrisch veranlagte Mensch ist heute meines Erachtens vor die Alternative gestellt, entweder ein gottbegnadeter Musiker zu werden oder eine komische Figur. Ist ihm von Haus aus der Tonsinn versagt, so treibt er eine diluviale Beschäftigung, die ihren Sinn verloren hat, seit wir das Diluvium verlassen haben. Diese Ansicht mag auf meiner eigenen fehlerhaften Organisation beruhen. Ich bin aber sicher, daß in hundert Jahren der Nurlyriker ganz allgemein so betrachtet werden wird, wie er mir in meiner falschen Perspektive heute schon erscheint, nämlich als ein literarischer Wiederkäuer, dessen Produkte auf die Wiese gehören und nicht in die Bücherei, jedenfalls nicht auf die bevorzugten Bretter, denen ich die köstliche Last der Gedankenerwecker anvertraue.

In Theaterdingen bekenne ich mich als laudator temporis acti, und wäre die Rundfrage auf die stärksten Bühneneindrücke gerichtet, so hätte ich mich nicht im Präsens, sondern im Perfektum und Plusquamperfektum zu konjugiren. Ich weiß wohl, daß ich darin Leidensgenossen genug habe, in einer Zeit, da man den Faust ohne Faust und den Don Carlos ohne Carlos spielt, zur höheren Ehre einer wunderbaren Regie, welche abtönt, stilisirt, vertieft, geniale Einfälle hat, Beleuchtungeffekte zaubert. Aber diese Leidensgenossen spinnen ihre Erinnerungen, schreiben keine Rezensionen und gerathen fast nie in die Lage, Umfragen zu beantworten. Ich versetze mich in diese Lage: und, siehe da, Schatten

steigen herauf, glänzender als das Licht von heute, Schatten Toter und zum Glück auch Lebender, deren Ruhm noch strahlt, obgleich ihre Leistung in historische Tiefe zurückfällt. Emil Devrient als Tasso, Salvini als Othello, Dessoir als Talbot, Pauline Ulrich als Elisabeth von Valois: waren Das nicht vielleicht doch ganzgroße Lebensmomente, trotz deklamatorischen Verstiegenheiten? Und muß man Misoneist sein, um Dies zu bejahen? Aber ich habe ja hier keine Aesthetik zu verfechten, sondern zu beichten. Irgendwo werde ich schon Absolution finden, wenn ich die Kameliendame der Sarah Bernhardt, lange bevor sie sich Großmutter fühlte, als eine kostbare Erinnerung aufbewahre; und ihr zur Seite im Opernbereich manche klassische Gestalt der Lilli Lehmann, dann die Frau Fluth der Lucca, die Carmen der Tagliana, die Traviata der Patti, das Rautendelein der Sorma, die Coppelia der Dell'Era. Noch leben Niemann, Barnay, D'Andrade, und ich vergegenwärtige mir ihre Tristan, Antonius und Don Juan, wenn ich Abstände ermessen will; verdämmerndes Leuchten einer Persönlichkeitkunst, die am Horizont verschwindet, während im Vordergrund die unromantischen Rufe nach „wirklichen Menschen" ertönen. Auch Kainzens Don Carl war ein romantisches Gebilde, während in Europa vierhundert Millionen „wirkliche Menschen" herumlaufen, die mir in ihrer Gesammtheit ungeheuer imponiren und von denen ich keinen einzigen auf der Bühne erleben möchte.

Bei der Rundfrage nach den mächtigsten Eindrücken im Konzertsaal verschiebt sich die Bilanz ein Wenig nach der Neuzeit. Ohne den forcirten Dirigentensport mitzumachen, der von Monat zu Monat neue Weltmeisterschaften des Taktstabes aufstellt, gestehe ich doch willig, daß die Aera Nikisch-Weingartner-Siegfried Ochs früher nicht gekannte Höhepunkte einschließt. Und ich ergänze: Diese Höhepunkte sind für mich mit einem Schönheitfehler behaftet, der sich einzig und allein aus ihrer zu engen Aufeinanderfolge ergiebt. Man kann auch unter Veilchenblättern ersticken und unter dem besten Beethoven die Luft verlieren. Dem alten Weheruf von Laprade „Trop de musique!" antwortet aus meinem Gewissen das ketzerische Responsorium: Trop de Beethoven! Insbesondere zu viel Neunte Symphonie und auf solistischem Gebiet zu viel Es-dur-Konzert, Appassionata, Letzte Sonaten, C-moll-Variationen. Im Bild steigt Anton Rubinstein vor mir auf, der Großen Größter, und auch er scheint eine Rundfrage auf dem Herzen zu haben: Ist es wirklich wahr, daß sich das Konzertniveau erhöht hat, daß all die Redivivusse das Andenken an mich, an Liszt, an Tausig zu verdunkeln beginnen? Und da lege ich die Hand zum Schwur auf das Pianoforte und beeide:

Nicht für mich, theurer Meister! Auf das erhöhte Niveau der spielenden Masse pfeife ich, denn nur die Höhenunterschiede treten mir ins Bewußtsein; nie wieder wird es mich durchzucken wie an den unvergeßlichen Abenden, da Du im Erlkönig wetterleuchtetest, in Webers As-dur-Sonate Guirlanden wobst, in Deinem eigenen Es-dur-Klavierkonzert Funken schlugst. Auch Tausig-Scarlattis Allegro vivacissimo wird nicht wiederkommen. Gewiß, Meister, haben wir vortrefflichen Nachwuchs, in Moriz Rosenthal und Eugen d'Albert leben Elemente von Dir, schopenhauerisch ausgedrückt: die „Rubinsteinitas"; nur ein Rubinstein von den Maßen Deiner Persönlichkeit kann nicht mehr erwachsen, eben so wenig wie eine Klara neu erstehen könnte, jener vergleichbar, die, mit dem Hermelin der Schumann-Liebe geschmückt, auf das Podium trat. Viel guter Vortrag ist geblieben und hinzugekommen, verschwunden ist leider nur das Prestige; die Götter von heute nähren sich nicht mehr von Opferduft, sondern von Rezensionen. Und selbst bei völliger akustischer Gleichheit ist es nicht das Selbe, ob ein Klang aus dem Fingeranschlag aufsteigt oder beim Anruf der Sonne aus der Memnonssäule. Ohne Metapher gesprochen: Ich bekomme es noch heute beim Solisten fertig, mir die Hände wundzuschlagen; aber mein Beifall war stärker, als ich das Applaudiren vergaß und als es da oben auf der Estrade noch nicht mit natürlichen Dingen zuging.

Periodisch kehrt die Rundfrage wieder: Welches Werk haben Sie augenblicklich unter der Feder? Es giebt Geistesarbeiter, die hierauf schlankweg antworten und bis auf den Druckbogen genau wissen, was sie wollen. Ich sehe da immer nur eine Ueberschrift: „Auf Grenzgebieten", der keine Abhandlung folgen wird; schreiben wird sie ein Anderer, der es fertig bekommt, die Prinzipien der klassischen und der neuen Mechanik auf die allgemeinen Geistesinteressen zu übertragen. Der müßte zugleich die positive Denkweise eines Auguste Comte, das physikalische Rüstzeug eines Mach und das intuitive Erfassen eines Bergson besitzen. Dann wird er beweisen können, daß die Menschheit einen langwierigen Prozeß durchmacht, in dem die Empfindungenergien stetig zu Gunsten der Erkenntnißkräfte aufgebraucht werden. Bis zur Evidenz klar wird aus seiner Energieformel herausspringen, daß die Kultur, als Persönlichkeit genommen, einen Januskopf trägt, der vorwärts in die Wissenschaft und rückwärts in die Kunst blickt. Und wenn erst dieser Andere diese Abhandlung geschrieben hat, dann werden einige bedenkliche Stellen aus meiner unvorsichtigen Beichte nicht mehr ganz so verschroben klingen wie heute.

Alexander Moszkowski.

Die transpersische Eisenbahn.

Seit Jahren wird oft davon gesprochen, daß die seit fast drei Jahrzehnten immer wieder ersehnte und dennoch bis auf den heutigen Tag nicht zu Stande gekommene Ueberlandbahn nach Indien, die den Verkehr Europas dorthin ganz erheblich beschleunigen und den Suezkanal für den Personen-Eilverkehr und die Postbeförderung ausschalten könnte, nun quer durch Persien, vom Kaspischen Meer aus südostwärts, gebaut werden solle. Rußland soll als treibende Kraft dahinterstehen; und auch England, das sich dem nächstliegenden Projekt einer nach Indien führenden Ueberlandbahn, der transafghanischen Linie von Kuschk über den Khaiberpaß, seit einem Vierteljahrhundert, aus strategischen Bedenken, widersetzt, soll angeblich dem Plan einer transpersischen Indienbahn nicht abgeneigt sein. Da auch andere Mächte diesem Bahnbau schwerlich Widerstand entgegensetzen werden, so könnte man die Ausführung der Idee für nahezu gesichert halten. Und trotzdem habe ich Zweifel, ob der Plan wirklich bald ausgeführt wird.

Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hat gewollt, daß zu den nur noch ganz wenigen Ländern der bewohnten Erde, die bis heute keine Eisenbahnen (oder fast keine) haben, gerade Persien und Afghanistan gehören, zwei Länder, die eigentlich drei volle Jahrtausende hindurch eine große Bedeutung für die Abwickelung des Weltverkehrs hatten; denn seit der Assyrer- und Phönizierzeit bis ins Zeitalter der Entdeckungen um 1500, als die Seewege die uralten Landwege zu verdrängen begannen, haben diese Länder fast den ganzen Verkehr zwischen Indien und China und zwischen Europa und Mesopotamien vermittelt. Wenn sie, denen von der Natur eine so bevorzugte Stellung im Verkehrsleben zugewiesen ist, heute zu denen gehören, die sich den modernen Verkehrsmitteln zuletzt erschließen, so sind nicht physikalisch-geographische und auch nicht allgemein-kulturelle Ursachen daran schuld, sondern ganz besondere Gründe, die sich in den Begriff „leidige Politik" zusammenfassen lassen.

Um Das zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die wenigen selbständigen Staaten, die außerhalb von Europa und Amerika noch zu finden sind, sehr rasch eine Beute der länderhungrigen großen Nationen würden, wenn ihre wirthschaftliche Rückständigkeit durch gute, moderne Verkehrsmittel, mit oder gegen ihren Willen, beseitigt und dadurch ihr eigenes Gebiet begehrenswerth gemacht würde. So haben sich denn auch Persien und Afghanistan, wie Marokko und zum Theil auch Abessinien, lange mit Erfolg gegen das Danaergeschenk der Eisenbahn gesträubt; aber wie in Marokko der Verlust der Selbständigkeit rasch allerlei Bahnbauten als Folge haben wird, so wird auch die Eisenbahnerschließung Persiens ein Symptom sein, das den Verfall der Herrschaft des Schahs und den Verlust der Unabhängigkeit anzeigt.

Was bisher im persischen Reich an Eisenbahnen vorhanden war, ist kaum der Erwähnung werth. Im Jahre 1888 wurde die Hauptstadt mit dem zehn Kilometer südlich gelegenen berühmten Wallfahrtwort Schah Abd ul Azim durch eine dreizehn Kilometer lange schmalspurige Kleinbahn verbunden; auch giebt es bei Ahwas eine Bahn um die Stromschnellen des Karun; ferner im Anschluß an die Dampferlinie von dem russisch-kaukasischen Hafen Enzeli nach der persischen Südküste des Kaspischen Meeres und an die von hier aus von den Russen nach Kaswin erbaute Gebirgsstraße eine Linie Kaswin-Hamadân am Fuß des Randgebirges. Im Ganzen gab es 1912 vierundfünfzig Kilometer Bahnen in Persien, die natürlich für die Entwickelung von Handel und Verkehr ohne Bedeutung sind. Der Eingriff des Auslandes war zu erwarten. Schon der Bau der erwähnten Kleinbahn wurde von einer unter Poliakow stehenden belgischen Gesellschaft ausgeführt, die außerdem noch eine (außer Verkehr gesetzte) Schmalspurbahn von Mahmud-Abad am Kaspisee bis nach Amol in Mazanderan (20,5 Kilometer) anlegte.

Dieses mehr als dürftige Schienennetz genügt den Möglichkeiten der Verkehrserschließung um so weniger, als nah der Grenze schon an zwei verschiedenen Stellen die Eisenbahnen beginnen, die Verbindungen mit den fernsten Theilen Europas schaffen: die Transkaukasische Bahn der Russen, die durch eine neue, rascher nach Südkaukasien und Armenien führende Kaukasus-Querbahn (zu schnellerem Aufmarsch der russischen Armee gegen Persien und die Türkei) ergänzt werden soll, und die seit 1904 bestehende Bahn Tiflis-Eriwan-Dschulfa, deren Verlängerung bis Täbris, der Hauptstadt Nordwestpersiens und dem wichtigsten Binnenhandelsplatz, im Bau ist; zweitens die Transkaspische Bahn vom Kaspischen Ostufer nach Samarkand, die bei Aschabad unmittelbar an die Nordostgrenze Persiens herantritt.

Auch wenn man bedenkt, wie lange schon die Pläne europäischer Unternehmer und Handelspolitiker zur Anlage persischer Ueberlandbahnen bekannt sind, vermag man kaum zu begreifen, daß diese Ideen bis heute noch nicht in den bescheidensten Anfängen verwirklicht sind. In den sechziger Jahren sprach Sir Henry Rawlinson den Gedanken aus, der in ein paar Jahren abermals drängende Bedeutung erlangen dürfte, die geplante Mittelmeer-Bagdad-Bahn über Bagdad nach Teheran, Kandahar und an die indische Grenze nach Schikarpur zu verlängern und damit einen fortlaufenden Schienenweg von der Küste des Mittelmeers bis nach Indien zu schaffen.

Auch der Plan einer vom Kaukasus oder vom Kaspischen Meer her kommenden transpersischen Bahn nach Indien ist schon rund vierzig Jahre alt. 1872 wollte der bekannte Baron Reuter Enzeli und Buschir durch eine quer durch Westpersien über Kaswin-Teheran-Isfahan-Schiras laufende Linie verbinden. Russische Einflüsse bewirkten aber die Zurückziehung der Erlaubniß; dafür wurde freilich 1877 auch das Baugesuch einer russischen, 1882 das einer französischen

Eisenbahngesellschaft abgelehnt. Aber 1885 erwarb dann, als Gegenleistung für finanzielle Hilfe, das in Persien immer mächtiger gewordene Rußland ein Eisenbahnmonopol, trotz allen englischen Gegenbestrebungen. Im selben Jahr reichten der spätere Dumapräsident Chomjakow und der spätere moskauer Oberbürgermeister Tretjakow der russischen Regirung den vom Chefingenieur der transkaukasischen Bahnen, Palszewskij, entworfenen Vorschlag ein, die nach Baku hinablaufenden Bahnen über Teheran, Ispahan und Kirman mit Indien in Verbindung bringen. Die Regirung lehnte damals die Idee als undiskutirbar und gefährlich ab; nahm sie selbst aber wieder auf.

Die selben beiden Männer machten 1899, nachdem im Jahr zuvor das russische Eisenbahnmonopol in Persien verlängert worden war, den neuen Vorschlag, eine Bahnlinie nach Enzeli, über Teheran, und von dort an die Rhede von Buschir zu bauen, dazu eine zweite, die von der persischen Grenze (Chorassan) bei Aschabad über Kirman das freie Meer bei Bender-Abbas erreichen und so das russische Innere, heute sogar Orenburg, über Taschkent mit der ersehnten Küste verbinden sollte. Zugleich bemühte sich England um die Genehmigung einer Linie, die, anschließend an die englische Bahn Quetta-Nuschki in Beludschistan auf Kirman, nach Westen also, dann aber quer durch Seistan, längs der Grenze zwischen Persien und Afghanistan, bis Meschhed im Norden geführt werden sollte. Später sollte von Kirman über Schiras eine Verlängerunglinie nach Buschir gebaut werden, die dann, an der Küste entlang gehend, bei Basra sich an die verlängerte Bagdadbahn schließen sollte.

Weder Rußland noch England hat diese großartigen Pläne verwirklicht. Eifersucht, die dem Nebenbuhler keinen Vortheil gönnt, ließ schließlich den eisenbahnlosen Zustand nützlicher erscheinen als die Möglichkeit, daß der Gegner einen (wenn auch nur kleinen) Vortheil zur Mehrung seines politischen Einflusses erlangte. So einigten sich denn die beiden konkurrirenden Großmächte auf die Verpflichtung, bis zum zwanzigsten März 1910 überhaupt keine Bahnen in Persien zu bauen. Je näher dieser Termin aber rückte, um so dringender schien eine endgiltige Klärung der Sachlage und eine unzweideutige Abgrenzung beider Interessengebiete. Der modus vivendi wurde durch das bekannte russisch-englische Abkommen über Asien (vom einunddreißigsten August 1907) gefunden, das freilich mehr einem Waffenstillstand als einem Frieden glich; denn dieser Vertrag wird eine erste Belastungprobe kaum ertragen. Noch auf andere Art schaffte sich Rußland freie Bahn in Nordpersien: die potsdamer Kaiserzusammenkunft vom Oktober 1910 und das deutsch-russische Bagdadbahn-Abkommen vom neunzehnten August 1911 brachte dem Zarenreich Deutschlands Zustimmung zu seinem Vorgehen in Nordpersien, während Rußland sich verpflichtete, den Deutschen gewisse handelspolitische Vortheile in Persien einzuräumen und seinen passiven Widerstand gegen die deutsche Bagdadbahn aufzugeben.

Folgen dieser Vereinbarungen waren die in den letzten drei Jahren mehrfach wiederholten militärischen Verstöße der Russen in Nordpersien, dann aber auch verschiedene verkehrspolitische Anordnungen, darunter die Einrichtung einer seit dem ersten Juli 1910 regelmäßig verkehrenden Automobillinie Djulfa-Täbris (138 Kilometer) die nun, wie schon erwähnt wurde, durch einen Bahnbau ersetzt wird, vor Allem aber die von der russischen Regirung selbst wiederaufgenommene Idee der im Vierteljahrhundert zuvor von ihr bekämpften transpersischen Bahn nach Indien.

Man schien sich in England und Indien mit dem Plan der persischen Ueberlandbahn wesentlich leichter als mit dem der afghanischen zu befreunden, wenn auch die russische Versicherung, die persische Route bringe alle Vortheile und vermeide die Nachtheile der afghanischen Linie, mit berechtigter Skepsis aufgenommen wurde. Der russische Vorschlag einer persisch-indischen Ueberlandbahn wurde in England zunächst durchaus freundlich begrüßt. Sir Edward Grey, sein Unterstaatssekretär Sir Arthur Nicolson und selbst der Vicekönig von Indien, Lord Hardinge of Penshurst, waren für die Gemeinschaft mit Rußland. Daß die transpersische Bahn für Englands Handel werthvoll sein würde, werthvoller als für den russischen, ist klar. Die Aussicht, Personen und Postsachen in nur sieben Tagen zwischen London und Bombay befördern und die Kosten einer solchen Reise um etwa vierhundert Mark herabsetzen zu können, ist ja verlockend genug. Den Russen wiederum soll die Bahn den Zugang zum Persischen Golf schaffen. Und die alte Befürchtung der Engländer, daß die Bahn den Russen ein strategisches Mittel sein werde, um Indien zu bedrohen, könnte unter gewissen Garantien hinfällig werden.

Schon jetzt können wir uns von dem Reiseweg und der Fahrtdauer ein Bild machen. Die mehr als zehntausend Kilometer lange Strecke London-Bombay würde nach der Eröffnung der neuen Bahn etwa mit den folgenden Fristen zu rechnen haben:

London-Berlin-Warschau-Brest . .	32 Stunden
Brest-Kiew-Rostow-Baku	75 „
Baku-Lenkoran-Astara-Enseli . . .	22 „
Enseli-Pirbasar-Kaswin-Teheran . .	12½ „
Teheran-Kum-Kaschan-Nadjin-Jesd-Baramabad-Kirman-Bam . . .	34½ „
Bam-Grenze von Beludschistan . .	15 „
Fahrt von Beludschistan bis Quetta .	20 „
Quetta-Bombay	57 „
	268 Stunden

Zu diesen elf Tagen und vier Stunden kämen allerdings noch Zeitverluste dadurch, daß in den unsicheren und unkultivirten Gegenden Persiens und Beludschistans ein Nachtverkehr der Züge fürs Erste wohl ausgeschlossen wäre. Die Zeitersparniß gegenüber der Seereise

würde also doch nicht ganz so groß, wie man gehofft hatte, aber noch groß genug, um den Vortheil wünschenswerth erscheinen zu lassen. Fraglich bleibt nur, ob dieser Vortheil den sehr theuren Bau einer Bahn zu rechtfertigen vermag, zu deren Ernährung der größte Theil des neu zu erschließenden Gebietes fast nichts beizutragen vermag.

Trotz allen guten Aussichten werden aber die Verhandlungen nach menschlicher Voraussicht ertraglos bleiben. Denn wenn auch Rußland und England dem Plan der persischen Ueberlandbahn zustimmen, so werden doch die Bedingungen, an die England-Indien seine Zustimmung knüpfen muß, für Rußland unannehmbar sein. Man darf eben nicht vergessen, daß die Bahn in erster Reihe politische und strategische Bedeutung hätte. Ihr wirthschaftlicher Werth ist, von der Beschleunigung des indischen Postverkehrs abgesehen, sehr gering: über die Hälfte der von Baku bis an die indische Grenze rund dreitausend Kilometer langen Bahn würde durch ödes, unproduktives, kaum bewohntes Land laufen und der Durchgangsverkehr von Waaren und Reisenden müßte so gering bleiben, daß von einer Rentabilität der Bahn niemals die Rede sein könnte. Nur aus strategischen Gründen ließe sich der ungemein theure Bau rechtfertigen. Das wissen Rußland und England; Beide möchten deshalb die Bahn so gebaut haben, daß sie den Interessen der anderen Macht nicht förderlich sein könnte. Unter solchen Umständen ist eine Einigung nicht zu erreichen. Wenn die Russen sich selbst der ihnen schon sehr unbequemen englischen Forderung fügen, daß die Spurweite der Bahn bei der Annäherung an Beludschistan, das „Glacis" Indiens, der indischen Spur angepaßt werde, so wird der Konflikt doch über die Frage unvermeidlich werden, ob die Bahn in der Nähe Indiens im Binnenland oder an der Küste verlaufen soll. England wünscht nur eine Bahn, die längs der Küste verläuft, so daß sie im Nothfall von den britischen Kriegsschiffen beherrscht wird; den Russen dagegen ist nur eine Binnenlandbahn annehmbar, die strategisch nicht bedroht werden kann. An dieser einfachen Vorfrage werden die Verhandlungen scheitern.

Die Engländer haben schon den Plan besonnen, eine Küstenbahn von Kurratschi bis Bender-Abbas zu bauen, um damit die Russen vor eine vollzogene Thatsache zu stellen und zu zwingen, ihre transpersische Bahn in Bender-Abbas einmünden und damit auf der letzten Strecke an die Küste herantreten zu lassen. Die Russen werden sich aber wohl hüten, ihr Geld an eine Bahn fortzuwerfen, die für sie strategisch werthlos und obendrein wirthschaftlich hoffnungslos wäre. Für sie kommt als Endpunkt in Indien nur Schikarpur, für England nur Kurratschi in Betracht.

Unter solchen Umständen wird die transpersische Bahn von Baku nach Indien in absehbarer Zeit wohl nicht gebaut werden. Günstiger sind die Aussichten für die transpersische Bahn zwischen Bagdad und Indien. In jedem Fall aber dürfte die Eroberung des Perserreiches durch den gewaltigsten Kulturträger, die Eisenbahn, nah bevorstehen.

Friedenau. Dr. Richard Hennig.

Selbstanzeigen.

Briefe der Liebe. Bong & Co. in Berlin.

So oft hört mans klagvoll sagen: mit der Kunst des Briefes ist es zu Ende; immer mehr verliert sie sich, seit das Wort als elektrischer Funke über Erdtheile, durch Ozeane hinzuckt und die Kunde von fernsten Ereignissen in blitzhafter Hast verbreitet. Seit Journale zwei-, dreimal täglich das Echo entlegenster Welt sorgsam aufhaschen und vieltausendfach weitertragen. Seit die Raserei modernen Verkehrs das Tempo des gesammten Lebens vorwärts peitscht, alles Dasein von diesem Fieber besessen zu sein scheint, immer ohne Muße, ohne Ruhe, ohne Sammlung. Man schreibt keine Briefe mehr ... Man telegraphirt, telephonirt, schleudert etwa ein paar Zeilen, ein paar Thatsachen hin, sich zu verständigen, eine Vereinbarung zu treffen, Notizen, nervös, rasch ... Welche Uebertreibung so unaufhörlich wiederholt wird! Freilich schreibt man im zwanzigsten Jahrhundert keinen Postkutschenstil. Verfaßt auch selten Berichte über Geschehnisse, die ohnedies in allen Zeitungen zu lesen sind, — woraus ja anno Dazumal der Haupttheil sämmtlicher Briefe bestand. Giebt sich vielleicht auch nicht mehr langwierigen Betrachtungen hin, weitschweifigen Ergüssen, umständlichen Bekenntnissen. Aber doch nur, weil die Menschen überhaupt verschwiegener, diskreter, unpathetischer, knapper und sachlicher geworden sind. Mag sein: nüchterner und kärglicher. Aber man baut auch keine Renaissancepaläste, keine Rokokopavillons, keine Biedermeierlusthäuschen mehr, sondern Betonwolkenkratzer und Eisenkonstruktionen. Sie haben ihre eigene sparsame, gesammelte Schönheit. Nur an Umfang sind die Briefe verarmt. Von ihrem Inhalt ward ihnen viel vorweggenommen. Allerdings, wenn mans näher bedenkt, nicht einmal Das. Denn wer läßt sich, in fremdes Land gelangt, unter starken, noch unerlebten Eindrücken, abhalten, an geliebte Menschen Gesehenes und Gefühltes weiterzugeben, wenn auch Reisebücher da sind? Und ziehen etwa Zeitungen angesichts großer oder seltsamer Ereignisse nicht den Brief eines einzelnen Augenzeugen den üblichen Berichten vor? Der Brief, der einen Menschen in einziger Beziehung zu den Dingen zeigt, gegenüber den beziehunglosen Berichten. Nicht das Umfängliche: das Persönliche und Charakteristische allein wird immer den Reiz und Werth des Briefes ausmachen. Das, was den Schreiber oder seine Zeit (oder Beide zusammen) irgendwie spiegelt.

Man redet sehr gern vom Brief als Kunstwerk. Er pflegt im besten Fall ein impressionistisches Kunstwerk zu sein. Eine Improvisation. Sie gelingt manchmal bis zur verblüffenden Vollkommenheit, wie ein lyrisches Gedicht aus glücklicher Stunde in untadeligem Guß gelingen kann. Die Briefe, die nach literarischen Vorbildern geschrieben wurden oder mit dem vollen Bewußtsein, Kunst zu schaffen, nicht Mittheilungen des unmittelbaren Lebens aufzuzeichnen, erinnern wohl nur

an akademische Bilder, die allen ästhetischen Regeln genügen und trotzdem ohne letzte Wirkung bleiben. Gewiß: ein ganzes Zeitalter war von den englischen Briefromanen regirt; man korrespondirte wie Richardsons in Tugenden und Sentimenten schwelgende Helden und Heldinnen; das galante Jahrhundert berauschte sich daran, seine Koketterie in Briefen eben so wie in Tagebüchern und Memoiren spielen zu lassen. Das Jahrhundert des Spiegels ... Auch sind noch heute Menschen, raffinirte Geschmäckler, die an ihre Briefe Anforderungen wie an aesthetische Lebensdokumente stellen: die den Inhalt wohl komponiren, den Ausdruck sorgsam wählen, die Worte in berechneter Anordnung und schöner Schrift hincirkeln, außerordentliche Fälle. Ihrer ungeachtet ist der echte Brief höchst selten „Kunst". Er soll es gar nicht sein. Sich in seiner natürlichen Sprache mittheilen, wer wollte in einem Brief mehr? Ein Lebenszeichen durch die trennende Ferne senden, einen Gruß, eine Botschaft, eine Frage. Mitunter eine Stimmung skizziren, eine Idee knapp auseinanderfalten. Der Impuls, die Intuition muß dabei Alles sein. Die Frische des Eindrucks, der Zauber der Empfängniß, der Drang, Empfundenes miterleben zu lassen, sie vermögen die Schönheit eines Briefes zu sein. Niemals (oder höchst selten nur) die absichtvolle Form. Alles Unwillkürliche erhöht seinen Reiz.

So oft von der verschollenen Kunst des Briefes gesprochen wird, denkt Jeder zunächst an die Plaudertalente, die Konversationstunden, ohne Gegenüber gehalten, in Papier umsetzten. An die Monologisten, die im Leben mitunter gar nicht so vertrauensselig waren, sich nicht so leicht erwärmten und die erlösenden Worte fanden, wie wenn sie am Schreibtisch saßen und Blick und Rede der Anderen sie nicht unterbrachen. An die verschlossenen, herben Naturen, die sich im Brief seelische Ventile öffneten. Oder auch die rasch verströmenden, deren Phantasie kein Einsamkeitgefühl aufkommen ließ, die wirklich schrieben, wie sie etwa mitten in großer Gesellschaft redeten, Causeurs, Dialektiker, Schwadroneurs, die in Gedanken eben immerfort in Gesellschaft waren ... Man denkt an die Briefe, aus denen die Bonmots und Pointen gepflegter Salongespräche funkeln, oder an die anderen, aus denen das Summen traulicher Winterabendlampen stimmungschwer hervorsingt. Man sehnt sich auf diese Weise nach anderen Stilen, als die man selbst lebt. Le stile c'est l'homme? Um so mehr ist der Stil die Zeit. Sie färbt ihn, meißelt ihn. Ihr Wechselspiel, alle ihre geistigen Strebungen, alle ihre Moden, ihre Tugenden und Verfehlungen schlagen sich in ihm nieder. Am Meisten überrascht, daß auch der Liebesbrief sich mitwandelt. Sollte man denn nicht glauben, daß die Leidenschaft des Herzens immer nur menschlich und zeitlos sei? Der ruhelos-ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht? Das Elementare, Triebhafte, Urewig-Gleiche? Herz spricht zu Herzen, Blut zu Blut.. Eins wirbt um das Andere, jubelt dem Anderen zu, Eins beschwört das Andere, Eins betet, beichtet, verzweifelt, ringt, flucht, stirbt um des Anderen willen, seufzt, schwärmt, girrt, heuchelt, prahlt, triumphirt, — unendlich kreist die Welt der Ge-

fühle, ein unvergängliches Einerlei, scheinbar unbeirrt vom Auf und Ab aller sichtbaren Dinge; abhängig nur von der Menschlichkeit der Liebenden. Aber nein, es erweist sich, daß die Liebe ihre Kostüme trägt wie alle Dinge. Daß das Herz seine modische Allure hat. Daß es von seiner Umwelt, von seinem Zeitalter, von tausend in der Luft zitternden Kulturelementen entscheidende Reflexe empfängt. Daß das ursprünglichste und mächtigste Gefühl sich mit der ganzen übrigen Leiblichkeit der Jahrhunderte fortwährend umbildet. Wer zweifelt daran? Die Zeitatmosphäre bedingt eben so große Stilunterschiede wie das Temperament. Die Briefe der Liebe sind klare Dokumente dafür.

Wie lächerlich, zu denken, daß die Kunst des Liebesbriefes verfällt oder gar dahin ist! Selbst wenn für alle anderen Arten von Briefen Dies wahr wäre: der Liebesbrief kennt nicht Blüthe noch Niedergang, er bleibt immer persönlich, hat keine Geschichte, seine Entwickelung ist jedesmal im Liebenden abgeschlossen. Ein Abglanz seiner Entstehungzeit durchdringt ihn dennoch. Seine Kunst hat kein Gestern und kein Heute, sie wird täglich aus dem Herzen neu geboren, offenbart sich einzig im Gefühl des Augenblicks, bestätigt sich allein im Grade der Leidenschaft, den sie auszudrücken vermag. Trotzdem spricht sie in der Phraseologie des Kulturkreises, dem sie entstammt. Eine Reihe von Liebesbriefen, zwanglos hingestellt, verräth auf den ersten Blick die Verschiedenheit menschlicher Sentiments, aber auch die Merkmale veränderlicher Stile.

Liebesbriefe werden viel öfter geschrieben, als geliebt wird. Aus Heuchelei? Nein, aus Selbsttäuschung. Wahrhaftig, Liebe ist selten, ist beinahe ein Ausnahme-Erlebniß geworden. Jeder Backfisch glaubt zwar, vor Liebe zu verbrennen. Keine Frau würde zugeben, ungeliebt geblieben zu sein. Ihre Seelen sind so erfüllt vom Begriff des Liebe-Erlebnisses, den sie vom Sagenhören oder aus Romanen kennen, daß sie immer bereit sind, sich süßen Täuschungen hinzugeben; für Liebe hinzunehmen, was nur der Liebe Maske trägt; Erotik mit Liebe zu verwechseln, eine lyrische Schwärmerei für Liebe zu halten; ein Spiel der Worte und Blicke, bei dem fast ausschließlich die gesellschaftliche Koketterie betheiligt ist, als Liebe aufzufassen. Tausenderlei Täuschungen hart an der Grenze des tief ersehnten Erlebnisses. Aber Liebe, diese Aufschmelzung geistiger Sympathien im Feuer sinnlicher Leidenschaft, diese ewige Hochzeit zwischen seelischen und erotischen Mächten, dieser berauschende Traum von der Vollendung zweier Menschen in idealer Einheit, bleibt ihnen gewöhnlich versagt. Skeptiker haben ausgesprochen, Liebe sei überhaupt nur eine poetische Erfindung; Rochefoucauld spöttelt, es sei mit ihr wie mit den Gespenstern, Alle redeten davon, aber Keiner habe sie gesehen; und Schopenhauer widerlegt ihn zwar, doch nur, um auf seine Art in der Liebe den „Genius der Gattung“ zu feiern. Ihren sublimeren Theil mochte er nicht gelten lassen; er gilt auch für die Mehrzahl der Menschen nicht. Weil diese Mehrzahl an einer trägen Lauheit des Herzens leidet, an einer tief lastenden Gleichgiltigkeit,

an einer unaufhörlich wachen, lauernden Angst, Energien für gleichsam metaphysische Zwecke zu verbrauchen. Weil sie zu dem Aufschwung des Gefühls unentschlossen ist, den die Liebe fordert, unentschlossen zu unbedingtem Vertrauen. Selbst die Gemüthreichen haben öfter Zärtlichkeiten als Liebe zu verschenken. Aber dann giebt sich ein seltsamer Vorgang kund: in trauterem Verkehr, in längerem Zusammenleben strömt mit den Zärtlichkeiten ungeahnt viel seelische Kraft hinüber und herüber und umhüllt die Wesen mit jener bindenden, aus gutem Verstehen und zarter Willigkeit erwachsenden Sphäre, die der Liebe aufs Innigste verwandt ist.

In Briefen leben die unzähligen Tragoedien und Komoedien des Liebe-Spieles auf. Der ewig-eine Inhalt blieb ihnen unverkümmert auch in der tollsten Hatz neuer Zeiten. Ihn konnten selbst die verblüffendsten Errungenschaften moderner Menschheit auch nicht um eine Nuance berauben. Sollten die Menschen sonst noch so blasirt und abgebrüht worden sein: der paradiesische Traum der Liebe ist ihnen nicht zerstoben. Der Uralte schillert vielleicht wieder mit ungekannten Gesichten. Der Herzschlag schmiegt sich dem werdenden Rhythmus an. Vom Verfall des Liebesbriefes keine Rede! Nur von der Literatur hat er sich immer deutlicher entfernt; er ist nun nichts als nacktes, sachliches Leben.

Dresden. Camill Hoffmann.

Die Lieder der Monna Lisa. Von Gisela Etzel. Georg Müller in München.

Der Lyriker Max Dauthendey gab dem Buch das Vorwort:

In diesen Liedern lebt ein Geist,
Den sich ein junges Weib beschworen,
Und Blut, das athemlos gekreist,
Wird hier Musik vor Deinen Ohren.

Die Zeilen drinnen sind nicht stumm,
Ein Angesicht schaut drinnen um;
Ein Sehnsuchtgeist, der Körper fand,
Ist dieses Buch in Deiner Hand.

Aus totem Rahmen tritt die Frau,
Von der sonst nur die Augen leben,
Hunderte Jahre schon zur Schau, —
Dies Buch wird ihren Mund Dir geben.

Die Lippe, die zu keiner Stund
Die Lust des Schweigens unterbrach,
Sie thut Dir Herzensnöthe kund,
Wird mehr noch als das Auge wach.

München. Gisela Etzel.

Die Peterskirche.*)

Nun ist das Wort Petersdom auch keine vage Photographievorstellung mehr für mich, sondern ein sinnliches Erlebniß, in das ich mich stets wieder zurückversetzen kann. Dieses „Wunder der Welt“ ist mir zu einer ausmeßbaren Realität geworden. Und Das ist gut. Denn Realitäten sind Einem stets mehr als Ideen; auch dann noch, wenn sie „weniger“ sind. Angesichts der Peterskirche sinken alle Worte, wie unfaßbar, unermeßlich, unnachahmlich, als Phrasen zu Boden. Im Gegentheil, in Einem ist Etwas, das sich dem Geist jener Männer, die diese wahrhaft große That vollbracht haben, selbstbewußt an die Seite stellt; ja, selbst ein Instinkt meldet sich, der über ihre That hinauszuklettern sich vermißt. Es ist in dieser Empfindung nicht Verkleinerungsucht und Hochmuth; es ist nur ein Selbstgefühl darin, das aus Selbsterhaltungtrieb wie von selbst im Schauenden sich bildet. Ich möchte dieses Paradox wagen: es ist schwerer fast, als ein Mensch, dem die ungeheuren Forderungen einer ungeheuren Zeit und die Sehnsucht der an einem Kreuzweg stehenden Menschheit auf dem Gewissen lasten, als wäre er persönlich für Alles verantwortlich und schuldig und als blicke auf seinen Entschluß eine ganze Welt, es ist schwerer fast für diesen mit höchster Selbstverantwortung sich beladenden Menschen unserer Tage, vor diesem Bauwerk zu stehen und sich darüber zu entscheiden, als es schwierig war, dieses Gebäude im Schutz der Renaissancekonventionen zu erbauen. Wäre Das, was in uns heute inbrünstig fragt und zweifelt und sich zerquält, eben so fest und sicher organisirt, wie es das Renaissancetalent und die Renaissancekunst nach einem geheimen Rathschluß der Geschichte waren, so würde der Dom unserer Weltanschauung hoch und herrschend über Sankt Peter wohl hinausschnellen. Es scheint Wahnwitz, Das zu denken, während der einsam und unbeachtet vor diesem gigantischen Geschichtsdenkmal Stehende hinter sich nur eine wirre, zerstreute, alles Gute und Starke isolirende Zeit sieht und vor sich nur Chaos und ferne Möglichkeiten. Aber gerade weil der Heutige aus dem Nichts heraus empfinden muß, ziemt es sich, ein neues All, ein neues Ganzes als Maßstab vor die Empfindung aufzupflanzen.

Der Petersdom ist kein Ganzes, in dem man zur Ruhe käme. Er ist kolossal und als Denkmal gesammelter ästhetischer Thatkraft einzig. Er ist ein höchster Ausdruck menschlichen Vermögens nach der Seite kultuvirter Unternehmerkühnheit. Aber er reizt dazu, daß man sich vor ihm die Worte des grabbischen Don Juan sagt: „Zeige mir

---

*) Aus „Italien, Tagebuch einer Reise“, das Herr Karl Scheffler im Inselverlag herausgiebt und dem, mindestens, der Muth des von gewohnter Entzücktheit weit abweichenden Bekenntnisses Beifall werben muß. Als Beurtheiler von Architektur hat, glaube ich, dieser ernste Kritiker in den Jahren jungen Wollens sein Bestes geleistet.

den Berg, den ich mir nicht höher, den Abgrund, den ich mir nicht tiefer vorstellen könnte." Er ist groß, auch innerlich bis zu gewissen Graden groß; aber er ist letzten Endes doch nur eine Vergrößerung. Eine Vergrößerung Dessen, was im Ursprung in kleineren Maßen gedacht war, für das diese Mächtigkeit der Quantität nicht nothwendig war. Kann man sich die Dome der Gothik kleiner denken, als sie sind? Unmöglich! Der gothische Dom zielt unaufhaltsam zu den Wolken. Kann man sich den Petersdom dagegen kleiner, etwa so groß nur wie Maria Maggiore, denken? Sehr gut könnte mans. Vom Wesentlichen würde kaum Etwas verloren. Er würde vielleicht nicht einmal kleiner wirken. Eins nur möchte man erhalten wissen: die Kuppel. Ihre Linie, wie sie Rom beherrscht, wie sie sich über die schöne Landschaft von weit her wölbt: sie möchte man nicht missen. In dieser Linie schwingt etwas Unsterbliches, im kleineren Maßstab so gut nicht Auszudrückendes. Aber auch nur darin. Alles Andere ist, ich möchte sagen, wie mit einem Projektionapparat vergrößerte Renaissance. Echte Renaissance. Es ist vollkommen wahr, daß in diesem Dom die Renaissancekunst gipfelt, daß er das Wollen einer ganzen Zeit krönt. Was seiner Art nach nicht in die Peterskirche hineinpaßt, Das paßt im Grunde auch nicht in die Renaissance hinein. Diese Papstkirche bringt die Entscheidung.

Sie, Alle, die im Lauf der Jahrhunderte bewundernd hierhergekommen und erschüttert wieder gegangen sind, haben gewiß nicht Unrecht. Es ist schon in diesen Kuppelräumen und Säulenplätzen, was ergreift, etwas für Alle Giltiges. Immer wieder werden die Generationen staunend zu diesen kunstgegliederten Höhen hinaufsehen. Er allein, der selbst will und in dem die Zeit will, wird besser thun, zu fliehen als zu kommen. Wer „objektiv" die Leistung als solche werthen kann, wer das Gebäude historisch empfindet oder wissenschaftlich zergliedert, wer diese kolossale Thatsache hinnimmt wie etwas ein für alle Mal Gegebenes, das der Bewerthung längst entrückt ist, der Relativist des Lebens, er wird so leicht nicht satt werden, zu schauen und zu staunen; wer aber Schlüssel sucht, die eine Zukunft aufschließen sollen, wer von der Vergangenheit Worte neuer Zeit hören will, Der muß fast mit Haß fortgehen. Denn er findet Das, dem er zu Haus, in der häßlichen, modernen Großstadt, in seiner Parvenupolis am Meisten geflohen ist, auf eine höchste Stufe der Vollkommenheit geführt: er sieht Etwas, das an heroisirte Gründerarchitektur grenzt.

Eine reine Repräsentation-Architektur, die die Mutter eines unendlichen Architekturkitsches schon geworden ist und die jeden Lehrling immer wieder mehr zum Schein als zum Sein führen wird. Jedem, der sich in Detailbetrachtungen vor einem gothischen Dom einläßt, ist zu Muth, als taste er einen Berg mit den Augen ab. Aus jeder Steinkluft, aus jedem Architekturspalt, von jedem Gipfel blüht und keimt ihm geheimnißvoll lebendige Form entgegen und hinter jeder Form wird eine Menschenseele sichtbar. Hinter den Formen der un-

mäßig vergrößerten Palastfassade des Petersdoms aber steht nur ein Prinzip, ein Schema, in dem einmal vor vielen hundert Jahren freilich eine Urgewalt der menschlichen Seele sich manifestirt hat, das der Renaissance aber zu einem Mittel herabgesunken war, einen kalten Weltstolz gigantisch dekorativ auszudrücken. Der Ruf der Peterskirche macht aus jedem Reisenden Etwas wie einen Wallfahrer. Ein Wallfahrer aber sucht Gott und kann sich mit irgendetwas Weltlichem dieser Art nicht abspeisen lassen.

Den Verstand setzt der Petersdom zweifellos in höchstes Staunen. Allein die technische That abzuschätzen, erzeugt Schwindel. Das ästhetische Gefühl aber kümmert sich um diese Gedanken naturgemäß nur wenig. Der Platz vor der Kirche ist sehr schön gestaltet. Aber doch nicht restlos überzeugend. Die edel antikischen Säulenhallen des alten Bernini haben etwas zu absichtlich Szenisches; der Platz wirkt kleiner, als er ist, trotzdem das Terrain in sich lebendig bewegt ist, durch Obelisk und Fontainen gut accentuirt wird und nach hinten gegen die Domtreppe wirkungvoll ansteigt. Die Menschen wirken auf dem Platz unendlich klein, aber die Architektur wirkt dadurch, seltsamer Weise, nicht größer. Irgendwo muß ein Proportionfehler liegen. Vielleicht sind die Maße zu groß genommen; vielleicht ist auch die breit gelagerte Ellipse schuld. Es fällt auf, daß das naive Auge, das sich um nichts kümmert als um Eindrücke, lieber eigentlich auf der farbigen Masse des Vatikanpalastes hinter den Säulengängen ruht als auf der die schöne Kuppel beeinträchtigenden und unschön überschneidenden Fassade.

Im Inneren wird die Empfindung noch deutlicher, daß man es mit einer Vergrößerung, nicht mit organischer Großheit zu thun hat. Die Kirche wirkt eben darum nicht halb so groß, wie sie ist. Liest man die Maße und Maßvergleichungen, so hat man das Gefühl, es müsse ungeheuer sein; erinnert man sich aber des Eindrucks, so denkt man an den Petersdom eigentlich nicht viel anders als an andere Centralkirchen ähnlicher Anlage, die in Wirklichkeit der Peterskirche gegenüber winzig sind. Das Gefühl von Größe und edler Weiträumigkeit habe ich im Pantheon gehabt, in der Basilika San Paolo, sogar in der Basilika der Maria Maggiore. Dort liegt die Größe im Verhältnißleben. Im Petersdom aber ist viel Mißverständniß. Nicht nur in dem vorgelagerten Langschiff, das auch die Bewunderer der Kirche preiszugeben pflegen, sondern selbst in der eigentlichen Kuppelkirche. Die angewandten Formen widersprechen der übertriebenen Vergrößerung. Die aus der Antike abgeleiteten Bauglieder, die Gesimse und Stuckornamente verbinden wir ein für alle Mal mit bestimmten Größenverhältnissen; wenn sie ins Ungeheure vergrößert werden, so zieht das Auge sie gewissermaßen selbstthätig zum Normalen wieder zusammen und damit das ganze Gebäude. In den Gewölbekappen unter dem Ansatz der großen Kuppel sind (um nur ein Beispiel zu nennen) Mosaikbilder angebracht, Einzelgestalten von ungeheuren Dimensionen. Ihnen gegenüber fühlt man sehr deutlich, daß das Auge von

gewissen Normalvorstellungen nicht läßt. Es macht ganz naiv, daß diese riesigen Gestalten zur Lebensgröße zusammenschrumpfen. Und mit ihnen schrumpft natürlich die ganze architektonische Umgebung. So entsteht eine Dissonanz von Wissen und Empfinden, die nichts weniger als ästhetisch befriedigend ist. So ist es aber überall. Es handelt sich in Wahrheit um Schmuckformen, die für die Detailwirkung gedacht sind, die etwas kostbar Goldschmiedhaftes haben, die aber ins Uebermäßige vergrößert worden sind.

Nun könnte man sagen: Du mußt von allen Details absehen und nur das Skelett des Baues auf Dich wirken lassen. Wirklich wird ja auch der Rath gegeben, man solle über alle Details hinwegsehen lernen, man solle Bramantes Grundidee aus dem Durcheinander von Stilen herausschälen und solle sogar bestimmte Standorte wählen, um dem Ungünstigen zu entgehen. Aber ich frage dagegen: Kann eine naive ästhetische Betrachtung von allem Schmuck bei einem so sehr auf Schmuckwirkung gestellten Gebäude absehen? Und ist es nicht ein Fremdenführertrick, wenn mir empfohlen wird, durch eine bestimmte Thür einzutreten oder beim Durchschreiten des Mittelschiffes die Augen zu schließen? Das heißt doch schon: zugeben, daß es sich um theatralische Wirkungen handelt. Selbst wenn es gelingt, sich aus dem Petersdom nicht nur das Tabernakel Berninis unter der Hauptkuppel, sondern auch alle andern Dekorationgegenstände fortzudenken, wenn ich die Mosaiken, Vergoldungen, Gesimse, Kapitäle, Nischen, Pilaster, Inkrustationen, Pfeilerbildungen und die „fabrikmäßige Pracht“ der Altäre ignorire, so daß nur kassettirte Gewölbe und leere Räume bleiben, auch dann bleibt der Anblick unbefriedigend. Ich erlebe dann vielleicht eine mehr physische Sensation, einen Schwindel; um aber seelisch ergriffen zu sein, müßte die Centralanlage dann in einer Weise konsequent ausgestaltet sein, wie es etwa in der verhältnißmäßig winzigen Markuskirche so großsinnig geschehen ist. Der Grundfehler ist, daß Julius der Zweite und seine Baumeister nicht das Normale auf seiner höchsten Stufe wollten, sondern das Außerordentliche. Sie wollten Centralkirche und Basilika vereinen und oben drüber ein Pantheon noch errichten. Sie wollten eine rein dekorative und eine halb praktische Idee mit einander verbinden, wollten eine christliche Kirche und zugleich auch das ganz Unchristliche. Hundert Jahre einer verworrenen Baugeschichte haben diese verworrene Heroenabsicht nicht klarer gemacht; eine Heroenabsicht, die im Grunde auf falschen Idealismus zurückgeht und sich eines nicht passenden Stils bediente. Der Petersdom wird stets eine der größten Merkwürdigkeiten der Erde bleiben, es wird immer wieder fast grotesk auf den Betrachter wirken, wenn er Priester und Chorknaben durch die Kirchenhallen wie durch weitstreckige Landschaften dahin wandern sieht, wenn er wahrnimmt, daß sich in den Innenräumen ein ganzes kleines Dorf bequem ansiedeln könnte, mit Marktplatz und Dorfkirche; als Kunstwerk aber wird die Menschheit in dem Maße von diesem Dom zurückkommen,

wie sie sich neuer Kunstkultur fähig zeigt. Sie wird den Ausdruck einer unschönen Sinnlichkeit, einer an sich selbst berauschten Formenwollust darin erkennen und sich reineren Quellen zuwenden.

Damit ist nun aber die ganze Renaissancearchitektur eigentlich beurtheilt. Was Rom sonst noch an ähnlichen Eindrücken bietet, kann das Bild bereichern und kompliziren, aber nicht im Wesentlichsten verändern. Man macht die Probe gleich, wenn man hinten um den Petersdom herumwandert, durch Säulengänge, über sonnige Höfe, neben den wie eine Bergwand aufragenden Pilastern des Doms bis zum Thor des Vatikans, wo bunte Schweizer, die wie Theaterstatisten aussehen, Wache halten, und wenn man die Gemächer des Vatikans betritt. Man wird beim Durchschreiten der Appartamenti Borgia die Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Renaissancestils in all seinem Reichthum bewundern, wird von Grund auf erkennen, wie sehr die Renaissance ein Dekorationstil war, wie genialisch sie die pompejanisch-römischen Elemente der Antike zu entwickeln gewußt hat und welch eine unerschöpfliche Rokokofreude dieses Gewimmel von Gestalten und Arabesken erzeugt hat. Man wird beim Hinabblicken in die Höfe des Palastes, an dem der vortreffliche Bramante mitgebaut hat, erkennen, wie reich dieses merkwürdige Geschlecht auch war an Fähigkeiten, das musikalisch Schöne architektonischer Verhältnisse zu fühlen und zu gestalten, und wie nützlich der Zwang, Nutzarchitekturen zu bilden, ihrer gar zu leichten und eiligen Produktivkraft immer gewesen ist. Man wird durch diese überreiche Kulturwelt wandeln wie durch ein Märchenreich des Genusses und der Lebensfreude. Und man wird schließlich doch immer froh sein, wenn man wieder im Freien ist und klare Natur einathmet. Nur ist es nicht leicht, auch in den Straßen Roms, der Renaissance und dem daraus abgeleiteten Barock zu entfliehen. Diese Stile begleiten Einen straßauf, straßab, so daß ihre auf Einzelwirkungen, auf Absonderung, nicht auf gesunde Uniformität zielende Monumentalität schließlich gar nicht mehr wirkt. Es ist immer das Selbe: überall etwas Großes und Schönes und überall auch neben dem echten Werth ein verderblicher Schein. Man muß auf den Gängen durch das Marsfeld oder nach den nördlichen, östlichen und westlichen Stadttheilen schon auf die prachtvoll rhythmisirte Cancelleria treffen, auf dieses redliche Bauwerk Bramantes, mit dem meisterhaft ausgebildeten Hof, oder auf des selben Meisters kleinen, reizend eleganten Tempietto im Klosterhof von San Pietro in Montorio, oder auch auf des ursprünglich empfindenden Peruzzi männlich-ernsten Palazzo Massimi alle Colonne, um daran erinnert zu werden, welche Fülle reinen Genies in der festlich schimmernden Gründerarchitektur, die Renaissanec heißt, immerhin enthalten war. Wenn man nach der Peterskirche geht, kommt man an der Engelsburg vorüber. Die Päpste haben dieses antike Hadriansgrab, das eine der wichtigsten Tiberbrücken beherrscht, in den Renaissancezeiten zu einer Art von Zwing-Rom umgeschaffen und es mit Außenmauern umgeben. Nach den Beschreibungen hatte ich mir eine weite Anlage

vorgestellt, etwas groß Achsiales. In Wahrheit ist aber die Lage nicht anders als die fast aller bedeutenden Gebäude Roms. Das kolossale Gebäude liegt so an einer starken Biegung des Flusses, daß man nicht sagen kann, es beherrsche das Flußbild. Nirgends ist rechter Abstand möglich. Die zum Theil noch antike Brücke ist sehr kurz, der Tiber nicht breit und die auf die Engelsburg zuführende Straße ist zu eng, um einen vollen Blick von weit her schon zu gestatten. Das Gebäude selbst erscheint zudem durch die Erhöhung der Tiberufer niedriger, als es ursprünglich gedacht ist, es erscheint eingesunken. Monumental wirkt das Gebäude eigentlich nur noch durch die gedrungene Wucht des Baukörpers, durch die geschlossene gasometerartige Rundung des antiken, allen Pilastern und allem Marmorschmuck längst entkleideten Rumpfes und dann durch die kokett massigen Aufbauten, die die Renaissancezeit hinzugefügt hat. In dem Citadellenbezirk war eben eine schlechte moderne Ausstellung untergebracht. Aber auch die Innenräume, die Wohnräume früherer Päpste, sind ganz ausstellunghaft hergerichtet, so daß man etwa ein Mittelding zwischen einem erhabenen Geschichtmonument und einem Aussichtthurm mit Restaurationen, Ansichtkarten und Trinkgeld genießt. Trotz dieser modernen Verschandelung und Banalisirung, die viele Illusionen zerstören, ist in den alten Gängen des Grabmals, auf den Höhen der Festung und in den Papstgemächern eine seltsam eindringliche Stimmung. Es ist merkwürdig, vom Altan oben auf Rom hinzusehen, wie so viele Päpste es schon gethan haben, zur Peterskirche hinüber und zur Neustadt hinab. Man spürt so im Herabblicken erst, wie hoch und groß das Gebäude ist. Unvermerkt geräth Einem das Papstthum und das antike Caesarenthum ein Wenig durcheinander. Man sieht die Renaissance in einer neuen Nuance in der luxuriösen Düsterheit der Papstgemächer, in dem pompejanisch-spätrenaissancelichen Arabeskenwerk, das in einem zur Festung gewordenen Grabthurm sein Spiel treibt. Auf Spiel kommt es eben immer mehr oder weniger heraus, ob es nun um Leben oder Tod geht.

Wie die Renaissance sich dort auf der Engelsburg angebaut hat, mit festen, starken Gewölben und Thürmen, die auf dem Unterbau der Caesarenzeit von außen, aber doch ganz leicht und nur wie angeklebt erscheinen, so ruht die ganze Renaissance auf dem soliden Unterbau der Antike wie auf Grundmauern. Vor Allem die römische Renaissance, die nicht, wie die norditalienische, ein eigenes Gesicht, einen eigenen Stil hat, die vielmehr nur wie ein résumé des anderswo ursprünglich Geschaffenen ist, wie ein Zusammenraffen von fremden Werthen zum Zweck der symbolischen Erfüllung einer Machtidee, die im Tiefsten gar nicht an ihre göttliche Mission glaubte.

In Rom bestätigt sich auch, daß das Barock die ihm innewohnende Formenkraft nicht in den romanischen Ländern entfaltet hat, sondern in den gothischen. Das heißt: in Ländern nur, wo die gothische Baukunst natürlich einst gewachsen ist, hat das Barock, fast wie eine

übertragene Renaissance der Gothik, die nordischen Formenelemente den romanischen zu verbinden und diese mit einem neuen, seltsamen Leben zu erfüllen gewußt. Die Seele des Barock, das Psychische ihres Ausdrucks, kann man nur in den nordischen Ländern darum recht erkennen; was man in Rom an barocken Bildungen sieht, ist nur eine neue Art von kühn ausladender Renaissance. Wenigstens, so weit die Bauformen in Frage kommen. Der Kunst der Anlage, der Bauplatzgestaltung und des Städtebaues sind die impressionistisch repräsentativen Tendenzen des Barock in manchem Punkt ja zu Gut gekommen. Ein Gebild, wie die zum Pincio hinaufführende Spanische Treppe, die mit spielender Kühnheit die Schwierigkeiten des aus der Achse gerückten Platzes meistert, hätte die Renaissance wohl kaum gewagt. Die Idee des römischen Barock gipfelt, Alles in Allem, in dem Namen Bernini. Auf ihn ist nicht nur die dreiste und laute Theaterpracht der Fontana Trevi und des Tabernakels unter der Kuppel des Petersdoms zurückzuführen, sondern seine üppige Schmucklust taucht auf den Plätzen und Straßen Roms immer wieder in wechselnden Formen irgendwie auf. Und auch in den Museen beherrscht seine äußerliche Kunst manchen Saal. Er zeigt mit großer Deutlichkeit, inwiefern die Renaissance eine Frucht moderner unkünstlerischer Gesinnung schon ist, inwiefern sie die Effekte sucht und das theatralisch Wirkungvolle um jeden Preis. Indem Bernini die Renaissanec ad absurdum führt, weist er auf sie selbst nachdrücklich noch einmal zurück. Auf ihn geht zu großen Theilen das schlimme moderne Großstadtbarock zurück, diese leere, alberne Dekorationenlust, die Würde lügt, königliche Gesinnung heuchelt und in ihrem versteckt wolllüstigen Naturalismus im Grunde doch bourgeoismäßig ist. Nur war Bernini im Besitz eines fabelhaften Könnens; er hatte noch die freie und selbst edle Geste der großen Schauspieler und Grandseigneurs der Kunst.

Karl Scheffler.

Eisen und Kohle.

Wird 1914 der Industrie ein Jahr des Heils oder des Unheils sein? Die Geschäftsberichte sind in ihren Prognosen selten gesprächig; mehr erfährt man schon aus den Generalversammlungen; und auch da heißt es jetzt fast immer: Man muß auf Alles gefaßt sein. Vielleicht hilft die Minderung des Wechselzinsfußes der Konjunktur in einen neuen Aufschwung. Erst hieß es: „Die Reichsbank muß ihre Rate ermäßigen, damit das Geschäft aus der würgenden Umklammerung des hohen Diskontsatzes los kommt.“ Nun wird gesagt: „Wenn die Diskontänderung auch keinen münzbaren Nutzen schafft, so hat sie doch wenigstens eine moralische Wirkung.“ Aufs Ausland nämlich, das

sehen soll, wie gut alle Dinge in deutschen Landen stehen. Alle? Wie knapp es den auf „große Fahrt“ eingerichteten Unternehmen gehen kann, hat die Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft erlebt. Sie mußte neuen Kredit bei ihren Banken aufnehmen (12 bis 15 Millionen), um Dividende und Tantiemen zu zahlen. Das kommt vor; aber man erfährt es meist nicht. Und, wenn mans doch erfährt, so hat es eben besonderen Sinn. Die Deutsch-Luxemburgerin ist rasch gewachsen. Aktienkapital, Reserven und Anleihen machen zusammen 220 Millionen aus; und die Anlagen stehen mit 206 Millionen zu Buch. Geist, Temperament und Strategenkunst des ersten Mannes im Rath von Deutsch-Lux, Hugos Stinnes, haben das Schicksal der Gesellschaft bestimmt. Das letzte Jahr brachte einen Betriebsüberschuß von 32 (gegen 25) Millionen. Trotz der Erhöhung wird die Dividende von 11 auf 10 Prozent erniedrigt, „im Hinblick auf die gesammte Geschäftslage“. In dem Bericht wird die Zukunft nicht mal grau angestrichen. Aber das Geld ist nicht Chimäre. Deshalb ist es gut, wenn die Liquidität durch Nachfüllen aus den Bankkassen wiederhergestellt werden kann. Deutsch-Lux hat neulich eine Anleihe beim Knappschaftverein in Bochum aufgenommen; 5 Millionen. Zwar sollten es 10 sein; aber die Knappschaftkasse wollte auf die Pfänder, die für das Darlehen geboten wurden (die Zechen Tremonia und Kaiser Friedrich), nicht mehr geben. Dieses Geschäft wäre nicht abgeschlossen worden, wenn zwischen Anlage- und Betriebskapital nicht ein Mißverhältniß bestanden hätte. Bankschulden gab es damals nicht. Die Bilanz vom dreißigsten Juni 1913 weist sogar ein Guthaben von 1¾ Million auf. Das ändert sich durch die Aufnahme des neuen Finanzkredits. Der bringt eine Bankschuld, die bleiben wird, bis es gelingt, sie in Werthpapiere umzuwandeln. Wann wird es möglich sein, neue Aktien oder Obligationen von Deutsch-Lux auf den Markt zu bringen? Uebernehmen können die Banken sie ja immer. Aber was haben sie davon, gute Debitoren mit fetten Zinsen in schlecht notirte Effekten umzuwandeln? Eine Belastung der Portefeuilles, die aber, theoretisch, eine Hebung der Liquidität erwirkt. Nämlich: in den schönen Berechnungen, die für die Bilanz aufgestellt werden, sind die Werthpapiere wichtig, die Debitoren nicht. Also müßte es doch ein Vortheil sein, Diese bis zur Etagenhöhe Jener zu bringen? Ja; aber nur so lange, wie die Effekten verkäuflich sind. Auch der Begriff Liquidität ist eitel.

Die Industrie braucht neuen Kredit; die Bankwelt Befreiung von drückenden Engagements. Wie läßt sich Beides vereinen? Nur durch die Börse, die Versilberung der Engagements ermöglicht. Bei 6 Prozent Reichsbanksatz waren Bankzinsen nicht zwerghaft. Der Abschlag von ½ Prozent nimmt den Kosten des Bankgeldes nicht viel von ihrer ragenden Höhe. Deshalb soll sich, wer kann, von dieser Last befreien; der Dividende wegen. Auch bei der Laurahütte wurde von der Bankschuld gesprochen. Nach den Vereinbarungen, die zwischen der Gesellschaft und ihrer Bankverbindung bestehen, beträgt das Maximum des zu gewährenden Kredits 10 Millionen. Ob diese Grenze

erreicht ist, weiß man nicht. Jedenfalls wurde mitgetheilt, daß zu günstiger Zeit Aktien oder Obligationen die Bankschuld auf sich nehmen sollen. Also auch da ein Hinweis auf die Zukunft. Die Börse ist von all diesen Finanzplänen nicht begeistert. Die Aktie von Deutsch-Lux, die schon einmal auf 222 stand, glitt in die Tiefe von 136 Prozent. Die Jungen Aktien vom vorigen Jahr, die zu 150 angeboten und auf 158 gesteigert worden waren, verloren 20 Prozent vom ersten Preis. Die Laura-Aktie sah einen Kurs, den sie seit siebenzehn Jahren nicht mehr erlebt hatte. Nicht einmal in den vier mageren Dividendenjahren 1909 bis 12. An der Depression war wohl auch schuld, daß man in der Generalversammlung so wenig Gutes hörte. Selbst wenn das Frühjahr eine Besserung im Eisengeschäft bringen sollte, sei das Betriebsjahr 1913/14 verdorben. Bei dem „sehr scharfen Rückgang der Eisenkonjunktur", der fast einer Krise gleiche, seien schon viele Feierschichten eingelegt worden, um eine Ueberproduktion zu vermeiden. Kein Wunder, daß die Resonanz dem Trauerton glich. Aber der Osten des deutschen Industriebereiches hat stets seine eigene Melodie. Er ist nicht so reich begnadet wie das üppige Rheinland; von dort schallt es auch nicht ganz so düster. Gelsenkirchen, der größte deutsche Bergwerkconcern, hat in den ersten drei Quartalen des ablaufenden Geschäftsjahres 9 Millionen mehr verdient als in den selben Monaten des Vorjahres. Generaldirektor Kirdorf verschwieg aber in der Sitzung der Verwalter nicht, daß die Entwickelung der Einnahmen zunächst ein weniger flottes Tempo zeigen werde. Die niedrigen Eisenpreise hindern hohe Gewinne. Aber Gelsenkirchen ist in guter Geldverfassung. Man braucht nicht an Aktien noch an Obligationen zu denken. Wohl Dem, der Das von sich sagen kann. Gelsenkirchen hat mit 180 Millionen Mark Aktienkapital, 51 Millionen offener Reserven und rund 74 Millionen Mark Anleihen eine so hohe Stufe der kapitalistischen Entwickelung erklettert, daß ihm zu thun nicht mehr viel übrig bleibt. Die Anlagen stehen mit 284 Millionen in der Bilanz. Das Betriebskapital macht also 305 Millionen oder 108 Prozent der Betriebsanlagen aus; fast genau das selbe Verhältniß findet man bei Deutsch-Lux. Beim Phoenix dagegen ist die Summe von Aktienkapital, Reserven und Anleihen gleich 115 Prozent des Buchwerthes der Kohlengruben, Koksöfen und Eisenwerke. Gelsenkirchen hat für die beiden letzten Jahre je 10 Prozent Dividende gegeben und seinen Aktienkurs auf ansehnlicher Höhe gehalten. Die Zeit verlangte freilich Opfer, die bei der Gelsenkirchen-Aktie in einem Werthunterschied von 42 Prozent zwischen dem Maximum des Vorjahres und dem letzten Tageskurs bestanden. Der Favorit „Phoenix" verlor im selben Zeit- und Konjunkturverhältniß rund 40 Prozent und gilt als Kapitalsanlage. Man ist der Meinung, daß die Aktie, die nach der Abtrennung des Dividendenscheins vielleicht für 230 zu haben sein wird, auch bei der Möglichkeit eines Dividendenrückganges von 18 auf 15 ein lohnendes Object sei. Wahre Liebe überlebt jeden Konjunkturwechsel.

Aus dem Bezirk des Bochumer Gußstahlvereins fehlte diesmal

die sonst übliche Prognose. Geheimrath Baare gab weder der Generalversammlung noch der ihr folgenden Tafelrunde Meinungen mit auf den Weg. Gutes war nicht zu sagen. Warum also den Gästen den Appetit verderben? Alle Um- und Neubauten (ein fünfter Hochofen soll Mitte 1914 angeblasen werden) begrüßt die Hoffnung des Geschäftsberichtes, daß sie sich als „gute Geldanlage erweisen und dauernd bewähren werden.“ Bochum verfügte im Juni 1913 über nahezu 23 Millionen (16) an Betriebsmitteln. Solche Stärke bestimmt den Aktienkurs, der noch nicht schlechter ist als an den schlechtesten Tagen des vorigen Jahres. Wichtig ist das Schicksal der Kohlendividenden. Im nächsten Jahr gehts wieder zu den vormärzlichen Preisen zurück, da die Ermäßigung, die man schon im Oktober erwartet hatte, im Januar sicher kommen wird. Das Kohlensyndikat hat zunächst die seit dem ersten April 1913 geltenden Preiserhöhungen bestehen lassen, aber schon im Oktober bestimmt, daß der nächste Beschluß nicht erst im April, sondern schon im Januar gefaßt werden solle. Dann werden also die Preise wiederhergestellt, die bis in den März 1913 galten. Das waren Hochkonjunkturpreise. Aber es giebt einen Trost: sie sind nicht höher als die Preise, die von April 1908 bis März 1909 gefordert wurden. Damals kostete Hochofenkoks sogar eine Mark mehr, als er, nach der nächsten Preisermäßigung, werth sein wird. Das Kohlensyndikat läßt sich Zeit mit der Anpassung der Preise; es darf sich darauf berufen, daß ihm, wenn die Quecksilbersäule des Wirthschaftbarometers steigt, auch nicht gestattet ist, schleunig nachzuklettern. Festina lente. Das gilt im Guten wie im Schlimmen.

Die größte unter den Reinen Zechen, die Harpener Bergbaugesellschaft, die mit einem Aktienkapital von 85 Millionen arbeitet, konnte ihre Dividende von 9 auf 11 Prozent erhöhen. Folge der guten Beschäftigung im Eisengewerbe; die Monate Juli bis September 1913 brachten einen Ueberschuß, der um 900,000 Mark höher war als im vorigen Jahr. Gute Aussicht hat das Montangewerbe im Export. Das wissen die Eisenleute so gut wie die Kohlenmänner. Der Werth der deutschen Eisen- und Stahlausfuhr betrug in den ersten neun Monaten des Jahres beinahe 1 Milliarde gegen 853 Millionen in den drei ersten Quartalen 1912. Das Plus von rund 143 Millionen Mark ist keine eingebildete Größe, sondern ein wirklicher Zähler, der zur Besserung der deutschen Bilanz beiträgt. Je mehr Faktoren solcher Art, desto höher das deutsche Guthaben im Weltverkehr. Auch in Amerika weiß man den Werth der Ausfuhr zu schätzen. Die United States Steel Corporation, die hohe Erträge, aber sinkende Auftragziffern verzeichnet, plant die Eroberung der südamerikanischen Märkte. Eigene Dampfer sollen die Produkte des Stahltrust auf kürzestem und billigstem Weg ins Lateinische Amerika führen. Wenn Eisen und Kohle sich auf dem Weltmarkt in Wettkämpfen messen, darf Deutschland seiner Rüstung vertrauen. Und das Bewußtsein der Stärke schützt auch in schlechten Zeiten vor feiger Verzweiflung. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. November 1913.

Wilson-Huerta.

Dokumente.

Mexiko, den 16. August 1913.

Mein Herr!

Am sechsten August setzte, in Erfüllung eines telegraphirten Auftrages seiner Regirung, der Geschäftsträger ad interim der Vereinigten Staaten von Amerika den Herrn Manuel Garza Aldape, damals Staatssekretär des hiesigen Auswärtigen Amtes, mündlich davon in Kenntniß, daß Ihre Ankunft in dieser Republik mit einer Friedensmission nah bevorstehe. Da zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und denen von Mexiko glücklicher Weise weder damals noch heute Kriegszustand herrschte, war meine Regirung sehr überrascht, daß die Mission, die Sie zu uns führen könnte, als eine Friedensmission bezeichnet wurde. Daraus ging die wesentliche Bedingung hervor, die meine Regirung sich erlaubte in ihrer unnumerirten Note vom sechsten August an den genannten Geschäftsträger zu stellen; nämlich die Bedingung, daß, wenn Sie nicht geneigt wären, „Ihren offiziellen Charakter in gebührender Weise zu rechtfertigen“, Ihre Anwesenheit uns nicht „genehm“ sein könnte, und zwar in dem diplomatischen Sinn, den man diesem Wort zu geben pflegt.

Seit der ersten Zusammenkunft, die ich das Vergnügen hatte mit Ihnen zu haben, wurde Ihr Charakter als Vertrauensagent Ihrer Regirung klar bestimmt; auch war ja der Brief, den Sie uns gefälligst überreichten, obgleich unter unpersönlicher Adresse, mit der für uns hochachtungwerthen Unterschrift des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika versehen.

Es ist nicht nöthig, Herr Vertrauensagent, unsere ganze erste

Unterhaltung hier zu wiederholen; wohl aber wird es erlaubt sein, festzustellen, daß ich in Ihnen einen erlauchten Maecen gefunden habe, beseelt von den besten Absichten darauf, daß die bedauerliche Spannung der Beziehungen zwischen Ihrer und meiner Regirung bald zur Genugthuung beider Theile gelöst werde. Bei unserer zweiten Zusammenkunft in meiner Privatwohnung, am Abend des vierzehnten August, kam es zu einem intensiven, ehrlichen und offenen Gedankenaustausch über die Stellung, in welcher sich unsere Regirungen befinden, aber nicht zum Einverständniß. Sie hatten die Güte, mir Ihre Instruktion zu überreichen, die ebenfalls von dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika unterzeichnet war. Mit der gebührenden Ermächtigung von dem Präsidenten der Mexikanischen Republik (nach vorangegangener einstimmiger Billigung durch seinen Ministerrath, der eigens zu diesem Zweck versammelt worden war) werde ich die Ehre haben, auf die besagten Instruktionen folgende eingehende Antwort zu geben.

Die Regirung von Mexiko hat den Rathschlägen und Erwägungen, welche die der Vereinigten Staaten von Amerika geruht hat an sie zu richten, die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, und zwar aus drei Hauptgründen. Erstens, weil sie, wie ich schon andeutete, für die Persönlichkeit Seiner Excellenz des Herrn Woodrow Wilson die größte Hochachtung hegt; zweitens, weil einige europäische und amerikanische Regirungen, mit denen Mexiko die besten Beziehungen internationaler Freundschaft unterhält, geruht haben, auf die zarteste und achtungvollste Weise (wofür Mexiko seinen tiefsten Dank ausspricht) ihre guten Dienste anzubieten und zu bitten, daß Mexiko Ihnen ein geneigtes Ohr leihen möge, unter der Voraussetzung, daß Sie Ueberbringer einer Privatmission des Präsidenten der Vereinigten Staaten seien; und drittens (nicht etwa, weil Mexiko die Haltung rechtfertigen wollte, die es während der letzten Ereignisse den Bewohnern der Republik gegenüber eingenommen hat, die in ihrer großen Mehrheit ihre Zustimmung und ihren Beifall kundgethan haben, sondern), weil Mexiko den Wunsch hegte, daß die Gerechtigkeit seiner Sache überall in vollem Maße gewürdigt werde.

Der Vorwurf, daß bisher nicht erreicht worden sei, in der Hauptstadt von Mexiko eine Regirung einzusetzen, die die Achtung und den Gehorsam der mexikanischen Nation verdiene, ist nicht berechtigt. Gegen eine so schwere Beschuldigung, die ohne irgendwelche Beweise vorgebracht wurde (aus dem einfachen Grunde, weil es keine solchen Beweise geben kann), will ich mir

gestatten, Herr Vertrauensagent, die folgenden beredten Thatsachen aufzuführen, die in gewissem Umfang Ihnen selbst aus eigener Anschauung bekannt sein müssen. Die Mexikanische Republik besteht aus siebenundzwanzig Staaten, drei Territorien und einem Bundesdistrikt, welcher der Sitz der Regirung ist. Von diesen siebenundzwanzig Staaten stehen achtzehn, die drei Territorien und der Bundesdistrikt (also im Ganzen zweiundzwanzig Gebiete) unter der unbeschränkten Herrschaft der jetzigen Regirung, die außerdem über fast alle Häfen verfügt, also auch über die in ihnen errichteten Zollämter. Ihre Südgrenze ist frei und in Frieden. Außerdem verfügt meine Regirung über einen Effektivbestand von achtzigtausend Mann unter den Waffen, deren einzige Aufgabe ist, den Frieden der Republik zu sichern. Das ist der sehnlichste Wunsch der Nation und dazu hat sich der Interimistische Präsident feierlich verpflichtet. Nach dieser Darstellung kann Niemand zweifeln, daß meine Regirung der Achtung und des Gehorsams der mexikanischen Nation würdig ist, denn sie hat verstanden, sich mit den größten Opfern und trotz allen schädlichen Einwirkungen diese Gefühle zu verdienen.

Meine Regirung versteht nicht, was die der Vereinigten Staaten sagen will, wenn sie behauptet, daß sie nicht in der selben Lage sei wie die übrigen Großmächte im Hinblick auf Das, was in Mexiko vorgeht und „wahrscheinlich“ noch vorgehen wird. Mexikos Zustand ist leider nicht zweifelhaft und nicht geheim: es wird durch einen inneren Kampf ruinirt, der seit fast drei Jahren andauert und den ich in diesen Zeilen nur als das Ergebniß eines gründlichen Irrthums bezeichnen möchte. Was in Mexiko noch geschehen kann: Das können weder Sie, Herr Vertrauensagent, noch ich noch irgendein Anderer vorhersagen, da ja „über das noch nicht Gewesene kein Urtheil gefällt werden kann“. Im Uebrigen ist meine Regirung sehr dankbar für die guten Dienste, die ihr die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika anbietet; wir wissen sie von dem edlen Wunsch beseelt, die Rolle eines Freundes zu spielen und damit auch den Wunsch aller anderen Regirungen zu erfüllen, die hoffen, daß sie wie der allernächste Freund Mexikos handeln wird. Wenn diese guten Dienste aber von der Art sein sollen, wie sie uns heute angeboten werden, dann müssen wir auf sie verzichten, und zwar mit aufrichtigem Bedauern, aber auch mit der äußersten Bestimmtheit und endgiltig.

Wenn die Regirung der Vereinigten Staaten in uneigennütziger Freundschaft zu handeln wünscht, dann könnte sie kaum wieder eine so günstige Konjunktur finden wie die gegenwärtige:

sie brauchte nur dafür zu sorgen, daß den Rebellen, die über die Grenze flüchten, dort konspiriren, sich bewaffnen und verproviantiren, keine materielle und moralische Unterstützung werde; sie brauchte nur von ihren Unter- und Lokalbehörden die energischste Wahrung der Neutralitätgesetze zu fordern. Ich versichere den Herrn Vertrauensagenten, daß dann die völlige Pazifizirung der Republik in kurzer Zeit gesichert wäre.

Absichtlich antworte ich nicht auf die Anspielung, die Vereinigten Staaten von Amerika seien bereit, in Bezug auf die Souverainetät und Unabhängigkeit von Mexiko mit der gewissenhaftesten Rücksicht zu verfahren: denn es giebt Angelegenheiten, Herr Vertrauensagent, die nicht einmal auf dem Gebiet der reinen Idee eine schriftliche Beantwortung zulassen.

Aus einem großen Irrthum Seiner Excellenz des Herrn Wilson ging auch die Behauptung hervor, daß die Lage Mexikos unvereinbar sei mit der Erfüllung seiner internationalen Pflichten, mit der Entwickelung seiner eigenen Civilisation und mit der nöthigen Erhaltung bestimmter und erträglicher politischen und ökonomischen Zustände in Centralamerika. Ich glaube, daß ein Irrthum obwalten muß, denn bis heute ist keine Reklamation von einer fremden Regirung angekommen, die uns beschuldigt, unsere Pflicht nicht erfüllt zu haben; wir fahren fort, alle unsere Gläubiger pünktlich zu bezahlen; wir fahren fort mit unseren diplomatischen Missionen, die in fast allen Ländern der Erde mit Herzlichkeit behandelt werden; und wir werden zu allen Arten von internationalen Kongressen und Konferenzen eingeladen. Für unsere innere Entwickelung zeuge die Thatsache, daß soeben ein Kontrakt mit belgischen Kapitalisten unterzeichnet worden ist, der Mexiko ungefähr fünftausend Kilometer neuer Eisenbahn bringt. Schließlich: wir können durchaus nicht erkennen, wodurch unser innerer Kriegszustand Centralamerika schädigt, finden viemehr, daß er nur uns Schaden stiftet. Darin aber stimme ich mit Ihnen, Herr Vertrauensagent, überein: das ganze Amerika ersehnt ein schnelles Ende unserer Wirren; denn mit tiefem Leid blickt Alles auf ein Land, das, gestern noch in blühendem Gedeihen, ganz plötzlich von einem großen inneren Unglück heimgesucht wird.

Nach Alledem: Mexiko kann auch nicht einen Augenblick die vier Bedingungen in Erwägung ziehen, die Seine Excellenz Herr Wilson uns durch Ihre achtungwerthe und würdige Vermittlung vorzuschlagen geruht. Ich will Ihnen sagen, weshalb. Sofort die Kämpfe in Mexiko einzustellen, also der endgiltige Waffenstillstand, „feierlich geschlossen und gewissenhaft gehalten“: Das ist

nicht möglich; dazu wäre ein Mann nöthig, der ihn, ohne der Civilisation einen schmählichen Schimpf anzuthun, der großen Schaar von Banditen vorschlagen könnte, die unter diesem oder jenem Vorwand nach Süden hin plündernd umherziehen und die gräßlichsten Schandthaten ausführen; kein Land, auch nicht die Vereinigten Staaten von Amerika, hat jemals gewagt, sich mit solchen Individuen auf Verträge einzulassen oder ihnen Waffenstillstand anzubieten; Menschen dieses Schlages stehen in allen Breitengraden außerhalb der menschlichen und göttlichen Gesetze. Banditen, Herr Vertrauensagent, gewährt man keine Amnestie; man beginnt mit dem Versuch, sie zu bessern, und wenn Das nicht gelingt, so wird ihr Leben abgemäht, nach dem biologischen Grundsatz, daß die nutzbaren Aehren wachsen und Frucht bringen sollen.

Die Rebellen, die sich selbst „Konstitutionalisten" nennen und von deren Repräsentanten irgendeiner von Mitgliedern des Senates der Vereinigten Staaten von Amerika angehört worden ist, müßten (Das ist unser Wunsch) den Abgrund erkennen, an dessen Rand ihre Leidenschaft als Besiegte, die sie sind, uns hintreibt. Was könnten wir mehr wünschen als Dieses: daß sie ihren Groll aufgeben, zu uns kommen und ihre Bemühungen mit unseren vereinen, auf daß wir uns gemeinsam der großen, erhabenen Aufgabe des nationalen Wiederaufbaues widmen? Leider haben sie von dem Amnestiegesetz, das die Regirung des Präsidenten ad interim erließ, keinen Gebrauch gemacht; im Gegentheil: Revolutionäre, die in der Republik Wahlämter ausübten oder besoldete Beamte waren, verließen das Land, ohne irgendwie belästigt zu werden, obgleich die Regirung die Gewißheit hatte, daß sie hingehen würden, um im Ausland gegen sie zu arbeiten und die Miseren und Mängel ans Tageslicht zu ziehen, die jeder Menschengruppe und so auch uns anhaften. Wenn wir mit solchen Leuten einen Waffenstillstand abschlössen, würden wir sie ipso facto als Kriegführende anerkennen, was nicht möglich ist, und zwar aus einer Reihe von Gründen, die dem Scharfblick der Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika nicht entgehen können; auch sie hat bis heute, wenigstens öffentlich, gerade so wie wir, solche Leute als Rebellen betrachtet. Und es ist ein allgemein adoptirter Grundsatz, daß man mit Rebellen keinen Waffenstillstand abschließt.

Daß von meiner Regirung die Versicherung gefordert wird, bald zu nahen und freien Wahlen zu rufen, ist der klarste Beweis und das unzweideutigste Bekenntniß, daß die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika sie als gesetzmäßig und fest begründet ansieht. Da schon unsere Gesetze eine solche Sicherheit

verlangen, so ist nicht zu befürchten, daß im bevorstehenden Wahlkampf gegen sie verstoßen werde. Die Regirung, die naturgemäß interimistisch ist, wird ihren Platz der endgiltig von der Nation gewählten einräumen.

Die dem Herrn General Victoriano Huerta zugemuthete Verpflichtung, bei diesen Wahlen nicht als Kandidat für die Präsidentschaft der Republik aufzutreten, ist nicht in Betracht zu ziehen. Wenn ich davon absehe, daß dieses Verlangen eben so befremdend wie herausfordernd ist, so bleibt noch immer die Gefahr, daß man darin ein Zeichen persönlichen Uebelwollens erblickt. Die Entscheidung über diesen Punkt kommt einzig und allein der Oeffentlichen Meinung des mexikanischen Volkes zu, dessen Beschlüsse in den Wahlversammlungen zum Ausdruck gelangen werden.

Die Uebereinkunft, daß alle Parteien im Voraus sich den Ergebnissen der Wahlen unterwerfen und redlich dazu mitwirken sollen, die neue Verwaltung zu stützen und zu organisiren, ist wohl vorauszusetzen und zu erhoffen; denn da die Parteien, ohne es freilich auszusprechen, tief empfinden, was dieser innere Kriegszustand uns an Verlusten von Leben und Besitz schon gekostet hat, so werden sie sich wohl vornehmen, an der Uebereinkunft festzuhalten. Auf diesen Punkt sich aber zu verpflichten, wäre allzu verwegen. Das könnten nicht einmal die Nationen, in denen die Bürgertugenden sich am Besten bewährt haben. Denn Niemand kann die Verirrungen und Ausschreitungen vorhersehen und berechnen, zu denen die Leidenschaften, besonders die politischen, die Menschen hinzureißen vermögen.

Wir würden es den Vereinigten Staaten von Amerika hoch anrechnen, wenn sie sich von heute an verpflichten wollten, die künftige Regirung anzuerkennen und zu unterstützen, der wir Mexikaner die Leitung unserer Geschicke anvertrauen werden. Sehr bedauern wir die Spannung der Beziehungen beider Republiken; Mexiko hat nicht den geringsten Grund dazu gegeben. Die Regirung des Herrn Generals Huerta hat sich streng an die Gesetze gehalten. Artikel 85 unserer Verfassung sagt: „Wenn beim Beginn einer konstitutionellen Periode weder der Präsident noch der Vicepräsident aus den Wahlen hervorgeht oder die Wahl am ersten Dezember nicht erledigt und kundgethan worden ist, wird trotzdem der Präsident, dessen Periode abgelaufen ist, von seinem Posten zurücktreten; der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes übernimmt dann sofort die auszuübende Gewalt als Präsident ad interim; wenn er verhindert oder nicht vorhanden ist, einer der anderen Staatssekretäre, je nach der Reihenfolge, die das Gesetz bestimmt.

Auf die selbe Art wird verfahren, wenn bei gänzlichem oder zeitweiligem Fehlen des Präsidenten der Vicepräsident sich nicht meldet, wenn ihm erlaubt wäre, von seinem Amte zurückzutreten, falls er es noch ausübt, und wenn im Verlauf seiner Periode das gänzliche Fehlen beider Funktionäre vorkommen sollte." Und die Thatsachen, die in Mexiko vorlagen, waren: Verzicht des Präsidenten und des Vicepräsidenten (Francisco J. Madero und José Maria Pino Suarez). Nach diesem Verzicht übernahm Herr Pedro Lazcurain, Minister des Aeußeren, die Exekutivgewalt, nach dem Gesetz, und ernannte, seiner Befugniß gemäß, Herrn General Victoriano Huerta zum Staatssekretär. Da kurz danach auch Herr Lazcurain sein Abschiedsgesuch einreichte und es von der Kammer angenommen wurde, übernahm Herr General Victoriano Huerta die Exekutivgewalt, mit dem Charakter als Präsident ad interim und mit der Verpflichtung (die bereits erfüllt ist), zu außerordentlichen Wahlen aufzurufen. Wie Sie sehen, handelt es sich hier einzig und allein um konstitutionelles Recht, in das keine fremde Nation, so Achtung gebietend und mächtig sie auch sei, sich irgendwie einzumischen hat.

Im Uebrigen findet meine Regirung, daß sie der Anerkennung durch die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika nicht bedarf. Dinge, die durch sich selbst bestehen, sind nicht auf Anerkennung angewiesen. Nur um die Einstellung der Beziehungen handelt es sich; sie ist eben so anormal wie unbegründet. Anormal: weil der Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, amtlich und in seiner Stellung als Dekan des bei der Regirung der Republik akkreditirten ausländischen Diplomatischen Corps, den Herrn General Huerta zu dessen Erhebung zum Präsidenten beglückwünscht hat, offiziellen Akten, darunter der Eröffnung des Kongresses, beiwohnte, in protokolarischen Noten seinen Verkehr mit dem hiesigen Auswärtigen Amt fortsetzte und bei seiner Abreise den Ersten Sekretär der Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika als Geschäftsträger ad interim akkreditirte, der bei uns noch immer in freier Ausübung seiner Funktionen verblieben ist. Unbegründet: weil, ich wiederhole es, wir nicht den geringsten Vorwand dazu gegeben haben.

Der Herr Vertrauensagent kann mir glauben: Nur die aufrichtige Hochachtung, die das Volk und die Regirung von Mexiko für das Volk und die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika hegen, hat uns bestimmt, die Gesuche, deren Ueberbringer sie sind, in Erwägung zu ziehen und sie so schnell, wie der Gegenstand erlaubte, zu beantworten. Sonst, da sie eben so demüthi-

gend wie ungebräuchlich sind und kaum in einem Friedensvertrag nach einem Siege zulässig wären, hätten wir sie einfach zurückgewiesen, wie jede andere Nation von einiger Selbstachtung thäte. Meine Regirung vertraut auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und hofft zuversichtlich, daß der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wenn er sich nur mit Hochsinn und Unbefangenheit in diese Sache hineindenkt, zumal er eine Persönlichkeit ist, deren Sittlichkeit und Rechtschaffenheit über jedem Zweifel steht, seine Ansprüche aufgeben und mit dazu beitragen wird, daß, auf noch festeren Grundlagen, die Beziehungen aufrichtiger Freundschaft und guten Einverständnisses wieder geknüpft werden, die unter den Nachbarn Jahrhunderte lang bestanden. Wir können ja, auch wenn wir es wollten, niemals vergessen, daß die Vereinigten Staaten und unsere Republik benachbart sind und gemeinsam nach Wohlstand und Kultur streben müssen (worin Sie, wie wir gern anerkennen, einen beneidenswerthen Vorsprung vor uns haben).

Zu unserer Freude sagt der Schluß der Instruktionen des Herrn Präsidenten Wilson: „Wenn Mexiko uns irgendein besseres Mittel zum Erweis unserer Freundschaft zeigen kann, ein Mittel, das dem mexikanischen Volk Nutzen brächte und sich mit unseren internationalen Verpflichtungen vertrüge, so werden wir es sehr gern prüfen." Dieser Schlußsatz ermuthigt mich, den folgenden ehrenvollen Vergleich vorzuschlagen.

1. Man soll unseren Botschafter in Washington empfangen.
2. Die Vereinigten Staaten von Amerika sollen uns einen neuen Botschafter senden, ohne zuvor Bedingungen zu stellen.

Dann wird die bedrohliche und beängstigende Situation aufhören und deren Ursache, die, wenn die Spannung andauert, uns in allerlei Extreme führen könnte, nie mehr erwähnt werden. Solche Extreme aber sind unberechenbar für zwei Nationen, die unter allen Umständen Freunde bleiben müßten. Freundschaft aber kann nur auf gegenseitiger Achtung beruhen. Achtung ist unentbehrlich zwischen zwei selbständigen, vor Recht und Gericht völlig gleichen Staaten.

Mir bleibt nur noch übrig, Ihnen, Herr Vertrauensagent, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung zu wiederholen.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes der Republik
F. Gamboa.

Herrn John Lind,
Vertrauensagenten des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika.

II.

Mexiko, den 26. August 1913.

Mein Herr!

Gestern hatte ich die Ehre, aus Ihren Händen eine Note zu empfangen, in der Sie, trotzdem Sie keine Instruktionen von dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika haben, belieben, die Antwort, welche die Regirung der Republik in der Note vom Sechzehnten gegeben hat, gegenüber Ihren Instruktionen geradezu als nicht zur Sache gehörig zu erklären. Ihnen beliebte, aus diesen Instruktionen den Paragraphen wiederzugeben, der lautet: „Wir wollen unter den gegenwärtigen Umständen, beseelt von der wärmsten und uneigennützigsten Freundschaft, verfahren. Unser Vorsatz ist, in Allem, was wir thun oder vorschlagen, nicht nur der Souverainetät und Unabhängigkeit Mexikos den höchsten Respekt zu erweisen (wozu wir ja durch alle Vorschriften der Ehre und des Rechtes verpflichtet sind), sondern auch alle möglichen Beweise dafür zu geben, daß wir nur im Interesse Mexikos handeln und nicht in dem einer Person oder einer Gruppe von Personen, die für sich selbst oder ihr Eigenthum in diesem Land Rechte reklamiren oder Entschädigung verlangen. Was wir beabsichtigen, ist: Mexiko Rath zu ertheilen, zu seinem eigenen Wohl und im Interesse seines eigenen Friedens, nicht zu irgendeinem andern Zweck, welches auch immer. Die Regirung der Vereinigten Staaten würde sich als diskreditirt betrachten, wenn sie da eine egoistische Absicht hegte, wo über den Frieden, das Glück und die Wohlfahrt eines ganzen Volkes entschieden werden soll. Wir handeln nicht aus Eigensucht, sondern so, wie unsere Freundschaft zu Mexiko vorschreibt.“

Obwohl Sie am Anfang der Note, die ich beantworte, zu behaupten geruhen, daß Sie keine Instruktionen vom Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika besitzen, erklären Sie, nach dem soeben wiedergegebenen Citat, im Namen des Herrn Präsidenten, daß der in meiner Note vom Sechzehnten angedeutete Weg zur Anerkennung der jetzigen Regirung (die, nebenbei gesagt, sehr weit davon entfernt ist, eine Regirung de facto zu sein, wie Sie zu behaupten belieben) oder einer künftigen Regirung von Mexiko (Das fügen Sie hinzu) eine Angelegenheit ist, die allein die Vereinigten Staaten von Amerika entscheiden dürften, welche in der Ausübung ihrer souverainen Interessen, vor Allem in Zeiten ernster innerer Wirren, nicht schwanken werden, den Weg vorzuzeichnen, der nach dem Urtheil der Vereinigten Staaten von Ame-

rika, nicht nach unserem, für Mexiko am Besten geeignet sei. Und Sie fügen hinzu, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika sei aufrichtig überzeugt, daß meine Regirung in den Anweisungen Seiner Excellenz des Herrn Woodrow Wilson das praktische Mittel finden wird, unsere Lebensinteressen zu fördern und die Wiederherstellung unserer inneren Ruhe zu beschleunigen. Und deshalb unterbreiten Sie, immer im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten, der Erwägung meiner Regirung drei Vorschläge. Erstens: daß die für den sechsundzwanzigsten Oktober dieses Jahres vorbereiteten Wahlen in Uebereinstimmung mit der Konstitution und den Gesetzen von Mexiko vollzogen werden. Zweitens: daß der Präsident Huerta in der Weise, die der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika von Anfang an angedeutet hat, die Sicherheiten geben soll, auf die sich der Paragraph „C" der ersten Instruktionen bezieht; er lautet: „Die Einwilligung des Generals Huerta, sich zu verpflichten, in den nächsten Wahlen nicht als Kandidat für die Präsidentschaft aufzutreten." Drittens: daß die übrigen in den ersten Instruktionen enthaltenen Vorschläge später, doch nach kürzestem Zeitablauf, erörtert und, je nach den Umständen, aber in dem Geist, in dem sie entworfen wurden, erledigt werden. Sie fügen hinzu, daß der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika Sie ermächtigt habe, zu sagen: wenn meine Regirung „sofort und gemäß den Anweisungen handle", werde der Präsident selbst den amerikanischen Bankiers und deren Sozien mittheilen, daß die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika die schnelle Uebernahme einer sofortigen Anleihe gern sähe, die ausreicht, um unsere augenblicklichen Bedürfnisse zu decken. Am Schluß Ihrer Note betonen Sie noch die Hoffnung Ihrer Regirung, daß wir, wie unsere höchsten Interessen fordern, diese Vorschläge sogleich annehmen werden.

Zunächst, Herr Vertrauensagent, ist auffällig, daß Seine Excellenz Herr Woodrow Wilson in diesem Fall auch nicht im Geringsten von dem zuerst Beschlossenen abgewichen ist. Ich könnte mich also begnügen, meine Note vom Sechzehnten, die kategorisch ablehnend war, zu wiederholen. Aber der Herr Präsident ad interim will, in völliger Uebereinstimmung mit dem Ministerrath, seine Bereitwilligkeit bis zum Aeußersten erweisen. Um die Oeffentliche Meinung in Mexiko, die das schlechte Verhältniß der beiden Republiken sehr bedauert, zu beruhigen und den Mächten, die uns ihre guten Dienste in zartfühlender Art anboten (ich werde nie müde werden, zu wiederholen, daß sie so gehandelt haben, und noch weniger, es ihnen zu danken), seinen redlichen

Willen zur Kenntniß zu bringen, hat er mich ermächtigt, Ihnen eine Antwort zu geben, die ich hier folgen lasse.

„Ich beginne mit dem Hinweis auf eine sehr bezeichnende Thatsache: seit dem Abend des vierzehnten August, an dem ich von Ihnen den Bogen mit den Instruktionen erhielt, die nicht an eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet waren und in denen die jetzige Regirung bezeichnet war als ‚die Personen, die jetzt die oberste Behörde bilden oder Einfluß in Mexiko üben‘, ist, bis gestern, ein gewisser Fortschritt gemacht worden, da man den Herrn Konstitutionellen Präsidenten ad interim (siehe Nummer 2 der neuen Vorschläge) bereits als: ‚Präsidenten Huerta‘ und das Personal seiner Verwaltung im ganzen Verlauf der Note als ‚Regirung de facto‘ bezeichnet. Diese oder jene Bezeichnung: Das war von Anfang an unwichtig. Alle Verhandlungen Ihrer Regirung wurden nur mit uns geführt; dadurch war uns, auch wenn wirs noch nicht besessen hätten, das Recht einer vollkommenen politischen und moralischen Persönlichkeit zugestanden. Ich begnüge mich also mit dem Hinweis auf diese Thatsache.

Wenn Ihre ursprünglichen Vorschläge schon unannehmbar waren, so sind die neuen noch unannehmbarer; und es ist auffallend, daß man sie macht, trotzdem und nachdem die ersten schon zurückgewiesen worden sind. Gerade weil wir den hohen Werth begreifen, den das Prinzip der Souverainetät hat (auf das Ihre Regirung sich bei so passender Gelegenheit beruft, um uns anzuerkennen oder nicht), glaubten wir nicht, daß sie sich jemals erkühnen werde, uns vorzuschlagen, daß wir unsere Souverainetät opfern und einer fremden Regirung erlauben sollen, uns die Linie unseres Verhaltens vorzuschreiben. Wenn wir die Rathschläge und Vermahnungen (wir wollen sie so nennen) der Vereinigten Staaten von Amerika zuließen, wäre es auch nur im Prinzip, so würden wir nicht nur unsere Souverainetät aufgeben, sondern auch für eine unabsehbare Zukunft unser Schicksal als eines selbständigen Staates gefährden; alle künftigen Präsidentenwahlen wären dem Veto irgendeines Präsidenten der Vereinigten Staaent von Amerika unterworfen. Solcher Ungeheuerlichkeit, Herr Vertrauensagent, wird keine Regirung fähig sein, so lange im mexikanischen Volk noch ein Gewissen lebt.

Das sehr große Interesse, das der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika für unsere inneren Angelegenheiten gezeigt hat, verleitete uns in den Glauben, daß sowohl er wie seine Regirung wisse, was unsere Verfassung in Wahlangelegenheit befiehlt und anordnet. Leider lehrt uns die Beharrlich-

keit, mit der Seine Excellenz Herr Wilson auf seinen ersten Ideen besteht, daß wir in einem Irrthum lebten. Die Reform der Verfassungartikel 78 und 109, die seit dem siebenten November 1911 durch den Kongreß der Union in Rechtskraft gesetzt worden ist, enthält unter anderen Forderungen die: ‚Eben so wenig kann zum Präsidenten oder zum Vicepräsidenten der Staatssekretär gewählt werden, der bei Wahlen mit der Exekutivgewalt beauftragt ist'. Diese Vorschrift entzieht dem Herrn Präsidenten ad interim die Wählbarkeit in den nächsten Wahlen. Wenn Herr Wilson diese Thatsache bedacht hätte, bevor er wagte, uns die Bedingungen anzusinnen, um die es sich hier handelt und auf die wir nicht eingehen können, so wäre der heutige Stand der Dinge zwischen Ihnen und uns vermieden worden und sowohl unsere Würde als die Eigenliebe des Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten wäre unangetastet geblieben.

Der Präsident ad interim kann in den nächsten Wahlen weder zum Präsidenten noch zum Vicepräsidenten der Republick gewählt werden; weil unsere Gesetze, die einzigen Bestimmer unserer Geschicke, es verbieten, nicht aber, weil der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wenn auch in freundschaftlicher und uneigennütziger Absicht, es uns vorschreiben will. Das dürfte kein fremdes Staatsoberhaupt, mächtig oder schwach (darauf kommt es in diesem Fall nicht an), auch nicht ein eben so hoher Achtung wie Herr Wilson würdiges.

Ich muß Ihnen, Herr Vertrauensagent, sagen, daß, wenigstens bis heute, nur der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika über die Kandidatur des Herrn Konstitutionellen Präsidenten ad interim für die nächsten Wahlen mitzusprechen versucht hat. Weder die feierlichen Erklärungen unseres Herrn Präsidenten noch die geringste seiner Handlungen (die alle auf die vollständige Pazifizirung des Landes abzielen) berechtigen zu dem Argwohn, daß er kandidiren wolle. Allgemein ist bekannt, daß es im ganzen Land keine Zeitung, keinen Klub, keine Korporation oder Gruppe von Privatleuten giebt, die seine Kandidatur ausgerufen oder auch nur erörtert hat. Worauf begründet sich also der willkürliche Verdacht Ihres Herrn Präsidenten und seine in jeder Beleuchtung unzulässige Forderung, der Konstitutionelle Präsident ad interim solle, um sich gefällig zu zeigen, Verpflichtungen auf sich nehmen, wie sie niemals bis heute dem Oberhaupt einer selbständigen Nation zugemuthet worden sind?

Nachdem ich die Angelegenheit so dargestellt habe, wie ich die Ehre hatte, in dieser Antwort zu thun, und angesichts der

Gefahr, daß die Beweggründe des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die ich gern bereit bin, als freundschaftlich, uneigennützig, entgegenkommend und ohne weitere Zwecke, wie Sie selbst sie nennen, anzuerkennen, angesichts der Gefahr, daß sie vielleicht anders und verkehrt ausgelegt werden von den Nationen, die unseren internationalen Konflikt mit Interesse verfolgen, wird Seine Excellenz Herr Wilson auf seinen jetzigen Standpunkt endgiltig verzichten müssen. Er würde sonst sich ja auch von allen anderen Mächten absondern; die ersten Mächte der Welt, unter denen die Vereinigten Staaten von Amerika eine so hervorragende und so rechtmäßig erworbene Stellung einnehmen, haben uns bedingunglos anerkannt. Herr Wilson wird ferner darauf verzichten müssen, uns eine ‚Regirung de facto' zu nennen, und wird uns den Titel einer ‚konstitutionellen Regirung ad interim' gewähren, den einzigen, der uns von Rechtes wegen zukommt.

Gestatten Sie mir, auf das bedeutsame Anerbieten einer Einwirkung auf die Bankiers einstweilen nicht zu antworten. In dem Wortlaut, den sie jetzt hat, scheint die Offerte eher bestimmt, durch ein elendes Geldinteresse uns zum Verzicht auf unbestreitbare Rechte zu verleiten. Wo es sich um die nationale Ehre handelt, darf, nach meiner Ansicht, kein Streben nach einer Anleihe, auch der nöthigsten nicht, die vom Gesetz mit der Wahrung dieser Ehre Beauftragten in ihrer Entschlußkraft hemmen.

Mit großem Vergnügen aber habe ich gesehen, daß der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika für spätere Zeit die Lösung vorschlägt, die in den vorigen Instruktionen mit dem Buchstaben A bezeichnet waren und in der Note, die jetzt beantwortet wird, mit Nummer 3: denn daraus erkenne ich, daß wir wirklich auf dem Weg zu einem für beide Theile gleich ehrenvollen Ausgleich sind. Und deshalb haben wir heute mehr als je die Hoffnung auf die schnelle Lösung des Konfliktes, der uns in einer bösen Stunde von einander entfernt hat. Ich würde sogar noch weiter gehen und darauf verzichten, daß die Botschafter beider Republiken sogleich empfangen werden. Für die heute wichtigsten Zwecke genügt das jetzige Personal unserer Gesandtschaften, wie es ist, bis nach dem Abschluß der Wahlen. Die unumgängliche Voraussetzung aber ist und bleibt, daß man uns als Das anerkenne, was wir in Wirklichkeit sind: ‚Konstitutionelle Provisorische Regirung der Mexikanischen Republik'."

Persönlich, Herr Vertrauensagent, spreche ich hier gern aus, daß Sie, als Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika und

als geschickter, redlicher und wohlgesinnter Vertreter Seiner Excellenz des Herrn Woodrow Wilson, in mir den angenehmsten Eindruck hinterlassen haben; und vollkommen würdige ich den Ausdruck Ihrer Dankbarkeit für die Behandlung, die, Ihren Verdiensten gemäß, der Herr Präsident ad interim der Republik, Privatpersonen und ich selbst Ihnen in Mexiko angedeihen ließen. Ich wiederhole Ihnen, wie in meiner vorigen Note, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts der Republik.
F. Gamboa.

Herrn John Lind,
Vertrauensagenten des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika.

Marginalien.

Die Herren, die mir aus Mexiko die (bisher nicht ans Licht gebrachten) Augustnoten ihres Staatssekretärs sandten, bestimmte der Wunsch, Europäern, denen vom Wollen und Handeln der Mexikaner fast nur aus Washington oder aus London Kunde zusickert (und seit Monaten zuströmt), das Ereigniß Gewordene zu zeigen, wie sie selbst es sehen. Grimmig lachen sie der Zumuthung, an den von aller Schlacke des Eigennutzes gesäuberten Edelsinn der nordamerikanischen Vormacht zu glauben, deren Präsident dem Erdball vorgestöhnt hat, er könne nicht, dürfe nach seines Gewissens Pflichtbefehl nicht dulden, daß in der Nachbarrepublik ein Mann herrsche, dessen Hand vom Blut unschuldiger Menschen besudelt sei. Will, kann, darf Herr Wilson prüfen, in welchen Ländern auf dem höchsten Sitz Einer thront, dem das Blut Unschuldiger die Finger geröthet hat, und die Sterne und Streifen der United States an den Entschluß nageln, solche Länder, alle, in die Wahl neuer Kaiser, Könige, Präsidenten zu zwingen? Heischt er das Recht zu Rüge und Strafe nur just für Mexiko? Hat er glaubhaft zu machen oder gar bündig zu erweisen vermocht, daß Huerta zu dem Zweck mitgewirkt habe, die Brüder Madero zu töten? Nein. Wilson hieß, wie der Präsident, auch der Gesandte der Vereinigten Staaten, der die mexikanische Wirrniß in der Nähe sah und nach der Tötung der Maderos seiner Regirung empfahl, Huerta als Präsidenten anzuerkennen. Warum hat Washington diesem Rath nicht gehorcht? Warum bemakelt man den Träger unseres Vertrauens, ohne Beweisgrund, mit dem Verdacht der Mordstiftung und belästigt uns mit einem Ethos, das im Reich der Yankees nur als Exportartikel Marktwerth hat?

So fragen die Mexikaner; selbst die im Blutdunst langen Bürgerkrieges nüchtern gebliebenen. Und sie antworten: „Heuchlervorwand; die Vereinigten Staaten von Amerika wollen unsere Republik in ihr Machtsystem einklammern, unsere üppig erblühte Wirthschaft ausbeuten; drum fördern sie jede Rebellion, die das Gerüst unseres Staates lockert, und sträuben sich gegen die Herrschaft eines Starken, der, wie einst Porfirio Diaz, den Willen der Nation zur wuchtigen Wehr zu schmieden vermöchte." Was ist Wahrheit? Vernünftige Offenheit zwingt zu dem Geständniß, daß unser Blick in den Bündeln zusammengepackter Nachrichten den echtfarbigen Stoff nicht vom gefälschten sondern kann. Unwahrscheinlich klingt die Meinung, daß ernsthafte Leute in Washington die Annexion Mexikos planen. Die Vereinigten Staaten haben genug, haben zu viel Menschheit mit dunkler Haut und können weder wünschen, einen dichten Schwarm von Indianersprossen und hispano-indianischen Bastarden ins Mitbestimmungrecht einzulassen, noch, alle ihrem Wesen fremden Stämme Mittel- und Südamerikas gegen den Uebermuth des Nordens zu waffnen und manche dadurch vielleicht auf den Weg zur Verständigung mit Japan zu drängen. Wahrscheinlicher ist die Absicht auf Wirthschaftbeherrschung. Noch sitzen in Nordmexiko Briten um reichlich fließende Oelquellen, die der dürre Arm Rockefellers längst gern umschlänge. Längst aber hat sich auch die Standard Oil Company ins Land Montezumas eingenistet; und die schlummernden Schätze der Mexikanererde haben aus der Nachbarrepublik einen Troß kühner Unternehmer herbeigelockt. Die Summe des in Mexiko angelegten, in Minen (Gold, Silber, Kupfer), Petroleumquellen, Eisenbahnen Zins suchenden amerikanischen Kapitals wird auf vier Milliarden Mark geschätzt. Möglich, daß Huerta als der Mann bekämpft wird, der des Willens und der Kraft verdächtig ist, diesem Kapital die breite Straße samt allen Schleichpfaden in ein Monopol zu sperren. Daß er eine Gefahr scheint, weil er England begünstigt oder auch nur, wie Diaz, um nicht am Wink der in Washington Regirenden zu hängen, jeden Versuch, die Geschäftsmänner der Vereinigten Staaten in Konkurrenz zu nöthigen, mit seinen sichtbaren und verborgenen Machtmitteln erleichtert. Möglich. Warum hehlen, daß wirs nicht wissen? Rechts wird er uns als ein von edlem Blute triefendes, der schmutzigsten Mächlerei verkauftes Scheusal, links als der selbstlose Patriot und würdigste Erbe des harten Porfirio Diaz gezeigt. Was ist Wahrheit? Ignoramus. Auch, ob ihm gelingen kann, sich auf der Höhe zu halten, die er in finsterer Sturmzeit erklettert hat. Heute heißts, er sei in den Hauptbezirken der kaum noch angefochtene Herr; morgen können wir wieder lesen, General Carranza, der Vertrauensmann des Sternbannerreiches, habe Provinzen und Herzen erobert, dem Rebellenheer lächle unter jeder Sonne der Sieg und

Victoriano sei ein halb schon Geächteter, den die nächste Stunde vom First der Macht stürzen müsse.

Mich bestimmte zur Veröffentlichung der Noten (die von der würdigen Verkehrssitte mexikanischer Diplomatie so laut wie von ihrer pfiffigen Verschlagenheit zeugen) der Wunsch, an einem fernen, nicht von den Funken des Parteienhaders und der Gewinngier umknisterten Beispiel erkennbar werden zu lassen, daß noch der löblichste Wille, der Volksgenossenschaft, gar der Menschheit Gutes zu stiften, in Wirrniß entgleisen und Schlimmes schaffen muß, wenn er den Entschluß zu höchstem Machtaufgebot scheut. In Wilson glüht, unter der stillen Flamme eines vor Firnen nicht schwindelnden Geistes, männliche Seelenkraft. Bryan, sein Staatssekretär, ist ein derbes Demagogentalent, das genau weiß, wie man Oeffentliche Meinung macht und nützt. Zwei über den Durchschnitt ragende Männer mit reinen Händen. Sie möchten für ihr Vaterland Münzbares leisten; schnell auch dem Volksbewußtsein, das ihnen Souverain ist, die Erkenntniß einkerben, daß mit ihnen eines neuen Wollens Wirbel, neue, unverrostete Entschlußfähigkeit ins Amt kam. Internationale Politik? Wird nicht, kann nicht anders sein noch andere Behandlungmethode fordern als nationale. So hat der Dilettant immer, auch in der Welt der Basalte, gewähnt. Vor dem ersten Tastschritt war einer Frage die Antwort zu finden; dieser: „Wollen und können wir, wenn sanfte Mittel versagen, gegen das Bergland Mexiko eine Guerilla, die Sieg verheißt, führen oder es durch eine Küstensperre aushungern?“ Dieser Hauptfrage biegt der Biedersinn friedlicher Schreibtischmenschen aus. „So weit wirds ja nicht kommen.“ Der Gegner wird an den Stellen reizbarer Schwachheit mit Nadeln gekitzelt; soll nicht im Lebensnerv getroffen, in Ohnmacht geduckt, nicht einmal ernstlich geschwächt, nur gedemüthigt werden. Damit das Prestige der neuen Männer schwelle, der Glaube an ihre Magierkunst sich einwurzle. Der Gegner bäumt sich, erfühlt seinen Vortheil und schanzt sich in den Wall des Nationalstolzes. „Der Fremdling will uns gebieten? Ohne Kampf nach Siegerrecht schalten? Auf unserer eigenen Erde uns Schmach anthun?“ Huerta, dessen Gefolgschaft schon splitterte, unter dem die dünne Säule zu schwanken begann, wird der Wahrer der Landesehre, der Schirmer unverjährbarer Volksfreiheit. Ihm, auf den sich vor Wilsons Eingriff die Schatten der Nacht senkten, jauchzt der Kongreß zu. Und ein Entscheidung bringender Rebellensieg kann den United States nicht mehr ersetzen, was, in Mittel- und Südamerika, das Irrlichteliren friedfertiger Dilettanten ihnen verloren, verschwatzt und verzaubert hat. Sahest Du, frommer Deutscher, nirgends noch, niemals diesem ähnlichen Vorgang?

Kinderrecht.

„Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf.“ Du sollst Dich fortpflanzen! Noch dieser kategorische Imperativ ward fraglich. Schon tritt neben das Zweikindersystem das Keinkindersystem. Junge Eheleute des Kleinbürgerstandes sagen: Wir können uns den Luxus „Kinder“ nicht leisten; es reicht gerade für uns Beide. Dies Thema variirt je nach Klasse und Stand in den höchsten Kreisen und allen Mittelschichten bis in die Arbeiterwelt. Kinder sind Unruhe, Verantwortung, Selbstverleugnung, sind gestörte Tage, sind gestörte Nächte.

„So will ich Ihnen vom Verächtlichsten sprechen: Das aber ist der letzte Mensch!“ Der Mensch ohne Sehnsucht, ohne Stern, dem Liebe bloße Begierde ward, dessen Wollen nur nach Behagen zielt. „Der letzte Mensch lebt am Längsten.“ Er lebt auf Kosten der Menschheit. Mit anderen Worten: die sinkende Geburtenrate, sinkend durch willkürliche Beschränkung der Kinderzahl, ist ein Symptom geminderten Lebenskampfmuthes, ein Zeuge wachsender Feigheit und Schwäche. Die sinkende Geburtenrate gefährdet das betroffene Volk und schließlich das Menschthum. Nach Zahl nicht nur, sondern auch nach Art: Der letzte Mensch ist auch der am Kläglichsten entartete Mensch.

Fortpflanzung ist zunächst eine persönliche Angelegenheit, Selbstbestimmung zu Zweien; ihre Verhinderung ist unter Umständen eine That; Beschränkung der Kinderzahl gemäß den Erziehungmöglichkeiten erscheint an sich sittlich und privatwirthschaftlich gerechtfertigt. Wo aber ist die Grenze der Entscheidung für Väter und Mütter? Wägen und messen sie überhaupt? Oder sind sie nur träg und feig? Wollen doch, trotz bester Gesundheit und guter Vermögenslage, heute viele Männer und Frauen in Großstadt und Provinz keine oder höchstens zwei Kinder. Man scheut den Daseinskampf, fürchtet die mit allem Sein und Werden verwobenen Gefahren. Aengstlich umschleicht man das Feld, wo der Zukunft Hoffnungen schlummern. Vernichtet die Saat, die aller Ernten Möglichkeiten birgt.

Wie viel dabei an Werthen verloren geht: Dessen ist man sich noch kaum bewußt. Elternschaft erzieht; sie bindet, mildert, gleicht aus; sie ist schöpferisch, bereichert und läßt Quellen sprudeln. Sie schützt den Mann vor der Jagd nach Seifenblasen, vor der Oede des Wirthshauses; sie bewahrt das Weib vor widerlicher Leere und dem Melodrama der sogenannten Unverstandenheit. An die Stelle gesunder, sinnenfroher Elternschaft tritt durch das

Kein-, Ein- und Zweikindersystem leicht die unsaubere Liebschaft mit dem „Dritten", die üble Fratze der großen Liebe und ihrer Tragik. Der Menschheit Durchschnitt ist nicht reich genug, um ohne Kinder Werthe zu entfalten. Kinderlosigkeit oder wenige Kinder: Das bedeutet Verarmung. Es ist, als räche sich die Seele an der körperlichen Unfruchtbarkeit.

Aber die Frage hat noch ein anderes Gesicht. Ein sehr ernstes Gesicht. Die gute Naivetät, mit der man in einfacheren Zeiten Kinder als Pfand Gottes nahm, wich zum Theil einem vertiefteren Verantwortungsgefühl. Wich Dem: Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf. Eltern möchten ihren Kindern bieten, was ihnen selbst versagt war, freie Berufswahl, Studium, künstlerische Ausbildung. Weit hierüber hinaus wird die Beschränkung der Kinderzahl für große Massen des Arbeiterstandes (ohne den Rückhalt einer gesicherten öffentlichen Jugendfürsorge) zur Voraussetzung der Selbsterhaltung. Wo man von der Hand in den Mund lebt, wo die Frau erwerben muß, wo jede Krankheit mit Armuth bedroht, jede Schwangerschaft und Entbindung erhöhte Auslagen bei verringerten Einnahmen bedeutet und vom Schreckgespenst der Verschuldung begleitet ist: da wird die Beschränkung der Kinderzahl zum Ausdruck bewußter und tapferer Enthaltsamkeit, von Beherrschung und Vorsorge. Besser weniger als hungernde Kinder.

Privatwirthschaftlich ist es besser. Volkswirthschaftlich aber geht es ans Kapital (sowohl nach Quantität als auch nach Wesensart), wenn die Geburtenziffer stark abnimmt. Eine gute Weile mag der Rückgang verschleiert bleiben durch die Abnahme der Sterblichkeit, namentlich der Säuglingsterblichkeit. Doch die Abnahme der Sterblichkeit hat und behält ihre feste Grenze an der Gewißheit des Todes. „Sicherer, daß ein Mensch Vorfahren hat, als daß er Nachkommen haben werde." Die Abnahme der Geburten kann weiter gehen, bis zur Selbstvernichtung. Bedeutet doch sinkende Sterblichkeit zum Theil Volksvergreisung und Verkränkelung. Zu viele schwächliche Kinder, zu viele Untaugliche, zu viele alte und sieche Menschen erhält unsere ärztliche Kunst und Hygiene. Wo nicht Verjüngung durch einen guten Geburtenstand entgegenwirkt, lauert der Niedergang.

Eine weitere Verschlimmerung droht, weil es der klügere, seiner Verantwortung bewußtere Theil der großen Massen, weil es der Arbeiter Elite ist, die ihre Kinderzahl beschränkt und deren Gebärtüchtigkeit dadurch (vielleicht) auch potentiell abnimmt. Inländisches Lumpenproletariat kennt gleich ausländischen Kulis

keine Voraussicht. Keine Sorge um den Nachwuchs hemmt ihre brutale Vermehrungfähigkeit. Allseitig und empfindlich ist so neben der Zahl die Volksart bedroht. Schon erörterten organisirte Arbeiter (also die intelligentesten ihrer Klasse) den „Gebärstrike". Sie werden keinen Gebärstrike organisiren. Gewiß nicht. Aber die bloße Erörterung ist zugleich Symptom und Suggestion.

Ein innerer Feind saugt uns das Mark aus den Knochen. Langsam, aber sicher. Griechenland und Rom gingen unter. Alte Kulturen erlagen zu allen Zeiten dem Ansturm junger, zeugungfroher Barbaren.

Wie stellt sich Gesellschaft und Staat dazu? Glauben sie, durch Versicherunganfätze, Stillprämien, Säuglingheime und Jugendschutzkongresse, durch all solche unzureichenden, zerstreuten und gelegentlichen Veranstaltungen den Feind zu bannen? Ganz andere Rüstung, starke und kostbare Rüstung ist nöthig, wollen wir in später Stunde siegen; wollen wir den organisirten, aber heimlich sein Werk treibenden „Gebärstrike" durch organisirte, mit Kultur gewappnete Gesetzesmacht niederringen.

Noch immer geht der Geist des alten Malthus um. Tief eingenistet unserem öffentlichen Bewußtsein, unserem öffentlichen und bürgerlichen Recht. Prämien setzt er auf die Gewissenlosigkeit ehelicher und unehelicher Väter; Lasten und Schande häuft er auf eheliche und uneheliche Mütter. Seine schwersten Sünden sind seine Verstöße gegen den Heiligen Geist der Kinderrechte; sie macht er zu einem Wechselbalg, sie giebt er preis allen Zufällen der Umwelt. „Es mag hart erscheinen, daß Mutter und Kind für die Schlechtigkeit des Vaters leiden sollen, aber es ist eins der unabänderlichsten Naturgesetze zur Verhinderung der stets drohenden Uebervölkerung." So Malthus. Als einzige Eindämmungmöglichkeit gilt ihm Schande und Noth ihrer Opfer. Da meist nur bei der Frau das Vergehen nachweisbar ist, sie die Gesellschaft stärker belastet als der Mann, so muß sie (nach Malthus) auch die größere Brandmarkung und Verelendung treffen; sie und ihr Kind; mögen sie zu Grunde gehen; der Staat hat der Mäuler all zu viele. Diese Lehre, die in England rasch Wurzel faßte, fiel in die Zeit, da man in Frankreich die Erkundung der Vaterschaft verbot. Siegend zog sie von Land zu Land, behauptete sich länger als ein Jahrhundert. Noch heute tönt aus unserem Armenwesen, unserem Familienrecht das Echo der Uebervölkerunglehre. Ein Vater und sein uneheliches Kind gelten nicht als verwandt; es gehört in die Mutterfamilie; Alimente nach dem Stand der Mutter. So ist die uneheliche Vaterschaft nach wie vor mühelos und preiswerth.

Nicht eher werden wir des Neomalthus Herr, bis wir den Malthus mit Pech und Schwefel ausräuchern. Als Malthus sein Werk über die Bevölkerung schrieb, als Napoleon sprach: „La recherche de la paternité est interdite“, zeigte die Statistik fast in ganz Europa ein rasches Steigen der Geburten. Im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhundert waren in Irland zwei Millionen Einwohner mehr als heute hungernd zusammengedrängt. Noch hatten Dampfschiff und Eisenbahn den Erdball der Auswanderung und dem Weltmarktverkehr nicht erschlossen. Todbringende Armuth und geschlechtliche Enthaltsamkeit aus Furcht vor Armuth: Das sind nach Malthus die unerläßlichen Regulatoren zur Erhaltung des Gleichgewichtes von Bevölkerung und Unterhaltmitteln. An die malthusische Uebervölkerungtendenz schloß sich Darwins natürliche Auslese und Ricardos ehernes Lohngesetz. Dreifache „Vogelscheuchen“ sozialer Reform. Sie alle sind wissenschaftlich heute tot und begraben. Allein sie spuken weiter im Gesetz und im Bewußtsein seiner Ausleger und Vollstrecker. Sie beherrschen noch immer unser gesellschaftliches Sein. Als gewaltige Rächer der vergewaltigten Natur zeugten sie den Neomalthus. Und damit die Gefahr der Untervölkerung.

Schon muß Frankreich auf den dreijährigen Militärdienst zurückgreifen. Doch schuf sich Frankreich auch ein neues Kinderrecht in trefflichen Gesetzen. Ihm folgten Ungarn, England und Belgien. Gesondert vom Rechte der Erwachsenen haben sie einen großen Theil des Jugendschutzes einheitlich geordnet, haben in praxi eine soziale Theorie des Kinderrechtes fest begründet.

Diesen Weg muß auch Deutschland gehen, muß ihn breit und tief anlegen, ihn ausbauen, bis aus der Wildniß urbarer Boden, gesegnetes Kinderland wird. Bis eine soziale Theorie der Kinderrechte, eine Soziologie des Kindes rein und stark sich herausbildet. Ansätze hierzu sind in Fülle verstreut. Längst wich die elterliche Gewaltherrschaft römischer Herkunft dem Kinderrecht auf elterliche Fürsorge. Seine Erfüllung überwacht und ergänzt der Staat. Neben dem bürgerlichen besteht schon heute ein öffentliches Kinderrecht auf Erziehung, Schutz und Schonung, das mit der Zukunft des Kindes die Zukunft der Gesellschaft sichern will. In diesem Sinn entstand die Volksschulpflicht, entstanden Verbote und Beschränkungen kindlicher Erwerbsarbeiten; Gebiete, wo unendlich viel zu erweitern und zu erneuern bleibt. Doch schon in unzulänglicher Gestalt mehren und erschweren diese und andere staatliche Anforderungen vielfach die elterlichen Lasten und Aufgaben, ohne entsprechende öffentliche Hilfe zu ihrer Be-

wältigung. Waren doch Kinder früher nicht nur Münder, Verzehrer, sondern auch „Hände, Helfer, schon im zartesten Alter." Der Staat befiehlt hier, verbietet dort, ohne die gegebene Folgerung seiner obervormundschaftlichen Eingriffe in die den Eltern verbliebenen Bestimmungrechte zu ziehen. Kinderelend und Geburtenabnahme sind die Quittung für sein Versagen.

So lange man beim Kampf für höchste Werthe um Pfennige feilscht, so lange die öffentliche Jugendfürsorge Stück- und Flickwerk bleibt, so lange wird auch der Gedanke an den Gebärstrike fortwuchern. Nicht Armenpflege noch Wohlthätigkeit, nicht Jung-Deutschland noch Jung-Centrum kann das Rad einer bösen Entwickelung aufhalten. Ohne systematisch-großzügigen Jugendschutz für alle Stadien kindlichen Lebens von der Geburt bis zur Mündigkeit, ohne öffentliche Wahrung und Unterstützung der Elternschaft im Ausmaß unserer ganzen hygienischen und erziehlichen Kultur wird mit der Zahl auch die Volkswesenheit sinken.

Helene Simon.

Selbstanzeige.

Maskenkünste. Betrachtungen und Charakteristiken. Verlag von G. D. W. Callwey in München.

Obgleich ich das Theaterleben der letzten zehn Jahre in dreifacher Eigenschaft, als Schauspieler, Regisseur und Intendant, und immer mit Lebhaftigkeit verfolgt habe, schrieb ich doch nicht öfter als zweimal jährlich. Das Wichtigste aber glaube ich dabei aufgegriffen zu haben und lege es in diesem zweiten Band meiner „Schauspielersehnsucht" vor. Das Theater ist mir Ziel und Mittelpunkt. Ich weiß Manches von ihm, doch ohne exakte wissenschaftliche Unterlage. Das intuitive Gefühl vom Wesen und Wirken des Theaters bestimmt meinen Standpunkt, der deshalb nur wenig von der Geschichte und der zeitgenössischen Kritik beeinflußt ist. Aber gerade deshalb auch ists keine Kampfschrift geworden; höchstens ein Bekenntniß. Wenn ich aber heute auf die zahllosen „Revolutionen des Theaters" der letzten zwei Jahrzehnte zurückblicke und ihre Resultate abschätze, so merke ich, daß mich mein Gefühl stets gut berathen hatte; und so, hoffe ich, wirds auch mit den Urtheilen sein, die nun in den „Maskenkünsten" stehen.

Wien. Ferdinand Gregori.

Delacroix und die Anderen.*)

Das Farbige war Delacroix' Blut, seine Sprache, sein Leben, der ganz organische Bestandtheil einer unübersehbaren Welt, war trotz allem Verstandes- und Gesetzmäßigen, das ihn leitete, von dem wir winzige Bruchstücke erblicken können, räthselhaft wie der Blick auf ein Antlitz, in dem wir plötzlich, weil die Stirn sich ein Wenig verzieht, weil der Mund einen Laut ausstößt, in einer Sekunde ein Verbrechen, ein Unglück, ein Drama, eine höchst verwickelte Situation entdecken. Seine Farben sind wie seine Natur; und Das, was uns bei ihm Natur scheint, ist wie seine Farben. Wir wissen, wie gewissenhaft er studirte. Doch scheint er nicht den Umweg über die Natur gebraucht zu haben, um seine Menschen lebendig zu machen. Sie sind nur für das Bild gedacht, sind Lichter und Schatten. Auch die Ophelia im Wasser, der Christ im Oelgarten, die Kreuzfahrer sind

*) Ein neues Buch von Meier-Graefe. Bei Piper in München erscheints und heißt „Eugène Delacroix; Beiträge zu einer Analyse. Mit hundertfünfundvierzig Abbildungen, zwei Faksimiles und einer Anzahl unveröffentlichter Briefe". Name und Wesenheit des Autors bürgen dafür, daß in dem Buch nicht nur, nach dem Schnürchen, von Delacroix geredet wird. Auch von Rubens und Poussin, Rembrandt und Tizian, Rafael und Van Gogh; von allen Zeiten und Zonen würdigen Kunstbetriebes. Herr Meier-Graefe hat in seinem Vaterland, das sich so gern und unmuthig gegen Persönlichkeit wehrt, viel Feindschaft geerntet; in die Farbe scheeler Wuth erblühte besonders, seit er, der oft allzu blind eifernde Wegbahner jungen Wollens, sich schroff gegen eine Homunkelkunst gewandt hat, die von kalten Rechnern aus dem Verstand gezeugt werden soll. Größer ist seitdem aber auch die Schaar Derer geworden, die an ihm noch die scheckige Seelenhaut, in ihm noch das Sprühteufelchen lieben. Das quirlt, wie der bocksfüßige Schwarze in der Kinderspielflasche, nach oben, wenn auf die empfindliche Stelle gedrückt worden ist. Speit auf Boecklin, nennt, fuchtelnd, den noblen Velazquez einen üblen Kitchier, rempelt auch mal Liebermanns Kunstpolitik an und freut sich allerlei lauten Getoses. Doch dahinter wacht ein ernster Wille zu feiner Kunst und Kultur. Der hat uns die deutsche Jahrhundertausstellung beschert, den Pfad des armen Marées erhellt, Deutsche den Greco sehen, empfinden gelehrt und Bücher geschaffen, die den Ton und den Duft anmuthig gährender Persönlichkeit haben. Ein höllisch, zum Entzücken gar lehrreiches Symptom ists, daß die Hauptprovinzen der Presse sich ihm fast völlig verschließen. Was wird nicht in die Kritik Bildender Kunst zugelassen! Dieser? Höchstens als für kurze Frist geduldeter Gast. Doppelt nöthig ists drum, auf seine Bücher hinzuweisen und, immer wieder, den Landsleuten zu sagen: Lest; und seid, noch im Zorn über seine Schrullen, froh, daß er ist.

Lichter und Schatten. Und sie erscheinen uns deshalb im Bild so natürlich wie die räthselhaften Erscheinungen der Luft und des Lichts in der Natur, vielleicht sogar natürlicher als in den Werken der Dichter. Das Eine, das Delacroix giebt, indem er sich auf das Bildhafte beschränkt, giebt so vollkommen alles Uebrige, daß wir, fern von dem Werk, das Gedenken an die Gestalten mit uns tragen, so, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Sind seine Thiere Natur? Wir wissen von Taine über Delacroix' Thierstudien*) und besitzen viele Dokumente darüber von Delacroix selbst. Doch erklären sie nicht die Wahrscheinlichkeit seiner Löwen, Tiger und Panther. Man sieht selten Löwen bei uns in der Wirklichkeit, die nicht ein Bischen komisch wirken. Delacroix wird in der Natur auch keine anderen gesehen haben. Er hat mehr an den zahmen Katzen gelernt als an den Raubthieren im Jardin des Plantes, wo er mit Barye zeichnete. Sein Schüler Planet erzählt, daß ihm, als er einmal für Delacroix eine Palme malen sollte und kein Modell zur Hand war, der Meister einen Topf Nelken gab mit der Weisung, ihn für die Palme zu benutzen.**) Auf gleichem Weg wurde vielleicht der Hühnerknochen, den der Kater verzehrte, zu dem Kadaver des Inders, den der Löwe zerfleischt. Doch sind die Löwen, Tiger, Panther usw. wilde Bestien, die irgendwo in der Wildniß hausen. Man glaubt an diese Rachen, diese „mâchoire montée sur deux pattes", wie Taine sagt; noch mehr an das Fletschen des Rachens, an das Schleichende, Geduckte und das Phantastische der Sprünge, an die ungeheuerlichen Kämpfe, an das Hingeschleuderte, Gelähmte, Lächerliche der Beute unter den Pranken. Und Das ist, Alles, trotz der Wahrheit nicht schrecklich, sondern weich und anziehend, daß man streicheln möchte. Man sieht dem Furchtbaren zu wie einem Fest.

So wirken alle Dramen von Delacroix. Die Handlung giebt ihr aktuelles Element einer höheren Welt ab und erscheint nur noch als bewegte Form. Das Höhere, das eigentlich Löwenhafte ist die Hand des Malers. „Quand Delacroix peint", schrieb Van Gogh, der auch

---

*) In seiner „Philosophie de l'art en Italie" (Paris 1866) spricht Taine von den „Divinations zoologiques de Delacroix". Delacroix erzählte ihm von seinen anatomischen Studien nach einem toten Löwen. „Ce qui l'avait le plus frappé, c'est que la patte antérieure du lion était le bras monstrueux d'un homme, mais tordu et renversé. Selon lui il y a ainsi dans toutes les formes humaines des formes animales plus ou moins vagues qu'il s'agit de démêler; et il ajoutait qu'en poursuivant l'étude de ces analogies entre les animaux et l'homme on arrive à découvrir en celuici ses instincts plus ou moins vagues par lesquels sa nature intime le rapproche de tel ou tel animal."

**) Delacroix fügte hinzu: „Tout ce qui dans la nature se rapproche en petit ou en grand de l'objet que vous avez à peindre doit vous servir, à défaut du modèle véritable."

Etwas von der gleichen Art besaß, „c'est comme le lion qui dévore le morceau“. Ich habe die große Skizze mit dem Löwen und dem toten Pferd vor mir, das Motiv, das ähnlich in der Lithographie von 1844 wiederkommt. Auf dem Bild liegt der Leichnam des Gaules auf der rechten Seite. Der Löwe ist von links darauf gesprungen und hat beide Vorderpranken, die ungeheuren Hebel einer Höllenmaschine, auf dem Kadaver. Der Kopf blickt fletschend zurück nach einem verborgenen Feind, der auch auf die Beute lauert. Das ganze Bild ist in ein paar Stunden gemalt, die Leinwand ist kaum bedeckt. Man sieht nur die Bewegung, die aufs Aeußerste gespannte Vitalität des Raubthiers, das absolut Tote der Beute. Die Bewegung des Löwen füllt das ganze Bild. Ein Blond, von etwas Weiß in den Lichtern erhellt, geschwärzt in den kolossalen Konturen, dehnt sich über die ganez Fläche und scheint das fahle Grau des Kadavers zu verschlingen. Die pfeilschnellen Striche sind wie Miasmen des Löwenhaften. Das Schauspiel steckt in der ganzen Atmosphäre.

Das Schauspiel ist durchaus nicht immer tragisch, der Löwe ist nie eo ipso das schreckliche Ungeheuer; er ist Das, was Delacroix aus ihm macht. In dem „Daniel in der Löwengrube“ unterwerfen sich die Bestien gehorsam der Legende, wie gebannt von dem Zauber eines Orpheus, und die Wildheit, die ihnen Delacroix läßt, paart sich mit einer Nuance von Komik. Und die Komik ist keineswegs willkürlich, entstammt so gut der Natur wie das Grausige. Sie interpretirt eben so sicher das Motiv, das nicht geistvoller dargestellt werden könnte, wie eine thatsächliche Eigenschaft der Thiere. So ist es immer bei Delacroix. „Nul après Shakespeare“, schrieb Baudelaire, „n'excelle comme Delacroix à fondre dans une unité mystérieuse le drame et la vérite!“ Das unterscheidet ihn von allen Nachfolgern. Sie sind nicht weniger wahr, aber ihre Wahrheit hat nicht den Preis der seinen, ist nie den Gefahren der seinen ausgesetzt, überwindet sie nicht so siegreich. Nie erscheint die Natur als das Primäre, das ihn zur Gestaltung trieb. Sie bleibt das Mittel, eine gehorsame Gehilfin. Thiere, Menschen, Landschaft, selbst die gleichgiltigsten Dinge spielen das Stück, das er aufführt. Aber die Gehilfin büßt nie ihre Würde ein. Sie muß sich Opfer gefallen lassen, nothwendige, rationelle Opfer, die der Kritik zu Zeiten Delacroix' und auch ihm selbst, dem unerbittlichsten seiner Kritiker, manchmal wie Fehler erschienen, die wir, an Opfer nur zu Gewöhnte, nicht mehr bemerken; nie wird sie zur mißhandelten Sklavin. Gleich neben unserer Bewunderung der kühnen Phantasie steht die sichere Zuversicht: Das muß so sein. Die Möglichkeit, Delacroix könne je gegen die Natur sündigen, ist ausgeschlossen. Man führt diesen Eindruck gern allein auf die Macht der Empfindung zurück, die keine Kontrole erlaubt. Aber auch solche Erklärungen sind unkontrolirbar. Die Sicherheit Delacroix' beruht auf dem Reichthum des Repertoire, das für alle Empfindungen, für alle Uebertreibungen im Namen der Empfindung, Belege des Natürlichen bereit hat.

Diese größte Eigenschaft entfernt Delacroix ein Wenig von seinen lateinischen Verwandten, auch von seinem geliebten Rubens, und nähert ihn dem großen Erhöher der nordischen Vorstellungwelt. Rembrandt hat an der Genesis Delacroix' keinen unmittelbaren Antheil. Den Werdenden trieb es immer wieder, das Ungestüme seiner Jugend an der stillen Erhabenheit des Urbinaten zu klären. Ueber der Auseinandersetzung mit Veronese und Rubens und mit dem Gegensatz zwischen Rubens und Raffael, in dem er einen der vielen Gegensätze seines eigenen Wesens wiederfand, vergaß er anfangs den Dritten, der von Beiden gleich fern war. Rubens und Raffael waren ihm Gehilfen. Er soll morgens, bevor er an die Malerei ging, immer ein paar Augenblicke nach Werken der Beiden gezeichnet haben. Wir können uns denken, daß er, wenn der rubenshafte Drang die Hand zittern machte, nach Raffael griff, um sich ruhig zu machen; wenn er die gefürchtete „Paresse" fühlte, die Lässigkeit des Träumenden, der das Bild lieber im Geiste behielt, nach Rubens. Die Beziehung zu Rembrandt war platonischer, stellte sich ohne sein Dazuthun ein, kam mit der Reife. Sie giebt der Maniera magnifica die sonore Tiefe.

Im „Journal" kann man das Verhältniß verfolgen. In den ersten Jahrzehnten kommt kaum der Name vor. Raffael ist der Gott Die schöne Geste, die Perfektion in jeder Einzelheit, die Majestät der Gestalten des Urbinaten gehen ihm über Alles. 1851 vertraut er dem Tagebuch eine „Blasphemie" an. Er hat mit unbegreiflicher Härte die vermeintliche Trockenheit und Inkohärenz der Theile in den Bildern Poussins gerügt und findet den selben Mangel an Zusammenhang in Raffael. Wie anders Rembrandt! Vielleicht, schreibt er, wird man entdecken, daß Rembrandt ein viel größerer Maler als Raffael war. Er beschränkt die Ueberlegenheit nicht nach bekanntem Rezept auf das handwerkliche Gebiet. Wohl ist ihm Rembrandt mehr Maler, „plus nativement peintre", zugleich aber auch ein schlechterdings höherer Werth, der Repräsentant eines größeren Ausdrucks, eines geistigeren Begriffs der Wahrheit. Rembrandt besitzt vielleicht nicht im Einzelnen die absolute Erhabenheit, die der Größe gewisser Gegenstände Raffaels entspricht; dafür besitzt er sie in der Erfassung des Motivs, in der tiefen Einfalt des Ausdrucks.

Auf einer Seite des „Journal" von 1853 kommt es zu einer weitgehenden Auseinandersetzung mit Rembrandt, Rubens und den Venezianern, aus der sich die Stellung zu Rembrandt mit aller Deutlichkeit ergiebt. Es ist von den Verzichten die Rede, die das Malen verlangt. Delacroix glaubt an die Nothwendigkeit vieler Opfer, aber mag nicht, daß der Künstler sie sehen läßt. Rembrandt erreicht mit diesen sichtbaren Opfern schöne Wirkungen, und an ihm stört die Art nicht, weil sie ihm natürlich ist. Dem Schreiber des „Journal" wären sie nicht natürlich. Auf diese Betrachtung bringt ihn das soeben gemalte Portrait des Sammlers Bruyas, das in jeder Hinsicht vollendetste der wenigen Bildnisse. „Rembrandt hätte nur den Kopf gezeigt,

Hände und Kleidung wären kaum angedeutet worden. Ohne sagen zu wollen, daß mir die Art, die alle Einzelheiten gemäß ihrer Bedeutung sehen läßt, unbedingt lieber ist (denn ich verehre Rembrandt über alle Maßen), fühle ich, daß mir seine Wirkungen nicht liegen. Darin gehöre ich zu den Italienern. Veronese ist das Nec-plus-ultra der Darstellung aller Theile, auch Rubens, der vielleicht in seinen pathetischen Bildern vor Veronese den Vortheil besitzt, mit gewissen Uebertreibungen die Aufmerksamkeit auf die Hauptsache zu lenken und die Stärke des Ausdrucks zu vergrößern. Bei Alledem liegt in dieser Art etwas Künstliches, das eben so fühlbar und vielleicht noch fühlbarer ist als die Verzichte Rembrandts und das Unbestimmte seiner nebensächlichen Dinge. Weder der Eine noch der Andere befriedigen mich ganz für Das, was ich brauche. Ich möchte (und glaube, ich erreiche es oft), daß das Künstliche gar nicht gefühlt und das Wichtige doch hervorgehoben wird. Das läßt sich wiederum nur mit Verzichten erreichen. Aber diese Opfer müssen, um meinen Wünschen genug zu thun, viel versteckter (infiniment plus délicats) sein als in der Art Rembrandts." So weit der Theoretiker und Kritiker Delacroix, der, trotz seinem einzigartigen Scharfsinn, immer weit hinter der Intuition des Malers zurück blieb. Er hat hier das Wesentliche seines Verhältnisses zu Rembrandt mindestens angedeutet. Die Ergänzung ist leicht in den Bildern zu finden.

Der „Daniel in der Löwengrube" ist eine der vielen Brücken und wohl die deutlichste. Es giebt zwei Fassungen des Motivs. Die erste, im Museum von Montpellier, wo auch der Bruyas hängt, entstand 1849; die zweite, viel glücklichere, in der Sammlung Behrens in Hamburg, ist 1853 datirt. Beide weisen, und zwar in ganz verschiedener Art, auf die Welt Rembrandts. Die erste Fassung erinnert sogar in einer Schwäche der Komposition an ihn, dem etwas willkürlichen Ausschnitt mit den Zuschauern oberhalb der Höhle. Etwas von nordischer Unbeholfenheit steckt in dem Bild, von der Schwerfälligkeit der Engel Rembrandts, von dem Rembrandt der mittleren Zeit, als die Wucht noch nicht alle Einzelheiten gleichmäßig durchdrang. Ich glaube, Delacroix hat diese Schwere wie Würze genossen, so, wie sie uns erscheint, wenn wir im Louvre nach der Schwelgerei in den Venezianern vor das Dunkel des Holländers treten. Er hat sie oft als Würze in seinen eigenen Bildern, wo sie dem kühnen Schwung irgendwo eine wohlbewußte Hemmung entgegensetzt, wie um unsere Lust einen Augenblick zum Bewußtsein kommen zu lassen. Diese beschwichtigende Hemmung, die zu Steigerungen führt, trägt auch in der späteren Fassung des Daniel zu der geheimnißvollen Wirkung bei. Das Bild wirkt langsamer als das frühere. Es sieht dunkler aus, dunkel wie ein Rembrandt. Aber das Dunkel ist wie bei Rembrandt Tiefe. Es hindert nicht die Gestalten. Sie erscheinen viel harmonischer und reiner als auf der ersten Fassung. Alles, was dort Materie blieb, ist hier Geist geworden. Auch das Rembrandthafte schein vergeistigt. Die Be-

wegung, die der alte Meister mit gehäuften Farben erreichte, kommt mit einem spiegelglatten dünnen Auftrag zu Stande und läßt trotzdem die ganze Fläche fibriren, sondert trotzdem die Licht- und Schattentheile zu ordnenden Massen. Der Pinsel entlockt spielend die Erscheinung der Fläche. Die drollige Löwin im Hintergrund links ist noch halb Pinselstrich geblieben und scheint die zarte Farbe zu lecken, die sie entstehen ließ. Trotzdem dröhnt die Höhle von der Wucht der Körper. Der Engel, kräftig wie der Engel Rembrandts auf dem Tobiasbild des Louvre, hat doch das Magische, das unsere Vorstellung beflügelt. Und das Magische ist ein tiefer, aber kristallklarer Farbenakkord, mit einem gedämpften Rosa im Licht, da wo sich die Erscheinung zu der rührenden Jünglingsgestalt verdichtet, und einem leuchtenden Smaragd im Dunkel. Man versteht, was in dem „Journal" mit den „delikateren" Opfern gemeint ist.

Delacroix steht zu Rembrandt wie zu Raffael. Der Vorgänger erscheint wie die breite Vorstufe einer rein geistigen Macht. Poussin steht ähnlich zu Tizian. Nur bedroht seinen Verzicht die Durchsichtigkeit der wundervollen Methode. Delacroix scheint Rembrandt zu lösen und wiederum gleich dicht und mächtig zu einer nicht weniger tiefen Mystik zusammenzuballen. Vergessen wir nicht, daß, wenn auch der Maler Delacroix ohne Rembrandt zu denken ist, wir nicht fähig wären, ihn zubegreifen, hätte nicht Rembrandt jene Welt von Gleichnissen erschlossen.

Die Thierbilder haben Delacroix die kühnsten Gleichnisse gegeben. Auf einem Bild, das 1856 datirt ist*), wird eine halbnackte Frau von einem Tiger angefallen. Die Situation ist, in die Wirklichkeit übertragen, so graß wie möglich. Die Bestie beißt die Unglückliche in die Brust. Der Künstler erfindet eine das Bild wie eine lose Schlinge durchziehende Arabeske. Thier und Mensch werden eins. Der schmerzliche Seufzer, mit dem die Getroffene über den geschmeidigen Leib des Tigers hinsinkt, könnte höchste Wollust sein. Und nichts wie eine wahrhaft göttliche Wollust empfindet man beim Betrachten der blutigen Idylle. Eine verwandte Umschlingung von Mann und Löwin hat Robaut in seiner schönen Faksimile-Sammlung lithographirt. Der Mann mit dem Schwert in der Faust liegt (halb sitzend) auf der Erde. Die Bestie umarmt ihn mit einer ungeheuerlichen Geberde. Die Sachlichkeit, mit der der Besiegte, dem nicht einmal zum Entsetzen Zeit bleibt, und der möderische Mechanismus der Löwin erfaßt ist, rivalisirt mit der statuarischen Größe der Gruppe.

Wie viele Monumente stecken in Delacroix! Manche seiner Thierbilder, wo die Bestie sich allein in Umrissen, die Gebirgen gleichen, vom Horizont abhebt, könnten, meint man, so, wie sie sind, in Plastik übertragen werden. Nie wurde es versucht. Nie hat ein Barye diese Monumente geahnt. Rodin kam in sehr seltenen Momenten in

*) Robaut legt es in das Jahr 1852.

die Nähe der Sphäre. Neuere haben sich durch schematische Vereinfachungen die Arbeit zu leicht gemacht. Delacroix' Vereinfachung ist immer ein Bereichern der Natur, nicht nach einer Richtung, sondern nach unzähligen. Nie hemmt das Plastische die Fülle des Malerischen. Da, wo man soeben noch das Statuarische der Gruppen bewunderte, löst die Farbe Alles in fließenden Prunk. Auf der Löwenjagd der Sammlung Wolde formen sich unmerklich die farbigen Flecken zu gewundenen, gestreckten, springenden Leibern. In der Löwenjagd der Akademie in Petersburg ist der Vorgang zu einer fließenden Materie geworden, deren hinreißende Schönheit die Gespanntheit des Motivs überwindet. Die blauen Töne auf der rechten Seite des Bildes, wo sich nur die Landschaft den Blicken zeigt, halten die stark bewegte Szene auf der anderen Seite im Gleichgewicht und produziren die Quelle des Rhythmus, der sich über die ganze Fläche ergießt.

Das große Löwenbild von 1854, im Museum von Bordeaux, war die reichste Beute dieser unerschöpflichen Jagdgründe des Künstlers. Es wurde 1870 durch den Brand des Rathhauses von Bordeaux schwer beschädigt. Wir können uns aber mit dem übrig gebliebenen Fragment und der ein Jahr später gemalten viel kleineren Variante, in der nur die Landschaft wesentlich verändert ist, einen Begriff von dem Werk machen. Es hat ungefähr das Format der großen Löwenjagd von Rubens in der Münchener Pinakothek (3,60 breit, 2,60 hoch) und erscheint vielleicht schon aus diesem Grund als der am Meisten rubenshafte Delacroix. Es ist eine seiner kühnsten und wildesten Phantasien. Ein Knäuel von Löwentatzen, Löwenrachen, von flatternden Mähnen, sich bäumenden Leibern, von sprengenden und gestürzten Pferden, kämpfenden, schreienden, sterbenden Menschen, von Flinten und Säbeln, von flatternden bunten Mänteln und zerfetztem Fleisch. All Das findet man auch auf dem Rubens; auch das Temperament, auch die Wildheit. Ein ungeheurer Windstoß scheint auf dem münchener Bilde die Massen von links nach rechts in das Bild zu schleudern bis zu dem Pferd hin auf der äußersten Rechten, das dem Anprall mit stämmigen Beinen Stand zu halten scheint.

Wie oft wünscht man sich, die Macht zu haben, Bilder des selben Geistes oder die von dem selben Geist erscheinen und die der Zufall hierher oder dorthin gebracht hat, einmal auf eine Stunde zusammenzubringen, wie damals bei Kleinberger die beiden „Mirakel des Benoit". Was damals nur mit einer Fiktion möglich zu werden schien, die Ueberlegenheit der Erfindung Delacroix', Das ist jetzt beweisbar geworden. Von der Mitgift des Vorgängers ist jetzt wirklich nur noch allenfalls eine Idee übrig geblieben: der Vorwurf, eine Löwenjagd zu malen; und wir brauchen aus den gewohnten Faktoren des Vergleichs nichts, auch nicht die Komposition mehr auszuscheiden.

Die Ueberlegenheit gilt in jeder Hinsicht. Rubens ist trotz seiner Wucht von viel geringerer Dramatik. Er schleudert den Betrachter eben so nach einer einzigen Richtung wie die Massen des Bildes und

giebt mehr die Folgen der Handlung, die erregten Rosse, die stürzenden Reiter, die Leiche, als die Handlung selbst. Seine riesigen Einzelheiten scheinen die Bewegung eher zu hemmen als zu fördern; sie füllen und bedrängen uns, wie sie die große Leinwand des Bildes vom unteren Rande bis zum oberen hin füllen. Dieser empfindliche Mangel an Horizont (er wird nur unterhalb der Gruppe zwischen den Gliedern sichtbar und bleibt deshalb wirkungslos) drängt uns wiederum zu dem Detail. Wir stehen, wie wir uns auch stellen mögen, viel zu nah, um mehr als Einzelheiten zu sehen. Die Folge ist eine Verwirrung, die uns die Verehrung des Meisters als Wirkung der Größe auslegen läßt, die wir sonst Verworrenheit nennen würden. Delacroix hinderte die Bewunderung des Bildes nicht, diese Schwäche in ihrem ganzen Umfang zu erkennen.*)

Er giebt in seiner Jagd nicht weniger Einzelheiten. Wir sehen alle Phasen der Begebenheit, sehen sie, obwohl sie nicht so detaillirt sind, viel deutlicher, weil sie besser gegliedert sind und weil alles Wichtige, zum Beispiel: die Löwen (die bei Rubens zurücktreten), im ganzen Umfang gezeigt wird, aber sehen sie immer im Zusammenhang mit der centralen Handlung, dem Kampf, der Jagd. Das allein, das Kämpfen, das Jagen, die zuckende Bewegung, ist der wahre Gegenstand des Werkes; und es erscheint uns als solcher wesentlicher, natürlicher und bedeutender als der rubenssche Inhalt. Was kümmert uns in dem Rubens, daß da ein Mensch tot ist, da einer entsetzlich der ganzen Länge nach, mit dem Kopf zu unterst, hinstürzt und dabei sein von Schreck zerfetztes Gesicht zeigt, oder daß ein anderer, der auf der Erde liegt, noch gerade dem anderen Löwen ins Maul spießt? Mag Das möglich sein, obwohl Manches daran recht unwahrscheinlich aussieht; wir würden es weder in Wirklichkeit sehen, noch wollen wir es hier sehen, weil wir nicht so nah ständen, noch so nah stehen wollen. Aber den Kampf wollen wir, die Wuth der Angreifer, den Widerstand der Angegriffenen, die Lust am Kampf, nicht das Aufgeregte, sondern das Aufregende. Das giebt uns Delacroix in allen Nuancen, so, als wenn wir mitten darin wären, und doch so, daß wir frei bleiben, von keinem Entsetzen, nur von der Schönheit getroffen werden. Er erreicht diese ideale Nähe und Ferne mit der wunderbaren Komposition von Linie und Farbe, von Licht und Schatten. Vor Allem stellt er den Kampf in eine durchaus mitwirkende Landschaft, deren Betheiligung uns allein schon ein Objektiviren der

---

*) In seiner eingehenden Beschreibung des Bildes, das ihm freilich nur durch den Stich von Sontman bekannt war, sagt Delacroix, nachdem er alle Details und die wunderbare „Exécution“ bewundert hat: „Mais l'aspect est confus, l'oeil ne sait où se fixer, il a le sentiment d'un affreux désordre; il semble que l'art n'y a pas assez présidé pour augmenter par une prudente distribution ou par des sacrifices l'effet de tant d'inventions de génie.“

Handlung erleichtert; und dann macht er aus dem Kampf unmerklich, ohne ihn im Mindesten zu beschränken, eine riesige Woge, die in dem mittleren Reiter die Höhe erreicht und in wunderbaren unregelmäßigen Terrassen nach allen Seiten abfließt. Wir wissen nicht, ob die Bewegung den Kampf oder der Kampf die Bewegung bestimmt; aber sie leitet uns an, im Flug da ihre Stützpunkte zu suchen, wo die Flecken und Lichter, die Schatten und Dunkelheiten sitzen. Da sitzen auch die Hebel der prachtvollen Koloristik und da sitzen die Bewegungelemente der Thiere und Menschen, deren wir zur Erfassung und Ergänzung bedürfen. Glaubt man nicht in dem Bilde die Realisirung jener Forderung Delacroix' zu finden, die der Literat zwischen der Detaillirung des Rubens und den Verzichten Rembrandts suchte?

Der Rubens ist nicht ganz eigenhändig, lehrt uns die Kunstgeschichte. Deshalb thut die Ueberlegenheit Delacroix' in diesem Bilde dem großen Flämen keinen Abbruch. Doch fühlen wir, wenn wir es nicht wissen, daß die Eigenart der rubensschen Löwenjagd mit ihrer Macht und Schönheit und auch mit Allem, was uns daran im Vergleich mit dem Delacroix' als Schwächen erscheint, im Grunde von der Frage, ob Rubens das Bild selbst vom Anfang bis zu Ende gemalt hat, unabhängig ist. Nur sehr seltene Kenner vermögen in den großen Gemälden mit Sicherheit die Hand des Meisters von Schülerhänden zu unterscheiden; und diese Kennerschaft bedingt keine Steigerung des Genusses. Die Gesellen, die Rubens halfen, wußten, wie er es wollte. Er war zufrieden mit ihnen; wir sind es auch. Diese Unabhängigkeit des rubensschen Werkes ehrt den Meister und seine Zeit. Es war seine Größe, eine Welt hinzustellen, an deren Bau Viele die Hände rühren konnten, ohne sie zu verderben. Der Gedanke, der ihn beseelte, durchdrang die Anderen. Sie vermochten ihm zu folgen, sich ihm zu unterwerfen, ohne dumpfes Werkzeug zu werden. Sie waren Künstler, wurden Meister, nicht Meister wie Rubens, aber würdige Verwandte, die wir heute noch gern in seiner Nähe erblicken.

Delacroix' Größe war, allein eine Welt hinzustellen. Seine Gehilfen, wenn von ihnen überhaupt die Rede sein kann, waren namenlose Handlanger. Er ließ sich zuweilen von ihnen, wie er einmal mit einem Worte Tizians sagte, das Bett der Farbe bereiten, die primitive erste Deckung des Grundes bei großen Dekorationen, und sah selbst diesen Manipulationen mit Ungeduld und Mißtrauen zu. Es giebt keinen nicht eigenhändigen Delacroix. Das, was man bei Rubens Atelierstück nennt, dem der Meister allenfalls zuletzt ein paar Lichter aufsetzte, ist bei Delacroix Fälschung.

Den Begriff dieser Eigenhändigkeit sehen wir heute von dunklen Trabanten umgeben. Hinweise tragischer Art verbergen sich darunter. Er kann mit Bitterniß erfüllt sein und uns deshalb groß erscheinen, weil er allein steht. Er ist, aus Delacroix gewonnen, nothwendig höher als der Begriff, der sich mit dem gleichen Werth, auf Rubens angewendet, verbindet. Nicht Das entscheidet, daß Delacroix' Meister-

werke nur von seiner Hand sein können. Was geht uns der Eine an, der sich eine Persönlichkeit zurecht macht? Es ist das Wunderbare, daß wir an die Stelle des Persönlichen mit seinem bestimmten Namen, seinen Gewohnheiten, Lastern und Vorzügen einen großen Unbekannten setzen können, der nichts davon hatte, der ein Künstler war, wie Gott der Herrgott ist.

Delacroix' Bilder können nur von einer Hand gemalt sein, weil der ungeheure Komplex von Wirkungmöglichkeiten nur von einem Hirn erdacht und beherrscht werden konnte.

Rubens ist ein lachendes Ungeheuer. Wir hören ihn schmatzen, wenn er die Körper durcheinander wirft. Wir hörten die stillen Seufzer Rembrandts, von dem man auch sagen kann, er habe nur eigenhändige Bilder gemalt. Dieses Hervortreten des Persönlichen stört uns nicht. Es gehört zu unseren Lieblingen. Sie sind ohne Das nicht denkbar.

Delacroix hat uns eine höhere Gattung der Spezies Künstler erwiesen. Wir sehen keine Geberde an ihm, die nicht Form wäre, hören keinen Laut von seinen Lippen, der nicht in Melodie aufginge. Er ist ganz drin in der Kunst; der Mensch scheint überwunden. Er steht ganz außerhalb der Kunst; der Mensch ist Alles.

Bevor die Göttin, die Jahrtausende der Menschheit geleuchtet hatte, langsam begann, der fremden Epoche ihr Antlitz zu verschleiern, kam ihr Einer näher, als es je einem Sterblichen vergönnt war.

Er kam ihr so nah, daß man zwischen Beiden nicht mehr zu unterscheiden vermag.

Nikolassee. Julius Meier-Graefe.

Elektrogeschäfte.

Das Jahresergebniß der AEG hat ängstliche Gemüther beschwichtigt. Zum vierten Mal giebt diese Gesellschaft 14 Prozent Dividende. Man könnte meinen, daß diese Beständigkeit auch auf den Aktienkurs wirken müsse. Der gehorcht aber mehr dem Geist der Spekulation als den Gesetzen der Logik; 1910 thronte er auf der Höhe von 288 (die Dividende war von 13 auf 14 gestiegen); 1912 bewegte er sich zwischen 270 und 234; in diesem November (vor der Abtrennung des Dividendenscheins) pendelt er um 239. Ist das Aktienkapital der Gesellschaft heute um 50 Prozent weniger werth als in den vergnügtesten Tagen des Jahres 1910? Größe und Ertrag der Beschäftigung haben sich noch nicht verringert. Der fakturirte Umsatz ging über die Summe des Vorjahres um rund 60 Millionen hinaus; und in den ersten beiden Monaten der neuen Geschäftsperiode wurden für 30 Millionen mehr Aufträge gebucht als in den Parallelmonaten

1912. Aber es hieß, die AEG habe Arbeiter entlassen. Sie hat wirklich die Zahl ihrer Angestellten verkleinert (von 70 162 auf 68 711); sie konnte es (wie der Bericht hervorhebt), weil die verbesserten Fabrikationmethoden größere Leistung bei vermindertem Kraftaufwand ermöglichten. Das richtige Verhältniß zwischen den Bedingungen der Rentabilität und den Kosten zu finden, ist die wichtigste Aufgabe des Industriemannes. Die AEG bringt als Endsumme ihrer Bilanz die Ziffer: 463 Millionen. Solche Größen gab es noch vor zehn Jahren in der deutschen Industrie nicht. Sie zeigen die Höhe der wirthschaftlichen Leistung. Doch das Betriebskapital muß ohne stete Kreditanspannung aus sich heraus immer wieder erneut werden.

Die Elektroindustrie braucht Geld für theure Bauten und Anlagen. Die AEG hat in kurzer Zeit zweimal neues Kapital aufgenommen, um sich für große Werke stark zu machen. Im Dezember 1912 wurde das Aktienkapital von 130 auf 155 Millionen erhöht; im April 1913 wurde eine (zunächst fünfprozentige) Staffelanleihe von 30 Millionen aufgenommen. Der Zweck dieser Anleihe war die finanzielle Betheiligung an der von der AEG zu bauenden Schnellbahn Gesundbrunnen-Neukölln. Die letzten Finanzgeschäfte haben die Liquidität der Bilanz so gefördert, daß die Gesellschaft über ein Bankenguthaben von 77 Millionen verfügt. Trotzdem wünschen sich die Leiter des Unternehmens eine „Verlangsamung des Tempos“, die „die Erträgnisse der Arbeit vermuthlich nicht gefährden, wohl aber die Ueberanspannung der zwei- und dreischichtigen Produktion mildern und zugleich umfassendere Verbesserungen der Fabrikationmethoden“ ermöglichen würde. So offen hat noch nie Einer gesprochen; gedacht habens vielleicht auch schon Andere. Zwischen dem Wunsch, der ein Geschäftsgeheimniß entschleiert, und dem lauten Klagen über die Monopolgelüste der großen Firmen scheint ein Widerspruch zu klaffen. Wer ein langsameres Tempo im Lauf der Bestellungen und im Wachsen der Umsätze ersehnt, brauchte sich nicht um jedes winkende Geschäft zu bemühen. So scheint es. Aber der Große darf der Konkurrenz nicht den Vortritt lassen. Noch sind die Arbeitgebiete der Größten nicht von einander abgegrenzt und jeder will seine Hand überall haben. Die Gipfelzeit der Elektrizität kommt erst. „Die fortschreitende Elektrifizirung in Europa, besonders in Rußland, und außerhalb Europas bringt uns große Umsätze.“ Und weiter: „In Deutschland hat die Stromversorgung weiter Landesgebiete einen neuen Aufschwung erfahren durch die wachsende Erkenntniß, daß die Krafterzeugung an den Fundorten kalorischer und hydraulischer Energie centralisirt werden muß.“ So sagt der Geschäftsbericht der AEG: und erklärt damit selbst die (beseufzte) Schnelle des Tempos.

Die deutsche Elektroindustrie darf mit ihrer materiellen Leistung und dem Ertrag des Ausfuhr zufrieden sein. Im Werth des Exports schlägt sie ihre beiden stärksten Rivalen, die Vereinigten Staaten und England; im Ertrag wird sie nur von der amerikanischen Ziffer über-

troffen. Die statistische Stufenleiter ist: 1500, 1200 und 500 Millionen Mark. Die deutsche Ausfuhr bewerthete sich 1912 auf mehr als eine Viertelmilliarde Mark; sie übertraf ums Doppelte den Werth des amerikanischen Exports und ließ die britische Leistung um 150 Millionen hinter sich. 1913 brachte in den ersten neun Monaten 201 Millionen (gegen 162 im Vorjahr und 154 vor zwei Jahren). Der Hauptmarkt der deutschen Industrie ist Europa; draußen sind Großbritanien und die Vereinigten Staaten vornan. Natürlich: wer die niedrigsten Transportspesen hat, ist Sieger im Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt. Für die deutsche Elektrizitätindustrie ist die amerikanische Tarifreform nicht sehr wichtig. Die Zölle auf elektrotechnische Artikel sind herabgesetzt worden; aber nicht so tief, daß ein rasches Wachsthum der Ausfuhr zu erwarten ist. Die elektrotechnischen Produkte, die Deutschland der Union verkaufte, waren 1912 nur 2,3 Millionen werth. Das ist eine Bagatelle. In dem Gesammtbetrag fehlt ein wichtiger Artikel: Kohlenstifte. Deren Ausfuhrwerth hatte im letzten Jahr 1,4 Millionen betragen. Der neue Tarif setzt den Zoll auf Kohlenstifte von 35 auf 15 und von 65 auf 40 Cents für 100 Fuß herab. Danach könnte mit einer Chance gerechnet werden. Im Uebrigen ist es nicht möglich, gegen die amerikanischen Elektrizitätindustrie in ihrer Heimath aufzukommen, weil die Preisdifferenz zu Gunsten der Union den Zollsatz übersteigt. Daran ändert sich nichts.

Die berliner Stadtbahn wird elektrifizirt. Die Männer der Dampflokomotive sind unterlegen. Dafür haben sie in Amerika einen Triumph erlebt. Der Generaldirektor der Pennsylvaniabahn meint, daß sie fürs Erste noch ihren Platz behaupten können. Mr. Crawford hat aus einem Kostenanschlag, der ihm vorgelegt wurde, festgestellt, daß der Ersatz einer einzigen Dampflokomotive durch einen elektrischen Motor einen Aufwand von 200 000 Dollars erfordern würde. Zum Ersatz von 70 000 Lokomotiven wäre also ein Kapital von 14 Milliarden nöthig. Trotzdem: auch die Vereinigten Staaten können den elektrischen Strom nicht hemmen. Die Turbinen mahlen langsam, aber sicher. Für die berliner Stadtbahn sind zunächst sechzig Lokomotiven, von denen jede 95 000 Mark kostet, bestellt worden. Der Strom soll von zwei Kraftwerken (in Rummelsburg und Charlottenburg) geliefert werden, die für den Dienst der Stadt- und Ringbahn ausreichen. Jede dieser Centralen beherrscht ein Gebiet von zehn Quadratmeilen. Den großen Elektroconcerns bringt die Elektrifizirung der städtischen Schnellbahnen natürlich gute Bestellungen. Die deutschen Firmen werden auch an dem Bau der Untergrundbahnen in Wien und an der Elektrifizirung der dortigen Stadtbahn betheiligt sein. Für die Untergrundbahnen wird ein österreich-französisches Konsortium Kapital (150 Millionen Kronen) und Bau besorgen. Betheiligt sind AEG-Union, Siemens-Schuckert und die französische Gesellschaft „Omnium Lyonnais de Chemins de Fer et Tramways“. Hinter dem lyoner Unternehmen (Kapital 20 Millionen Francs) steht die Société Centrale

des Banques de Province, die mit einem Aktienkapital von 50 Millionen arbeitet. Das Betriebskapital der Untergrundbahnen wird in Aktien und Obligationen eingetheilt; und die Schuldverschreibungen sollen auf dem französischen Markt ihr Unterkommen finden. Dazu ist die Vermittelung der Société Centrale nöthig. Die Omnium hat auch die pariser Untergrundbahn gebaut; nun taucht sie im deutschen Sprachgebiet auf. Die ersten Pferdebahnen sind von den Engländern eingeführt worden; für Untergrundbahnen sorgen die Franzosen. Der Bund Wien-Paris kann wichtig werden. Wieder, wie einst bei der Südbahn, werden Frankreichs Sparer für die österreichischen Papiere interessirt. Von der Uebernahme industrieller Obligationen bis zur Partnerschaft bei Rentenemissionen ist nur ein Schritt. Die Elektrifizirung der Stadtbahn ist Sache der Staatsbahnverwaltung, die sich mit der Stadt Wien über die Stromlieferung verständigen muß.

Die Führer in der Elektroindustrie hatten geglaubt, das Eisenbahnnetz schneller an sich reißen zu können. Die Scheu vor den Kosten ist noch immer größer als die Freude am technischen Fortschritt. Der müßte so überwältigend sein, daß alles ängstliche Rechnen von selbst verstummte. In Bayern ist die Arithmetik Siegerin geblieben. Das große Walchenseekraftwerk war als Centrale für die Elektrifizirung der bayerischen Staatsbahnen gedacht. Aber der Elektriker denkt und der Finanzausschuß lenkt. Nichts ist mit den elektrischen Fernbahnen. Man wird weiter mit theurer Kohle feuern und sich auf die beiden ersten (kurzen) Versuchsstrecken beschränken. Die Dampflokomotiven, heißts, seien konstruktiv verbessert und dadurch wirthschaftlicher geworden. Die bayerische Regirung werde deshalb beim Dampf bleiben. Mr. Crawford, der Generalsuperintendent der Pensylvaniabahn, und Domdekan Dr. Pichler, der Eisenbahnreferent des Bayerischen Landtages, haben ein gleich lautendes Verdikt über die Elektrizität im Bahnbetrieb gefällt. Aber die Elektriker sagen: „Und sie bewegt sich doch!“ Und sie werden Recht behalten. Das Walchenseewerk soll bald „in Angriff genommen werden“. Hoffen und Harren! Licht und Arbeit haben andere Nährquellen (die neuen Laitzachwerke in Oberbayern werden 25 000 PS abgeben können); aber für den Bahnbetrieb wollte man etwas Großes schaffen: die Walchenseecentrale. Hätte man sie schon, dann wäre vielleicht der Gedanke verwirklicht worden, den Major von Donat, der Vater des Walchenseeplanes, angeregt hat: die Speisung des berliner Stadtbahnbetriebes mit der Wasserkraft des bayerischen Bergsees. 200 000 PS über eine Strecke von 700 Kilometern zu bringen, hält Donat weder für technisch unmöglich noch für zu kostspielig. Wenn seine Rechnung stimmt, würde sich der Plan gut rentiren. Doch ehe der Walchensee die Turbinen dreht, rollen die elektrischen Stadtbahnlokomotiven wohl längst über die Schienen. Und dann schlägt den großen Fernlinien die Stunde.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Dezember 1913.

Der Kern der Jesuitenfrage.

Daß der die Jesuiten betreffende Bundesrathsbeschluß vom achtundzwanzigsten November 1912 mit seiner unklaren Bestimmung des Begriffes der Ordensthätigkeit, insbesondere mit seinem Verbot jeglicher „religiösen Thätigkeit gegenüber Anderen“ sich nicht aufrechterhalten läßt, sollte eigentlich keinem Zweifel begegnen. Noch immer giebt es aber Leute, die die Unhaltbarkeit dieses Rechtszustandes nicht einsehen. Nicht bewußte Ungerechtigkeit, sondern der Popanz der Jesuitenfurcht, dessen Entstehung Dr. Jentsch früher einmal so anschaulich in der „Zukunft“ geschildert hat, läßt bei vielen Leuten sachliches Denken eben nicht aufkommen. Nur auf diesem Popanz beruht jenes Volksempfinden, das auch der Reichskanzler in seiner Rede im Dezember vorigen Jahres als entscheidend für die Erhaltung des Jesuitengesetzes bezeichnete. Daß die Jesuitenfrage ausschließlich als innerkirchliche Angelegenheit zu betrachten sei und ihre Behandlung gar keine Rücksicht auf Andersgläubige erfordere, soll damit nicht behauptet werden. Doch das Recht muß eine andere Grundlage haben als das verschwommene „Volksempfinden“. Der Kernpunkt der Jesuitenfrage liegt für jeden vorurtheilfreien Denker in der Erwägung: Kann heute noch in den dem Orden der Jesuiten gemachten Vorwürfen ein ausreichender Grund für das Verbot jesuitischer Niederlassungen als genossenschaftlicher Körperschaften gefunden werden? Eben so berechtigt ist aber auch die Frage, ob die einzelnen Mitgliedern

des Ordens gemachten Vorwürfe die gesetzlichen Maßnahmen rechtfertigen, die sich als Ausnahmegesetz gegen Einzelpersönlichkeiten in Folge ihrer Zugehörigkeit zum Jesuitenorden darstellen.

Wie widersinnig die Begründung des Jesuitengesetzes ist, ergiebt sich schon aus der einen Erwägung, daß es gegen die schriftstellerische und private Thätigkeit der Jesuiten eine völlig stumpfe Waffe ist. Auch wird durch das Gesetz das angebliche „Intriguenspiel" des Ordens in Rom nicht gehindert. Gehindert wird nur die öffentliche Wirksamkeit, besonders in den Missionpredigten. Die Jesuitengegner hätten aber ein Interesse daran, die Jesuiten öffentlich wirken zu lassen, um sie auf frischer That zu ertappen, was jetzt, bei ihrer verborgenen Wirksamkeit, unmöglich ist. Nicht minder thöricht ist das Verfahren, Alles, was am Katholizismus im Allgemeinen mißfällig erscheint, ohne Weiteres den Jesuiten auf die Rechnung zu setzen. Die Jesuiten müssen wenigstens dahinter stecken. Mit welchem Recht? Furchtbare Macht in Rom? Da dürfte doch die gewiß nicht jesuitenfreundliche Kölnische Zeitung wohl das Richtige getroffen haben, als sie vor einer Ueberschätzung der vatikanischen Einflüsse der Jesuiten in unserer Zeit warnt. Manche Leute meinen auch, daß sich die Jesuiten über diesen Mindereinfluß nicht einmal sehr grämen. Bis zu welchem Grade sich die Verwirrung der Begriffe steigern kann, lehrt die Thatsache, daß man hier und da nicht gelten lassen will, für die Katholiken sei es sehr verletzend, daß man alle möglichen fremden, auch ausländischen Sekten, selbst Sozialdemokraten und praktische Anarchisten, in öffentlichen Versammlungen ihre Agitation entfalten lasse, den Jesuiten aber eine religiöse Einwirkung auf ihre eigenen Glaubensgenossen gesetzlich verbiete.

Die Grundlage der in nichtkatholischen Kreisen weit verbreiteten Abneigung liegt in dem Vorurtheil, der Orden sei zur Bekämpfung Luthers und des Protestantismus gegründet worden, während thatsächlich Ignatius von Loyola bei seiner Ordensgründung an die deutschen Verhältnisse gar nicht gedacht hat (dazu kannte er sie zu wenig). Der Glaube an die Absicht auf die Ausrodung des Protestantismus steht aber in engstem Zusammenhang mit der Anschauung, daß die Jesuiten bei der „Gegenreformation" in gewaltsamer Zurückführung vieler Protestanten zum Katholizismus eine verhängnißvolle Rolle gespielt haben. Das aber ist auch nicht richtig. Zutreffend sagt Jentsch: „Jedenfalls war das Betreiben von Gewaltmaßregeln nicht das Wesentliche ihrer Wirksamkeit. Dieses bestand vielmehr in eifriger, treuer Arbeit. In

Folge der Verderbniß des Klerus waren die Gemeinden verwildert. Der sittenreine Wandel der Jesuiten und ihre unermüdliche Thätigkeit flößten den Laien wieder Achtung vor der Geistlichkeit ein. Gründlicher Unterricht überzeugte von der Wahrheit der katholischen Lehre. Ein erbaulicher Gottesdienst fesselte die Gemüter. Und so wurden die Seelen für die Kirche wiedergewonnen, sowohl die der katholisch Gebliebenen als auch die der durch Zwang (durch die Landesfürsten, nach dem Grundsatz cujus regio, illius religio) in den Schoß der Kirche Zurückgeführten." Hätten aber auch die Jesuiten vor dreihundert Jahren durch Unduldsamkeit gesündigt, so wäre dadurch die Behandlung der Jesuiten in unseren Tagen noch nicht gerechtfertigt. Maßgebend dürfte vielmehr sein, was ein Jesuit von heute über Gewaltanwendung bei der Gegenreformation denkt. Und da möchte ich auf den im Anfang dieses Jahres erschienenen zweiten Band der groß angelegten „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge" von Bernhard Duhr S. J. hinweisen (Herders Verlag in Freiburg). Die Lecture dieses mit zahlreichen kultur- und kunstgeschichtlich hochinteressanten Abbildungen geschmückten Werkes ist allen Jesuitengegnern sehr zu empfehlen. Hier sei auf den Umstand hingewiesen, daß Duhr bei der Besprechung der Gegenreformation mit aller Entschiedenheit jegliche Zwangsmaßregeln verurtheilt, welche die Gewissensfreiheit zu beschränken vermochten. Nachdem Duhr, der sich auf die Studie des Protestanten Völker über Toleranz im Zeitalter der Reformation stützt, dargelegt hat, daß für die protestantische Theorie und Praxis die Sätze galten: sofern die Römische Kirche die Kirche des Teufels sei, verstehe sich von selbst, daß man durch die bewußte Zugehörigkeit zu ihr das Heil in Christo verwirke, und die evangelische Obrigkeit sei deshalb verpflichtet, in ihrem Gebiet den Katholizismus von der Oeffentlichkeit zu verdrängen, das Verharren bei ihm als Staatsvergehen zu brandmarken, sagt Duhr dann weiter: „Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß die Norm des Gewissenszwanges eine unsittliche ist, mochte sie nun von Protestanten oder von Katholiken angewendet werden. Niemand darf seine Ueberzeugung, so lange sie ihm unerschütterlich fest begründet erscheint, aufgeben und deshalb darf auch Niemand gezwungen werden, seine ehrliche, innerste religiöse Ueberzeugung wegen irdischer Vortheile oder Nachtheile preiszugeben. Jeder wird nach seinem Gewissen gerichtet." In einer Fußnote folgt dann auf mehrere Citate aus Werken katholischer Schriftsteller der Satz: „Daraus folgt, daß die gutgläubigen Protestanten auch

außerhalb des äußeren Verbandes mit der Katholischen Kirche ihr Heil wirken können und daß das viel berufene Axiom von der Gewissenspflicht der Fürsten, ihre protestantischen Unterthanen aus Rücksicht für das Seelenheil zum Eintritt in die Katholische Kirche zu zwingen, aus der katholischen Lehre nicht gefolgert werden kann."

Aus dieser durch vernünftige Auffassung sich auszeichnenden Anschauung wird man wohl keinen Angriff gegen den Jesuitenorden herleiten können. Dagegen wird aber der Einwurf erhoben, daß der General des Jesuitenordens in seinem kirchenrechtlichen Werk, dessen sechster Band vom kirchlichen Strafrecht handelt, auch die Frage erörtere, ob die Katholische Kirche das Recht habe, über Ketzer die Todesstrafe zu verhängen. In einer Zeitung wird gesagt, der Jesuitengeneral verneine diese Frage nicht, sondern erkläre probabilistisch, daß beide Ansichten gelten, und er überlasse dem Leser, die ihm gefallende zu wählen. Ich habe die Stelle nicht nachgeschlagen, will aber annehmen, daß diese Inhaltsangabe richtig ist. Daraus ergiebt sich doch nur, daß der Ordensgeneral Wernz an der bezeichneten Stelle eine geschichtliche Uebersicht über die Strafrechtstheorie bietet. Es ist eine alte Frage, die schon den Kirchenvätern wichtig schien und über deren Beantwortung auch sie nicht einig waren, ob die Kirche die sich von ihr trennenden Glieder mit Gewalt an der Trennung hindern und strafen könne. Daß diese Frage einstmals auch eine staatsrechtliche Bedeutung hatte, ist aus dem Bewußtsein des modernen Menschen beinahe geschwunden. Ueber die Entwickelung dieses Problems sagt Sägmüller in seinem Kirchenrecht: „Das Mailänder Edikt von 313 hatte allgemeine Gewissensfreiheit gewährt. Mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion ging aber die Bekenntnißfreiheit verloren. Die christlichen Kaiser setzten die schwersten Strafen, selbst den Tod auf die Haeresie. Grund zu dieser keineswegs von allen Vätern gebilligten Strenge war, daß die Reichsverfassung die Einheitlichkeit des Glaubens zur Voraussetzung hatte und daß daher die Störung der Glaubenseinheit als ein Attentat gegen die staatliche Ordnung angesehen wurde. Nicht anders war es in den neuen germanischen Reichen und durch das ganze Mittelalter hin. Der in religiöser Hinsicht keineswegs fanatische Friedrich II. setzte in wiederholten Authentiken den Feuertod auf die Ketzerei." Man denkt vielfach gar nicht daran, daß der uns Heutigen so geläufige Gedanke der bürgerlichen Toleranz noch nicht alt ist. Besonders muß aber nochmals hervor-

gehoben werden, daß dieser Gedanke nicht etwa aus den Grundsätzen des Protestantismus (wie man so oft lesen kann) erwachsen ist. Wer sich darüber klar werden will, studire das Buch von Nikolaus Paulus: „Protestantismus und Toleranz im sechzehnten Jahrhundert". Besonders sei auf die Abschnitte hingewiesen, die Ketzerhinrichtungen behandeln, wie sie bei Zwinglianern, Calvinisten und Lutheranern vorkamen. Paulus zeigt, daß mit der Religionfreiheit zuerst in den amerikanischen Kolonien Englands Ernst gemacht worden ist. Er stimmt Adalbert Wahl bei, daß als Menschenrecht in Amerika die religiöse Freiheit erst 1776 bezeichnet wurde, nachdem dieser Begriff in Kämpfen, die auf einem nichtreligiösen Gebiete auszufechten waren, in das Staatsleben Eingang gefunden hatte, unter Mitwirkung des Nationalismus.

Wer Etwas von der Jesuitenliteratur kennt, weiß sehr wohl, daß unter den Schriftstellern des Jesuitenordens in wichtigen Fragen große Gegensätze bestehen. Deshalb schafft auch der General des Ordens, wenn er wirklich so denkt, wie behauptet wird, keine Ordensdoktrin. Aus der Geschichte der Moralsysteme weiß man ja, daß alle Bemühungen des Ordensgenerals Thyrsus Gonzalez, dem Probabiliorismus statt des Probabilismus Geltung zu verschaffen, wirkungslos waren. Wenn es sich nicht um ein von der Kirche festgelegtes Dogma handelt, hat die Anschauung des Ordensgenerals keine höhere Bedeutung als eines anderen Schriftstellers Schulmeinung. Auch das Werk des längst verstorbenen Jesuiten De Luca über Kirchenrecht wird, im Hinblick auf die hierher gehörigen Stellen, von vielen Jesuiten als eine Entgleisung betrachtet. So schreibt der Jesuit Hofmann in der Zeitschrift für katholische Theologie (Innsbruck), daß die Arbeit De Lucas nur „durch unhaltbare Uebertreibungen eine gewisse traurige Berühmtheit" erlangt habe. Warum citirt man, wenn man wirklich sachlich vorgehen will, nur De Luca und dessen Gesinnungsgenossen, warum nicht die Jesuiten, die der Kirche das Recht der Todesstrafe gegen Apostaten ausdrücklich absprechen, wie Laurentius, Biederlack, Vermeersch? Der zuletzt Genannte hat eine Schrift, „La tolérance", über die Ketzerfrage veröffentlicht. Er wird den modernen Forderungen bürgerlicher Toleranz durchaus gerecht. Das Werk wird aber von den Jesuitengegnern nie citirt, offenbar, weil darin nichts zu „finden" ist. Wie es möglich ist, daß denkende Menschen diese Ketzerfrage, die heute doch nur theoretisches und historisches Interesse hat, gegen die Jesuiten auszuschlachten versuchen, ist kaum zu begreifen.

Aehnlich verhält es sich mit der Frage des Jesuiteneides. Im Jahr 1891 ging durch die Presse die Nachricht, jeder Jesuit habe bei seiner Aufnahme in den Orden einen Eid zu leisten, daß der Papst die Macht habe, die ketzerischen Könige, Fürsten und Republiken zu beseitigen: „Ich verleugne und versage jegliche Treue den protestantischen Königen, Fürsten und Staaten.“ Duhr berichtet in seinen „Jesuitenfabeln“, daß dieser Eid das ehrwürdige Alter von über zweihundert Jahren habe; Er sei das Werk des berüchtigten Fälschers Robert Ware. Duhr fährt dann fort: „Obgleich im Jahr 1891 der Eid als eine Fälschung erwiesen wurde und selbst der Evangelische Bund ihn 1895 für eine plumpe Fälschung erklärte, brachte im Jahr 1897 der Gustav-Adolph-Kalender für das evangelische Deutschland und Oesterreich auf das Jahr 1898 den Eid von Neuem, um auf die fürchterliche Gefahr aufmerksam zu machen, welche dem Deutschen Reich von der Rückberufung der Jesuiten drohe.“ Der Vorwurf, die „jesuitische Ethik sei in ihrem Grundprinzip das Widerspiel wahrer Sittlichkeit“, wird von gewissen Leuten ja der gesammten in der Katholischen Kirche geltenden Moraltheologie gemacht. Wie aber wird er begründet? Entweder mit allgemeinen Phrasen oder mit Behauptungen, die jede Sachkenntniß vermissen lassen. Welche Faseleien leisten sich selbst Männer der Wissenschaft in ihren Betrachtungen über die Theorie der „Probabilismus“, die Frage des Verhältnisses der kirchlichen Autorität zur persönlichen Selbstbestimmung! Und endlich über den Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel“ und über „den inneren Vorbehalt beim Eid“. Man lese doch einmal ganz vorurtheillos die grundsätzlichen Betrachtungen des Professors Mausbach in seinem Buch „Die katholische Moral und ihre Gegner.“

Besonders beliebt ist auch heute noch immer das Verfahren, die Menschen dadurch gruselig zu machen, daß man dem Jesuitenorden Meinungen über das Verhältniß zum modernen Staat und zu den Andersgläubigen, den nichtkatholischen Bürgern unterschiebt, die den Ausbruch eines Bürgerkrieges nach der Rückkehr der Jesuiten in Aussicht zu stellen scheinen. Unhaltbare Ansichten einzelner Jesuiten oder Verfehlungen in früheren Jahrhunderten oder rein theoretische Spintisirerei sind aber durchaus keine Quelle zur richtigen Erkenntniß des jetzt im Jesuitenorden herrschenden Geistes. Entscheidend bleibt immer, ob, wenn auch von einzelnen Jesuiten thatsächlich Aussprüche sich nachweisen lassen sollten, die keine Billigung finden können, daraus solche Folgerungen gesetzlicher Natur gezogen werden können, wie

sie das Jesuitengesetz in sich schließt, und ob man auch bei Menschen, die nicht Jesuiten sind, Entgleisungen in der selben Weise ahnden will. Hier die Aussprüche zweier Jesuiten über das Verhältniß zum Deutschen Reich und zum Protestantismus. Der Jesuit Przibilla schrieb: „Die katholische Glaubenslehre hindert Keinen, unter den gegebenen Verhältnissen den paritätischen Staat in Deutschland für den einzig richtigen zu erklären. Im paritätischen Staat, den wir verfassungsgemäß haben und auf den auch die Katholiken verpflichtet sind, müssen die Rechte Aller in gleicher Weise gewahrt werden. Der Jesuitenorden verträgt sich gewiß nicht mit so manchen modernen Staatsrechtstheorien, die, von dem Grundsatz der Staatsallmacht ausgehend, den Staat aller sittlichen Pflichten und damit überhaupt seines sittlichen Charakters entkleiden. Aber mit diesen Theorien kann sich nicht nur kein Jesuit und kein Katholik, sondern auch kein gläubiger Protestant aussöhnen.“ Und der Jesuit Lippert sagt in seinem interessanten Schriftchen über die Psychologie des Jesuitenordens (Kösel in Kempten): „Die Jesuiten haben heute keine Veranlassung, auf dem Standpunkt des mittelalterlichen Glaubensstaates zu verharren oder gar die religiöse Verfolgungwuth und den Glaubenshaß des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts herauf zu beschwören. Die Jesuiten von heute sehen in den christlich gesinnten Protestanten ihre Brüder und Waffengenossen in dem großen Geisteskampf gegen die antichristliche Bewegung der Neuzeit. Darum soll auch kein Mißtrauen und kein bitteres Gedenken mehr zwischen ihnen stehen und einzelne übereifrige und unduldsame Geister, wie sie immer auf beiden Seiten sich finden werden, sollen dieses Verhältniß christlicher Duldung und Milde nicht stören dürfen. Wohl sollen die Ideen mit einander ringen, ein frischer Kampf der Geister, mit geistigen Waffen und Kräften geführt, soll herrschen; denn die freie Konkurrenz ist noch lange keine Intoleranz und keine Verfolgung. Aber über die Produkte eines weltfremden, eingesponnenen Denkens soll man auf beiden Seiten mit ritterlicher Noblesse hinwegsehen.“

Südende. Professor Dr. Martin Faßbender.

Mitglied des Reichstages und des Preußischen Landtages.

Otto Friedrich Gruppe.*)

Erst vor wenigen Wochen hat Arthur Trebitsch, Verfasser eines anderen „Antaios“, auf O. F. Gruppe als auf einen vergessenen Philosophen mit warmen Worten hingewiesen und bei dieser Gelegenheit erzählt, wie ganz zufällig er zu der Bekanntschaft der Schriften Gruppes gekommen sei, denen jetzt seine Liebe gehöre. Mir, der ich mich seit nun vierzig Jahren in der philosophischen Literatur recht aufmerksam umsehe, ist es mit O. F. Gruppe nicht anders ergangen.

Es mag fünf oder sechs Jahre her sein, daß ich die Geschichte der vossischen Homer-Uebersetzung studirte, aus diesem Anlaß ein Buch „Deutsche Uebersetzerkunst“ von O. F. Gruppe anschaffte und darin einige Kapitel (von Bürger bis Schlegel) nachlas. Später, vor bald zwei Jahren, führte ich an der italienischen Riviera mit dem Dichter, der dort einfach il poeta tedesco heißt, eine fast gelehrte Unterhaltung über den ungleichen Werth der verschiedenen Ausgaben von Vossens Odyssee-Uebersetzung. Gerhart Hauptmann hatte uns in Portofino die Freude gemacht, sein wahrhaft schönes Drama „Der Bogen des Odysseus“ vorzulesen; und angesichts des Meeres, im Eckzimmer des Castel Paraggi, kam es zu der philologischen Unterredung über den deutschen Ersatz für einige Worte und Namen Homers. Ich berief mich bei meiner Meinung, daß die erste Ausgabe die beste sei, auf Gruppe, konnte mich aber des Einzelnen nicht mehr besinnen. Nach Hause zurückgekehrt, langte ich die „Deutsche Uebersetzerkunst“ heraus und las die Arbeit von Anfang bis zu Ende durch. Ich lernte ein sehr gutes Buch gründlicher kennen. Meine Neugier wurde aber jetzt besonders gereizt durch einige tiefdringende und feine Bemerkungen über den Einfluß der fremden Sprachen auf die Muttersprache

---

*) Als zwölften Band der von ihm geleiteten (bei Georg Müller in München erscheinenden) „Bibliothek der Philosophen“ bringt Mauthner den „Antaeos“ (als erstes Stück der Philosophischen Werke Gruppes). Das Unternehmen der Bibliothek kann nicht oft, nicht eindringlich genug gerühmt, muß besonders Unzünftigen immer wieder empfohlen werden. Der Leiter steht als der freiste, tapferste Erkenntnißtheoretiker dieser ängstlichen Zeit vor unserem Blick. Daß er in Gruppes Werk und Menschlichkeit so viel der Betrachtung Würdiges findet (wie schon die aus Mauthners Einleitung hier gesammelten Fragmente verrathen), überzeugt jeden Freund des Wahrhaftigen von der Pflicht, dem vergessenen Gruppe die Gedächtnißpforte zu öffnen.

und über das Wesen der Uebersetzung. Vielleicht hatte der Verfasser noch mehr Lesenswerthes über diese Dinge geschrieben. Zu meiner Ueberraschung und zu einiger Beschämung fand ich in den gangbarsten Handbüchern den Namen des Mannes verzeichnet und dazu eine lange Liste seiner Bücher, die im ersten Augenblick auf eine bedenkliche Vielseitigkeit schließen lassen konnte. Der Mann hatte mehr als zwanzig Bände über Philosophie und Theologie, Altphilologie und deutsche Literatur, aber auch eigene Poesien veröffentlicht. Und sein Wirken war verschollen; vielleicht mit Recht. Da fiel mir plötzlich einer der Titel auf: „Antaeus, ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrem Konflikt mit Wissenschaft und Sprache“ (1831). Mich ergriff die fast aufregende Hoffnung, in diesem Buch aus der Hegelzeit einen stärkeren Gegner Hegels zu finden, als selbst Schopenhauer mit seinen göttlichen Grobheiten oder gar Trendelenburg mit seiner doch auch verschulten Sprache einer gewesen war. Hätte dieser O. F. Gruppe nicht bewußt und klar das Wort Sprache seinem Titel eingefügt, dann hätte ich seinen „Antaeus“ wohl kaum so bald aus einer Bibliothek entliehen.

Als ich dann das Werk mit wachsender Freude (abgesehen von einigen allzu geschwätzigen Briefen) zu Ende gelesen hatte, stand es bei mir fest: dieser Gruppe ist der bedeutendste Gegner Hegels und der scholastischen Philosophie überhaupt, ist nach Form und Inhalt einer der besten philosophischen Schriftsteller Deutschlands und hat sich der Einsicht in die sprachkritischen Ideen, deren Fassung und Verbreitung ich längst zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, beinahe bis zur Berührung genähert, hat einige dieser Ideen schon vor achtzig Jahren ausgesprochen. In einer planen Schreibweise, mit einer Fülle unaufdringlicher Gelehrsamkeit.

Sofort wurde es mein Wunsch, dieses vergessene Werk einem neuen Geschlecht in einem Neudruck vorzulegen. Dieser Wunsch wurde noch lebhafter, als ich seit jenem Tage die anderen Schriften Gruppes studirte und bald zu der Ueberzeugung gelangte, daß zwei spätere philosophische Werke des Verfassers (von 1834 und von 1855) an einigen Stellen noch tiefer in die Kernfrage eindrangen: in den Gegensatz zwischen der Spekulation und ihrer philosophischen Terminologie.

Gleich hier möchte ich bemerken, daß meine Natur mich verhindert, den von mir wiederentdeckten Schriftsteller nun durch offiziös übertreibende Lobreden zu einem Geisteshelden auf allen den vielen Gebieten machen zu wollen, auf denen er rastlos thätig

war. Insbesondere möchte ich mich für den Poeten O. F. Gruppe nicht einsetzen. Von seinen lyrischen, ethischen und dramatischen Arbeiten werde ich später noch, so kurz wie möglich, reden. Aber auch eine satirische Komoedie gegen Hegel, die im gleichen Jahr mit dem „Antaeus“ und ebenfalls noch bei Lebzeiten Hegels erschienen war, wurde mir zu einer Enttäuschung. Ganz unverständlich ist es mir, wie Gutzkow (in einer Rezension von 1832) diese Komoedie höher stellen konnte als den „Antaeus“; es wäre denn die Bosheit schon bei dem vierundzwanzigjährigen Gutzkow kräftiger entwickelt gewesen als der Sinn für Poesie und der philosophische Ernst.

O. F. Gruppe hatte die Komoedie, ohne sich zu nennen, erscheinen lassen unter dem Titel „Die Winde oder ganz absolute Konstruktion der neuen Weltgeschichte durch Oberons Horn, gedichtet von Absolutulus von Hegelingen“. Trotzdem Gruppe zu gleicher Zeit den „Antaeus“ herausgab, die entscheidende Kritik Hegels, fühlte er sich in schwächlicher Bescheidenheit nicht als Ueberwinder des berühmten Philosophen; und so fehlte ihm der wilde Grimm, der etwa eben in diesen Jahren den jungen Rivalen Hegels, den berliner Privatdozenten Schopenhauer, beseelte; und die graziös rücksichtlose Bosheit eines Aristophanes, eines Heine war dem Poeten Gruppe nun gar völlig versagt. So kam nicht viel mehr als ein stellenweise lustiger, fachsimpelnder Bierulk heraus. Oberon hat die Zauberformel verloren; „drum nur ist unsere Ehe so langeweilig, die Weltgeschichte drum so gradezeilig.“ Hegel ist im Besitz der Formel zu einer Weltkonstruktion. Gruppe wagt es, ganze Paragraphen aus Hegels „Encyklopädie“ wörtlich in seine Posse aufzunehmen, und Hegels Prosa wirkt mitunter komischer als die erdichtete Parodie; auch will es mir scheinen, als habe Gruppe an einigen Stellen den mündlichen Vortrag Hegels wirksam parodirt. Genug, dem Philosophen wird seine Zauberformel von einem Diener des Oberon, einem Winde, gestohlen und das philosophische Berlin geräth darüber außer sich. Die eigentliche Handlung ist konfus und schlecht komponirt; ein neuer Streit zwischen Oberon und Titania soll dadurch geschlichtet werden, daß der Wind nach Hegels Zauberformel in Oberons Horn stößt und dadurch einige neue Weltgeschichten (Revolution und Napoleon) in die Erscheinung treten. Dann folgen Maskenfeste, deren Salz, wenn es einst zu spüren war, längst verflüchtigt ist. Am Besten gelungen ist noch die Verhöhnung des Hegelianers Gans (der Schänkwirth Aaron Ganz), dessen Söhne lernen müssen, im Sinn

des Systems ihr Gespienes wiederzuschlingen. Allerlei weitere Anspielungen auf die Hegelianer Henning, Hinrichs, Hotho, Mußmann, Werder und Andere sind zu witzlos, um eine Untersuchung der einzelnen Beziehungen zu lohnen. Grotesk gut ist höchstens die Erfindung, daß der arme Wind bei seinem starken Blasen sich ganz ins Horn hineinbläst, dann sich selber mehrmals bei sich selbst vorbeibläst.

„Ich habe den Begriff gepustet,
Die Rückkehr in sich selbst fürwahr,
Aber nicht nur mit Haut und Haar
Blies ich mich durch: mit meinem Hauch
Kroch ich durch meinen eigenen Bauch."

Mit Mühe wird der arme Wind von Oberon gerettet, der sich auf den Boden des bodenlosen Unsinns stellt. In einem Nachspiel übergiebt Aaron Ganz seine Schänkwirthschaft seinem ältesten Sohn Arroganz und ändert das Schild der Destille in „Zum konkreten Geist bei Arroganz". Der Zulauf von berliner Bürstenbindern und Leinewebern ist nicht gering.

„Denn wo man schänkt konkreten Geist,
Solch Hörsaal nie sich leer erweist."

Ich möchte (aus dem Briefwechsel Goethes mit Zelter) eine Stelle hersetzen, welche zeigt, daß Goethe von Gruppes Komoedie erfuhr, daß Hegel sich ärgerte und wie man in Hegels Freundeskreis über dieses Pamphlet urtheilte. Zelter, eben auch ein persönlicher Freund Hegels, schreibt an Goethe nach Mitte Mai 1831: „Gegen Hegel ist ein schlechtes Buch erschienen. Es heißt ‚Die Winde'. Dünste eines schlappen Magens. Man hatte mir es witzig genannt und ich habe mich durch einige vierzig Seiten gequält, bin aber eingeschlafen. Eine schale Nachäffung von Oberons und Titanias Goldener Hochzeit" (aus Goethes Faust), „so dünn wie Zwirn und boshaft gemeint. Hegel hat es auch angesehen und mein Urtheil darüber schien ihm tröstlich. Hegel ist ein sehr rechtschaffener Mann, und ich glaube, daß er auch ein würdiger Gelehrter ist."

Ein Vierteljahr später herrscht in Berlin die Cholera; die Cholera ist der einzige Gesprächsstoff. Zelter meldet: „Wer nicht an der Cholera stirbt, von dem ist so wenig die Rede, als wenn er über die Straße hingeht." Der junge Privatdozent Schopenhauer flieht vor der Seuche aus Berlin, zunächst nur vorläufig; der von ihm so leidenschaftlich gehaßte Hegel ist verstimmt und melancholisch. Er stirbt an der Cholera am vierzehnten November.

Wie über die Komoedie, so sprechen und schreiben die Zeit-

genossen noch oft über den Poeten und den Publizisten Gruppe; fast nie über den Philosophen.

*

Otto Friedrich Gruppe wurde am fünfzehnten April 1804 in Danzig geboren; als Sohn des begüterten Kaufherrn Johann Friedrich Gruppe; die Geburt erfolgte, während der Vater seine Geschäftsfreunde an einer festlichen Tafel bewirthete; die Mutter hatte sich bald nach Beginn der Tafel schweigend entfernt. Die Familie veramte im Jahr 1813, weil zur Zeit der Belagerung von Danzig ein Brand sämmtliche Speicher zerstörte. Wie sein Landsmann Schopenhauer sollte Gruppe Kaufmann werden; er besuchte die Bürgerschule und durfte erst in seinem sechzehnten Jahr auf ein Gymnasium gehen. Vom Vater will der Sohn die Neigung für die Wissenschaften, von der Mutter die Begabung für die Künste, besonders für die Malerei geerbt haben. Der Lebensabriß erzählt einen Zug vom Vater. „Zu Anfang des Jahrhunderts wurde dem Vater das Anerbieten gemacht, eine Fabrik für Cichorienkaffee anzulegen (die Zeiten waren dürftig und die Kontinentalsperre hatte bekanntlich den Kaffee sehr vertheuert); als er das Getränk gekostet hatte, lehnte er das Anerbieten ab, weil er nicht dachte, daß dieses Surrogat jemals Verbreitung finden könne. Ein Anderer machte das Geschäft und wurde ein reicher Mann. Diese Geschichte war dem Dichter darum interessant, weil sie ein Vorspiel seines eigenen Lebens und Handelns war; auch er hat nie auf den schlechten Geschmack des Publikums spekulirt; er ist nie im Stande gewesen, ein Buch oder auch nur eine Zeile so oder anders zu schreiben, weil sie größeren Lohn bringen könnte."

Sein Abiturientenexamen machte er mit Auszeichnung; nur der Lehrer der Mathematik war nicht ganz mit ihm zufrieden. Bald nach der Prüfung, im Oktober 1825 fuhr er nach Berlin, um dort zu studiren. Er wohnte als Student und noch viele Jahre nachher in der Taubenstraße, gegenüber von E. T. A. Hoffmanns Eckfenster.

Als Student war er kein Duckmäuser. Er hatte Zeit, sich als Schlittschuhläufer, als Jäger und als Schachspieler zu bewähren, bosselte gern in mancherlei Handwerk herum und soll sogar später irgendeine neue Papiersorte erfunden haben. Trotzdem scheint er während seiner Universitätjahre, wie seine Kollegienhefte beweisen, erstaunlich fleißig gewesen zu sein. Und schon damals sehr vielseitig. Unter anderen Vorlesungen hörte er auch natür-

lich die von Hegel, dann aber, mit nicht geringem Nutzen, die des Philologen Böckh, des Geographen Ritter, des Astronomen Ideler, des philologischen Kritikers Bekker, des Egyptologen Ermann, des Historikers Wilken, des Chemikers Mitscherlich und besonders eifrig des Germanisten Lachmann; dem Bilde des Polyhistors würde ein Zug fehlen, wenn er nicht auch noch den Einfluß von Alexander von Humboldt willig erfahren hätte. Mit Lachmann durfte er persönlich verkehren. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß der junge Student daneben noch malte und schon dichtete. Durch Lachmann war er mit den jüngeren Germanisten bekannt geworden; Simrock gab damals eine Zeitschrift heraus, die „Staffette", in welcher Gruppe seine literarische Laufbahn mit Berichten über die Berliner Kunstausstellung begann (1828). Er ist der Kunstkritik, im Gedräng aller seiner übrigen Arbeiten, durch mehr als dreißig Jahre treu geblieben.

In den zehn Jahren von 1830 bis 1840 schrieb Gruppe mit fast unbegreiflicher Fruchtbarkeit die meisten seiner philosophischen, philologischen und poetischen Werke.

Wenn der Raum dafür wäre und ich ein liberaler Parteischriftsteller, so müßte ich an dieser Stelle von einem dunklen Punkt im Leben Gruppes reden und ihn als einen „Reaktionär" an den Pranger stellen. Gruppe fand nämlich 1842 eine Anstellung im preußischen Kultusministerium unter Eichhorn, hat in dieser Eigenschaft (1842 und 1843) zwei Schriften gegen Bruno Bauers Kritik der Grundlagen der christlichen Kirche losgelassen und ist denn auch für diese Leistung von Brunos Bruder (Edgar Bauer: „Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat") gründlich beschimpft worden: als Spießbürger, als schamloser Angeber. Der heimliche Radikale Varnhagen von Ense scheint sich (Tagebücher II, 352) über diese Abfuhr zu freuen und verdächtigt noch zehn Jahre später den Charakter Gruppes. Es ist ganz wahrscheinlich, daß Gruppe just für diese unerfreulichen Schriften mit dem Professortitel belohnt und mit Vorlesungen über klassische Philologie beauftragt wurde. (Ich weiß nicht, ob der Minister selbstherrlich verfügte oder ob die Fakultät befragt wurde.) Trotzdem liegt die Sache nicht so einfach, wie sie sich in den Köpfen der verdienstvollen Junghegelianer des Vormärz darstellt.

In einer biographischen Skizze, etwa aus dem Jahr 1854, die wahrscheinlich wieder von Gruppe selbst herstammt, heißt es: „Als Bekämpfer der hegelischen Philosophie war Gruppe stets aufmerksam auf die aus ihr sich entwickelnden oder an sie sich anlehnenden

destruktiven Tendenzen, zumal seit Irreligiosität im Verein mit Demokratie und Sozialismus aufzutreten begannen. Er trat mit offenem Visier dem für Kirche und Staat bedrohlichen Treiben entgegen. Im Jahr 1848 war er einer der Ersten, welche den über Bord schlagenden und die junge Freiheit bedrohenden Wogen ihre Brust als Damm entgegenstellten. Der Eindruck, den seine mit Wärme geschriebenen Artikel (im Journal ‚Das neue Preußen') machten, giebt ihm einen Antheil an dem Verdienst der Rückführung des konstitutionellen Lebens in feste Ufer und in eine für die Dauer lebensfähige Gestalt."

Nun, so einfach, wie Gruppe sein Vorgehen gegen die Junghegelianer in diesem Rückblick und in den Streitschriften selbst darstellt, ist die psychologische Erklärung seines Auftretens wiederum nicht. Ich bin kein offiziöser Biograph. Ich zweifle nicht daran, daß Gruppe bei den beiden Brochuren gegen Bruno Bauer sich vom Minister Eichhorn hatte beeinflussen lassen, daß er der Regirung des unklar romantischen Königs diente. Aber in solchen Fällen hängt das moralische Urtheil doch davon ab, wer der Mann ist, der einer Regirung seine Feder zur Verfügung stellt. Mag Gruppe auch für seinen Dienst belohnt worden sein, er war auch in dieser Sache kein Soldschreiber. Er war freilich von Herzen kein kirchlich gesinnter Mensch; aber er war in seinem politischen Glauben ein preußischer Altliberaler, heute könnte man etwa sagen: ein Freikonservativer. Und es darf nicht vergessen werden, daß er schon im „Antaeus" auf die Gefahr hingewiesen hatte, den die Hegelei gegen das Christenthum barg in ihrer Anbetung der Begriffsbewegung, innerhalb welcher jede Religion nur ein zu überwindender Standpunkt sein konnte. Ich meine: in diesen unglücklichen theologischen Streitschriften hatte sich Gruppes Haß gegen Hegel in einen Kampf gegen die junghegelianische Kritik verirrt und verrannt.*)

---

*) Auf den höheren Boden der Politik gehoben würde wenigstens die erste der beiden theologischen Kampfschriften, wenn eine Hypothese richtig wäre, die sich mir bei wiederholtem Lesen aufdrängte: daß nämlich die ganze Auseinandersetzung von dem Minister gewünscht wurde, um durch sie den König beeinflussen zu können. Dann wäre der Zweck vielleicht gewesen, zwar die Maßregelung der Junghegelianer, der „Philosophen auf Holzschuhen", zu vertheidigen, aber zugleich vor einer Verschärfung der Reaktion, vor einem Censurverbot, namentlich aber vor einer Begünstigung der Orthodoxen und der Frömmler zu warnen. Dem klugen Politiker Eichhorn wäre eine

Aus dem stillen Lebenslauf Gruppes ist wenig nachzutragen. Im Jahr 1850 vermählte sich der Herr Professor mit der Tochter des Historikers Adolf Müller (Schottmüller). Im Jahr 1862 wurde er zum Sekretär der berliner Akademie der Künste ernannt, als ein Vorgänger seines in der Poesie erfolgreicheren Rivalen Fontane; in dieser Stellung fühlte er sich ganz zufrieden. Im Oktober 1875 traf ihn ein Schlaganfall; er lebte noch elf Wochen. „Der Körper war hinfällig, aber der Geist war frisch und das sonnige, glückliche Gemüth des Dichters ohne Ahnung von Gefahr.“ Er starb am siebenten Januar 1876. Kein Nekrolog verrieth Etwas über die Lebensleistung des Toten. Seine philosophischen Arbeiten waren schon damals vergessen.

*

Die merkwürdigste und persönlichste unter den Dichtungen Gruppes ist die epische Dichtung „Firdusi“; sie ist 1856 bei Cotta erschienen und von den Zeitgenossen viel freundlicher behandelt worden als Gruppes philosophische Hauptwerke.

Ein Dichter von überragender Gestaltungskraft und reiner Sprachschönheit ist Gruppe auch in diesem Werk nicht. Ein Epigone etwa von Goethe und von Heine. Die Erfindung ist aber sehr ansprechend und in guter Prosa vorgetragen wäre die Erzählung, auch ohne den Schmuck der gereimten Uebersetzungproben, heute noch gar lesenswerth.

Gruppe hatte eine bekannte Anekdote benützt. Sultan Mahmud verspricht dem Dichter ein Goldstück für jeden Vers des ungeheuren Nationalepos; hält dann nicht Wort und trägt seine Schuld erst an dem sterbenden Dichter ab. Bei Gruppe rächt sich Firdusi im ersten Zorn durch bitterböse Epigramme, die den stolzen Mahmud anfangs in Raserei versetzen, dann aber langsam zur Einkehr und Erhebung bringen. Firdusi ist inzwischen nach Bagdad

---

solche Benützung von Gruppes Feder wohl zuzutrauen. Beweise für meine Hypothese kann ich nicht beibringen. Wäre meine Vermuthung aber auch unbegründet, so könnte doch zu Gunsten Gruppes daran erinnert werden, daß auch der ganzfreie Lessing gegen freigeisterische Theologen zu Felde zog: er will das unreine Wasser nicht eher weggegossen wissen, als bis er weiß, woher reineres zu nehmen. (Schlimmer liegt die Sache bei Gruppes zweiter Brochure; da wendet sich der Philosoph doch allzu ministeriell gegen den erschrecklichen Atheismus; aber in dieser zweiten Schrift hatte Gruppe viele Angriffe und Beschimpfungen abzuwehren. Uebrigens: wer tolerant heißen will, muß auch gegen Gläubige tolerant sein.)

entflohen, wo er sich am Hof einer gewaltig wachsenden Berühmtheit erfreut. Die Ungerechtigkeit des Sultans Mahmud kann er nicht verschmerzen; Firdusi ist für sich selbst anspruchlos, verachtet das Gold, hat aber nach dem Tode seines einzigen Sohnes den eigentlich faustischen Plan gefaßt, seine Vaterstadt Tus, die unter der Dürre leidet, durch Vorüberleitung eines Flusses reich und glücklich zu machen. Für dieses Unternehmen hatte er sein unerhört hohes Dichterhonorar bestimmt. Deshalb zürnt er seinem Sultan Mahmud noch als ein Achtzigjähriger. Da aber der Khalif von Bagdad den greisen Firdusi jetzt auffordert, in einem neuen Gedicht die Thaten der Araber zu verherrlichen, die Perserfürsten aber, auch Mahmud, zu verunglimpfen, da schüttelt Firdusi Bagdads Staub von seinen Füßen und wandert in seine Heimath zurück, um dort zu sterben. Unterwegs wird er erkannt und Mahmud sendet eine glänzende Gesandtschaft nach Tus, die die einst versprochenen Goldlasten überbringt und die Versicherung der Gnade des Sultans. Firdusi ist aber zu Tus in der ersten Nacht gestorben und die Gesandtschaft begegnet eben seinem armsäligen Leichenzug; Niemand in Tus hat gewußt, daß der längst verschollene Mitbürger Abul Kasem der unter dem Pseudonym Firdusi gefeierte Dichter war. Firdusis Erbin, seine hundertjährige Schwester, verwendet das Gold dazu, nach Firdusis Plan die gewaltige Wasserleitung auszuführen.

Auch vor einer genauen biographischen Untersuchung ist es mir gar nicht zweifelhaft, daß Gruppe eigene Sehnsüchte in diese Schilderung eines Dichterschicksals hineingeheimnißt hat. Leidenschaftlich tönt Gruppes stolze Erwartung eines Nachruhms: sein Werk soll seiner Seele Kind und Erbe sein;

> „all mein Werth sei drin beschlossen,
> Das soll leben, wenn ich sterbe!
> Daß des Herzens Schlag auf Erden,
> Wenn ich fort bin, noch kann schlagen,
> Daß mein Wort zu den Geschlechtern
> Tönen kann in späten Tagen!“

Und der Dichterphilosoph läßt Firdusi seiner greisen Schwester, der er sich als „ein Dichter von Gewerb“ offenbart hat, auf die Frage „Wird denn Das bezahlt?“ einsilbig antworten: „Schlecht!“ Man sollte nicht übersehen, daß das Epos „Firdusi“ von dem preußischen Beamten Gruppe dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten, „dem hohen Beschützer der Kunst“, gewidmet ist.

Ich schicke mich an, dem Andenken Gruppes einen Theil der Schuld seiner Zeitgenossen zu bezahlen. Ich bin nicht der Gesandte

eines Sultans; doch der Zufall hat es gefügt, daß ich im Jahr 1876, in dem Todesjahr Gruppes, nach Berlin übersiedelte; vielleicht bin ich, als eine Droschke mich nach mancherlei Irrfahrten vor meinen kleinen Gasthof brachte, dem armsäligen Leichenzug Gruppes begegnet.

Thörichte Phantasie! Das Datum will nicht stimmen, nicht einmal der Monat.

*

Ich bin mir gar sehr bewußt, einen arg hinkenden Vergleich zu wagen, wenn ich Gruppe neben den im Grunde unvergleichlichen Lessing stelle. Aber die Aehnlichkeit wird doch überraschend groß, wenn ich an die literarische Leistung beider Männer erinnere und vorläufig von der Persönlichkeit absehe; dann überrascht bei Beiden die Vielseitigkeit und wieder die Kühnheit fast auf jedem der verschiedenen Gebiete. Wie Lessing, war Gruppe Philosoph und Aesthetiker, Philologe und Dichter.

Als Philologe war Gruppe seinem großen unzünftigen Vorgänger vielleicht ebenbürtig; er machte, wie Lessing, von dem „Muth, zu irren", reichlichen Gebrauch, trat aber, wie Lessing, den antiken Autoren freier und frischer entgegen als die Berufsphilologen. Als Aesthetiker beschränkte sich Gruppe entweder auf geringere Fragen (wie die der Uebersetzungmöglichkeit); oder er lieferte, wie in seiner fünfbändigen Literaturgeschichte, ein gangbares Buch für den Buchhandel und mußte da mit Wasser kochen, was der tapfere Lessing sein Lebtage verschmäht hatte.

Als Denker jedoch steht Gruppe, auch wenn man die Zeitumstände in Betracht zieht, höher als Lessing. Auch Lessing hatte sich von der herrschenden Philosophie seiner Zeit, der Leibnizens und Wolffs, innerlich befreit; besäßen wir aber nicht Lessings unschätzbares Gespräch im „Spinoza-Büchlein", so wäre Lessings Standpunkt aus seinen Schriften und Briefen nur schwer oder gar nicht zu erschließen gewesen. Gruppe dagegen hat die Modephilosophie seiner Zeit, die Hegelei, mit Scharfsinn und Gründlichkeit in drei werthvollen Büchern bekämpft, zuerst (was nicht hoch genug angeschlagen werden kann und ihm vielleicht seine „Karriere" verdarb) noch bei Lebzeiten Hegels. Ich durfte bei zwei wichtigen Begriffen, dem der Zufallssinne und des Zweckes im Verbum, auf Lessing als auf einen Vorgänger hinweisen; Gruppe hat die sprachkritischen Ideen viel allgemeiner geahnt und Einzelnes in seinem Zorn gegen Hegels Begriffsbewegung schon klar und bestimmt ausgesprochen.

Als Dichter stand Gruppe, so viele Verse er auch hinterlassen hat, sehr tief unter Lessing, der freilich auch kein Poet im landläufigen Sinn war, kein Nur-Poet; der aber selbst in der Poesie das Höchste erreichte, weil er der Welt in eigener Form seine eigenste Persönlichkeit zu schenken hatte. Und Das ist, wie gesagt, der Punkt, wo ich den prächtigen Gruppe nicht weiter mit Lessing vergleichen darf.

Gruppe war ein starker Kämpfer für die gute Sache, doch er besaß keine Kampfnatur. Er sagte, was er gegen Hegel zu sagen hatte, mit erfreulicher Ruhe und Festigkeit, aber ohne die Leidenschaft des Hasses. Sogar sein aristophanisches Lustspiel gegen Hegel ist ohne das grimmige Lachen, das hier nöthig gewesen wäre. Die Zeitgenossen beachteten den gelehrten Angriff nicht, weil der Gegner nicht vernichtet schien; so blieb auch fast zu gleicher Zeit Robert Mayer in Deutschland durch Jahrzehnte unbeachtet, weil seinem milden Herzen die Kampfeslust fehlte. Und im geheimen Zusammenhang damit auch die eindringliche Sprachkraft, ohne die wir uns die unmittelbare Wirkung eines Luther, eines Lessing nicht vorstellen können. So starb Gruppe, als Aesthetiker, Philologe und Dichter ein Wenig bekannt, ohne als Denker die gebührende Wirkung geübt zu haben.

Ich lege das erste seiner philosophischen Werke, den Antaeus, einem neuen Geschlecht vor. Mehr als achtzig Jahre nach seinem Erscheinen mag es für sich selber sprechen; nur wenige Zeilen mögen den Leser in den Gedankengang des Buches einführen.

Die Briefform ist gewählt, wird ab und zu in gründlichen Abhandlungen beinahe vergessen, aber von Zeit zu Zeit wieder anmuthig aufgenommen. Ein begeisterter Schüler Hegels versucht seinen Lehrer von der Wahrheit des hegelischen Systems zu überzeugen. Die Antworten dieses Lehrers bilden die Hauptsache des Buches: eine vernichtende Widerlegung der Philosophie Hegels. Die ersten Briefe scheinen auf eine Plänkelei hinauszulaufen; doch schon dem vierten Brief wird eine entscheidende Geschichte des Wortes „abstrakt“ beigegeben. Im achten Brief wird langsam schwereres Geschütz aufgefahren und im zehnten Brief in klassischer Ruhe eine vorzügliche Kritik der ganzen nachkantischen Naturphilosophie gegeben. Nun fängt der Hegelianer langsam zu zweifeln an, läßt Schelling schon fallen und wird auf die Gefährlichkeit einiger hegelischer Abstraktionen (Sein, Werden) aufmerksam. Der Lehrer schlägt in die gleiche Kerbe und bereitet

seinen Hauptangriff durch treffliche sprachphilosophische Darlegungen vor. In einem Intermezzo bestreitet ein gläubiger Theologe Hegels Religionphilosophie. Unbekümmert um diese Nebenfrage holt nun der Lehrer, also Gruppe selbst, im vierzehnten Brief zu den entscheidenden Schlägen aus. Die Sophisterei der spekulativen Sprache wird dargethan, auf die Häufigkeit und die Bedeutung der „reziproken Begriffe“ wird hingewiesen. Der ganze lange Brief ist ein kritisches Meisterstück. Die Sprache gegen Hegel wird allmählich heftiger und ironischer, da Gruppe sich gegen die Konstruktionen von Hegels „Geschichte der Philosophie“ wendet. Nun ist der Glaube des jungen Freundes schon beinahe erschüttert; er hat inzwischen übrigens auch Gruppes Komoedie gelesen. Mit immer reicheren Beispielen führt nun Gruppe den Kampf gegen den Mißbrauch abstrakter Begriffe fort und stellt der hegelischen Philosophie der Geschichte eine (leider etwas langathmige) beinahe materialistische Konstruktion der Geschichte gegenüber. Wie vom Standpunkt eines altliberalen Ideals, wird Hegels Lehre, alles Wirkliche sei vernünftig, widerlegt. Der Hegelianer erklärt sich sehr hübsch für besiegt; war auch erschreckt worden (ein neues Intermezzo) durch den Brief eines Kommilitonen, der über der hegelischen Philosophie erst verrückt und dann ein Pietist geworden war. Im letzten Brief zieht Gruppe die Summe seiner brieflichen Untersuchungen. Er läßt Hegeln die Gerechtigkeit widerfahren, daß dessen überaus geistreiches System der Gipfel aller spekulativen Philosophie sei.

Meine Bewunderung für Gruppes außerordentliche Leistung darf mich nicht verhindern, auf zwei Punkte hinzuweisen, auf zwei Schwächen der Kritik, die die Wirkung abschwächen konnten. Was die Form betrifft, so ist die Schlagkraft von Gruppes Bildern nicht immer so stark wie bei anderen großen Zerstörern in der Philosophie. Und was die Sache betrifft, so scheint es, daß Gruppe die letzte Konsequenz seiner Ideen nicht ziehen wollte oder konnte: er kritisirt fast nur die abstrakten Worte, kaum in besonders glücklichen Momenten die Sprache überhaupt; er scheidet noch zwischen Sprache und Denken. Ich glaube, die beiden Schwächen hängen zusammen: er war (ich erinnere wieder an Robert Mayer) menschlich bescheidener, als sein bahnbrechendes Werk es verlangt hätte.

Ich hoffe, Gruppes Bescheidenheit wird ihm bei der Nachwelt nicht mehr schaden.

Meersburg. Fritz Mauthner.

Margarete von Valois.

Das Bildniß der jungen Königin, deren Hochzeit durch das Blutbad der Bartholomäusnacht gefeiert wurde, mag schon um der gräßlichen Beleuchtung willen zur Betrachtung locken, die von diesem Ereigniß darauf fällt. Aber es schwankt wie im Fackellicht zwischen großer Helle und tiefen Schatten: die Zeugnisse, die auf uns gekommen sind (und von denen jetzt W. Fred etliche in zwei graziösen Bändchen des Insel-Verlages vereinigt hat), stellen sie schmeichlerisch in das hellste Licht, wie Brantôme in seinen „Dames illustres“; oder so giftige Pamphlete, wie nur französische Königinnen herausgefordert haben, malen ihr Herz und ihre Sitten mit wahrhaft höllischen Tinten. Die Frage, die man sich in beiden Fällen vorlegt, was davon zu glauben sei, stellt man sich allerdings auch vor den Memoiren, welche die nicht mehr ganz junge Königin selbst geschrieben hat. Sie wollte damit der Klage Brantômes, daß sie mit ihrem Gemahl nicht in Einigkeit lebte, antworten; und erzählt, was sie von sich zu erzählen Lust hatte.

Die Familie Margaretens von Valois hat in diesem Jahrhundert der Hochrenaissance einige überragende Frauengestalten aufzuweisen. Die Mutter ihres Gatten, die kluge und tapfere Königin Johanna; seine Großmutter, die geistvolle, frische, selbständige Margareta von Navarra, die Verfasserin der Novellen des Heptameron; und ihre eigene Mutter, die gräuliche Katharina von Medici, die mit sehr weiblicher Naivetät alle Konsequenzen des Machiavellismus gezogen hat. Mit diesen im Guten und Schlechten überragenden Frauen darf sich Margareta freilich nicht messen. Denn sie, schöner zweifellos als die anderen, bringt es nicht zu mehr; in ihrer fürstlichen Stellung versumpft sie; die reizvollen Eigenschaften, die wir an den anderen schätzen, sind bei ihr schon nicht mehr so kultivirt, daß sie zu einer Harmonie kommen. Ihre Selbständigkeit liefert sie nur ihren Launen aus und die geistige Bildung wird von betrüblicher Unsicherheit im Geschmack beeinträchtigt. Ihre schwülstigen Liebesbriefe zeigen den naturgemäßen Verfall einer Mode, in der sie noch erzogen war, da die Frauen ihre Briefe elegant mit Mythologie zu parfumiren hatten und lernten, alles Pour und Contre, das im Herzen streiten mochte, in der Form eines Dialogs (etwa gleich über die Liebe) in geistvolle Worte zu fassen. Margaretens Briefe und Poesien zeigen, was für ein braves und fleißiges Mädchen sie war. Ihre Erzieherin, Frau von Courton, konnte sich rühmen, nicht weniger als sieben Königinnen zu strenger katholischer Gläubigkeit angeleitet zu haben. Kein geringes Verdienst in der Zeit, da hugenottische Ansichten bis in die höchsten Familien drangen. Einige ihrer Schülerinnen wurden schöne und berühmte Damen: Elisabeth, die Gattin Philipps des Zweiten von Spanien, die unglückliche Maria Stuart und die gepriesene schwarzhaarige Königin von Navarra, deren Schönheit unbedingt mehr göttlich als menschlich war, obwohl Don Juan d'Austria, der so urtheilte, auch

bedauerte, daß sie dennoch angethan sei, die Männer zu Grunde zu richten und eher in die Hölle als in den Himmel zu bringen.

Und sie muß sehr schön gewesen sein, wenn Brantôme in der Mittheilung der zahlreichen Atteste von Gesandten, Dichtern und Heerführern, deren Schmeichelei er zu seiner macht, nur halb so verläßlich ist wie in der Beschreibung der Toiletten, die sie bei verschiedenen Festlichkeiten trug. Ueber Alles ging ihm eine Robe von spanischem Inkarnatsammet, die reich mit Fransen besetzt war, mit einer Kappe aus gleichem Sammet, herrlich mit Federn und Edelsteinen geschmückt; dazu kam, daß Margarete immer zu ihrer Toilette irgendeine unnachahmliche Kleinigkeit hinzuerfand, was dann jede Anstrengung anderer Damen, ihr gleichzukommen, vereitelte. Man fühlt es übrigens dem Ton, dem Wissen ihrer Erzählung an, daß sie diese Erfindungsgabe besessen haben muß. Und dann schwelgt Brantôme in der Erinnerung an die Anmuth, mit der sie die spanische Pavanne oder den italienischen Pazzemeno tanzte; oder den Fackeltanz, bei dem die Dame dem Herrn zum Tanzschritt leuchtete. Die Königin von Navarra freilich, sagte ein Höfling, hätte keine Fackel gebraucht, da sie mit ihren Augen Alle in lichterlohen Brand setzen konnte. Die Bilder überliefern eine Ahnung von diesen brutal sinnlichen großen Augen; vor Allem das von Clouet hat Etwas so Sprechendes, daß man es schon für gut halten darf. Man nannte sie ihrem Großvater Franz dem Ersten sehr ähnlich; aber sie muß doch auch sehr viel von ihrer medicäischen Mutter gehabt haben, das volle, edelgeschnittene Gesicht der Italienerin eben so wie das heiße Blut, die impetuose Art, mit der sie sich auf ihr Ziel, auf ihr Opfer stürzte.

Wenigstens in der Liebe. In der Politik hatte sie nicht die mindeste Hartnäckigkeit, nach irgendeinem Ziel hinzustreben. Von jeder Laune ihrer Sinne ließ sie sich bestimmen. Deshalb ging Alles schief. So war ihr Debut in der Familienpolitik; und dabei blieb es auch, trotz der ersten bitteren Erfahrung, wie sie das Vertrauen ihres Bruders verlor. Er hatte ihr, da er meist im Feld stand, die Wahrung seiner Interessen bei der Königin-Mutter und damit bei dem jungen König anvertraut. Der Eifer und die Anhänglichkeit des Schwesterchens, das auf diese Mission sehr stolz war, kannte keine Grenzen; aber als sie sich in den Herzog von Guise verliebte, dessen Ehrgeiz ihrem Bruder unbequem war, und vor ihm offenbar das Jünglein nicht hütete, wurde sie ziemlich ungnädig aus der Nähe der Königin-Mutter entfernt. Das war eine große Erschütterung für sie, und als sie das Scharlachfieber, in das sie fiel, überstanden hatte, war sie nach außen eine Andere; eine glatte und kluge Prinzessin, die zwischen Heirathen und Lieben zu unterscheiden wußte. Sie gab dem Herzog von Guise, dem Führer der katholischen Partei, den guten Rath, um jedes Aergerniß zu vermeiden, sich zu vermählen; und heirathete selbst gehorsam, da die Politik eine Versöhnung zwischen Katholiken und Hugenotten forderte, den hugenottischen König von Navarra. Der war ein häß-

licher Mann. Bei der Hochzeitfeier soll Margareta das Ja nicht gesprochen, sondern nur, weil der Kardinal von Bourbon sie von hinten stieß, genickt haben. Doch die Heirath brachte hohen Gewinn: Margarete war nun vollgiltig und konnte mit dreinreden.

Die Festwoche, die von der Hochzeit bis zur Bartholomäusnacht verstrich, genügte, um Katharina von Medici zu belehren, daß diese Eheschließung ein ganz falscher politischer Schritt gewesen sei. Alle ihre Macht über den König drohte ihren Händen zu entgleiten und die Hugenotten, die in Schaaren nach Paris gekommen waren, wußten den König zu sich herüberzuziehen. Das Attentat auf Coligny mißlang; also mußte man alle Hugenotten umbringen lassen. An dem verhängnißvollen Abend wurde die junge Königin einfach schlafen geschickt; ihr war sehr unheimlich, aber zu widersprechen wagte sie nicht; und das gellende Läuten des Glöckchens von Saint-Germain l'Auxerrois, das Zeichen zum Blutbad, verschlief sie. Gegen Morgen weckte sie ein Poltern an der Thür und der Ruf: „Navarra!" Ein blutender Edelmann, von vier Häschern verfolgt, stürzte herein, ans Bett der Königin, klammerte sich an sie und machte ihr Hemd ganz blutig; nachher, als ein Gardehauptmann die Häscher verjagt hatte, mußte sie es wechseln und erfuhr nun erst, was geschehen war.

Katharina suchte später die Tochter zu der Erklärung zu bewegen, Heinrich sei kein rechter Mann; dann konnte die Ehe geschieden werden. Margarete behauptet, sie habe damals gar nicht verstanden, was gemeint sei, und entgegnete bescheiden, sie wolle auf ihrem Platz bleiben. So gehorsam das Mädchen gewesen war: die Frau, die Königin, fühlte sich mündig und wollte das Vergnügen ihrer eigenen Intriguen haben, zu denen sie erzogen war und die sie auch reichlich wieder anwandte, wenn man sie mit ihrem Gatten und ihrem Lieblingbruder, dem Herzog von Alençon, zu entzweien suchte. Nur geschickt war sie leider gar nicht; auch nie eine ganz ernst zu nehmende Gegnerin. Denn sobald es nöthig war, sie zu ducken, machte man einfach über eine ihrer längst offenkundigen Liebschaften Skandal. Dann stellten sich wohl alle ihre Liebhaber auf die Seite des Gatten, der, kriegerisch gerüstet, drohte, weil man ihm die Mitgift der Königin noch vorenthielt; „guerre des amoureux", spottete das Volk. Während man sich schlug, reiste sie nach Spa ins Bad, in einer Sänfte, die mit Säulen geziert und mit inkarnatfarbigem Sammet ausgeschlagen war und auf deren Fenstern vierzig sinnreiche Devisen auf die Sonne und deren Wirkungen gemalt waren. Zu Gunsten des Lieblingbruders wiegelte sie nun Flandern auf. Die Wirkung ihrer Schönheit währt aber nicht lange und die Rückreise durch die revoltirten Gebiete war weniger vergnüglich.

Das Schlimmste war, daß sie jetzt eigentlich nirgendwohin gehörte, nicht zu den Ihren, die katholisch waren, und nicht zu ihrem Mann, der längst wieder Hugenott geworden war. Immer hat sie bitterböse Feinde, gegen die sie, als verfolgte Unschuld, den harmlosen Leser aufzubringen weiß; auf den Herrn von Guast, mit dessen Besei-

tigung sie sich als gelehrige Schülerin ihrer Mutter erwies, folgen die Mignons, die widrigen Günstlinge des widrigen dritten Heinrich. Und als sie endlich, nach sechs Jahren, in das Land kommt, dessen Königin sie sich nennt, ist es wieder ein Hugenott, der ihr die Ausübung ihrer Religion erschwert. Auch ein intrigantes Liebchen ihres Gemahls ärgert sie. Nicht mit der Liebe; Margarete war sehr zufrieden, den König versorgt zu wissen. (Nebenbei erfährt man hier, daß ihre Hitze den Herrn von Turenne, der nicht sündigen wollte, in die Flucht schlug.) Als ihr Kammerfräulein, das der König liebt, in die Hoffnung kommt, ist ihr Bestreben nur darauf gerichtet, die Intriguen, die das kleine Geschöpf in dem Wunsch nach der Krone gleich anfängt, niederzuschlagen; und als der König ganz unverfroren von Margarete verlangt, sie möge der Kleinen in der schweren Stunde beistehen, thut sie auch Das und sträubt sich höchstens gegen die Zumuthung, sie nachher noch, schläfrig und totmüde, zu besuchen. Erst als sie wieder, nach sechs Jahren, nach pariser Luft gelüstete, verließ sie das langweilige Bearn. Bessere Unterhaltung scheint sie auch in Paris gefunden zu haben; wenigstens konnte man ihr, als es zum Krach kam, der sie unschädlich machen sollte, eine eigens angefertigte Liste ihrer Liebhaber vor die schönen Augen halten, die gewiß ganz unschuldig erstaunt drein sahen. (Die Liste haben wir nicht mehr, aber ihren Briefwechsel mit einem schönen Herrn von Chanvallon, dem sie Jahre lang besonders zugethan zu sein scheint und der als Vater ihres Sohnes gegolten hat.)

Nun gings ihr schlecht. Man jagte sie aus Paris, nahm ihr den Hofstaat und der König ritt auf der Landstraße an ihr vorbei, ohne sie zu grüßen. Mehrmals sprach sie noch zu ihm und machte ihm Szenen; aber es half nicht. Aus ihrem Sitz Agen vertrieb sie ein durch Erpressung entstandener Krawall. Sie saß auf der Flucht hinter ihrem Kavalier auf dem Pferd, wurde gefangen und in entlegene Schlösser verbannt. Dort hört sie jeden Tag die Heilige Messe, liest und schreibt nun nicht nur Klagen über Geldmangel und sehnsüchtige Briefe an Herrn von Chanvallon, sondern auch ihre Lebenserinnerungen, treibt Musik, singt zur Laute, läßt Kinder zu sich kommen und Chöre singen; und sucht in der Langeweile solchen idyllischen Daseins finsteren Schloßhauptmännern ein Lächeln zu entlocken (bei dem es dann nicht bleibt).

Inzwischen gingen draußen in der Welt große Dinge vor. Ihr Mann war König von Frankreich geworden, hatte den Gräueln der Religionkriege ein Ende gemacht und der Name Heinrichs des Vierten wurde berühmt. Margarete aber wurde nicht Königin von Frankreich. Erst jetzt, da Heinrich seinen Thron zu festigen hatte, kam ein sehr wesentlicher Punkt der Ehe zur Erwägung. Er brauchte einen Erben und Margarete hatte ihm keine Kinder geschenkt. Da bekam dieses Eheband, das vollkommene Gleichgiltigkeit fest gemacht hatte, Risse. Anfangs sträubte sich die Königin gegen eine Trennung; einer Maitresse, der schönen Gabrielle d'Estrée, wollte sie nicht weichen. Aber nach deren Tod, als der Papst Maria von Medici zur Königin von

Frankreich vorschlug, fand sie Das wenigstens „standesgemäß“, und da sie nun noch dazu nach Paris zurückkehren durfte, mochte ihr Alles gleich gelten. Der König schickte ihr Herrn von Chanvallon als Empfangskavalier entgegen; mit diesem Sarkasmus sagte er seiner Frau Lebewohl. Fein war es eben nicht.

Aber am Ende mochte doch wieder Margarete lächeln, wenn sie hörte, wie schlecht es auch ihrer Nachfolgerin in der Ehe ging, mit der der König am Tag nach der Hochzeit zu streiten, ja, bald regelrecht zu raufen anfing, so daß manchmal die Minister häuslichen Frieden stiften mußten. Margarete war jenseits von solcher Plackerei angelangt. Ihr Ende ist grauslich. Sie war in den Fünfzigern und ihr Tag von Andacht und zärtlicher Wonne ausgefüllt. Ihr war jeder Mann recht. Sie sah aus ihren Fenstern im Faubourg Saint-Germain hinab auf die Duellwiese; und gefiel ihr einer von den Studenten, die sich dort tummelten, so ließ sie ihn rufen. Aber auch Pagen gab es und Flötenspieler und Stallknechte. Die letzte Valois; „das Ueberbleibsel aus einem großen Schiffbruch“, die Letzte aus einer stattlichen Kinderschaar, von der sie allein das fünfzigste Lebensjahr überschreitet.

Wien. Max Mell.

Verse.

Ein Blick aus ein paar dunkelblauen Sternen.
Weh mir! Wer sah mich so schon einmal an?
Was drängt aus längst versunknen Jugendfernen
Schmerzhaft an mein Erinnern sich heran?

War es ein Herz, auf das im Vorwärtsschreiten
Im Ungestümen ich den Fuß gesetzt,
Wars eine Seele im Vorübergleiten,
Die achtlos übersehn ich und verletzt?

Ich weiß es nicht; und doch, als müßten rächen
Sie ungesühnt gebliebnes, altes Leid,
So fühl ich Deine Augen zu mir sprechen
Und zittre doch ob ihrer Schweigsamkeit.

Neustadt a. H. E. Schwangart.

Opéra Comique.*)

Eines Tages wohnte Rameau einer Probe bei, die Rousseau veranstaltete. Rousseau konnte sich nicht enthalten, ihn nach seinem Urtheil zu fragen, aber Rameau war vorsichtig und schien zu zögern. Dreimal fragte ihn Rousseau, dreimal antwortete Rameau: „Soll ich die Wahrheit sagen?“ Rousseau war unklug genug, darauf zu bestehen, und der Andere sagte frei heraus: Einiges sei gut, Einiges sei schülerhaft, die Rezitative zeigen eine andere Hand. Seitdem war die Feindschaft der Beiden besiegelt, die ja tiefere Gründe hatte. Grétry erzählt diese Geschichte in einem Brief an den Padre Martini und faßt Rousseaus Erbitterung, die in dem berühmten Artikel des Dictionnaire über Rameau zum Ausdruck kam, als bloße persönliche Rancune auf. Er hatte wohl Grund dazu, denn ihm selber war Rousseau nicht anders begegnet. Es ist bei der Aufführung von Grétrys Fausse Magie. „Ich bin glücklich, Sie kennen zu lernen, Herr Grétry.“ „Sehr liebenswürdig.“ „Haben Sie auch eine Frau?“ „Ja, sie ist eine Künstlertochter.“ „Das ist gerade das Rechte, ich liebe die Naturkinder, wir wollen recht oft zusammensein.“ Die Beiden gehen zusammen fort, und da gerade auf der Straße gearbeitet wird, ist Grétry so höflich, Rousseau beim Uebergang ein Wenig zu stützen. Rousseau aber stößt ihn zurück und sagt: „Lassen Sie mich, bitte. Ich helfe mir allein.“ Er nahm es todübel; und sie haben sich nicht wieder gesehen. Gleichwohl, wie das Schicksal ist, Grétry wohnte später in der selben Montmorencywohnung, die Rousseau berühmt gemacht hat.

Aber schalten wir Rousseau, den philosophischen Begründer einer höchst unphilosophischen Kunstgattung, aus; seine persönliche Reizbarkeit fällt ganz aus dem Stil der Komponisten dieser Schule, die stets von einem großen Wohlwollen und oft einem selbstlosen Interesse für einander beseelt waren. Der einzige Intrigante unter ihnen war Isouard, den dafür heute das Volk auch vergessen hat. Er schuf dem jungen Auber Schwierigkeiten und er trat mit Boieldieu in einen persönlichen Konkurrenzkampf. Er machte die Erfahrung, daß die Akademie ihn nicht nach dem Maß einschätzte wie er sich selbst. Nach Monsignys Tod sollte dessen Nachfolger gewählt werden. Die Entscheidung fiel schwer und erst nach zwölf Touren gab man Catel den freien Sitz. Mehul starb und Boieldieu kam an dessen Stelle. Isouard

*) Herr Professor Bie läßt im Verlag von S. Fischer ein großes, mit vielen Bildern und bunten Tafeln geschmücktes Werk erscheinen, das, unter dem Titel „Die Oper“, die Genesis, das Wesen, den Wandel dieser Kunstgattung zeigt und auf dem Weg von Gluck zu Strauß eine Fülle bisher unbeachteter Thatsachen, Zusammenhänge, Kultursymptome belichtet. Das Bruchstückchen, das hier veröffentlicht wird, kann erweisen, daß aus ernsten Studien nicht eine dürre Gelehrtenarbeit, sondern das vielfarbige Kunstbuch eines Künstlers entstanden ist.

wurde sehr traurig und soll an diesem Aerger dahingesiecht sein. Die Anderen aber hielten gut zusammen und fanden sich mit Vergnügen bereit, Gelegenheitopern gemeinsam zu arbeiten. Eine solche Compagniearbeit wie in dieser Zeit hat es nie wieder gegeben und Stücke, die von mehreren Librettisten verfaßt und von noch mehr Komponisten vertont waren, gehörten nicht mehr zu den Ausnahmen. Jeder machte seine Nummern und das Ganze gewährte dem Publikum den Spaß, Namen zu rathen, und der Kritik den Ruhm, Namen zu deuten. Boieldieu führte in einer solchen Oper, Charles de France, den jungen Hérold ein, Cherubini komponirte nicht nur, sondern malte sogar mit Boieldieu zusammen und Adam schätzte Auber so hoch, daß er dessen Jugendwerke gern seinen ängstlichen Schülern zeigte: „Seht Ihr, Das schrieb er im Anfang, es war nichts; und er ist doch ein so großer Meister geworden.“ Sobald Einer außerhalb dieser Gruppe zu Wort kam, klang das Urtheil gleich anders. Berlioz hat im Journal des Debats eine vernichtende Kritik über Zampa geschrieben, die so ungerecht wie möglich ist: er wirft Hérold die vielen Vorhalte vor, die die Akkorde denaturiren, die Herbheit der Dissonanz zur Diskordanz steigern und Süßigkeit in Fadheit wandeln. Gewiß ist Zampa kein Meisterwerk, aber gerade die Ouverture, die Berlioz vor Allem treffen will, ist noch ihr Bestes und von solchen Fehlern ganz frei. Hérold begnüge sich, sagt er, mit Motiven, so winzig und unbedeutend, wie Rossini sie etwa mal fallen lasse, wenn er müde sei. Rossini selbst, wohl bewußt, was ihm viele dieser Kollegen an Rhythmus und Linie verdankten, stellte sich viel freundlicher. Er wohnte eine Weile mit Boieldieu im selben Haus Boulevard Montmartre 10. Rossini lobt die Versteigerungszene der Weißen Dame über Alles, die gute Führung und das stilvolle Ensemble. „Wir, lieber Boieldieu, wir Italiener hätten viel mehr Lärm dabei gemacht mit felicità, felicità und solchen Dingen.“ Boieldieu ist gerührt, und als er sich empfiehlt, um in seine höhere Etage hinaufzugehen, sagt er zum Abschied: „Ich bin Ihnen doch nur über, Meister, wenn ich schlafe.“ Die Bewunderung Rossinis geht in dieser Zeit über Alles hinaus, was wir uns heute vorstellen können. Er war ein Gott, ohne Widerspruch. Man sagte, Haydn und Mozart könne man nachmachen, aber schlecht, Rossini sei unnachahmlich, er habe einen neuen Stil geschaffen, der sein Eigenthum sei. Sein Bonmot ist das Orakel dieser ganzen Familie von Autoren, die für einander lebt, wirbt, arbeitet und hofft. Ein natürliches Mittel, dieser Gemeinsamkeit Ausdruck zu geben, finden sie in der Schriftstellerei. Von Favart bis zu Adam schreiben sie fast Alle Erinnerungen, Kritiken, Hymnen, mit vielem Geist und noch größerer Herzlichkeit, selten etwas Abfälliges über ihre Kollegen. Die ganze Zeit ist förmlich belegt mit plaudersamen Memoiren der Autoren, die die selbe Behaglichkeit ausströmen wie ihre Werke und zu der Hochschätzung dieser Stücke so viel beigetragen haben, daß wir uns heute wundern müssen, wie ernst man die kleinste komische Oper nahm. Der

nationale Familiensinn der Opern selbst scheint sich in ihnen widerzuspiegeln und hat bis auf ihren jüngsten Biographen fortgewirkt, Pougin, der Boieldieu gegen Wagner ausspielt und Hérold mit Weber vergleichen möchte.

In dieser Familie giebt es freilich keine Rossinis. Alle sind nette kleine Leute, bald etwas fleißiger, bald etwas leichtsinniger, die im Allgemeinen ihren gleichen Trab gehen und von der Bourgeoisie ihrer Werke sich so viel angeeignet haben, daß sie von ihrer Biederkeit abfärben. Die meisten von ihnen fangen ein Bischen dilettantisch an, um dann durch ernstere Studien die innere Wandlung zu erleben, und Viele geben eine Kaufmannscarriere auf, um dem schöneren Ziel zu folgen, als Romanzenkomponisten die Damen zu entzücken. So sehen wir den jungen Auber in den Salons des Fürsten Chimay mit seinen leichten Liedern glänzen, bis ihn der Tod des Vaters zum Beruf zwingt und er zu Cherubini geht. „Arbeite!“ „Ich bin es nicht gewohnt.“ „So stürz Dich zum Fenster hinaus!“ Auber nennt die Zeit vor dieser Katastrophe die seines Brautstandes mit der Musik; sie war seine Geliebte gewesen, jetzt wurde sie seine Frau. Boieldieu fühlte es nicht anders; auch sein Erwecker und Gewissenspeiniger ist Cherubini; und von diesem Augenblick an hört er auf, „glücklich zu sein“. Obdachlos war er von Rouen nach Paris gekommen, seine erste Oper erlebt er, als er die Nacht auf der Flucht bei Hirten zubringt. Was soll er in Paris? Er will sich in die Seine stürzen; ein alter Diener seines Hauses rettet ihn. Zweite Oper. Er verliebt sich in die Tänzerin Clotilde Malfleurai, er heirathet sie, aber sie bleibt die Dirne, die sie gewesen ist. Er flüchtet vor ihr nach Rußland, den Spuren Garats folgend, der einst seine ersten Romanzen in den Salons gesungen. Dritte Oper? Ach, Das sind keine großen Erlebnisse und er muß ruhig warten, bis diese Frau stirbt. Eine ähnliche Geschichte kehrte schon in friedlicherer Form bei Adam wieder. Da war es ein Vaudevillemädel und er muß sie gegen den eigenen Willen heirathen. Alle brechen mit ihm. Aber er erreicht die Scheidung, und als auch er nach Rußland geht, ist es nicht aus solchen Gründen. Diese Leute machen nicht viele Reisen, sie sitzen in Paris fest und haben nichts von der Fremde und von der Natur. Adam beschreibt in seinen Erinnerungen eine Reise nach Grindelwald. Es kommt dabei nichts heraus als Angst vor Gletschern. Sie sind große Arbeiter und spinnen sich ein. Sie schreiben so unendlich viel, daß man gar nicht klug daraus wird. Selten entschließen sie sich, wie Monsigny und Boieldieu, Schluß zu machen, wenn sie merken, daß es nicht mehr geht. Sie müssen auch verdienen. Nicht Alle, wie dieser Monsigny, verstehen sich auf Nebeneinnahmen aus Domänen- und Kanalinspektionen. Das war noch die alte Zeit. Jetzt ist man ja nichts als ein Berufsmusiker und kann nicht mehr mit dem Ruhm auskommen, wie Grétry, der wenig Aemter hatte. Man wird Direktor und Lehrer am Konservatorium, Hofkapellmeister oder so Etwas; aber die poli-

tischen Wellen spülen diese Stellen weg wie Sand. Da giebt es im besten Fall kleine Pensionen. Oder die neue Gründerwuth entflammt auch die Komponisten. Adam gründet schon ein Théâtre National und verkracht erst recht. Also komponirt man eben ruhig weiter, und wie es kommt, so ist es. Das Leben ist ja immer das selbe, und bleibt man heiter, so thut es Einem nicht viel. Man schreibt und schreibt und richtet sich ein, auch mit dieser verfluchten Politik, die Einem den Stuhl unter dem Rücken fortzieht und die Einen doch so herzlich wenig interessiert. Man hat seine freiheitliche Gesinnung, die aus England gekommen sein soll, wie diese Musik aus Italien gekommen sein soll. Man weiß Das schon gar nicht mehr. Gelegentlich wird ein aktuelles politisches Stück komponirt, je nach der Lage Barras, Denys le tyran, Henri IV. oder Bayard à Mezières; sonst seien wir froh, mit dieser Angelegenheit nichts zu thun zu haben. Es kommt vor, daß Opern politische Erregungen auslösen, sagt man uns. Wir wissen nichts davon. Das muß ein Zufall sein. Die Musik ist eine unpolitische Macht und vielleicht wird sie gerade darum unsere Opern viel länger am Leben erhalten. Legt die Liste von Aubers Opern neben die Geschichtstabelle; sie berühren sich nicht im Geringsten. Freilich haßte er die Commune; und es war ein Glück für ihn, als er mitten in ihrem Lärm 1871 starb, daß man erst geordnete Zustände abwartete, ehe man ihn beerdigte. Eben weil er das Geordnete liebte, war er unpolitisch. Denkt nur an den guten Boieldieu, den sie beinahe für einen Verschwörer gehalten und dem sie ein Finale machen wollten, für das er sich bedankt hätte. Er sandte, als er sich in der Stellung des petersburger Hofkompositeurs von seiner Clotilde erholte, einmal eine Oper in verschiedenen Paketen nach Paris und numerirte sie si, mi, sol. Aha, denkt der Grenzwächter, Dich haben wir! Das heißt six, Das heißt mille, Das heißt soldats. Tableau! Mag sein, daß diese Komponisten sechstausend Soldatenlieder geschrieben haben, aber Das war für die Armee der Großherzogin von Gerolstein.

Zwei Generationen von Komponisten lösen sich in dieser Familie ab; den größten Lebensbogen spannt Auber, der neunundachtzig Jahre alt wurde und das ganze Schauspiel der Operngeschichte von Grétry bis Wagner zu sehen bekam. Seine Memoiren hätten so ziemlich dieses Buch sein können, aber er ist einer der Wenigen gewesen, die nicht geschrieben haben. Und er hat sogar bis jetzt nicht einmal eine ordentliche Biographie bekommen. Wer weiß, was hinter seinem schweigsamen Mund ruhte und hinter seinem sichtlichen Phlegma, mit dem seine feurigen Augen, wie Bouillys Memoiren ihn malen, in dauerndem Widerspruch standen? Er sitzt in seinem weiß-goldenen Salon und „sammelt wie eine Biene“. Er pflegt die Pferde und ruft seine Lieblinge Figaro und Almaviva. Er lebt und weiß und sagt es nicht: eine vergnüglich zynische Kälte nennt es Wagner. Im großen Premierenwinter 1800 war er achtzehn Jahre, hatte seine jugendlichen Romanzen hinter sich und wartete als Kaufmann in England auf

den Schicksalsruf. In diesem Jahr kam der Wasserträger Cherubinis heraus, Mehuls Ariodant, Bertons Délire, des guten Dalayrac Maison à vendre (er machte jedes Jahr zwei Opern), die Dame voilée des Mengozzi, der mit seinen Kompositionen dem eigenen Gesangsruhm (eine pariser Spezialität wie einst der Bariton Solié) gefährlich wurde, bis er sich in der Abfassung der großen Singschule des Konservatoriums beruhigte, und dann gab es im selben Jahr noch Boieldieus Boniowski und Khalif von Bagdad, mit denen dieser fünfundzwanzigjährige Autor seine ersten, wohlbeachteten Visitenkarten abgab. Grétry war damals achtundfünfzig Jahre alt, aber noch rüstig genug; nachdem er 1794 gleich vier Revolutionoperchen in einem Jahre verfertigt hatte, war er jetzt gelassener geworden und setzte alle zwei Jahre ein gut bürgerliches Stück ab. Monsigny, der nur einige Monate weniger zu leben hatte als Auber, war Zweiundsiebenzig, aber er ließ längst keine Oper mehr aus seinem Schreibtisch heraus und dachte behaglich alter Zeiten. Man setzte neue Hoffnungen auf den Rodolphe Kreutzer, den Violin-Kreutzer, der die Geigenschule des Konservatoriums schrieb, oder auf Catel, der dessen Harmonieschule übernahm, Bruni, Carafa: es gab Keinen, der nicht mal durch eine komische Oper von sich reden machte. Am Meisten aber sprach Rodolphe Kreutzer, dessen persönliche Beziehungen heute noch ihre Wärme uns nachfühlen lassen, von dem jungen Isouard, der in Malta geboren, Malteserkapellmeister gewesen und nun unter dem Namen Niccolo nach Paris gekommen war, sein Glück zu versuchen. Damals begann er, genau so alt wie Boieldieu, seine Carriere und ist mit ihm immer im Wettstreit geblieben, ein leichtsinniger und, wie wir sahen, ränkesüchtiger, aber sicherlich begabter und interessanter Mensch, der unruhigste Geist unter allen und darum der erfolgloseste. Sein Name ist damals in Aller Mund; achtzehn Jahre danach war er schon tot.

So etwa zeigt sich ein Durchschnitt durch das Jahr 1800. Steigen wir sechsunddreißig Jahre herunter, so ist das Bild noch sehr frisch, nur im Personalbestand verändert. Adam ist soeben mit einem seiner populärsten Werke aufgetreten, dem Postillon von Lonjumeau, der vielbewegliche Adam, Komponistensohn des Pianistenvaters, Adam, der immer überall ist, in jedem Theater, vif wie kein zweiter, in der engen Taille, die Hände trollend, mit seinem bärtigen, etwas maliziösen Gesicht, immer thätig, immer spielend, immer schreibend, im besten Alter, dreiunddreißig Jahre, und voll von Plänen für sein Glück. Sein Lehrer und Wecker Boieldieu war vor zwei Jahren gestorben, nachdem er klug genug gewesen, seinen Deux nuits keine Oper mehr folgen zu lassen. Auber aber war auf dem Zenith. Dieses Jahr gab es seine Ambassadrice, die so viel in der Welt herumreiste und von Adam für sein Meisterwerk erklärt wurde. Nicht weniger regte sich Adam über den „Blitz“ von Halevy auf, der soeben seine Premiere bestanden und die überraschende Begabung des Großopernkomponisten für das Genre der eleganten Komik bewiesen hatte, in diesen schmalen Grenzen

von nur vier Personen, zwei Tenören und zwei Sopranen, ohne Chor; eine feingeführte Melodie, eigenartige Knappheit des Rhythmus und sorgsame Faktur der Ensembles, die uns heute einer besseren Gelegenheit würdig zu sein scheinen. Kurz vor dieser Arbeit hatte Halevy das traurige Amt übernommen, die nachgelassene Oper Hérolds zu bearbeiten. Hérold, den Alle liebten, die ihn kannten, hatte als Wunderkind begonnen, dann sich kläglich als Begleiter, Chordirektor und Repetitor durchschlagen, bis ihm in schneller Reihenfolge die Opern Zampa und Schreiberwiese eine Popularität brachten, die er leider nicht mehr auskosten konnte; er starb, weil er keine Zeit und kein Geld gehabt hatte, sich zu pflegen. Indessen traten schon neue Bewerber heran, die sein Andenken schneller, als man dachte, vergessen lassen sollten. Aus Mecklenburg war ein Friedrich Freiherr von Flotow nach Paris gekommen, der gerade in diesen Jahren seine ersten Bühnenproben im Genre der leichten komischen Oper ablegte. Er attachirte sich an den vier Jahre älteren Grisar, auch einen Ausländer, Belgier wie Grétry, der seinem Chef in Liverpool ausgerückt war und bei dem Böhmen Reicha, dem Nachfolger Boieldieus am Konservatorium, Unterricht nahm. Dort trafen sie zusammen, der junge Antwerpener mit dem mecklenburger Diplomaten, und mit ihm arbeitete er manche Opern gemeinsam, wie Dieser später mit Offenbach arbeitete. Die internationale Familie findet sich auf diesem lockenden Boden und die Theaterluft schwebt fühlbar, ein Gemisch von Lichterdunst, Coulissenleim, Parfum und Stallgeruch, um die Schicksale abendlicher Menschen. Man streift sich durch die langen Haare, diskutirt über die letzte Premiere, klatscht über einen Sänger, stürzt aus einer Akademiesitzung, giebt einer Sängerin das Rendezvous im Mabille, lobt einen jungen Mann wegen einer Romanze, schwärmt en passant für das Landleben und freut sich auf seine nächste Oper à grand tralala. Adam schreibt freundlich und galant über Alle, Kritiken und Briefe (aber keine Briefe sind charmanter als die von Boieldieu an Berton), er schreibt über Massé, der einst Aubers Nachfolger in der Akademie werden wird, er erwischt gerade noch Maillarts Eremitenglöckchen und das erste Operchen von Delibes, dessen graziöse Ballets uns heute noch amusiren, während seine Lakme-Oper an der selben versteckten Stilmischung sterben mußte, die Offenbach zum offenen Bekenntniß der Operette führte. Und wieder, wenn die Saison naht, fliegen die Briefe nach Paris, von Petersburg, von Wien, von den Landsitzen, Briefe über die Theater und die Sänger, Wünsche und Befürchtungen; sechsmal muß die Komische Oper schließen, Cholera, Bankerot, wer weiß, was Alles, hier und da auf den vielen wechselnden Bühnen. Wird der große Tenor Ponchard zur Stelle sein und der natürlich eben so große Elleviou und der große Baß Chenard, wird der große Bariton Martin singen dürfen? Er rettete Boieldieu eine Ammenarie aus der riskanten Tante Aurore, mit der seine Weltcarrière begann; Boieldieu soll „Neige“ komponiren. Neige? Nein, Das macht er nicht, es ist für Martin keine Rolle drin. Und Auber macht Neige

und gewinnt sein erstes Spiel. Die Vestalin? Nein, keine Rolle ist darin. Und Boieldieu lehnt sie ab und Mehul lehnt sie ab, bis Spontini sie macht und auch sein erstes Spiel damit gewinnt. Boieldieu ist für die Regnault, die an Charme ersetzt, was ihr an Musik fehlt, natürlich ist Isouard für die Saint-Aubin, die eine große und schwere Stimme hat, aber so kurzen Athem. Isouard ist schlau und schreibt für beide Damen Rollen in seinem Aschenbrödel. Boieldieu bleibt nicht zurück und macht den selben Trick, zwei Jahre später, im Johann von Paris. Wenn sich diese Herrschaften nur wenigstens während der Aufführung vertragen! Es naht die Premiere des Postillon. Adam setzt sie gerade auf Freitag an, auf Freitag, den dreizehnten Oktober. Chollet singt den Chapelou, seine Frau, die Prevost, die Madeleine. Natürlich zanken sie sich vorher wie die Irrsinnigen. Sie wollen in den Proben nicht zusammensingen. Wer weiß, was er wieder auszufressen hat! Aber er arbeitet der Weltgeschichte vor und legt ihr nach dem ersten Akt ein Bracelet in die Garderobe. Das Bracelet rettet die Stimmung; und das Publikum, in seiner Sensation befriedigt, sieht eine Oper die Ehe zusammenbinden, die schon zu sehr Oper geworden war, es bereitet einen doppelten Triumph.

Madeleine: Den heitern Sinn soll uns jetzt nichts,
ja, nichts mehr rauben.
Ich liebe Dich,
ich liebe ewig Dich allein.

Chapelou: An leidge Prophezeiung will ich nimmer glauben ...

Oskar Bie.

Französische Wirthschaft.

Das französische Staatsbudget zeigt ein Defizit von 800 Millionen. Diese Unterbilanz, die dem Ausland den Glauben an Frankreichs Reichthum nehmen könnte, muß beseitigt werden. 500 Millionen des Fehlbetrages will man durch eine Anleihe, den Rest durch neue Steuern decken. Herr Charles Dumont, der Herr der Finanzen, hat einen Gesetzentwurf vorgelegt, der eine dreiprozentige Anleihe im Gesammtbetrag von 1300 Millionen Francs vorschlägt. Neue Dreiprozentige! Im Deutschen Reich gelingt es kaum, vierprozentige Staatsschuldverschreibungen unterzubringen. (Das Preußenkonsortium hat zwar die vierprozentigen Reichsanleihen von 1913, 100 Millionen, ausverkauft, sitzt aber noch auf einem ziemlich dicken Packet preußischer Konsols. Und die Angst vor den nächsten Emissionen ist so groß, daß das Gerücht, Preußen werde in den ersten Wochen des neuen Jahres auf dem Rentenmarkt erscheinen, den Kurs ins Wanken brachte.) Frankreich aber darf an eine „Ewigkeitrente“ mit drei Pro-

zent Zinsen denken. Ob der Plan Erfolg haben wird? Der Appell an das Nationalgefühl hat an der Seine selten versagt. Freilich hat das Gerede über die neue Milliarde den Kurs der alten Rente nicht unberührt gelassen. Er konnte den besten Platz des Jahres (91) nicht behaupten und ist auf 87 gefallen. Die schlechteste Notiz war 83¼. Die hat die französische Staatsanleihe also um 4 Prozent geschlagen. Das ist mehr, als die dreiprozentige Deutsche Reichsanleihe von sich sagen darf. Als die rente perpétuelle in Paris plötzlich Haussegefühle zeigte, wußte man zunächst nicht, ob die Liebe wieder erwacht oder ein Eingriff versucht worden sei. Schließlich erfuhr man, daß einige Millionen Rente zur Anlage in öffentlichen Kassen angekauft worden seien und daß durch diese Käufe die Baissiers, die gefixt hatten, zu Deckungen veranlaßt wurden. Die Nachhilfe hat drüben besser gewirkt als bei uns alle die Mittel, die zum Wohl der Staatspapiere erdacht worden waren. Die neue Anleihe muß lehren, ob mit dem niedrigen Zins noch zu arbeiten ist. Im vorigen Jahr hatten vierprozentige Papiere große Erfolge. Eine vierprozentige pariser Gasanleihe (250 Millionen Francs) wurde achtzigmal gezeichnet.

Die französische Staatsschuld umfaßt etwa 25 Milliarden Mark; der größte Theil dieser Summe gehörte der dreiprozentigen rente perpétuelle. Die deutschen Reichs- und Staatsanleihen geben etwa 22 Milliarden und machen 25 Prozent des in Werthpapieren angelegten Kapitals aus. In Frankreich ist die Gesammtziffer der vorhandenen Effekten etwas größer als in Deutschland. Das Verhältniß der Staatspapiere zu den übrigen Vertretern der Gattung ist in beiden Ländern ziemlich gleich. Der französische Minister will in sechzig Jahren mehr als 3500 Millionen Francs zurückzahlen lassen. Tilgt er durch Rückkauf der Stücke an der Börse, so erleichtert er sich die Amortisation, nimmt aber zugleich dem Kurs eine Chance; denn der Fiskus, der seine Schuldverschreibungen zurückkauft, hat ein begreifliches Interesse daran, sie billig zu bekommen. Die Mittel zur Amortisation sollen aus der Erbschaftsteuer fließen. Diese Quelle gehört nicht zu den reizvollsten Plätzen des vom Finanzminister abgesteckten Geländes. Ihr Murmeln wird die guten Pariser nicht erquicken. Aber ohne die 75 Millionen, die der „erworbene" Reichthum aufbringen soll, ist an eine gründliche Tilgung der Staatsschuld nicht zu denken. Herr Dumont scheint sogar Goethes Faust zu kennen. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Was man nicht nützt, ist eine schwere Last." Er will den Erben die Last tragen helfen und den erworbenen Reichthum „nützen". Dem Dispositionfonds, den der Finanzminister für unvorhergesehene Ausgaben hat, sollen die erwähnten 75 Millionen zugeschrieben werden. Doch fehlt jede sichere Kontrole über die Verwendung der Reserven. Die Regirung kann also in den Extratopf greifen, ohne an Amortisation zu denken. Das Versprechen vom Jahr 1913 braucht 1915 ja nicht mehr zu gelten. Einerlei: nur Geld her!

Zu den geplanten Steuern gehört auch eine von Werthpapieren,

die an der Börse nicht amtlich notirt werden. Die Börsensteuern sind schon erhöht worden und das so selten mobile Kapital wird über neue Lasten zetern. Die Emissionkosten sind in Frankreich nicht klein. Eine der Ursachen, die den rumänischen Anleiheplan scheitern ließen, war die Höhe dieser Kosten. Werden die neuen Geldgeschäfte im Zeichen der vierprozentigen Bankrate blühen? Zwischen dem Plan, eine neue Dreiprozentige herauszubringen, und dem Wechselzinsfuß der Banque de France dehnt sich ein breiter Raum. Der Säckelmeister bietet 3 Prozent (bei einem Kurs von 87 würde die Verzinsung 3½ betragen), die Bank verlangt beim Ankauf feinster Wechsel 4. Die Bank will das Gold haben, das übers Weltmeer kommt; denn das Hemd ist ihr näher als der Rock. Ihr Wohl ist wichtiger als die gute Laune der Bank von England. Was die Pariserin erhaschen kann, nimmt sie ihrem John Bull vor der Nase weg. Berlin darf nicht zu viel Gold einheimsen. In der Jägerstraße wird man sich über diese Goldkonkurrenz nicht wundern. Dort ist sie ja angefangen und mit gutem Erfolg bis zum Schluß durchgeführt worden. Hat denn die deutsche Wirthschaft je einen Durchschnittszinsfuß von fast 6 Prozent erlebt, ohne in einer Krisis zu stecken? Die Bank von Frankreich kannte lange nur den normalen Zins: 3 Prozent. Dieser Bankdiskont hatte von 1900 bis 1907 gegolten. Im Krisenjahr 1907/08 wurde der Banksatz erhöht; blieb dann aber drei Jahre lang wieder im ruhigen Gleichgewicht von 3 Prozent. Am ersten November 1912 stieg er auf 4 Prozent und ist da geblieben. Unter allen vom Diskont bedrückten Nationen hat die französische am Wenigsten über ihren Wechselzinsfuß geklagt. Stolz oder der Wunsch, stärker zu scheinen, als man ist?

Nicht darauf kommt es an, ob Deutschlands Volksvermögen um 50 oder 70 Milliarden Mark größer ist als das der Franzosen. Der Unterschied in der Bevölkerungziffer (Deutschland 66, Frankreich 44 Millionen) kann die Differenz nicht nur erklären, sondern auch zu Gunsten Frankreichs umstellen. Der Franzose hält auf guten Ruf. Findet man in Berlin kein Geld: in Paris ist stets was zu haben. Nur darfs offiziell nicht dem Erbfeind gegeben werden. Ein Beispiel. Das Grundstück der alten Kaiser Wilhelm-Akademie, der Pepinière, ist von einem Konsortium angekauft worden und soll mit einem Geschäftspalast bebaut werden. Die Pepins haben längst ein neues Heim. Die Stätte, die Friedrich Wilhelm II. der Ausbildung der Militärchirurgen schuf, ist in einen Rummelplatz gewandelt worden. Aber die Buden und der Lärm, die weder Anwohner noch Passanten erfreuen, sollen bald verschwinden, um dem neuen Prunkbau Platz zu machen. Das Geld für Haus und Unternehmen wird in Paris mobil gemacht. Und damit die Dinge in gefahrloser Neutralität bleiben, wird eine schweizerische Gesellschaft vorgeschoben. Nicht zum ersten Mal schluckt der berliner Boden französisches Geld. Ich sprach hier schon von dem in Berlin begründeten Comptoir Foncier, einem Zweiginstitut der pariser Industrielle Foncière. Diese Gesellschaft arbeitet mit einem Aktienkapital von 10 Millionen Francs, giebt Obligationen

aus und legt das gewonnene Geld in ausländischen Hypotheken an. So freut sich das französische Unternehmen, dem das „Comptoir Foncier, Aktiengesellschaft für Grundbesitz“ die Hypotheken zuweist, der in Deutschland geltenden hohen Verzinsung und ist der Objekte sicher, auf die es Geld giebt. Hotels und Waarenhäuser sind mit Millionen beliehen worden. Diese finanzielle Verbindung hat dem „Geist der Nationen“ keinen Schaden gethan. Aber auch die Liebe nicht gefördert. Zwischen Geschäft und Politik wird streng unterschieden.

Der hitzige Eifer französischer Zollbehörden hat noch nicht nachgelassen; trotzdem von den Schrecken des Zollkrieges gesprochen wurde. Nicht einmal die Leute, die den Frieden priesen und den Segen des mieux se connaître rühmten, wurden gern gehört. Bis die Statistik kam und die unerbittliche Zahl vor die zornige Volksseele pflanzte. Der französischen Ausfuhr ist der Elan, den sie in den ersten Monaten dieses Jahres zeigte, nicht geblieben. Daran sind die Zollchicanen mitschuldig. Der Export Frankreichs nach Deutschland wuchs (um 29,5) auf 616 Millionen Francs im Werth; aber die Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn ging (um 4) auf 32 Millionen zurück. Im Absatz nach Deutschland hat sich nur der Werth, nicht die Menge der Waaren vergrößert. Auch der deutsche Import erlangte zwar mit 778 Millionen Francs einen um 65 Millionen größeren Werth, büßte aber an Art und Menge der Waaren ein. Der deutsch-französische Zollkongreß, der in Paris tagte, hat beschlossen, daß „die Streitigkeiten, zu denen die Auslegung der Tarife Anlaß geben könnte, den Gegenstand besonderen Studiums durch eine deutsch-französische Zollkonferenz bilden sollen.“ Die Ersinner des Gedankens sind froher Hoffnung voll. Sie sehen das Morgenroth, unter dem die Freundschaft zwischen dem deutschen Zollbeamten und dem französischen Douanier besiegelt wird.

Wenn die französische Regirung die Struktur des internationalen Handelsverkehrs nachprüft, ist vielleicht auch die Zeit zur Lösung des Eisenbahnproblems gekommen. Der Volkswirth stellt wieder die Frage: Staats- oder Privatmonopol? Die Abschreckungtheorie, die auf den Mißerfolg der Verstaatlichung des Westbahn gebaut ist, zieht nicht mehr so wie früher. Schon wagt man, aus der schlimmen Statistik der Westbahn (seit 1909, dem Jahr der Uebernahme in Staatsregie, verschlechterte sich das Verhältniß der Ausgaben zu den Einnahmen von 67 auf 90 Prozent) zu folgern, daß der Staat die gefüllten Streckennetze an sich ziehen müsse, um nicht durch den Besitz leerer Linien für immer als Eisenbahnunternehmer Fiasko zu machen. Das Großkapital und die Aktionäre der gut rentirenden Privatgesellschaften wollen von einer Uebergabe ihres Besitzes an den Fiskus nichts hören; und ihr Einfluß ist noch immer groß. Wer gegen die Verstaatlichung oder das Aufsichtrecht der Behörden ist, stützt seine Gründe auf amerikanische Verhältnisse, Aber in den Vereinigten Staaten hat der neue Geist sich eingebürgert; und zwischen den beiden Eisenbahnarten ist ein Unterschied wie zwischen Franc und Dollar.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Dezember 1913.

Veränderlich.

In Zabern (zwischen Saar- und Straßburg) hat ein Lieutenant des deutschen Heeres einen in Jähzorn neigenden Rekruten ermahnt, sich vor Händeln zu hüten, jeden Angriff aber mit bedenkenloser Gewalt zu vergelten, und der Mahnung den Satz angeheftet: „Wenn Sie dabei einen Wackes niederstechen, schenke ich Ihnen zehn Mark." Und ich (hat der Unteroffizier, der die Korporalschaft führt, hinzugefügt) „lege noch drei Mark drauf." Dieser Thatbestand ist zugegeben. Noch umstritten die Frage, ob der Lieutenant auch sonst die Elsasser „Wackes" gescholten und aus dem Reichsland rekrutirte Jünglinge gezwungen habe, sich selbst ihm als Wackes zum Dienstantritt zu melden. Behauptet wird, bei dem Wort Wackes denke die elsassische Menschheit nur an einen Gassenrüpel, Rowdy, Bowke, Apachen, Lorbaß; solchen Kerl, wenn er mit frecher Roheit den Rock des Königs antaste, an Leib und Leben zu strafen, habe der Lieutenant gemahnt. Auch darin würde ich, wenn an die Mahnung sich eine Prämienverheißung knüpft, unerträglichen Mißbrauch der Dienstgewalt sehen. Daß er thätlichen Angriff, schon Mißhandlungversuch mit der Waffe abwehren darf und die Grenze des Nothwehrrechtes ihm noch weiter gezogen ist als dem nicht ins Heer gereihten Bürger, weiß der grünste Soldat. Einem blutjungen Bengel für einen Totstich, außer der Straflosigkeit, dreizehn Mark, als Ehrensold, zuzusagen, ist unschicklich. Verräth einen Geist, der nicht in unser Offiziercorps taugt. Kann den Träger des bunten Rockes reizen, in einer von Rauflust, Geld-

gier, Alkohol umnebelten Stunde den Angriff (durch Großmaulmacherei) hervorzurufen oder nicht provozirten härter zu strafen, als, auch nach der Soldatensatzung, nothwendig wäre. Der Knuff, das Ellbogengeschiebe eines Trunkenen (dessen Taglohn vielleicht Kinder nährt) heischt noch nicht Sühnung durch Lebensverlust. Nach dem amtlich zugegebenen Thatbestand ist also der Lieutenant grober Ungebühr überführt. Ist aber auch nur die amtliche Deutung des Schimpfwortes Wackes richtig? Objektiv: Nein. Wer von Saujuden, Saupreußen, dreckigen Schwaben, Lausejungen spricht, darf nicht in die Ausrede schlüpfen, er habe nur Juden, Preußen, Altdeutsche gemeint, die eine Schmutzkruste deckt, nur Lümmel, in deren Haut und Haar Läuse nisten. Wackes ist der Ekelname, den viele ins Reichsland eingewanderte Deutsche, in Scherz und Ernst, den Elsassern geben. In diesem Sinn ist das Wort abertausendmal angewandt worden; noch in Aufrufen zur letzten Reichstagswahl (auch von „freisinnigen" Mandatsuchern). Nun leben in Zabern grimmbärtige Leute, die nicht, wie der fromme Knecht Fridolin in Schillers Gedicht vom zaberner Eisenhammer, bereit sind, mit Freudigkeit, um Gottes willen, auch der Launen Uebermuth zu tragen. Diese Leute meinten, den Rekruten sei gesagt worden: „Wenn Ihr einen der frechen elsassischen Stiesel niederstechet, giebts dreizehn Mark extra." Sie fühlten sich in ihrem Stammesbewußtsein geschändet; bedrohten den Lieutenant, schlugen den Unteroffizier und beschmierten den von derben Fäusten wehrlos gemachten mit Koth. Schlimm. Mußte es dazu kommen? Abermals: Nein. Nach der ersten Meldung der unschicklichen Rede mußte die Sache von der militärischen an die politische Behörde geleitet werden. Grenzland. Ueberreizte Empfindlichkeit eines Völkchens, das sich von der preußischen Wolljacke öfter gekratzt als gewärmt fühlt. Nahe Möglichkeit der Ausbeutung durch Franzosen und im Reichsland wühlende Französlinge. Denen mußte die berliner Centralstelle den Agitatorenstoff rasch entreißen. Jeder Beschönigungversuch war ein unverzeihlicher Mißgriff. Der Vorgang bot nicht den winzigsten Grund zu einer Massenverdächtigung deutscher Offiziere. Wer bedenkt, daß der Staat tausend unreifen Jünglingen Dienstgewalt und Degen giebt, und errechnet, wie selten beide Waffen mißbraucht werden, muß Zucht und Haltung deutscher Truppenführer bewundern. In Zabern war

Mißbrauch; plumper Verstoß gegen die Taktpflicht. Der Lieutenant mußte wissen, wie verleitlich sein Wort wirken, wie leicht es die Gesammtheit der Elsasser kränken könne. Er mag es nicht so arg gemeint haben, mag sonst ein tüchtiger Mann sein: einerlei. Er hat im Reichsland der deutschen Sache mehr geschadet, als ein Bündel dummer Verordnungen könnte. Schnell und kräftig war drum sein Fehler zu ahnden. Der Elsasser soll sich im Reichsverband behaglich fühlen; soll nicht in den Glauben gleiten, ein in des Reiches Uniform Gekleideter sehe in ihm einen ruppigen Gesellen, dessen Leben kaum eines Pfefferlings Werth habe. Soll in der Sicherheit wurzeln, daß ihm, auch gegen Uebermuth der Aemter, sein Recht wird. Dafür zu sorgen, wäre Herr von Bethmann verpflichtet, selbst wenn seine Personaltaktik, die bemüht ist, die Rückzugslinie aus der Wilhelmstraße in die straßburger Statthalterschaft offen zu halten, nicht dazu riethe. Worauf wurde gewartet? Etwa auf eine Stunde, die den Kriegsherrn aus dem Gewölk schwarzen Familienärgers löst? Reichspflicht geht vor Hausvaterspflicht. Oder hofften brave Männer wieder einmal, die Sache „umzufrisiren", bis der Lieutenant fast oder ganz unschuldig schien? Nicht zu machen. Wahrung der Autorität: löblich. Doch (Donnerwetter!) nur solcher, die es durch würdige Nützung ihrer Macht verdient. Nicht warm noch kalt sein, immer nur lau, die dünne Epidermis des Reichslandes heute streicheln und morgen ins Braunblau kneifen, von jeder mit Verantwortlichkeitgewicht beburdeten Entscheidung sich ängstlich wegdrücken: solcher Thorheit kann das Werk innerer Eroberung niemals gelingen.

Diesen Absatz, der am sechzehnten November geschrieben, am zweiundzwanzigsten hier veröffentlicht wurde, habe ich wiederholt, um die Behauptung als falsch zu erweisen, erst nach den Straßenaufläufen, also nach den letzten Novemberabenden, sei die politische Bedeutung des zaberner Vorganges zu spüren gewesen. Sie war früh zu spüren (sogar von Einem, den zwei Drittel des europäischen Festlandes vom Schauplatz des Aergernisses trennten); und war sie erkannt, dann konnte ein vor Verantwortlichkeit nicht Scheuer den Vorgang nicht nur unschädlich machen, sondern, ohne Müheaufwand, zur Weitung des deutschen Ansehens im Reichsland nützen. Wir sind nachgerade in die Gewißheit hinabgeglitten, daß der mit dem Kanzlertitel bepackte Herr von Allem,

was in fremden Ländern, nahen und fernen, Stimmungzeichen ist und Ereigniß wird, nichts ahnt. Sollen wir nun in den Glauben kriechen, er könne nicht einmal erfahren, was auf deutscher Erde geschieht? Wir wollen nicht; fordern, daß er auf diesem umgrenzten Gebiet wenigstens leidlich der Amtspflicht genüge. Und lassen uns nicht länger mit der Ausrede abfüttern, „die Untersuchung sei noch nicht abgeschlossen.“ Mit den Verkehrs- und Geldmitteln einer Centralbehörde läßt sich heute im Zeitraum von drei Stunden Beträchtlicheres ermitteln, als in Zabern zu ermitteln war. Alle Forschung nach, alles Geschreibe und Gerede über Ursprung und Sinn des Wortes „Wackes“ war unnöthig; ob und wann der Elsasser es selbst auf sich anwendet, ob es ärger, ob milder zu deuten ist als die in den Wasgau eingebürgerten, oft hinter dem Rücken Altdeutscher geflüsterten Ekelnamen „drecketer Schwob“ oder gar „Schwobechaib“: einerlei. Der Gebrauch des Wortes war, „weil es für Elsaß-Lothringer eine Beleidigung bedeutet“, durch Regimentsbefehl „strengstens verboten“. Dieser Befehl war bei jedem Löhnungappell verlesen worden; Lieutenant von Forstner hatte durch Namensunterschrift bescheinigt, daß er ihn kenne. Trotzdem hat der junge Herr das Schimpfwort, immer wieder, über die Lippe gelassen; hat (wie jetzt zugegeben worden ist) elsassische Rekruten gezwungen, die Meldung zum Dienstantritt in den Satz zu fassen: „Ich bin ein Wackes“; die ihm willenlos untergebenen Jünglinge also, mit klarem Bewußtsein, bis ins Blut gekränkt. Grobe Verletzung der Dienst- und Anstandspflicht. Dazu kam unschicklicher Schwatz über französische Heeresverhältnisse; kam die Prämienverheißung. Zehn Mark für die Tötung eines Menschen, noch des wüstesten, niedrigsten: wer, im Bereich der Dienstgewalt, solchen Preis ausbietet, dürfte nicht einen Tag länger das Ehrenkleid des deutschen Offiziers tragen. Das Vorrecht der Dienstgewalt ist nur erträglich, wenn es von Selbstzucht, Pflichtgefühl, Takt eng eingegittert wird. Ein Offizier, der vor Rekruten deren Stamm beschimpft, mit höhnenden, verächtlichen Worten Heereseinrichtungen des Nachbarreiches bekrittelt, die Tötung eines Landsmannes mit zehn Mark zu löhnen verspricht, mag tapfer und drum für den Krieg brauchbar sein: er ist untauglich, im Vorrecht der Dienstgewalt weiter zu schalten und jungen Menschen

das Beispiel des Erziehers zu geben. Die Vorgesetzten durften ihm Mitleid schenken und jede mit dem Inbegriff deutschen Soldatengeistes vereinbare Schonung gewähren. Der Oberst konnte zu ihm sprechen: „Sie sind blutjung; doch nicht jünger als mancher ungehorsame, aufsässige Kerl, den wir degradiren oder ins Festungsgefängniß sperren mußten. Jugend entschuldigt Einen, der aus gut möblirter Kinderstube mit dickem Schulsack zu uns kommt, noch weniger als den Bengel, den wir vom Pflug oder aus dem Mist des Viehstalles holten. So schwer mirs wird, einem Kameraden den Hals umzudrehen: Ihre Uhr ist abgelaufen. Zuerst das Pech im Manöverquartierbett. Kein Verbrechen; jeder überfütterte oder kranke Magen kann solche Bescherung anrichten. Aber sie durfte nicht ruchbar werden; weder im eigentlichen noch im übertragenen Sinn des Wortes. Dafür läßt sich, mit Höflichkeit, ein paar Kröten und einem tüchtigen Burschen, doch sorgen. Sonst: Meldung, Urlaubsgesuch, Bitte um Versetzung. Ihr Mißgeschick pfiffen schon im Oktober die Spatzen von allen Dächern. Wer solches Kerbholz mitschleppt, muß sich vor metaphorischer Verwendung der Darmthätigkeit hüten. Dann Wackes, trotz Regimentsbefehl, zehn Mark etc. pp. Nee. Süddeutsche Bundesbrüder könnten sich berechtigt glauben, von einem Spreerekruten die Meldung zu fordern: ‚Ich bin ein Saupreuße'. Geht nicht. Einen Offizier, dem die Kinder einen Spottnamen nachplärren und dessen Malheur uns täglich aus hundert französischen Blättern anduftet, kann ich nicht brauchen. Ihnen fehlt, in Leib und Seele, der unserem höllisch schweren Beruf unentbehrliche Hemmungapparat. Gehäufte Ungehorsamsfälle, stete Beleidigung eines Stammes, aus dem unsere Arbeit die Blüthe deutschen Gemeinschaftempfindens hervortreiben soll, Prämien für Wackesleichen: Das ist mit Arrest und Versetzung nicht zu sühnen. Sie können von vorn anfangen. Aeltere, die es nicht so leicht haben, müssen wegen kleineren Fehls aus dem bunten Rock; manchmal, weil ihre Nase dem Maßgebenden nicht gefiel. Sie, Kleiner, waren immer eifrig und nie feig. Wenn ich aber morgen früh nicht Ihr Abschiedsgesuch habe, muß ich dem Henker ins Handwerk pfuschen." Solche Rede war möglich, so lange der üble Handel im Regimentsbezirk erstickt werden konnte. Wäre damals auch nützlich gewesen. Und der von väterlichem Ernst Geweckte hätte vor dem Scheideweg nicht gezaudert.

Das sollte nicht sein. Der Lieutenant bleibt im Dienst. Wird, wie ein Regimentsjuwel, in die Sonne gebracht. Ist überall sichtbar. In zwei Sprachen kommt aus dem Munde der Gassenkinder das Spottwort, das an seine Manövernoth erinnert (und seit Wochen nun, mit allen Lettern ausgedruckt, ohne Schampunkte, in Frankreichs Zeitungen zu lesen ist). Knaben und Mädchen, denen der Schimpf wie ein Bonbon geschmeckt hat, entlaufen auf flinken Beinen der Strafe. Erwachsene lächeln, lachen oder wiederholen gar den Ekelruf. Wird, was gestern noch, als Beleidigung der Elsasser, „strengstens verboten" war, heute gebilligt? Zabern muß es glauben. Der Lieutenant, der die Dienstgewalt mißbraucht und deutsche Menschen in ihrer Stammesehre gekränkt hat, zeigt sich den Bürgern entweder zwischen Kameraden, die sich der Aufgabe, ihn zu schirmen, stolz zu freuen scheinen, oder, auch auf dem Weg zum Konditor oder Cigarrenhändler, zwischen vier Bayonnettes. Genügt sein Degen nicht zum Schutz vor Ungebühr? Der putzige Aufzug stimmt selbst ruhige Leute, je nach ihrer Gemüthsart, zu Wuth oder Spott. Wir Elsasser, knirscht es ringsum, sind also vogelfrei; wer uns beleidigt, erwirbt dadurch das Recht auf ein Ehrengeleit. So gefährlicher Wahn spukt schon durch die Hirne. Ein kluges Wort des Regiments- oder Corpskommandos könnte ihn wegfegen. Wird aber nicht gesprochen. Soll nicht gesprochen werden. Im Dunkel des neunten Novemberabends knäuelt der Groll sich auf offener Straße. Sieht die Stadtbehörde müßig zu?

Mitbürger!

An den letzten Abenden haben am Schloßplatz und den anliegenden Straßen größere Menschenansammlungen stattgefunden. Der von der Polizei ergangenen Aufforderung zum Auseinandergehen ist vielfach nicht Folge geleistet worden. Da aus diesen Aufläufen leicht sehr ernste Störungen der Ruhe und der Ordnung in der Stadt entstehen können, werden die Einwohner ersucht, sich von jeder Zusammenrottung fern zu halten, jedenfalls aber den Anordnungen der Polizei oder Gendarmerie unbedingt und sofort Folge zu leisten, da sie sich unter Umständen schwerer Bestrafung wegen Widerstandes und Landfriedensbruches aussetzen. Es wird noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß nicht nur in dem thätigen Mitwirken, sondern schon in dem bloßen Anwesendsein bei den Aufläufen das Merkmal des Landfriedensbruchs erblickt wird.

Gleichzeitig mache ich darauf aufmerksam, daß die Militärposten und Patrouillen mit scharfer Munition ausgerüstet sind und strenge

Anweisung erhalten haben, bei der geringsten Zuwiderhandlung von der Waffe Gebrauch zu machen! Ich bitte deshalb dringend, sich jeder Zuwiderhandlung zu enthalten.

Von meiner Aufsichtbehörde bin ich ermächtigt, der Bürgerschaft mitzutheilen, daß der bedauerliche Anlaß zu den Unruhen streng, eingehend und unparteiisch untersucht werden und daß der Fall die gebührende Sühne erhalten wird. Es liegt im Interesse der Untersuchung, daß bis zu ihrer Beendigung die größte Ruhe bewahrt wird.

Zabern, den elften November 1913.

Der Bürgermeister:
Knoepffler.

Diese Mahnung (die Hauptsätze sind fett gedruckt und unterstrichen) ist an den Straßenecken zu lesen. Leget sie unter die Lupe. Sie wird noch dreimal wiederholt; doch genügt zur Urtheilsbildung wohl der Wortlaut des letzten Novemberaufrufes:

Mitbürger!

Mit Rücksicht auf die gestrigen Vorfälle wiederhole ich nochmals die Aufforderung, sich nicht in Gruppen auf der Straße aufzuhalten, sondern ruhig des Weges zu gehen. Die städtische Polizei mit Verstärkung durch die Gendarmerie unter Führung eines Polizeikommissars ist mit der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung auf der Straße beauftragt. Es liegt in Aller Interesse, daß den Anordnungen der Polizei unbedingt Folge geleistet wird, damit Schweres verhütet wird. Bleibe Jeder, der nicht unbedingt in der Stadt zu thun hat, zu Haus und von der Straße weg; jedenfalls aber beachte man die Weisungen der Polizei sofort und ohne Widerspruch. Beherziget die Worte: Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht; und bewahret Euer kaltes Blut.

Zabern, den neunundzwanzigsten November 1913.

Der Bürgermeister:
Knoepffler.

Inzwischen hat die Militärgewalt eingegriffen und im Drang, „ohne Ansehen der Person“, Bummler und Landgerichtsräthe, den Winkelbrüller und den Staatsanwalt am Kragen gepackt. Wie die Stadtstimmung geworden war, lehrt die Thatsache, daß ein Richter, der eben vom Beisitzerstuhl geklettert ist, dem Lieutenant, der, als Führer einer Patrouille, die dem Auflauf Zuschauenden ersucht, weiterzugehen, antwortet: „Ich bleibe stehen, wann und wo es mir beliebt. Sie haben hier nichts zu sagen.“ Er wird verhaftet. Und der grause Anblick verwirrt dem Kollegen neben ihm so den Rechtssinn, daß er schreit: „Ich erkläre mich für mitverhaftet!“ Gegenbeispiel aus den Klüften der Kasinoseele: der vom

Zorn zweier Kaiserlichen Gerichtsräthe umhauchte Lieutenant läßt einen englischen Berichterstatter festnehmen, der ihn photographirt hat. Der junge Herr (ein bürgerlicher, liebe Junkerfresser) konnte sagen: „Dienstliche und private Gründe zwingen mich zum Verzicht auf die Ehre, in Ihrem werthen Blatt dem Erdkreis gezeigt zu werden; deshalb bitte ich Sie, ein Gentleman den anderen, die Platte zu vernichten.“ Nein. Festnahme; und wer lacht, rüttelt an den Grundmauern des Deutschen Reiches. Schreier und unschuldige Gaffer werden in den kalten Kohlenkeller der Kaserne gesperrt und müssen sich, bis das blasse Licht der Wintersonne gen Mittag steigt, in den alten Urstand der Natur zurückfinden, der die aus den Zeichen P. P. und W. C. winkende Menschenrechtswohlthat noch nicht kannte. Anno 1913 (Jubilirjahr), in der guten deutschen Stadt Zabern; am zwanzigsten Tag nach dem ersten Gassenlärm. Noch sechzig Stunden, höchstens, Geduld: dann prasselt das Schlossenwetter des Sühnegerichtes auf die Tres Tabernae der Römer. Der Reichstag kehrt uns, endlich, ja zurück. Weh dem sündigen Kanzler! Weh? Noch kann er die Blößung der Reichsscham hindern und sich selbst dröhnendes Lob einheimsen. Drei Sätze nur darf er sprechen: „Sicher ist, heute schon, daß in dem Städtchen, von Einzelnen und Behörden, schlimme Fehler gemacht worden sind. Wird auch nur einer davon nicht mit der ganzen Strenge des Gesetzes gestraft, dem jeder Deutsche, Feldmarschall und Pferdeknecht, untergeben ist, dann sieht der nächste Morgen mich nicht mehr in irgendeinem Staatsamt. Nun aber bitte ich Sie, nicht fremder Schadenfreude den Ohrenschmaus eines Gezänkes zu bieten, sondern, bis ich als unzuverlässiger oder säumiger Bürge erwiesen bin, zur Tagesordnung überzugehen.“ Jedes Fähnlein der Bürgergarde hätte sich gesenkt. Jeder aus dem Bett geholte Kommissar den Ton getroffen. Der höchste Reichsbeamte trifft ihn nicht. Dem ist kein Gott je, kein Genius, kein musisches Wesen genaht. Der hat nie gesehen, was ist und werden könne; nie die Möglichkeiten eines Geschehens noch die Folgewirkung des Handelns erkannt; nie ein im Herzen der Nation widerhallendes Wort gefunden. Der zerbricht oder zerzupft, was er anfaßt. Grau und grämlich; blind und taub. Nur, leider, nicht stumm. Er redet, redet, redet. Hauptzweck, heute, wie immer: zu beweisen, daß er Alles gewußt, vorausgesehen, richtig errechnet hat und alle Anderen sich ver-

gebens auf seine Höhe zu recken mühen. Eiskalt wirds um ihn; fröstelnd fühlen die jüngsten Gehilfen, wie jedes Wort Schaden sät. Hohngelächter kichert erst und braust dann durch den Saal; lauteres, als selbst dieser oft Verlachte noch hörte. Erzfeinde eint seine Rede zum Bund. Sechs Siebentel des Reichstages künden ihm schroffen Tadelsspruch. Nur eine Fraktion, die Konservative, schließt sich aus; die einzige, die seines Amtslebens Ende, als die Vorbedingung kräftiger Reichsblüthe, ersehnt. (Den Sozialdemokraten ist der Mann unersetzlich, der ihnen hundertzehn Plätze im Hohen Haus verschafft, die Pflicht zur Wehrbeitragsleistung von der Gesammtheit auf die dünne Schicht der Vermögenden geschoben und das schüchternste Hoffen der nach Freude am Vaterland Lechzenden enttäuscht hat. Wenn sie ihn glimpflich behandelten, fiele er; nur schrille Scheltrede kann ihn noch halten.) Der Tadel der 393 ruht auf festem Grund. Kanzler und Kriegsminister haben kein hartes Wort über den schuldigen, dreifach schuldigen Lieutenant gesprochen. Haben behauptet, der Rock des Königs müsse unter allen Umständen respektirt, seinen Trägern dürfe niemals zugemuthet werden, aus der Schanze ihrer Machtstellung zu weichen. Dennoch: aus Zabern weichen sie. Allerhöchster Befehl ruft das Regiment aus dem Städtchen; und ermächtigt den Statthalter im Reichsland zu der Verkündung, er habe „vom Kaiser die feste Gewähr dafür erhalten, daß die verfassungmäßigen Zuständigkeiten künftig allgemein strengere Beachtung finden werden“. Diese Formel ist, von fast tollkühnem Triumphgefühl, der nachgedrechselt worden, die Fürst Bülow im November 1908 aus dem Neuen Palais in den Reichstag brachte; ihr Wortlaut läßt keinen Zweifel über des Kaisers Meinung, daß die „Beachtung der Zuständigkeiten“ nicht „streng“ genug war; bescheinigt also, fürs Erste, den Sieg des Grafen Wedel, dessen (von den besten Deutschen in Elsaß-Lothringen als schädlich empfundenes) Regirungsystem hinter den Hüllen früh als Gegenstand des Streites sichtbar wurde. Die Regirung wollte (noch in den Mahnungen des Bürgermeisters war der Wunsch nicht völlig verscharrt) das Corpskommando ins Unrecht setzen, die Militärgewalt am Schreckbild zuchtloser Wirrniß erweisen, daß der Statthalter sich selbst und Andere über die Stimmung des Landes täusche. Solche Versuche heischen nicht den ruhigen Muth, der, ohne nach Gunst oder Vor-

theil zu fragen, stolz die Verantwortlichkeit auf sich nimmt und im Sturz noch die Würde der Ueberzeugung wahrt. Sieht, auch von oben, kein Blick, welches Unheil aus Verantwortungscheu keimt?

Das Gelärm in Reichstag und Presse war diesmal nicht ganz unnützlich: weil sein Hall das Reichslandsvolk gelehrt hat, daß es in jeder Noth auf deutsche Helfer rechnen darf; daß auch der Urpreuße das Ehrgefühl und den Stammesstolz seines jüngsten Bruders nicht geringer achtet als des Offiziers aus ältestem Adel. Sonst? Ins Dickicht der Debatte zu leuchten, von den bepinselten Leinwänden der Staatsaktion den Prunkvorhang wegzuziehen, ist heute noch nicht nöthig. Wir müssen hoffen, daß der Kriegsherr den Rekruten, die arge Ungebühr mit ungebührlichen Mitteln abwehrten, Gnade spendet und sie, nach einem verlorenen Monat, einem Erzieher anvertraut, dessen Wesensart sich vom Schwarm deutscher Offiziere nicht so unhold wie Forstners sondert. In keinem anderen Land ist der Respekt vor dem Heer fester und tiefer ins Volksbewußtsein eingewurzelt als im Deutschen Reich. Dieser Respekt muß gewahrt werden; und wird am Besten gewahrt, wenn man behutsam, so lange es irgend geht, vermeidet, einen Zwiespalt zwischen bürgerlichem und militärischem Empfinden zu zeigen oder gar zu illuminiren. Die Wurzel des Respektes wird gelockert und Denen, die sie ausjäten möchten, das Messer in die Hand gedrückt, wenn die bethmännische Losung, der Rock des Königs müsse unter allen Umständen respektirt werden, auf irgendeinem Hügelchen giltig bleibt; auch diesem Rock wird Achtung nur da geworben, wo sein Träger sich ihrer würdig bewährt. Ekler Geschmack haftet an der Zunge, die, hundert Jahre nach Scharnhorsts Tod, solche Fibelweisheit aussprechen muß. Das Heer ist, mit dem frohen Selbstgefühl der Führer und des letzten Mannes im hintersten Glied, fast schon der einzig sichere Werth in unserer Bilanz. Von der Staatsmannschaft, die ein Kasernenskandälchen zum europäischen Ereigniß aufwuchern läßt, vor dem Feind ihre Unfähigkeit entschleiert, ein kerndeutsches Land, das uns seit vierzig Jahren zurückgewonnen ist, dem Reich zu befreunden, und die gefährliche Hoffnung nährt, aus dem Glacis gegen Frankreich könne ein den Franzosen offenes Einfallsthor werden, ist nichts zu erwarten. Gläubig aber lauscht ihr der Reichstag. Gestern Sturm, heute friedliche Stille. „Die politische Lage ist uns günstiger als je zuvor ...“

Sexualforschung.

Im November ist in Berlin eine Internationale Gesellschaft für Sexualforschung begründet worden. Geheimrath Professor Dr. Julius Wolf eröffnete sie mit einer Rede, die hier veröffentlicht wird.

Es gereicht mir zur hohen Ehre, der zu konstituirenden Gesellschaft die Taufrede halten zu dürfen. Ich freue mich der Zahl und noch mehr der Art der Pathen unseres Täuflings, denn zu meiner größten Genugthuung sehe ich vor mir Vertreter der verschiedensten Wissenschaften, die an der Erforschung der „vita sexualis“ interessirt sind. Und welche der vielen Wissenschaften vom Menschen wäre Das nicht? Von den Kulturwissenschaften ist es ganz gewiß jede.

Doch nicht nur Vertreter reiner Wissenschaft sehe ich vor mir. Zum Glück für unsere Gesellschaft fehlt es auch nicht an Vertretern der Praxis, die Forscher im Nebenamt sind. Sie, die dem Leben viel näher als der Theoretiker stehen, werden, wenn nicht der Kompaß, so der Anker unserer Gesellschaft sein. Als ein besonderes Glück verheißendes Zeichen betrachte ich es aber, daß unter den Gründern des Vereins gar Mancher sich befindet, der um die Erforschung des Sexuallebens bereits hochverdient ist. Es müßte seltsam zugehen, wenn auf dem Zusammenwirken solcher Kräfte nicht Segen ruhen sollte. Doppelt seltsam, wenn es uns, wie ich zuversichtlich hoffe, gelingt, noch Manchen von Denen für unsere Arbeit zu gewinnen, die jetzt abwartend, zögernd oder gar mißtrauisch abseits stehen. Uns mit Mißtrauen zu begegnen, hat Niemand einen Grund. Auch nicht die Mitglieder älterer Organisationen. Von unserer Seite aus wird und kann diesen Organisationen kein Abbruch geschehen. Wir wollen nicht gegen sie, nicht einmal mit ihnen arbeiten.

Denn alle diese Organisationen haben praktische Ziele. Sie mühen sich um die Minderung der „sexuellen Noth“ (richtiger wohl: der sexuellen „Nöthe“) unserer Zeit. Sie wollen eine Verbesserung der Volksgesundheit, eine Veredelung der Volksmoral, die Herausbildung eines höheren Typus Mensch. „Bekämpfung und Ausrodung der Geschlechtskrankheiten“, „Kampf wider die Prostitution“, „Gerechtes Gericht auch dem Sexualverbrecher“, „Reform der Sexualethik“, „Schutz den unehelichen Kindern, Schutz ihren Müttern“, „Unterdrückung der Pornographie in Bild und Wort“, „Abwehr der Uebergriffe der Sittlichkeitfanatiker“: so lauten die Losungworte. Die Einen setzen den Hebel da, die Anderen dort an. Die Einen appelliren an die Einzelnen, die

Anderen an die Oeffentlichkeit, die gesetzgebenden Instanzen oder die Verwaltung.

Nichts von Alledem ist unser Arbeitfeld. Wir wollen „weder bessern noch bekehren"; und die Reform des Straf- und Civilrechtes, die sexuelle Aufklärung der Oeffentlichkeit und Richter, die Propaganda für Abolitionismus, Mutterschutz und Aehnliches ist in unserem Programm nicht vorgesehen. Gewiß gehört auch unser persönliches Interesse allen diesen Fragen. Sie interessiren uns aber nur privatim oder als Angehörige anderer Verbände, nicht als Mitglieder der Gesellschaft für Sexualforschung. Unsere „Abstinenz" erstreckt sich aber nicht nur auf Politik und Agitation. Wir wollen den älteren Organisationen eben so wenig ihre bisherige wissenschaftliche Thätigkeit verkürzen oder abnehmen. Uns kann im Gegentheil nur lieb sein, wenn sie mit altem Eifer (meinetwegen auch mit verschärftem) weiterforschen.

So wenig danach unsere Gesellschaft ein Kampf- oder ein Konkurrenzunternehmen schon bestehender sexologischer Organisationen sein soll, so wenig ist sie als eine Art Areopag oder Schiedsgericht für sie gedacht. Das wäre nicht nur Ueberhebung: Das wäre auch sachlich eine Unmöglichkeit. Wir fühlen uns nicht berufen, zwischen den Anhängern des Alten und den Vorkämpfern des Neuen zu vermitteln. Wenn alle Parteien, alle Schulen zur Mitarbeit von uns aufgefordert wurden, so geschah es nicht etwa, um hier eine neutrale Stätte zur Aussprache über alles Strittige zu schaffen. Eine Verständigung über Das, was sein soll, ist eine Unmöglichkeit. Ein objektives Abwägen von Weltanschauungen und Werthurtheilen giebt es nicht. Jede Weltanschauung, jedes Werthurtheil, auch die vermittelnden, sind subjektiv. Wir wollen also Jeden nach seiner Fasson selig werden lassen. Im Unterschied von allen Organisationen mit praktischen Aufgaben können und dürfen wir es auch. Zweck und Ziele des Vereins sind rein wissenschaftlicher Art.

Als solche sind sie aber hoch gegriffen. Denn der Verein bezweckt die Verselbständigung der Sexualwissenschaft. Ich darf sagen: die Grundlegung einer unabhängigen, reinen Sexualwissenschaft, — „Wissenschaft" im strengen Sinn des Wortes.

Was bisher unter diesem Namen ging, hat auf einen solchen Namen, streng genommen, keinen Anspruch. Das soll kein Tadel sein, keine Herabsetzung der bisherigen Leistungen. Es war Pallas Athene vorbehalten, vollendet dem Haupt ihres Vaters zu entsteigen. Alles Menschliche reifte stets erst nach einem mehr oder weniger langen Entwicklungsgang. Die bisherigen Leistungen

irgendwie herabzusetzen, wäre thöricht, denn erst sie ermöglichen uns, dem Verein sein hohes Ziel zu stecken. Sie sind die Staffeln der Leiter, auf der wir emporzusteigen hoffen.

Wissenschaft im strengen Sinn des Wortes ist gesichtetes, systematisirtes Wissen, ist methodisches Erkennen. Wie aber wollte man sichten, wie systematisiren, wenn es nicht etwas zu Sichtendes, zu Systematisirendes schon gäbe? Wie wollte man methodisch erkennen, wenn man zuvor nicht dieses und jenes Verfahren versucht und erprobt hätte? Alles hat aber seine Zeit. So auch das ungezwungene (ich möchte sagen: vorwissenschaftliche) Forschen und Erkennen. Bliebe es bei ihm, so litte über kurz oder lang die Forschung Noth.

Die auf dem Gebiet des Sexuallebens noch herrschende Forschungpraxis ist die denkbar schlimmste Kräftevergeudung, ist ein Hohn auf das Gebot der Oekonomie der Kraft. Sie ist aber auch sonst noch unzulänglich. Schon, daß Alles auf fremden Beeten, nicht auf eigenem Acker wächst, daß die sexualwissenschaftlichen Erkenntnisse mit den Erkenntnissen anderer Wissenschaften in der „Gemenglage" sich befinden, mit ihnen zusammenfließen, hat große Mißstände im Gefolge. Psychiatrie, Dermatologie, Anthropologie, Ethnologie, Jurisprudenz, Soziologie, Pädagogik, Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte (die Aufzählung soll nicht vollständig sein) pflegen mehr oder weniger ausschließlich bestimmte Seiten und bestimmte Probleme des Sexuallebens. Zwischen den Naturwissenschaften giebt es, Dank der Medizin, allenfalls einen Kontakt. In den Kulturwissenschaften fehlt er so gut wie ganz. Die Folge ist, daß manche Arbeit doppelt und dreifach gethan wird, daß nur das in die Augen Springende, das Nächstliegende gewußt und erforscht wird, daß unzählige werthvolle Anregungen unausgenützt bleiben und viele Gedanken nicht bis ans Ende gedacht, immer nur einzelne „Fäden" gesponnen werden, aber kein Gedankengewebe zu Stande kommt.

Zu Alledem tritt als weiterer Mißstand der starke metaphysische Einschlag in der Sexualwissenschaft. Man hält das Eintreten für die Institution der Ehe in ihrer gegenwärtigen Gestalt oder für die freie Liebe im Sinne Ellen Keys, die Verurtheilung oder Beschönigung der Prostitution und vieles Andere der Art mit echter Wissenschaft für durchaus unvereinbar und ist sich nicht bewußt, daß man den Boden der Wissenschaft verläßt, wenn man verurtheilt oder preist. Auch bei der Aufhellung der Sexualdifferenzen von Mann und Weib, des Wesens der Libido usw. glaubt man, abwechselnd erklären und werthen zu dürfen. Die Folge

davon ist ein Pseudowissen, das nur zum Theil in der Erfahrung, zum größeren in Werthurtheilen wurzelt.

Diesen Mißständen würde eine selbständig reine Erfahrungwissenschaft vom Sexualleben allmählich ein Ende bereiten. Sie könnte aber auch, im Unterschied von dem bisher verzettelten Forschungbetrieb, allen Seiten des Gegenstandes gleich gründlich gerecht werden. Sie böte ferner nicht mehr schlecht oder gar nicht zusammenpassende Fragmente, sondern ein reich gegliedertes Ganzes. Eine selbständige Sexualwissenschaft wäre demnach mehr als eine bloße Integration des bisherigen medizinischen, anthropologischen, juristischen, soziologischen und anderen Theilwissens unseres Gebietes, überhaupt nichts Zusammengefügtes, sondern etwas innerlich Zusammenhängendes, aus dem Zellkern Erwachsendes, ein organisches Gebilde.

Bestrebungen, wie wir sie fördern wollen, können aber nicht gedeihen, wenn sie nicht in der Oeffentlichkeit einen Resonanzboden haben, wenn sie nicht vom allgemeinen Interesse getragen sind, wenn ihnen nicht (um nationalökonomisch zu reden) die Konjunktur zur Seite steht. Mangelndes Interesse kann gerade auf diesem Gebiete jede tiefere Forschung illusorisch machen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten stand es schlimm um dieses allgemeine Interesse. Irre ich nicht, so hatte Das zwei Gründe. Was D'Israeli von der Welt der Armen sagte, daß diese Welt den Reichen so unbekannt sei, als ob sie auf einem anderen Stern wäre, galt auch von der Welt der geschlechtlichen Vorgänge. Man ahnte weder die Mannichfaltigkeit noch die kulturelle Bedeutung des Sexuallebens. Diese Ignoranz und Verkennung waren die natürlichen Folgen der uns durch die Religion vermittelten traditionellen Scheu, an diese Dinge zu rühren, einer Scheu, die den heidnischen Völkern im Allgemeinen fremd war und ist. Unter dem Einfluß des Christenthumes waren zwei Jahrtausende lang, wenn auch unter stets erneuten Versuchen der Durchbrechung aus dem naiven Volksempfinden heraus, die geschlechtlichen Vorgänge in ein fast mystisch zu nennendes Halbdunkel gehüllt und ihre Aufhellung wurde als anstößig gestempelt. Die Emanzipation von der Kirche, die wir, den Einen unerwünscht, den Anderen erwünscht, heute sich vollziehen sehen und als eine Thatsache unserer Zeit erkennen müssen, wie immer wir uns zu ihr stellen wollen, hat dieses Gebiet auch für die weitere Oeffentlichkeit wieder einigermaßen zugänglich gemacht.

Daneben wirkt im selben Sinn die Emanzipation des Vierten Standes. Die soziale Noth schließt eine sexuelle nicht unbedingt

an sich. Sexuell können ja zwei Menschen ohne Heranziehung irgendwelcher irdischer Güter einander Alles gewähren. Im Geschlechtsleben hat das Proletariat nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt wenig oder gar nicht Noth gelitten. Hier wie dort wurde früh gefreit. Hier wie dort war der außereheliche Geschlechtsverkehr in der Hauptsache ein vorehelicher. Von Geschlechtskrankheiten war das Proletariat relativ wenig heimgesucht. Das Streben nach sozialer Freiheit hat dennoch dazu mitgewirkt, daß auch die großen Massen sich mit dem sexuellen Problem zu beschäftigen anfingen. Und im selben Sinn hat dann der naturwissenschaftliche und medizinische Forschungeifer unserer Zeit gewirkt.

Was zunächst reizte, war das Abnorme. An ihm wurde man auch zuerst die Weite der Ausstrahlungen des Erotischen gewahr. Erst nach und nach erwachte auch für das Normale, für die Massenerscheinung das Interesse. In neuster Zeit war es schließlich der Rückgang der Geburten, der den Sinn für die Bedeutung sexueller Fragen stärkte. Leider zeigte sich hierbei, daß Vielen noch immer jede andere Erklärung lieber ist als eine sexologische, wie ich sie (im Einklang mit Paul Leroy-Beaulieu) in meinem Buch über den Geburtenrückgang gab.

Vielerlei kommt also heute der sexologischen Forschung zu Hilfe. Wir dürfen annehmen, daß wir mit günstigem Wind segeln, daß die „Konjunktur“ uns freundlich ist. Von der Oeffentlichkeit her hat die Sexualforschung nur noch wenig Widerstand zu fürchten. Aeußere wie innere Gründe sprechen für eine Disziplinirung der Sexualforschung. Damit ist aber auch die Existenzberechtigung unserer Gesellschaft erwiesen. Zur Disziplinirung der Sexualforschung bedarf es zunächst eines Vereins. Denn ein bewußtes Zusammenwirken ist nur innerhalb eines Vereins, mindestens nur unter der Aegide eines solchen, möglich.

Professor Dr. Julius Wolf.

Paralipomena.

Verehrter Herr Harden, bei der Ausarbeitung der beiden langen Polenartikel sind mir einige Einfälle gekommen, die ich in dieser Form nachschicken möchte.

Nationalgefühl und Staatsbürgerpflicht. Am siebenzehnten Mai erklärte in einer Versammlung, die der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ zu Berlin abhielt, der Dr. med. Brünn: „Auch wir Zionisten sind deutsche Patrioten;

ein deutsches Nationalgefühl aber erkennen wir nicht an" (empfinden wir nicht, wollte er wohl sagen). Darob Pfuirufe und Lärm. Er fährt trotzdem fort: „Wir sind deutsche Patrioten, weil wir in Deutschland geboren sind, wir können aber eben so wenig wie die in Deutschland lebenden Polen, Lothringer und Dänen ein deutsches Nationalgefühl haben; deutsche Juden können nur ein jüdisches Nationalgefühl haben." Diese Worte nennt der Vorsitzende eine arge Beleidigung aller deutschen Juden und entzieht dem Redner das Wort; die Rufe „Pfui" und „Raus" dauern fort. Die Entrüstung der Versammlung wäre berechtigt gewesen, wenn der Dr. Brünn entweder die vollständige seelische Eindeutschung der „preußischen Staatsbürger mosaischer Konfession" als Abfall vom Judenthum gebrandmarkt oder durch Kundgebung einer hochverrätherischen Gesinnung der Zionisten die deutsche Judenschaft kompromittirt hätte. Das that er nicht; er hat nur konstatirt, daß sich die Zionisten als Juden, nicht als Deutsche fühlen; eine Thatsache, an der keine Macht der Erde Etwas ändern kann und die keinem Menschen schadet. Die echten Juden sind, gleich den Polen, der lebendige Beweis dafür, daß man innerlich einer anderen als der deutschen Nationalität angehören und dabei seine Pflichten gegen das Deutsche Reich und den Staat Preußen erfüllen kann.

Interessensolidarität. Die Solidarität der materiellen Interessen aller Völker unseres Kulturkreises ist offenkundig. Vor einiger Zeit behandelte ein Leitartikel der Frankfurter Zeitung das Thema. Der Verfasser zog auch die ethische Solidarität heran: alle Kulturmenschen seien von einerlei ethischer Empfindung beseelt; werde irgendwo in der Welt Ungerechtigkeit oder Grausamkeit verübt, so bäume sich die Oeffentliche Meinung (soll heißen: die Gesammtheit der journalistischen Meinungmacher) aller Kulturstaaten dagegen auf; als Beweise dafür nennt er Dreyfus und Ferrer. Wie unglücklich sind die beiden Fälle gewählt! Sie beweisen leider das Gegentheil; das Mitgefühl mit entfernten Leidenden ist so schwach und stumpf und die Parteiwuth ist so stark, daß jenes sich nur für Parteigenossen regt und daß eine an Angehörigen der Gegenpartei verübte Gewaltthat eher Freude als Mitgefühl bewirkt. Wo blieb die Entrüstung der Oeffentlichen Meinung, der liberalen Presse, als im April 1877 im englischen Parlament über die Bekehrung der römisch-katholischen Unirten zur orthodoxen Russischen Kirche berichtet worden war? Der Bericht ergab, wie der protestantische Kirchenhistoriker Hase sagt, „ein grauenvolles Bild der Mittel, durch welche die widerstrebenden Gemeinden, ihrer an 290, in die Russische Kirche hinein mit der Knute getrieben worden sind." Wo blieb die Entrüstung der liberalen Presse, als der „liberale" Crispi die Bünde der verzweifelten, hungernden Bauern Siziliens brutal unterdrückte? Wo äußert sich heute Mitgefühl mit den in den Kerkern Lissabons schmachtenden politischen Gefangenen und Entrüstung gegen ihre jakobinischen Henker? Nicht edlem Mitgefühl und Rechtssinn ist der Dreyfus-, der Ferrerrummel entsprungen, son-

dern dem Haß gegen die Katholische Kirche (gegen den Klerikalismus, pflegt man euphemistisch zu sagen) und der Berechnung, daß diese Gelegenheiten gegen den verhaßten Feind ausgenützt werden könnten.

Arbeitgelegenheit. Die 3½prozentigen preußischen und Reichsanleihen sind auf 85 gesunken. Ein unfehlbares Mittel, ihren Kurs auf Pari zu heben: Staat und Reich brauchen nur 6 Prozent Zinsen zu gewähren; das Mehr an Zinsen müßte natürlich von den Steuerzahlern aufgebracht werden. Was bedeutet Das? Die Arbeitgelegenheit, die Staat und Reich durch Eisenbahnbauten und Rüstungen dem Volke verschaffen, müssen die Steuerzahler entweder mit höheren Steuern oder mit Kapitalsverlust bezahlen, was zu strammerer Erwerbsarbeit zwingt. Anders ausgedrückt: weil die Naturbasis unserer Volkswirthschaft zu schmal ist, muß das Volk die zur Noth ausreichende Arbeitgelegenheit mit einem Uebermaß von Arbeit erkaufen.

Raubbau. Dabei handelt es sich nicht nur um das Brotkorn, sondern auch um das Holz. Kohle, einmal benützt, ist verbraucht, vernichtet und kann nicht ersetzt werden; verbranntes Holz wird bei geordneter Forstwirthschaft ersetzt. Darum mahnt die drohende Erschöpfung der Kohlenlager, zum Heizen wieder mehr Holz zu verwenden. Wie angenehm ist die Holzfeuerung! Ich habe Häuser kennen gelernt, in die kein Stücklein schmutzender und stinkender Kohle kam. In den Vereinigten Staaten sind ja nun Anstalten zur Aufforstung getroffen worden; aber da dort nicht zu geschehen pflegt, was die Gesetzgeber anordnen, sondern, was dem Augenblicksvortheil der Trustmagnaten dient, so ist es fraglich, in welchem Maße die eingeleitete Wiederbewaldung durchgeführt werden wird; in Rußland aber wird überhaupt nichts geschehen, so lange Russen allein das Land regiren. Hier ist Ostwalds energetischer Imperativ am Platze, und zwar richtet er sich an die Staatsmänner der Kulturvölker: Sorgt durch internationale Polizei dafür, daß mit den Energien, die der Mensch zum Leben braucht, sparsam gewirthschaftet werde! Das ist Eure Aufgabe, nicht die Pflege der nationalistischen Leidenschaften und Einbildungen, die in eine Weltbalgerei ausmünden können, die trotz ihren kolossalen Dimensionen und den vergossenen Strömen von Blut in ihrem Wesen nichts Anderes sein würde als eine völlig sinn- und zwecklose Dummejungenbalgerei. Kriege der Kulturwelt gegen die Barbarei können nothwendig werden und haben dann einen Sinn.

...Der persönlich von mir verehrte Herr Oberst a. D. Kardinal von Widdern wendet sich in der Täglichen Rundschau gegen meine in der „Zukunft“ veröffentlichten Polenartikel und sucht durch Anführung von Thatsachen, besonders aus dem Jahr 1848, zu beweisen, daß die Polen der Provinz Posen „den Anspruch auf eine Sonderstellung in Preußen-Deutschland verwirkt haben“; die der Provinz Westpreußen hätten überhaupt nie einen solchen Anspruch besessen. Darauf erwidere ich:

1. Wer meine Polemik gegen die Antipolenpolitik verfolgt und

namentlich den zweiten meiner beiden letzten Zukunftartikel gelesen hat, Der weiß, daß mir nicht Liebe zu den Polen, sondern Sorge um unser deutsches Volk und Vaterland die Feder in die Hand gedrückt hat.

2. Der verständige Leser sieht außerdem, daß die Rechtsfrage in meiner Argumentation gar keine Rolle spielt; ich habe sie nur gestreift, um zu zeigen, daß solche staatsrechtliche Deduktionen Keinem imponiren. Ich untersuche nur: Sind die Ziele der Regirungpolitik zu billigen? Sind sie erreichbar? Sind die Mittel, die sie anwendet, zweckmäßig? Auf diese Ausführungen mußte der Herr Oberst eingehen, als militärisch Sachverständiger besonders auf die der Seiten 14 bis 15 und 79ff., wenn er Nützliches thun und Etwas sagen wollte, das politisch denkende Leser interessirt. In der Brochure „Neue Ziele, neue Wege“ (bei Grunow in Leipzig, 1894) sage ich: Wenn die Regirung alle Polen totschlagen oder aus dem Land schaffen ließe, so könnte Das politisch gerechtfertigt werden. (Volkswirthschaftlich allerdings weniger, weil aus Gründen, die ich oft dargelegt habe, Deutschland slavische Arbeiter nicht entbehren kann.) Doch wenn man die Polen, die Katholiken, die sozialdemokratischen Arbeiter, die Dänen und die Freisinnigen als Reichsfeinde behandelt, trotzdem aber allen diesen Bevölkerungsgruppen das Reichstagswahlrecht einräumt, sie zum Militärdienst verpflichtet und erwartet, daß sie im Krieg ihr Leben fürs Reichs aufs Spiel setzen werden, so ist Das eine völlig unbegreifliche Politik, eine Politik gegen die Arithmetik. Katholiken und Freisinnige werden zwar heute von der Regirung nicht mehr als Reichsfeinde behandelt, aber gewisse Herren, die den Patriotismus monopolisiren, sind sehr unzufrieden mit diesem Wandel.

3. Die Sachen von Achtundvierzig sind olle Kamellen. Entscheidend ist die Haltung der polnischen Soldaten in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870; die ersten Beiden hat im Jahre 1869 Bismarck selbst dem polnischen Adel als Beweis für die loyale Gesinnung des polnischen Volkes entgegengehalten; und die Verkehrtheit der nach 1870 eingeschlagenen Politik besteht (um das hundertmal Gesagte noch einmal zu sagen) eben darin, daß dieses loyale Volk den beiden deutschfeindlichen Mächten, dem polnischen Adel und Klerus, in die Arme getrieben und mit ihnen zu einer oppositionellen Masse zusammengeschmiedet worden ist.

4. Im Jahr 1848 hat ja der polnische Adel eine Sonderstellung der Polen im Staat gefordert (was ist nicht im tollen Jahr gefordert worden!); jetzt aber handelt es sich nicht um Sonderrechte der Polen, sondern um die gewöhnlichen Staatsbürger- und Menschenrechte; seine Muttersprache gebrauchen, ein Landgut kaufen, ein Haus bauen: dazu bedarf man keiner Sonderstellung im Staat und keiner feierlichen Staatsverträge. Das steht Jedem frei in jedem civilisirten Staat, etwa Ungarn (in Beziehung auf Sprache) und Rußland (in Beziehung auf Grundstückerwerb) ausgenommen.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Moral und Wissenschaft.*)

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat man oft davon geträumt, eine wissenschaftliche Moral zu begründen. Man begnügte sich nicht, den erzieherischen Werth der Wissenschaft zu rühmen, den Vortheil, den der Geist daraus schöpft, daß er in immer höherem Maße befähigt wird, der Wahrheit ins Antlitz zu sehen. Man war der Ansicht, die Wissenschaft vermittele auch sittliche Wahrheiten, die über jede Debatte erhaben seien, so, wie sie es für die mathematischen Lehrsätze und für die physikalischen Gesetze geleistet hat.

Die Religion mag eine große Gewalt über gläubige Seelen haben. Aber nicht alle Menschen sind gläubig. Der Glaube ist nur für Manche unter uns zwingend, die Vernunft aber für Alle. An Vernunftgründe also müssen wir uns halten. Damit meine ich aber nicht die der Metaphysiker, deren Gebäude von schillernder Pracht, aber nicht von langer Dauer sind, wie die Seifenblasen, an denen man sich einen Augenblick ergötzt und die dann zerplatzen. Die Naturforschung allein schreitet auf sicherem Boden vorwärts. Diesen Weg ist die Astronomie und die Physik gegangen; ihn geht heute auch die Biologie. Nach gleichen Grundgesetzen wird sich schließlich auch die Moral entwickeln. Ihre Vorschriften werden dann ohne Unterschied der Parteien Geltung haben. Niemand wird gegen sie murren können und man wird eben so wenig daran denken, sich gegen das sittliche Gesetz aufzulehnen, wie heute Jemand daran denkt, sich gegen den Satz von den drei Senkrechten oder das Gravitationgesetz aufzulehnen.

Freilich hat es Leute gegeben, die in der Wissenschaft die Wurzel alles Uebels sehen und sie für eine Schule der Sittenlosigkeit halten. Nicht nur, weil sie dem Stofflichen zu viel Platz einräumt, uns die ehrfürchtige Scheu raubt und nichts anerkennen will als die Dinge, die man mit dem Verstand erfassen kann. Aber führen nicht ihre Schlüsse geradezu in eine Verneinung der Moral? Sie löscht, wie irgendein hochberühmter Schriftsteller sagte, des Himmels Lichter aus; oder reißt doch wenigstens den Schleier des Geheimnißvollen von ihnen herab und macht sie zu ganz gewöhnlichen Gasklumpen. Sie versucht, uns die Wege des Schöpfers zu enthüllen, und setzt ihn dadurch gewissermaßen in seinem Ansehen herab. Es ist nicht gut, die Kinder hinter die Coulissen sehen zu lassen. Das könnte sie auf den Gedanken bringen, an der Existenz des Popanz zu zweifeln, mit dem man sie in Schranken hält. Läßt man die Gelehrten gewähren, so wird es bald mit der Sittlichkeit vorüber sein.

Was haben wir nun von den Hoffnungen der Einen und den Befürchtungen der Anderen zu halten? Ich zögere nicht, zu antworten: Beide sind unbegründet. Eine wissenschaftliche Moral kann es gar nicht geben; aber eben so wenig eine unmoralische Wissenschaft.

*) Fragmente aus den „Letzten Gedanken“ von Henri Poincaré, die, mit einem Geleitwort Ostwalds, in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft veröffentlicht werden.

Sind die Voraussetzungen eines logischen Schlusses der Form nach Aussagen, so wird auch die Schlußfolgerung eine Aussage sein. Damit die Schlußfolgerung die Gestalt eines Befehles annehme, ist es unerläßlich, daß wenigstens eine der beiden Voraussetzungen selbst von befehlender Form sei. Nun, die Lehrsätze der Wissenschaft, die Postulate der Geometrie sind rein aussagend und können es nur sein. Eben so ists mit den Erfahrungthatsachen des wissenschaftlichen Versuches und im Grunde aller Wissenschaft giebt es nichts Anderes und kann es nichts Anderes geben. Mag ein gewandter Dialektiker die Voraussetzungen, von denen er ausgeht, noch so sehr durcheinanderwirbeln, sie verbinden und zu Schlüssen aufeinanderthürmen: was er erhält, wird stets wieder eine Aussage sein. Niemals wird er zu einem Gesetz gelangen, das lauten würde: Thue Dies! Thue Das nicht! Also zu einem Satz, der dem sittlichen Gesetz entsprechen oder ihm entgegenstehen könnte. Hier liegt nun die eine Schwierigkeit, der die Vertreter der Sittenlehre gegenüberstehen. Sie bemühen sich, das sittliche Gesetz zu beweisen. Man muß ihnen Das verzeihen: denn es ist ihr Beruf. Sie wollen die Moral auf irgendetwas Anderes begründen (als ob man die Moral auf Anderes als auf sich selbst stützen könnte). Die Wissenschaft lehrt uns, daß der Mensch sich herabsetzt, wenn er in dieser oder jener Weise sein Leben führt. Wie aber, wenn mir nichts daran liegt, mich herabzusetzen; wenn ich Das, was die Anderen Niedergang nennen, Fortschritt taufe? Die Methaphysik drängt uns dazu, uns dem allgemeinen Gesetz alles Seins anzupassen, das sie enthüllt zu haben vorgiebt. Ich ziehe vor, könnte man ihr erwidern, meinem eigenen, besonderen Gesetz zu folgen. Ich weiß nicht, was die Metaphysik antworten, bin aber sicher, daß sie nicht das letzte Wort haben.

Ist nun die auf die Religion gegründete Sittlichkeit glücklicher als die auf Wissenschaft und Metaphysik beruhende? Gehorche, weil Gott es befiehlt und weil der Herr jeden Widerstand hinwegzufegen vermag! Ist Das ein Beweis? Kann man nicht erwidern, daß es erhaben ist, gegen die Allmacht anzukämpfen, und daß im Kampf zwischen Jupiter und Prometheus der gepeinigte Prometheus der wahre Sieger ist? Und so handelt es sich eigentlich nicht um ein Gehorchen, sondern um ein Zurückweichen vor der Gewalt; den Gehorsam der Herzen aber kann man nicht erzwingen.

Eben so wenig vermögen wir eine Moral auf das Bedürfnis einer Gemeinschaft, auf die Begriffe von Vaterland und Nächstenliebe zu gründen. Der Nachweis wäre zu erbringen, daß man, wenn es nöthig ist, sich für den Staat, dem man angehört, opfern muß, oder auch für das Wohl unserer Nebenmenschen. Und diesen Beweis kann uns weder die Logik noch die Naturwissenschaft liefern. Sogar die Moral des wohlverstandenen Vortheils, die des Egoismus, wäre ohnmächtig, da es schließlich nicht gewiß ist, ob ein egoistisches Verhalten am Platz ist, und da wir Leute kennen, die es nicht im Geringsten sind.

Der ganzen dogmatischen Sittenlehre und auch der ganzen beweisenden Moral ist von vorn herein ein sicherer Mißerfolg beschieden.

Sie gleicht einer Maschine, in der nur die Vorrichtungen für die Uebertragung der Bewegungen vorhanden sind, aber keine bewegenden Energien. Die sittliche Triebkraft, also Das, was die Räder des Getriebes in Schwung zu bringen vermag, kann nur ein Gefühl sein. Beweisen läßt sich nicht, daß wir Mitleid mit den Unglücklichen haben müssen. Stehen wir aber unverdientem Unglück gegenüber, ein Schauspiel, das leider nur zu häufig ist, so fühlen wir uns von einem Gefühl der Empörung erfaßt. Eine geheimnißvolle Energie wird in uns wach, die keiner Ueberlegung Gehör schenkt und uns unwiderstehlich, wie gegen unseren Willen, mit sich fortreißt.

Man kann nicht beweisen, daß man verpflichtet ist, der Gottheit zu gehorchen, selbst wenn es gelänge, den Beweis zu erbringen, daß diese Gottheit allmächtig ist und uns vernichten kann. Selbst dann könnte man es nicht, wenn man uns nachgewiesen hätte, daß diese Gottheit gütig ist und daß wir ihr zu Dankbarkeit verpflichtet sind. Es giebt ja Leute, die das Recht auf Undankbarkeit für das werthvollste der Menschenrechte halten. Wenn wir aber diese Gottheit lieben, dann ist jeder Beweis überflüssig, dann erscheint uns der Gehorsam vollkommen natürlich: und da ist der Grund, weshalb die Religionen Macht über die Geister besitzen, während Dies bei der Metaphysik nicht so ist.

Würde man nun von uns verlangen, die Gründe unserer Liebe zum Vaterlande anzugeben, dann kämen wir recht in Verlegenheit. Stellen wir uns aber im Geist vor, daß unser Heer geschlagen, daß Frankreich von Feinden überfluthet ist, dann wird unser ganzes Herz sich dagegen auflehnen, die Thränen werden uns in die Augen steigen und alles Andere wird uns gleichgiltig sein. Wenn heutzutage gewisse Leute mit allerhand Spitzfindigkeiten gegen die Berechtigung dieser Empfindungen eifern, so geschieht Das wohl, weil sie nicht genug Vorstellungskraft besitzen, weil sie sich all das Unheil nicht vergegenwärtigen können; wenn aber das Unheil sich vor ihren Augen niedersenkte, dann würde sich ihr Herz eben so empören wie unseres.

Die Wissenschaft kann daher für sich allein eine Moral nicht begründen. Sie kann übrigens auch allein und unmittelbar das überlieferte Sittengesetz weder ins Wanken bringen noch umstoßen. Aber kann sie vielleicht eine mittelbare Wirkung ausüben? Im Folgenden möchte ich andeuten, auf welche Weise sich ein solcher Einfluß geltend machen könnte. Die Wissenschaft kann die Entstehung neuer Gefühle erwirken; nicht in dem Sinn, als ob die Gefühle ein Gegenstand des wissenschaftlichen Beweises sein könnten, sondern deshalb, weil jede menschliche Thätigkeit auf den Menschen zurückwirkt und in ihm neue Neigungen erweckt. Es giebt für jeden Beruf eine eigene Fachpsychologie. Die Gefühle des Arbeiters sind nicht die des Geldmenschen. Auch der Forscher hat daher seine eigene, besondere Psychologie, ich meine seine Gemüthsverfassung, in deren Licht er Alles betrachtet, auch Das, was mit der Wissenschaft nur in losem Zusammenhang steht.

Wiederum kann die Wissenschaft auch die Gefühle, die von selbst bei dem Menschen auftreten, zum Gegenstand ihrer Untersuchung

machen. Wir wollen unseren vorigen Vergleich wieder heranziehen. Man kann verwickelte Anordnungen von Kurbeln und Schrauben herstellen: die Vorrichtung wird sich aber nicht bewegen, wenn kein Dampf im Kessel ist. Ist aber der Dampf da, so wird die Art der Arbeit, die er verrichtet, nicht stets die selbe sein. Sie wird vielmehr von dem Mechanismus abhängen, auf den man ihn einwirken läßt. Mit dem selben Recht kann man sagen, daß unser Gefühl nur im Allgemeinen eine Triebfeder unserer Handlungweise ist. Das wird uns den Obersatz in unseren Schlüssen liefern, der, wie es sein muß, Befehlsform haben wird. Daneben wird uns die Wissenschaft den Untersatz liefern, der in aussagender Form gegeben ist. Aus beiden Sätzen wird man den Schluß ziehen, der ebenfalls Befehlsform wird haben können. Wir wollen nun der Reihe nach die beiden Auffassungweisen untersuchen.

Vermag zunächst die Wissenschaft schöpferisch oder anregend auf die Bildung neuer Gefühle zu wirken? Und was die Wissenschaft nicht vermag: kann es vielleicht die Liebe zur Wissenschaft? Die Wissenschaft bringt uns ohne Pause mit Dingen in Berührung, die größer sind als wir selbst. Sie gewährt uns einen täglich neuen und täglich erweiterten Rundblick; und was sie uns schließlich auch Großes zeigt: stets regt sie uns an, uns Dinge vorzustellen, die noch größer sind. Dieses Schauspiel ist für uns eine Freude; aber eine, bei der wir uns selbst vergessen. Das ist das sittlich Gute daran.

Wer je davon gekostet, wer die glänzende Harmonie der Naturgesetze auf sich hat wirken lassen, wird eher als ein Anderer geneigt sein, sich wenig um seine kleinen persönlichen Interessen zu bekümmern. Er wird ein hohes Ziel haben, das er mehr liebt als sich selbst: und nur auf diesem Boden kann man eine Sittlichkeitlehre begründen. Für sein Ziel wird der Forscher erbeiten, ohne sich seine Mühe groß anzurechnen, ohne für sie klingenden Lohn zu verlangen, der für gewisse Menschen Alles bedeutet. Und hat er sich einmal daran gewöhnt, das persönliche Interesse hintanzustellen, so wird diese Gewöhnung ihn überall begleiten. Sein ganzes Leben erscheint dadurch verklärt.

Außerdem ist die Leidenschaft, die die Forschung einflößt, der Drang nach Wahrheit. Ist ein solcher Drang nicht schon an und für sich sittlich? Nichts muß so bekämpft werden wie die Lüge, weil sie einer der verbreitetsten Fehler bei dem ungekünstelten Menschen ist und zugleich einer der schimpflichsten. Haben wir uns einmal an die wissenschaftliche Arbeitweise mit ihrer peinlichen Genauigkeit, dem Abscheu vor jedem unerlaubten Kunstgriff gewöhnt, so werden wir den Vorwurf, die Ergebnisse, wenn auch nur in ganz unschädlicher Weise, gefälscht zu haben, als die größte Schande ansehen, als einen unauslöschbaren beruflichen Makel. Werden wir dann nicht bei allen unseren Handlungen dieses Streben nach absoluter Aufrichtigkeit bethätigen und gar nicht mehr verstehen, was andere Menschen treibt, zu lügen? Und ist dazu nicht das beste Mittel, die seltenste und schwierigste aller Aufrichtigkeiten zu erwerben, die bewirkt, daß man sich nicht selbst betrügt?

Henri Poincaré.

Selbstanzeigen.

Auf den Wegen des Lebens. Balladen. Vereinigte Kunstanstalten in München.

Die Grube brennt ...

Auf bleigrauen Dächern brütet die Sommertagsstille.
Kein Laut in den Gassen. Großmutter, die Hauspostille
In zitternden Händen, sitzt im Lehnstuhl und liest:
„Sieh, der Gott, den wir ehren, kann wohl uns erretten;
Aus glühendem Ofen, aus Wassersnoth kann er erretten.
Ohne ihn ist kein Feuer, das sengt, kein Wasser, das fließt ...“
Und leise murmelt sies wieder, zwei blanke Zähren
Durchfurchen die Wange: „Siehe, der Gott, den wir ehren,
Er kann uns erretten ...“ Doch horch! Ist Sonntag heute?
Was singen vom Kirchthurm die Glocken? Was eilen die Leute?
Die Gasse belebt sich, die Fenster klirren,
Hundert Stimmen klingen, hundert Rufe schwirren,
Wagen rasseln, Pfiffe tönen.
Von fern her, wie ein gewaltiges Stöhnen,
Brausts über die Dächer, brausts durch die Gassen.
Großmutter lauscht; sie kanns noch nicht fassen,
Was ist, daß Alles so hastet und rennt?
Da gellt ein Schrei: „Die Grube brennt ...“

Wer riefs? Das war nicht Menschenstimme;
Ein Brüllen wars, als ob im Grimme
Der Riese dort drunten es selber geschrien.
Und weiter jagt das Toben und Fliehn.
Großmutter ruft ängstlich zur Thür hinaus,
Niemand antwortet ... Still liegt das Haus.
Alles ist draußen, Männer, Kinder und Frauen,
Es wankt und stürmt die Wege entlang zum Schacht,
Dort, wo am Himmel, der eben noch sonnig gelacht,
In dichter Wolke schwelt das finstere Grauen.
Wehklagen füllt die heiße Sommerluft.
Da, jäh am Eingang, stockt des Volkes Gedränge
Und schweigend wälzt sich Kopf an Kopf die Menge
Dem Schlunde zu, wo tief die Höllengruft
Hinabgerissen Alles, was ihr theuer.

Und drunten frißt und wühlt das ewige Feuer.
Man hörts zuweilen dumpf im Innern krachen.
Da: durch die Stille gellt ein heiseres Lachen.
In alle Ohren, wie mit Messerklinge,
Schneidet sichs ein. Die Menge faßt ein Schauern,
Großmutter schreit: „Was wollt Ihr noch jammern und trauern?

Hört Ihr das Lied nicht? So singe doch, Daniel, singe:
Siehe, der Gott, den wir ehren, er wird uns erretten,
Aus glühendem Ofen, aus Wassersnoth wird er erretten!
Ohne ihn ist kein Feuer ...." — Da brüllt es rings auf,
Wie Wahnsinnsgeheul steigt es zum Himmel hinauf:
„Gieb wieder den Vater! Gieb heraus uns die Brüder!"
Dem Pfarrer selbst zittern die alten Glieder,
In irrem Gebete die Hände sich krampfen,
Nun tönt von unten ein Tosen und Stampfen,
Ein Knirschen und Krachen, ein Bersten und Rammen,
Aus allen Poren brechen die Flammen ...
Und donnernd stürzt der Schacht zusammen.

Marcello Rogge.

Weltwanderung. Gedichte. Janus-Verlag in München.

Ich.

Verwandtes nur beschwöre ich aus meinem Blut.
Ahnen, die starben in der Schöpfung Kindheitjahren,
Gute und Böse, Jäger, Ackerbauer schaaren
Sich, Leben heischend, still um meines Herzens Gluth.
Und ich leih' ihnen Stimme. Herrscher steigen
Herauf, die grades Schwert und schleichend Gift geendet,
Und Königinnen, leidenschaftverblendet,
Und kluger Krämer nüchtern weiser Reigen.
Nicht Kronen nur, auch Dirnenkleider flimmern.
Lüstlinge tröste ich mit Schmeichelworten,
Die einst Hetaeren sprachen an verbuhlten Orten,
Und nacktes Fleisch und Heimlichkeiten schimmern.
Ich ward ein Zauberer, weil ich der Letzte bin
An dieser gliederreichen, bunten Kette;
Damit ich ihre Seelen aus dem Schweigen rette,
Das sie verdammt, treten sie bittend vor mich hin.
Ich ward ein Zauberer. Was jene Ahnen hatten
An Glück und Schmerzen, wacht in mir und lebt;
Und lang und schwer Gestorbnes zu mir schwebt,
Daß ich es löse von den stummen Schatten.

Hans Friedrich.

Das neue Leben. Verlag von Erich Reiß in Berlin.

Das fremde Leben.

Lern, fremdem Leben auf den Grund zu schaun:
lieg unterm Baum und sieh, wie Laub sich regt,
blick lange hin, wenn sich ein Thier bewegt,
heb' Kinder hoch, geh in der Nacht zu Fraun!

Entsetzen greift nach Dir ... Du fühlst mit Graun,
wie fremdes Herz in Deinem Leibe schlägt,

wie fremder Leib um Dein Gefühl sich legt,
wie seine Zellen wachsend sich verbaun.

O, wisse endlich, daß wir Inseln sind!
Lern Dich befestigen und stark bewehren,
wie eine Burg, wie eine alte Stadt!

Wohl Dem, der schon ummauert war als Kind!
Es sinken hin, die mehr als sich begehren,
doch lebt, wer nichts als sich im Herzen hat.

Vergänglichkeit.

Oft, wenn ich Tod und Leben tief bedenk,
packt es mich heiß: Steh, Welt!, bleib, wie Du bist,
so lang das Letzte nicht verloren ist,
daran ich innig mit der Seele häng.

O Welt, mit vielem Lärmen und Gepräng,
drin Jeder doch nur schwarze Fahnen hißt,
erstarr! Mach, daß die Zeit zu ziehn vergißt,
der Fluß, in dem ich selbst ja gern versänk.

Könnt ich ihn halten mit der bloßen Hand!
Da fühl ich, wie ichs nie im Schmerz gespürt,
das tief Vergängliche, das Wandelbare ...

Und schau und schaudre, wie der schmale Rand,
darauf ich steh, unmerklich niederführt
ins Fließende ... und weiß nicht, daß ich fahre ...

Ewigkeit.

Uralt bin ich (von Anfang komm ich her),
nun müd von tausendfältiger Gestalt.
Mein Los ist: jedes Blatt zu sein im Wald.
Mein Los ist: jede Welle sein im Meer.

Ich leb von Wiederkehr zu Wiederkehr,
nehm stets in anderm Stoffe Aufenthalt.
Nur Schattenamt übt Tod und Scheingewalt.
Denn alles Seiende ist Ahasver.

Zu tief in diesem Leben, beug ich mich
voll dunkler Wollust schon ins neue vor.
So leb ich schwebend: weder hier noch dort.

Und fühl doch Leib und Geist und sag doch: Ich.
Und schaudre, wie ich mich so oft verlor
und immer wieder fand: in diesem Wort.

Wien. Felix Braun.

Das Judenbuch eines Buchjuden.*)

Ein in London lebender jüdischer Schriftsteller, der sich S. M. Melamed nennt, also als Lehrer gelten möchte, hat jüngst ein sehr interessantes, mit der ganzen Wissenschaft des Jahrhunderts bewaffnetes Buch über die Psychologie des Judenthums veröffentlicht. Bewundernswerth ist die Belesenheit des Verfassers, dessen Muttersprache mindestens Jargon gewesen zu sein scheint, in der philosophischen, historischen und nationalökonomischen Literatur nicht nur Deutschlands, sondern auch Frankreichs und Englands. So gründliche Gelehrsamkeit, die obendrein von messerscharfer dialektischer Kraft bedient wird, kann eine zahlreiche Leserschaar nicht werben. Und ein großer Theil der kleinen Schaar wird über den theoretischen Buchmenschen lächeln, der sein in abstrahirter Weisheit lebendes Volk zur That aufruft. Trotzdem wird man ihn mit Nutzen lesen. Er bringt Neues. In einigen Grundpositionen des Judenproblems verkündet er die Ansicht von morgen. Ein ganzes Gebirge philo- und antisemitischer Literatur und Makulatur verschwindet ruhmlos in der Versenkung.

Bis auf den heutigen Tag ist das Judenthum dem Europäer ein Räthsel geblieben. Die jüngsten Forscher geben keinen weiteren oder tieferen Aufschluß über den jüdischen Geist als die ältesten. Obwohl seit dem Zeitalter der Reformation eine innere Verwandtschaft zwischen jüdischem und deutschem Kulturgeist besteht, haben die deutschen Dichter und Denker in leidenschaftlichem Affekt gegen das Judenthum gesprochen. Auf das Judenthum als geistige Erscheinung kann man daraus keinen Schluß ziehen, daß die modernen Juden sozialistische Agitatoren, liberale Redakteure, Rechtsanwälte oder Börsenjobber sind. So wenig wie die Gesinnung des preußischen Reserveoffiziers oder Corpsstudenten Etwas für oder gegen die Eigenart des deutschen Genius beweist. Der moderne Jude ist ein anderer Mensch als der Jude des biblischen oder talmudischen Schriftthums. In zweitausendjähriger Diaspora hat er sich je nach dem klimatischen, ökonomischen oder kulturellen Milieu, in das er hineinversprengt wurde, ganz oder doch in Wesentlichem umgewandelt. Wie viele Berührungpunkte hat der Jude, der im Hauptamt Minister der Französischen Republik ist, mit dem altgläubigen Talmudjuden in Wilna? Der jüdische Großkaufmann in New Orleans mit dem yemenitischen Steinhauer?

*) S. M. Melamed, Psychologie des jüdischen Geistes. Berlin, Schwetschke & Sohn.

Ihre gemeinsame Abstammung genügt nicht als Grundlage zur Konstruktion einer Psychologie des jüdischen Geistes. Auch das Judenthum ist keine konstante, unveränderliche Größe, auch sein „Gesetz“ unterliegt dem Gesetz der Entwickelung. Seine tausendjährige Kontinuität beweist nicht seine Unveränderlichkeit, sondern seine Anpassungsfähigkeit. Das heutige Judenthum ist ein Produkt der Wirkungen, die in tausendfacher Hinsicht verschiedene Milieus auf es ausgeübt haben. Da diese Milieus und ihr Einfluß auf die Juden auch nicht entfernt von der Forschung durchpflügt und bearbeitet sind, kann heute eine Psychologie des Judenthums noch nicht geliefert werden. Eine Psychologie, die auf Wissenschaftlichkeit begründeten Anspruch erheben darf, kann sich nur auf das antike Judenthum erstrecken.

Die Wiege der jüdischen Urgesellschaft stand in Mesopotamien. Von dort wanderten ihre Häupter nach Egypten, wohin sie Ansätze zum Monotheismus und gottesdienstliche Handlungen schon mitnahmen. In den egyptischen Priester- und Kastenstaat konnten und wollten sie nicht aufgehen. Sie blieben ein Fremdkörper. Ursprünglich waren sie nämlich ein Hirtenvolk. Bei den Hirten entwickelt sich der Tausch und daraus der Handel. Darauf weist das aus pecus gebildete Wort pecunia hin; das Selbe bezeugt auch das hebräische Wort mikneh, das Vieh und Kauf bedeutet. Bei den Thieranbetern nun, wo das Hirtengeschäft aufgegeben werden mußte, wurden sie rasch Händler. Als Händler und auch als einer anderen Religion Angehörige erfreuten sie sich größerer Bewegungfreiheit und folglich größern Besitzes als die Eingeborenen. Dadurch zogen sie sich den Haß der Menge zu, die den unter Priesterkontrole stehenden Landesherrn zwang, den Juden ihre Vorrechte als Händler zu rauben und sie in staatliche Zwangsarbeit zu nehmen. Die Händler mußten nun körperliche Arbeit leisten. Aus dem Hirtenvolk wurde ein Arbeitervolk. Die ganze geistige Konstitution der Gemeinschaft wurde dadurch umgewandelt. Durch die systematische Unterdrückung wurde aber auch die unerschöpfliche jüdische Vitalität gezüchtet; nur die starken Individuen konnten sich in diesem schweren Daseinskampf behaupten. Das Willensorgan wurde mächtig ausgebildet und die Erbitterung der Fronarbeiter gegen ihre ausbeuterischen Vögte schmiedete zugleich das eigene Volksbewußtsein.

Aus der egyptischen Knechtschaft hat Moses sie gestoßen. Der Wille seiner ein Volksschicksal bestimmenden Persönlichkeit überwand die träge Verzweiflung der Versklavten. Er drückte ihnen den Stempel seines Geistes auf; gewaltsam, denn die kaum eman-

zipirten Arbeitermassen vermochten die hochfliegenden Absichten ihres Helden und Führers nicht zu begreifen. Ein Kampf der Mentalitäten entbrannte, in dessen Verlauf die ungebildeten Fronarbeiter in ein Volk des Buches, der Theorie umgeschmolzen wurden. Den trotzigen Burschen, die jahraus, jahrein den pharaonischen Bonzen und Rittern knirschend die Säcke in die Mühle geschleppt hatten, wurde nun unter furchtbaren Drohungen und mäßigen Verheißungen eingeschärft, Tag und Nacht die Thora zu lernen und darüber nachzusinnen, zu Haus und auf der Reise, beim Aufstehen und beim Niederlegen. Glaubensartikel und ethische Grundsätze wurden als des Daseins höchster Sinn, als des Lebens bester Inhalt hingestellt. Mit klugem Vorbedacht hat Moses zu dieser abstrahirten Lebensbeschäftigung ein Arbeitervolk ausgesucht. Arbeiter (und Bauern) sind hartnäckige Prinzipienreiter; am kesché oref: sagt die Bibel. Darauf hat schon Montesquieu hingewiesen. Bauer und Arbeiter sind unbeugsame Starrköpfe; nur der Händler läßt mit sich handeln und schließt Kompromisse. Die Vorherrschaft des Prinzips im Judenthum drängte den Sinn fürs wirkliche Leben zurück. Das jüdische Volk hat sich stets mit der Theorie der Civilisation befaßt, ohne je ein civilisatorisches Werk hervorzubringen. Das Prinzip entstammt weltfremdem Rationalismus, ist nicht an den Nothwendigkeiten und Wechselfällen des täglichen Lebens orientirt. Eben so wenig sind es die Anschauungen von Sittlichkeit. Auch sie ist rationalistisch, intellektualistisch begründet, nicht ein natürliches Ergebniß der im Volk lebendigen Sitte. Nicht das wirkliche Leben, sondern die Vernunft ist ihr Quellpunkt. Daher wird Mangel an Sinn für die Wirklichkeit eine Wesenseigenschaft des jüdischen Geistes.

Arbeitern wurde das Gesetz aufgenöthigt; Menschen, deren verbitterte Seelenstimmung oft in revolutionären Entladungen aufzuckte; unbändigen, von Leidenschaft gepeitschten Rebellen, an denen oft der Herrgott selbst verzweifelte. Diesen schwer lenkbaren Gesellen mußten die Zügel mitleidlos strenger Gesetze angelegt werden. Das jüdische Gesetz hat die Härte von Kriegsartikeln. Und der Rigorismus dieser Kriegsartikel hat den trotzigen Wüstensöhnen die Dauer durch Jahrtausende verbürgt. Bei anderen Völkern sind die Gesetze die aus dem Leben abgezogenen Erfahrungen; hier wurden sie als Lebensnorm aufgestellt. Von nun ab hatte sich das Leben nach dem Gesetz zu richten. Fiat lex et pereat mundus. Das Gesetz trat an die Stelle des wirklichen Lebens. Der Jude hatte nicht mehr nur den Kampf ums Dasein, sondern auch noch den Kampf des Gesetzes gegen das Dasein zu bestehen.

Denn mit dem Anspruch, daß die Wahrheit nicht im Leben, sondern im Gesetze sei, richtete es sich gegen das Leben selbst. Dieser Kriegszustand konnte natürlich nur währen, bis dem Gesetz die Basis, der jüdische Staat, entzogen wurde. Dann wurde aus dem Gesetz ein Buch. Der Rabbinismus machte daraus ein weltfremdes Buchstabengesetz. Er suchte durch festgefügte Vermauerung jegliche Verletzung und Uebertretung zu hindern. Sollte das Leben siegen, lag, wie abendländische Weisheit will, die Wahrheit nicht außerhalb des Lebens, so mußte das Gesetz über Bord geworfen werden. Die überwiegende Mehrheit der gutsituirten westeuropäischen Juden beobachtet seit Generationen die überlieferten Vorschriften nicht mehr. Man erkannte, daß, als Glaubensgesetz, das Judenthum ein Hemmschuh der wirthschaftlichen Entwickelung sei. Die dem Gesetz treuen Juden im osteuropäischen und amerikanischen Ghetto sind heute die ärmsten Leute der Welt.

Das Judenthum ist also kein kapitalistischer Bazillus. Sein weltabgekehrtes Gesetz unterbindet vielmehr den Handel und verbietet das Zinsnehmen in jeglicher Form. Wenn die Juden der Diaspora Händler geworden sind, geschah es in Widerspruch zu ihrem Gesetz; seit der Zeit, wo die Kirche das nothwendige Uebel des Handeltreibens, das den Christen verboten war, den Juden übertrug. Dabei wußten die Kirchenväter so gut wie die besorgten Rabbinen, daß der Handelsgeist den Gesetzesgeist heimlich auflösen würde. Als Arbeiter und Bauern blieben sie dem Prinzip ohne Wank treu. Der jüdische Handelsmann ist auch in Glaubenssachen zu einem Geschäft bereit. Handel entwickelte sich erst, als das Judenthum im eigentlichen Sinn zu bestehen aufgehört hatte.

Daraus folgt Allerlei. Erstens ist es unrichtig, das Judenthum für den europäischen Kapitalismus verantwortlich zu machen. Dann hat das Judenthum als Religion und als Ethik überhaupt keine Basis im Leben. Wenn es nicht die Buchexistenz mit einer civilisatorischen Existenz vertauscht, ist es dem Untergange geweiht. Die Juden sollen aufhören, ein Volk des Buches zu sein. Sie sollen ein Volk der That werden. Mit dieser Forderung krönt Herr Melamed seine Abhandlung.

Das Werk dieses polnischen Juden leidet am Fehler der Komposition. Die Unübersichtlichkeit des gewaltigen Stoffes, den er herbeischleppt, die undisziplinirte Anordnung, die zu steten Wiederholungen und auch zu gelegentlichen Widersprüchen führt, zwingen auch die wohlwollenden Leser zu Vorbehalten. Große Abschnitte, so lehrreich, so gründlich gearbeitet sie auch sein mögen, gehörten nicht in dieses Buch, wenn der Begriff Buch nicht seinen

Sinn verlieren soll. Außerdem sollte der Schriftsteller vor der Veröffentlichung eines neuen Buches in deutscher Sprache die Vorsicht walten lassen, das Manuskript einem in deutscher Grammatik und Orthographie Bewanderten zu sorgsamer Fehlerverbesserung anzuvertrauen. Das soll aber nicht hindern, hervorzuheben, daß außer dem Grundgedanken das Werk des Lesenswerthen noch viel enthält. Geistreich ist, zum Beispiel, die Parallele zwischen der jüdischen Gesetzesreligion und den Erlöserreligionen; fein die Deutung der Größe jüdischer Naturpoesie auf Kosten der jüdischen Naturerkenntniß. Und mit wahrem Genuß sieht man, wie dieser polnische Jude die Felsblöcke heranwälzt, den ökonomischen Materialismus eines deutschen Juden zu zertrümmern und zur Erklärung historischer Vorgänge der idealen Macht ihr Recht zu verschaffen. Wer suchen will im finstern Tann, manch guten Gedanken noch finden kann. Ist mir zu viel gewesen.

Zum Schluß aber eine einzige Frage an Melamed, der sich berufen glaubt, das Werk Mosis zu revidiren. Wie denken Sie sich eigentlich die Sache?

Straßburg i. E. Lucien Dreyfus.

Zwerge und Mohren.

Aus dem Orient, von den Höfen der Khalifen, kam die Sitte, Zwerge zu halten. Die Despoten der Renaissance hegten für sie besondere Vorliebe. In Sammet und Seide ließ man die kleinen Herrchen umherstolziren, setzte sie auf die Stufen des Thrones und vertraute ihrer Obhut die Favoritinnen an. Sie hätten sich füglich für gewichtige Personen halten können, wären nicht die Pagen von Zeit zu Zeit so respektlos gewesen, ihnen aus Neid ob ihrer Bevorzugung eine tüchtige Tracht Prügel zu spenden.

Manche Zwergenhistorie ist uns überliefert. Ein Caraffa wurde in Rom in enger Haft gehalten, nachdem sein Protektor auf dem päpstlichen Stuhl gestorben war. Den Nepoten rettete sein Hofzwerg, der sich mit seiner winzigen Gestalt durch die Gitter, die den Gefangenen von der Außenwelt trennten, hindurchzuzwängen vermochte und so den Verkehr mit den Anhängern Caraffas vermittelte. Tragisch endete das Abenteuer Giuseppes, des Zwerges eines Herzogs von Gonzaga. In zärtlichstem Verkehr mit der eigenen Geliebten überraschte ihn sein Herr. Der Eifersüchtige ließ den ungleichen Rivalen töten und warf

der perversen Schönen den kunstvoll präparirten Leichnam aufs Lager. Am nächsten Morgen fand man die Ungetreue wahnsinnig an der Seite der grausigen Menschenpuppe, mit der zu nächtigen sie gezwungen worden war.

Eine Fülle von Anekdoten melden die Chronisten über die Rolle, die in Scherz und Ernst die Zwerge in der Umgebung der Fürsten gespielt haben. Einen der letzten Repräsentanten dieser Gattung malte Velazquez meisterhaft in seiner charakteristischen Häßlichkeit, den Hofzwerg Philipps des Vierten, wie er würdevoll den Lieblinghund des Königs führt. Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kam das kleine Volk aus der Mode. In die heitere Gesellschaft des galanten Zeitalters, die jede Berührung mit allem Mitleid Erregenden ängstlich mied und jede Empfindung von Mißbehagen unter der Maske ewigen Lächelns zu verbergen suchte, paßten die unglücklichen Wesen mit den Kindergestalten und den Greisenphysiognomien, an deren körperlicher Verkrümmung meist spekulative Eltern mitschuldig waren, nicht. Man fand an den aus runzeligen Gesichtern vorwurfsvoll blickenden Zwergenaugen nichts Drolliges mehr. In dem Aphroditekultus, wie er an den Bourbonenhöfen und von deren Nachahmern gepflegt wurde, hätten die häßlichen Homunculi störend gewirkt; ihr Anblick wäre ein Verstoß gegen die ästhetischen Begriffe der Zeit gewesen.

Länger hielten sich die Mohren in Gunst. Angethan mit den burlesken Prunkgewändern, in denen sie bereits im Venedig der Spätrenaissance Veronese gemalt hatte, geleiteten sie die Marquisen des fünfzehnten Ludwig. Und schon vor dem Erscheinen des „Rosenkavalier“ gehörte zur Staffage eines galanten Dixhuitième-Interieur der in Seide gekleidete Negerknabe. Aubrey Beardslay hat den Reiz der Gegenüberstellung des kleinen schwarzen Gesellen und der koketten Mondaine mit der weißschimmernden Haut erkannt und diesen Kontrast in seinen Bildern mit Vorliebe verwerthet.

Auch hier berichtet die zeitgenössische Literatur allerlei drollige Episoden. Der Leibmohr der Marquise von Boufflers schützte einst seine Herrin vor peinlicher Ueberraschung. Ihr Geliebter war Stanislaus von Polen, der damals in Lunéville residirte und durch Körperfülle wie durch die Fähigkeit, Geweihe von ungewöhnlichen Dimensionen tragen zu können, von keinem Potentaten seiner Zeit übertroffen wurde. In seiner Miniaturhofhaltung suchte er den versailler Hof seines Schwiegersohnes zu kopiren; die Rolle der Pompadour mimte bei ihm Madame de Boufflers. Als der König einmal, nach einer vorzeitig abgebrochenen Jagd, unerwartet zu der Freundin kam, hätte er die Ahnunglose, ohne die Geistesgegenwart ihres Mohren, in den Armen eines Rivalen getroffen. Der Mohr sah plötzlich den gichtigen Gebieter die Treppe hinaufhumpeln. Rasch schlug er die Fensterscheibe eines Parterrezimmers von außen ein und fing zugleich mörderisch zu schreien an. Natürlich machte der erschreckte Fürst Kehrt und drang mit der inzwischen herbeigeeilten Dienerschaft

in den Raum, wo der kleine Schwarze unter Thränen erzählte, daß Diebe eingestiegen, aber von seinen Hilferufen verscheucht worden seien. Eine Verletzung an der Hand, die der Schlaue sich selbst beigebracht hatte, ließ seine Geschichte glaubhaft erscheinen. Während des allgemeinen Wirrwarrs gewann die Marquise im oberen Stockwerk Zeit, ihren Anbeter entwischen zu lassen. Sie vermied dadurch, ertappt zu werden; was allerdings bei dem gutmüthigen Koloß in einer Zeit, in der Untreue zum guten Ton gehörte, weniger blutige Folgen gehabt hätte als im Mantua des cinquecento bei dem zuvor genannten heißblütigen Gonzaga.

Aehnliche Fälle von Aufopferung sind bei Farbigen selten. Meist sind sie der Herrschaft, die in ihnen ja nichts Anderes als seltenere Luxusthiere sieht, nicht sehr anhänglich.

Die von Moralisten vielgescholtene, aber gutmüthige Dubarry war so unvorsichtig, ihren Mohren (meist sind die Schwarzen ja nur als Knaben beliebt) auch als Erwachsenen zu behalten. An seine Person knüpften sich ihr zu süße Erinnerungen, als daß sie sich zur Trennung entschließen konnte. Der kleine Zamet war der einzige Zeuge der intimen Mahlzeiten der allmächtigen Favoritin mit ihrem königlichen Liebhaber; er hatte die Ehre, die Gläser der Beiden mit Champagner füllen zu dürfen. In übermütiger Laune warf ihm das Paar oft Süßigkeiten zu. Dann stand dieser Schwarze vor dem Konventstribunal seiner ehemaligen Gönnerin als Belastungzeuge gegenüber. Aus dem jungen Tiger, der sich einst willig von der schlanken Hand der Schönen kosen ließ, war ein gefährliches Raubthier geworden. Als Dank für die frühere Verzärtelung und das Zuckerwerk schleuderte der Jakobiner-Neger den Kopf der Herrin unter die Guillotine. Dankbarkeit scheint (so weit historische Belege hierfür maßgebend sind), keine Eigenschaft der Farbigen zu sein.

Auch der Leibmameluk Napoleons, der in orientalischem Prachtkostüm auf den meisten Schlachten- und Prunkbildern der Epopöe vor uns steht, stellte sich nach Waterloo in den Dienst Wellingtons. Auf den Festen, die der Besieger des Korsen in London gab, war der einst unzertrennliche Begleiter des gestürzten Caesar eine „attraction“ für die Neugierigen. Seine Anhänglichkeit hat des Kaisers Glück nicht überdauert.

Heute sind solche menschlichen Kuriositäten, die früher zur Kurzweil der Großen gehalten wurden, verschwunden. Seit der Verkehr mit allen Erdtheilen reger geworden ist, bieten andersfarbige Menschenrassen keinen außergewöhnlichen Anblick mehr; und kaum Einer hat noch Lust, sie, absonderlichen Thieren gleich, als Rarität zu halten. Zwerge und Mißgestaltete sendet man auf Jahrmärkte; nur noch die Schaulust des niederen Volkes ergötzt sich an ihnen. Der Gebildete der Gegenwart respektirt in jeder Abart noch die eigene Gattung, im häßlichsten, lallenden Krüppel noch den hominem sapientem.

Paris. Erwin Riedinger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Dezember 1913.

Theo=Mantie.

(In zwei Ausgaben: A für Kinder, B für Erwachsene.)

„Das Wort hat der Herr Reichskanzler.“

A: „Meine Herren! Die Vorgänge auf dem Balkan haben auch während der letzten Monate die deutsche auswärtige Politik so stark beschäftigt, daß ich die Verpflichtung fühle, mich gleich zu Anfang der Haushaltsberathung darüber auszusprechen.“

B: „Das Jahr der Balkankriege war für starke Reiche von gesunder Wirthschaft und unangezweifelter Wehrkraft eine Zeit der Hochkonjunktur. So nennt der Geschäftsmann Zeiten, in denen er mit flüssigen Mitteln, unverbrauchter Kreditmöglichkeit und kräftiger Organisation seines Betriebes aus Besitzverschiebung und dadurch entstehendem neuen Bedürfniß Nutzen ziehen kann. Da dieses Jahr, das acht Staaten beträchtlichen Vortheil, sofort eingesäckelten oder, aus Hypotheken und Pfandbriefen, später münzbaren, gebracht hat, für uns ertraglos geblieben ist, muß ich immerhin, trotz aller tröstenden Erfahrung, auf ein nach Tadel schmeckendes Wort aus Ihren Reihen gefaßt sein. Um so mehr, als Sie vor wenigen Tagen, Alle, mit Ausnahme einer Schaar, deren Abstinenzgründe ich nicht verkenne, mir, dem allein verantwortlichen Geschäftsführer, das Vertrauen gekündigt haben; in so schroffem, barsch rügendem Ton, wie ernste Männer ihn nur wider Einen wählen, den nicht ein einzelner Mißgriff, sondern die Gesammtheit seines Handelns und Unterlassens ihnen verleidet hat. Deshalb räth die Sorge für die Wahrung meines persönlichen

Interesses, durch Behauptungen, deren Haltbarkeit ich nicht zu erweisen brauche, neuem Tadel auszubiegen und Ihnen von der internationalen Politik des Deutschen Reiches ein Bild zu malen, das ein der dargestellten Gegenstände unkundiger Betrachter, also ein Mitglied des Deutschen Reichstages, nicht als ein in Kontur und Farbe aller Wirklichkeit untreues zu entwerthen vermag. Meine Aufgabe ist, Sie in den Glauben zu reden, daß dieses Jahr einer Hochkonjunktur, zu deren Ausnützung wir uns mit ungeheuren Opfern an Individualvermögen, Menschenrecht, Bürgerfreiheit und anderem Kulturkomfort gerüstet hatten, ein Jahr gefährlichster Krisis war und wir drum froh sein müssen, es ohne allzu sichtbaren Verlust überstanden zu haben. Die Bewältigung dieser Aufgabe wird mir erleichtert, wenn ich spreche, ehe aus dem Hohen Haus eine Stimme gehört worden ist (in der ja noch ein unfreundlicher Nachhall mitschwingen könnte). Der Vorstand einer Gesellschaft, die auch nach einem Jahr üppiger, von den Konkurrenten klug ausgebeuteter Wirthschaftgunst keine Dividende geben kann, folgt schlauer Erwägung der Menschenart, wenn er als erster Redner die Generalversammlung in die Gewißheit zu locken trachtet, daß die Bilanz eigentlich über alles Erwarten gut ist, und wenn er keimenden Zweifel, bevor der sich in Worthülsen panzert, mit der Andeutung unenthüllbarer Geschäftsgeheimnisse einschüchtert."

A: „Die Ereignisse sind aus dem Zustande der akuten Konflikte herausgetreten, wenngleich die Folgen der weltgeschichtlichen Umwälzungen, deren Zeugen wir waren, selbstverständlich noch nicht abgeschlossen sind. Die Festlegung der albanischen Grenze im Norden und im Süden, die zeitweise Schwierigkeiten bereitete, scheint ihrem rechtzeitigen Abschluß entgegenzugehen."

B: „Die Ereignisse, denen wir thatlos zuschauten, sind Anfänge einer Verschiebung des Rassen- und Völkerbesitzes, die ein neues Kapitel der Erdgeschichte einleiten wird. Nur Anfänge. Auf kein Blatt der Kriegschronik ist ein endgiltiges Ergebniß zu buchen. Serbien kann weder seinen makedonischen Gewinn ungeschmälert behalten noch auf einen von der Last fremden Aufsichtrechtes freien Ausgang ins Meer verzichten. Ein Griechenland, dem im Westen die Dehnung des Epirus bis an die alten Stätten hellenischer Kultur, im Osten wichtige Inselkörper in der Aegaeis versagt bleiben, kommt nie in behagliche Ruhe. Bulgarien muß,

wie ander Staatsgebilde der Tataren, zerfallen oder mindestens Theile Makedoniens erwerben, dessen Angliederung es Jahrzehnte lang mit großen Opfern und Kosten vorbereitet hat. Das kleine Montenegro kann nicht ewig in seinem Karst darben. Rumänien, nach dem geschickten Vorstoß gen Südost, nicht der Hoffnung entsagen, alle seinem Stamm Angehörigen unter eine Fahne zu schaaren. Und die Türkei darf sich nicht für Einrichtungen verbluten, die nur in einem viel breiteren Bezirk europäischen Bodens, als sie, einstweilen, aus dem Zusammenbruch gerettet hat, zinsbar zu machen wären. Das Provisorium, der Zustand, den Ihr Auge jetzt sieht, ist das Werk der gegen uns geeinten Mächtegruppe. Die hat zuerst chirurgisch an dem Kranken Mann im Osten operirt und dann für einen Geschwürgang vorgesorgt, für eine Fistel, aus der Eiter und Verschwärungprodukt abfließen kann. Auch wenn Ihr Ohr einander ähnelnde Vokale scharf scheidet, wissen Sie, daß ich an Albanien denke. Dem Plan, dieses Land zwischen Serben und Griechen zu theilen, das gesättigte Hellas in einen Mitbürgen der Balkanruhe zu wandeln und den Südwestslaven eine wirthschaftliche Selbständigkeit zu schaffen, die schon das Rußland des ersten Kaisers Nikolai gefürchtet hat, haben unsere Bundesgenossen, Oesterreich-Ungarn und Italien, sich entgegenstemmt. Italien, weil es das am Ostende der Otrantostraße liegende Küstengebiet für sich begehrt und in einem von Serben und Griechen mit Herrscherrecht bewachten Albanien die Romanisirung, das Lebenswerk des Marchese San Giuliano, nicht erfolgreich fortsetzen könnte. Oesterreich-Ungarn, weil es den in seiner Diplomatie übermächtigen Magyaren die Slavenfluth abdeichen, also Serbien, in dem es noch immer den willenlosen Vasallen Rußlands sieht, im Territorialkäfig festhalten will und weil es glaubt, in dem unabhängigen Königreich Albanien einen Schutzwall gegen den Drang der Völker zu finden, die sich auf Habsburgs Kosten bereichern möchten. Auch vor hundert Jahren hat Oesterreich ja geglaubt, durch den Vertrag von Ried, den der bayerische General Wrede am achten Oktober 1813 mit Metternichs Vertrauensmann Hruby schloß, sich eine Brustwehr gegen Preußen zu schaffen. Nach kurzer Ueberlegungpause haben die Leiter der Triple-Entente erkannt, welchen Vortheil die Erfüllung dieses Wunsches ihnen bescheren könne. Zwischen Italien (das von seiner Neigung in Slaven-

sympathie nicht abgeschreckt wird und mehr als je zuvor auf ein gutes Verhältniß zu den Westmächten angewiesen ist) und Oesterreich wird eine neue, dritte Reibungfläche fühlbar und Oesterreichs Machtstellung in der Adria von zwei Seiten gefährdet. Serbien, Griechenland, Montenegro erstarken, bleiben aber unbefriedigt und mit Stückchen von dem selben Braten leicht zu ködern. Der Dreibund darf sich mit einem Scheinerfolg brüsten, der in der Farbenpracht giftiger Pilze leuchtet, und wird für das Hauptgeschäft, die Theilung der Asiatischen Türkei, freundlicher gestimmt, als er sein könnte, wenn jeder Blick spürte, daß ihm nichts gelungen ist. Die Bestimmung des Fistelumfanges hat die Chirurgengemeinschaft sich freilich vorbehalten. Wie Bayern nicht, nach dem Wunsch der Unterzeichner des Vertrages von Ried, Hanau und Frankfurt umfassen durfte, so muß auch Albaniens Leib schmaler werden, als die Hebamme gehofft hatte. Den Schmerz der Enttäuschten lindert wohl die Erlaubniß, die Krone des neuen Staates einem deutschen Fürsten aufs Haupt zu setzen. Prinz Wilhelm zu Wied, Rittmeister in unserem Dritten Gardeulanenregiment, hat den Muth, als Souverain in ein Land zu gehen, dessen Abgrenzung noch nicht vollendet ist, im Norden erst nach dem Lenzsturm versucht werden soll; in dem Essad Pascha, der Begünstiger serbischen Dehnungstrebens, der stärkste Mann und überall, mit dem Höchstaufwand von zweihundertvierzig Mark, ein als zuverlässig bewährter Mörder zu dingen ist. Unseres Herzens Wünsche begleiten den tapferen Landsmann noch in den rühmlichen Irrwahn, mit seiner Hingabe der alten Heimath zu dienen. Doch wir dürfen uns nicht über die Gründe täuschen, die unsere Gegner bestimmten, in Albanien, zwischen Argyrokastron und Skutari, das nächste Geschwür von Europa reifen zu lassen und den Eiterherd mit allerlei Prunkbehang zum Thron eines deutschen Fürsten auszuputzen. Wer Albanien auf die Gewinnseite des Jahresschlusses bucht, betrügt sich selbst oder will Andere betrügen."

A: „Das Einvernehmen der Großmächte ist während der Monate langen, mühevollen Arbeit, die geleistet worden ist, seit der erste Kanonenschuß auf dem Balkan abgefeuert wurde, nicht gemindert, sondern gestärkt worden. Das Verdienst daran gebührt allen Großmächten gemeinsam; und eine spätere Zeit wird vielleicht der anfänglich vielfach scharf kritisirten Londoner Botschaf-

terkonferenz noch einmal Dank dafür wissen, daß sie bisher die solidarischen Interessen Europas zu einigen und zusamenzufassen verstanden hat. Wir werden uns auch fernerhin an der gemeinsamen Arbeit der Großmächte in dem selben Geist betheiligen, in dem wir es bisher gethan haben. Wir haben dabei die speziellen Interessen unserer Bundesgenossen energisch und wirksam unterstützt.“

B: „Daß die Großmächte nicht eine Stunde lang über Ziel und Wege einig waren, braucht nach dem heute hier Angedeuteten, brauchte schon nach dem Erlebniß dieses Jahres nicht mehr bewiesen zu werden. Selbst der Blendschein einer Willenseinheit wurde erst möglich, seit die Gegenpartei von der Sorge befreit war, wir könnten entschlossen sein, das deutsche Schwert auf eine Wagschale zu werfen und sie dadurch zu senken. Dieser Entschluß war uns fern und wir hätten ihn keiner wichtigen Stelle vorzutäuschen vermocht. Als die Geschosse der Sieger das Heuchelsprüchlein von der Erhaltung des status quo in Fetzen gerissen hatten, zeigten wir Freunden und Feinden, daß wir um jeden Preis den Frieden wahren wollten. Seitdem war er in den Gebieten der Großmächte nicht mehr bedroht. Denn Oesterreich (dem wir sagen ließen, die Vertragspflicht werde von uns im Nothfall erfüllt werden, ein daraus entstehender Krieg aber höchst unpopulär sein) konnte nicht allein fechten, sein Schicksal nicht an eine nur von kaltem Pflichtbewußtsein gewährte Hilfeverheißung ketten noch gar Italiens Beistand mit einer ins Grundbuch der Ostadriaküste einzutragenden Hypothek bezahlen. Und der andere Pool, die Interessengemeinschaft der Briten, Russen, Franzosen, mußte inbrünstig wünschen, das Geschäft friedlich zu ordnen, das mit der Orientbeute befrachtete Schiff unbeschossen aufs Trockene zu bringen. Wer von seiner Hirnleistung mehr als von seiner Armkraft zu hoffen hat, wäre ein Tropf, wenn er vor der Wahl zwischen Krieg und Frieden schwankte. Nun könnte aus Ihren Reihen die Frage kommen, ob für ein Reich, das sechsundsechzig Millionen Menschen, eine urgesunde Wirthschaft, ein Wehrbudget von zweitausend Millionen Mark hat und dem die wohlhabenden Bewohner obendrein willig tausend Millionen spenden, der Abschluß, auch wenn alle Geschäftsführer, Schreiber, Commis müßig blieben, noch schlechter sein konnte; ob die Regirung etwa dafür Dank fordere, daß langwieriger Wirthschaftstörung (durch zwei für uns ertraglose

Kriege) nicht noch Menschenverlust und Landeinbuße folgte. Dieser Frage die Antwort zu finden und sie öffentlich auszusprechen, ist Ihres Berufes Pflicht; nicht meines. Ich muß der von mir unterzeichneten Bilanz Zustimmung werben: also von mühevoller Arbeit reden, thun, als sei der Friede wider wilden Drang von uns geschützt worden, und das Werk der Botschafterkonferenz preisen, als hätte ich vergessen, daß sie, weil wirs so (wieder wir) wollten, nicht Konferenz, sondern Reunion hieß, und als wüßte ich nicht, daß sie der mit Grau und Gold bepinselte Vorhang war, hinter dem die geschäftigen Herren Grey, Nicolson, Bertie, Cambon, Delcassé, Blondel, Iswolskij, Hartwig, Tittoni die Coulissen schoben und mit Kunstlicht bestrahlten. Weil jedes Morgens Sonne neue Klüfte entschleiert hat, die zwischen den Willensströmen der Großmächte, selbst der von gemeinsamer Feindschaft gegen das Deutsche Reich einander gesellten, die gestern noch ebene Thalsohle, den vom Glauben als unzersprenglich bewunderten Felsfuß spalten, rufe ich laut das Schlagwort von den ‚solidarischen Interessen Europas' durch unser geduldiges Land. Ein Schemen ists, der keinen Begriff herbergt? Doch läßt sich was dabei denken. Der Deutsche hört gern, daß sein Vaterland anno 1890 ‚in die Weltpolitik eingetreten ist', und plagt sich nicht mit der Frage, was denn seitdem errungen ward und ob es nicht vor diesem lärmenden Eintritt um Ansehen, Wucht, auch um Gebietszuwachs (Kamerun, Togo, Südwest- und Ostafrika) besser stand als in der Aera des Riesenheeres und der gewaltigen Flotte. Der Deutsche schluckt sogar das kernlose Modewort ‚Kulturpolitik' und wird vergnügt ein Weilchen auch an der aus Metternichs Ladenfenster geholten Interessensolidarität lutschen. So lange ist Ruhe. Italien hat sich, trotz unserem Gezeter, dem unser Glückwunsch nachhinkte, Tripolitanien erobert und jetzt ein Recht auf südosteuropäische Landstücke angemeldet, das früher hartnäckig bestritten wurde. Oesterreich wurde genöthigt, auf die Mitherrschaft über den Orient, wie einst auf die über deutsches und italisches Sprachgebiet, zu verzichten und sich für die Vertheidigung Galiziens, Bosniens, Dalmatiens, Istriens, Südtirols, des Banates, Siebenbürgens zu rüsten; da es versäumt hat, den Nachbarn das Gut, das es ihnen nicht weigern wollte oder konnte, mit freundlich lächelndem Antlitz entgegenzutragen, gilt es ihnen als der Feind, der scheel auf ihre Machtmehrung blickt, und

muß alle List aufwenden, um sich auf seinem Hauptmarkt, der Balkanhalbinsel (wo auch unsere Konkurrenz ihm von Jahr zu Jahr gefährlicher wird), zu halten. In den Grund solcher Thatsachen ankere ich die Behauptung: ‚Wir haben die speziellen Interessen unserer Bundesgenossen, Oesterreich-Ungarns und Italiens, energisch und wirksam unterstützt.' Und bin gewiß, daß Keiner sich zu der indiskreten Frage erdreisten wird, was diese wirksame Unterstützung eingebracht, was insbesondere Wien an dem Handel verdient habe."

A: „Durch vertrauensvolles Zusammenarbeiten mit England und gestützt auf unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland haben wir dem Konzert der europäischen Mächte unsere Dienste geleistet; eine Aufgabe, die uns durch unser, erfreulicher Weise, durchaus korrektes Verhältniß zu Frankreich erleichtert wurde. Wir haben mit der französischen Regirung auf deren Wunsch Besprechungen gepflogen, welche bezwecken, dem gegenseitigen Wettbewerb in den Gegenden, wo die beiderseitigen Bethätigungen räumlich zusammentreffen, vorzubeugen. Die in so erfreulicher Weise fortschreitende Besserung unseres Verhältnisses zu England hat uns ermöglicht, in freimüthigem Meinungaustausch an eine Lösung des Bagdadproblems heranzutreten und Verhandlungen mit der englischen Regirung einzuleiten, um der möglichen Entstehung von Gegensätzen wirthschaftlicher Natur in afrikanischen Gebietstheilen vorzubeugen. Ohne Beeinträchtigung der Rechte Dritter arbeiten wir auf einen billigen Ausgleich der Interessen beider Theile hin. Von einseitigen Verzichtleistungen Deutschlands ist dabei nicht die Rede. Ich habe Grund zu der Annahme, das Ergebniß der Verhandlungen werde in Deutschland und in England als eine annehmbare Lösung möglicher Gegensätze begrüßt werden. Lassen wir, meine Herren, das Vergangene ruhen und arbeiten wir zuversichtlich weiter auf den Grundlagen, die uns die Gegenwart bietet. Ich muß mich für heute auf diese Andeutungen beschränken, da die Verhandlung noch im Gang ist."

B: „Alles Gerede von dem freundschaftlichen Verhältniß, von der guten Beziehung zu einer anderen Macht ist völlig werthlos; wirkt nur auf Kindsköpfe; ist der Nothbehelf des Armen, der sich vom Fehlen greifbarer Gewinne entschuldigen will. Mit guten Beziehungen ist kein Kauf, ist nicht einmal ein Lombardgeschäft zu machen. Die Beziehungen der Staaten zu einander sind gut, bis

einer dem anderen durch schreckenden Bluff Etwas abzupressen sucht oder den Krieg erklärt; will er weder fuchteln noch schießen, sondern schmeicheln und streicheln, weil er so ungefährdet ans Ziel zu gelangen hofft, dann läßt er betonen, die Temperatur des Verhältnisses sei bis auf den Wärmegrad der Freundschaft gestiegen. Läppischer oder verlogener Schwatz, den nur der Zweck heiligen kann. Briten, Russen, Franzosen sind nicht launische Narren. Sie haben sich, Keiner ohne das Opfer ehrwürdiger Wünsche und Glaubensgebilde, in eine Genossenschaft bequemt, die nur durch die Scheu vor dem Wachsthum deutscher Macht möglich wurde; und werden sich aus der Sozietät lösen, wenn diese Scheu gewichen ist. So lange es irgend geht, werden sie sich hüten, durch unhöfliches Wesen den stämmigen Gegner, den ihr Kartell mit Friedensmitteln zu bändigen trachtet, zu einer Kraftprobe herauszufordern, der er nur mit gerupften Flügeln, als ein mißachteter Schwächling, entschlüpfen könnte. Sollten sie grob werden, als aus den von ihnen in Südost geschaufelten Minengängen die Flamme aufschlug? England hat kein Landheer; Frankreich hatte kein brauchbares Pulver; den Russen fehlten strategisch wichtige Eisenstränge, die Bürgschaften schneller Mobilisirung und die Zuversicht, daß die Hauptprovinzen ruhig bleiben würden, wenn die Kerntruppen über die Grenze marschirt und in den ersten Scharmützeln geprügelt worden wären. In allen drei Reichen sprach, außer der Staatsvernunft, der Bereicherungwunsch der im Säckelglück fett gewordenen Bourgeoisie hitzig gegen den Muthwillen zu vermeidlichem Krieg. Vermeidlich war er von der Stunde an, da Deutschland den Verdacht entkräftete, es werde für sein Recht auf einen beträchtlichen Theil des Türkenerbes kämpfen. Nur ein Tobsüchtiger konnte danach sich noch als Grobian räkeln. Wir förderten die Pläne des Rathes der Drei, der vor dem staunenden Auge der weißen, gelben, braunen, schwarzen Menschheit die Geschäftsführung an sich gerissen hatte: also war sein Verhältniß zu uns ‚gut‘, ‚freundschaftlich‘, ‚vertrauensvoll‘. Seitdem ist die Türkei, von deren überlebender Hordengewalt wir so viel erwartet hatten, in Europa auf einen Streifen thrakischen Landes zurückgedrängt, Oesterreichs Wehrmacht an vier Fronten gebunden, Rumänien den Centralreichen entfremdet, mittelbar also auch Deutschlands Stellung geschwächt worden. Die Hoffnung, an den Küsten des Schwarzen und des Aegaeischen Meeres deutscher

Kultur und Wirthschaft die Einflußmündung zu weiten, mußte schrumpfen. Die Slavenzone, die sich heute schon vom Karischen bis ans Beringmeer, über Nordpersien und die Aeußere Mongolei dehnt, kann morgen von der Adria bis nach Urga reichen. Vorsicht mahnt, Gewonnenes und zur Option Ueberlassenes vor Sturm zu bergen; mahnt auch Rußlands Partner, nicht trödelnd zu harren, bis das an Menschen und Bodenschätzen, Bündniß- und Gewerbemöglichkeiten ungeheuer reiche Zarthum des seit Mukden und Tsushima seine Glieder lähmenden Schreckens ledig und zu starker Handlung fähig geworden ist. Da der Theilung der Asiatischen Türkei, nach neuem Brauch, die sachte Zerlegung in Vorherrschaftgebiete oder Einflußsphären vorangehen soll, ist Zweierlei nöthig: das Gelöbniß, dieses Grundstück des Osmanenbesitzes niemals anzutasten, nur, zum Vortheil des Eigenthümers, uneigennützig, wie einst Ostrumelien und Makedonien, Persien und Marokko, zu ‚reformiren‘ (sonst stünden am Nil und am Ganges die Musulmanen in islamisch frommer Wuth wider das Herrenhäuflein auf); und, zweitens, eine Stimmung, die Deutschlands Stirn bis an das Ende der Liquidation entrunzelt. Vor einem Jahr wurden in Ost- und Westpreußen die wichtigsten Brücken von Soldaten bewacht, weil ein Russeneinbruch zu fürchten war, in Schlesien die Bettung und Pflege Verwundeter vorbereitet, im ganzen Reich der Reservemannschaft der Ort ihrer ersten Wehrdienstpflicht angewiesen und alle erlangbare Kohle für Staatsbahnen und Flotte aufgekauft. Gute Beziehungen; ehe wir uns als Förderer der Botschafterreunion und ihres Wollens erwiesen hatten. Jetzt müssen die selben Mächte, die uns und denen wir damals die Absicht auf tückischen Ueberfall zutrauten, mit uns verhandeln; über Orientbahnen, Schiffahrtrechte, Türkenreichsschuld, Konzessionen mannichfacher Art. Mit brummigen, geärgerten Leuten ist schlecht verhandeln. Drum heißt die Losung, wie beim Dutzendphotographen: Bitte, recht freundlich! Das Verhältniß ist da, wo nachts geschimpft und gespuckt wurde, im Morgengrau wieder ‚durchaus korrekt‘, an den vernarbten Stellen aber schon ‚freundschaftlich‘. Britanien, Rußland, Frankreich: Jedes will, in Kleinasien, Etwas von uns und hütet sich, uns zu reizen. Bleibt dennoch die Verhandlung fruchtlos, so heißts: ‚Mit diesen Kerlen kann auch der Frömmste sich nicht vertragen; sie haben selbst unser Streben nach Verständigung anerkannt, doch schließlich die hin-

gestreckte Hand weggestoßen. Brutale Sippe, die lügt, wenn sie höflich ist.' Das, meine Herren, sind die Grundlagen, die uns die Gegenwart bietet und auf denen wir zuversichtlich weiterarbeiten.

Zuversichtlich. Unsere Bereitschaft zu selbstlosem Dienst hat ein Konzert der Mächte ermöglicht und ihnen Appetit gemacht. Jede langt nun nach der Schüssel, aus der sie sich zu sättigen hofft. Frankreich will allerlei finanzielle Sicherungen und Vortheile, will fremden Einspruch ausschließende Rechte auf Verkehrswege und Geschäftszweige: und hat, seit die Verhandlung begann, selbst die Preßlegion, von deren Sehne sonst Gallierpfeile auf uns hagelten, verpflichtet, des Nachbars Haut nicht zu ritzen. Daß die Nothwendigkeit und der Zweck dieses mot d'ordre dort erkannt wird, haben wir noch in dem Monat von Zabern gemerkt. Kein Triumphgeheul; nur linde Rüge aus schwermüthig lächelndem Mund. Rußlands Napf muß größer sein; breit und tief genug für eines Riesen Schöpfkelle. Seit Englands Wunsch syrische Parzellen, Arabien, Koweit umklammert, ist Rußland in Armenien von lästigem Wettbewerb frei. Um uns in heitere Vertraulichkeit zu kitzeln, stellt es sich, als sei nur zwischen ihm und uns jetzt noch das Bestimmungrecht streitig und die Verständigung mit uns der Heiligen Rossija heiligste Pflicht. Der kurze Zeitraum zweier Monate sieht zwei russische Minister, die Herren Sasonow und Kokowzew in Berlin. Plauderei. Ob wir nicht auch meinen, daß die seit 1878 den Armeniern verheißenen Reformen endlich Ereigniß werden müssen. Im Interesse der Menschlichkeit, für das zu wirken wir ja immer bereit seien; und der Türkei, versteht sich. Rußland wolle in Kleinasien nicht etwa Land erwerben; solcher Frevelplan sei ihm ganz fremd. Nur die Lage der armenischen Christenheit will es bessern und den Osmanen die Herrschaft erleichtern. Dieser reine Wille zu keuscher Enthaltsamkeit sei, leider, auch von uns verkannt worden, als wir in Konstantinopel für den untauglichen Reformentwurf der Jungtürken eintraten und dadurch die Einigung der Botschafter hinderten. Inzwischen sei aber der letzte Schatten des Verdachtes geschwunden, Rußland wolle die Schwachheit der Türkei für sich ausnützen. Also! Einverstanden. Das russische Programm genügt den Grundsätzen christlicher Sittenlehre und bewahrt die Türkei vor neuem Aufruhr, der Vorwände zu gewaltsamem Eingriff böte. Wir stimmen freudig zu; und erwerben das Ehrenrecht, unsere Beziehungen zum Zarenreich ‚freundschaftlich'

zu nennen. Unsere Diplomaten dürfen, wo es sie nützlich dünkt, erzählen, Deutschland sei in Petersburg jetzt stärker als irgendeine andere Macht. Bis die Nachricht kommt, daß ein Schwarm deutscher Offiziere in den Dienst des Sultans trete und dem Führer der auserlesenen Schaar das Erste Armeecorps, das in der Hauptstadt garnisonirt, sammt allen Militärbildungstätten und der Ueberwachung des ganzen Heerwesens anvertraut werde. Wahr? Wahr. Konstantinopel unter dem Befehl eines deutschen Generals, der nach Belieben schalten, der mit seiner Truppenmacht auch die Sperrung und Oeffnung des Bosporus erzwingen kann? Sturm in Petersburg. Solches darf nicht geduldet werden. Das widerspräche der Ueberlieferung, die sich höchstens mit türkischer Herrschaft über die Meerengen, niemals mit der eines anderen Staates abfinden kann. Noch klebt das Plakat, das die freundschaftlichen Beziehungen ausruft. Noch wird die Freundschaft unseren Landsleuten in weißer, rother, grüner Glühschrift an jeder Straßenecke vors Auge geflackert. Von der petersburger Sängerbrücke aber fliegen Funken an den Quai d'Orsay und in die Downingstreet. Wenn Ihr, Franzosen, einem Großwesir, der uns so niederträchtig verräth, Geld leiht, auch nur durch die Aufnahme von Schatzscheinen aus der Klemme helft, werdet Ihr mitschuldig, entwerthet das Bündniß und treibt uns in zuverlässigere Genossenschaft. Herr Caillaux, den wir als ‚unseren Mann' begrüßen und dadurch um die Hälfte seiner Kreditfähigkeit bringen ließen, erschrickt und zeigt den Bankmännern die finsterste Miene. London aber bleibt, fürs Erste, noch still. Der Nachtrag zum anglo-türkischen Vertrag ist fertig. Das Gebiet des Sultanates Koweit wird so hübsch abgerundet, daß es die Vormacht Arabiens wird; sein Sultan bleibt, wie der Khediv von Egypten, dem Khalifen unterthan, erhält aber das Recht auf die selbständige, jeder Kontrole entrückte Leitung des Verkehrs mit anderen Völkern: muß also thun, was Britanien heischt. Damit ist das Schicksal Arabiens besiegelt. Das Monopol für die Schiffahrt auf den Flüssen Euphrat und Tigris fällt einer Gesellschaft zu, die, damit einstweilen der Tugendschein gewahrt sei, international heißt, von deren Kapital aber fünfzig Prozent den Briten, je fünfundzwanzig Deutschen und Türken gehören; durch den dünnen Schleier schimmert die Gewißheit englischer Majorität. Ein ähnlicher Kniff könnte die dritte Errungenschaft des Vertragshängsels sichern. Flüssiger Heizstoff soll in naher Zeit

den festen ersetzen. England will seine Schiffe mit Petroleum heizen und jede Seegroßmacht muß auf diesen Weg folgen. Britische und deutsche Unternehmer streben nach der Erlaubniß zur Ausschöpfung der syrischen, arabischen, mesopotamischen Petroleumquellen. Den Briten ist sie, nach stillem Kampf und reichlicher Düngung des Ressortbodens, zugesagt. Sie haben die Konzession in der Tasche, sind schon verpflichtet, das Erdöl nur dem Marineamt zu liefern, in ihres Herzens Güte aber bereit, die deutschen Werber in das Petroleumgeschäft ungefähr eben so weit wie in die Euphratrhederei einzulassen. Dem Leun gebührt natürlich der Löwentheil. Und daß Deutschland für seine Kriegsschiffe weder Kohlenstationen noch überseeische Oelquellen hat, ist nicht Englands Schuld. Dem brächte der neue Vertrag einen Gewinn wie lange keiner; einen Bissen, der den Liberalen noch einen Wahlsieg verbürgen könnte. Ein Glück, denkt Sir Edward Grey, daß wir mit Deutschland vertrauensvoll zusammenarbeiten und ‚die Besserung unseres Verhältnisses in so erfreulicher Weise fortschreitet'. Ein Stein ist weggewälzt. Die Bagdadbahn, die einem Landheer den trockenen Weg nach Indien öffnen, die malles des Indes schneller als ein anderer Strang spediren, im Güterverkehr mit dem Fernen Osten also den Vorrang erstreben sollte und den Schatten so gefährlichen Trachtens in alle Britenseelen warf, wird nun eine niedliche Lokalbahn, eine von Deutschen bezahlte und behütete Sackbahn, die in britisches Gebiet mündet. Das haben die Berliner gewährt; um das gebesserte Verhältniß nicht wieder zu trüben, nehmen sie wohl auch den Türkenvertragsappendix hin. Wenn sie in heller Laune bleiben. Was will Sasonow? Der Bosporuspförtner sinkt in die Ohnmacht des Nilwärters? General Liman von Sanders wird der Kitchener der Türkei? Unsinn. Die Deutschen sind brave Menschen. Die planen keinen tolldreisten Handstreich. Sind zufrieden, wenn sie zu Neidern sprechen können: Seht, trotz Kirkkilisse und Lülle Burgas hat der Großherr doch wieder unsere Offiziere als Instruktoren ins Land gerufen! Statt die Deutschen zu verärgern, soll man bedenken, daß sie stark sind und Etwas fordern dürfen. Scheinerfolg am Adriatischen, Parademöglichkeit am Marmarameer: der Gerechte muß zugeben, daß unsere Spesen, bei einem Geschäft solchen Umfanges, erträglich sind. Und wir können obendrein jetzt kompensiren. Giebts irgendwo, wegen der armenischen Inspektoren, der anatolischen Bahnen, des Mineral-

öls oder der Dette Publique Ottomane, Schwierigkeiten: die Duldung der deutschen Militärmission ist noch nicht verbrieft. Wird das Kommando dem Botschafter Wilhelms gar zum Schemel, von dem er in Uebermacht klettern und zum Patron der Pforte werden kann: wir Drei putschen die Fezträger leicht gegen die Pickelhaube auf, die, wenns ihnen schlecht ging, stets unsichtbar war.

Dürfen wir, meine Herren, nicht zuversichtlich auf den Grundlagen weiterarbeiten, die uns die Gegenwart bietet? Durchaus korrekte, erfreulich gebesserte, freundschaftliche Beziehungen. Werden die Grundlagen morsch, dann, freilich, kehrt der alte Zustand wieder. Keiner hat noch ein Interesse daran, uns, tändelnd und lächelnd, in heiterer Gemüthsstimmung zu halten. Jeder erinnert sich lauten Machtstreites und stummer Bedrohung. Und die Grundlagen werden morsch, wenn wir im engsten Winkelchen die Hoffnung auf Nachgiebigkeit enttäuschen oder wenn, später, die drei Liebenswürdigen die Frucht der Unterhandlung, der sie Schönwetter erkünstelten, gespeichert haben. Doch der Bismarckgeist, dem wir treu sind, warnt, der Vorsehung ins Handwerk zu pfuschen."

A: „Wenn Mancher von Ihnen den Wunsch hat, ich hätte über einzelne Punkte ausführlicher sprechen mögen, so verstehe ich diesen Wunsch. Ich hätte ihn gern erfüllt; ich kann aber über Fragen mit internationalen Zusammenhängen nicht so mittheilsam sein, wie ich möchte. Vor Allem aber, meine Herren: unsere Politik liegt offen zu Tage. Sie war uns durch unsere eigenen Interessen und durch die unserer Bundesgenossen so klar vorgezeichnet, daß ich glaube, wir konnten keinen anderen Weg gehen. Unsere Lage im Herzen des europäischen Kontinents wird uns immer darauf hinweisen, für die unversehrte Aufrechterhaltung der kontinentalen Machtstellung Deutschlands alle physischen und moralischen Kräfte der Nation einzusetzen. Aber zugleich verlangen diese Kräfte gebieterisch nach fortschrittlicher Entfaltung im wirthschaftpolitischen Getriebe der Welt. Die Aufgabe ist groß und bedeutet ein bestimmtes und festes Ziel."

B: „Wieder keine Dividende; und die Pflicht, die Konkurrenten, die uns auch dieses Jahr ertraglos gemacht haben, bis über den Klee zu loben. Was bleibt? Wortplunder; Andeutung des Berufszwanges zur Schweigsamkeit; und die Sicherung einer Planke, die als Nothbrücke zu neuer Wehrforderung führt. Machen Sie es besser, wenn Sie vor dem Abschluß einer Gesell-

schaft stehen, die längst keinen Gewinn mehr ausweist und von Jahr zu Jahr mehr Betriebskapital verschlingt. Unsere festländische Machtstellung wäre auch bei viel kleinerem Aufwand nicht ernstlich bedroht. Keines Nachbars Dummheit thürmt sich in den Glauben, das Deutsche Reich sei zu vernichten, als Völkerbund vom Erdboden zu tilgen. Weil es sich mit ungestümem Eifer rüstet, traut man ihm, dem Erobererwille ins Leben half, Erobererpläne zu. Bescheiden wir uns in Ererbtes, freuen uns, wenn der Feind gedeiht, fühlen uns durch die Schwächung des Freundes nicht gekränkt, nehmen Flitter für Gold und ersehnen nur die Weitung der Absatzgebiete, dann empfiehlt Vernunft, die Hälfte der Wehrausgaben zu sparen und den Industriellen, den Kaufmann, in Freiheit und mit geminderter Last, ins Weltmarktgewühl zu schicken. Das ist kein hohes, doch ein festes und nahes Ziel."

Fazit.

Höret, Zweifler: Die Ausgabe A reiht nur Sätze, die Herr Theobald von Bethmann-Hollweg im Deutschen Reichstag gesprochen hat. Leset sie noch einmal; und lernet Euch schämen. Als Leitartikel brächte ein Unbekannter es nicht ins Blättchen einer Gerichtsstadt. So darf man vom höchsten Beamtensitz sprechen; solchen Inhalt in solcher Form den erwählten Vertretern der Nation anbieten. Die haben sechs Tage zuvor den Mann ausgelacht, niedergebrüllt, zu den Toten geworfen, weil er seine Unzulänglichkeit dadurch erwiesen hatte, daß er aus Quark eine Pest, aus einem Kasernenskandälchen ein europäisches Ereigniß werden ließ. Heute sind sie stumm; lauschen, sittsam gläubig, Kindermären, die dem Kundigen das Blut in die Schläfe jagen; lächeln nicht einmal, wenn ihnen erzählt wird: „Wir konnten keinen anderen Weg gehen und haben die eigenen Interessen und die unserer Bundesgenossen gewahrt." Einzelne rufen gar: „Bravo!" Der Mann hat das Wuthgewitter ja im Amt überdauert; schleppt, noch immer, den Kanzlertitel herum; kann gute, kann schlechte Behandlung gewähren. Was ist von dem Ernst, von dem andächtigen Pflichtempfinden der Leute zu halten, die gestern würdelos tobten und heute, vor ungleich größerem Anlaß zu heiligem Zorn, dumpf und stier auf ihrem Platz hocken? Kann der Armsälige von seines Eckstuhles ragender Höhe sich ihrem Urtheil beugen? Stimme von oben: Behaltet einander; Ihr seid einander werth.

Der Anfang.

Wer mit dem ruhigen Blick des Soziologen die Stellung der Jugend innerhalb des heutigen Kulturlebens prüft, wird eine Kluft zwischen ihrem wirklichen geistigen Werth und der Werthung, die ihr im Allgemeinen wird, erblicken. Schon die Spottnamen für die Jahre der eigentlichen Jugend, Flegeljahre, Backfische, Pennäler, zeugen von dieser Einschätzung; mögen sie im Einzelfall harmlos gemeint sein: als Gesammterscheinung sind sie doch das Symptom einer gewissen Brutalität gegenüber der Jugend, das Gegentheil jener Ehrfurcht, die man ihr nach dem lateinischen Dichterwort schuldet. Das Schlimmste an dieser Behandlung ist, daß man die Jugend nicht nur nicht ernst nimmt, sondern sogar hindert, sich selbst ernst zu nehmen. Das gerade aber will sie sehnsüchtig. Und man fängt zu fühlen an, welches Unrecht die Verhinderung ihr thut. An die Emanzipation des Kindes, deren Banner Ellen Key und Ihresgleichen aufgerollt haben, reiht sich die Emanzipation der Jugend. Beide Bewegungen sind aber durchaus verschieden. Beim Kind handelt es sich um die Beseitigung unnatürlicher Einengungen, um die Rückgabe an die Natur, um größtmögliche Freiheit vom Wollen Erwachsener. Und doch müssen diese Erwachsenen ihre Hand über das Kind halten, um fremde, störende Einflüsse abzuwehren. Anders ist das Bedürfniß der Jugend; der Zeit, wo sich zum ersten Mal die Kreise des jungen Lebens und der alten Kultur schneiden. Hier kann die Losung nicht heißen: Rückkehr zur Natur, sondern nur: naturgemäße Betheiligung an der Kultur. Wir wissen, daß die Einführung der Jugend in die Kultur heute der Schule anvertraut ist. Die Jugend hat dabei fast immer passiv zu bleiben; nicht nur der Methode nach, insofern ihr Kenntnisse eingeflößt werden, sondern auch dem Inhalt nach, insofern zwischen diesen Kenntnissen und ihren eigenen geistigen Bedürfnissen wenig Verbindungen bestehen. Die Schulkultur ist nicht eine, in der die Jugend leben könnte, denn sie ermöglicht ihr keine Aktivität. Immer wieder wird ihr die Anwendung ihrer Kenntnisse, die Bethätigung des Gelernten als fernes Ziel, als Inhalt des eigentlichen „Lebens“ in Aussicht gestellt. Mit Recht werden in dem bekannten Spruch Schule und Leben als Gegensätze vorgeführt. Darum ist die große Aufgabe der Jugendemanzipation, den jungen Menschen eine ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten angemessene Jugendkultur zu schaffen, in deren Bezirk sie die Möglichkeit zu freier und fruchtbarer Bethätigung ihrer Kräfte finden. Solche Kultur in einem Musterbild zu zeigen, ist die Absicht der

von mir gegründeten Freien Schulgemeinde Wickersdorf. Und wer den Fall der Jugend einmal durchdacht hat, wird empfinden, daß die Heimstätte dieser neuen Jugendkultur nur die Schule sein kann; daß die Schule zum Reich der Jugend umgewandelt werden muß.

Wir Alle aber wissen, wie weit noch der Weg zu diesem Ziel ist. Unsere Schulreformatoren denken immer nur an Milderungen der nun einmal unvermeidlichen Einspannung der Jugend in das Joch der Arbeit. Aber nicht darum soll es sich handeln, sondern um die Erzeugung einer neuen, werthvollen Jugend und einer Jugendkultur, die ihren Sinn in sich selbst trägt.

Die Freie Schulgemeinde kann der Bewegung wohl den Kurs weisen. Die öffentliche Schule aber hat noch keine Lust, diesen Kurs einzuschlagen. Da ist es nun ein eigenartiges Schauspiel, wie sich die Jugend selbst rührt. Die erste Erscheinung dieser Art war der Wandervogel, der mit Energie daran gearbeitet hat, eine von der Schule unabhängige, aus dem Volksleben geschöpfte Jugendkultur zu schaffen. Sein Reich liegt neben der Schule. An eine Eroberung und Umformung der Schule denkt er bis jetzt nicht. Aber schon wagt die Jugend auch diesen Schritt; wenigstens in ihrer Erkenntniß. Das lehrt uns die neue Zeitschrift „Der Anfang“ (Verlag der Aktion in Wilmersdorf). Diese Monatschrift soll nur der Jugend gehören; auch in dem Sinn, daß sie ganz von der Jugend geschrieben wird. Die Interessen, Bedürfnisse, Nöthe und Ideale unserer Schuljugend sollen in ihr einen reinen, unverkürzten Ausdruck finden. Die Zeitschrift ist nicht von mir begründet worden, sondern von jungen Menschen, denen ich nur einige äußerliche Hilfe leiste: durch die Uebernahme der preßgesetzlichen Verantwortlichkeit und durch Rath bei der Auswahl der Beiträge.

Solches Blatt muß sich natürlich, mehr als mit allem Anderen, mit der Schule beschäftigen; und es wäre naiv, zu glauben, daß Dies auf die Dauer in einer Weise geschehen könne, an der die Schulmännermehrheit ihre Freude hätte. Wenn schon jetzt hier und da ein Oberlehrer oder Direktor, in der Presse oder vor seinen Jungen, gegen das Blatt wettert, ihm nachsagt, daß es den Oberlehrerstand mit Schmutz bewerfe oder ein ödes Schimpfblatt sei, so richten sich solche Urtheile im Hinblick auf das wirkliche Wesen der Zeitschrift selbst (zumal, wenn die pädagogische Geduld schon nach der zweiten erschienenen Nummer gerissen ist). Aber die Unbetheiligten können kaum daran zweifeln, daß dieses Blatt mindestens ein höchst werthvolles, vielleicht ein unersetzliches Zeitdokument sein wird. Soll denn über das Leben, Sinnen und Trachten der Jugend, dieses wichtigsten Volkstheils, noch länger Dunkel lagern

und die erwachsene Menschheit so wenig wissen, daß ihr gar nicht der unbequeme Einfall kommt, der Noth unserer Jugend zusteuern?

Man fürchtet von solcher Zeitschrift die Untergrabung der Disziplin; wohin soll es führen, wenn die Jungen ihre Schule und die Maßregeln ihrer Lehrer kritisiren dürfen? Als ob nicht stets kritisirt worden wäre! Das Verantwortlichkeitgefühl lehrt aber den Kritiker nur die Oeffentlichkeit. Da lernt er die Grenzen seiner Urtheilsfähigkeit sehen und sich auch als Kritiker und als Kläger, mit Tadel und Vorschlägen, im Bewußtsein des positiv Arbeitenden fühlen, als einen Mitarbeiter am Werk des Schullebens, Mitstreiter um eine neue, schöne, adelige Jugendkultur.

Dieser Sinn der neuen Zeitschrift ist bei ihrem Erscheinen nur von Wenigen verstanden worden. Die jungen Menschen, die hier, innig durchglüht von Dem, was Nietzsche „die Liebe zum Fernsten“ nennt, und mit viel kühlerem Kopf und mit viel klarerem Begriff, als Mancher ahnt, am Werk sind, mußten sich zunächst gefallen lassen, als grüne Jungen, Zeitungschmierer, Tintenkulis angeschrien zu werden; von Leuten, die damit für ihre größere Reife keinen besonders einleuchtenden Beweis erbrachten. Möge sich aber doch bald das Publikum auf diese Sache anders einstellen; es handelt sich hier um eine ernste Angelegenheit. Nur darf man nicht erschrecken, wenn in dem neuen Blatt oft ein scharfer Ton angeschlagen wird. Jugend kann auf billige Klugheit verzichten; uns Allen ist nur mit einem ungefälschten Bilde der jugendlichen Stimmung und Meinung gedient; und der Jugend von heute ist nicht so ums Herz, daß sie schon die Schalmei blasen dürfte.

Diese Zeitschrift ist ein Zeichen dafür, daß die Jugend sich ernst nimmt, und ein Mittel dazu, daß sie sich ernst nehmen kann. Wer ihrs mißgönnt, kennt sie nicht oder liebt sie nicht.

Dr. Gustav Wyneken.

Hans Pfitzner in Straßburg.

Pfitzners stark und eigenartig formender Bühnengenius hat das Recht auf ein Theater, dessen Zuschauerraum, Orchesteranlage, Vorkehrungen für die Ausgestaltung der Szene ganz nach seinen Angaben, nach seinem Empfinden einzurichten wären. Dies sage ich in vollem, schweren Ernst, nachdem ich in Straßburg Aufführungen der „Götterdämmerung“ und der „Rose vom Liebesgarten“ gesehen, die Pfitzner zugleich als Kapellmeister und als

Spielleiter vorbereitet hatte und beseelte. Aufführungen mit Sängern, die bei treuer Hingabe, herzwarmer Begeisterung in stimmlicher und gesangstechnischer Hinsicht manchmal versagten, mit einem Orchester, das sich ehrenvoll hielt, sich aber am Ausgang eines arbeitreichen Winters begreiflicher Weise ermüdet zeigte, mit einem dekorativen Material, das, ungeachtet der poetischen und sinnvollen Grundidee jedes Bildes, ein neuzeitlich geschultes Auge im Aufbau und in der Farbengebung ein Wenig altfränkisch anmuthete. Und doch: Gesammtdarstellungen, die dem Empfänglichen zum Erlebniß wurden. Weil in ihnen der wagnerischen Kardinalforderung, wechselseitiges Durchdringen des musikalischen und des szenischen Elementes, bis zu einem unerhört hohen Grade genug gethan war. Weil in ihnen eben so sehr der nachschaffende Tonsetzer wie der nachschaffende Dichter sich wundervoll auswirkte. Denn Das ist das ganz Besondere an dem Spielleiter Pfitzner, daß er, im Gegensatz zu so vielen Handwerkern, Virtuosen, Spintisirern der Regie, vornehmlich auch die Werke Wagners als intuitiv nachschöpferischer Dramatiker gestaltet. Hierin ruht das eigentlich Geniale seines reproduktiven Vermögens. In der Kraft, in der Eleganz der Stabführung bietet er Vortreffliches, nicht Unübertreffliches; im schlicht wahren und just deshalb überzeugenden Verdeutlichen des dramatischen Gedankens giebt er Unvergleichliches.

„Was ist deutsch?" So fragte Wagner stets wieder mit gesteigertem Nachdruck. Pfitzners Art hätte ihm vollauf Genüge gethan: sie ist deutsch bis in die kleinste Faser. Sie ist „echt". Dieses „echt" läßt sich im letzten Grunde nicht definiren. Man empfindet, daß Einer echt, daß Alles an ihm, in ihm echt ist, von Geburt an. Wir haben es hier mit einem Geheimniß der Natur zu thun: sie giebt das Echt-Sein als hohes Gnadengeschenk auf den Lebensweg mit. Durch eifervolle, selbst durch aufopfernde Hingabe, durch Intelligenz, Energie, höchstentwickeltes Können ist nun einmal kein Ersatz zu leisten, wenn die Natur mit jenem Köstlichsten zurückgehalten hat. Gustav Mahler war gewiß ein Starker, manchmal ein Gewaltiger der Szene. Doch das Echte ging ihm ab. Und es geht den ihm mehr oder weniger verwandten Geistern ab, die sich nach ihm gebildet haben. Tragik des Geschickes. Sie offenbart sich, sofern Einer den ganz großen Echten, den Bach, Beethoven, Wagner gerecht werden soll. Kongenialität wächst nun und nimmermehr aus angespannter Nervenkraft heraus, sondern lediglich aus der zaubermächtigen Fähigkeit echten Fühlens und Nachfühlens.

Hans Pfitzner ist Herr des Zaubers. Weil er das Echte in sich trägt, vermag er, als rechter Deutscher, das Schwerste zu verdeut-

lichen. Nichts blendend Ueberredendes, nichts niederschmetternd Wuchtiges ist in seiner Wiedergabe. Schier bläßlich erscheint sie im ersten Augenblick dem allein auf das Blitzgefunkel der Moderne Eingestellten. Doch alsbald ergreift sie mit der leise einsetzenden, fest vorschreitenden Ueberzeugungskraft des Kunstwahren und Kunstklaren den Zuhörer und Zuschauer; und bannt damit sein Herz, seine Phantasie, seinen mitgehenden architektonischen Sinn bis ans Ende. Ein musikalisches Motiv tritt auf: es ist rhythmisch festumrissen, mit freiem Ein- und Ausathmen gesungen, bühnengemäß deklamirt in plastischer, schönbelichteter Ausmodellirung. Ein dramatisches Motiv erscheint: es wächst aus dem Orchester mit freister Natürlichkeit hervor, wie die Blüthe aus dem Blattschaft, dem Vollenden der Tragoedie entgegen. Wagner, der weithin Organisirende, wird lebendig. Wie einst bei Hans von Bülow, wie bei Felix Mottl, ehe ihn die erbeingesessenen Pygmäen im münchener Hof- und Nationaltheater mit vergifteten Nadeln in die Ferse stachen. Die Stunden vergehen im Umsehen; wie steht es mit den wagnerischen Längen? Wo Alles zu unmißverständlicher szenischer Deutlichkeit ausgelegt, mit jeder im ganzen Zuschauerraum vernehmlichen Silbe, mit jeder sinngemäß und eindrucksvoll gebrachten Geste die poetische Wahrscheinlichkeit gestützt wird: da giebt es nur eine unendliche Kette von Schönheiten. So erschienen die vielgefürchteten Gutrunen-Szenen als Edelsteine in der Partitur der „Götterdämmerung“, weil sie mit aller (ihnen auf anderen Bühnen auch bei „Festspielen“ versagten) Liebe studirt, also nicht als routinehaft abgefertigtes Verlegenheit-Füllsel behandelt sind. Und man kann sich eines stillen Lächelns nicht erwehren, wenn man sich daran erinnert, daß zungengewandte Kritiker und namhafte Essayisten Richard Wagner zur Jubiläumsfeier bescheinigen, er sei, so zu sagen, abgethan und das Zukunftheil der deutschen Szene ruhe in der ölig schleckerhaften, schlechterdings nur miserabel zu verdeutschenden und zu verdeutlichenden Kantilene des berühmten Feldherrn Radames, während eine Wagner-Aufführung unter Leitung Hans Pfitzners klärlich erweist, daß an dem mit diesem Jahr ja allem Volk frei überantworteten Nibelungen-Besitz trotz Bayreuth noch so Mancherlei zu entdecken und zu erobern sei. Kein Mißverständniß, bitte: die legitime, auf ausreichendes Fachwissen, vollfrische Empfänglichkeit und vorurtheillose Betrachtungweise gegründete Kritik ist just so berechtigt, sich mit Wagner auseinanderzusetzen wie mit Kleist oder Hebbel, mit Mozart oder Rossini. Nur hat der kritische Prozeß so lange etwas Willkürliches, als noch nicht völlig klargelegt ist, wie sich das Werk

des Künstlers beschaffen zeigt, wenn es auf die rechte Art lebendig gemacht wird. So weit sind wir Wagner gegenüber noch keineswegs. Die Ursachen: die „vielzuvielen“, unter mangelhaften Vorbedingungen erfolgenden Wagner-Aufführungen, alias die geschäftmäßige, auf Geheiß des allmächtigen Kassirers vor sich gehende Wagner-Abwerkelei unserer Hof- und Stadttheater. Und die Seltenheit der zur Kongenialität aufsteigenden nachschöpferischen Begabungen. Gerade herausgesagt: unter all den vielen Hunderten von Wagner-Kapellmeistern, Wagner-Regisseuren, Wagner-Sängern, die seit den ersten bayreuther Festspielen auf den Plan traten, haben höchstens zwölf erwiesen, daß sie Berufene, höchstens drei oder vier gezeigt, daß sie Auserwählte waren.

Nun lebt in Hans Pfitzner solcher Auserwählte unter uns. Da, wo er heute wirkt, bringen ihm die Stadtväter, die Presse, einsichtige Kunstfreunde viel schönes Vertrauen entgegen. Das ehrt die Straßburger. Aber der Künstler muß sich, wenn er Mozart und Weber, Wagner und seine eigenen Musikdramen einstudirt und inszenirt, Alles in Allem genommen, mit bescheidenen Mitteln behelfen; und das Haus, in dem er eine „Götterdämmerung“ als begnadeter Dichter und Musiker nachschafft, ist kein Amphitheater mit versenktem Orchester und einer dem Zuschauerraum frei gegenüberliegenden, von ihm durch Lichtmittel ganz zu isolirenden Bühne, wie sie Wagner wollte, sondern ein biederer alter Opernkasten. So verläßt Unsereiner nach Beendigung der Vorstellung das Haus mit zwiespältigen Empfindungen. Die Fülle, die Bedeutung der erhaltenen Anregungen haben ihn beglückt. Doch er empfindet schmerzlich, daß Pfitzner seine tiefdurchdachten Absichten nur zur Hälfte verwirklichen kann. Da stellt sich von selbst die Frage ein: Wie ist zu erreichen, daß kostbares, der Welt doch nur auf Zeit geschenktes Gut zum Frommen deutscher Kunst restlos ausgewerthet werde?

Redlich sorgende Freunde haben seit Jahren in Erwägung gezogen, ob Pfitzner mit einer Stellung an einem der „tonangebenden“, durch eine verhältnißmäßig reiche Subvention gestützten, mit großem Personal und weitschichtigem szenischen Apparat arbeitenden Hofoperinstitute gedient wäre. Da kommt, meine ich, in Betracht, daß ein Mann von seinem Ansehen, seiner genialen Natur, seinem Temperament nicht der Untergebene eines mehr oder weniger dilettirenden Chefs in Kammerherrntracht sein kann, sondern nur als selbständige führende Kraft mit entscheidender Stimme in allen wichtigen Angelegenheiten sich zu bethätigen fähig ist, daß jedoch die ständige Leiutng einer solchen viele Hundert

Köpfe beherbergenden Anstalt auch die Erfüllung mannichfacher zeitraubenden Verwaltungpflichten bedingt. Bureaudienst ist wiederum für den in bedeutendem Stil Nachschaffenden, zumal wenn er auch den Namen eines Schaffenden von hohem Rang trägt, eine arge Vergeudung des Besten, Seltensten. Denken wir vor Allem daran, daß der Tonsetzer, dem wir den „Armen Heinrich", die „Rose vom Liebesgarten" danken, sich jetzt in das Problem des „Palestrina" versenkt hat. Pfitzner braucht das Theater: es regt ihn vielseitig an, es weckt in ihm Stimmungen, die sich in ihm zu kompositorischen Eigenwerthen umsetzen mögen; Wagner dürfte es in seiner dresdener Zeit ähnlich gegangen sein. Auf der anderen Seite würde die Bühne die Phantasie des schöpferischen Meisters einschnüren, vielleicht in Zeit und Weile ganz lahm legen, wenn sie ihn andauernd mit allen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des täglichen Repertoire-Dienstes behelligte. Schlußfolgerung: es gilt, für Pfitzner vor der Szene Arbeitmöglichkeiten zu erwirken, die danach angethan sind, ihn thunlichst uneingeschränkt aus der Fülle seiner dramaturgischen Einsicht und seiner musikalischen Eingebungen schöpfen zu lassen, ihn jedoch nicht in das ermüdende Einerlei einer allstündlich zu speisenden Geschäftsmaschine zwingen.

Ich glaube, einen Weg zu sehen. Straßburg reckt und streckt sich. Mit jedem neuen Jahr gewinnt es an Bedeutung: als Hauptstadt der Reichslande, als blühendes Handelscentrum, als Sitz einer der an richtungweisenden Lehrkräften reichsten deutschen Universitäten. In absehbaren Tagen wird da das sich dem Architekturbilde der älteren Stadt äußerlich vortrefflich einfügende, aber im Inneren recht altmodische Bühnengebäude am Broglieplatz mit seinen nicht gefahrlosen Treppenanlagen, seinen nur zu einem recht kleinen Theil auf gutes Sehen berechneten Zuschauerplätzen, seiner eingeengten Orchestereinrichtung und seiner unbehilflichen szenischen Maschinerie den berechtigten Ansprüchen der jungen Generation nicht mehr genügen. Wie Mannheim und Karlsruhe, so sieht sich also auch Straßburg vor die Nothwendigkeit gestellt, sich ein neues Theater zu errichten. Bewähren sich die Väter der Stadt als weitsichtige Kunstpolitiker, so sorgen sie dafür, daß dieses Theater in der Gestaltung des Auditoriums wie der Bühne auch den Gegebenheiten einer „Schauburg" für großzügige, feierliche szenische Darbietungen entspreche. Von einem Festspielhaus am Rhein ist in der Oeffentlichkeit schon oft gesprochen worden. In Düsseldorf und Koblenz, in Frankfurt und Darmstadt hat man diesen Gedanken bereits erwogen; wie wäre es, wenn ihn Straßburg in die That umsetzte? Kein Millionenprojekt, meine Herren! Verzichtet man

auf überflüssigen Prunk und Tapezirerkram, hält man sich im Rahmen schlichter, zweckvoller Sachlichkeit, so läßt sich, etwa in der Art des charlottenburger Schillertheaters, ein Haus mit dem Grundplan eines Amphitheater-Ausschnittes für acht- bis neunhunderttausend Mark herstellen. Zu den Kosten hätten neben der Stadt Straßburg auch von Rechts wegen das Land und das Reich einen angemessenen Zuschuß beizusteuern, da es sich um deutsche Kulturarbeit, um ein weiteres wichtiges nationales Bildunginstitut im Elsaß handelte. Im Hinblick darauf wäre vielleicht sogar Aussicht, von allerhöchster Seite eine thatkräftige Förderung zu erlangen. Für nicht ausgeschlossen halte ich außerdem, daß sich unter den vom Geschick begünstigten Freunden Pfitzners hochherzig gesinnte Maecene fänden, die ihre Namen mit solchem Kulturwerk dauernd verbinden wollten.

An den maßgebenden straßburger Persönlichkeiten ist es, eine folgenschwere Entscheidung zu treffen. Sie werden sich sagen, was es in sich schließt, sich einen Hans Pfitzner dauernd zu verpflichten, ihn für Lebenszeit als treuen, erfolgsicheren Berather und Führer auf dem Gebiet idealer und praktischer Kunstförderung zu gewinnen. Das Wort „praktisch" möchte ich in diesem Zusammenhang unterstreichen. Pfitzner, der in früheren Jahren, als begeisterter Vorkämpfer des Großen und Erhabenen, mit Menschen und Dingen nicht immer sänftiglich umsprang, ist ruhiger geworden und richtet, zur Reife einer eben so klaren wie umfassenden Weltanschauung gediehen, seinen Blick nur noch auf das Mögliche und Erreichbare. Das Theater mit seiner jeden Augenblick erhobenen Forderung, dem Unerwarteten gelassen und wirksam zu begegnen, hat ihn nachsichtiger gegen die weniger idealistisch Angelegten gemacht und hat zugleich ganz außerordentliche Fähigkeiten einer mehr gutbürgerlichen Tüchtigkeit und Geschicklichkeit in ihm aufgedeckt, von denen er und seine besten Freunde sich zuvor kaum etwas träumen ließen. Jetzt ist der Ausgleich zwischen Poesie und Welt bei ihm vollzogen: durch die Bühne.

„Gebt mir ein Theater, wo ich mich fest einzuwurzeln vermag, und ich hebe Euch ein Stück Welt aus den Angeln." Also spricht der geborene Dramatiker. Das Einwurzeln setzt ein gesichertes Fundament der Szene voraus. Doch auch die Decke des Theaters muß hoch genug gespannt sein. Sonst geschieht es wohl, daß sich der Dramatiker den Kopf wund stößt. Wobei dann natürlich auch die Dachverschalung Schaden erleidet.

München. **Paul Marsop.**

Die Politik der Bücherei.

Fast Jeder von uns trägt irgendwo im Herzen die Erinnerung an eine anonyme Wohlthat, die er, jung und ohne viel Nachdenken, einmal empfing und deren Größe und Bedeutung ihm erst viel später bewußt wurde, vielleicht auch nie; so sehr gewöhnen wir uns ja, aus mancher Quelle des Glückes zu trinken, daß wir erst erinnert werden müssen, um den Werth des Geschenkes zu erkennen. Erst wenn ein Rohr der Wasserleitung oder Heizung nicht mehr ordentlich arbeitet, entdecken wir, wie wichtig, wie unentbehrlich uns die Anlage ist. So gehts mit materiellen Dingen, so mit geistigen. Und darum ist das Grundgefühl, auf dem die Kritik aller Organisationen, die unser intellektuelles Leben braucht, einsetzt, Dankbarkeit, darum möchte man sagen: je mehr wir fordern, desto deutlicher beweisen wir den Nutzen jener Einrichtung, die wir noch besser, sinnreicher ausgestaltet haben wollen. Aus solchen Gedanken und Gefühlen heraus sei hier Einiges über die Bedeutung der Bücherei, der öffentlichen Bibliothek für unsere Existenz gesagt. Die anonyme Wohlthat, von der die erste Zeile sprach, ist nämlich das erste Erlebniß des jungen Menschen in der Welt der Bücher, die Allen gehören und Jedem. Denn längst arbeitet man an der Zerstörung des Vorurtheils, daß die Schätze der Bibliothek nur für die Zunft da seien, daß der nicht „wissenschaftlich“ Arbeitende ein ungern gesehener, ein widerwillig geduldeter Besucher der Bibliothek sei. Das schöne Buch des Herrn Dr. Paul Ladewig*), der als Organisator und Verwalter der kruppischen Büchereien im besten Sinn ein Fachmann auf diesem Gebiet ist, wird hoffentlich noch weiter dafür wirken, daß man den Menschen die Wege zu den seit Jahrhunderten und Jahrzehnten gesammelten Büchern recht leicht macht.

Geschieht Das schon?

Muß nicht, wer am Anfang dieses Werkes liest, daß „des Bibliothekars größte Sorge sein muß, die Bücherschätze möglichst Vielen verfügbar zu machen“, ein Wenig ironisch, aber aus ernsten Erfahrungen heraus fragen, ob nicht die Taktik der meisten deutschen Bibliotheken (es giebt rühmliche Ausnahmen) die Tendenz zeigt, die Leser abzuschrecken? Ich will nicht übertreiben, finde aber, ausgesprochen und zwischen den Zeilen, in Ladewigs Buch die Bestätigung der eigenen, nicht allzu freudigen Erfahrung, daß Manches in diesem Reich faul ist. Und man hat auch die Gegenbeispiele; die pariser Bibliothek, die des britischen Museums, die eine oder andere Fachbibliothek bei uns. Das wahre Amt der Büchereibeamten ist, Helfer zu sein, nicht, Zettel zu schreiben, Nein zu sagen, „Verliehen“ oder „Nicht vorhanden“ auf die Wunschzettel aufzustempeln und jeden Schachzug, der gethan wird, um rasch zur Lecture zu kommen, durch einen Gegenschachzug, durch Formalität

*) Die Politik der Bücherei. Ernst Wiegandt in Leipzig.

und Bureaukratie zu beantworten. Auch bei uns wird es allmählich ja besser; aber man muß nur einmal einige Monate in Paris oder London gearbeitet haben, um zu merken, daß irgendwo im Tiefsten des deutschen staatlichen Bibliothekwesens eine Politik wirksam ist, die zünftlerisch, unfrei, trotz mancher technischen Vervollkommnung und äußeren Bequemlichkeit unzeitgemäß, sinnlos ist: nämlich die Politik und Taktik der Bevormundung. Ist nicht die Gefahr, ein Werk tausendmal, so zu sagen, nutzlos (und wer kann Das kontroliren oder gar beweisen?) ausgeliehen zu haben, gering, fast lächerlich gegenüber den steten Aergernissen, die der nicht persönlich bekannte, „im wissenschaftlichen Betrieb" abgestempelte Leser immer wieder zu erleben hat, weil unser ganzes Bibliothekwesen von der Vorstellung beherrscht scheint, eigentlich seien die großen Büchereien doch nur für die Fachleute da? „Der Bibliothekar der allgemeinen öffentlichen Bibliothek hat nicht danach zu fragen, ob ein erbetenes Buch etwa der Reife oder Anschauungweise des Laien angemessen ist, sondern es zu verleihen." Dieser Satz Ladewigs wäre jedem Beamten unserer Bibliotheken einzuprägen. In Amerika hat sich bekanntlich die Freiheit so weit entwickelt, daß man nicht nur in beschränkten Handbibliotheken selbständig ins Büchergestell greifen, sondern in einer Stadt Bücher empfangen, in der anderen abgeben und dafür neue entnehmen darf. Und Das „geht". In der Bibliotheque Nationale und im British Museum darf man nach Herzens- und Wissenslust frei in den Katalogen blättern und lernen, während bei uns der Zutritt zum Sachkatalog (er ist natürlich der einzige, der Wege zu Büchern weisen kann) erst nach mühsäliger Anfrage, Bitte und unter ständiger eifersüchtiger Kontrole des Beamten gestattet wird, dem man vorerst zu bekennen hat, was man will, womöglich noch, wozu. Man mag tausendfach entgegnen, die Kataloge seien mit Plage und hundertfacher Sorge erkaufte Arbeit, mag den und jenen Einwand im Einzelnen machen: da gewiß ist, daß erst die freie und durch keinerlei verärgernde Aufsicht gehinderte Benutzung der Kataloge, in denen man sich selbst überzeugen kann, welches Buch am Besten über ein Thema aufklärt (und zwar am Besten nach dem Begriff des Wünschenden, nicht des Beamten), die rechte Wirksamkeit der Bücherei ergiebt, muß der Sachkatalog Jedem zugänglich sein. Erst betteln müssen, im besten Fall höfliche, aber innerlich abweisende Erlaubniß zum Benutzen eines Katalogbandes bekommen, dann durch Formalitäten (nicht Formen!) abgeschreckt werden, bis man Lust und Zeit und Energie zur geistigen Verwerthung des Buches verthan hat: so ist oft noch heute in Deutschland Vorschrift und Brauch. Es ist wahr: der Besucher hat den Umgang mit Büchern vielfach erst zu lernen; Ordnung, Reinlichkeit, vor Allem Rücksicht auf andere Leser. Die Bibliothek muß Beamte haben, die den Umgang mit Lesern gelernt haben. Fast möchte man hart sagen: auch den Umgang mit Büchern. Denn ...

Der Bibliothekar alter Zeiten, der jeden Band kannte, aber auch seine Leser, sie in ihrer Entwickelung begleitet hatte oder in ihre Ar-

beitpläne eingeweiht war, an der Wirkung der Bibliothek also einen innigen, ins Einzelne gehenden Antheil nehmen konnte, hat kaum noch Platz in unserer Bücherwelt. Müssen darum unsere Bibliothekare Leute sein, die, der Noth gehorchend, Dienst thun, indem sie Zettel schreiben, Kataloge lesen, Bücher so verwalten, als seien es tote Objekte, während doch jeder Band eben so Essenz des Lebens wie Keim zu neuem ist? Der moderne Bibliothekar ist meist ein Mann, der zwar Bibliographien kennt, verfaßt, benutzt, aber nicht die Atmosphäre der Bücher. Unzählige Werke waren nie in der Hand ihres Verwalters, sind nicht nur nicht gelesen worden, bevor sie angeschafft wurden, sondern bleiben immer nur ein Posten im Inventar, mit Standnummer und eingeklebtem Katalogzettel. Das ist die Folge einer sonst ja vortrefflichen systematischen Einrichtung, ohne die manche Bücherei vielleicht gar nicht mehr zu verwalten wäre; die Folge einer die Welt umspannenden Organisation, die fertig vorgedruckte Katalogzettel von Allem, was neu erscheint, herstellt, schon in einer Auswahl natürlich, so daß der Beamte, wenn er nicht eine Ausnahme ist, nicht mehr Bücher prüft, ankauft, in Umlauf bringt, sondern eigentlich Zettel, um so bald wie möglich von diesem mechanischen Thun zu „seiner“ Arbeit zurückkehren zu können: zu irgendeiner eigenen wissenschaftlichen Bethätigung. Das ist nun menschlich zu verstehen, für die Wirksamkeit, den Sinn der Bibliothek aber ein arges Uebel. Der Bibliothekar soll eine innige, fast zärtliche Beziehung zu den Büchern gewinnen; kann ers, wenn er nur mit den Zetteln zu thun hat? Ist es aber wirklich nicht anders mehr möglich, so muß eben zum Ersatz der alten Weise, die den Beamten in den Bibliotheken zum freundlichen Wegführer machte, nun auch eine andere, freizügige Methode des Ausleihens eintreten und jedes Buch Jedem schnell bereit sein.

Die Politik der Bücherei ist einfach genug. Aus totem Besitz, zu dem nur der Zünftige (und auch er nicht leicht genug) Zutritt hat, muß lebende Kraft werden. Das Kapital muß Zinsen tragen für Alle, die am geistigen Haushalt der Nation betheiligt sind, nicht etwa nur für Die vom Bau. Das Lesen in der öffentlichen Bücherei muß ein Reiz sein, nicht eine unangenehme Nothwendigkeit. Der Wißbegierige soll angelockt, nicht ihm in den engsten Grenzen das Unerläßliche gewährt werden. Man merke sich aus dem Buch des Dr. Ladewig: „Die Bücherei drängt nicht zur Wissenschaft, sondern zum Wissen“. Denkt man diesen Gedanken weiter, so wird sich sofort zeigen, wie falsch die Taktik unserer meisten Bibliotheken ist, nur Die zu befriedigen, die selbst Bücher machen wollen. „Nur für Solche, die wissenschaftlich thätig sind“: heißt eine übliche Bedingung für das Verleihen vieler Werke (nicht etwa nur der sekretirten, die wirklich nicht in Jedermanns Hand gehören), besonders aber für die ausgiebige Benutzung der Kataloge. Wer nicht jahraus, jahrein mit den Bibliotheken zu thun hat, wird ja kaum glauben, daß alle neuere Dichtung von dem Umlauf ausgeschlossen ist, kein nach dem Jahr 1860 erschienenes Buch eines Dichters ohne

besondere Erlaubniß ausgegeben werden darf. Diese Lecture dient ja nicht der Wissenschaft. Daß mehr Kulturwerthe geschaffen werden, wenn Alles, Neues und Altes, auf frische Leser starke Wirkung übt, als wenn noch eine philologische Fachaufgabe gelöst wird, solche Meinung würde, als Laienauffassung, wohl eben so abgelehnt wie die, daß die Literatur, die sich (und nicht nur oberflächlich) mit technischen Angelegenheiten beschäftigt, in der öffentlichen Bibliothek einer modernen Großstadt mindestens so reich vertreten sein muß wie die „wirkliche" Literatur; also die vor 1860 erschienene. Daß die alte Katalogeintheilung, die all dieses unliterarische Bücherzeug nur so nebenher in einen Topf wirft, noch immer fortwährt, daß auf vierhundertsiebenzehn Ausgaben einer nur philologisch wichtigen Sache nicht ein richtig registrirtes und leicht auffindbares Buch kommt, in dem von unseren Angelegenheiten, unseren Sorgen, unseren Problemen gehandelt wird, daß jedes Buch erst altern muß, um in den Verkehr und zur Wirkung zu kommen, daß ... Doch von Alledem weiß leider nur der Bibliothekmensch.

Man darf uns nicht auf Sonder- oder gar Volksbibliotheken verweisen. Wenn irgendwo, ist hier Centralisation und Gleichberechtigung nöthig; für die Themen der Bücher und für die Besucher und deren Behandlung. Die Last privater Büchereien von einigem Umfang wird in jeder Beziehung so groß, die Nothwendigkeit, vielerlei Dokumente aller Zweige der menschlichen Erkenntniß und Kenntniß an einem Ort zu vereinigen, ist (auch wegen der Wegersparniß) so einleuchtend, daß man kaum begreift, warum solche Wünsche noch der Wirklichkeit fern sind. Wiederum: bei uns. Ein Citat: die chicagoer Bibliothek wird drüben als eine schlecht arbeitende angesehen, weil nur 1800000 Bücher im Jahr 1909 verliehen wurden; die berliner Königliche mit ihrem alten Besitz und großen Etat hat im selben Jahre 244000 in die Welt geschickt. Beweist Das nicht zur Genüge, daß trotz Allem, was Jeder von uns der Königlichen Bibliothek dankt, noch lange nicht Alles gethan ist, was geschehen müßte? Und ich zweifle nicht daran, daß die ungerechte Vertheilung des Lesestoffes und die Schwierigkeiten der Katalogbenutzung die Hauptschuld an diesem Zustand haben.

So viel geleistet wird: das ganze System der Königlichen Bibliothek hindert, daß die aufgestapelten Bücher auch wirklich lebendige Kraft werden; weil man ja doch fast nie ein Buch bekommt oder doch nie, wenn man es braucht. Und nun sind wir bei der heiklen Frage: Präsenzbibliothek oder Leihbibliothek? Die Präsenzbibliothek ist eine, wo kein Werk das Haus verläßt. Leihbibliothek ist unsere Königliche, wo (die Handbibliothek und sehr seltene Werke sind ausgenommen) Alles aus dem Haus wandert. Sehr bequem, meint man. Ungemein liberal, rühmt man. Ich glaube: grundfalsch. Denn die Folge ist trotz allen Mahnungen und Bestimmungen, daß von zehn Bücherwünschen neun nicht befriedigt werden können. „Verliehen!" Ja, man darf das Buch „desideriren". Das heißt: bitten, daß der derzeitige Ausleiher es möglichst bald zurückgebe. Nach drei Wochen also. Und inzwischen?

Die Arbeit soll liegen bleiben? Psychologisch ist dabei durchaus begreiflich (und Jeder von uns thut es), daß ein Werk, das man sich mit Kosten durch die Packetfahrt oder mühsam selbst nach Haus gebracht hat, nicht gleich und eiligst benutzt und zurückgegeben wird. Ich verlange ein Buch. „Verliehen.“ Um zu desideriren, muß ich in die Bibliothek gehen (Das heißt: fahren). Meinen Wunsch, das Werk zu haben, der doch schon durch das erste Verlangen deutlich genug ausgesprochen worden war, eintragen, den Zettel nochmals einliefern. Dann bekomme ich nach geraumer Zeit die Mittheilung: es steht bereit. Welche Last von Arbeit auf beiden Seiten! Und wie oft wird eine ganze Büchergruppe, ein Wissensgebiet fast, Monate und Jahre lang abgesperrt, weil ein Einziger wirklich oder angeblich es bearbeitet. Eine weitere Folge ist natürlich, daß kein wirklich beschäftigter Mensch wahren und vollen Nutzen vom Lesesaal hat. Denn er kann fast immer gewiß sein, den Weg umsonst gemacht zu haben. Das Buch ist eben außer Haus. Weiter: eine Kontrole durch den Leser, ob seine Wünsche auch wirklich sorgsam berücksichtigt worden sind, ist unmöglich. Die Lockung, „Verliehen“ zu stempeln, ist bei einigermaßen starker Arbeitleistung für den subalternen Beamten nicht gering. Wenn der Mensch immer wieder seine Zettel mit dem ominösen Vermerk zurückbekommt, wird er leicht mißtrauisch. Und schon Das ist ein Uebel. Darum hat sich Paris und London längst zur Präsenzbibliothek entschlossen. Der Aerger, es nicht so bequem zu haben, als wenn das Buch von der Packetfahrtgesellschaft ins Haus gebracht wird, ist hundert Mal vergolten durch die Sicherheit: ein Werk, das überhaupt vorhanden ist, kann ich bestimmt jetzt, nach wenigen Stunden, haben. Denn selbst wenn ein Anderer es auf dem Pult liegen hat, ist eine Verständigung möglich oder der Andere geht in einer Stunde fort. Gewiß aber kann er nicht eine ganze Gruppe von Büchern, wie es beim Verleihen nach Haus immer wieder geschieht, der Benutzung Anderer entziehen. Auch scheint die Katalogfrage in der Präsenzbücherei leichter zu beantworten zu sein; wenigstens kann in der Bibliotheque Nationale und im British Museum Jeder im Sachkatalog sich den Weg zum Wissen selbst finden. Obendrein ersteht in der Präsenzbibliothek eine besondere geistige Atmosphäre; all die Bücher, die bereit sind, zu dienen, wirken irgendwie, reizen zu intellektueller Thätigkeit, zu Arbeit im schönsten Sinn. Die zerflatternden Bücher unserer Königlichen können nie den Rhythmus erzeugen, der in jeder Präsenzbibliothek herrscht.

Ueber die Fragen, die hier angeregt wurden, und sehr Vieles sonst noch wird man in Ladewigs Buch Material und reiche Belehrung, kluge und offenherzige Meinungen finden. Auch manches Technische wird Der gern erfahren, der in den Bibliotheken ein Gegenstück zu den Laboratorien der Chemiker, den Versuchssälen der Physiker, den Fabriken sogar sieht: Werkstätten zur Arbeit an der Entwickelung.

W. Fred.

Anzeigen.

Kulturgeschichte des Mittelalters von Georg Grupp. Zweite, vollständig neue Bearbeitung. Paderborn bei Ferdinand Schöningh. Der zweite, 1908 erschienene Band enthält 48, der dritte, von 1912, 21 Illustrationen. Ein vierter Band soll folgen.

Ein Universitätprofessor hat jüngst den Ausdruck „geistiger Schlaf des Mittelalters“ gebraucht. Adam Möhler charakterisirt in seiner Biographie Anselms von Canterbury das neunte und zehnte Jahrhundert, die Zeit der Awaren-, Ungarn-, Normannen- und Sarazeneneinfälle mit den Worten: „Unter den Trümmern, die diese Wilden aufhäuften, lernten die unglücklichen Eigenthümer der zerstörten Güter selbst wieder die kaum und nur halb abgelegte Wildheit; ein Trotz, ein Ingrimm, eine verzweiflungvolle Wuth bemächtigte sich der trostlosen Völker bei dem Anblick des stets sich wiederholenden Untergangs ihrer kleinen Herrlichkeit, ihres beginnenden Wohlstandes: zum Wahnsinn gebracht, wütheten sie gegen sich selbst.“ Heißt Das schlafen? Und was haben sie bei solchem Gräuel der Verwüstung und nach Bändigung oder Vertreibung der Unholde in den vier folgenden Jahrhunderten geschaffen? Gegen Ende des letzten Jahrhunderts noch ein großer Theil des eigentlichen Germaniens Urwald und Sumpf, alles Land östlich von Elbe, Saale und Inn slavisch oder menschenleer; über das Land verstreut ein paar Dutzend Kastelle, befestigte Dörfer und Bischofhöfe, die sich Städte nannten. Um 1400 das ganze heutige Ostelbien und Cisleithanien deutsch, die deutschen Vorposten bis zum Finischen Meerbusen und bis Siebenbürgen reichend, Alles von Deutschen besiedelte Land mit wohlgepflegten Aeckern, Fruchtgärten und Weinbergen bedeckt; hunderte von (nach heutigem Maßstab freilich kleinen) Städten, in denen das Kunsthandwerk Muster schuf, die heute wieder nachgeahmt werden; Riesendome von unübertrefflicher Schönheit, geschmückt mit den Werken der Bildenden Künste. Konnte das Alles (zumal da die Mittel der heutigen Technik fehlten) ohne geistige Anstrengung geschaffen werden? Und haben die herrlichen Dichtungen der Zeit, haben das Nibelungenlied, Parzival, die Göttliche Komoedie, haben die zahlreichen Chroniken und historischen Werke, die, wie Villanis und Ottos von Freysingen Geschichten, einen höheren Rang beanspruchen, geistig nichts zu bedeuten? Und hätten Cartesius und Baco von Verulam methodisch denken und forschen können, wenn von den noch im dreizehnten Jahrhundert dem Bücherwesen abholden Deutschen nicht wenigstens ein Theil durch die Scholastik im methodischen Denken gedrillt worden wäre? Es waren im Allgemeinen nicht die Probleme, mit denen sich in ihren vom Staate mit reichen Mitteln ausgestatteten Laboratorien unsern heutigen Elektrotechniker, Radiumforscher und Biologen beschäftigen, was die Aufmerksamkeit der Scholastiker fesselte (obwohl einige von ihnen die späteren exakten Wissen-

schaften auch stofflich vorbereitet haben); aber was hätten unsere heutigen Forscher zu thun, wenn schon das dreizehnte Jahrhundert ihre Leistungen vollbracht hätte, und kann im Gebiet der Wissenschaft der hundertste Schritt gethan werden, ehe der erste gethan ist?

Wer genau wissen will, wie es um 900, um 1200 in Deutschland, im ganzen christlichen Abendland ausgesehen hat und wie die Arbeit der christlichen Völker, denen zuerst Geistliche, Mönche und Fürsten, dann Stadtbürger und Universitätlehrer als Pioniere voranstrebten, allmählich ein Kunstwerk nach dem anderen geschaffen hat, Der lese Grupps schönes Werk. Nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern mit den Worten von Zeitgenossen entwirft er lebensvolle und anschauliche Bilder von Ackerbau und Viehzucht, von der Verwaltung und Rechtspflege, von Handel und Gewerbe, von der Kriegführung; wir sehen, wie unsere Vorfahren gewohnt, gegessen, getrunken, geschlafen, gebadet, ihre Nothdurft verrichtet, gespielt, getanzt, gescherzt, gejagt und musizirt haben; wir vernehmen ihre Lieder und Sagen, werden in ihr kirchliches Leben, ihr religiöses Fühlen und Denken, in ihr Unterrichtswesen eingeweiht. Wir sehen, wie sich die Grundbesitzverhältnisse, die Militärverfassung umgestalten, wie das Ritterthum ausartet und wie es vorübergehend durch die Kreuzzüge veredelt wird. Die Darstellung beschränkt sich nicht auf die abendländische Christenheit; der Verfasser führt uns in das Leben von Byzanz ein und in die wirthschaftlichen und Kulturzustände der Islamiten; er zeigt uns den Hof der sizilischen Normannenkönige, an dem sich germanische, arabische und byzantinische Elemente durchdrangen. Grupp ist katholischer Priester und verleugnet seinen Glauben nicht; verletzt jedoch mit keinem Wort und keiner Auslassung die Pflicht der Wahrhaftigkeit und Objektivität, die ich bei beliebten „liberalen" Fachgenossen nicht selten verletzt finde. Er verschweigt nichts von Dem, was dem Welt- und Ordensklerus zur Unehre gereicht, aber auch nichts von Dem, was ihm als Verdienst angerechnet werden muß. Grupp verwaltet die an werthvollen Werken und Handschriftenschätzen reiche Bibliothek des Fürsten von Oettingen-Wallerstein in Maihingen, so daß ihm ein Theil der Quellen, deren er bedurfte, an seinem Wohnort floß.

Neisse. Dr. h. c. Karl Jentsch.

Der Charlatan. Roman. — **Maruschka.** Roman. Verlag von Albert Langen in München.

Lydia Danöfen hat diese beiden Romane veröffentlicht, die Verwunderung und Bewunderung zugleich erregen. Verwunderung, weil sie eine Frau zur Verfasserin haben und alle Eigenschaften besitzen, die weiblichen Autoren meistens fehlen: Knappheit der Form, Eleganz des Stils, Witz, Mangel an Sentimentalität, geistige Beweglichkeit, Ernst ohne Schwere, Tiefe und Düsterheit. „Der Charlatan" ist eine lustige Geschichte, voll echter Komoedienstimmung und amusanter Episoden; aber diese Episoden umschließen ein sehr

ernstes sittliches Problem und zeigen in unerbittlicher Konsequenz die Entwickelung eines gesinnungtüchtigen Menschen und Arztes zum Charlatan. „Maruschka“ ist das anmuthige Gebilde überlegenen Humors. Eine illegitime Fürstentochter von phantastischer Schönheit, die nach Deutschland übergesiedelt ist, bezaubert alle jungen Leute ihres Verkehrs; darunter einen Bürgersohn, der sie heirathen und aus dem exotischen, unsauberen Milieu, in dem sie lebt, befreien will. Sie trachtet selber nach Reinlichkeit, nach Sitte und Gesetz deutschen Bürgerthums. Aber die Schwüle und funkelnde Dämonik des russischen Grisettenthums verblendet ihre Wünsche und Entscheidungen. In dem leidenschaftlichen Kampfe mit sich selbst erliegt sie und läßt ihre Hände ermattet sinken, nachdem sie dem Verlobten die goldene Kette zurückgegeben, die sie von ihrem schönen Halse genommen hat...

Ernst Marbod.

Ach ja, in Althagen. Verlag von Karl Reißner in Dresden.

Die Widmungverse, die dem Roman voranstehen, sagen am Besten, was ich mit diesem Buch will und wie es gemeint ist.

Ein Bilderbuch, mein lieber Freund; nichts weiter.
Altmodisch Lämpchen rücke Dir zurecht,
Vergiß, was ringsum Neu und Großes lebt,
Und blick' auf diese stille, kleine Welt,
Die Du nicht minder kennst und liebst denn ich.
Es ist nicht arm, das engumzirkte Dasein,
Es ist an Lust und Wehsal ganz so reich
Wie Alles, was da draußen breithin fluthet
Und laut mit schaumgekrönten Wellen rauscht.
Nur ein Gespinnst von feinen grauen Fäden
Umhüllt der Bilder wechselvollen Reigen,
Das giebt den Farben seltsamliche Ruhe,
Als wärs ein Hauch von Schicksallosigkeit,
Die wiederum der Lose schwerstes doch
Und räthselvollstes ist für Sterbliche.
So laß es denn vor Deinem Aug' erscheinen,
Was Lieb' und Mitleid sahn in jenen Mauern,
Die, ach, nicht fern der Zeiten Sturm bedroht,
Sie allem andern Boden gleich zu machen.
Bald klingts wie Märchen, daß sie jemals standen.
Drum soll mein Griffel ihnen Zeugniß leihen:
Noch ragen sie empor, obschon zerschartet,
Und sind es werth, der Menschen Schirm zu sein,
Denn unser bestes Theil, die Sehnsucht, zittert
Auch hier und jeder Friede ist zuletzt
Ein schmerzlich-williges Die-Stirne-Neigen
Am strengen Altar der Nothwendigkeit.

Dresden. Ottomar Enking.

Der in Nummer 8 der „Zukunft“ erschienene Aufsatz des Herrn Dr. Richard Hennig „Die transpersische Eisenbahn“ enthält auf den Seiten 255 und 256 Angaben, die ohne mein Wissen meinem Aufsatz „Ueber Persiens Verkehrswesen“ entlehnt sind. Der Aufsatz war Herrn Hennig als dem Herausgeber der Zeitschrift „Weltverkehr“ anvertraut worden, ist aber nicht dort, sondern im „Prometheus“ von mir veröffentlicht worden. W. Stavenhagen, Hauptmann a. D.

In der „Zukunft“ vom sechsten Dezember ist, auf der Seite 319, ein Flüchtigkeitfehler stehen geblieben, den ich übersah, jetzt aber berichtigen möchte. Der Lehrer von O. F. Gruppe war natürlich nicht der Egyptologe Adolf Erman, sondern dessen Großvater, der Physiker Paul Erman. Fritz Mauthner.

Berliner Sorgen.

In den Aktien der drei großen berliner Verkehrsgesellschaften, Straßenbahn, Hochbahn, Omnibus, wurden Regungen beobachtet, die der Börse, dem Publikum und dem Wirthschaftpolitiker zu denken gaben. Lagert der Verkehrstrust auf der Schwelle? Man hörte von „Pourparlers“ zwischen Straßenbahn und Hochbahn. Die Straßenbahn habe mit der Deutschen Bank wegen der Uebernahme von Hochbahnaktien verhandelt, aber ihren Preis nicht durchgesetzt. Ist es denkbar, daß aus den Schienensträngen, die drei Dimensionen der berliner Sphäre durchziehen, ein einziges Netz wird? Als der Fürstentrust schwer erkrankt war, kaufte die Große Berliner von der Firma S. Bleichröder 4 Millionen Mark Omnibus, nachdem die Deutsche Bank für die Hochbahn den selben Betrag aus dem Portefeuille der Fürstenbank (Handelsvereinigung) reservirt hatte. Das letzte Drittel des 12,10 Millionen enthaltenden Omnibuskapitals blieb von der Transaktion unberührt; und die beiden Parteien versicherten, daß ihnen an der Vergrößerung ihres neuen Besitzes zunächst nicht liege. Der erste Zweck war erreicht: Keiner der beiden Rivalen hatte die Majorität, die er, unter Umständen, gegen den anderen ausnützen konnte. Trotzdem fragte man sich, wie es mit dem berliner Verkehr werden würde, wenn ihn ein einziges Stellwerk regle. Daß die Große Berliner dann die Aufsicht über die Strecke haben wird, ist nicht zu bezweifeln; und wäre auch das kleinste Uebel, weil die Straßenbahn (von den billigen Omnibuslinien abgesehen) den niedrigsten Tarif hat. Daß es ihr mit den billigen Fahrpreisen nicht leicht wird, die Rente ihres Kapitals zu sichern, lehrt das Ergebniß des ablaufenden Jahres. Der Aktienkurs zeigte eine auffallende Schwäche, aus der man einen Rückgang der Einnahmen folgerte. Der Preis des Papiers senkte sich bis 156, nachdem

im Januar noch 176,75 notirt und seit Jahrzehnten keine so niedrige Notiz mehr gesehen worden war. Die Börse glaubte, daß die Dividende für 1913 nicht mehr als 7½ Prozent (seit 1904 nicht mehr dagewesen) betragen werde; und wurde durch eine in den ersten Novembertagen veröffentlichte Erklärung der entscheidenden Instanz angenehm enttäuscht. Da hieß es, daß eine „gewisse Einwirkung der neuen Konkurrenzlinien auf die Einnahmen allerdings bemerkbar, daß aber der Rückgang im Verhältniß zur Größe der Konkurrenz auffallend gering" sei. Der berliner Verkehr habe durch die Veränderung der Wirthschaftkonjunktur gelitten. Die Dividende aber werde in keinem Fall weniger als 8 Prozent geben. Immerhin eine Minderung um ½ Prozent gegen 1912; doch mehr, als die Börse vermuthet hatte. Die Aktie fand also neues Vertrauen und stieg wieder in die Höhe. Aber die Kletterei war durch die Dividendentaxe nicht genügend erklärt und fand auch keine Stütze in der authentischen Kursinterpretation, die aus der außerordentlichen Generalversammlung kam. Zum Preis von mindestens 200 Prozent wird die Stadt einst die Aktien übernehmen. Aber Gold, das erst in Jahren zu ergraben ist, lockt den Aktionär nicht.

Bis Ende 1919 ist die Große Berliner an ihre niedrigen Fahrpreise gebunden. Von 1920 an darf sie für Strecken von mehr als 5 Kilometer 15, von mehr als 10 Kilometer 20 Pfennige fordern, muß jedoch in diesem Fall 10 Prozent der Bruttoeinnahme der Stadt abgeben (jetzt 8 Prozent). Dadurch ist die Straßenbahn eingeklemmt. Will sie das Gelüsten der Stadt nach reicherem Antheil bekämpfen, so muß sie auf höhere Preise verzichten. Dann aber schmälert sie ihre Rentabilität. Und der Rückkauf wird frühestens zum ersten Januar 1920 möglich. Der Preis, der aus den Dividenden der sieben letzten Jahre vor dem Uebergangstermin hervorgehen wird, ist natürlich um so höher, je besser die Quoten sind. Für 1920 darf er nicht weniger als 200 Prozent betragen. Die Wahl des frühesten Termins wäre für die Straßenbahn gut, wenn sie ihre Dividende nicht halten kann. Ist in den sieben Jahren bis 1920 die Rente niedriger, als sie sieben Jahre vor 1913 war, so wärs für die Gesellschaft nützlich, wenn die Stadt von ihrem Erwerbsrecht früh Gebrauch machte. Das hängt von der Stadt ab. Zwingen kann sie Niemand, schon 1920 zu kaufen. Sie kann sich von zehn zu zehn Jahren zur Sache äußern und hat als letzten Grenzstein ihrer Konzession das Jahr 1949 gesetzt. Die Ereignisse drängen also nicht. Unter Umständen kommt die Stadt sogar besser weg, wenn sie wartet. Daß der Friedensschluß zwischen Berlin und der Straßenbahn nicht jede Unsicherheit beseitigt hat, lehren die Erlebnisse des Aktienkurses. Der war im Jahr des Friedenspaktes (1911) 25 Prozent höher, als er heute ist. Und trug ein kleineres Päckchen von Sorgen. Mit der Konkurrenz hatte man sich damals noch nicht sehr beschäftigt; genügend schien, daß beide Verkehrsregenten einander Konzessionen für die gemeinschaftliche Benutzung von Straßen und Gleisen machten. Außerdem wurde der Großen Berliner das

Monopol für den vom Stadtring eingeschlossenen Kreis zugestanden. Aber die Schnellbahnen, die in den nächsten Jahren schon in den Eingeweiden Berlins rumoren werden, drohen mit neuer Gefahr. Die Stadt Berlin baut die Nord-Südbahn, der die Gemeinde Tempelhof eine Anschlußstrecke zuführt, und die Linie Moabit-Treptow. Die AEG führt das Untergrundbahnprojekt Gesundbrunnen-Neukölln aus. Wilmersdorf spinnt den Faden der Hochbahngesellschaft weiter; und die Stadt Schöneberg rechnet mit einer Linie bis Weißensee. Unter den Asphalt hat sich ein gewaltiges Fangnetz gesenkt, dessen Aufriß die Enge der Maschen erkennen läßt. Man glaubt ein Stück Schienengewirr aus dem dichtesten Haufen, in Westfalen oder Sachsen, zu sehen. Und doch ists nur der Plan der berliner Untergrundbahnen.

Die Hochbahngesellschaft braucht in den neuen Linien keine Konkurrenten zu sehen. Sie schließen sich zum Theil ihrem Netz an, dienen also indirekt ihrem Verkehr. Nur bleibt die Kontrole über die Schnellbahnen nicht ihr allein vorbehalten. Darüber tröstet das Wachsen der Einnahmen hinweg. Die Hochbahnaktie hat von der gemeinsamen Hausse den Hauptvortheil, da sie einen Kurs erreichte, den sie noch nie hatte. Dividenden von 5 Prozent waren kein Haussemotiv. Für 1912 konnten 6 Prozent bezahlt werden. Das war ein Fortschritt, dem bald die Vergrößerung des Aktienkapitals (um 10) auf 60 Millionen und die Aufnahme einer 4½prozentigen Anleihe von 10 Millionen folgte. Die Obligationenschuld der Gesellschaft beträgt fast 80 Millionen, überragt also das Aktienkapital um den dritten Theil seines Umfanges. So hat die Hochbahn ein beträchtliches Effektenpacket zu schleppen und der Gedanke an ein Verdünnen der Risiken ist verständlich.

Straßenbahn, Hochbahn, Omnibus: der Bund ist denkbar; schwerer eine Tarifeinheit. Die Hochbahn arbeitet theurer als die Große und giebt keine „Zeitkarten" (deutsches Wort für Abonnements) aus. Sie kann es nicht, weil sie sonst nicht auf ihre Kosten käme. Einheittarif könnte also nur Erhöhung der Fahrpreise der Großen Berliner bedeuten; und an die wäre, wie ich schon sagte, erst anno 1920 zu denken. So bliebe die Gemeinschaft zunächst auf den Einfluß im Aktienbereich beschränkt. Der ist die Voraussetzung für eine gemeinsame Politik. Welchen praktischen Nutzen sie fürs Publikum haben würde, ist noch nicht zu sehen. Von den Freuden, die sie den Aktionären brächte, hätte Herr Omnes natürlich gar nichts. Der will schnelle und billige Beförderung und sieht als Ideal einen Verkehrstrust, der ihm in allen Wünschen „treu, hold und gewärtig" ist. Es giebt nicht viele Städte, die dem Uebel der räumlichen Entfernung so energisch zu Leibe gehen wie Berlin und in denen zugleich das Stöhnen über die Unzulänglichkeit der Transportmittel ein so gebräuchlicher Ausdruck der Volksseele ist. Daß die Transaktion von den betheiligten Großbanken gemacht werden würde, verbürgt auch noch nicht ihren Nutzen für das Gemeinwohl. Der Berliner will schnell fahren, morgen schneller als heute; und sehnt sich deshalb nach der elektrischen Stadtbahn. Aber

der Regirung scheint vor den kühnen Entwürfen der begeisterten Elektriker bang geworden zu sein; denn sie mahnte höchst feierlich, in der Norddeutschen Allgemeinen, daß man sich Zeit lassen möge. Noch ist also nicht sicher, wann das große Werk begonnen wird. Und so lange die Stadtbahn nur mit Dampf fährt, sind den technischen Fortschritten im Bereich der Straßen- und Schnellbahnen keine Grenzen gezogen. Die können sich freuen, wenn die Elektrifizirung der Stadtbahn recht lange währt. Grund zu Trauer hätten nur die Elektrotechniker.

Die Stadt Berlin will, ohne zu knausern, beweisen, daß die Kommune nicht weniger zu leisten braucht als ein kluger Kaufmann. Aber die Initiative kostet Geld; und die Stadthäupter sind auf dem Geldmarkt nicht gern gesehen. Der preußische Finanzminister hat vor Jahr und Tag den Kommunen Sparsamkeit gepredigt und man vermuthete, daß er dabei auch an Berlin gedacht habe. Im letzten Jahr sind neue Engagements (Kauf der Herrschaft Lanke; Bau des Westhafens; Großmarkthalle für Obst; Schnellbahnen) aufgenommen worden, von denen man nicht glaubt, daß sie aus vorhandenen Mitteln und Krediten erledigt werden könnten. Aber der Magistrat wehrt sich gegen den Verdacht, er plane neue Anleihen, und behauptet, daß sein Geld noch für wenigstens zwei Jahre reicht, da von der letzten Anleihe noch 197 Millionen übrig seien. Ein neues Stück dieser Anleihe soll erst im April nächsten Jahres begeben werden. Die Erinnerung an diese Anleihe stört aber den Glauben an den Grundsatz der Sparsamkeit (wenn überhaupt in einem Gemeinwesen von der Lebenskraft Berlins die üblichen Sparparagraphen einen Sinn haben). Die Anleihe sollte zuerst 323 Millionen bringen, wurde aber, auf den Rath des Finanzausschusses, um 42 Millionen gekürzt. Das genügte der Regirung noch nicht. Von den 281 Millionen strich sie noch 19; blieben 262. Die Kürzung durch die Staatsinstanz konnte mit der Barentschädigung begründet werden, welche die Stadt Berlin beim Friedensschluß von der Großen Berliner bekommen hatte. Die überwies ihr 23 Millionen als Gegenleistung für den Verzicht der Stadt auf die Uebernahme des Bahnkörpers im Jahr 1919. Die Große Berliner war dieser Sorge ledig und die Stadt Berlin überlegte, was sie sich für das viele Geld kaufen könne. Das Luftschloß wurde von den Herren Ministern mit rauher Hand zerstört; und die 23 Millionen glitzerten nicht mehr in die Stadthausfenster. Wenn Berlin die 262 Millionen flüssig gemacht hat, wird es 730 Millionen Schulden haben. Das ist nicht wenig; das Vermögen der Stadt, rund 960 Millionen, kann freilich hübsche Lasten tragen. Aber Berlin wird für seine aktive Politik immer wieder große Geldsummen brauchen. Die deutschen Städte können ihre Anleihen noch im Inland unterbringen. Die großen Kommunen der habsburgischen Monarchie müssen ins Ausland gehen; die Stadt Wien hat 60 Millionen Mark $4\frac{1}{2}$ prozentige Schatzscheine ausgegeben, die zum Theil in Deutschland aufgelegt wurden. Woher schließlich der Kredit kommen soll: Das ist eine der ärgsten städtischen Sorgen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Dezember 1913.

Punsch.

Arrak.

Angola hat den französischen und den belgischen Kongostaat, das britische Rhodesien und Deutsch-Südwestafrika als Nachbarn. Feines Land; über fünf Viertelmillionen Quadratkilometer und vier Millionen Einwohner. Regenzeit nicht viel länger als sechs Monate. Wenns die Sonne gut meint, dreißig Grad Celsius. Mit dem Handel ists mager; doch giebts Wachs und Kaffee, Kautschuk, noch ein Bischen Elphenbein und man macht Ziegel, Branntwein, Cigarren, Flechtwerk. Seit vierhundertfünfundzwanzig Jahren sitzen da die Portugiesen; und die Kolonie ernährt sich beinahe schon selbst. Krokodile, Hyänen und Panther giebts; auch Paviane und Rindvieh. Das wird nun deutsch. Hast Du Worte? Unser Lehrer sagts. Vor den Weihnachtferien hielt er uns eine Rede darüber; denn es werde eins der größten Ereignisse von 1914 sein. Uns sei ja bekannt, daß zwischen England und dem Deutschen Reich nicht Alles in bester Ordnung war. Aber der Kaiser und sein Kanzler haben sich furchtbare Mühe mit der Sache gegeben und jetzt wird es tadellos. Wir kriegen Angola und gucken dann aus zwei Fenstern auf den belgischen Kongomarkt. Entree, sagt Dr. Stramm, zahlen wir nicht. Der Reichskanzler habe ja betheuert, daß er von Asien nichts weggiebt. Nach Neujahr kommt die Bescherung und dann ist wieder dicke Freundschaft mit den Engländern. Was mir, weil sie doch riesig nett sind und am Besten Tennis spielen, schrecklich lieb ist.

Wir waren ganz aufgeregt von der patriotischen Rede; und ich konnte mich kaum halten, als Erwin meine Erzählung begrinste. Der, weißt Du, ist immer so eklig und findet, daß bei uns Alles dumm gemacht werde. Alte Geschichte, brummte er; der deutsch-britische Vertrag über Portugals Kolonien kann doch nicht in alle Ewigkeit auf dem Papier bleiben. Daß uns Angola zufällt, ist recht schön; obwohl wir in dieser Gegend schon mehr haben, als wir, fürs Erste, mit unserem Geld düngen können, die neuen Kongosumpfstrecken bald die noch glänzende kameruner Bilanz schimpfiren werden und wir uns zunächst mal kräftig des Ambolandes annehmen müßten. Aber nur her mit Angola; im Lauf eines Halbjahrhunderts werden unsere tüchtigen Leute schon was draus machen. Seit erkannt worden ist, daß der Schwarze, der drüben arbeiten kann und sich steuerpflichtiges Einkommen schafft, unser wichtigster Besitz ist und daß nur starke Gesellschaften, nicht dürftige Kleinsiedler, den Kram bewältigen können, darf man auf eine leidliche Zukunft unserer Kolonien hoffen. Ob wir nur das Weststück der Portugiesen oder auch deren östliche Fetzen, sofort oder später, bekommen und was wir ihnen dafür zahlen, wird sich finden. Des Herrn Kanzlers Gelöbniß, „die Rechte Dritter nicht zu beeinträchtigen“, riecht nicht nach nahrhaftem Braten. Daß aber gar schon in den Schulen mit der Morgenröthe deutsch-englischer Freundschaft gekohlt wird, geht über den Spaß. Paß mal auf! Wenn Einer fürchtet, der Andere werde zu mächtig und ihm deshalb gefährlich, wenn er den unbequemen Nachbar und dessen Freund geschwächt und ihnen einen Hauptheil ihrer Zuwachsmöglichkeit verbaut hat: muß er auch dann noch scheel blicken? Muß er nicht den gestern noch so Lästigen, der sichs gefallen ließ, freundlich streicheln und mit Leckerei füttern? Wenn er nicht, wie ein verquarrtes Kind, bös ist, um bös zu sein. Also! Die Engländer sind nicht alberne Kinder. Unser rasches Vorrücken auf dem Handelsweltmarkt hätten sie, deren Schüssel noch übervoll ist, schließlich hingenommen. Gegen das gewaltige Heer konnten sie nichts unternehmen und über die Marinestärke wollten unsere Flügelmänner sich mit ihnen nicht verständigen. Doch da war der Türkensultan, der uns eng befreundet schien, dem Aberglaube eine ansehnliche Militärmacht zusprach und der, als das Oberhaupt aller Mohammedaner, an den empfindlichsten Stellen des Britenreiches, in Egypten und Indien, unangenehm werden konnte.

Da war der Plan zu einer deutschen Eisenbahn, die über Bagdad bis an den Persischen Golf führen sollte und unseren Truppen ermöglicht hätte, auf trockenem Weg Indiens Grenze zu erreichen. Da war der Wunsch, in Südosteuropa, bis an das Aegaeische und Schwarze Meer, der deutschen Kultur und Wirthschaft den Vorrang zu sichern. Diese Ziele (Dr. Stramm muß es bestätigen) wurden uns gezeigt. Grund genug zu Unruhe und übler Laune der lieben Engländer, die in die Ueberzeugung verschanzt sind, daß der Herrgott auf seiner Erde ihnen die besten Plätze und das fettste Futter vorbehalten habe. Folge: schlechte „Beziehungen". Was aber ist von all der Herrlichkeit noch übrig? Dem Sultan bleiben, bis übermorgen, einige Parzellen in Europa; seiner Glaubensherrschaft ist, für immer, das Rückgrat gebrochen. Unsere Offiziere, die er ins Land rief, werden, in der Armee und im Volk, viel größere Schwierigkeit zu überwinden haben als ihre Vorgänger und, selbst wenn sie bis an das Ende ihrer Vertragszeit bleiben, kaum mehr ausrichten als die Organisatoren des Heeres von Kirkkilisse. Das für die Zukunft der Türkei Wesentliche, die Flotte, ist den Briten zuerkannt worden. Die bauen die Schiffe, armiren sie, haben das Kommando und, für drei Jahrzehnte, Werft- und Dockkonzessionen und Schiffahrtrechte, die Riesengewinn verheißen. England kann der Türkei, so lange Konstantinopel ihre Hauptstadt ist, jeden Tag seinen Willen aufzwingen. Soll ihm noch vor der Bagdadbahn grauen? Die (lasset Euch die Karte zeigen und die Tracen weisen, mit denen England, Frankreich, Rußland rechnen) wird eine Lokalbahn, deren Endstück England, wie ein Säckchen, zuschnüren kann; und davon, daß die letzte Strecke der Deutschen Bank einen hübschen Bauprofit bringt, haben wir nichts. Südosteuropa wollen Slaven, Romanen, Hellenen unter sich theilen; und der auszuschließenden Monarchie Oesterreich-Ungarn, wenn sie ihre Flottenmacht nicht schnell dem londoner Wunsch anpaßt, auch Bosnien noch, sobald es geht, nehmen. Wo sind die Ziele? Im Mondgebirge. Persien anglorussisch, Marokko französisch, Tripolitanien italisch; morgen Arabien, sammt allen oder fast allen Oelquellen Syriens und Mesopotamiens, englisch. Indien und Egypten sind besser als je zuvor geschützt. Großbritanien darf den Ertrag von 1913 als einen der größten Gewinne buchen, die seine Geschichte verzeichnet hat. Ein Narrenland wärs, wenn es noch grollte. Uns wird Angola gegönnt.

Das den Engländern nie gehörte und von der lissaboner Tochtergesellschaft billig zu haben ist. Keine nahe Kohlenstation? Kein kleinasiatischer Hafen mit Hinterland? Darum Jahre lang Hader, Wirthschaftkrisis, ungeheurer Wehraufwand und seit Monaten das unwürdige Geschwätz von den „so erfreulich verbesserten Beziehungen“? Weil wir sämmtliche Pflöcke zurückgesteckt haben und uns, aus der Düte Fremder, ein Bonbon versprochen ward, sollen wir jauchzen? Nee. So konnte Bülow, während er seinen Pudel kämmte, das Zeug ins Reine bringen. Treudeutschen Gruß an den strammen Patrioten. Aber ich will nicht glauben, daß wir damit abgespeist werden. Daß die Assekuranzgesellschaft Bethmann-Lichnowsky wagen kann, nach all dem Gemächel und Gerühm der deutschen Nation diesen Katzennapf hinzuschieben. Etwas breitere Happen muß sie bieten. Aber sputen wird sie sich: um fertig zu sein, ehe die Verträge sichtbar sind, die England mit unseren Bundesgenossen Oesterreich und Italien beräth. Auch, weil der Oberste sich nicht mehr sicher fühlt und für den Nothfall einen nicht allzu kläglichen Abgang vorbereitet... Erzählen mußte ichs. Aber Du weißt ja, wie eklig Erwin immer ist. Und ich glaube doch, daß wieder eine große Sache wird. Wenn Englands Löwe lächelt...

Thee.

Gefährlich ists, den Leu zu wecken; wer ihm aber in Sättigung hilft, darf sich „besserer Beziehungen“ zu ihm rühmen. Verderblich ist des Tigers Zahn; auch wenn der Wildkatzensproß schon alt ist, goldene Plomben und Brücken in der Mundhöhle trägt und auf den milden Namen Clemenceau hört? Herr Poincaré wirds erfahren. Er sollte nicht zum Präsidenten gewählt, soll nun aus dem Elysium geekelt werden. Zwei Ministerien sind ihm zerschlagen, eins, das er nicht ausstehen kann, ist ihm aufgedrängt worden. Das soll im Frühling die Wahlen „machen“. Sein sichtbares Haupt ist Herr Doumergue; ein stämmiger, behaglich lächelnder Mann, der durch besondere Leistung noch nicht aufgefallen ist, von der Kammertribüne aber grobe Scheltrede ins Heilige Rußland geschrien hat. Obendrein: in der dunkelsten Woche des Algesirasquartals; während über die für Casablanca zu schaffende Polizeitruppe gehadert wurde und Frankreich der russischen Hilfe noch nicht ganz sicher war. Da hat dieser Lächler zu sagen gewagt: „Was sollen wir von einer Freundschaft halten, die uns Schätze nimmt

und nicht einmal Kleingeld zurückgiebt? Ihr, Russen, schleppt in großen Haufen Anleiheschuldscheine auf den Markt; diese Waare nehmen wir Euch ab, fordern aber, daß Ihr auch unsere Waare kaufet. Mit dem Blut, mit dem Elend unserer Bauern können wir Eure Freundschaft nicht bezahlen." Februar 1906. Dezember 1913: Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Im Ernst. Warum? Weil Clemenceau weder erlaubte, daß Herr Caillaux, den er, als den Mann der Agadirangst und des Kongovertrages, im Januar 1912 gestürzt hatte, an die Spitze der Regirung trete, deren Willen er doch lenkt, noch, daß Herr Pichon, der untreue Schüler, der zu Poincaré abgeschwenkt ist, im Auswärtigen Amt bleibe. Andere Fachleute wollten nicht: also Doumergue. Der ahnt zwar nichts von dem Bedürfniß internationaler Politik. Die Ministersorte giebts aber auch in anderen großen Reichen. Und für das Nöthigste sorgt Herr Paléologue, der Leiter der Politischen Abtheilung. Kann dieses Kabinet dauern? Doumergue hat die Russen, Caillaux die Briten (und deren in Paris mächtigen Botschafter Bertie) gekränkt. Beide sind im Innersten gegen die dreijährige Dienstzeit. Beiden wird nachgesagt, daß sie die Bündnisse der Republik gefährden. Aber sie sind „radikal", Todfeinde der Kirche; und wenn sie stolpern, macht eine andere Partei die Wahlen. Für uns ist, zunächst, wichtig, daß dieser Regirungwechsel in die Zeit deutsch-französischer Verhandlung über Kleinasien fiel. Der Kelte Clemenceau, dessen Patriotismus nicht zu übertrumpfen ist, dürfte nicht wünschen, daß Herr Jules Cambon die Aufträge der Firma Doumergue-Caillaux ausführen muß. Doch ihn blendet der Haß. Poinraré soll weg. Der sieht aber nicht aus, als ob er ohne Hauptschlacht das Feld räumen wolle. Und Herr Delcassé, dem in Petersburg nichts mehr zu thun bleibt, kehrt in die Heimath zurück. Spitzet die Ohren; und seid, wenn Ihr redet, behutsam.

Citrone.

„Mir war zu Ohren gekommen, daß Offiziere meines Regimentes auf der Straße beleidigt wurden. Da ferner mir und dem Lieutenant Freiherrn von Forstner schmutzige anonyme Briefe zugegangen waren, habe ich mich veranlaßt gesehen, den Offizieren zu sagen, sie sollten so schneidig wie möglich vorgehen. Ich habe auch dem Lieutenant von Forstner empfohlen, seine Pistole stets bei sich zu tragen und im gegebenen Fall von Pistole oder Säbel

Gebrauch zu machen. Den Unteroffizieren und Mannschaften habe ich befohlen, gegen Angreifer die Waffe energisch zu brauchen und gegebenen Falls diese Angreifer zur Strecke zu bringen." (Oberst von Reuter vor dem straßburger Kriegsgericht, im Dezember 1913.) „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen: weiter reicht unser Wirkungskreis nicht. Unser höchstes Ziel muß sein, die innige Verbindung der Armee mit der Nation zu schaffen. Den jungen Soldaten soll keine ungesetzmäßige Handlung durchgesehen, keine zweckwidrige Ungebundenheit gestattet werden. Dagegen muß ihre Zurechtweisung bei Unwissenheit oder Unbeholfenheit auf eine liebreiche und väterliche Art geschehen." (General von Scharnhorst im März 1813.) „Gegen den Lieutenant von Forstner" (der vom Kriegsgericht zu Gefängnißstrafe verurtheilt worden ist, weil er einen waffenlosen, hinkenden Schuster, von dem er, an der Spitze eines Soldatenzuges, sich bedroht glaubte, mit der Degenklinge den Kopf verletzt hat) „durfte nicht Anklage erhoben werden, geschweige denn Verurtheilung erfolgen. Strafverfolgung wegen eines Aktes der Staatshoheit ist unzulässig. Wenn unsere Offiziere die Gefahr einer custodia inhonesta laufen, weil sie für die Ausübung des königlichen Dienstes freie Bahn schaffen, dann erwächst dem vornehmsten Beruf Schande." (Polizeipräsident Dr. juris von Jagow im Dezember 1913.) „Gott wird ein strenges Gericht halten über den knechtischen und thierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott dem Menschen Gewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat. Du, deutscher Soldat, bist ein Mensch und Du sollst den Menschen nicht ausziehen, wenn Du die Montur anziehst." (Kurzer Katechismus für deutsche Soldaten von Ernst Moritz Arndt.)

Wasser.

Nach Franzisko gehen wir nicht. Eine Schaar tüchtiger Techniker, Großkaufleute, Industriekapitäne, Künstler war dafür; im Reichstag eine Mehrheit; eine größere in der Presse; und aus

den Vereinigten Staaten winkte die Sehnsucht der Landsleute. Aber der Herr Reichskanzler wollte nicht. Erstens hat er den Engländern (die drüben wenig ausstellen könnten) versprochen, nichts hinzuschicken. (Niedlich; gehört ins Kapitel der „erfreulich gebesserten Beziehungen“.) Zweitens zankten zwei nachgeordnete Instanzen, Inneres und Auswärtiges Amt, um die Ehre, den Reichskommissar zu stellen. Drittens muß doch mal bewiesen werden, daß Herr Ballin, kleiner Geschäftsmensch, nichts gegen, nichts ohne den höchsten Beamten vermag. Der redet nicht etwa selbst. (Wieder unwohl? Wann wird er zur Indisposition gestellt?) Auch seine Sekretäre schweigen. Ministerialdirektor Lewald, behender Ausstellungleiter und Förderer stiller Sammlung, wird vorgeschickt. Kein Kanzler könnte das Franzisko-Komitee rauher abkanzeln. Das Geld wäre ins Wasser geworfen; die Zeit viel zu kurz; der ganze Plan dummer Unfug. Generaldirektor Ballin antwortet (öffentlich) sehr nett; er sagt, der berliner Spediteur, der den Ministerialdirektor berathen habe, kenne von fünf Wegen nach San Franzisko nur zwei. Dann: „Herr Lewald hat die Dinge so dargestellt, als ob unser Komitee aus unerfahrenen jungen Leuten bestehe, die sich leichfertig mit Dingen befassen, von denen sie nichts verstehen. Er hat der Hamburg-Amerika- und der Kosmos-Linie nicht einmal das Verständniß der Transportfrage zugetraut; und doch muß ich für die Hamburg-Amerika-Linie mit aller Bescheidenheit sagen, daß sie sich seit sechsundsechzig Jahren ausschließlich und nicht erfolglos mit solchen Dingen beschäftigt.“ Allerliebst. Aber: der Reichstag verstummt. Aus. So leben wir alle Tage.

Zucker.

Aus dem Berliner Lokal-Anzeiger vom einundzwanzigsten Dezember: „Der Kaiser besuchte gestern mit größerem Gefolge den Zoologischen Garten. Der Monarch besichtigte zunächst mit großem Interesse die drei neuen Brunnen aus seiner cadiner Werkstatt. Der Kaiser unterhielt sich mit den Baumeistern Hoffmann und Ihne über die Möglichkeiten, die cadiner Erzeugnisse in der Architekur zu verwenden. Der Monarch meinte, daß cadiner Thon und Majoliken vielleicht noch mehr für die Innenarchitektur verwendet werden könnten, als bis jetzt der Fall ist.“ Hört! Hört!

Das technische Motiv.

„Die moderne Renaissance, die moderne Zeit, beruht durchaus nicht auf irgendeiner Idee. Sie ist jeder Idee bar. Die moderne Zeit ist durch schweigende Handlungen geschaffen worden. Die Art des Denkens, die ideenverlassen ist, die an der Erde klebt, schuf Schritt vor Schritt eine gewaltige Wirklichkeit. Die Maschinen sind das Resultat dieses niedrigen und geduldigen Denkens. Die Eisenkonstruktion, die moderne Gotik, ist geborener Stil. Die Häuser in Amerika sind in einem wahrhaft heidnischen Stil erbaut; man hatte nämlich den Gebrauch, den Nutzen, im Auge, bevor man an die Architektur dachte. Später wird sich schon zeigen, daß dieser Stil schön ist. Denn die Schönheit folgt der Wahrheit, wie sie der Kraft folgt.“ Ich citire diesen J. V. Jensen, weil er den Irrthum in verführerische Worte kleidet. Als die tuntenhausener Stadtväter vor der ersten Lichtmaschine standen, priesen sie andächtig die herrlichen „Kräfte der Elektrizität“, weil ihnen das arbeitlose magnetische Streufeld die Schlüsselbunde aus den Händen zog. Ihre Ekstase war wirklich nur ein Bischen täppischer, aber ihnen gebührt vor Jensen der Lorber, „gewaltiger Wirklichkeit“ mit Herz und Hand sich willig ergeben zu haben. Und nun wollen wir Ingenieure die hübschen Willkommen-Guirlanden niederreißen, gerade als sie so saftig sich runden und, mit Blumen besteckt, so freundlich nicken wollen.

Ihr verschätzt Euch im Gegenständlichen. Unsere heutige Aufgabe ist noch, ponderable Größen, zu denen unsere eigene Arbeitzeit gehört, mit guten, nicht mit bestmöglichen Wirkungsgraden zu vereinigen. Vollkomme Ingenieure wissen gar nicht, was Ihr wollt, wenn Ihr Behrens-Fabriken und häßliche Schuppen hänselnd vergleicht oder zur Stilgemeinschaft verkettet. Sie lachen Euch einfach aus, wenn Ihr die trockne Geschichte der Eisentragwerke, Maschinen und Apparate nicht kennt, die eine wilde Nothzucht des Stoffes und ein Massenmord von Stilen war. Sie schütteln sich vor Euren Entwickelunghymnen und Einheitarien und verbitten sich, daß Ihr mitten auf der Entwickelungskurve plötzlich schreit: „Hurra, hundert Prozent Wirkungsgrad, Vollkommenheit,“ wo doch notorisch knapp neunzig erreicht sind und die mühsäligen letzten zehn Prozent (nebst allem Imponderablen, das zur Vollendung gehört) den Urenkeln erst, vielleicht nach Jahrtausenden, zu überwinden gelingen würde, wenn man Stilbildung der Technik überließe. Raumersparniß erzeugt aus sich heraus nicht Konzentration, Gleichgewicht nicht Harmonie, Rhythmus nicht Me-

trum, ein Lichtermeer keinen Glanz, Hochdruck keine Intensität. Unsere Nutzsucht, die noch gierig hungert, frißt quantitativ, dimensionell, phantasielos und listenreich, was ihren Rachen kreuzt. Wir wechseln Stile wie die Hemden, nach Bedarf, Saison, Mode. Uns bleibt mit jeglicher Monistennarretei vom Leibe.

Unser Auge hat sich, geschichtlich nachweisbar, über „Zusammenbau“ hinaus, auf „Formgebung“ äußerst schwerfällig eingestellt. Zerpflückten Blumen ähnlich oder gleich drahtgebundenen Totengerippen oder schmerzlich zuckend wie die Eingeweide geschlitzter Bauchhöhlen narrt die primitive Maschine die Inbrunst jedes Schöpferwillens: zu gestalten. Der Kraftschluß aller Lebendigkeit fehlt, gespenstisch ausdruckslose Energien huschen, poltern, verknäueln sich und erschrecken das sinnende Auge, auch wenn die wägende Hand den Zweckdienst wohlverrichtet fühlt. Geängstigt in sich selbst und vor dem Urtheil des Kundenkreises, ziert die Einfalt ihre Gebilde mit Ornamenten wesensfremder Stile und vermehrt das Chaos um eine grauenhafte Haut. Amusische Logik dagegen und mechanisirte Fabrikation verfallen auf „mathematisch richtige“ und scheinbar wahlverwandte Formen, auf prismatische Kästen und cylindrische Höhlen, von allen guten Geistern verlassen wie ein Gott, der uns das keusche Weib als glattes Eirund schüfe. Die ersten Lokomotiven, die gotischen Dampfmaschinen, die Blechwandbrücken bieten grobe, die Entwickelungvarianten des Automobils feinere Belege für die Selbstverständlichkeit, daß in einer Epoche des erdenfrohsten Fleißes alle Konstruktion getreulich das verworrene Spiegelbild unzähliger divergenter, beunruhigender Rücksichten bleiben muß.

Rathenau und Andere haben auf den singulären Formcharakter aller in Jahrtausenden durchdachten Einzelmechanismen hingewiesen, wie ihn etwa das Handwerkzeug besitzt. Den Individualcharakter alter, mit der Hand gearbeiteter Geräthe in seiner eigenthümlichen Annäherung an organische Körperlichkeit und Beseeltheit ahnen selbst Banausen, wenn sie der Preis empfindsam macht. Unzweifelhaft strebt auch jeder Gruppenmechanismus jenem komplexen Formcharakter zu, der in seiner Vollendung den Ausdruck komplizirter Formenvielfalt verdrängen könnte. Und wer die energetisch-ökonomische Gebundenheit der maschinellen Einzelorgane gründlich begriffen hat, spürt gewiß den ästhetischen Anreiz, nach Abhängigkeiten und Gegensätzlichkeiten, nach intensiven und extensiven Energieschwingungen, nach Symmetrie und Polarität den Gesammtorganismus räumlich gebunden anzuordnen und zu gliedern. Das Streben nach dem höchsten Wirkungsgrad muß auf den

letzten Stufen mit dem Streben nach Schönheit zusammenfallen: Das glauben auch Ingenieure. Nur erinnern sie sich wieder und wieder des universellen Entwickelungsgesetzes, das asymptotische Näherung an den Endzustand bedeutet, eine letzte, unendlich lange, unendlich schwach geneigte Rampe zu durchschreiten heischt, auf der nur Besonnenheit, Nutzverzicht, Erfolgsättigung sammt einiger Hingabe an das Transszendente geduldig und langsam vorwärts kommen könnten. „Es giebt wohl keinen Weg, auf dem es dem Menschen nicht möglich wäre, seine Seele zu finden, und wenn es die Freude am Aeroplan wäre." Das ist die Anmerkung des Ingenieurs Rathenau zu Euren Dithyramben. „Aber die Menschheit wird keine Umwege beschreiten. Es wird nichts geschehen, als daß die Menschheit unter dem Druck und Drang der Mechanisirung, der Unfreiheit, des fruchtlosen Kampfes, die Hemmnisse zur Seite schleudern wird, die auf dem Wachsthum ihrer Seele lasten. Die Zeit sucht nicht ihren Sinn und ihren Gott, sie sucht ihre Seele, die im Gewühl des mechanistischen Denkens und Begehrens sich verdüstert hat." So lautet das Glaubensbekenntniß von Rathenau und uns Allen, die wir Zweckdienst verrichten.

Wenn nebenbei und irgendwo doch auch einmal Maschinenzeichner eine tapfere Linie zögen, wenn Ingenieure nächtens eine schöne Brücke träumten, so bleibt das Fazit davon unberührt: gewaltig ist die Wirklichkeit der Technik wohl, gleichförmig, dem Zweck entsprechend, erfolgreich, marktgängig und sicherlich in irgendwelchem Sinn für den Weltenlauf förderlich, aber eben so sicherlich in ihrer heutigen Erscheinungform den Wahrheit-Kraft-Schönheit-Stil-Duseleien so weit entrückt wie ein strammer Athlet. Wirklichkeit hat ihr Gewicht, ihren Sinn und ihr Ziel. Beseeltheit ist so gewichtlos, daß sie von Dienern und Anbetern der Wirklichkeit als Utopie verschrien wird. Stil ist die Asymptote der Hyperbel von Wirklichkeiten. Wesenheiten entstehen wie natürliche Geschöpfe aus der Influenz der Wirklichkeiten durch transszendente Willenskräfte. Die latenten Wesenheiten der Technik werden von Denkern und Künstlern erschaut, die von außen her, „gegen den Willen der Mechanisirung", vorzeitig, die „natürliche" Entwickelung der Technik überflügelnd, intuitiv, stilschöpferisch wirkten und eben darum Organismen schufen, weil sie das Wachsthum als Umweg begriffen und den selektiven „Produktenwust" nicht mehr ertrugen.

Wenn ich mich recht entsinne, hat Peter Behrens einmal ausdrücklich, zum Entsetzen der Zunftgenossen, den „gewachsenen Stil" abgelehnt. Heute kann man mitten im häßlichsten Berlin einige von ihm erbaute Fabriken sehen, die vom technischen Motiv strotzen

und doch den brutalen Knick in der Entwickelungsgeschichte des Fabrikenbaues versinnbildlichen. Daß sie mit keiner Greisenformel liebäugeln würden, dafür bürgten die jugendlichen Lebendigkeiten im Wesen des Bauherrn (A E G) und des Baumeisters. Aber daß sie keine „Ingenieurbauten", keine Bejahung der technischen Wirklichkeit, sondern kühnste Formgebung einer der heutigen Industrie utopisch fern scheinenden, hinter Wolken verborgenen Idee geworden sind: Das offenbart die Fruchtbarkeit der dualistischen Wesensbetrachtung. Noch hundert Jahre nach uns wird man den Muth dazu bewundern, wenn man dann überhaupt noch unsere monistische Realitätenschau begreift.

Nach der Besucherstatistik von berliner Fabriken entfällt auf jeden produktiven Mitarbeiter jährlich etwa ein Arbeitbeschauer. Das Tagebuch technisch geschulter Fremdenführer berichtet, daß von hundert Laien neunundneunzig vor der Dimension, der Quantität, Monstrosität oder Rarität in entzücktes oder entsetztes Staunen gerathen. Es gelingt kaum einmal, im Gesichtsfeld einer rothen Warnunglampe oder im Hörbereich eines Hochspannungfunkens oder in der Nachbarschaft einer netten Tippmamsell das Wesen eines Kabels dem auf Empfänglichkeit dies eine Mal doch eingestellten Gedächtniß einzuprägen. Man glaubt Das gern und denkt mit Grauen an Tischgespräche technischen Inhalts (zumal mit gebildeten Frauen). Man erinnert sich an malerische Emulsionen von Werkstätten, in denen eine schlecht beleuchtete Ecke, von unwahrscheinlichen Dämpfen umwölkt, durch rothe Lichter und Blusen belebt, so widerwärtig gegenstandsfroh zu Tode sterben muß. Man entschuldigt dann wieder den Maler, wenn man Reklamehefte der Berufsgenossen durchblättert und am Bilde der Produkte und Fabriken das lieblose Verhältniß ihres Blickes zum (angepriesenen) Gegenstand erkennt. Und man wäre fast geneigt, alles bisher vom technischen Wesen Gesagte zu widerrufen und seine Ausdrucksarmuth als Leere und seine Leere als des Uebels Wurzel zu gestehen, gäbe es nicht seit einigen Jahren die Erfahrung mit neuen Darstellungmitteln, die das Gegenständliche von aller Schuld entlasteten und die Dankbarkeit des Gegenstandes gegen das beseelte Auge bewiesen. Photographie, neuerdings besonders das Wanderlichtbild, vergeistigt durch die gerechtere Unschärfe der Graphik, hat uns Jüngeren endlich eine Physiognomik technischer Dinge vermittelt. Merkwürdig genug, erwiesen sich die Wahl des Sehwinkels und die Begrenzung des Sehfeldes (nicht etwa, wie Spaßmacher behaupten, Regie und Retouche) als ausdruckmehrend. Die selben Fabrikgäste, deren frei im Raum schweifendes Auge zum Nebensäch-

lichen und Abstrusen irrte, erkannten auf dem Film, oft ohne Kommentar, die Haltung und Geberde technischer Dinge. Die Beschränkung auf ausgereifte Theilmechanismen und die Vorliebe für zweidimensionale Projektion der Körper führten zu Federskizzen, wie man sie in dem Geschichtwerk des Hauses Krupp findet, die dem Beschauer ungestört das Wesentliche und dem Konstrukteur die Anfänge seiner Stilistik offenbarten.

Da zeigt sich plötzlich sogar ein Thatsachen-Kommentar, den ich den Erklärungdurstigen nicht vorenthalten will. Warum, so fragen sie, gelingt dem Kunstgewerbe, mit der Werkstattzeichnung von Grund-, Auf-, Seitenrissen Stil zu schaffen, warum der Technik nicht? Die Technik sucht in zweidimensionalen Rissen drei ebene Lösungen mechanischer Problème und findet im besten Fall, wenn sie Zeit dazu hat, die zweidimensional-schöne Kontur. Der Künstler sucht eine dreidimensionale Gestalt, sei es, daß er sie einmal geschnitzt, geknetet, oder sei es, daß er sie nur räumlich skizzirt, geträumt oder noch unschärfer gewollt hat, dem Handwerker in ebenen Schnitten und Ansichten darzustellen. Seit Peter Behrens Lampensockel für die A E G entwarf, begriffen die Konstrukteure das Gesetz der gestaltenden Retrospektive und seitdem sieht man sie in ihren Bureaux doch wenigstens die Schaltergriffe, Thürklinken und Wandrosetten manchmal schon in Modellen formen. Und sobald sich die Erkenntniß durchgerungen haben wird, daß eine schöne Rotationkontur keinen schönen Rotationkörper abwirft, werden auch Brückenbauer und Maschinenzeichner bewußt und mit Vergnügen räumlich konstruiren.

Am Weitesten hat sich das technische Motiv im Literarischen verbreitet: in süßlichen Ingenieurgeschichten, in irren Bejahungen „der" Maschine, in popularisirenden Tendenzschwärmereien, in Verseuchungen der Schriftsprache mit angelesenen Fachausdrücken, in plätschernden Phantasien auf dem uferlosen Ozean mechanistischer Möglichkeiten. „Die mechanistische Entwickelung können wir ohne Staunen, ja, ohne Geistesaufwand ein gutes Stück zukunftwärts weiterdenken. Ein hundertfach übervölkerter Erdball, die letzten asiatischen Wüsten angebaut, ländergroße Städte, die Entfernungen durch Geschwindigkeiten aufgehoben, die Erde meilentief unterwühlt, alle Naturkräfte angezapft, alle Produkte künstlich herstellbar, alle körperliche Arbeit durch Maschinen und durch Sport ersetzt, die Kenntnisse des mechanischen Naturgeschehens ins Unabsehbare erweitert, neue Stoffe, Organismen und Energien in beliebiger Menge entdeckt, ja, zuguterletzt Verbindungen mit fernen Gestirnen hergestellt und erhalten: im Sinn der Mechanisi-

rung die höchsten Aufgaben, alle lösenswerth und vermuthlich dermaleinst gelöst; wem macht es Schwierigkeit, dies Bild künftiger Bequemlichkeit und Gelehrsamkeit beliebig auszumalen, und wen macht es glücklich?" Wieder enthebt mich Rathenau dem Zwang, etwas Neues zu sagen. Ich will hier, wo es hingehört, auf seine Bücher als auf den Katechismus meiner Ideologie hinweisen.

Mit Kellermanns „Tunnel" ist das technische Motiv in den Lichtkreis anständiger Dichtkunst gelangt. Und weil es dort so zärtlich empfangen und gehütet wurde, können wir das Vivat der Globetrotter überhören, die uns schon wieder via Tuntenhausen von Hoboken nach Weimar fahren wollen. Der Roman fährt nicht über Tuntenhausen und will nicht nach Weimar. Jeder Mac Allan aber, der seinen Tunnel gebaut und seinen Kellermann gelesen hat, wird nach Hoboken zurückkehren und mit Strom am rechten, Hobby am linken Arm seine Seele suchen. Er wird ein Dorf vor der Stadt bauen, vorsichtig, im kleinsten Rahmen, unerhört kühn und unerhört einfach. Dort wird er einsam wohnen; denn Ethel ist in der Stadt geblieben und das Publikum schüttelt den Kopf. Einen Woolf, den der Kontrastreiz lockt, wirft er hinaus. Erst nach drei Jahren zieht ein Arbeiter und etwas später ein Milliardär bei ihm ein: und Die empfinden es sensationlos als Freude, fünf freie Stunden am Tag wie Mac Allan zu verbringen, mit Musik, Blumenzucht und Knetversuchen. Als das Dorf bevölkert ist, von lauter Menschen, die täglich noch zehn Stunden in Hoboken arbeiten müssen, fühlt es sich von der Stoßkraft erfüllt, die Welt zu erobern. Dann lädt Mac Allan unseren Kellermann zu sich und bittet: „Schreiben Sie uns noch ein Buch. Wir bauen morgen einen eisernen Thurm, fünfzig Meter hoch, ohne Treppe, ohne Aufgabe, als Gottesdienst. In drei Monaten ist er fertig. Die Sache haben Sie beim Tunnel überschätzt; sie war eine dicke Nebensache. Es freut mich, daß Sie bequem durchgereist sind. Ich habe das Ding mit Ihrer Hilfe schon beinahe vergessen. Und Das war damals Hauptsache für uns arme Ingenieure."

Damals, 1950, schrieb Kellermann sein zweites Buch mit technischem Motiv. Das unkundige Geschwätz der Wirklichkeitreporter war verstummt, das Publikum stand zum Geräth wieder wie die Urgroßväter, die Ingenieure waren Künstler geworden und die rasende Welt machte alltäglich einen echten Feierabend. Die Industrie orientirte sich ethisch und gewann die Märkte mit Waarengüte. Selbst die schlimmsten Zweckarbeiten wurden zu höherem Dienst angespannt; die Hälfte aller Fabriken war nämlich für Jahrzehnte vollauf beschäftigt, den Unrath der Zweckepoche zu ver-

nichten, die andere Hälfte hatte das Optimum der Effekte erreicht; das Ringen um Ersparnisse war fruchtlos geworden, Jedermann beherrschte jeden erlernbaren Kunstgriff, Käufer fand, wer um Liebe warb.

Damals siegte die Seele der Menschheit und feierte die Zerstörer des mechanistischen Prinzips als ihre Befreier. Zu ihnen zählte man die Ingenieure nur bedingt.

Oberschöneweide.

Dipl.-Ing. Wichard von Moellendorff.

Jean Paul, der Dichter des Unbewußten.

Jean Paul, den Dichter, festzulegen und einzuordnen, wollte bisher den Literarhistorikern noch nicht recht gelingen. Der überwältigenden Menge von Tendenzen, die Jean Pauls Werke beherrschen, den fortwährenden proteischen Verwandlungen dieser weitgrenzenden, vieltönigen Seele stand man verlegen gegenüber. Nach seiner Richtung fragen? Das klang fast, als wollte man nach der Richtung des Meeres fragen; wie dessen Wellen bald hierhin, bald dorthin wogen, so, nach allen zweiunddreißig Richtungen der Windrose, schienen sich die Kräfte dieses Mannes zu bewegen. Woher kam der wunderliche Fremde, der mit einem bezaubernden Gemisch von höchster Kultur und ländlicher Einfalt in wenigen Tagen die Herzen von ganz Deutschland eroberte, den Schiller wie vom Mond gefallen fand, den Goethe einen Tragelaphen erster Sorte nannte? Was wollte er, was brachte er den Menschen?

Ein Ungeheures: die Offenbarung einer neuen Liebe, das Erlebniß von der unerschöpfbaren Quellenhaftigkeit der menschlichen Seele, die Verkündung unendlicher Glücksmöglichkeiten.

Alles, was bei der Romantik auf dem Programm stand, war in Jean Paul Blut und Leben und eigenste Schöpfung. Seine bescheidene Behauptung, daß er an der Entstehung der romantischen Tendenzen nicht so ganz unbetheiligt sei, wird von der heutigen Forschung bestätigt. Er ist nicht nur ein Initiator der Romantik: er ist in Vielem und Wesentlichen ihre Erfüllung. Das Unbewußte, das bei Jean Jacques Rousseau mehr eine Behauptung und logische Forderung war, das bei den ahnenden Romantikern mit Hilfe der Blauen Blume, nach der sie ewig vergebens suchten,

erst eröffnet werden sollte, in Jean Paul zersprengte es mit Allgewalt die Schleußen des Bewußtseins und in nicht endender Verschwendung überglänzte es alles Menschenleben und verwandelte noch die düsterste Winterlandschaft in jubelnde Frühlingsau. Jean Pauls Optimismus hatte nichts gemein mit dem bürgerlichen Behagen der Deisten, der fröhlichen Aufgeräumtheit der Rationalisten; sein Optimismus kam aus der tiefsten Lebensbejahung, aus wahrhaft dionysischem Erglühen. Auch seine Schilderungen der Honoratioren und all der verschnörkelten, wunderlichen kleinen Käuze entsprangen aus der selben Ueberlust des Lebens, seiner wallenden Kräfte Ueberschwang noch in der engsten Form wollüstig zu empfinden, wie wirs in den Schnörkeln und Ausladungen der gotischen Kunst kennen. In dem Chaos der Töne erlebte der Dichter die Möglichkeit zahlloser seliger Welten; Musik war ihm, wie Orpheus, Schöpfer alles leibhaften Seins. Mit Jean Pauls mystischem Optimismus bewegte uns in unseren Tagen Maeterlinck, dessen verklärte Gestalten auch vielfach an Jean Pauls erinnern. Alles, was uns Jean Paul in seinen Büchern über die Unsterblichkeit lehrt, all die vielen Argumente mit einem Aufwand von Scharfsinn, der selbst Kants Aufmerksamkeit erregte, sie sagen uns heute, ihrer dichterischen Bilder entkleidet, herzlich wenig. Aber seine Lehre vom Unbewußten hätte ihn allein unter die größten religiösen Genien aller Zeiten gestellt. Mit ihr ist er uns gerade jetzt, wo die glänzenden Bestätigungen seines reichen Ahnens mit einer sich überall vorbereitenden religiösen Renaissance zusammentreffen, so überaus wichtig geworden. Ich kann mir nicht versagen, Jean Paul selbst über sein Unbewußtes sprechen zu lassen. „Man sieht bei gewissen Menschen sogleich über die ganze angebaute Seele hinüber, bis an die Grenze der aufgedeckten Leerheit oder Dürftigkeit. Ja, oft könnt' ich aus ähnlichen Gefühlen mich selber nicht recht ertragen, wenn mich nicht die lange Perspektive eines unabsehlichen Verbesserns tröstete. Aber Ihr Reich des Unbewußten, zugleich ein Reich des Unergründlichen und Unermeßlichen, das jeden Menschengeist besitzt und regirt, macht den Dürftigen reich und rückt ihm die Grenzen ins Unsichtbare." „Und mir kann das Reich des Unbewußten auch nichts schaden, wenn ich in manchen Stunden widerlicher Bescheidenheit mich aufrichten kann, daß ich ein ganzes geistiges Waarenlager gleichsam unsichtbar auf dem Rücken trage, das ich am Ende wohl auch einmal vorwärts herumdrehen kann auf den Bauch." „Ist es nicht ein tröstlicher Gedanke, dieser verdeckte Reichthum in unserer Seele? Können wir nicht hoffen, daß wir unbewußt Gott vielleicht inniger lieben, als wir

wissen? Vielleicht kommen daher manche Rührungen, manche Andacht, manche innere, schnelle Freudigkeit, deren Grund wir nicht errathen. Und wie wohl thut es, daß wir an allen Nebenmenschen, auch unscheinbaren, Das zu achten haben, was Gott allein kennt!" Diesem in uns versteckten Millionär dem Unbewußten gegenüber erschien Jean Paul unser Bewußtsein nur als Armuth, ja, fast als verkleinernder Zerrspiegel. Das Bewußtsein war ihm nur „der Schlüssel des Untermenschlichen, nicht des Uebermenschlichen". Alle höchsten Seligkeiten waren ihm anonyme, aus tiefsten Tiefen kommend. Die Empfindungen, die im Unbewußten göttlich durcheinander brausen, dürfen, so empfand er es wohl, im Zuchthaushof des Bewußtseins nur gekettet und isolirt spaziren, damit sie sich nicht etwa gegen die Gemeinheit und Unnatur unseres gesellschaftlichen und moralischen Lebens verschwören. Diese empfundene Diskrepanz der Hemisphären unseres inneren Seins ließ ihn der Philosophie Jacobis zustimmen, die er durch eine tiefsinnige Sprachkritik noch zu stützen schien. Wie nach Jacobi der Verstand nothwendig atheistisch ist, so sind auch Richters große Humoristen alle Gottesleugner und nur in seinen Träumen gelingt es ihm, die Welt von innen heraus zu gestalten und in Klang, Duft, Licht und Rhythmus die Seele und ihren Schöpfer zu verherrlichen. Seine Philosophie hätte zur Ergänzung der Einsichten Baaders bedurft, dieses reinsten Sehers, der vielleicht jetzt, auch er wieder, uns lebendig und wichtig werden soll. Der Mangel an Synthese unseres Gefühls- und Geistesleben führte Jean Paul zu seiner Sentimentalität und zur Apotheose der Kindheit, in der alle Kräfte noch ungeschieden knospen.

Das Evangelium des Lebens und der Freude, das Jean Paul der Menschheit gab, brachte er kraft seiner eminent musikalischen Natur. Der überwältigende Eindruck, den seine Träume und Entzückungen auf Beethoven machten (Schumann inspirirten sie, Mendelssohn und Weber waren ihre Bewunderer), würde vielleicht allein rechtfertigen, Jean Paul an kultureller Bedeutung dem unmusikalischen, ironischen Goethe gegenüberzustellen. Schiller bedeutet die poetische Verklärung des Rationalismus; Goethe und Jean Paul sind wirklich metaphysische Gegensätze wie der Zither spielende Apollo und der wildausgelassene Dionysos. Von Varnhagen wissen wir, daß Jean Pauls Träume durch Phantasien auf dem Klavier, das er meisterhaft beherrschte, entstanden. Jean Paul konnte mit seinem schon von den Vätern her ererbten musikalischen Sinn auch ein großer Musiker werden; er hätte dann aber eine andere wichtige Mission nicht erfüllt, die, wie mich dünkt, den Tonschöp-

fungen Beethovens zeitbiographisch vorangehen mußte. Ungeheure Wissensschätze hatte die Zeit der Aufklärung gehäuft, ein Wissen, das vom Gefühl nicht mehr durchdrungen und nur durch begrifflichen Schematismus scheinbar beherrscht wurde. Jean Paul hatte dieses ungeheure Wissen in seiner einsamen, freudlosen Jugend in Hof sich angeeignet: und nun stellte er sich die titanische Aufgabe, mit diesen Wissenslasten zu jongliren, den geistigen Organismus der Nation dadurch zu entspannen, daß er mit dem höchsten Enthusiasmus all dies Wissen in witzhaftem Spiel verband und es so fluidisirte. „Auch der Witzblick durchstreift lange, obwohl dunklere Reihen der Vorbildungskraft, um zu schaffen.“ Durch dieses freie Assoziiren aller Kenntnisse, wie wir es heute, nach Freud, nennen könnten, wurde Jean Paul der Lyriker und Dithyrambiker des Witzes. Echteste romantische Ironie und Souverainetät des Gefühls gegenüber dem Wissen ist es, wenn er für seine Scherze Bilder aus den feierlichsten und sprödesten Wissenschaften herbeizieht. Sein vom Kleinsten zum Größten, vom Tragischen zum Komischen springender Stil hat im Wettstreit mit der Musik das Irrationale des Lebens genial verkörpert.

Die Entbindung des Unbewußten hatte bei Jean Paul zur weiteren Folge, daß seine Beziehungen zur Sozietät ins Unendliche erweitert wurden. Seine Menschenliebe war nicht, wie es dem Gefühlsarmen erscheint, leerer Kosmopolitismus; mit seinen „zitternden Fühlfäden“ umfing er wirklich die ganze Menschheit. Wenn er sagt: „Du bist hinuntergezogen, goldene Sonne, und hast die abblühende Rose unseres Abends mitgenommen und sie den erwachten Menschen der Neuen Welt als die Rosenknospe eines frischen Morgens gegeben,“ oder wenn er den selben Gedanken in der witzigverkürzten Form giebt: „Sie sonnten sich im Morgenroth Amerikas“, so ist Das nicht nur gedacht, sondern lebendig empfunden. Dichterisch hat er die „göttliche Ueberfülle und Vermischung des Lebens“ (ich erinnere nur an die wie von einer Zauberlaterne hingeworfenen Bilder eines Sommerabends in den Flegeljahren, an Giannozzos Ballonfahrt über das rennende Leben mit all seiner unendlichen Flucht von Bildern und Gegensätzen hin) in einer so meisterhaften, gänzlich neuen Art gegeben, daß nichts in der deutschen Literatur (es sei denn das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern) daran erinnert.

Dieser ungeheuren Erweiterung des Horizontes der Liebe verdankte Jean Paul auch ein ganz neues Landschaftempfinden. Wie renaissancehaft und rokokomäßig sind noch Goethes Landschaften gegen Jean Pauls so ganz moderne, durch und durch beseelte Skiz-

zen. Wie lebt Alles in ihnen, welch bunt kräftiges Durcheinander, welche „Lärmfeuer der Natur; und dann wieder zartester Watteau, nur Duft und Gold. Jean Paul ist der Bewegungreichste unserer Dichter. „Ohne Wind war ihm eine Landschaft eine steife, festgenagelte Wandtapete.“ Wie modern sind Bilder empfunden wie: „Der Morgenwind rauschte stärker, der Himmel wurde blauer und reiner, der bunte, leichte Teppich des Erdenlebens breitete sich über die Gegend aus und flatterte an den Enden.“ Oder: „Er schweifte aus der Stadt hinaus. Es war ihm, als wenn zwei entgegenwehende Stürme eine Rose mitten im Himmel schwebend erhielten.“ Oder: „Jetzt brannte und zitterte in zartem Umriß eine Obstallee durchsichtig und riesenhaft in der Abendgluth.“ Müssen wir nicht bis zu George gehen, um Aehnliches zu genießen? Erst bei George finden wir auch die so tief germanische Einheit von Mensch und Landschaft wieder, die damals bei Jean Paul etwas gänzlich Neues war und Wielands und Schopenhauers Bewunderung erregte. Gewiß war es auch Dies, neben seinen unvergleichlichen Weltstimmungen, was ihn zu einem Liebling Böcklins machte.

Daß Jean Paul, weil für diese neuen „seligzerdehnenden“, „zerquetschenden“ Gefühlswelten noch nicht der neue Leib da war, der erste Hysteriker in der Literatur wurde (auch das Wort hysterisch wendet er, ganz im modernen Sinn, wohl als Erster an), mag flüchtig erwähnt werden. Und ferner, daß er in seiner Linda, wenn wir von der doch nicht ausgeschaffenen Lucinde absehen, als Erster eine im modernen Sinn bedeutende freie Frau darstellte. „Welch eine schöpferische gerüstete Zeit zieht daher, die das große dumpfe Nonnenkloster des weiblichen Geschlechts abbrechen und die finsteren Mönchschleier von den schönsten Augen reißen wird.“ Der Gefühlserweiterung durch das frei aufsteigende Unbewußte verdankte der Dichter auch eine Empfänglichkeit für die Schönheit des aufblühenden Jünglings, wie wir sie, ohne an pathologische Erscheinungen zu denken, allein in Griechenlands bester Zeit bewundern dürfen. In Jean Pauls deutschestem Buch, den Flegeljahren, entzückt uns der Blüthenrausch der griechischen Wonnezeiten.

Welche künstlerische Höhe Jean Paul nach einer glücklicheren Jugend und bei liebevollerem Verständniß seiner Zeitgenossen erreicht hätte, ist nicht zu ermessen. Es bleibt ein Schandmal deutscher Geschichte, daß unser vielleicht umfangreichster und wahrster Genius an seiner vollen Entfaltung durch die Kulturlosigkeit seines Volkes gehindert wurde.

Bern. Johannes Nohl.

Mondkalb, Pechvogel, Amtsschimmel.

Eines Tages fiel ein junges Mondkalb vom Himmel; und als es, noch etwas wirbelig von seinem Sturz, wieder zu sich kam, merkte es, daß es in eine Schulstube hineingefallen war. „Oha!“ blökte das Mondkalb. Denn es hatte bisher in einer Welt gelebt, in der man Griffel und Schiefertafel und Fiebel und Rechenmaschine für die überflüssigsten aller Dinge hielt; die Erde aber für einen großen, goldenen Apfel, den der Liebe Gott eigens am Himmel aufgehängt habe, damit die Sonne und der Mond und alle Sterne jahraus, jahrein darum herumliefen. Das Mondkalb blökte noch einmal und machte Miene, die Augen zu schließen. Wenn man nicht nur nichts sah, sondern auch nichts sehen wollte, kam man vielleicht auf der Erde gerade so gut fort wie auf dem Mond.

Da stand aber ein trübsäliger Geselle zwischen Schulbank und Rechentafel. Der wollte durchaus nicht leiden, daß das Mondkalb wieder in seine alte Einfalt hinüberdämmere. „Mein liebes Kind,“ sagte er, „Du bist hier, um Etwas zu lernen, und ich . . .“

Das Mondkalb öffnete die Lider und blinzte ihn an. „Bist Du ein Erdkalb?“ fragte es.

„Ich bin ein Lehrer“, antwortete der traurige Geselle. „Und habe die Pflicht, einen vernünftigen Menschen aus Dir zu machen. Auf daß es Dir wohlergehe und Du Dich einmal auskennest in dieser Welt.“ Darauf begann er mit dem ABC.

Was blieb dem Mondkalb übrig? Es mußte lernen ... Ringsum saßen noch so und so viele andere Mondkälber, alle gleich dumm und noch nicht lange auf die Erde gefallen. Alle verdammt, eine hübsche Weile auf dieser Erde zu bleiben. Da mochte man wohl hören, was nöthig ist, um sich auszukennen in dieser großen, fremden Welt.

Das Lautiren und Buchstabiren war bald gelernt. Und als das Geblök schon langsam anfing, eine Sprache zu werden, bekamen die jungen Mondkälber das erste Lesebuch. Das begann mit kleinen Sprüchen und Erzählungen und mit artigen Fabeln, darin die Thiere wie Menschen sprachen, damit die Menschen klug daraus würden.

„Ist es da nothwendig, erst den Menschen zu studiren?“ dachte das Mondkalb. „Das haben wir auf dem Mond auch schon gewußt.“ Aber es behielt seine Gedanken für sich, denn man wußte ja nie, was in dieser Welt noch kam.

Wenn der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, hinausging, kam ein Anderer herein. Der war groß und stattlich und wohlgenährt und behauptete, daß Alles, was er lehre, direkt vom Lieben Gott herkomme. Der Liebe Gott habe Das und Das einmal gesagt und gethan und niederschreiben lassen. Darauf habe er sich zurückgezogen, weil die Menschen unartig gewesen seien. Ihn und Seinesgleichen aber habe er angestellt, um den Menschen zu verkünden, was sie zu

glauben hätten. Denn Das allein sei Wahrheit. Und er schlug ein Buch auf und begann, eine lange Geschichte zu erzählen. Wie schön und gut Gott die Welt geschaffen und wie schuldlos die Menschen. Da sei aber eine Schlange gewesen und die habe die Menschen verführt, von einem Baum zu essen, dessen Frucht ihnen verboten war. Daraus sei das Uebel entstanden, das man die „Erbsünde“ nenne.

„Deshalb also bin ich vom Himmel gefallen!“ dachte das Mondkalb verstört. Dabei sah es ganz entsetzt an sich herunter. Es hatte so glücklich und schuldlos bis jetzt in den Tag hineingelebt; keine Ahnung von dem Makel gehabt, den es an sich trug. Nun wußte es, daß es böse war und von Natur aus zum Bösen neigte. Von Natur aus . . .

An diesem Tage sagte es seine erste Lüge. Es hatte etwas Böses gethan, und seit es genau wußte, was gut und was böse war, schämte es sich, die Wahrheit zu sagen. Gerade den Mann Gottes hatte es angelogen. Und als es merkte, daß der Diener des Lieben Gottes noch lange nicht so allwissend war wie der Liebe Gott selbst, begann es, die Anderen erst recht anzulügen. Vor der „Schlange“ bekam es einen großen Respekt, fast eine Art Ehrfurcht. War sie doch die Klügste gewesen. Sie hatte die Menschen verführt und dem Lieben Gott einen Streich gespielt. Das gab viel Stoff zum Nachdenken.

Inzwischen führte der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, die jungen Mondkälber von Lesebuch zu Lesebuch, und als eines Tages das Schuljahr wieder begann, schlug er ein besonders dickes Buch auf. Das nannte er eine „Naturgeschichte“, und so trüb auch seine Augen waren: als er den Mondkälbern daraus zu erzählen begann, leuchteten seine Blicke plötzlich auf und die hageren Glieder dehnten sich, als wollten sie den zerschlissenen Schulmeisterfrack sprengen. Darauf fing er zu erzählen an. Und das Mondkalb? Nun: Das horchte auf oder schwatzte oder langweilte sich. Wie es eben ging oder nicht ging. War es doch schon eine ganze Weile her, daß es in die Schule lief und so that, als ob es immer thäte, was die Anderen von ihm wollten. Mehr war nicht nothwendig, wenn man weiterkommen wollte. Dem Mondkalb wenigstens erschien Dies als der Inbegriff alles Wissens, seit es irdisch erzogen wurde. Als man aber zu den „Schlangen“ kam, spitzte auch das Mondkalb die Ohren und plötzlich erhob es sich und fragte, in welche dieser Schlangen der Teufel gefahren sei.

Der Lehrer, noch unwillig über die Störung, fuhr mit einem jähen Ruck empor. „Trage ich Euch Naturgeschichte vor, damit Ihr mir mit solchen Fragen kommt?“ Er rief es heftig, fast böse. Sein Antlitz zeigte zum ersten Mal einen Ausdruck, wie ihn die Mondkälber noch nie darin gesehen hatten. Und wenn er auch gleich darauf wieder duckte und in sich zusammenkroch, es war doch genug gewesen, um selbst ein Mondkalb nachdenklich zu machen. Etwas schien da nicht in der Ordnung. Denn die Mondkälber entsannen sich genau, was der Mann Gottes gesagt hatte. Und nun that der Andere plötzlich, als ob er es besser wisse. Die Mondkälber steckten die Köpfe zusammen, tuschelten

und kicherten. Sie glaubten, nun zu wissen, daß auch ihre Lehrer nicht immer die Wahrheit sprachen. Welcher von den Beiden aber hielt sie ihnen vor? Sie wurden immer begieriger, dahinter zu kommen.

Als der traurige Geselle die Schulstube verließ, trat der Mann Gottes ein. Die Mondkälber hatten also nicht allzu lange Zeit, nachzudenken, wie sie am Besten hinter die Wahrheit kämen. Auch waren nicht alle so klug und wißbegierig wie unser Mondkalb. Das aber war mit sich im Reinen. Und als der Mann Gottes sich gesetzt hatte, erhob es sich und fragte mit der unschuldigsten Miene, die sich denken ließ, ob der Liebe Gott die Menschen noch immer aus Lehm mache.

„Aber, Kinder!" Der Mann Gottes lächelte weise und überlegen. „Habt Ihr denn vergessen, was der Herr zu Adam und seiner Gefährtin gesagt, noch im Paradies gesagt hat? Wachset und vermehret Euch! Nun seht..." Dann sprach er über die Zehn Gebote.

Das Mondkalb saß und dachte nach. Wie die Thiere sich vermehrten, hatte ihnen der traurige Geselle gesagt. Sie legten Eier oder brachten lebendige Junge zur Welt. Wie war es nun bei den Menschen? Da und dort hieß es oft plötzlich, ein Kind sei „zur Welt gekommen". Daß die kleinen Kinder dann wuchsen, sah das Mondkalb mit eigenen Augen. Wie aber kommen sie zur Welt, wenn der Liebe Gott sie nicht mehr schuf? Danach wollte es den traurigen Gesellen fragen. Wenn er schon that, als ob er Alles besser wisse, würde man ja hören... Und als er in der nächsten Stunde seine „Naturgeschichte" aufschlug, stand richtig schon das Mondkalb da. „Wie vermehren sich die Menschen?" fragte es. Fragte es mit der blausten Miene, die auf dem Mond zu haben war. Und die anderen Mondkälber reckten die Hälse lang. Wie? Dem Lehrer fiel fast das Buch aus der Hand.

Eine Weile saß er still und that, was man den Mondkälbern schon lange verboten hatte: er kaute an seinem Daumennagel. Endlich sprach er kurz: „Indem sie lebende Junge zur Welt bringen".

Die Mondkälber sagten nichts; rissen aber Mund und Augen auf. Sie hatten bisher gemeint, bei den Menschen müsse Alles ganz anders zugehen als bei den Thieren. Nun wußten sie es besser. Sogar besser, als es der Mann Gottes wissen wollte. Das gab ein neues Getuschel.

In der Unterrichtspause durften die Mondkälber sich auf den Korridoren ergehen. Auch das neugierige Mondkalb that so; und ein Zufall fügte, daß der Lehrer und der Mann Gottes eine ganze Weile vor ihm hergingen, ohne zu merken, daß das Mondkalb mit offenen Ohren hinter ihnen drein schlich. Denn sie sprachen laut mit einander und nicht gerade freundlich, der Lehrer und der Mann Gottes.

„Jetzt kann ich Ihnen nicht länger die Stiefel austreten", sagte der Lehrer ärgerlich.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Andere herablassend.

„Wenn Sie es schon nicht wissen oder so thun... Zur Zeit meines Großvaters, der auch Lehrer war, mußte der Schulgehilfe die Ka-

nonenstiefel des geistlichen Herrn austreten, wenn sie zu eng waren. Die wirklichen Stiefel; ich muß jetzt Ihre geistigen austreten."

„Wieso?" Der Mann Gottes lachte sichtlich belustigt.

Der traurige Geselle zuckte die Achseln. „Wieso?" rief er empört. „Ich trage Naturgeschichte vor, nach Ihnen ... Das Andere können Sie sich denken."

„Gar nichts kann ich mir denken", rief der Mann Gottes überlegen. „Wir, Sie und ich, haben in voller Uebereinstimmung den Lehrplan zu erledigen. Unserer Instruktion gemäß."

„Schön. Nun sagen Sie mir nur Eins: wie ich es anstellen soll, den Verstand der Schüler auszuschalten, wenn er die Widersprüche merkt, trotz unserer Instruktion?"

„Das ist Ihre Sache! Schließlich (er lachte wieder) haben wir Beide unseren Amtsschimmel. Wenn Sie immer hübsch still darauf sitzen bleiben, wird er Sie nie abwerfen. Merken Sie sich Das!"

„Ja," sagte der Andere, „so geht es, wenn man ein Pechvogel ist und von Eltern stammt, die Pechvögel waren, in drei Generationen."

Darauf schieden die Beiden von einander; der Mann Gottes mit einem herablassenden Nicken, der traurige Geselle mit einer ingrimmigen Verbeugung; das Mondkalb drückte sich.

Zwei Jahre vergingen, die Lesebücher wurden dicker und dicker. Die Mondkälber dümmer und dümmer. Manchmal bekamen sie geradezu Kopfschmerzen. Denn sie mußten nun von einer Stunde zur anderen vergessen, was der Mann Gottes von ihrem Glauben, der traurige Geselle von ihrem Wissen forderte. Trotz der Uebereinstimmung des Lehrplanes und der reingefegten Lehrbücher. Frau Wahrheit war zu groß und zu stark geworden für die Kleider, in die man sie hier hineinzwängen wollte. So lief sie mit zerrissenen Aermeln herum und stieß mit den nackten Ellenbogen oft recht unsanft um sich. Lehrer und Mondkälber aber thaten, als sähen und spürten sie nichts.

Eines Tages kam die Erdkunde an die Reihe. Erdkunde und Astronomie waren die heimliche Liebe des traurigen Gesellen. Und weil er immer darüber las, ließ er eines Tages ein Buch liegen, in dem ganz andere Dinge von dem Werden und dem Alter der Erde standen, als der Mann Gottes lehrte. Natürlich machten sich die Mondkälber darüber her und lasen, lasen, bis ihnen zu Muth war, als wären sie eben erst vom Mond heruntergefallen und nicht schon so und so viele Jahre in eine Schule gegangen.

Als der traurige Geselle aber über die Erde zu sprechen begann, schlug er ein anderers Buch auf. Ein Buch, dem man förmlich ansah, wie lange es schon neben dem „Alten Testament" gelegen hatte. Und er sprach von Allem, nur nicht von dem Alter der Erde.

Nun gab das Mondkalb ein Zeichen ... Wie lange die Erde schon da sei, wollte es wissen?

„Seit sie der Liebe Gott erschaffen hat", kam es kurz zurück.

„Wie lange ist Das her?"

„Hats Euch der Mann Gottes nicht gesagt?"

„Ja", rief das Mondkalb. Aber Das könne es wirklich nicht glauben. Denn so dumm man auch auf dem Mond sei: das Alter der Erde kenne man dort genau; weil der Mond eben schon so lange neben der Erde herlaufe. Und dafür reichten die „Sechstausend der Bibel" nicht.

Ueber die Stirn des traurigen Gesellen ging ein Leuchten. Seine Lippen öffneten sich, um endlich, endlich einmal auch der Wahrheit die Ehre zu geben. Einer Wahrheit, die sogar den Mondkälbern schon geläufig war. Aber zu rechter Zeit besann er sich, lachte, zuckte die Achseln und rief: „Ja, liebe Kinder, bei uns ist Das wieder anders. Denn bei uns geht der Amtsschimmel spaziren und Ihr glaubt gar nicht, wie hungrig das Vieh ist. Sogar das Alter der Erde hat er aufgefressen, ganz und gar." Darauf lehrte er, wie es im Buche stand.

„Amtsschimmel? Amtsschimmel?" Das brummte im Kopf des Mondkalbes herum. Wo hatte es das Wort schon gehört? Richtig! Damals, als der Mann Gottes mit dem traurigen Gesellen vor ihm hergegangen war. Er hatte es zuerst ausgesprochen. Da konnte wohl auch er darüber die beste Auskunft geben. Und weil das Mondkalb schon einmal im Zug war, fragte es den Mann Gottes gleich in der nächsten Stunde, was denn ein „Amtsschimmel" sei. Wie der hierherkomme, fragte der Mann Gottes zurück. Das Mondkalb aber meinte mit seiner unschuldigsten Miene, es habe das Wort gehört, wisse sich aber keinen Vers darauf zu machen. Und so bitte es recht schön . . .

Der Mann Gottes lag gerade mit einem Nachbar im Streit. Es war ein langwieriger Prozeß, der ihn viel Galle und Geld kostete und noch immer kein Ende nehmen wollte, so sehr er sich auch im Recht glaubte. Denn da war der lange Zug von Instanz zu Instanz. Und half kein Gelauf und kein Drängen und nicht einmal Frau Protektion. Solcher Prozeß mußte seinen Weg gehen, den selben Weg, den alle Prozesse dieser Art gingen und immer gegangen waren und in Ewigkeit gehen werden. Amen!

„Amtsschimmel! Amtsschimmel!" So, hatte der Mann Gottes Jahre lang gehöhnt, gelästert, getobt. Nun führte ihm die Frage des Mondkalbes das verhaßte Vieh, so zu sagen, am Zügel vor. Und die Galle lief ihm aufs Neue über.

„Was ein Amtsschimmel ist, mein liebes Kind? Na, wenn Einer, so kann ich es Dir genau sagen. Das ist eine Bestie, die nicht unser Herrgott erschaffen hat, sondern die Dummheit der Menschen. Erschaffen, damit der Teufel von Zeit zu Zeit sein helles Vergnügen habe an all dem Unsinn, der auf dem Amtsschimmel daherreitet. Der Amtsschimmel: Das ist der dumme, faule Brauch, ist die Ehrfurcht der Gehirnweichen vor dem Buchstaben und dem Paragraphen und das Heiligthum der Leute, die überhaupt nichts mehr denken wollen. Ja, dieser Amtsschimmel..." Seine Stimme überschlug sich.

„Schau!" Dachte das Mondkalb. „So sprichst Du heute, damals aber..." Und mit der unschuldigsten Miene fragte es, ob man des-

halb nicht klug thue, gerade auf diesem Schimmel immer hübsch still zu sitzen.

Der Mann Gottes aber, der längst nicht mehr wußte, was er damals gesagt hatte, wurde nun erst recht böse. „Stillsitzen? O ja! Aber um es zu können, muß man erst ein Esel werden, ein Esel oder ein Lügner!“ Das Mondkalb hatte genug.

Am nächsten Tage geriethen der Mann Gottes und der traurige Geselle wieder einmal an einander. Diesmal mußte es ein ernstlicher Streit gewesen sein, denn der traurige Geselle war totenblaß, als er in die Schulstube trat, und machte ein Gesicht ...

„Jetzt ist die rechte Stunde“, dachte das Mondkalb. Es stand auf und fragte, was ein Pechvogel sei.

Da geschah das Unerhörte... Der traurige Geselle schnellte plötzlich von seinem Stuhl empor, jäh, heftig. Nicht anders, als habe ihn eine unsichtbare Hand an seinem dünnen Schulmeisterschopf emporgerissen, gerade dort, wo es am Wehsten that. Seine Augen brannten, seine Lippen zitterten und mit einer Stimme, in der alle Qualen aufschluchzten, die er so lange erduldet, und jede Schmach, die seine Mannheit beleidigt hatte, rief er: „Was ein Pechvogel ist, willst Du wissen, mein liebes Kind? Ein Pechvogel ist ein Mensch, der eigens angestellt wird, um zu lehren und doch nie die Wahrheit zu sagen. Um zu bilden und dabei ganz heimlich zu vernichten. Um so lange Unwissenswerthes in eine junge Seele zu stopfen, bis sie zu dumm ist oder zu müde oder zu schlau, um über das Wissenswerthe selbst nachzudenken. Ein Pechvogel ist ein Lehrer, wie ihn die Menschen wollen, und wenn er kein ganzer Schuft ist, wird er wenigstens einmal roth in seinem Leben und sagt die Wahrheit, wie ich. Amen!“

Und er nahm seinen Hut und ging; ging an dem Mann Gottes vorüber, der vor der Thür stand und lauschte. Wenige Tage später hieß es, daß der traurige Geselle aus Amt und Brot gesetzt worden sei. Der Mann Gottes erzählte es den Kollegen, während sie auf dem Korridor hin und her gingen, und lachend sagte er zuletzt: „Er wollte ja immer der Klügere sein, der Herr Kollege. Nun hat er sich gründlich das Maul verbrannt.“

Die Mondkälber aber, die Alles gehört hatten, glaubten plötzlich, zu wissen, was aller Weisheit letzter Schluß auf dieser Erde sei: man durfte sich nicht das Maul verbrennen! Und weil sie doch in dieser Welt gut fortkommen wollten, fingen sie an, recht vorsichtig zu werden und wieder nur „Bäh“ oder auch gar nichts zu sagen, um sich ja nur nicht das Maul zu verbrennen. Bis sie wieder so dumm schienen wie an dem Tag, da sie vom Mond gefallen waren. Um Das zu lernen, waren sie so lange in die Schule gegangen ...

Wien. Eugenie delle Grazie.

Anzeigen.

Bruno Frank: Die Schatten der Dinge. Albert Langen in München.

Man ist heute der „Gedankenlyrik“ abhold. Man meint, der echte Dichter suche seine Gegenstände nur im Gebiete des sinnlich Erfaßbaren, nicht in der Welt der Reflexion, die, unsichtbar wie die Luft, über der Wirklichkeit lagert. Der Gedanke dürfe, dem Dichter kaum bewußt, nur wie ein Duft der lyrischen Blüthe entsteigen. Mache er sich deutlicher bemerkbar, zeige er sich gar als Keim oder Wurzel der Blume, so handle sichs um ein Gewächs von zweifelhafter Herkunft, das im Garten der Poesie eigentlich nichts zu suchen habe. Ein Dichter, der in seinen Gedichten klare Gedanken verkörpert, ist diesen Kritikern sogleich ein Dichter zweiten Ranges, kein „reiner“ Dichter; und seine Gedichte stempelt man zu „Sinngedichten“, auch wenn sie wie ein Hauch aus den Tiefen des Weltherzens anmuthen. Darin sehe ich eine willkürliche Verengung des Begriffs der Poesie. Die Poesie gestaltet mit den Ausdrucksmitteln der Sprache Gefühle. Ihr kommt es (um mich „exakt psychologisch“ auszudrücken) nicht auf die Vorstellungen selbst an, die sie uns vermittelt, sondern auf ihre Gefühlsbetonung. Die will sie auf den Leser übertragen. Vom Gefühl betont aber können alle geistigen Vorgänge intellektueller Art sein, nicht nur die Sinneswahrnehmungen und ihre Gedächtnißbilder. Es giebt Menschen genug, deren Denken nicht minder vom Gefühl betont ist als ihr Sehen, Hören und Riechen, die von abstrakten Gedanken erschüttert und entzückt werden wie von persönlichen Schicksalen; und keine Poetik kann dem so Gearteten verwehren, daß er seine an Gedanken geknüpften Gefühle poetisch gestaltet, um sie so auf Andere zu übertragen. Weshalb eine solche Poesie an sich geringeren Werth haben sollte als die, deren Stimmungsgehalt an konkreten Gegenständen haftet, ist unerfindlich. Man kann sogar behaupten, daß alle große Poesie mehr oder weniger aus Empfindungen geboren wird, die, über das Konkrete weit hinausfliegend, im Ideellen ihre wahre Heimat haben. Zu fordern ist von dem Gedankendichter wie von jedem Dichter nur Eins: daß er das erlebte Fühlen wirklich auf uns überträgt. Wie er Das fertig bringt, ist seine Sache und das Geheimniß seiner Kunst. Bruno Frank besitzt diese Kunst. Er ist ein Gedankendichter echtester Art; schon die „Gedichte“ (die bei Winter in Heidelberg erschienen) des noch nicht Zwanzigjährigen verriethen es. In der zweiten Hälfte des Bändchens waltet eine Nachdenklichkeit und eine Ruhe der Betrachtung, wie sie in diesem Alter ganz ungewöhnlich ist. Dieser Primaner sah in Tiefen, die so jungen Augen sonst noch völlig verborgen sind. Sein Blick hing so lange an „nächt'gen Fernen“, daß ihm von dem Funkeln der Sterne die Augen schmerzten und er sich deshalb selbst ermahnt: „Du mußt die Welten, die sie schmerzen machten, einmal im Dorfteich flimmernd Dir betrachten.“

Was diese „Gedichte“ versprachen, Das haben „Die Schatten der Dinge“ gehalten. Was dort noch unfertig und unbedeutend war, Das steht hier zu voller Reife entwickelt vor uns und entzückt uns eben so durch die Tiefe des Gehalts wie durch die Pracht und Schönheit der dichterischen Form. Frank sucht nicht Unvermögen in ein Wollen umzulügen oder Zuchtlosigkeit als Stärke und Eigenart aufzuputzen. Er ist auch ein Todfeind der Phrase, der abgebrauchten, nichts sagenden Wendung wie der gesuchten, unredlichen Ausdrucksweise, die mehr sagen möchte, als das ihr zu Grunde liegende Empfinden rechtfertigen kann. Deshalb sind seine Gedichte beherrscht von jener edlen Nothwendigkeit, die ein Kunstwerk wie ein Naturprodukt erscheinen läßt. Die Persönlichkeit, die aus diesen gehaltvollen Versen spricht, ist ungemein anziehend. Wir erkennen überall einen ernsthaft philosophischen, von Kants und Schopenhauers Ideen erfüllten Geist, der den „Schleier der Maja“ kennt und doch weiß, daß wir ihn nicht lüften können; wir spüren ein Streben ins Weite, Allgemeine und Bedeutende, das uns erhebt, eine Ruhe, die wohlthut, eine Schwermuth, die nicht bedrückt, eine Milde und Güte, die angenehm erwärmt. Auch wer nicht in Allem denkt wie Bruno Frank, wird doch gern überall mit ihm fühlen. Als Beispiel diene ein Gedicht, das in einem herrlichen Bilde den Gedanken aufleuchten läßt, wie seltsam das räthselvolle Leben und Bewußtsein in langer Kette von einer Generation zur anderen übergeht.

Der Kämmerling.

So wie im Schloß ein später Kämmerling
Lichtstrahlend wandelt durch die hundert Zimmer
Und jedes, das den Wandelnden empfing,
Aufglänzt zu einem kurzen, schwachen Schimmer —
So ist auch dieses schwache Licht in mich
Durch viele, viele Kammern hergeglitten:
Die ließ der Diener dunkel hinter sich —
Und ich.. Auch ich bin fast durchschritten.

Martin Havenstein.

Heimarbeit, ihre Entstehung und Ausartung. Ernst Reinhardt in München. 1 Mark.

Im Februar dieses Jahres hielt ich im Seminar des Geheimrathes Lujo Brentano dieses Referat. Es sollte den Nachweis erbringen, daß das neue Heimarbeitgesetz fast völlig versagt, da das Elend in der Hausindustrie eher zu= als abgenommen hat. Ich habe versucht, die entsetzlichen Zustände, die ich bei meinen Untersuchungen antraf, zu schildern. Jetzt wende ich mich an alle wohlgesinnten Bürger Deutschlands, ohne Unterschied der Partei, mit dem Ruf, dem Elend der von Heimarbeit Lebenden ein Ende zu machen.

Ernst Friedrich Goldschmidt.

Liselotte und Ludwig XIV. R. Oldenburgs Verlag in München. 5 Mark. (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift. Band 25.)

Das Werk verdankt seine Entstehung einem im Archiv des pariser Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten im Winter 1910 von mir aufgefundenen umfangreichen Originalschreiben der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an König Ludwig den Vierzehnten von Frankreich. Das Schriftstück darf als das Intimste in der Gesammtkorrespondenz Liselottens bezeichnet werden und bietet ein hochinteressantes Dokument ihrer Beziehungen zu dem französischen König. Zugleich ist es der einzige uns bisher bekannt gewordene Brief der Herzogin an Ludwig. Nicht nur die Beantwortung der Frage, wann und warum Liselotte mit dem von ihr innig verehrten königlichen Schwager nach einer Reihe glücklicher Jahre in offenen Konflikt gerieth, ermöglicht dieses Rechtfertigungschreiben: es läßt zugleich die Vorgänge im Leben der Pfälzerin seit dem Tod der französischen Königin Maria Theresia schärfer hervortreten als bisher. Ich bin durch den werthvollen Fund angeregt worden, den Verlauf dieser ganz dramatisch sich gestaltenden Beziehungen in den Jahren von 1671 bis 1715 zu untersuchen. Von dieser Seite her fiel auch ein helleres Licht auf den Gemahl Liselottens, den Herzog Philipp von Orleans, und auf das Treiben seiner Favoriten im Palais Royal. Im Verlauf meiner Studien bin ich zu einer Auffassung Liselottens gekommen, die von der bisher giltigen vielfach abweicht. Ein volles Verständniß dieser vielumstrittenen Persönlichkeit ist eben durchaus abhängig von der Kenntniß ihrer Beziehungen zu Ludwig dem Vierzehnten. In einer Beilage habe ich, gestützt auf die Berichte des Französischen Gesandten in Madrid, geprüft, ob Marie Louise von Orleans, Königin von Spanien, die erste Gemahlin Karls des Zweiten, ein 1685 Aufsehen erregendes Verhältniß zu einem Mann hatte, wie in dem von mir publizirten Schreiben Liselottens behauptet wird.

München. Dr. Michael Strich.

Friedrich Hebbel, Beitrag zu einem Psychogramm. (Hebbel-Forschungen, Band VI.) B. Behrs Verlag in Berlin-Steglitz.

Im Gegensatz zur generellen Psychologie, die als nomothetische Wissenschaft das Allgemeingiltige und Gesetzmäßige des seelischen Funktionirens aus der Fülle der individuellen Besonderheiten herauszuarbeiten strebt, sucht die „Differentielle Psychologie“ (so genannt nach ihrem ersten Wegweiser: William Stern in Breslau), zunächst auf idiographischem Weg, das Singuläre der Individualität, dieser „Asymptote der Gesetze suchenden Wissenschaft“, zu erforschen und darzustellen, wozu sie sich einer möglichst neutralen und möglichst vollständigen, nach übersichtlichen Eintheilungprinzipien geordneten Liste der Merkmale, die für die Erforschung von Individualitäten in Betracht kom-

men können, bedient: eines (auf Grund Jahre langer Vorarbeiten organisirter Gemeinschaften entstandenen) „psychographischen Schemas“. Unter Benutzung dieses Schemas macht mein Beitrag zu einem Psychogramm Friedrich Hebbels den Versuch, die theoretisch gewonnenen Richtlinien zur wissenschaftlich-objektiven Festlegung der wesentlichen Merkmale eines Menschenlebens praktisch anzulegen und zwar an Hebbel, dessen Wesen und Werk zu einem solchen Versuch besonders herausfordert, und so zum Ausbau dieser der subjektiven Intuition des nachschaffenden Künstlers, Historikers, praktischen Menschenkenners entrückten (vielleicht vorarbeitenden) zukunftträchtigen Methode der Biographirung beizutragen. Diese Hebbel-Psychographie hat neben den vorhandenen Beographien volle Daseinsberechtigung, weil sie mit ihren methodisch bedachtsam ausgewählten, logisch übersichtlich angeordneten Rubriken als rasch und zuverlässig informirendes biopsychographisches Nachschlagebuch benutzbar ist und der Hebbel-Forschung werthvolle Dienste zu leisten vermag. Dr. Ludwig Lewin.

Die Novellen um Claudia. Ernst Rowohlt in Leipzig.

Wenn man eine Anzeige seines eigenen Buches verfaßt, so wird man nicht anders vorgehen können als ein gewissenhafter Handwerker, der die Arbeit und das Material seiner Werkstatt verantwortet und dem Käufer des Werkstückes überläßt, andere und persönliche Tugenden daran zu bemerken. So ist von diesen sieben Novellen zu sagen, daß sie eine strenge Einheit bilden wie irgendein Roman; daß diese Form gewählt ward, um nichts Ueberflüssiges vorzubringen, und weil sie erlaubte, viel runder und gleichsam von mehr Seiten an die Personen heranzusehen, als der an sein Geschehen gebundene Roman oder gar die auf ein Ereigniß hin erzählte Novelle. Man wird ferner angeben dürfen, daß starke und wohl sichtbare Leitungen von einer Novelle zur anderen und von der letzten schließend zur ersten gehen, daß innerhalb jeder Geschichte Etwas erzählt wird, jedesmal auf eigene Art, und daß so siebenfach variirt das Problem des Erzählens zu einem der Formprobleme des Buches ward. Man darf auch darauf hindeuten, daß nirgendwo eine naturalistische Fiktion angestrebt wurde, wohl aber die psychologische Bedingtheit jedes Geschehens streng logisch aufgebaut werden sollte. Die Titel der besonderen Erzählungen geben den äußeren, an sich gleichgiltigen Gegenstand an, um den die seelischen Kristalle sich ansetzen und ihn werthvoll machen, spannend und schön; Alles, was in diesem Buch lebt, empfängt seinen Werth nur von der Seele, und wenn man weiß, daß Erschütterndes und wundervoll Wechselndes in einem Menschen vorgehen kann, der nichts „thut“ als an einem Theetisch sitzen, daß das seelische Geschehen unendlich eingreifender und heroischer zu sein vermag als die Thaten, die man in Wikingerbüchern findet, so wird man kaum voraussetzen, daß ein solches Buch unvermeidlich langweilen muß, wenn man noch mit halbem Ohr und zum Schluß sich zuflüstern läßt, der Verfasser habe die Absicht gehabt, deutsch musikalisch zu schreiben.

[...]stock. Arnold Zweig.

Russische Wünsche.

Das Finanzgeschäft, das der russische Ministerpräsident in Paris vorbereitet hat, galt wirklich nur den Eisenbahn-Obligationen; 500 Millionen. Paris hat sich für russische Eisenbahnpapiere bisher wenig interessirt; Berlin war an der Finanzirung der russischen Eisenbahnen stärker betheiligt. Von den 918 Millionen Rubeln russischer Eisenbahnprioritäten, die seit 1908 emittirt wurden, ist auf Berlin ein großer Prozentsatz entfallen. Noch im Juni 1913, mitten im Balkankrieg, wurden 4½prozentige Obligationen der Wladikawkasbahn in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt. Der Kapitalist kauft diese Werthpapiere gern; sie verzinsen das ihnen anvertraute Geld nicht übel und sind im Kurs ziemlich zuverlässig. Um politische Feinheiten kümmert sich aber der Deutsche weniger als der Franzose. Kokowzew gehört nicht zu den Anhängern der Eisenbahnverstaatlichung. Aus einer Denkschrift, die er zugleich mit dem Voranschlag für 1914 der Reichsduma einreichte, spricht nicht Begeisterung für die Idee, dem Staat die lückenlose Eisenbahnhoheit zu übertragen. Die Privatbahnen rentiren sich im Allgemeinen gut. Ihre Schuldverschreibungen unterscheiden sich kaum von den Staatspapieren; und es ist leichter, durch solche Prioritäten Geld für den Bahnbau zu gewinnen als durch eine offizielle Staatsanleihe. Die wirkt als Sensation und stört die Ruhe der russischen Renten. Quieta non movere. Die alten Börsenwitze über die Russen belacht kein Mensch mehr. Die Regirung hat für Eisenbahnen weniger ausgegeben, als der private Kredit aufgenommen hat. Im Jahrfünft 1908 bis 13 etwa 521 Millionen Rubel. Und der Etat für 1914 fordert 110 Millionen. Kokowzew hat an die Unifizirung der Eisenbahnanleihen gedacht; an die Ablösung der alten Obligationen durch Staatsrente. Das wäre schon wegen der Gleichartigkeit beider Rentensorten überflüssig; sollte wohl auch nur eine Konzession an die unter Wittes Führung stehende Gruppe der Freunde des Staatsbetriebes sein. Kokowzew hat von seinen pariser Erlebnissen eine Darstellung gegeben, die ausschweifende Optimisten in die Schranken weist. Sie hatten sich zu laut für den stets bereiten Geschäftsfreund an der Seine begeistert und in phantastischen Schilderungen der Unerschöpflichkeit seines Geldvorrathes geschwelgt. In diesen Schaumwein hat Kokowzew ziemlich viel Wasser gegossen. Auf Frankreichs Geldbereitschaft lauert (nach der Darstellung im russischen amtlichen Finanzblatt) ein Darlehensbegehr im Umfang von 7 Milliarden. Zu haben seien fürs Erste aber nur 2½ bis 3 Milliarden. Und der Balkan will mitessen.

Rußlands Staatsbudget wurde lauter besprochen, als es nur ungünstige Daten brachte. Der Voranschlag für 1914 schließt zwar mit einem kleinen Defizit von 23 Millionen, wird aber, wie es auch im Entwurf für 1913 geschah, durch die Duma glatt gemacht werden. Die erste Aufstellung für 1913 hatte einen Fehlbetrag von 29 Millionen ergeben. Durch den wirklichen Verlauf des Finanzjahres ist aber diese

vorsichtige Schätzung nicht nur widerlegt, sondern sogar durch sichere Hoffnung auf einen Ueberschuß ersetzt worden. Die Bilanz von 1912 weist einen Saldo von 110 Millionen Rubel aus. Die freie Barreserve, die einen Dispositionfonds zur Ausgleichung besonderer Schäden im Budget bildet, hatte sich vom ersten Januar 1912 bis 1913 (um 36) auf 437 Millionen Rubel erniedrigt. Am ersten Januar 1914 wird sie wahrscheinlich mehr als 500 Millionen betragen. Die Bilanzsumme des Voranschlages für 1914 beträgt 3558 Millionen Rubel (die des Deutschen Reiches 3403 Millionen Mark) und ist seit 1912 um 452 Millionen gewachsen. Kein übles Zeichen für die Stärkung der ökonomischen Kräfte. Daß die russischen Staatsbahnen sich gut entiren, verdanken sie den Ernten. Ihre Einnahmen werden im neuen Etat auf 858 Millionen (gegen 787) geschätzt. Der Branntwein aber liefert noch immer den besten Ertrag: 936 Millionen (gegen 837). Seit 1908 hat sich die Finanzkraft des Branntweinmonopols um 227 Millionen erhöht. Die Ausgaben für die Staatsschulden werden nicht größer, sie neigen sich eher nach unten. Das ist wichtig; denn das Zarenreich hat lange im Ruf des zähesten Schuldenmachers gestanden. Durch Ziffern widerlegt es diese Anklage. Die russische Staatsschuld ist von 9055 (1909) auf 8828 Millionen Rubel zusammengeschrumpft. Das ist mehr, als Deutschland und Frankreich von sich sagen dürfen. Aus dieser Quelle kann sich das Selbstgefühl der Russen stärken.

An dem fehlts nicht, wie die ersten Regungen des Willens für die künftige Handelspolitik gezeigt haben. Deutschland weiß heute schon, daß Rußland den nächsten Handelsvertrag für sich günstiger gestalten will. Es fängt früh an, für den neuen Pakt zu sorgen. Der im Juli 1904 unterschriebene deutsch-russische Vertrag hat eine Geltung von zwölf Jahren. Sein Ende ist also noch ziemlich fern. Aber man denkt vielleicht an den Zollkrieg, der 1893, während der Vorbereitung des dann von Caprivi gezeichneten Vertrages, ausbrach. In einem Krieg verlöre Rußland mehr als das Deutsche Reich. Der größte Getreideexporteur Europas ist zugleich der Hauptlieferant Deutschlands. Dieses Absatzgebiet muß er schonen. Die Hälfte des Werthes der russischen Gesammtausfuhr über die europäische Grenze wird durch den Export nach Deutschland aufgebracht. Bis 1911 stand Rußland an der Spitze der Länder, die den deutschen Markt beschicken. 1912 hatten die Vereinigten Staaten einen kleinen Vorsprung. Der russische Import erreichte die Summe von 1528 Millionen Mark (gegen 1634 und 1386 in den beiden Vorjahren). Ganz anders steht es bei der deutschen Ausfuhr. Da hat England den ersten Platz und der Russe kommt erst an fünfter Stelle, zwischen Frankreich (4) und den Niederlanden (6); nach der Werthziffer mit 680 Millionen Mark (gegen 625 und 547). Die deutsche Industrie darf natürlich solchen Faktor nicht gering schätzen (thut es auch nicht, wie ihre stets gerühmte Geschäftstaktik in Rußland zeigt); aber der Russe ist an der Verkehrspflege stärker interessirt. Die amerikanische Industrieleistung wird gepriesen, obwohl das Zaren-

reich und die Union de facto im Zollkrieg leben. Solche Sympathien verlegen dem deutschen Fabrikat oft den Weg. Dabei giebts Paradoxe, daß man lachen könnte. Die International Harvester Co., der große amerikanische Trust für landwirthschaftliche Maschinen (ob er ungesetzlich ist, sucht man noch immer festzustellen), hat in Rußland Fabriken, die natürlich dem konkurrirenden Ausland unbequem sind. Und der selbe Trust, der den deutschen Produzenten den Absatz nach Rußland erschweren kann, hat auch in Deutschland ein eigenes Etablissement: in Neuß, in der Rheinprovinz! Lustig, nicht wahr?

Die russischen Wirthschaftpolitiker möchten uns die Getreideeinfuhrscheine, die in Deutschland nach dem Abschluß des Handelsvertrages mit Rußland eingeführt wurden, und die hohen Getreidezölle verleiden und drohen für den Fall, daß beide Uebel nicht beseitigt werden, mit dem Erlaß eines Auswanderungverbotes für russische Landarbeiter. Der Arbeiter, der über die russische Grenze nach Deutschland kommt, ist dem Landwirth unentbehrlich geworden. Niemand wüßte, wie diese billigen Hände (mehr als hunderttausend Mann kommen in jedem Jahr zu uns) ersetzt werden könnten. Rußland kann aber auf die Wichtigkeit der 1907 begonnenen bäuerlichen Agrarreform verweisen, um die Fesselung der Landarbeiter an die Scholle zu begründen. Kokowzew sagt in der Denkschrift zum Budget für 1913: „Diese Reform bereitet im Leben der Landbevölkerung eine Umwälzung vor, deren Folgen allmählich auf die ganze Wirthschaftlage Rußlands einzuwirken beginnen.“ Wenn der Regirung gelingt, die Lebenshaltung der Bauern zu bessern, müssen sich auch die Exportverhältnisse ändern. Nimmt der Getreideverbrauch im eigenen Land zu (daß Rußland nicht exportirt, um sich vor Ueberproduktion zu schützen, sondern Noth und Ausfuhr in eigenartigem Kontrast sehen läßt, ist bekannt), so muß die Exportpolitik dem neuen Zustand angepaßt werden. Vielleicht denkt der Staat an diese Möglichkeit und entspringt der Wunsch nach Aenderung der deutschen Zolltaktik solcher Erwägung. Aber auch das bedrohliche Wachsen der Konkurrenten ist zu bedenken. In Deutschland ist der argentinische Weizen wichtig geworden. Noch vor zehn Jahren war sein Theil an der Versorgung des deutschen Marktes nicht größer als die Hälfte der russischen Quote. Heute sind die Mengen nicht mehr weit auseinander. Rußland sieht, daß sein Primat als Getreidelieferant bedroht ist, und sucht sich zu wehren. Die russische Getreideausfuhr ist in den letzten zehn Jahren von 466 Millionen Pud (1 Pud gleich 16,4 Kilo) und 344 Millionen Rubel auf 821 Millionen Pud und 735 Millionen Rubel gestiegen. Dem Gewicht nach um 76, dem Werth nach um 114 Prozent.

Der russische Großgrundbesitz will die Konkurrenz von deutschem Roggen und Mehl loswerden und zugleich seinen Absatz nach Deutschland sichern. Deshalb ist er gegen die Einfuhrscheine und gegen die Getreidezölle, die für Weizen 55, für Roggen 50 Mark auf die Tonne betragen (gegen 35 Mark zur Zeit der Caprivivertäge und 10 Mark

anno 1879). Bei uns darf man natürlich nicht fragen, was den Russen frommt, sondern, wie die deutsche Landwirthschaft, Industrie, Handel und Fiskus über die ernste Sache denken. Der Konsument kommt nicht zu Wort. Wenns nach ihm ginge, brauchte Rußland nicht lange zu drohen oder zu bitten. Durch die Einfuhrscheine, die als Ausfuhrprämien wirken, ist die Möglichkeit, daß der Konsum aus einer reichen Ernte Vortheil zieht, fast ausgeschlossen. Je größer der Ernteertrag, desto größer auch die Ausfuhr. Die Einfuhr fremden Getreides steigt auch dann, wenn der Ernteertrag genügen würde, um die Ansprüche der Heimath zu befriedigen. Uebertreibungen des Prämiensystems wurden vor zwei Jahren beseitigt: die Geltungdauer der Einfuhrscheine, die vorher sechs Monate betragen und dem Handel in diesen Werthpapieren einen Aufschwung gegeben hatte, ist verkürzt und die Anwendung für Kaffee und Petroleum aufgehoben worden. Für jede Getreideart sind sie noch anwendbar. Wer Weizen ausführt, darf auf seinen Schein Hafer, Gerste, Bohnen, Raps oder Aehnliches zollfrei importiren. Roggen hat den Hauptgrund zur Kritik geliefert, fiskaliter und von russischer Seite. Deutschland ist durch die Ausfuhrprämie Roggenexporteur en gros geworden. Im Jahr 1912 wurden 481 000 Tonnen mehr aus- als eingeführt. Da der Zoll für die Tonne 50 Mark beträgt und in dieser Höhe dem Exporteur vergütet wird, so hat die Reichskasse 24 Millionen Mark mehr ausgegeben als eingenommen. In dieser Summe ist die Bonifikation für Mehl nicht mit enthalten. Die macht auch noch 12 bis 15 Millionen aus. Man braucht also den unglücklichen Brotesser garnicht in die Rechnung zu stellen, um, durch die bloße Betrachtung des Fiskus, gegen den volkswirthschaftlichen Werth der Einfuhrscheine mißtrauisch zu werden. In Rußland aber giebts zwei Parteien: eine, die sich über den billigen deutschen Roggen freut, mit dessen Hilfe die deutschen Müller um ihre Geschäfte in Rußland gebracht werden können, und eine andere, die behauptet, der russische Produzent werde auf seinen eigenen Märkten durch das deutsche Fabrikat unterboten und dazu helfe auch die Ausfuhrprämie. Die zweite Gruppe fordert längst Einfuhrzölle auf deutsche Feldfrüchte: und Kokowzew hat ihren Wunsch in dem Gesetzentwurf erfüllt, der das deutsche Getreide mit Zollpflicht belastet. Das war der erste Schuß.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

ukunft

Herausgeber:
MaXimilian Hardon<
FÃ¼nfmidachtzigster Band.
Berlin.
Verlag der Zukunft.

An-
s
Ar
An
Ar.
d
Ar
!
5>
6

nterredungen mit einem Rittergutsbesitzer aus dem Posen-
schen, Herrn D., und Material, das er mir geschickt hat,
veranlassen mich, die Thatsachen zu rekapituliren, die mir den
Feldzug Preußens gegen seine Polen als das allerseltsamste Spe»
gimen vom Gegentheil politischer Weisheit erscheinen lassen.
I. Den Polen der Provinzen Posen und Westpreußen ist durch
die wiener Kongreßakte vom dritten und vierten Mai 1813 und
die Proklamation des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten vom
fünfzehnten Mai des selben Jahres das Recht auf Bewahrung
ihrer Nationalität und Sprache zugesichert worden; und sie haben
dieses Recht nicht verwirkt. An den Revolutionen ihrer russischen
und galizischen Brüder 1830/31 und der russischen Polen 1862/63
haben sie nicht theilgenommen und mit den Putschen des euro-
'päischen Revolutionjahrs 1848 könnte man Ausnahmemaßregeln
eben so gut für Berlin, Wien und ganz Baden wie für die Polen
begründen. Aebrigens bestanden die Haufen Mieroslawskis nur
aus dem Dienstpersonal von Gutsbesitzern und aus städtischen
Proletariern. Einem Edelmanns, der in der DorfschSnke die
Bauern aufzuwiegeln versuchte, antwortete ein alter Bauer: „Ich
danke, Herr, für Ihre Freundschaft", und zeigte die Narben der
Kantschuhiebe, die er in den Tagen der glorreichen polnischen
Republik erlitten hatte. Als bei der Berathung der Verfassung
des Norddeutschen Bundes die Polen am achtzehnten März 1867
gegen die Einbeziehung der ehemals polnischen Landestheile in
den Bund protestirten, hielt ihnen Bismarck ein langes Register
der Sünden ihrer Väter vor, der Gewaltthaten, die ihr Staat an
Menschen anderer Nationalitäten verübt hat; von der damaligen

i

Gegenwart aber und der Masse der polnischen Unterthanen Preu-
ßens gestand er, daß sie für die Wohlthaten der preußischen Ver-
lwaltung dankbar seien. Es ist, so sprach er, „trotz allen Verfüh-
xungmitteln, die angewendet wurden, bei den ungefähr alle fünf-
zehn Jahre sich wiederholenden Insurrektionen nicht gelungen, die
preußischen Unterthanen polnischer Zunge in irgend erheblicher
Anzahl zu verführen". Mit solcher Energie habe sich der Bauer
gegen den Versuch des Adels, das polnische Reich wiederherzu-
stellen, gewehrt, daß im Jahr 1848 die Regirung im Interesse der
Menschlichkeit andere als polnische Truppen gegen die Aufständi-
schen zu verwenden beschlossen habe. „Diese selben Gefühle der
"Anhänglichkeit haben die polnischen Soldaten (ich berufe mich
auf das Zeugniß des verehrten Generals, welcher an der Spitze
des Fünften Armeecorps steht) auf allen Schlachtfeldern bethätigt:
sie haben ihre Treue gegen den König auf den dänischen und auf
den böhmischen Schlachtfeldern mit ihrem Blut und mit der ihrer
Nationalität eigenthümlichen Tapferkeit besiegelt." Die selbe
Treue und Tapferkeit haben sie drei Jahre darauf in Frankreich
bewährt. Hier und in Böhmen hatten sie gegen Glaubensgenossen,
in Böhmen sogar gegen Volksgenossen zu kämpfen. Bei Trautenau
ließ der Anführer eines galizischen Regiments die Melodie von
„Noch ist Polen nicht verloren" spielen; aber weder die Klänge
dieses Nationalliedes noch der mündliche Zuruf der polnischen
Brüder vermochte die Treue der Posener zu erschüttern; sie warfen
die Galizier zurück „und pflanzten auf den Leichen ihrer Brüder
die preußische Siegesfahne auf." („Sind die Polen Staatsver-
räther?" Offener Brief an Professor Or. Otto Hötzsch. Posen, bei
W. Templowicz, 1908.) Alle Beweise für den Deutschenhaß der
Polen, die der verständige Herr W. von Massow in seinem Polen-
buch anführt, stammen aus der Zeit nach 1870, aus der Zeit des
Kulturkampfes und der Antipolengesetzgebung; und die Polen
wären, habe ich oft gesagt, nicht Menschen, sondern verächtliche
Hunde, wenn sie Das, was ihnen in dieser Zeit widerfahren ist,
nicht mit Haß und unbeugsamer Opposition beantwortet hätten.
Gaß sich die Geistlichen erst seit dem Kulturkampf an der Auf-
hetzung betheiligten, wie sogar der dem Ostmarkenverein freundlich
gesinnte Richard Witting meint („DasOstmarkenproblem",Berlin,
1907, bei Puttkammer S Mühlbrecht), ist nicht richtig. Im Jahr
1859 erzählte mir in Schwiebus ein deutscher Kaplan mit Ent-
rüstung, er habe einen polnischen Geistlichen sagen hören: „Wenn
uns jeder andere Weg, für Polen zu wirken, versperrt wird, bleibt
uns doch noch der Beichtstuhl"; und 1869 hörte ich in Liegnltz einen
durchreisenden polnischen Propst auf den Erzbischof Ledvchowski

schimpfen, der den Geistlichen die politische Agitation streng verbiete. Fünf Jahre darauf ließ die Weisheit der preußischen Regirung diesen Ledochowski nach Ostrowo abführen, weil er Gesetzen über Dinge, die den Staat nicht angehen, Gesetzen, denen zu gehorchen sein Gewissen ihm verbot, passiven Widerstand leistete, und die deutschen Soldaten, die ihn eskortiren mußten, thaten es mit Zähneknirschen, wie mir einer von ihnen erzählte. Also Geist» liiche, die den Adeligen bei der erfolglosen und darum für den Staat ungefährlichen, aber natürlich strafbaren Hetze halfen, hat es schon vor dem Kulturkampf gegeben; doch sie durften es ungestraft thun und bis auf den heutigen Tag werden nicht die Hetzer bestraft, sondern statt ihrer wird das schuldlose Volk drangsalirt, wie sowohl ein Hakatist klagt, M. v. Witten (Pseudonym, in „Unsere Ostmark", Lissa, 1907), als der Antihakatist Karl Schönberg. (Dieser deutsche Rittergutsbesitzer hat unter dem Titel „In letzter Stunde! Nothschrei eines deutschen Sohnes der Provinz Posen, Mahnwort und herzliche Bitte an die Heimath genossen deutscher und polnischer Zunge", bei Karl Curtius in Berlin, 1908, vor der Annahme des Enteignungsgesetzes gewarnt.) Der Verfasser des Offenen Briefes an Professor Dr. Hötzsch fragt mit dem Königlichen Oberamtmann und Rittergutsbesitzer Paul Fuß („Die Zustände in der Provinz Posen"; bei Tonmszewski in Posen): „Seit etwa vierzig Iahren leben wir und bewegen wir uns mitten im Hochverrath, ohne daß die Zuchthäuser und Gefängnisse mit polnischen Verbrechern überfüllt sind?" Die paar Polenprozesse, die 5vir erlebt haben, waren Beleidigungprozesse gegen Zeitungschreiber oder Prozesse gegen Gymnasiasten, die sich in Vereinen mit ihrer nationalen Geschichte und Literatur beschäftigt hatten, was zu verbieten außerhalb Preußens noch keinem civilisirten odev zincivilisirten Staat eingefallen ist. An Versuchen, durch Verhetzung einen Putsch zu Stande zu bringen, hat es ja nicht gefehlt; der Merkwürdigste liegt vor dem Kulturkampf: er wurde von der Königlichen Polizei der Stadt Posen unternommen. (Man lese den stenographischen Bericht über die Interpellation des Abgeordneten Dr. von Niegolewski in der fünfzigsten Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am zwölften Mai 1860; der bei Louis Merzbach in Posen erschienene Sonderabdruck ist im selben Jahre in vier Auflagen erschienen.) Aber alle Bemühungen, einen Polenpuisch hervorzurufen, sind erfolglos geblieben. Der Herr Iustizrath Franz Wagner („Materialien zur Frage der Enteignung in der Ostmark", Puttkammer öd Mühlbrccht in Berlin, 1911) sieht freilich eine Auflehnung gegen den Staat schon darin, daß sich die polnische Presse über die massenhafte Verschickung polni-

scher Post- und Bahnbeamten nach dem Westen beschwert hat. „Während jeder andere preußische Beamte fein Vaterland und seine Heimath in der gesammten preußischen Monarchie sieht, soll der Pole ein besonderes durch seine frühere Zugehörigkeit zum polnischen Reich begrenztes Feld seiner Thätigkeit zu beanspruchen berechtigt sein. Diese Vorstellung eines engeren Vaterlandes, eines Staates im Staat, ist in der polnischen Bevölkerung die vorherrschende und ihre dauernde Grundlage ist in der unverminderten Seßhaftigkeit der Polen in den alten Grenzen des früheren Reiches zu suchen. Diese Seßhaftigkeit verhindert ein allmähliches Eindringen deutscher Bevölkerung und deutscher Sprache und erzeugt einen Zustand der Abschließung, unter dem die Interessen des Staates im höchsten Grade leiden." Daß kein Staatsinteresse darunter leidet, wird sogleich gezeigt werden, und daß dem preußischen Beamten der Staat als Heimath gelte, ist nicht wahr. Der preußische Beamte, der von Berlin nach Buxtehude oder aus dem. Rheingau nach Meseritz versetzt wird, geht zwar, schimpft jedoch nicht weniger als der Pole, den man aus Meseritz nach dem Rheingau schickt; wahrscheinlich mehr. Und der Pole geht auch; und wenn er flucht, weil er aus einer reizlosen Gegend in eine schönere versetzt wird, während beim Deutschen das Umgekehrte die Ursache des Fluchens ist, so verdient er eine Prämie vom Staate. Denn im Interesse des Staates liegt es, daß auch seine reizlosen Gebiete bevölkert bleiben oder werden und daß auch in ihnen sein Dienst unverdrossen verrichtet werde; und daß Zigeunerhaftigkeit immer mehr um sich greift, Heimathliebe und Bodenständigkeit schwinden, wird von allen guten Patrioten als eins der schlimmsten Uebel unserer Zeit beklagt. Heimathliebe ist die Wurzel der Vaterlandliebe. Nicht um den preußischen Staat zu retten, haben 1813 die Deutschen die Franzosen aus dem Lande getrieben, sondern, weil ein Jeder wieder in den ungestörten Besitz seines mit einer besüimmten Landschaft verwachsenen heimischen Herdes gelangen wollte; und für den Staat Preußen haben sie sich nur darum begeistert, weil er den Befreiungskampf organisirle. Der Staat ist immer nur ein Mittel für höhere Zwecke; nur einer den Staat beherrschenden Kaste oder einer Bureaukratie, die sich selbst mit dem Staat identifizirt, liegt es nah, den Staat für ihr Vaterland anzusehen und immer am Liebsten dort zu sein, wo der höchste Gehalt winkt (ubi berie, ibi patria); ihr ist der Staat natürlich Selbstzweck; dem Volk aber steht sie, je mehr Dies der Fall ist, desto fremder, feindlicher gegenüber. Auch die antike Vaterlandliebe ist Liebe zu einer engbegrenzten Heimath gewesen; nicht mehr als 30^0 Bürger gönnt Plato seiner Idealpolis. Die Bürger des römi-

schen Weltreiches waren Kosmopoliten. Das Vaterland liebt man,
Den Staat schätzt und achtet man. Mehr als von jedem anderem
gilt Das vom preußischen Staate, den außer Offizieren und hohen
Beamten noch nie Jemand geliebt hat. Anter allen Objekten, an
Denen der geplagte Sterbliche seinen Unmuth durch Schimpfen
auszulassen pflegt, ist der Staat von je her das beliebteste gewesen.
Im Schimpfen, in thörichten Redensarten und in politischen
oder vielmehr unpolitischen Dummheiten leisten ja nun die pol-
nische Presse und die Agitatoren Großartiges, weil vierzigjährige
Bexationen den Unwillen der polnischen Bevölkerung zur Siede-
hitze gesteigert haben, weil jeder langandauernden Volksbewegung
die Tendenz zum Radikalismus innewohnt und weil jeder poli-
tische Parteikampf eine Rotte gewerbsmäßiger Agitatoren züchtet,
die vom Schimpfen und Hetzen leben. Aber solches Schimpfen
nnd Hetzen rechtfertigt noch keine gesetzgeberische Aktion. Eben so
wenig dürfen Gesinnungen und Münsche als Beweggründe für
eine solche geltend gemacht werden. Wegen unfreundlicher Ge-
sinnung gegen den preußischen Staat könnten über neunund-
neunzig Hundertstel seiner Bürger Ausnahmegesetze verhängt
werden; und die Sehnsucht nach dem polnischen Reich eignet sich
so wenig! zu einem Objekt krimineller Behandlung wie die Be-
geisterung fü>r den sozialistischen oder sozialliberalen Zukunft-
staat und die Betrüb niß der Ultramontanen über den Untergang
Der päpstlichen Universalmonarchie und des Kirchenstaates. In
der Zeit der Hexenprozesse wurde vor ein schottisches Tribunal eine
Frau gebracht, die behauptete, fliegen zu können. „Du kannst
fliegen?" fragte der vernünftige Richter. „Ja." „Nun, so fliege
nach Haus? wir haben kein Gesetz, welches das Fliegen verböte."
Aehnlich dürfte ein vernünftiger Richter schwärmerischen Gym-
nasiasten sagen: „Ihr wollt das polnische Reich wiederherstellen?
Nun, so stellt es her; Eure Führer haben ja wohl für diesen Zweck
«inen Nationalschatz von zweihunderttausend Mark gesammelt;
wir haben kein Gesetz, das Gymnasiasten verböte, polnische Reiche
.'und andere Luftschlösser zu bauen." Dem Volk ist die nationale
.Feindschaft des polnischen Adels und Klerus erst durch den Kul-
turkampf eingetrieben worden, so daß seitdem die nationalpol-
nische Bewegung, wie Geheimrath Witting und Andere hervor-
heben, „demokratisch" geworden ist und die Geistlichen an dem
Kampfe theilnehmen müssen, wenn sie nicht den Boden im Volk
verlieren wollen. Unbezahlbar ist das Zeugniß, das der frühere
Kultusminister Studt am zweiten Mai dieses Jahres im Herren-
haus ausstellte: „Ich habe eine fast fünfzigjährige Erfahrung über
die Geschichte und Entwickelung der polnischen Landestheile; ich

kam als ganz junger Landrath dahin. Als ich meine erste Rund-
reise machte, begrüßten mich die Ortsvorsteher aufs Freundlichste
und erklärten, sie feien gute Deutsche und Preußen. Wie hat
sich Das geändert!" Und damit es sich weiter so zum Schlechten
ändere, müssen wir auf dem eingeschlagenen Holzweg weiter»
streben, folgert die Logik unserer Staatsweisen.
Das Alles habe ich natürlich nicht angeführt, um unsre
Hakatisten zu überzeugen, die ja das Tatsächliche genauer kennen
als ich. So weit es sich in der Angelegenheit um Ethisches
handelt: Das wird von ihnen ausdrücklich ausgeschaltet. Es hat
za auch wirklich in tter Politik niemals viel zu sagen gehabt.
In der äußeren, Das räumt auch C. CZ. ein („Ueber die anti-
polnische Politik der preußischen Regirung aus Anlaß des Ent-
eignungsgesetzes; Krakau, Gebethner K Co., 1911); aber, meint
>er, in der inneren Politik bekommt die Ausschaltung der Re-
girung manchmal nicht gut. Ich habe also diese Thatsachen nur
angeführt, um die Befürworter dieser Politik daran zu erinnern,
daß, Versuche, sie mit angeblichen Verschuldungen der preußischen
Polen zu rechtfertigen, innerhalb wie außerhalb Preußens gar
keinen oder nur einen kläglichen Eindruck machen. Die Herren
behandeln die Frage als reine Machtfrage; demnach ist auch hier
nur zu fragen, ob ihre Macht genügt, ihre Zwecke zu erreichen,
ob sie wirksame Mittel anwenden und ob diese Zwecke vom
Standpunkte der deutschen Politik aus zu rechtfertigen sind.
II. Einer ihrer Zwecke ist die Germanisirung der Polen.
Versteht man darunter die Umbildung der körperlichen und der
seelischen Konstitution, so hat die Staatsgewalt kein Mittel, eine
solche biologische Umwandlung zu vollziehen. Denkweise einer
Bevölkerung dagegen und ihre Anschauungen können durch Er-
ziehung, Kultur und Nmgang umgebildet, ihre Sprache mit einer
anderen zu vertauschen, kann sie bewogen werden. Daß. Menschen
in Masse eine andere Sprache annehmen, geschieht oft, aber immer
nur, wenn sie Vortheil von dem Tausch haben, und eine Ver-
söhnung oder Verschmelzung mit den Bringern oder Trägern der
neuen Sprache bedeutet der Tausch nur dann, wenn sie sich unter
ihnen wohl fühlen und keinen Anlaß zum Groll gegen sie haben.
So verschmelzen alle Einwanderer in Nordamerika, nicht nur die
deutschen, rasch mit der angelsächsischen Hauptmasse der Ein-
wohnerschaft; so haben einst die slavischen Bewohner Mittel- und
Niederschlesiens die Sprache und die Einrichtungen der deutschen
Kolonisten angenommen, die ihnen gefielen; auch, daß kein reli-
giöser Gegensatz im Wege stand, war von Wichtigkeit. (In den
Vereinigten Staaten müht sich der katholische Welt» und Ordens-

klerus, seinen Gemeinden die deutsche Muttersprache zu erhalten, weil sie sonst den Sekten oder dem Unglauben anheimfallen.) Dagegen haben die Iren, als sie (freiwillig, des besseren Fortkommens und der Bequemlichkeit wegen; Schulzwang kannte inan ja in Irland so wenig wie in England) die englische Sprache annahmen, nicht aufgehört, die Engländer zu hassen. Daß der englisch sprechende Ire in Gemüth und Temperament Ire bleibt, versteht sich von selbst; Alles, was Phantasie und Esprit hat in England, ist irischer Abkunft, sagen Kenner beider Volksarten. Auch die preußischen Polen haben die deutsche Sprache, die ihnen >das Fortkommen erleichterte, immer gern erlernt. Aber als ihre Muttersprache aus der Schule verbannt wurde, da hielten sie es für Ehrenpflicht, das Deutsche zu meiden und sich zu stellen, pls verständen sie Hein Deutsch. In meiner Jugend, sagt mir ein Herr, wurde in den Familien viel mehr Deutsch gesprochen als heute. Die polnischen Bauern Oberschlesiens freuten sich, wenn ihre Kinder Deutsch lernten, aber sobald das Deutsche als Unterrichtssprache eingeführt worden war, zerrissen sie den Kindern die deutschen Bücher und riefen: „Ihr dürft mir kein deutsches jBuch mehr ins Haus bringen!" Die Sprachquälerei, die im Kulturkampf begann, hat das Kunststück fertig gebracht, die oberschlesischen Wasserpolacken, die niemals zum polnischen Reich gehört haben, die von den Nationalpolen auch gar nicht dazu gerechnet wurden, aus hundetreuen Unterthanen Seiner Majestät des Königs und ihrer deutschenMrotherren in fanatische Schwärmer für ein unabhängiges Großpolen zu verwandeln. C. CZ. beschreibt, wie weit in Posen vor 1870 die Germanisirung schon fortgeschritten war, und kommt zu dem Schluß: binnen wenigen Jahrzehnten würden die preußischen Polen ganz verdeutscht gewesen sein; Das wollte die Vorsehung nicht; darum hat sie die preußische Regirung mit Blindheit geschlagen, daß sie durch die Zwangsgermanisirung den schlummernden Rest des Nationalgefühls zu neuem Leben erweckte und so die Nationalität der preußischen Polen vor dem drohenden Untergange bewahrte. Förmlich verliebt ins Deutschthum und in die preußische Regirung seien die Polen gewesen; und diese Regirung habe des ganzen häßlichen Apparats der Polenbekämpfung bedurft, um sich diese Liebhaber vom Leibe zu halten. Daß der Germanisirungversuch völlig gescheitert ist und alle dahin gerichteten Bestrebungen aussichtlos sind, bekennt auch Witting, der zudem den Mißbrauch !der Schule für politische Zwecke als einen Frevel brandmarkt. Wollte die Regirung, habe ich früher einmal gesagt, die Germanisirung beschleunigen, dann mußte sie aus den Volksschulen und

den Gymnasien der polnischen Gegenden das Deutsche verbannen; ans den Knien würden die Polen um deutschen Sprachunterricht gebeten haben. Das Selbe sagen jetzt Schöneberg und Andere: Die Zweisprachigkeit ist ein Vortheil, den nun die Polen vor den Deutschen der beiden Provinzen voraus haben; deutscher Sprachfllnterricht sollte nur solchen Polen, die sich brav halten, als Vergünstigung bewilligt werden; das jetzige System schädigt die Deutschen doppelt, da ihre Kinder, wenn sie mit Polen zusammen zn der Schule unterrichtet werden, viel weniger lernen als früher; denn der Lehrer, der die kleinen Polacken nicht versteht und von ihnen nicht verstanden wird, muß. auf Verständigungversuche ganze Stunden verschwenden, während derer die deutschen Schüler Müßig sitzen. Die Ostmarkenzulage, meinen Deutsche von Schönebergs Richtung, sollte nur solchen Beamten und Lehrern gewährt werden, die Polnisch lernen und dadurch fähig werden, ein erträgliches Verhältniß zwischen Polen und Deutschen herzustellen.
'Hl. Die Sprachquälerei, die mit dem Kulturkampf begonnen lhatte, steigerte sich im Verlauf des eigentlichen Polenfeldzuges und griff aus der Schule ins öffentliche Leben über. C. CZ. erzählt reizende Anekdoten aus dem Sprachenkampf, die als Stücklein des Heiligen Bureaukratius erheiternd wirken; bei den Polen mag allerdings Erbitterung die Heiterkeit nicht recht aufkommen lassen. Dem Kampf um die Sprache gesellte sich der Kampf ums Land zu. Das Ansiedelungsgesetz vom April 1886 will natürlich, abgesehen von seinem Kampfzweck, auch als volkswirthschaftlicheMaßregelbeurtheiltwerden.NeberdieNothwendigkeit.der inneren Kolonisation in Ostelbien sind so ziemlich alle Politiker einig; nur über das Maß' und den Modus wird gestritten. Das Werk der Ansiedelungskommission preist man als ein Kulturwerk ersten Ranges und ich glaube Alles, was parlamentarische und journalistische Besucher an ihm rühmen. Es wäre auch noch schöner, wenn die berühmtesten Verwaltungbeamten der Welt und die Nachkommen der tüchtigsten bäuerlichen Kolonisatoren der Weltgeschichte mit den ihnen vom Staat aus dem Steuersäckel gespendeten 725 Millionen (die diesjährige Bewilligung hat die Milliarde beinahe voll gemacht) nichts Drdentliches geleistet hätten. Aber, wie gesagt, über Maß, und Modus wird lebhaft gestritten. Den Streit zu entscheiden, bin ich nicht befähigt. Doch glaube ich, Folgendes als feststehend ansehen zu dürfen. 1. Daß der Großbetrieb nicht entbehrt werden. kann, weil von ihm die Rationalisirung der Landwirthschaft und ihr technischer Fortschritt ausgehen. 2. Daß demnach nicht Naumanns Losung: Bauerngut an Bauerngut bis an die russische

«Grenze, sondern gesunde Mischung von großen, mittleren und kleinen (Arbeiter-) Gütern das Richtige ist. 3. Daß, wie ich schon vor zwanzig Iahren gesagt habe, so lange unsere GrofzMdte, wachsen, so lange namentlich Berlin wächst, der ostelbische Großgrundbesitz unentbehrlich ist. Riesenstädte und Latifundien fordern einander, weil für jene die Getreideüberschüsse der bäuerlichen Wirthschaften nicht hinreichen und ihre kleinen Mengen nicht bequem genug für die ununterbrochene Versorgung gesammelt werden können. Herr D. hebt außerdem hervor, daß, Her Bauer ja nur Kälber und alte Kühe, aber keine Mastochfen zu verkaufen hat, diese aber, neben den Schweinen, das Wichtigste für die Fleischversorgung der Großstädte sind. 4. Daß die Methode der Ansiedelungskommission zu theuer und darum nicht allgemein durchführbar ist. Die Kommission übergiebt den Ansiedlern nicht nur meliorirten Boden und schöne Gebäude, sondern auch ein fertiges und wohlfundirtes Kirchen- und Schulsystem <in der Regel ein evangelisches, was die Opposition der Centrumspartei gegen die Polenpolitik verstärkt). Nun erdrücken die Schullasten schon ohnehin „das platte Land" (eine recht dumme Bezeichnung für Dorf, besonders in Deutschland, weil von dessen Dörfern mehr in den Bergen liegen als in der Ebene), wie Dr. G. W. Schiele im Februarheft der Preußischen Jahrbücher machweift. (Er hält sie für eine der tzauptursachen der Landflucht und zeigt, wie sie die Neubesiedelung hindern. Wenn, schreibt er, in Nordamerika die Erlaubniß zur Niederlassung, wie bei uns in Preußen, von der vorherigen Schulgründung abhängig gemacht worden wäre, dann würde das Land heute noch den Indianern gehören.) Welche kolossalen Summen würden Dazu erforderlich sein, auf diese Weise ganz Ostelbien mit der wünschenswerthen Zahl mittlerer und kleinerer Wirtschaften auszustatten! Mehr Geldmittel auf Meliorationen und auf Schulbauten hätte freilich der Staat schon lange vor 1886 gewähren sollen. Wie dankbar wären die blutarmen Polen Oberschlesiens der Regirung gewesen, wenn ihre Kinder nicht mehr genöthigt gewesen wären, in bitterer Winterkälte und ohne genügende Kleidung eine weit entfernte Schule zu besuchen! (Die unter solchen Umständen häufigen Schulversäumnisse waren natürlich mit Geld- und Gefängnißstrafen zu büßen.) Erst mit der Polenbekämpfung hat der reichliche Segen zu fließe.n begonnen, und zwar nur für die Provinzen Posen und Westpreußen.

Daß die innere Kolonisation zu einem nationalen Kampfmittel mißbraucht wird, verwandelt nun den Segen in Nnsegen. Zunächst wurde sie dadurch noch weiter vertheuert, und zwar in

doppelter Weise. Erstens direkt, durch die kolossale Kaufsumme, mit welcher der Staat plötzlich auf dem Gütermarkt erschien; solche Nachfrage mußte den Preis erhöhen. Dann durch die Wirkung, welche die Kriegserklärung an die Polen sowohl auf die deutschen wie auf die polnischen Landwirthe übte. Deutsche Landwirthe, besonders aus Schlesien, haben sich um die NUtte des vorigen Jahrhunderts in großer Zahl im Posenschen angekauft. Sie fanden dort wohlfeilen Boden und willige, anspruchlose Arbeiter. Wäre der nationale Friede erhalten geblieben, dann hätten tüchtige dentsche Landwirthe allmählich sämmtliche lüderlichen Schlachzizen ausgekauft. Vom Staat unterstützte Siedelungsgenossenschaften hätten sich an den GütertÄnfen betheiligen und das Land an Bauern auftheilen können. Nun aber kam die feierliche Kriegserklärung an die Polen. „Die Regirung und die Kammern scheinen sich nicht klar darüber geworden zu sein, daß es keinen größeren Affront für eine Nation geben kann, als ihr zu sagen: Wir wollen Euch auskaufen, obwohl Ihr unsere Staatsbürger seid, wollen Euch aus Eurem Lande hinaushaben oder Euch wenigstens landlos machen." („Die Mißerfolge in der Polenpolitik" vom früheren Landrath Baron Karl Puttkamer, bei Karl Curtius in Berlin, 1913; wird von der „guten" Presse totgeschwiegen.) Witten fragt nach Aufzählung der Wohltaten, die Preußen den Provinzen Posen und Westpreußen erwiesen hat: „And dieses Land wäre nicht unser?" Gewiß ist es unser in dem Sinne, daß Posen und Westpreußen preußische Provinzen bleiben müssen, aber doch nicht in dem Sinne, daß polnisches Privateigenthum durch Zwang in den Besitz deutscher Privateigentümer übergeführt werden müsse, in den Besitz von Leuten, die sich noch gar kein Verdienst um dieses Land erworben haben. WaK dort der deutsche Bauer mit seinem schweren Pfluge geschaffen hat, Das gehört ihm unzweifelhaft und kein Mensch macht es ihm streitig. Aber was sonst geschaffen worden ist, Das haben weder die preußischen Regirung- und Landräthe mit ihren vortrefflichen Anordnungen allein noch die Herren H. K. T. als Gutsbesitzer allein geschaffen; der Schweiß ihrer polnischen Arbeiter war auch dabei; mit eigener Hand haben jene Herren den schweren deutschen Pflug nicht gelenkt. Und was dann später die von den deutschen Landwirten in die Schule genommenen polnischen an Geld und Arbeit in ihren Boden gesteckt haben, Das ist selbstverständlich deren rechtmäßiges und nach unserer Verfassung unantastbares Eigentum.

Und sie haben gelernt, nicht nur Landwirthschaft, sondern überhaupt gute Wirthschaft, befondTrs seit 1886. Die Kriegser-

klärung hatte zur Folge, daß sich die ganze Polenschaft zunächst aufbäumte, dann innerlich sammelte, all ihre Energie anspannte und zu planmäßiger Gegenwehr organisirte. Die Krapülinskis wurden nüchtern und wirthschaftlich, die Waschlapskis steifnackige Opponenten, aus den sklavisch kriechenden Bauern und Arbeitern wurden, die Weiber und die Schulkinder eingeschlossen, aufrechte Männer (was meinen Widerwillen gegen die Polen, die ich früher nicht leiden konnte, sehr gemildert hat). In den Städten bildete sich ein aus Gewerbetreibenden und Angehörigen freier Berufe bestehender Mittelstand, dem um so mehr junge Leute zuströmten, weil den vervehmten Polen die Beamten- und die militärische Laufbahn verschlossen bleibt; und weil die freiwilligen Verkäufe und die Subhastationen schlecht bewirthschafteter Adelsgüter, also die Gelegenheiten zu wohlfeilem Ankauf aufhörten, stockte auch die Einwanderung deutscher Landwirthe, besonders, weil der Kriegszustand, der schon mit dem Kulturkampf begonnen hatte, den Aufenthalt in den national gemischten Gegenden so ungemüthlich machte, daß von den schon lange ansässigen Deutschen manche ihre Anwesen verkauften und fortzogen. Bismarck hatte vermuthet, die ausgekauften Schlachzizen würden das Kaufgeld nach Monte Carlo tragen. Er hat sich damals geirrt, wie in allen Fällen, wo die Psychologie von Kategorien ins Spiel kam, die nicht zu den ihm aus persönlichem Verkehr bekannten (Fürsten, Diplomaten, Beamte, Offiziere, altpreußischer Adel, niedersächsische Bauern) gehörten. Die Kaufgelder wurden in all den bekannten Weisen, die ja viel besprochen werden, zur Stärkung des Polenthums verwendet. Auf dem Weg freihändigen Verkaufs polnische Güter zu erlangen, wurde immer schwieriger und deutsche Ansiedler konnten nur noch durch so große Vortheile, wie sie die Ansiedelungskommission gewährt, herangezogen werden, was Alles, wie gesagt, die innere Kolonisation vertheuert. Und diese Vortheile erregen Mißstimmung unter den altangesessenen Deutschen der Provinz. Sie schelten die Ansiedler Staatspensionäre und klagen, ihnen, die, auf ihre eigenen bescheidenen Mittel beschränkt, sich auf eigenes Risiko plagen müßten, erschwere die Regirung auch noch den Daseinskampf, besonders den Gutsbesitzern; diese sollten keine polnischen Arbeiter beschäftigen; hätten sie dennoch welche, so solle ihr Wirthschafti,nspektor nicht polnisch mit den Leuten reden; und Stellen, die jedem geeigneten Staatsbürger zugänglich sein müßten, würden der freien Konkurrenz entzogen. Herr D. erzählt: Ein anerkannt tüchtiger evangelischer Deutscher, der polnischen Sprache nicht mächtig, wünscht ein Domäneugut zu pachten und bittet den Landrath um Befürwortung seines Gesuches. Der

Landrath antwortet: „Sie kann ich nicht empfehlen, denn was haben Sie fürs Deutschthum gethan?" Womit gemeint ist, der Mann betheilige sich nicht an der Agitation des Ostmarkenvereins.

IV. Nach § 13 des Ansiedelungsgefetzes vom zehnten August 1904 ist die Genehmigung nicht nur zur Ansiedelung, sondern auch schon zum Hausbau auf eigenem Boden von einer Bescheinigung darüber abhängig, daß die Ansiedelung mit den Zielen dieses Gesetzes nicht in Widerspruch stehe; und endlich folgte noch das Enteignungsgesetz vom zwanzigsten März 1908. Das zuerst angeführte Gesetz ist mehrfach in ganz ungeheuerlicher Weise angewendet worden; kranke Personen haben in Ställen und Wohnwagen hausen müssen, weil sie keine Bauerlaubniß bekamen, einem Kleinbauer, dessen vielköpfige Familie auf einen einzigen Wohnraum beschränkt war, wurde die Erlaubniß zu einem Anbau verweigert. Und was das zweite Gesetz betrifft, so glaubt Niemand, daß es bei den siebenzigtausend Hektaren, auf welche die Enteignung beschränkt bleiben soll, sein Bewenden haben wird, so wenig wie es bei den ersten hundert Millionen Mark sein Bewenden gehabt hat. Man sieht darin den Anfang vom Ende: die Polen sollen ganz von ihrer heimischen Scholle verdrängt werden. Kein Hüsung! Wer nicht weiß, was Das ist, lese es bei Fritz Reuter nach. Wie kann man Menschen, denen man die elementarsten Bürgerrechte, das Niederlassungrecht und die Zulassung zu öffentlichen Aemtern, versagt, zum Steuerzahlen und zum Militärdienst verpflichten?, fragt Wilhelm (Pseudonym für einen Deutschen, der, unter dem Titel „Landlose Polen", Berlin bei Dr. Wedekind K Co., vor der Enteignung gewarnt hat mit Erinnerung an den delphischen Spruch: Xps?2°c ÄXuv Siaß«; ^«X^v ckp/hv Sl»X^«i). Ein Theil der vom Boden Verdrängten verstärkt das neue polnische Stadtbürgerthum, ein anderer Theil wandert ins westliche Industriegebiet ab, was, Beides, ein arges Gezeter über neue Polengefahren zur Folge hat. Und nun überlege man Folgendes! Erstens: Die Polen sind durch die normale preußische Erziehung und dann durch die Ausnahmemaßregeln in beschleunigtem Tempo wirthschaftlich tüchtig geworden. (Von polnischer Wirthschaft, sagen Witting und viele Andere, keine Spur mehr.) Und diesen Erfolg soll der preußische Staat, der sich rühmt, die Verkörperung der sittlichen Idee zu se'in, als eine ihn bedrohende Gefahr beklagen! Dann: Alle guten Patrioten jammern über die Landflucht und die Konservativen noch außerdem über die Unbotmäßigteit und die Ansprüche der deutschen Arbeiterschaft. Die Ursachen der Landslucht werden jetzt allgemein so angegeben, wie ich sie vor zwanzig Iahren in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus"

beschrieben habe; zu meiner Freude rechnet ein Landwirth im „Tag" auch den Kampf der wohlweisen Obrigkeit gegen die ländlichen Lustbarkeiten dazu. Nur müßte stärker hervorgehoben werden, daß die ländliche Jugend heute nicht mehr für den Pflug und die Mistgabel erzogen wird, sondern für Buch und Schreibfeder, für den Sport und für das Paradiren in einer feinen Uniform, womöglich auch für die Kunst; daß diese durch Schule, Militär, Lecture und den Verkehr mit Sommerfrischlern verfeinerte und verstädterte Jugend nicht mehr fürs Dorf paßt; daß, wo Unwissenheit und Stumpfsinn überwunden sind, nur noch der religiöse Glaube zum Verzicht auf Genüsse und zum Sichfügen in gottgewollte Abhängigkeiten zu bewegen vermag; daß ein von der Stadt aus verbreiteter falscher Geschmack blind macht gegen jene Borzüge des Landlebens.und der landwirthschaftlichen Verrichtungen, die den begehrten großstädtischen Rummel aufwiegen; und daß, wo die Resignation fehlt und das Verlangen nach einer besseren oder vermeintlich besseren Lebenslage geweckt ist, die Forderungen der Lohnarbeiter so. wenig eine innere Schranke haben wie die Profitgier des Kapitals und die Expansiontendenz der großen Unternehmungen. Nun sind mir zwar Leute, die dem Volk die Religion aufzwingen wollen, in der Seele zuwider, und daß Unzufriedenheit ein unentbehrlicher Antrieb zu nothwendigen sozialen Aenderungen ist, erkenne ich an; doch hat der Nutzen dieser Triebfeder, gleich dem aller nützlichen Dinge, sein Maß und seine Grenzen, so daß man sich einen Rest bescheidener, anspruchloser und fügsamer Arbeiter schon gefallen lassen konnte. Solche waren ,die Polen, ihnen hatten die Herren H., K., T. ihren Reichthum zu verdanken. Witting und Witten sind voll des Lobes für die Treue und Anhänglichkeit, die man bei gemeinen Polen sogar heute noch finde, wenn man ihr Vertrauen zu gewinnen verstehe. Und diesen Rest nach konservativem Geschmack idealer Arbeiter nun hat man rebellisch gemacht; diesen Rest einer bodenständigen ländlichen B evölkerung, die mit leidenschaftlicher Liebe an ihrer Scholle hängt, bieuoch nicht gelernt hat, alle Bande der Gewohnheit und Pietät zu zerreißen und fortzulaufen, wenn anderswo ein Tingeltangel joder eine Mark Lohnerhöhung lockt, treibt man vom Boden ihrer Väter, aus ihrer Heimath fort, der Sozialdemokratie in die Arme, und tauscht für sie russische und galizische Wanderarbeiter ein. Denn die Sache liegt nicht so, daß diese Russen und Galizier durch ihre niedrige Lebenshaltung die Deutschen verdrängten (sie sind jetzt gar nicht mehr wohlfeiler als deutsche Arbeiter, versichern die Gutsbesitzer), fondern, weil die Deutschen (auch außerhalb der beiden Provinzen) auf dem Dorf nicht mehr aushalten, die heimi-

schen Polen aber hinausdrangsalirt werden, darum müssen Ausländer hereingerufen werden, wenn der Acker nicht unbestellt bleiben und die Ernte nicht verfaulen soll.

V. Das Alles mag zugegeben werden, sagen die Regirungleute; aber wir müssen den Kampf gegen die Polen fortsetzen, um unsere Ostmark zu sichern. Ich habe schon einmal an dieser Stelle gezeigt, daß die unglückseligen Wörter Mark und Marken unseren Politikern die Köpfe mit anachsonistischen Phantasien verdreht haben. In der Zeit vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wo die Ost- und die Nordgrenze des Reiches von asiatischen Horden, von Slaven und Dänen bedroht wurde, der König aberkein Geld und darum auch kein Reichshser hatte, sondern auf seine Dienstmannen und den guten Willen der Reichsfürsten angewiesen war, blieb die Vertheidigung der Grenzen für gewöhnlich den Bewohnern der Grenzprovinzen überlassen und der König pflegte ihnen einen tüchtigen Mann als Markgrafen zu senden, der das Kriegswesen organisirte und leitete. And da den deutschen Helden der Hieb als die beste Parade galt, verlegte der Markgraf die Vertheidigung in Feindesland, gründete dort eine Neumark, bekehrte deren slavische Bewohner mit dem Schwert oder rottete sie aus nnd zog deutsche Ansiedler hinein; auf diese Weise wurde durch die Grenzvertheidigung das Reich gemehrt und zugleich der bäuerliche und der ritterliche Nachwuchs ohne Schmälerung des väterlichen Erbes versorgt. Heute liegt die Landesvertheidigung nicht den Bewohnern der Grenzprovinzen ob, sondern dem Reichsheer, auf dessen Operationen die Stimmung der Civilbevölkerung des Kriegsschauplatzes gar keinen Einfluß übt. Nicht um einen Kilometer und nicht um einen Tag sind die Fortschritte der preußischen Truppen in Böhmen, der Deutschen in Frankreich durch die feindsälige Gesinnung der Böhmen und der Franzosen aufgehalten worden. Und beim Friedensschluß hängt die Grenzregelung nicht von einem Plebiszit der Bewohner ab. Siegt in einem Krieg Preußen gegen Rußland, so behält es Posen und Westpreußen und annektirt die baltischen Provinzen; siegt Rußland, so nimmt es nicht nur Posen und Westpreußen, sondern auch Ostpreußen und Pommern nebst Mecklenburg und Holstein. Will man trotzdem Gewicht legen auf die Stimmung der Bewohner des Kriegsschauplatzes: ja, wo wird denn der liegen? Hoffentlich doch nicht in d :r Provinz Posen? Zwar soll es seit einiger Zeit bei uns Strategen geben, die rathen, das rechte Oderufer zu räumen, aber ich vermag es nicht zu glauben, und d:r preußische Kriegsminister hat im Reichstage eine solche Strategie ausdrücklich zurückgewiesen; es wäre gegen alle preußischen Traditionen, wenn die deutschen

Heere nicht über diq Grenze rückten und, nach Vernichtung der russischen Heere in Polen und Litauen durchs Baltenland nach Peters» burg marschirten (selbstverständlich nicht wie der von seinem Stern verlassene Napoleon nach Moskau). Ilebrigens ist es für unser Thema gleichgiltig, wo der Kriegsschauplatz liegt) die Hakatisten haben dafür gesorgt, daß wir auf beiden Seiten der russischen Grenze mit gleicher Intensität gehaßt werden. Wäre die Stimmung geblieben, wie sie vor 1870 war, dann würden die russischen Polen einrückende Deutsche als Befreier begrüßen; jetzt wissen sie, daß sie vom Regen in die Traufe kämen, wenn sie preußisch würden. Preußen ist auf beiden Seiten der Grenze so verhaßt, daß jeder dort wohnende Pole bereit sein wird, dem Feinde Dienste zu leisten. Wir haben also ein paar Millionen Leute im Lande, denen in einer Krisis die Versuchung zum Landesverrath ganz nah liegt. Siebenundzwanzig Jahre Ansiedelungarbeit und eine Milliarde Geld haben das Zahlenverhältniß in den beiden Provinzen um ein Tausendstel zu Gunsten der Deutschen verbessert. Wie viele Jahre und wie viele Milliarden werden nöthig sein, die preußenfeindliche polnische Bevölkerung ganz zu vernichten oder zu verdrängen, wenn man nicht etwa den Muth findet, zur frühmittelalterlichen Ausrottungmethode zurückkehren? Und darf man jetzt noch wagen, im Ernstfall Polen als Soldaten zu verwenden? Sie müßten Menschen von überirdischer Tugend und Treue gegen den König von Preußen müßte ihre einzige Tugend sein, wenn sie sich nach Allem, was seitdem vorgefallen ist, so hielten wie bei Trautenau. Witting glaubt, daß es immer noch Elemente unter den Polen giebt, die sich bei richtiger Behandlung gewinnen lassen würden. (Diese Elemente waren vor 1870 gewonnen und sie machten die Masse der polnischen Bevölkerung aus; wir wollen ja weiter nichts, spricht heute noch Herr D., als so behandelt werden wie alle anderen preußischen Staatsbürger.) Seltsamer Weise hält Herr Witting trotzdem die Fortsetzung der Polenpolitik für nothwendig und mahnt die Liberalen, die Regirung zu unterstützen, mit dem Hinweis auf das Beispiel jener englischen Liberalen, die sich in der Opposition gegen Gladstones Homerule 1886 mit den Konservativen zur Partei der Unionisten vereinigt haben. Hätte Herr Witting heute den Vortrag zu halten, der seiner Brochure zu Grunde liegt, so würde er wahrscheinlich diesen Hinweis unterlassen. Die Iren sind jetzt die unentbehrliche Hilfstruppe der Regirungpartei, das Unterhaus hat die Homerulebill angenommen und in der Frankfurter Zeitung versicherte das Parlamentsmitglied T. P. O'Connor, Homerule bedeute jetzt schlechterdings keine Gefährdung Englands mehr, denn Gladstones Landakte, die den

Iren ermöglicht, nach und nach wieder in den Besitz ihres von den Engländern geraubten heimischen Bodens zu gelangen, habe sie vollständig versöhnt; nur in den Iren Amerikas glühe noch der alte Haß, denn in ihnen lebe die Stimmung fort, die sie oder ihre Väter beseelte, als sie unter dem Druck der englischen Tyrannei, aus der Heimath flohen.
Die hochpolitische Motivirung des Feldzuges gegen die Polen nöthigt dazu, die Bedeutung der Polenfrage für die auswärtige Politik zu erörtern; ich muß daher (mit einigen Modifikationen) meine „Schrulle" noch einmal vortragen, die bei der gegenwärtigen Weltlage den meisten Lesern nicht mehr so schrullenhaft vorkommen wird wie noch vor sieben Iahren. Vorher aber sei. das Ergebniß dieses Rückblicks kurz zusammenfaßt.
Germanisirung? Sie war bis vor vierzig Iahren im Gang, ist jedoch durch deu Kulturkampf und die Ausnahmemaßregeln gegen die, Polen ack Oalencias ^raecas hinausgeschoben worden.
Schutz der Ostmarken? So weit bei der heutigen Wehrverfassung von einem solchen die Rede sein kann, hat ihn die hakatistische Weisheit vereitelt.
Wird weiter nichts beabsichtigt, als auf Kosten der Polen und der preußischen Steuerzahler einigen Bevölkerungsgruppen allerlei Vortheile zuzuwenden (in des Barons Puttkamer Schrift findet man die Kategorien der an dieser Politik Interessirten aufgezählt), so ist Das allerdings möglich. Nur sind die Polen nicht die Einzigen, die darunter leiden; die alteingesessenen Deutschen beschweren sich bitter über die Schädigungen, die ihnen der Kampf zufüge; gegen die Enteignung haben dreihundert deutsche Landwirthe in einer Eingabe an das Herrenhaus protestirt.
Wollen sich die Hakatisten nur durch die Unterdrückung einer anderssprachigen Minderheit das Hochgefühl eines befriedigten Nationalhasses verschaffen, wollen sie aus Rassenhaß» nachdem sie die Polen aus dem Beamtenstand und der Landwirthschaft verdrängt haben, auch den neugegründeten polnischen Mittelstand vernichten und das Polenthum, so weit es auf preußischem Boden lebt, in ein Lumpengesindel verwandeln, wie die. Engländer die Iren Irlands (außerhalb Irlands prosperirten sie) in ein Lumpengesindel verwandelt haben? Auch Das ist möglich; bleibt die Regirung fest, so haben sie die Macht dazu; nur werden dafür einige weitere Milliarden aus dem Steuersäckel und einige weitere Jahrzehnte erforderlich sein; und in diesen Jahrzehnten kann sich Manches ereignen, was die Prozedur stört.
Neisse. Dr. K. c. Karl Ientsch.

Drei japanische Frauentypen.
Das Prinzessinnenkloster.
einem der Waldberge, von denen die heilige Kaiserstadt
DM Kioto umgeben wird, liegt ein weißummauerter Bezirk. Hier
hielten unsere Rikshas. Zwei ausländische Damen hatten in einer
Sitzung des japanischen Rothen Kreuzes die Bekanntschaft der
Aebtissin dieses Klosters gemacht; jetzt wollten sie diese Prinzessin,
eine Verwandte des Kaisers, besuchen und hatten mich in freund-
licher Weise dazu aufgefordert. Wir stiegen die breiten Steinstufen
hinauf; schon öffnete sich das geschwungene Portal. Innen sahen
wir übliche japanische grauhölzerne Häuser; unter dem weit vor-
stehenden grauen Ziegeldach erstreckte sich vor den sauberen Schiebe-
thüren der Umgang, über der Eingangsthür krümmte sich ein ge-
schnitzter Drache. Alles war in bester Arbeit und, wie sichs in einer
gesunden Kunstepoche von selbst versteht, ohne den ausgesprochen
religiös-klösterlichen Anstrich. (Erst im unheilvollen neunzehnten
Jahrhundert wurden diese sinnigen Unterscheidungen erfunden.
Bis dahin baute man schlichtweg so geschmackvoll, wie man es ver-
mochte; die Kornbörse glich der Kathedrale, das Schlafzimmer der
Serenissimus-Favoritin dem des hochgelehrten Abtes eines begü-
terten Klosters.) Nur Eins fiel uns auf; eben so wie in den Kaiser-
schlössern war auch hier der helle Kiefelsand in kunstvoll geometri-
sche Muster geharkt.
Unser Dolmetscher ging voraus, um uns anzumelden. Wir
sahen, wie er sich immer wieder tief bis auf den Boden vor einer
weißgekleideten Gestalt verneigte. Dann kehrte er zurück: die Da-
men möchten näher treten. Im Vorraum entledigten wir uns der
Schuhe, schlüpften in die mitgebrachten Sandalen, bewunderten
dabei den Setzschirm, eine flott hingebürstete Skizze auf goldenem
Grund. Nun erschien eine weißgekleidete Nonne, warf sich vor uns
nieder, berührte den Boden mit der Stirn. Wir wußten, daß diese
Nonnen den besten Familien angehören, hätten gern die Höflich-
keit gebührend erwidert, mußten uns aber mit den artigsten Wor-
ten, die der Dolmetscher hoffentlich fein stilisirte, begnügen. Auch
wenn uns nichts weiter von dieser Nonne bekannt gewesen wäre,
hätten wir gleich in ihr die Dame ersehen. Der weiße, rohseidene
Kimono ließ die zierlichen, noch jugendlichen Formen durchschei-
nen; die bloßen Füße, die Hände und Arme waren feinknöchig,
glatt und ungemein gut geformt. Für eine Ostasiatin waren ihre
Augen tiefgelegt und groß; diesen Typus habe ich später noch
manchmal bei Angehörigen der Daymiogeschlechter wiedergefun-

den. Der Kopf war glatt rasirt; gewiß war Das nicht kleidsam, aber es paßte zum Eindruck ruhiger, makelloser Reinheit. Sie trug leinen Schmuck, kein Abzeichen, nur einen weißen Brokatgürtel um das eine leichtflattsrnde Gewand. Die Aebtissin ließ sich entschuldigen; sie werde uns später empfangen. Inzwischen wolle die Nonne uns herumführen; mit reizenden kleinen Höflichkeitgesten geleitete sie uns durch den Garten.

Sogleich prallten wir zurück; da vor uns standen zwei Kraniche, schwarz und weiß, mit einem rothen Fleck auf Hem Kopf, vollendet schön im Umriß; so sahen sie uns an. Die Nonne kniete auf den gebohnten Planken des Umganges, lockte die großen,sVögel heran, hielt ihnen Kuchenkrumen entgegen. Langsam näherten sie sich und pickten aus der vorgestreckten kleinen Hand. Es war ein höchst reizvolles Bild. Im Hintergrund rauschte ein Wasserfall zwischen Felsblöcken hernieder, darüber reckte sich eineFichte, lachsfarbige und honiggelbe Azaleen umwucherten das Gestein. Gerade war die Azaleenzeit; sie gaben die Note, aber unter dem vorstehenden Dach standen auf dem Nmgang Blumentöpfe in blaugrün verschwimmenden Lasuren, Mesembryanthemum und Geranien, während im kleinen Teich unter dem Wasserfall märchenhaft große, fliederfarbige Schwertlilien blühten.

Die Azaleen, die Felsenverliefen sich im Wald. Noch weit zog sich die weiße Nmfriedungmauer den Abhang hinauf. Große Ahorns, Zypressen und Akazien warfen itiefgrüne Schatten; .ihr Wurzelwerk schlang sich um bemooste Blöcke. Inmitten dieser friedvoll abgeschlossenen Schönheit sang eine Uguiso-Nachtigal laut und süß.

Dann betraten wir den durch einen Gang mit dem Hauptgebäude verbundenen Tempel und die weiße Nonne schob die aus Holz geschnitzte Thür zurück. Dieses Heiligthum ist den Ahnen des Kaiserhauses geweiht, ist die Stätte ihres intimsten Kultus. Auf dem Altar stand ein bronzener Buddha, nachgedunkelt, alt, mit wehmüthigem Lächeln. Eine gute, strenge Arbeit, etwaFudshiwara-Zeit (um 1000 nach Christus). Der Untersatz ist meisterlich gut, die kleinen Ornamentenfriese zeigen den erlesensten Geschmack. Auf dem Altar standen Bronzegegenstände, Leuchter, Weihrauchgefäße, Opferteller. In einem herrlich patinirten Bronzegefäß blühten gelbe Ringelblumen und röthlich weiße Karthäusernelken; auf der Brokatdecke lagen Zweige eines rosa blühenden Baumes. Ahnentafeln waren in die Wand eingelassen, in der Mitte die kaiserliche,- auf den Seiten die der kaiserlichen Prinzen. Hier leben ihre Seelen. Stirbt ein Mitglied des Herrscherhauses, so tritt die Aebtissin in ihrem Priesterinkleid vor den Altar und verkündet das Ge»

schehene mit vielen Verneigungen den Toten. Sie kündet ihnen auch die großen Ereignisse des Reiches; so that sie nach den Siegen über China, den gewaltigen, glorreichen Krieg mit Rußland, den Zuwachs von Formosa, vom Kaiserreich Korea.

Draußen schlug eine zweite, puppenhaft kleine weiße Nonne die am Eingang hängende Glocke. Es war eine der alten verwitterten Tempelglocken; der hölzerne Hammer weckt einen tiefen und doch sanften, Allen, die Japan kennen, unvergeßlichen Ton.

Wir betratenKasHauptgebäude und fanden vornehmeWohnräume im altüberlieferten Typus. In duffer Fahlheit bedeckten sorgsam geflochtene Matten den Boden, weicher Milchglanz ent» strömte den Reispapierscheiben, oben an der Wand zogen sich zierlich durchbrochene Holzfriese, in der Nische hingen Rollbilder, standen Blumengefäße. Kleine, mit Bronze beschlagene Tische und Gestelle waren mit Perlmutter eingelegt; in ungewöhnlicher Fülle reihten sich Goldgrundwandschirme und andere mit reicher Malerei. Darunter waren recht gute Gemälde; ein Schirm mit Chrysanthemen und Vögeln war von Kochanin Motonobu gezeichnet. Hier war eine edle Winterlandschaft zu sehen, dort, gewiß im Haus der Kinderlosen von Alters her beliebt, eine Kindergesellschaft. Auf breiten Steinbänken saßen die Mütter, sahen lächelnd den Kindern zu. Die freuten sich am Greifspiel, liefen im Kreis umher, jedes die Schultern des nächsten mit den Händen berührend. Man hörte sie jauchzen. Ein anderer Schirm zeigte groteske, kühn stilisirte Tempeltänzer. Die Goldwände des Hauptgemaches waren mit leichten Bambuszweigen bemalt.

In der Mitte dieses stattlichen Raumes lagen goldorangefarbige Seidenkissen. Auf ihnen nahmen wir PlaH und die Nonne reichte uns in blauweißen Schaalen den hellgrünen aromatischen Thee. Er hatte eine köstliche Blume; entstammte dem Klostergut. Dann kniete an einer zurückgeschobenen Thür eine Nonne und sprach einige Worte; die Prinzessin wolle uns begrüßen.

Wir standen aus. Herein trat eine schlanke, geschlechtlos aussehende Gestalt im halbdurchsichtigen, weitärmeligen Priestergewand, mit der Priesterschärpe umgürtet: die Prinzessin Rokidsho Reikandshi. Sie hatte ein sehr vornehmes Auftreten, war sehr verbindlich; mit eines Dolmetschers Hilfe wechselten wir höfliche Phrasen. Was sie war, interessirte mehr als Alles, was sie sprach. Schon vor tausend Iahren und bis auf die letzten Jahrhunderte mußten die Töchter des Tenno sich immer dem Himmel verloben, sich das Haar fcheeren und in ein Kloster gehen. Sie waren zur Ehelosigkeit vorherbestimmt, denn sie waren zu vornehm, um einem Unterthan als Gat»

tin überliefert zu werden. Die Zeiten sind vorüber, aber dieses Kloster untersteht noch immer einer Kaiserlichen Prinzessin. Ich betrachtete ihre ausdrucklosen, feinknöchigen Hönde; mit ihnen bereitet sie allwöchentlich die Opferkuchen für den Kaiser.dem sie nach Tokio geschickt werden. Während ich Dies jetzt niederschreibe, hat sie nach uraltem Ritus den Teig gerührt, und als neulich der Mikado Mutsuhito, der hundertzweiundzwanzigste Herrscher dieses einen Geschlechtes, starb, betrat, um Mitternacht, im hohenpriesterlichen Gewand die Aebtissin-Prinzessin Rokidsho Reikandshi den Tempel. Sie berührte den Boden mit ihrer Stirn; dann stand sie dort vor dem Buddhaaltar, vor den Gedenktafeln ihrer Ahnen, und mit psalmodirender Stimme meldete sie die Trauerbotschaft den von der Erde geschiedenen Kaisern.

Die Taucherinnen von Toba.

Vor mir lag eins der wundervollen Küstenbilder Japans; eigenartige Felsenkuppen, mit Kiefern bedeckte Borsprünge, lautlose Buchten, nah und fern immer blasser werdende Inseln. Auf einem Sampang-Boot fuhr ich im Schatten der Riffe, der weitausladenden, phantastisch gekrümmten Kiefern; der sommerlichweiche Wind fing sich in meinem Schleier. Langsam, regelmäßig ruderten Vater und Sohn, stehend, mit einer rhythmischen Bewegung, durch die der Riemen sich in der Höhlung des Bordrandes knarrend drehte. Ihre Glieder waren kräftig und braun, wurden nur wenig durch die weiße Hüftenhose, durch das flatternde dunkelblaue, mit heraldischen Abzeichen geschmückte Oberkleid verhüllt. Wir glitten über edelsteingrünes Wasser; hier und da gab es merkwürdige indigotiefe Dunkelheiten, aus denen mit schlammig-gelbgrünenFlechten bedeckte Klippen fast bis zurOberfläche emporlugten. Jetzt verschoben sich die Inseln; und immer wieder wandelte sich das Bild. Jenseits von der vorgelagerten Insel Sugashima erschien, groß und tiefblau, das offene Meer. Nun näherten wir uns einer Felsenkuppe, auf der ernste Pinien sich aus leuchtend grünen Gräsern, Farren und Büschen erhoben. Steinblöcke stürzten sich herab, das Wasserblau ging in das Aquamaringrün der Küstenseichte über. Als wir einige Riffe umsteuert hatten, sahen wir eine kleine Bucht mit goldbraunem Seetang auf fahlgrauem Sand. Halb zwischen Felsen versteckt, lag dort eingeklemmt ein Sampang, bewegten sich einige Gestalten; die Fischer wiesen auf sie: Das seien Taucherinnen, wie ich sie zu sehen gewünscht habe. Es warenvreiParzen, braungebrannt, häßlich, rothbäckig.von Gesundheit strotzend. Ueber die Hüften hatten sie ein weißes Tuch

gewickelt, darüber kam ein kurzer weißer Kimono. Ich versprach ihnen einen Pen; und die beiden Sampangs wurden in tieferes Wasser gerudert. Dann sprangen sie hinein und bald bewegte sich unter mir über purpurnen Tiefen ein hellgrünes gespenstisches Et» was. Es kam herauf: und war ein Weib mit glotzenden Augen und aufgerissenen Lippen. Sie klammerte sich an den Bordrand und hielt mir einen sich verzweifelt geberdenden Hummer entgegen. Auch von der anderen Seite erschien ein braunes Gesicht Mit weißem Stirnband, mit weißen lachenden Zähnen und schleuderte große Muscheln in das Boot. Die Beiden prusteten und schnauften, schöpften mit schmerzlich pfeifendem, zischendem Athem neue Luft. Dann plätscherte es, sie waren verschwunden; tief unten glitten d:e blassen Schemen umher. Und immer wieder rauschten zischend die nassen, braunglänzenden Meergeschöpfe herauf, warfen Muschelthiere, den als Suppenbeilage hochbewertheten Seetang, große und kleine Krabben in das Boot. Nach einiger Zeit sagte ich: „Mo tak'san;" und reichte der Anführerin das Silberstück. Sie hatten heute wohl genug verdient, denn sie zogen die nassen Weißen Gewänder aus, schlüpften, bloß, wie sie auf die Welt kamen, in die üblichen langen, dunkelblauen und braunen Kimonos und fuhren nach dem Küstenort zurück.

Sie haben ein bevorzugtes Dasein und sind in dieser Nachbarschaft tonangebend. Kein Mann ist ihrer Tauchergeschicklichkeit gewachsen; keiner hat so guten Verdienst. Darum werden sie lebhaft umworben und suchen sich den ihnen zusagenden Freier sorgsam aus. Bis kurz vor der Geburt ihrer Kinder üben sie, wie es heißt, ungeschädigt, ihren anstrengenden Beruf.

Auch mein Sampang kehrte um; da lagen vor mir auf den hellgrauen Planken die der Tiefe soeben entrissenen Geschöpfe. Wundervoll war das Farbenspiel; die braunpurpurnen Hummern und Krabben hatten rothorangene Nntertheile und Gelenke, ihre runden Augen quollen hervor, die Fangarme räkelten sich, die Körper zogen sich zusammen. Große rauhhöckerige Muscheln zeigten grünbronzene, rostbraune und blaßverschimmelte Töne, innen glänzte und schimmerte ein Rand von Mondlicht und Opalen und dazwischen quollen gelbliche Thiers hervor, saugten sich fest oder schäumten mit farbig glänzenden Blasen zwischen dem geschlossenen Spalt. Schnell ins japanische Körbchen; sie sollten sich nicht lange abquälen. Sobald wir im kleinen Hafen landeten, betrat ich eine Fischerwohnung und bat in sorgsam vorbereitetem Japanisch um die Erlaubniß, die Thiers zu kochen. Die vertrocknete alte Hausmutter schürte das Feuer, während ich mich hinsetzte und

umhersah. Von geschwärzten Balken hingen Körbe, Gefäße und Netze, auf Borden standen gefällige Theetassen und Kännchen. Die eigentlichen, mit Matten bedeckten, erhöhten Wohnräume waren hineingebaut, hatten Schiebethüren mit einem durchbrochenen oberenFries; das milchig-gedämpfteLicht derPapierscheiben schien auf das Rollbild der Nische, auf eine Bronzevase mit hochstengeligen Irisblüthen. Eine war heliotropfarbig mit weißen Adern, auf den lühngebogenenBlättern der Anderen schimmerte zartestes Lila.
Zahnlos lächelnd, meldet mir die Alte, daß das Wasser jetzt koche) spritzend brodelt es und ich werfe meine Schaalthiere hinein. Mann setze ich mich auf eine Matte des erhöhten Wohnraumes; an dem Hibadshi (Kohlengefäß), das der eine Mann mir gleich höflich hingestellt hatte, zünde ich mir eine Cigarette an, reiche andere den Fischerleuten und vertheile japanische Kuchen an die Kinder. Alle, groß und klein, sammeln sich dicht um mich; besprechen vermuthlich meine Eigenthümlichkeiten, Größe, blaue Augen, und was sonst noch exzentrisch erscheint. So gut mein unbeholfenes Japanisch es zuläßt, erzähle ich ihnen Herkunft, bisherige Reise, weitere Pläne. Dann bringt das gekrümmte Mütterchen die blutroth gekochten Schaalthiere und mit einem allseitigen „Sajonara"-Abschiedsgruß trete ich hinaus.
Draußen landet ein Boot; es trägt acht Taucherinnen, einige ganz jung, keine schön, aber alle kräftig, urgesund, mit lachenden Zähnen, Meerwesen, grotesk und gewandt. Plaudernd und scherzend heben sie die schwerbeladenen Körbe herauf; zwischen den Zeucht glänzenden Seetang stechen die dunklen Hummerscheeren, bewegen sich die Muscheln mit ihrer weich vorquellenden Masse.

Das Sumidsha-Haus.

Ein Bekannter hatte mir eine Empfehlung an Herrn H. in Kioto gegeben. Dem erzählte ich, wie schlecht es mir in Tokio ergangen sei. Das berühmte Ioshiwara-Viertel sei in der Nacht vor meiner Ankunft niedergebrannt; er wisse ja, daß alle ausländischen Damen diese japanische Merkwürdigkeit besuchen. Ob ich wohl hier etwas Aehnliches finden würde? Aehnliches nicht, sagte Herr H., aber etwas Interessanteres, von dem nur wenige Fremde wissen. Dann erzählte er, der einer kiotoer Familie entstammt, mir die Geschichte des Sumidsha-Hauses im Shimabara-Viertel.
Im sechzehnten Jahrhundert war der Daymio von Miwo in Ungnade gefallen; er wurde verbannt und sein Vermögen wurde eingezogen. Seine einhundertfünfzig Samurais waren in größter Bedrängniß. Das hörte der Herrscher, entband sie ihrem Treu-

Verhältniß zum Daymio und rieth ihnen, neue Beschäftigungen zu suchen. Der Mehrzahl gelang es; die Uebrigen baten jedoch, einem neuen Herrn dienen zu dürfen. Dies erzürnte den Herrscher; denn ein echter Samurai wechselt nicht seinen Herrn. Da die Männer mit ihren Familien jedoch am Verhungern waren, gestattete er ihnen den niedrigsten Beruf, den eines Freudenhauswirthes. Sie bekamen sofort die allererste Kundschaft und bald entwickelte sich eine vornehme Tradition.

Dies Haus Sumidsha wurde etwa um 1600 erbaut. So auserlesen waren die Mädchen, daß ihnen besondere Rechte eingeräumt wurden; sie durften sich die Männer aussuchen, sie warten lassen, sie abweisen. Mit dem größten Pomp traten sie auf, hielten große Stücke auf sich, hatten eigene Verfeinerungen der Sprache, der Ausdrücke, der Gebräuche. Hidejoshi, der Allmächtige, wurde ihr besonderer Gönner; aber auch ihn ließen sie manchmal warten. Erst später ist das Ioshiwara-Viertel in Ieddo (Tokio) gegründet worden; nie erreichte es das Ansehen des Sumidshagauses, dieser Stätte altjapanischer verfeinerter Kultur.

Herr H. versprach, einen Nachmittagsbesuch vorzubereiten, und ich forderte noch einige Hotelbekannte dazu auf.

Kurz vor der angegebenen Zeit brachte mich mein Riksha hin. In eine gewöhnliche kleine Straße; braungraue Holzhäuser, hohe Gitter, hinter denen Gärten lagen. Der Rikshaläufer hielt vor einem höchst stattlichen zweistöckigen Haus aus altgebräuntem Holz. Mächtig ragte das Sparrendach hervor. Durch eine dunkle Einfahrt ging es auf den Hof; zu beiden Seiten hingen prächtige schmiedseiserne Leuchter. Ich wartete draußen; plötzlich sah ich eine sich nähernde, farbig schimmernde Gestalt. Es war eins der herbestellten Mädchen. Unzählige japanische Holzschnitte zeigen die auf hohen Stöckelschuhen hinschreitende Oiran, die bauschigen Falten des dunkelblauen, mit Gold und Orange bestickten Gewandes, die Aureole von Kopfornamenten im kunstvoll gedrehten Haar. Neben ihr, sie, so zu sagen, stützend, ging die kleine Dienerin, über ihr hielt der Diener einen großen farbigen Schirm. Und diese mir von Bildern wohlbekannte Gruppe kam so am lichten Tag die Straße hinunter und schritt durch das Thor. Auch die anderen Europäer kamen nun. Wir wurden von einer würdig und dezent wirkenden Haushälterin ehrfurchtvoll begrüßt und gingen durch glattgebohnte dunkelbraune Flure an verschiedenen Räumen vorbei. Besonders stattlich war die Küche; sie erinnerte mich an die des Abtes in einem vor Kurzem besuchten alten Bergkloster. Hier war der Hausaltar für den Küchengott und für den Reisgott; in

der Ecke saßen, gleich farbenprächtigen Pfauen, die fünf herbestellten Mädchen auf den Matten und tranken ihren Thee. Aus der Dämmerung leuchtete der Goldglanz ihres Haarschmucks, der reiche Prokatschimmer ihrer Gewänder. Ich erinnerte mich an einen tiefsatten exotischen Gauguin.

Die Gemächer standen offen. Jedes Zimmer hat seinen Namen: Päonienzimmer, Perlmutterzimmer, Mondzimmer und so weiter. Oft hielten wir vor einem Kakemono, vor einem überaus kunstvoll geschnitzten Fries, vor den mannichfachen Vergitterungen der Reispapierfenster, vor dem Motivenreichthum der Decken. Jeder Balkennagel war eigenartig gehämmert, Thürbeschläge, Klinkengriffe zeigten den erlesensten Geschmack. Dann gelangten wir in einen großen Raum, in dem vor der Nische, also am Ehrenplatz. Seidenkissen aufgereiht waren. Aber wir wollten noch nicht sitzen. Mir sahen auf den Garten mit den uralten Kiefern, die der Aeberlieferung nach Hidejoshi gepflanzt hatte, auf die Azaleen und Schwertlilien, die Felsenbildungen, die schweren Bronzewasserdecken und Steinlaternen. In der Ecke stand ein Kapellchen für die bei Feuersbrunst anzurufende Wassergöttin; ein anderes war dem Inari-Fuchsgott geweiht. Hinter der monumentalen Mauer erstreckte sich freies oder erst jetzt zum Anbau freigegebenes Land, dahinter waren die fernen Waldberge sichtbar. Hier, in diesem von Hidejoshi bevorzugtem Raum, hingen besonders gute Kakemonos. Zierliche Szenen der Tosa-Schule aus dem alten Hofleben, hingestrichene „Van Gogh"-Impressionen, Blumenstücke von großartiger Stilisirungskraft. Daneben kalligraphische Meisterwerke. Ich fragte, ob auch hier buddhistische Sentenzen bevorzugt werden. Herr H. schien die Möglichkeit nicht zu derneinen; vor unserem Auge aber seien Wahlsprüche aus klassisch-chinesischen Büchern. Die Schnitzereien der Friese, die Metallbeschläge waren vorzüglich und der Raum erhielt eine ungewöhnlich vornehme Pracht durch das auch in die Decke eingelegte Perlmutter. Nur im Phönixsaal des uralten Tempels in Aji hatte ich Aehnliches gesehen.

Kleine Nesangs (Dienerinnen) brachten Thee und Kuchen und die Haushälterin bat uns, Platz zu nehmen. Eine Frau in mittleren Iahren, deshalb in einen schlichten dunklen Kimono gekleidet und einfach gekämmt. Herr H. machte mich. auf ihre „verheirathete" Haartracht, auf ihren rothen Gürtel aufmerksam: „Sie und die Haushälterin der zwei ersten Speisehäuser Kiotos sind die Einzigen in ganz Japan, die so gehen. Wirtschafterinnen anderer Häuser dürften sichs nie anmaßen." Sie hatte gelassene, höfliche Formen; so sähe bei uns die altbewährte Kammerfrau einer frommen, verwitweten Herzogin aus.

Nun schlug sie die Hände zusammen. Durch die geöffnete Schiebethür sahen wir im niedrigen, dämmerig dunklen Gang eine sich nahende Gestalt, eine Vision ostasiatischer Pracht. Rings um das nachtschwarze, glänzende Haar zog sich der strahlende Nadel» kranz mit seinen Gold-, Korallen- und Schildpattornamenten. Der veilchenpurpurne Staatskimono schleppte lang auf die Matten; er war mit Roth gefüttert. Das rothe Untergewand war reich bestickt, den goldbraunen Obigürtel hatte sie, als Abzeichen der Eourtisane, vorn in mächtiger Schleife gebunden. Ihre kleinen, sauberen gelblichen Füße waren nackt, denn Sandalen und Socken sind erst seit zwei Jahrhunderten üblich und in diesem Haus herrscht uralte Tradition. Ihre Unterlippe war blutroth geschminkt, die Haut dick gepudert. Das Mädchen war nicht schön, nicht einmal anziehend, aber eigenartig, bizarr, exotisch in ihrer merkwürdig stilisirten Linie. Mit vollendet ruhigen, glatten Bewegungen setzte' sie sich, uns gegenüber, zu der auch auf denMatten sitzenden Haushälterin. Von einem niedrigen, mit Brokat gedeckten Tischchen nahm Diese einen Sakebecher, schwenkte ihn mit gemessener Feierlichkeit langsam in der Luft, mehrere scharfumrissene Kurven beschreibend, und fang dazu mit gleichförmiger Psalmodirung einen Satz. Der bedeutete: Hiermit stelle ich Magnolienthau Euch Ehrenwerthen vor. Darauf erhob sich Magnolienthau mit lässiger Anmuth, machte mit ruhiger Grazie einige Bewegungen mit ihren Händen, mit den Falten des Gewandes und wandte sich dem Eingang zu. Den schweren Atlaskimono ließ sie dabei heruntergleiten, so daß dessen pompöse Stickerei zu voller Geltung gelangte, und schritt in guter Haltung mit ihren nackten Füßen im majestätischen Schleppmantel hinaus. Vier Mal viederholte sich das fremdartig prächtige Bild. Eine Tracht ähnelte der anderen, war ihr aber nie ganz gleich; ein indigoblauer Atlaskimono war mit goldenen Tigern bestickt. Unvergeßlich war der hieratische Schwung ihrer Gesten, ihr Hereingleiten aus derDämmerung, ihr Verschwinden in den dunklen Flur.

Ich fragte Herrn H. nach der Erziehung dieser Mädchen. Formen und Höflichkeit lernen sie in einer nahen Lehranstalt; dann erhalten sie hier im Haus den letzten Schliff. Selbstbewußt schloß er: „In unserem Land, so sagen alle Fremden, sind diese Siran besser erzogen und dezenter als anderswo; nie erniedern sie sich in Diebstahl, lassen nie ein gemeines Wort über die Lippe. Das verdanken sie der Hochschule feinster Tradition, dem Sumidsha-Haus."

MarievonBunsen.

Nero.*)

WWach dem Tode des Kaisers Klaudius wolle Agrippina ihrem Nero rasch den Thron sichern, der sonst vielleicht dem Sohn des Klaudius zufiel. Der siebenzehnjährige Nero empfing den Purpur. Seneka, fein Lehrer, trat als Minister neben ihn. Der geistreiche Moralist entwarf ein ausführliches Idealregentenprogramm. Leuchtend in Milde sollte der Herrscher als Tugendvorbild über seinem Volke schweben. Der junge Nero war sehr begeisterungfähig und des Senek« Prachtdeklamationen machten ihm starken Eindruck. Aber die Wirklichkeit brachte doch gleich andere Forderungen. Von Gefahren war dieser höchste Platz umringt; da hieß es nüchtern aufpassen, statt Theorien auszuspinnen. Agrippina glaubte, das Ziel erreicht zu haben: ihr allein verdankte Nero den Thron; da mußte er doch brav-dankbar sein: Rücksichtlos drängt sie sich selber in den Vordergrund. Gleichberechtigt wollte sie neben Nero Gesandtschaften empfangen; doch Das war gegen allen römischen Anstand: ein Weib gehörte nicht in Staatsaktionen, die Legionen enthüllten ihren Adler nicht vor einer Frau. Seneka selbst fühlte deutlich die Gefahr und trat der Hochmüthigen entgegen. Sehr schwierig wurde nun die Lage für Nero. Er konnte unmöglich die Mutter herrschen lassen, wie sie wollte. Das verletzte so die Römer, daß es seine eigene Stellung gefährden mußte. Und dann fühlte er auch in sich selber Kraft genug, allein Kaiser zu sein. Mutter und Sohn, zwei Herrschernaturen, stießen immer häufiger zusammen; schließlich kam es zu einem heimlichen, leidenschaftlichen Kampf um den Thron. Agrippina wandte skrupellos alle Mittel an: sie selber zog jetzt den Klaudier Britannicus hervor, um ihn als Rivalen gegen Nero auszuspielen.

Nero tötet den Britannicus. Das reiztAgrippina zu wüthendster Energie: sie dachte daran, den undankbaren Sohn hinwegzuräumen, um dann doch ihre heiße Sehnsucht noch zu stillen: selbstherrschende Kaiserin zu sein. Mörder gehen hin und her: der Kaiser fühlt sich nirgends mehr sicher; die,'Mutter umlauert ihn auf Schritt und Tritt. Das stählt nur Neros Herrschleidenschaft: er wird sich das Szepter nicht wieder entreißen lassen; und sollte das Aeußerste nöthig sein. Selbst der moralische Seneka "kann nicht widersprechen, als die Beseitigung Agrippinas erwogen wird. War doch das höchste Staatsgut, die Einheit der Regirung, der Friede Roms, gefährdet. Einer mußte fallen. So entschließt sich Nero: Agrippina wird getötet.

Ietzt war die Herrschaft erst völlig gewonnen. Und nun möchte , Nero auch Kinder haben, die Erbfolge auf lange hin zu sichern. Oktavia gebar in neunjähriger Ehe nicht; sie schien unfruchtbar. Nero war kühl gegen diese ihm aufgezwungene Frau, aber er behandelte sie höflich und ihrem Stand gemäß. Nun hatte er sich seit einiger Zeit in eine

*) Ein Bruchstück auD den Studien „Zur Psychologie der römischen Kaiserzeit", die Herr von Delius bei Georg Müller herausgiebt.

Andere glühend verliebt, in eineDame raffinirterSinnenkultut, pikant,
schön, geistreich, kokett, mit schneeweißer Haut und bernsteinblondem
Haar: Poppaea Sabina. Als sie schwanger wird, beschlicht Nero, sie
zur Kaiserin zu machen. Er trennt sich von Oktavia und weist ihr eine
Villa auf dem Land an. Doch das Volk hat MWetd mit der Ver-
stoßenen, ein Krawall in Rom fordert stürmisch die Rückkehr der Dul-
derin. Man wirft Poppaeas Standbilder um und besudelt sie. Nero ist
wüthend über die Frechheit des Pöbels. Oktavia muß verschwinden.
Nun war die Luft gereinigt; das Reich ruhte in glücklichem Frie-
den; nur mit den Parthern wurde gefochten. Nero überließ seinem
tüchtigsten Feldherrn Corbulo die Vollmacht zum Kriegführen im Osten.
Er selber widmet sich jetzt mehr seinen Privatliebhabereien. Der nüch-
terne Soldatengeist Roms wollte sich nur schwer mit dem freien Künst-
lergeist Athens verbinden. Die Stellungnahme der Kaiser hatte sehr
gewechselt. Nero fühlte sich schwärmerisch zu griechischem Wesen hin-
gezogen. Er hatte eine schöne Stimme und sang gern. Auch mit seiner
Machtstellung schien ihm Das wohl vereinbar: schwebte ihm doch als
Lieblingerscheinung Apollo vor, wie er in rauschender Begeisterung die
Kithara schlägt, die Menschheit durch Musik anfeuernd und erhebend.
So wollte nun auch er, der Kaiser, den trockenen Römerseelen die
heilige Kunst verkünden. Schon als Iüngling war Nero von erstaun-
licher Vielseitigkeit gewesen: er malte, meißelte, dichtete. Er hat ero-
tische Liedchen geschrieben, hat rhetorisch-prunkvoll episch deklamirt, hat
das Haar sein« Poppaea besungen und Spottepigramme hingeworfen.
Der Knabe hat noch mehr Gefallen an römischem Sport gehabt: ihn
reizte das gefährliche, wilde Rennen mit dem Viergespann: Das übte
Muth und Entschlossenheit. Doch viel kostbarer schien ihm nun die
geistig feine Kunst des tragischen Gesanges. Große Hauptarien des alten
Dramas wurden zu selbständigem Vortrage herausgelöst; eine Person
trug die erschütterndestn Momente der Handlung, zur Einheit kompo-
nrrt, vor. Statt der ewigen Thierhetzen und Menschenschlächtereien in
der Arena sollte der Römer Kunst genießen lernen.
Und so ganz unerhört war es nicht, daß vornehme Römer die
Bühne betraten. Schon Caesar hatte die steife Aristokratie durch die
Kunst aus ihrer erkünstelten Reserve herauszutreiben versucht. Frei-
lich: die Konservativen, die echten alten Militärs, die Republikschwär-
mer, hielten Singen, Tanzen, Theater nach wie vor für ein Gräuel,
das sich nur für Sklaven schickte. Doch Nero warj daran gewöhnt, seinen
Willen durchzusetzen. Er fing an, griechische Einrichtungen dauernd in
Rom heimisch zu machen. So gründete er ein Gymnasium, damit auch
die jungen Römer sich nackt bewegen lernten, und zum Ansporn des
Ehrgeizes stiftete er olympische Spiele, die alle fünf Iahre stattfinden
sollten. In diese Spiele zog er nun auch die höhere Kunst mit hinein:
bei der nächsten Feier, im Iahr 65, wollte der Kaiser selbst als Künst-
ler sich seinen Römern zeigen. Doch damit der Adel sich allmählich aus
der Ferne an diese Thatsache gewöhne, tritt Nero zunächst in einer

IGriechenstadt auf, in Neapel. Er wurde dort begeistert von der Menge empfangen, die sich natürlich nicht wenig geschmeichelt fühlte, daß sie dem Herrn der Welt applaudiren durfte. Emen Augenblick dachte Nero daran, jetzt gleich nach Griechenland zu reisen, um an den geweihten Stätten die Kunst Apollos zu üben. Aber der politische Sinn rieth ihm ab: zu leicht konnten Verschwörer die Mißstimmung des Senates und der Republikaner zum Aufstand benutzen. So wollte er zunächst im folgenden Iahre die Römer zur hohen Tragoedie bekehren und dann erst, nur Sympathie hinter sich lassend, nach Hellas ziehen. Er geht nach Norden zurück; wir finden ihn auf seinem Landsitze in Antium.
Da bricht in Rom eine große Feuersbrunst aus. Brände waren in den Mgen, schlecht gebauten Straßen ja sehr häufig. Nero eilte sofort in die Stadt und leitete selber die Löscharbeit, wie es seine Pflicht war. Doch es gelingt nicht, das rasende Feuer zu bändigen; drei Viertel der Stadt verbrennen. Schließlich war dem Schönheit liebenden Kaiser ganz lieb, daß die häßlichen Winkelgäßchen verschwanden. Nun wollte er seine Hauptstadt großartig und prachtvoll neu erbauen. Er erläßt Vorschriften über Anlage der Häuser und Straßen; er giebt selber große Summen zum Neubau; Rom soll werden wie Ephesus, Milet oder Alexandrien: von Säulen glänzend, breit, stolz. Und als Centrum und Krönung des Bauplanes entwirft Nero für den Princeps einen gewaltigen Park, mit Teichen, Wäldern und künstlichen Verstecken und in seiner Mitte den Herrscherpalast. Indessen jammert das Volk und winselt trostlos über das Unglück. Warum zürnen die Götter so? Nero thut Alles, um das Volk zu beschwichtigen; er läßt Sühnopfer brennen, um auf alle Weise die Stadtdämonen zu besänftigen. Nichts hilft; die Pöbelwuth verlangt nach Rache; sie will die Anstifter gestraft sehen. Und schon verbreitet sich das Gerücht, die Götter seien beleidigt durch die vielen neuen Geheimkulte, die sich aus dem Orient einnisteten. Vor Allen verdächtig waren die Christen, die sich scheu unter die Erde verkrochen. Die haben sicher aus ihrem Verstecke Rom und die alten Tempel zu vernichten gesucht. Man fängt einige; sie werden gefoltert und geben die Brandstiftung zu. Nun kann sich die Volksrachsucht sättigen. Nero erlaubt es: die Christen müssen den Brandstiftertod sterben; sie werden mit Pech bestrichen und angesteckt. Nero interessirt sich für diese Exekutionen nicht weiter; er scheute den Anblick von Blut.
Nero macht sich gleich mit seinen Architekten an den Entwurf des neuen Rom. Inzwischen hatte sich unter dem Adel eine weitverzweigte Verschwörung gebildet. Bisher war der Aufruhr stets von Mitgliedern der Augustusfamilie ausgegangen; jetzt war der Prätendent Piso, ein liebenswürdiger, verbindlicher Herr (der übrigens auch eifrig musizirte). Er war reich, half seinen Standesgenossen stets gern aus und hatte daher viele Freunde. Mit deren Hilfe hielt er es nun für leicht, den rücksichtlosen Nero zu beseitigen, dessen eigenwillige Art natürlich Manchen beleidigt hatte. Um die Verbindung mit dem Herrscherhaus aufrecht zu erhalten, sollte Piso eine noch überlebende Tochter des

Klaudius heirathen. Romantiker und Phantasten kamen hinzu: man
wollte die Ermordung Caesars noch einmal aufführen und besorgt sich
einen alten heiligen Dolch. Selbst Offiziere der Leibwache wurden ge-
wonnen. Auch Seneka betheiligt sich durch Ermunterung und Zuspruch.
Man war aber zu geschwätzig; der Plan wurde verrathen. Nero besetzt
sofort die Stadt und hebt das Nest aus. Doch wüthete er nicht sinnlos
darauf los, sondern urtheilt gerecht ab nach Schuld und Vergehen.
Manche werden begnadigt, Einige verbannt, Viele hingerichtet. Nero
hatte ein gutes Gewissen; was sollte er verbrochen haben? Daß er mit
allen Mitteln seine Stellung zu halten suchte, war doch selbstverständ-
lich. Der jetzt achtundzwanzigjährige Kaiser geht zornig auf die ge-
fesselten Offiziere los und sieht ihnen offen ins Auge. „Warum habt
Ihr Euren Eid gebrochen?" Einer antwortet: „Einem Schauspieler
und Muttermörder kann man nicht dienen."
Das Volk fühlt jetzt, welcher Gefahr es entronnen ist; man jubelt
Nero zu und küßt ihm die Hände. Der Senat will ihm einen Tempel
errichten und sein Standbild aufstellen. Nero lehnt alle übertriebenen
Ehrenbezeugungen ab, wie stets. Er mag Kriechereien nicht und hält
sich nicht für einen Gott. Die Olympiafeier ist da; und der Kaiser singt
in Rom. Kurz nach den Spielen stirbt seine geliebte Poppaea. Nero
preist öffentlich, neben der Leiche, die Schönheit dieser göttlichen Frau.
Inzwischen naht ein großes, lange vorbereitetes politisches Ereigniß.
Die Kämpfe gegen die Parther hatten endlich ein rühmliches Resultat
ergeben. Armenien war der stete Zankapfel zwischen den beiden Groß-
mächten gewesen. Nun aber hat sich Roms Oberhoheit durchgesetzt. Tiri-
dates, der Bruder des Partherkönigs, ist bereit, nach Rom zu kommen
und dort feierlich sich vom Kaiser mit Armenien belehnen zu lassen.
Auf lange sind so endlich die ewigen schmachvollen Zänkereien im Osten
geschlichtet. Nero rüstet das große politische Schauspiel theatralisch-
dekorativ her. Auf hoher Tribüne spielt sich dann der Akt ab; das ganze
Molk schaut zu; Tiridates kniet nieder vor Nero und huldigt der höch-
sten Majestät; dann hebt ihn der Kaiser auf und überreicht ihm die
Krone. Es war ein Fest ohnegleichen für den Stolz der Weltbezwinger.
Doch die große Verschwörung hat den Kaiser nervös und reizbar
gemacht. Immer neue Verbindungen kamen zum Vorschein, immer
neue Köpfe mußten fallen. Und fast das Schlimmste war der stille, pas-
sive Widerstand der Stoiker. Mit gerunzelter Stirn, in finsterer Un-
zufriedenheit standen diese Leute da; pathetisch deklamirten sie von
ihren Idealen und hemmten so jede lebendige Thätigkeit. Aus dem
Senat selbst erhebt sich gegen sie die Anklage. Ihre Führer werden
nach weitläufiger Rechtsverhandlung verurtheilt und müssen sich töten.
Nero ist entschlossen, seine Kaiserstellung mit äußerster Energie zu ver-
theidigen. Doch glaubte er jetzt, wagen zu dürfen, die ersehnte Griechen-
landfahrt anzutreten. In Rom läßt er mit Vollmacht einen Freige-
lassenen zurück. Sehr gefährlich war die Lage immer noch, denn Alles
gährte von Aufregung undEhrgeiz. Nero verläßt tollkühnItalien, zieht

durch Hellas, besucht Olympia, singt und schwelgt in klassischen Erinnerungen. Nach Griechensitte begleitet ihn jetzt der Lustknabe Sporns. Nero fühlt sich in Hellas ungemein wohl; er schenkt dem Lande die Freiheit: erläßt die Steuern, erlaubt Selbstverwaltung und theilt diese Gnade selbst dem versammelten Volk in Korinth mit. Inzwischen empört sich der Statthalter von Gallien; die Nachbarn schließen sich an. Nero eilt wüthend zurück. Zu spät. Seine Abwesenheit hat alle Zucht gelockert; der Abfall der Großen beginnt. New wird als Staatsfeind geächtet. Durch die Nacht flüchtet er auf das Landgut eines Freigelassenen. Nur Die sind jetzt noch treu. Und auch der Knabe Sporus reitet mit. Es geht durch Regen, Schmutz und Verstecke. Für so leidenschaftlich in Macht und Schönheit Verliebte ist es nicht leicht, zu sterben. Der Kaiser kann sich nicht zum Selbstmord entschließen. Freunde setzen ihm den Dolch an die Kehle ... Kostbar und prunkvoll wird Nero bestattet; alte Treue findet sich ein: Akte, ein Mädchen aus dem niederen Volk, das der blutjunge Kaiser einst innig liebte, und zwei greise Ammen. Der Fluch des Senates hatte keine Wirkung. Noch lange schmückt man alljährlich das Grab des Verfehmten mit Frühlingsblumen.

Nero ist keine abschreckende Persönlichkeit. Die Herrschaft, die er einmal besitzt, hält er mit wilder Leidenschaft fest. Was ihm da entgegentritt, wird niedergeschlagen. Die Verwandten werden ihm besonders gefährlich und müssen deshalb fort. Und nun genießt er seine Stellung: er liebt den Luxus und die Sinnlichkeit; er liebt tolle Feste, den Iubel ausgelassenen Lebens. Nachtbacchanale auf breitem Schiff, wo rings der dunkle See von versteckter Musik hallt. Das Brutale, Heiße ist ihm gerade recht. In Petronius findet er einen wundervollen Führer durch die Welt des Genusses; doch der gröbere Tigellinus drängt diesen feineren Rivalen zurück. So betheiligt sich Petronius an der Pisoverschwörung und muß sterben. Das Sterben nahm dieser reife Geist leicht; er war wohl glücksmüde und satt und ging lachend ins Nichts. Auch Tigellinus schnitt sich später die Kehle durch, mitten zwischen den lustigsten Dirnen. Aber neben seinen Privatvergnügungen war Nero ein tüchtiger Regent; seine Entscheidungen sind klug und einsichtig, weder sentimental weichlich noch übermäßig hart; gegen Statthalter, die seine Provinzen plündern, geht er besonders streng vor; er schont das Volk, legt wenig Steuern auf. Einen zaghaften, schlechten Feldherrn bestraft er einmal nur durch ein spöttisches Witzwort. Er hat auch keinen blinden Haß gegen den Senat, sucht ihn nach Möglichkeit zu ehren und wehrt sich gegen zudringliche Schmeichelei. Dabei hat er wissenschaftliche Interessen: so schickt er zwei Hauptleute aus, um die Quelle deö Nils zu erforschen (sie kommen bis zu einem großen See).

Republikanerhaß hat sein Bild gänzlich verzerrt; im Volk bleibt Nero immer beliebt. Noch lange prägt man seinen Kopf auf Spielsteine mit der Siegespalme daneben: er war der Kaiser der großen Feste. Und besonders schwärmte der Osten des Reiches für ihn: zweimal trat in Griechenland und Asien ein falscher Nero auf und das Volk jubelte ihm zu, sobald es nur den geliebten Namen hörte.

Benediktbeuren. Rudolf von D elius.

Sentiments.
^!^m neunundzwanzigsten August sagte Herr von Glasenapp, der, statt des kranken Präsidenten, dem Centralausschuß der Reichsbank-vorsaß: „Die Bank könnte den Wechselzinsfuß herabsetzen. Doch ists besser, wenn sie es nicht thut, weil wir nicht wissen, ob wir dann, im Winter, nicht über ö Prozent hinausgehen müßten." In den Wochenberichten der Diskontogesellschaft, Handelsgesellschaft, Nationalbank war, Mitte September, zu lesen: „Man darf annehmen, daß wir im Oktober den in Deutschland seltenen Fall einer Diskontermäßigung sehen werden/ Zwei Meinungen sind aufeinandergestoßen; und die Entscheidung wird von der allgemeinen Logik bestimmt. Die verlangt, daß sich das Geld nach seinen besonderen Lebensbedingungen richte. Die Reichsbank hat Gold in Ueberfülle und ihr Wechselportefeuille sieht gut aus. Der Geldpreis kann also ermäßigt werden. In der russischen Reichsduma hatten die Nationalisten verlangt, der Finanzminister solle aus Deutschland die Guthaben zurückziehen. Eine Meinung, der jede geschäftliche Logik widersprach. Reine Gefühlssache; man wollte den Deutschen nichts Gutes gönnen. Der Wille der echtrussischen Leute drang durch. Aber die Kraft der wirtschaftlichen Zusammenhänge ist stärker als' irgendein Patriotismus: der Rubel rollte wieder in die deutschen Behälter zurück. Die Lebensbedingungen, die ihm das Zarenreich bietet, locken und halten ihn nicht. Nun können wir erleben, daß die russischen Gelder den Wechselzinsfuß in Deutschland, im Sinn der nach Kredit dürstenden Wirthschaft, beeinflussen; und dann hätten die echtrussischen Leute erst recht ihr Vergnügen.
Zweites Kapitel: Anleihen. Im September 1910 warf Djavid Bey, der türkische Finanzminister, dem französischen Beschützer den Fehdehandschuh vor die Füße. Frankreich hatte, als Bedingung für die Cote einer neuen Türkenanleihe, die Ernennung eines Beirathes im Oberrechnunghof und Reformen unter besonderer Kontrole, dazu reichliche Aufträge für die französische Industrie gefordert. Der Osmanenstolz ließ solche Demüthigung nicht zu; das Tischtuch wurde zerschnitten. ?emporg. nnltsntur. Im September 1913 unterzeichnet Djavid in Paris einen Pakt, der Frankreich die ersehnten Eisenbahnkonzessionen in Syrien, der Türkei die erbetene Zollerhöhung und eine Anleihe von 700 Millionen Francs spendet. Frankreich nennt sich, mit einigem Stolz, den Bankier Europas. Trotzdem wurde in die Deputirtenkammer einst der Antrag gebracht, die pariser Börse vor dem Zudrang fremdländischen Papiere zu schützen; und vor drei Iahren gabs einen Aufstand gegen ungarische Papiere. Grund: das französische Kapital wollte auf die österreichische Regirung einen Druck zum Besten der Südbahnprioritäre üben. Als man merkte, daß man Budapest nicht prügeln dürfe, /wenn Wien gemeint sei, kamen die Magyaren wieder zu Ehren. Die französische Regirung hat über die Banken größere Gewalt als die Behörden anderer Länder. Sie hat den Schlüssel zur Börse. Paßt ihr ein angemeldeter Besucher nicht, so wird dem Eon-

cierge verboten, ihn einzulassen. Aber auch dort giebt es Zeiten, wo
zwei Meinungen gegeneinanderprallen. Soll man finanzielle Balkan-
politik treiben und der eigenen Milliardenanleihe, die kommen muß,
das Publikum schmälern? Im Frühjahr hieß es: Nein; im Herbst:
Ia. Die Finanzirung der Wehrvorlage und das Defizit im Staats-
haushalt sind vergessen. Frankreich ist wieder der Bankier Europas,
steht hinter der Theke und bedient die Kunden in allen Sprachen. Poli-
tik ist gut, Geschäft ist besser. Die Balkanier müssen, fürs Geld, Bestel-
lungen und schöne Konzessionen geben. Die Deutschen machen Riesen-
schritte, haben vom Passivsaldo ihrer Handelsbilanz ein großes Stück
abgeschlagen: die Zrangs nstion darf nicht zurückbleiben. 1913 hat ihr,
bis Ende August, nur eine Ausfuhrznnahme von 280MillionenFrancs
gebracht. Deutschland hatte fast eine Milliarde Mark. Also muß für
den Export Etwas geschehen. Auch in Mexiko. Anfangs galt die Lo-
sung: Rühret nicht daran! Am Ende las mans wieder anders: Paris
wird der mexikanischen Regirung zur Erlangung eines Darlehens (von
3 Millionen Pesos) helfen. I^ss sttsirss sont Iss skksirss.

Drittes Kapitel: Türkei. Oktober 1912: die Geldnoth der türkischen
Regirung nähert sich einer Katastrophe. Der Finanzminister kratzt aus
jedem Winkel die letzten Pfunde zusammen. Die Dette Publique, die,
als letzte Zuflucht, heimgesucht wird, weist den Bittsteller ungnädig ab.
Der Staatsbankerot scheint unvermeidlich. September 1913: die tür-
kischen Finanzen haben eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit gezeigt;
die Geldbedürfnisse sind durch Schatzwechsel befriedigt worden. Fünf
verschiedene Emissionen, aus denen noch ein Betrag von SVsMillionen
Pfund zu tilgen ist. Die Unterbringung der Papiere und das Pro-
longiren war nicht allzu schwer, da die Zinsen so hoch sind, daß sie
alle Bedenken überragen. Die türkische Reform Nummer Zwei wird
1««0 bis 1200 Millionen Mark kosten. Frankreich hat die Hälfte schon
übernommen. Der Rest ist damit gesichert. Die Türkei kann lächeln.

Viertes Kapitel: Frisko. Als ich hier über die für San Fran-
ziska geplante Ausstellung sprach, hatte die deutsche Regirung sich noch
nicht zur Sache geäußert. Dann sprach sie ein lautes Nein. Schnell
explodirten nun die Meinungen. Albert Ballin und Ludwig Max
Goldberger geriethen in einen Briefwechsel, der sich in die Eisregionen
der Höflichkeit verstieg. Die HAL, die, als Frachtführerin, natürlich für
Frisko ist, hatte an die „Ständige Ausstellungskommission für die
Deutsche Industrie" die Aufforderung gerichtet, auch ohneUnterstützung
durch die Regirung die Theilnahme an der Weltausstellung zu för-
dern. Darauf kam die Antwort, die Regirung habe ihren Bescheid im
Einvernehmen mit der Kommission ertheilt. Ballin quittirte mit einem
Schreiben, in dem von „bedauerlichem Mangel an Sachkenntniß" ge-
sprochen wurde. Die Kommission hatte erklärt, daß mit „überwälti-
gender Mehrheit ein durchaus ablehnender Standpunkt" gegen San
Franziska gewählt worden sei. Gründe: die allgemeine Ausstellung-
müdigkeit, besonders im Eisen- und Stahlgewerbe, Maschinenbau, in
der Elektroindustrie, bei den Schiffswerften, in der Chemischen und

Textil-Industrie, dem Buchgewerbe und der Graphik; das schlechte Ergebniß amerikanischer Ausstellungen (Chicago und Saint Louis); die Unwahrscheinlichkeit eines besseren Resultats in San Franzisko, das für Central- und Südamerika und für Ostasien zu weit entfernt sei; der ungenügende amerikanische Patent- und Musterschutz. In der Ausstellungskommission ist die Schwerindustrie, die Elektrotechnik, der Schiffbau, die Chemische und Maschinen-Industrie, der Deutsche Handelstag vertreten. Alle haben xollios vsrs« über die Ausstellung entschieden. Haben alle diese Industrieleute und Geldmänner wirklich aus „Mangel an Sachkenntniß" geirrt? Belastend schien die Abhängigkeit vom „Centralverband Deutscher Industrieller", der als „rückschrittlich" gilt. Aber die Kommission fand einen Eideshelfer im Lager derGegner: den Handelsvertragverein. Einen Verband zur Förderung des Außenhandels. Die Schwerindustrie hatte Nein gesagt. Was meint die leichte Industrie? Eine Rundfrage des Handelsvertragvereins brachte die Antwort: siebenzig Firmen waren gegen die Betheiligung, sechzehn dafür. Von den sechzehn haben aber acht erklärt, daß sie selbst sich nicht betheiligen würden. Bleiben von 86 Antworten nur acht, die für die Ausstellung ins Gewicht fallen. Den Rundfragen folgten die Resolutionen. Der Centralverband „gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß die überwiegende Mehrheit der deutschen Industrie auf ihrem Standpunkt beharrt" und der Betheiligung „durchaus abgeneigt sei". Den Verbündeten Regirungen wird der Dank der Nation ausgesprochen. Der „Bund der Industriellen", der Antipode des Centralverbandes, empfahl die „Gründung einer privaten Organisation zur Theilnahme an der Weltausstellung, unter Führung der beiden großen deutschen Schiffahrtgesellschaften".Die HAL steht vornan. Direktor Huldermann, der, als Vertreter Ballins, an der Festversammlung des „Bundes der Industriellen" in Leipzig theilnahm, sagte, nach den Berichten, er sei von dem Ergebniß der Berathungen befriedigt. Ist es wirklich nöthig, den Amerikanern aus dem Osten, die in großen Schaaren nach San Franzisko und zur Eröffnung des Panamakanals kommen werden, die industriellen, kunstgewerblichen, hygienischen, sozialpolitischen Einrichtungen Deutschlands zu zeigen? Gerade den Nordamerikanern sind die deutschen Leistungen nicht unbekannt. Will Deutschland im Ausland Kunden gewinnen, so muß es vor Leuten ausstellen, denen deutsches Wesen fremd blieb. Das sind, im Fall Frisko, die Bewohner der amerikanischen Westküste und der centralamerikanischen Staaten. Und gerade auf deren Ausstellungbesuch wird selbst in New Pork nicht zuversichtlich gerechnet. Deshalb bleibt die Frage offen: Ist es sicher, daß ein großer Aufwand nicht nutzlos verthan wird? U. A. w. g,*)

*) Die erbetene Antwort ist hier schon im August gegeben worden. In Menschenaltern bietet sich vielleicht nicht wieder eine Gelegenheit von der Bedeutung der aus Franziska uns winkenden. Alle Weltmessen der letzten Iahrzehnte waren dagegen nur kleiner Quark, Das wußte man selbst auf wichtigen Porposten der deutschen Industrie

Fünftes Kapitel: Hamburg-Bremen. Würde via Franziska der
Friede zwischen HAL und Lloyd geschlossen, so wäre ein Vorschuß auf
den Erfolgd zu jbuchen. .So weit sind wir aber noch nicht. Hamburg und
Bremen wollen nicht mehr viribus unitis arbeiten. Haben es in der
Wirklichkeit auch niemals gethan, sondern sich, so gut es ging, einen
neutralen Bezirk geschaffen. Was der Lloyd in seinem Semestralab-
schluß sagte, klang nicht nach Versöhnung. Vom Streit wurde nicht ge»
sprachen; nur der Aufschwung des Geschäftes und die finanzielle Be-
reitschaft gepriesen. Die liquiden Mittel betrugen, Ende August, 61
Millionen. Auch die HAL hatte erklärt, daß ihre Artillerie mit Muni-
tion reichlich versehen fei. In der Tonnage will Bremen sich nicht lum-
pen lassen. 160 000 Registertonnen sind im Bau; und 90000 werden
folgen. Der Ostasiendienst, den Hamburg (Passagiere und Frachten)
aufnehmen wird, soll auch von Bremen in alter Weise besorgt werden.
HAL und Lloyd wollen sich als Konkurrenten messen. Wie es mit der
Reichssubvention werden wird, ist noch nicht sicher. Hamburg hat, aus
Prinzip, den Mitbewerb um die Unterstützung von vorn herein abge-
lehnt. Und ob Bremen die Bedingungen, die das Reich stellt, annimmt,
ist ungewiß. HAL und der Lloyd haben starke Qualitäten. Warum soll
nicht Ieder von ihnen versuchen, seine Leistungfähigkeit, ohne Rück-
sicht auf den Anderen, zu finanziren? Freilich könnte das Experiment
theuer werden. Die ausländischen Rheder werden die Preise unter-
bieten und die deutschen Gesellschaften zwingen, mitzugehen. Der Kon-
flikt mit der Canadian Pacific hat gezeigt, wohin solcher Preiskampf
führen kann. Und daß die Zeche, wenn die Sache schief geht, von den
Aktionären bezahlt werden muß, ist das einzig Sichere. Aber die Män-
ner, die an der Elbe und an der Weser regiren, sind gewöhnt, ihre Ein-
fälle bis ans Ende durchzudenken. Und da ihnen gemeinsame Feinde
leben, erinnern sie sich bald vielleicht wieder der Erfahrungthatsache,
daß sie nicht nach der Fa?on des Dr. Stockmann selig werden können,
den Ibsen sagen läßt: „Der Stärkste ist, wer allein steht." Ladon.
nicht: und deshalb ist das Ergebniß der Rundfragen eben so nichtig
wie jeder Versuch, aus Pfennigfuchsern, im Schweiß des Kalkula-
torenantlitzes, dieses große Problem zu lösen. Unselbständigkeit, der
alte Erbfehler der Deutschen, nährt sich noch immer von dem Wahn,
Regirende müßten wissen, was dem Reich frommt; und wenn eine
Regirung, sogar die unklügste, die zu erträumen war, gegen eine Aus-
stellung ist, stimmt ein Troß träger Lämmerseelen ihr zu. Kein auf
dem neuen Kontinent lebender Deutscher, weder Bauer noch Millionär,
begreift, daß wir auch nur fünf Minuten lang zögern konnten, der
Einladung zu folgen. England? Hat nicht viel drüben Lohnendes aus-
zustellen und will den Centennartag von Waterloo durch eine eigene
Ausstellung feiern. Wir müssen nach San Franziska; mit dem und
den Besten, die wir haben. Sonst: ruchlose Dummheit. Schluß. Von
werthlosen Rechnerbedenken haben wir nun genug vernommen.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Perlag der Zukunft in Berlin. — Druck »on Paß S Garleb G. m. b. h. in Berlin,

Man begreife das ungemein Bedeutsame
der merkwürdigen Wirkungsweise des Odols.
Während andere Mund. und Zahnpflegemittel,
soweit sie für die tägliche Zahnpflege überhaupt in Betracht kommen,
lediglich während der wenigen Sekunden des Mundreinigens ihre
Wirkung ausüben, wirkt das Odol noch stundenlang, nachdem man
sich die Zähne geputzt hat, nach. Durch diese ganz eigenartige Dauer-
wirkung des Odols werden die zahnzerstörenden GSrungs- und Fäulnis-
prozesse im Munde stundenlang gehemmt bezw. unterdrückt.
Preis: i/, Flasche (Monate ausreichend) M, I,5«, '/^ Flasche M, - 85,

sk.1.
4. GKIolikr lSI?.
01
7Keäler> uvü Verglliiguoss-illieigeo
»ei W WMM
lies öerlmer Zlletropol 7K»ter8:
Hie Mo-lömgm!
Atem« bester.
Kind T>ve! LinsKter.

M 8»gen 8ie
A LttKU8LK?!
Mropol-LKeater.
in 4V ?agen
Joulin rouge"
^ägerstrsLse 63 s

cker LIM öer I»u8tre» s»rliti Iun5l
17. ».:
« Uuque um, LsK/ «
>>»« preisgelii'Snte
mit Idre» ?eledri?ea LeelSve»
» UKr.
vr«S«osrstr. 72/7S.
» UK?>
4«>t «vi. Uta.
?«sssnHovitSt von ^Ilr«o u L. Iii«»tl,
VoroeKmes SerKesiSsui
allmlkili!?iliiitt
« sm ösknkok ^rieiii'lvksli'sss»
A.IIädenZIicK:
kruilkvolle
lag rnill »uckt
:: geS»::
vsmsnkbtsiliing
l.u«u!-Wer
UAVF^^IU? Unter aev
V?einre5taui"snt uncl Kai'
llie gliii« »M geSttnet!

Ax.I. — Hie Zukunft.
ttsu» l. IZsllges lv dester Kurl SD

>Xm ösrmnok l^riecjricn > Ztrasse
LoKlen? s. B.
vresöeu - Sotel Lellsvue
Weltbekannt«- vornenme» Usus mit sllen -eltgsmsssen »-lier>ungsi>.
llüZZsIllors k^äckkotöl
rsstsüls. vir, f. L. ^isenmsng«
Kaö Tins ^! Ku88iseKer 8ol
M^KKR^F renoviert. I^leue Direktion
UlllllWö" ^rk-Hotel Ieu5el8brüeKb
Klein Lottbek ^ei»reÄsur»nt^c.^ ^ Zungt^ernstieg 2«.
srdsut 1913.
?lat«, Varnedmes
Ale. lnd. V. l.s-«e,
SackZiomburg,.« «WKW
R^x?« L», ^>^? ?U^^^, SM vom, erstes I^milien.ttStel.
iXUlll - SaV- KlUILI Neu: «rlllroom unä NStelbsr.
üöln : Hotel dontinentsl ä^ F^'
Iiötel NüncKens. VorneKme, völlig ruki^e I^sge,
äsr. k. geistige Arbeiter geeiAN. Orösst. Komkort.

Das gotel Esplanade in Berlin,
Bellevuestraße, vertritt in vollendetster Form und mustergültigster Weise das moderne Kotelsystem. Alle Erfahrungen im In- und Auslande wurden hier berücksichtigt. Kunst und Technik, Hygiene und praktische Fürsorge vereinten sich, um etwas Einzigdastehendes zu schaffen, um den Gästen den höchsten Komfort und die anheimelndste Behaglichkeit zu bereiten. In vornehmer Ruhe, dicht am Tiergarten gelegen, stößt es doch unmittelbar an einen Brennpunkt des weltstädtischen Verkehrs, an den Potsdamer Platz an, und ist von den hauptsächlichsten Bahnhöfen nicht weit entfernt. Ferndrucker «möglichen Tag und Nacht das direkte Aufgeben von Depeschen, sprachkundige Kommissionäre und Agenten stehen den Gästen zur Verfügung. Vornehm und behaglich, praktisch und hygienisch ist die Losung bei allen Wohnräumen. Sie sind der Inbegriff des Komforts und Wohlbefindens. Einzelne Zimmer wechseln ab mit Kombinationen von Salons wie Wohngemächern und Bädern, auch sind größere zusammenhängende Appartements mit fürstlicher Ausstattung vorhanden. In jedem Zimmer Fernsprecher. Die störenden Klingclsignale find durch Lichtzeichen erseht. Die Restaurants und Festräume, im glänzenden Stile Louis XVl,, denen Konversations- und Lesehalle sowie der Grillroom angegliedert sind, bilden eine anerkannte Sehenswürdigkeit Berlins. In ihnen spielt sich ein wesentlicher Teil der erlesensten weltstädtischen Geselligkeit ab. Die hinter der Gebäudeflucht gelegenen Prachtgärten mit Terrassen usw. bieten dem Auge einen genußreichen Ausblick und im Sommer jedem Gaste angenehmen Aufenthalt.

g « « « « » >^ « > I S Komkort. Kestens empkoKlen. I
IWlldMö ^lirttembei'gei' ttof
RI>RR, A <I^,^ nguer ?rsclitbsu. Direkt. t.rnst 7onnck«i.k

LStsl et Rsstsur«nt Ss I^x«,
L«- rl«t«l- possickent tou- le- eointvrt- Möckern«.
PZZgLZ Hotel 6e 8sxe
Vornenmstes
ttötel mit
mogernstem Komkort bei msssigen preisen.
Auburg i. L. Kestsursiit 8org
Oss vorvedmste >Vein-lZestsursnt Ser 8tsSt.
ttökenluttkurort ^ ?reu6eii5ta6t
««Gel «slillu»!.
I, li , sut «in, LÜASl L«esnUd, S, Lsuptdabnd,, ! 1, K., SV I^ags, Vornsdmdsit Ssr ^usstätttinA
mittsu l.eis,W0M<zni?i'. «odattis.^VäläpsrK, I Ssr lZwu^vunKt ?rsuSsasts,Sts
Xutogsr^s, 10 Laxen. 20 rrivatvodnungsa mit lZsS unS loitstt-, Ligsus Ls,usKü,,sUs.
Lavu.rennis. ?rosl>skts gratis Snrod Sssu Lvsitzsr L. L.
Aaustrinkkuren
7^

Mlunl-MBrllNlMA.1«.
Königreich Sachsen.
I SsusliriW WM im Ii«
pnxsik«!.'ckiÄ«, iieilsnswlt
Iepki>,!s»ik: ««Miel Iinndni« »>i
Vo«. Vsrxkl, vliniUcl,-.
K»,-»il l>k, «»I. llk. «»»einlel».

Lsdrev.Strssss 9-13 K ^ Ii ^ I I> W.
Lsdrsu.Str«-- 9—13
^KtienKspltsl 200 00« 000 «nrlk
»«-s^ven ««2 »«««««« »»rk
Im lsKtsn ^dr-ednt l19«3^l912) vsrtsilts OiviSsuSsu: 1l, 12, 12, 12, 12, 12, 12»/z, 12'/,,
^vsi^nisSsrlassunssn: Lrsivsu, Lrüsssl, OresSsu, VravKkurt -. U., Skrudurßi,
r^olistsntiuopsl, I^sip^lg, I,oliSov, Ulluodsn, Hürndörg, — lZsposItsuKsssso: ^ugs»
v«p«slt«nlrss-«n ln v»i-»n:
Kiausrstrass« 23—27 , .
k-«ts<1-,nisr Strasss 134-
?ots^?insrSlr,9- (-. S. LUlovstr.)
^lt.«oadit 129 (KvKe^Vsrltstr.)
Turmstrasss bl
Lr«,ussrlstrass« 33—39 . . .
Lslls.^,Msu««.I>l-t? 2 . . .
Ss»«.^,lli^nes.Strass« 21 . .
rrlsSriodstr. 2«9 (Loks rloodstr,)
Orsvisvstrsss« 140.
0>
Sodöildaussr ^,llss 3 ^"
lisinioksuSorksr Strasse 2. . '^
Lg,Sstrasss 40—41 ..... I //C
«0,:
I^svSsdsr^sr Strasss 89 , . - /V-
<Zrsiksvslc1sr Strksss 2 . . . - /X/V-
0:
?räokkurter ^,lls« 89 , , . . OL-
L0.:>
0r«sSsu«rStr,3lrIottdussrL<>r) „ 7°
L^LpsniaKsr Strsss« 3« . . . , g/Z-
0.:
rlöni^strssss 41—42 , . . . » lZ
SpittslmkrKt 8—1« ... - .
SaoKsscdsr iZsrtt 2—3 , . . - S
L l Str ^^^^"^"burg
Ksnlstrssss 162
Üurki1rst«vSarnin 183—183 . .
verlln'k'rieileneu:
kidsiustrasss S8
Serlln ltelensee,
Zoa«diiu»?rlsSri<!d»Strs-s« 1«
verllnl.lvktendei'ii
«SuK«Iln:^
lZsrliner Strssss 102 ....
vsposltenksssvn ln ltsn V«i-ort«n:
^asss /-
TV-
«s-
^ltsu IilärKt 17 . , . . Lssss ^
Serlin Lonönederg:
rlsissr'Vild«lui'?l-t^ 2 . . . « !/-
I>I-rlln.I.utd«r.Strasss S . . - >4S-
Ls^srisodsr?l-tzl 1 . . . ., , S?°-
SpeniIlU:
IcksrKt 4 S/2-
SerllnStegllk:
Sodlossstr^sss 83 - 0//-
verlln «t-I»,en»»e:
Lsrllnsr ^Uss 24S . /,«-
Serlln »ümvrzÄert:
17dl-nSstrasss S7 „ lp^-
Sedäpsrstrsss« 1 „ SO-
VdlsnSstrasss 39—90 l/>"
. . . ^>p.'
Oie mit «Inson ' dsisiodustsn Tssssn dssitisa Ltsnlkimmei'elni'lektung,
Ois OepositSnKssssn «rötkasn Sssedä5tstrsidsuSsn, Inckustriellsn llvil privaten
lsuksuSs sonten tür Ssn
0«pvslt«n. >in6 SvnevK Vv^Ksni-
Sl- ^,us^-d« von V«lt»2irKnlar»XrsSitdrisk«n, «Kid» sllsn L-upti>lät!SU
SescKsltung unii Unter'
drlnaung »»n
NxpotneKsngelilei'n.
«-onlsss. unii Vermögens'
Ver»sltung. — UederneKme von
lestementivollstrevloingen.
Lenilei'edteiinng
lllr
olieKlerderunge-.
Stsnlllsmmoi'n
^ Oie Si»dlK-rnv!isr5äodsr <1er 1ZspositsuKsessn stsdsn unter «I^susin Versodluss
^ntde«-nr>ing «on ^»ertpefl!eren, »»potneksn vokumenten, Urkunden, «ertgegenstönilen
unll LonmKvliseonen.
Oi« Vsrnlistun^ Sisssr SodranKkäodsr sr5oigt ze n-ob Vunsod «,uk dslisdigs ^«it,
vyrSesu an Sen Scdsltsrn cksr Kasssu äusssdänSist,
vie veutsene Senk lst mit lKren sämtlienen ^«eignisllei'leseunllen unii lleoeslten'
K-s,en «mtllok- itnnsnmestetle ,«n Zenlungsn tllr lnnedsr «on SlideoKKentin b«
»em «,i,erl, «Snlgl. 0s«t«rr,ivt,I»«nen l»»»tso,rc-«en Kmie In «ien.

Dr. 1.
— Die ZuKunst. —
4. GKtober 1918.
Sll»»2 2UM zo. luni I9IZ
KI.
23S696
12
25 2«,!
35
260962
3 2!« S6U
2^
2»! 601
-I
3S8S 168
U7
3 285 7«
1.
.343 148
3 628 942
74
I!I8 814
,7
11 2N6
210 021
^
33U4S3
64146
62
394 599
7-
181 582
7^
36 381
SU
217 964
22
55411
79
7 912
57
47 499
22
135 USU
29
5 914
14157«
29
2 326111
,U
1S4U
391 703
SU
S61 935
14
328I749
««
2618367
47
3UU UM
2 318 367
47
453 522
2 771 «89
77
8 326
23
14 099
17
9 940
294 858
ll
320 00«
2 127 207
ni
2 422 065
Ii,
102 183
8,,
17 4,« 522
,2
A.
I"
U 00« 000
S0UV0V«
l6s 535
U7
31412«
433 641

^
27 191
SU
113 878
93
45 269
U2
1U629
92
SU «25
9!I
846 772
38
,!5 971
2U
328 579
4U
19 881
4U
66 090
U«
611S8
SS41
2U
13S6S
,!U
77 377
7-i
«3816S
43
121S 32S
UU
2 65«
74 47S
2 04»
1873
9«
24«
63
4 924
71
«2 052
S7
19 «00
1 788 «U«
6,,
1428 875
17 418 S22
,2
Aktiva.
1. (ZrunlistüeKe in XVillied unS Krekels
Zugang
2. «edüuS« in Willi en unS KreielS^
Zugang , ...
Zugang . . '^ " ^ "
Zugang
5. WerK?euge unS (Zerate
Zugang . ^.
Zugang
7. üinricdtungen u. Ickasedinen d. auswärtig. ?i!ialsv
Adgang
8. latente unu sonstige vrKederreoKte
Zugang sadgesedrieden dis aut N. I,—) . . . .
11. Vorrät«: an Huld- unci r«rtigk»di-iK»t«n . . . .
ad desonSer- ^dsenreidung
12. Vereiederungs Konto, Voraus^alilungen
14. HxvotdeKen Oarledens Konto
15. Oissgi- Konto
^ngewies. u. verkügd. lZutdaden k. 8taatslieker«n.
17. Kasse, Weedsel unS SedeeKs
^ Xaed^d^ug v. N. 1200««,— Nvp. a. «eamtendKuser.
1. ^Ktien-Kavital-Konto
^ di^30^«.^1«l2^auk SedauSe.........
latente ....
kür 1912 13- auk (ZedauSe
^ LadnauscdIuss unu Iransnortanlagen . . .
^ Ickodilien^una Inventar
„ üinriedtungen dei auswärtigen rilialen. . .
Besondere ^.dsenreidung suk latent-
7. ^inssedein-LinISsungs-Kont«
8. OiviäenSen Konto
9. ^rdeiter-llnterstut?ungsKassen Konto
10. IInterstüt^ungskonös-Konto . . . .'
11. KranKen- unS InvaliSenvereienerungs-livnto . .
12. liüeKIagen-Konto
13. lalonsteuer-RüeKIage Konto
14 KreSitoren
Reingewinn
Zoll
HancllungsunKosten-Kt«.

Minsen- u. ^.gi« Konto .
NvvotdeKen-Ainsen-Kto. .
LcduISscdein.^insen Kt«.
>dsedreidungen . . . .
(Zewinn
1,1.
Kl. I>!
336 465
364812
,.7
4 362
.'.u
2.',UU,,u
«SS 641 06
6381 US! 43
1428 875 7,!,
3«22U«2.2S
II alz^elü
«ewinn-Vortrag a. 1911/12
radriK»t.-I?ederscduss .
^ spk
142 842 «S
2 879 84« 2«
3 U22 U82
Willicd, iin Septeinder 1913.
StsdIver» Secller, Aktien 6e«eH«c»»kt.
Her «uleicdtsrst: Zul. LecKer, Voreit^enaer. Her VorstanS: R. LecKer.
vis vorstellenSe IZilan^ nedst Sewinn- unS Verlustreednung daden vir geurllkt Un«
mit Sen «rSoungsmäseig gskückrteo IZüedsrn S. Lesellsed. ndereinstiiumen,! gekuu>isn.
Köln, iin Septemder 1913.
I^rensiissel,« Ireud»u>I- mnI Iies!»i«us»^I>t!-ngesell»i!>iä1t.
Kleiumanu. i.V. Lul^er.

4. Mober 1913. — Die ZuKunst. — Ar. I.
vnred LesodIns« öer k!ener»Iversammlnn«"vom 2YT^!Zevtemdsr ct. Z^. vurcke Sie
DiviSenSe kür Sa» «esoditkts^dr 1912/13 auk I2?„, also auk ». 120 — kür Si- ^K«e,
kestAeset^t. vieselds ist sokort 2»nldur
dei Ser Xu,,« der LesellsoKelt In «Illleb,
deim Sermer SsniiKSreln, Kretelll, unS dei Ssn üdrigen ^ieSerlassungev lies
dei Ser SenK tllr Nsnilel uni l Inliustri« In IllrlvK unil Zug,
dei Sem SsnKKeuse l.II»i!dsr S Vo. in Sssel.
Der L.ukeiodtsrat destedt zetit aus Ssn Herren
lulius veolier, ousseläurlOberosssel,
»r. lur. «ordert I.« Sslil,!», Luxemburg, .
Konsul psul Ereilt, Ingenieur, Luxemburg, X
ttsn» ^euersonuk. Seriln-LtegMi.
«doit «empKen, «ickretb.
«IIII«d, Sen 22. Levtemdsr IgIL.
5taKlverlc Mer, ^Ikiienge5e!l5ckaft, VilllcK.
Oer VorstsnS: N. S'vKer.
7smpsIKoKi' fslrl
In Sen neu erdauten, aspdaltierten Strassen slnck lurieit eins sr6sssr»
^v?sdl Säussr mit derr«ck»ktl!ckell V/odllUllgell von 7 Zimmer»
fertiggestellt unS sokvrt ^u de2ieden. Di- Säuser dadsn ZelltrSldeisullg,
V/srmvssserdereItullg, elelltrlscdes I.lcdt. r»nrstud>^ «tc.^ Lmigs
>Vodnungen einS mit reiedliedsm Xedsngslass verssdsn. Ole Häuser eilt»
sprecdell In tdrem Äusdull ckel l destell vnuteil ckes IVestells. vis
vis Verdlllcknug Ist ckle 6ellKd»r beste. Secks Ltrsssell»
dskllell kadren naod allen seilen Ser LtaSt unS ^var Sie Linien 70, 78, 96 L,
M. 3b unS 44, ^.uto-mn1dus 4 c. Ol« k»nr»elt«ll detragen vom Lingaug
nacd Ssm Usllescdell ?or c». ? »Inutvn,
, Ser Leipziger LcKe cksrlottellstrssse c». HS Hlnuton,
» Ser Sitterstrssse IltorltTplst? c». IMIiiuton,
, Sem Oöllbakiplut? c». <S i»iniit»n.
Lins neue I.illie virS Senmäonst er6vnet unS Mdrt von Ser
OreidunSstrasss, LoKs üakdaodstrasss, III velllger »I» tö Uliilluteo «um
?otsck»mer?l»ti.
vis unters Sälkt» Ses ?»rllrlllge», velodsr mit relcdllcden Spiel»
plöt^ell u nS einem grösserell ?elcd. Ser im Sominsr eum SootkoKren
^ KnsKttllkte üdsr Sie in vermietenSen Vodnungsn verSsn im
lUletsburesu »m Ltllg»llg ckes 1'empeIKoker kelckes, LoKs OreidunS.
strasse n. Loosniollsrnliors-, ?elepdoa Kmt Tempeln«! 627. unS in usn
üünsern erleiit. Osn Vünsodsn Ssr Bieter dsiilglicd KllsckIuss voll
V/sscdtoiletten »n Sie IVurm» ullck Leltvssserleltullgell, vsiüLliod Ssr
Kusv»dl iler ?»petell virä in dsreitviUisstsr Veiss iieodnnng ^stragsn.
»itteläeulseke krimt-SM, IttleilgesellZedaN
^K«I«i»K»ptt»I «>«»«».— «»rlc. — »««rvell «.»«»«>«.— «»rlc.
2vel?vle(lerl»»snvsel> de^v. Ue»edütt»»teUen iu
^Kens. >2„^uei.IZ., lZsrdvä.I5„ öi5msrlii.^ltm.. Snre d.^i.,c2äIdea.S.,(2demniK. Oesssu. Hgeln,
LidenstocK, Lilendurg, Qisenscn, Lislcden. Lrkurt. rinstervsISc I>1.-I.., I^rsnliennsusen <Xvtfd.),
OsrSelegen, Oentnm. lisIderitaSt, ttslle ». S., HelmsteSt, lierskelS, liettsteSt. IlversgeKoken,
Xsmen^, Xloet« i. ältm., l.inZenssI?a, l.omm^Kscn, Kleissen, Mersedurg, IVlüdIdsusen i. 1-d.,
I>Ieud!>I(IensIeden, XorSdsusen. OeSersn, Oscdersleden, Osterdurg >. OstervlecK a. N.,
perleder^, lZueSlindure, I^iess, ZaI^veSel, SsnIerdsusen, ScdSnedecK s. l2„ LcdSningen i. Sr.,
LcdniK, ^onSersKsusen. Sienllsl, Stollderg i. L , ^sn^erdütte, ?sn«ermünSe, TKsle s. N.. 1-or-
Usu, Veimsr, V/ernigeroSe s. N.. Wittenderg (Se?. lialle), Vittenderze <Le?. potsSsm),
VolmirsteSt <Se?. KlssSdurel, Vur?en i. S., ^eil?, Kommsnoite i. ^scnersledcn.

» «V. 7 ^
Serllll««?. 7 „ , ..F.. r-«-'^ ^. ,2450-52
Unler (l-n l.!ncl-v 5b »Hgss I eloersnim . ^6ressc! ^
c«!,U5 R-ll-m>>o5) «»«KKK^S^»»—> S»M-»sK»-Il

Ii
Kittergut,
Oä. 48 Km von Lsrlin, KörrsoKä^li«Qsr Lssit^ in lanä-
soKaAIioK rsisvollsrl^ägs an somöbarsmLIg.iig.1^^asssi'-
XU vsrksuksn.
(^röös 1920 KlorZsn, äavon 830 ^orgsn ^.«K«r, 150
Norgsn ^Visssrl, 860 Norgsu ^Valä. Ksri-8Otig.Lb1ioKss
^V«KnKa«8 im alten k'si'K, guts ^VirtsoKaLtsgsbärtäs
mit Kompl. Invsiitär. Hei'vori'agenlle ^sgl>. Osrsgslts
H^potlisKsQ.
OS'. srd. uvtsr „8. I.. 143" an äis VxpsSition S. LI.
bei IXünvKvn.
ttSKsn- und Terrain - Kurort ^
Herbst» uiiS VlllterKurell.
?rok. Dr. Iscob. vr. I«!isn ttsrcuse.

Nack 15 monatiger Selcnlag»
nanme vom Keicnsgericns
freigegeben
N«ckt

Eine Kritische Studie
von KichardUnzemitter
VIe drennenckttten kragen
unsererseits NacdtKultur, natüri.Maral,
prsltitutian u. 0eIcd>ecdtsKranKdeiten,
S2 gbblläun^. nacK ctem ^eben
lenä. van M. ^.20 <5r. Z.90: «r. Z.bo) tür
ckas gedettete, M. S.70 <?r. S —; Kr. 4.40)
tür äas eleg. gedunS. Sucd. <Nacdn. 20;
gusland so I?tg. medr)
Zrüder erlcnieni
Die Nacktkeit, f//^^"^
,nit bo gbbllltungen. bo. ?aulc»^>
/um gleicnen preise wie adenltedcn^c-.
(Zr. S.7S; Kr. S.I0), gedunSen M. 7.Z0
/u dedienen von:
ZZlcK. Ungewltter, Verlag,Stuttgart 2

?g vom
Keinzzevlnn
den
Verksssern
bei rtersus»
„ jzsbe inrer
Werke in öuckkorm. /VuiKIärunF
»ircl gern erteilt. In unseremVer»
Isge er8cneinen S. I^sue's Werke.
Verbreitung?.?. MlX)0LxemoIsre.
Vsritss-Verlsg. WllmerscIortSetllii.
, DP
Z .
Z MM erst«.V-rein, S.V^7«>«t«I^ » I?
I MW «r. VoilrU». Ilcrvorr. !,!>>. »
SiKliotKeKen unt
ZlupjerztieKsammlungen
k»sul Lrsup«, Serlin «. 3S, l.iiko»str.3g.
'?et,Ienckvrf «S8t b. Ssrlin, 7el. ISS'
«/lilll Zliiilitorium Hr. Nlilltte
psridnücti« »ritllone SsKunil!««».

lowie alle Arten von Hnutunrei-
nigkeiten, Hautausschlügen wie
Blütchen, Mitesser, Flechte», Finnen,
Pickeln, Pusteln usro. verschwinden
durch täglichen Gebrauch der echten
von Bergmann 6: To., Siadebeul.
^ Stück 50 Pf. Ueberau zu babcn

kür Nervus-! L!n?S>da:> W 20 LäSsr Z>I. 3,60 unS
66 LüSsr KI. 12,—.
panK« - Import > (ZesellscKskt
»erlin s. 6l. ^dt. 2.
Oer KeutiZen Kummer lieZt ein Prospekt cZer
WiM VMöbs-kiesMMt III. b. s.
bei. Vi/ir empfeKIen diesen Prospekt der besonderen LeacKtunj;
nserer l.eser.

Radium-Wunder.
Die Radium-Therapie bei gichtischen und rheumatischen Er-
scheinungen bedeutet für die vielen Menschen, die an diesen weit»
verbreiteten Krankheiten leiden, eine starke Hoffnung. Rheumatiker
und Gichtiker werden skeptisch lächeln, wenn sie die nachstehenden
Zeilen lesen. Denn gerade sie haben schon in allen möglichen
Bädern vergeblich Heilung von ihren schweren Leiden gesucht.
Im besten Falle haben sie eine vorübergehende Linderung ge»
funden. Ietzt aber hat die Wissenschaft einwandfrei nachgewiesen,
daß die Harnsäure im Organismus durch Radium zerstört
wird. Daß diese Zerstörung auch im Blut des Gichtkranken er-
folgt, konnte bald durch die Herren Geheimrat vr. His und
I)r. Gubzent von der Königlichen Charits in Berlin
festgestellt werden.
Selbst veraltete Gichtleiden wurden gebessert und be»
hoben. In 13 von 14 Fällen wurde festgestellt, daß die Harnsäure
durch die Radium-Kur völlig aus dem Körper schwindet! Und
daß die Harnsäure der Urgrund aller dieser Krankheitserscheinungen
ist, wissen die Rheumatiker und Gichtiker selbst. Die Quelle,
aus der dieses erlösende Wasser am stärksten sprudelt, ist die
Mettin-Quelle des Radium bades Brambach i. V.
Es erregte kein geringes Aufsehen in der ganzen Welt, als
bekannt wurde, daß den Bergen des Vogtlandes ein Eisensäuerling
mit einer bis dahin einzig dastehenden Radium-Aktivität entspringe.
Es gelang bald, diese Quelle zu fassen, und die wissenschaftlichen
Untersuchungen von Fachmännern ersten Ranges bestätigten die
Tatsache von ungeheurer Tragweite, daß hier die stärkste Radium»
Mineral-Quelle der Welt mit einer Aktivität von 2270
Macheeinheiten tatsächlich erschlossen worden war. Daß man
mit einem solchen Wasser eine viel größere Heilkraft und Heil»
wirkung erzielen konnte, als es bisher geschehen war, unterliegt
wohl keinem Zweifel. In kurzer Zeit erhob sich auf den grün
umwaldeten Höhen des oberen Vogtlandes ein Kurhaus und eine
Badeanlage, wie man sie zweckdienlicher nicht findet. Die so»
genannten! Madium-Trinkkuren wurden eingerichtet, bei
denen an jedem zweiten Tag dem Patienten das zu nehmende
Quantum Radium-Wasser frisch ins Haus geschickt wird.
Bei einer so ungeheuren Stärke, wie die Radium-Quelle Bram-
bach sie aufweist, enthält das Wasser noch am dritten Tage weit
über 1000 Macheeinheiten. Das ist immer «och mehr, als je im
Lande selbst geboten werden konnte, so daß eine glänzende Heil-
wirkung bei Rheumatismus, Gicht, Ischias Neu-
ralgien, Alt ers er sche inu n g en , Schwächezu-
ständen, Schlaflosigkeit Erkrankung der Schleim-
häute und Blutarmut nach dem Genuß der Quelle in Er-
scheinung tritt. Die Kur an sich ist gar nicht kostspielig.
Ieder Leidende sollte sich im eigenen Interesse mit dieser
Kur vertraut machen. Man braucht die Lebensweise nicht zu
ändern, man hat weiter nichts zu tun, als das natürliche und gut
schineckende Mineralwasser der Wettin-Quelle zu trinken, das einem
regelmäßig zugesandt wird. Man wird schon nach 2—3 Wochen
mexken, daß der ganze Organismus aufgefrischt und gereinigt wird,

von
Meisterromanen
6er Weltliteratur
ab Keute —10.0Ktober er.

Moritz und Rina.

Kressin,,Neujahr 567^l.

Mijnheer!

HK^ank fürs amsterdamcr Kärtchen; spät, aber herzlich. Sehr angenehm, unsere liebe Frau Elisabeth Bas mal wieder dicht in der Nähe zu sehen; durch die Lupe, versteht sich: denn Augen noch greiser als Scheitelsträhnen. Nur als Lebens- und Liebenszeichengedacht oder auch,um,inEuremruppigenBerlinerisch,anzudeuten: So siehste nich aus? Leider: nich. So aber müßte ein altes Weib aussehen, das dem Auge noch was bieten will. Mevrouw Swartenhont (Meiner meint, ein Schwarzhund würde bei uns nieAdmiral) hats in sich. Haltung! Hände! Eine, die sich ihr Leben lang nicht zu ekeln brauchte; allem Ansauberen auf Meilen fern blieb und alles Trübe im Stillsten ausgewittern ließ. Fein und doch unterm Schnee noch gar nicht gebrechlich. Mein Fall. Möchte sie gekannt haben; und ihre Kinder, ohne die mir sie nicht vorstellen kann. (Auf den Herrn Admiral würde verzichten; Ehemänner sind nicht so determinirend, wie sich gern einbilden.)Weißt: Dein Rembrandt konnte nicht nur malen wie kein Anderer, sondernsah auch innen mehralsvor und nach ihm Einer. DerMund, die (ungleichen, wie durch Nebel spähenden) Augen: Mütter lernen ein ganzes Leben daraus fühlen. War eben ein grotzcrKerl; bis an den Wesensrand voll verstehender Liebe. Bleibt, trotz Geschüft- und Mätzchenmacherei, in Ewigkeit die Hauptsache. Der Mensch, der hinter dem Gemal, Gedicht, Getracht steht. Ob Der

sich, rechtschaffen fromm, als Allverwalter empfand oder blos nach
Geld und Ruhm lechzte. Deshalb habe ich zu den Neusten kein
Herz; zu viel in der Zeitung und auf dem Film. Aber ich predige
langbehnig; undEuerLiebden gähnen diskret. Also: Holland lor
ever! Wenigstens ein Pünktchen im All, wo der Falter sich be»
ständig zeigt. Und wie gehts, drinnen und draußen? Frau Bas
mit Gruß ist gut; ein Brief wäre besser. Hast asn ?ee doch nichts zu
thun; blos den Reckenleib abzuspülen und standesgemäß zu füt»
tern. Da könnte für arme Verwandte schon ein größerer Happen
abfallen. Seit wir gehochzeitet haben: nuscht (wie Westpreußen
noch immer grunzt); istnunaberIahrhunderte her. Nur das treue
Lottchen berichtet pünktlich; und nicht zu knapp, die gute Seele.
Scheint in dem Nest des Jungen ja Alles in Ordnung. And der
Tag, der was ins Bettchen legen soll, rückt allmählich heran.
Ich gehe nicht hin. Findest mich lieblos? Wird mir schwer
genug. AberAlles normal, Marie Luise kit, tapfer, umsichtig. Und
eine Wochenstube mit zwei Schwiegermüttern ist der Schrecken
schrecklichster. Junges Volk muß allein sein; gerade insolcherZeit.
Sich zu einander raufen. Ohne aufdringliche Vorsehung im Un-
terrock (le nomine Bismarck) sich in harter Zeit in einander ein-
stimmen und schmecken, wieWehen des Elternglückes sind. Sonst
fehlt ihnen ein Haupterlebniß. Ich bleibe. Trotzdem mich mit der
Madame Geheimen Kommerzienräthin schließlich verständigen
könnte. Aber sie ist ortskundig; und Entbindung gesunder Frau
heutzutage nicht mehr event, vor dem man bebt. Außerdem: Lotte
nah! Was Die vermag, mit ihrem leisen Willen, ihrer bedacht»
samenEntschlossenheit:dagegenistDeineSchwesterein Kurrende»
mädel.Ihr auf demHals hocken und jedenMorgen,jedenAbend
ins Nest gucken, obs noch nicht so weit ist? Für die Frau genir-
lich, dem Jungen Last und mir Marter. Abgemacht. Auf die Ge-
fahr, daß die allerwertheste Nachbarschaft von «gespannten Be-
ziehungen" munkelt. Schnuppe. Je älter, desto unduldsamer (Ge-
gensatz zu unserem Fürsten, der aber auch „man so that" und an
Menschenverachtung Erkleckliches leistete).Verachte Gerede.Vor-
undNachurtheil und mache, wenn mit dem Herrgott, den Du auf
denGrüßfußstellenmöchtest, einigbin, gar nichts draus, ob rings»

Am süß oder sauer geschmunzelt wird. NachNeun ist doch Alles aus.
'DeineSchule. Habe oft bereut, daß Dich nicht »korrekt" genugfand.
Einzig Richtige: äwkortune ciup«t genieß en und sich auf natürliches
Anstandsbewußtseinverlassen.Fehlts oder lahmt, dann hilftkeine
Latwerge und kein Tonic. Deine Schule. Und Adolfs Wonne.
Der? Kapitel fürsich. Lange gequengelt und neue Gichtmittel
burchprobirt. Jetzt hüpft er wieder, Gott sei Dank. Zwischen uns
sind die Wasser nicht flacher geworden; doch zwingt Gerechtigkeit
zudemBekenntniß, daher, wie sein Liebling aus Bordeaux, durch
Ablagern etwas schmackhafter wird. Manchmal schon verständige
Einsichten. Werde ich röther oder blaßt er ab ? Unsicher. Jedenfalls
«her möglich, ihn anzuhören. Las mir, mit Podagra, Boyen, Mar-
witz, Treitschke und anderes Gute über Dreizehnerjahrgang vor
und half dadurch über offizielle Schimpfirerei leidlich hinweg. Mir
zu Gefallen, brummte er; und betonte zuerst immer feinen „ Stand-
Punkt". Worauf Deine Ergebenste hustete. Auf die Dauer hats
ihn gepackt und die Schönheit von Schwarz-Weiß, endlich, wie-
der sehen gelehrt. Rückfälle nicht ausgeschlossen. „DieWelt dreht
sich, und wenn Dich mit beiden Schultern (sein blödes Kompliment
schlucke ich) gegen die Achse stemmst. Dein Herrgott hat andere
Eifenins Schmiedefeuer gelegt; will also anderes Werkzeug. Wir
sind von Olim. Findest in Mackensen eine Faser von Voyen, in
Kluck und Heeringen (Inspecteurs!) eine von Scharnhorst? Nur
Bethmänner sind uns geblieben; über die Dein größter Otto ja
>alles Nöthige gesagt hat." Meist mündets dann in einen Lob-
Gesang auf das auserwählte Volk, das nun sogar schon auf Golf-,
Tennis-,Rennplätzen vornan sei. «Wer macht dasRennen? In
England ein Mr. Joel (in Firma Barnato), in Frankreich ein
Rothschild, in Oesterreich Seine Gnaden Herr Mauthner von
Markhoff (vielleicht falsch geschrieben; um so was bemühe den
Gotha nicht), cke? n«us der allgewaltige Baron Oppenheim. Wer
fischt Tennisturnierpreise? Auf Wunsch auch Athleten. Voilä!
Sei froh, daß DeinKleiner Eine hat, die wenigstens auf derVaters-
seite mit Sem eng verwandt ist. Das fleckt heute. Wer heilt den
Schmerz des so durchlauchtigen wie liebenswürdigen MarEgon?
HerrMankiewitz. Wer schenkt Fritzenreliquien? Herr Simon. Wer

sieht denmärkischenLandadelum sich geschaart?HerrFriedlaender.
Wer kauft ein Hohenzollernschloß sammt dem Nähtisch der Königin
Luise? Herr Rathenau. Wer wird zweiter Klasse gekrönt, wenn
Kassel den tausendsten Geburtstag feiert? Herr Aschrott. 1'omets,
et lies meilleurs. And die klügste, also nationalste Politikmacht zwi-
schen Metz und Insterburg schließlich noch der Herr Ballin/ So
redet er; alleTage. Glimmtsausmirauf, dann grient er: -Selbst«
ironie ist eine höchst achtbare Form des Gedankenausdruckes."
Ekel mit Fransen. (Was die FrauBas eben nicht gerochen hat.>
Muß am Ende noch halleluj an, weil er nicht zuMosesLCo.über«
tritt. Lichte Momente trösten. Hat den Leuten am fünfzehnten
Juni eine Rede geschwungen, der ich, sonst gewiß nicht stolz auf
diesen Hausmajor, die Reichstagsakustik wünschte. Nicht ein Bit«
terkörnchen zu viel; keins zu wenig. Den Jungen brannten die
Lider und die Aelteren bissen so grimmig in die Schnauzbart«
wurzeln, als ginge es morgen noch einmal nach Spichern. Gar
nichts, versteht sich, über unsere Misere. Aber auch kein unwahr-
hastiges Tönchen. »VorhundertIahrenwarunserKönig soschlecht
bedient, daß er die Männer scheel ansah, die ihn zur Befreierthat
ausriefen. Weil er sie sür vorlaut hielt; für Feinde des Thrones.
Sie sind standhaft geblieben, aufrechte Preußen: und haben ge-
siegt. Die Pflicht thun, Landsleute! Was auch draus werde. Gute
Nacht!" Weder Huldigung noch anderes Wortgebrock. Auf dcrn,
Feld, unter schön ausgestirntem Himmel. In KönigsRock stand er,
als wäre nie mit demZipperleinausDuundDugewesen. EinAk«
tiver.Hatvielin mir gutgemacht.Wie ein alter Schloßhundgeheult.
Die hculenaberwohl gar nicht mehr.Abgeschafft oder heiser.
(Eulenmarschall, dem sie aufAugenwink varirten, geht also wirk-
lich ins Altem heil. Ein Verlust sür Herrn und Gesinde. Glocken-
august sähen wir lieber verschwinden als Eulenaugust, zirpte hier
eine Mittclcharge, die sich, Besuchens halber, huldvoll aufgeknöpft
hatte.) Wozu auch heulen? Geht ja wie auf der Schlitterbahn.
Alles im S nperlativ glatt. Jahrhundert- und Vierteljahrhundert«
fcicr, Balkan und Kleinasien; in sämmtlichen Kontinenten. Datz
Unsereins dicscWelt nicht mehr versteht, ist eigene Schuld. Rückt
und rührt sich ja nicht. Wie in altbackenen Familien Hammel mit

Teltowern, Schmorbraten mit Backobst seinen unveränderlichen
Tag hat, so hier Jagd, Fest, Besuch, Stapel und der Rest. Schlesien,
Preußen: bis die Reihe herum ist. Ob wahr, daß mit Pleß und
Lichnowsky (der.ahnt Adolf, sacht zum Kanzler erzogen werden soll)
ganz, aber ganz hohe Politik gemacht und englische Erlaubniß,
»in Mesopotamien unsere Interessen wahrzunehmen", als Er-
rungenschast gebucht wurde, weiß nicht; bin auch in diesen jüdi-
schen Ländern nicht bewandert. Verdarb mir den Magen an Es«
coffier, dessen CUmberlandsauce zu Schweinernem sehr bekomm-
lich ist. Läsest? Der Mann ist Küchenchef auf dem -Imperator"
(DeinBallinkannsichs leisten)und erzählt, was unser Imperator
zu ihm über deutsch-französische Freundschaft sagte. Spaß? Ernst.
Istsogargedruckt,inalleErdeckentelegraphirtundübersetztworden.
Mulsine gjplomätique noch heute kein leerer Wahn. Müßte eigent-
lich aber Appetit nach Politischem vertreiben. Wenn mans nicht
im Blut hätte undjedesmal wiederwild würde, wenn man Neues
liest. Winter- und Sommerserie gleich schwarz. Als das Aergste
überstanden glaubte, ging das Geklöhn über den Schwadroneur
Bebel los; selbstin halbwegs reinlichen Blätern Tonart ungefähr,
als dem Reich eine Grundmauer geborsten. Ausführlichstes über
die Rednerei seiner Erben, die irgendwo den üblichen tzerbststank
fabrizirt haben. Findest Alles sehr richtig? Immer noch für n«u>
velles muckes mit Kümmelbrötchen? Zur Liebe kann Dich eben so
wenig zwingen wie der Mohr Paminchen. Fürs Gemüth brauch-
test nie viel. Ich darbe, Liebster. Möchte mich wieder einmal satt
freuen; einmal noch an Allgemeinem. Nicht nöthig, daß die Be-
scherunggleich aus dergroßenSedankistekommt.Nur:Nennens«
werthes wollen und fest durchdrücken. Nicht dieses tzindösen mit
Rüstung und Flöte, Schwindel und Selbstberäucherung, Feierei
ohne Andacht. Verstehst? Wenn mein altes Ohrnicht trügt, lebt un-
ser Volk sich auseinander; werden die Spalte und Risse in jeder
Nachttiefer.Ruhm,Gunst,Titel,Orden:nurnochKostenpunktfrage.
Deshalb wird geschwitzt, bis der Kasten sich füllt, und dann erscha-
chert.was destzerzensBegehrist.EinePrinzessin erschießt sich, weil
ihr nichtgestattet wurde, sich aufBankiergold zu betten. Ein deut-
scher Fürst verpulvert ererbte Moneten und muß, um im Glänze

zu bleiben, den Ahnenbesitz in Börsenpapieren verzetteln. Da s ist
unser Grünholz. Das hehre Muster, dem nachzueifern ist. Ehr-
furcht? Gerümpel; hinter dem Schaukelpferd, dem die Sägspähne
aus dem Schlitz quellen. Wovor denn? Jegliches Ding ist ja ohne
Apparatzu erklärenund eins von heute dem aus Rrväterhausratl>
stets vorzuziehen. Wir machenAlles neu; Alles, mit dem kleinen
Finger, tausendmal besser als die braven Schmalhänse, die vor
uns waren, mit der ganzenHand.Was wir nicht können,könnten
Die nimmermehr. Rnd ihr Gelungenes muß, um wieder tragbar
zu sein, wie ein Fuchsmüfschen, modernisirt und aufgefärbt wer-
den. Aebertreibung? In einer großen Zeitung stand neulich, unter
so schwierigen Verhältnissen, wie wir sie jetzt haben, hätte Bismarck
nichts Anderes vermocht als der uns Zugefügte. Stand, daß wir
von Erfolg zu Erfolg schreiten und, wenn nicht blind und boshaft
wären, jeden Tag einen Sieg ins tzistorienbuch schreiben müßten.
Dein Schwager strampelte vor Vergnügen. Hörte aber auf, als ihm
noch Neueres unter die Nüstern hielt. Da kriegte Schiller was auf
den Schnabel. Der sei immer zu redselig, besonders imTell, dem
deshalb der -rhetorische Schwulst "abgezapft werden müsse. And
worden ist.Für einTheater, dasseinKünstlerthum imTitel trägt.
Melchthal darf nichtüberdieedleHimmelsgabe desAugenlichtes
reden, nicht den Eispalast (wegen des Pleitegeruches: Adolf) er-
wähnen, in der Hohlen Gasse sind aus dem Monolog drei Viertel
oder vier Fünftel gestrichen; und so gehts durch alle Urkantone.
Nur bei uns, bei Euch möglich. Noch in Lille gäbe es Aufstand,
wenn Corneille oder Racine so rüpelig behandelt würden. Berlins
Großmäuler preisen das Schindluderspiel als genial. Denn ein
Bauer sagtdochnicht:-AlleWesenlebenvomLicht"oder: -Mact>
Deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!" In Bürglen nicht öfter
als in Schlawe. Doch der Schiller sagts, der aufBauernechtheit mit
Engelslippen pfiff; und ist Der Euch nicht paßlich, dann laßt ihn
in seinem Himmel, Ihr Ochsen! Eurem Glotzauge scheint er nie
„natürlich"; will auch nicht. -Fliehet aus dem engen, dumpfen
Leben in des Ideales Reich! "Der Ruf hieße heute seinLeitmotiv.
Soll er nun ins enge, dumpfe Leben herunter und des Ideales
Reich zur Zeppelinhalle auf Walzen umgebaut werden? Kann

meines Vaters Sohn niemals billigen. Aber wir halten still und
die Bengelei kommt obenauf.Das sind wir.Keine Ruhe, ehe das
Heiligste verschandelt ist. Fritz Schiller war auch nur ein Mensch;
zum Piepen sein Wunsch, »allen Anrath der Wirklichkeit" abzu-
schütteln. Weil seine Versfüße aber noch Geld holen, darf er nicht
einschlafen. -Garantirt echte Naturbutter.« Wer dem Gral das
rechte tzenkelohr ankittet, kann ihn getrost an Volles Milchwagen
hängen. Siehe 1813, Schiller etc. Das sind wir geworden.
Lächelst, weil tete äe linotte Allerlei zusammenquirlt. Einem,
der mir Bruder war, hats trotzdem manchmal gemundet. Kann
aber den Napf zudecken und, noch länger, geduldig des Segens
aus Deiner Schöpfkelle harren. Wie einst im Mai, als noch ohne
Laufzettel alles Wichtige erfuhr. Meinst etwa, ich könne mir was
denken, wenn ich von -Albanien" lese, errathen, wem in Wien
die saftigsten Dummheiten zuwachsen, und Greifbares vorstellen,
wenn von-geschickterFührung unserer Politik" geschwefelt wird?
Keinen Schimmer. Merke nur,daß inSüdost, wo mangesterndas
Gekribbel ungewaschener Eigenthumsfeinde sah, viel Glaube,
Todesverachtung, ernste Hingabe ans Vaterland wohnt und daß
der Stärkste, wenn ihm diese Brüderschaft an den Kragen ginge,
nichts zu lachen hätte. Altem Widerwillen gegen die Türken (der
mit ihren Favoriten, Odalisken und anderem Fettfleisch nichts zu
thun hat, Moritz Pascha) ist jetzt ein dicker Bulgarenhaß einplom-
birt worden. Mit Wämmslein und Hose föchte ich heute lieber
als morgen gegen die Bande (die Bismarcks Ahnung schon donnc-
mals ohne Retouche gezeigt hat); und unter dem kleinsten Krön-
chen würde mes8ieur8 mes ireres nicht schlafen lassen, bis der Herr
Ferdinand aus Ordenlisten und militärischen Würden gestrichen
wäre. Das wollte sich zum Kreuzfahrer plustern! Dein Schwager
macht, wenn auf diese Majestät die Rede kommt, Aeugelchen und
murmelt vonRiesenskandal,der da noch herauseitern werde. Für
meinen Bedarf ists schon genug, ohne Persönlichstes, und ich be-
greife die Wiener nicht, die sich, mit ihrer guten Allure, solchen
Kumpan nicht vom Leib halten. Wer begreift sie noch? Nicht mal
meine Liebe, die doch vor Keudellchenund seinem Gewaltigen nicht
kapitulirte (und nur bis zu Grillparzer niemals mitging. »Denn

die Größe ist gefährlich und der Ruhm ein leeres Spiel": danke verbindlichst. Einer, der Manches konnte und mit Anmuth dos« Haft und mit einem Pultköpfchen sinnlich war; doch seelisch ein Knirps oderKrüppelund deshalbwederVolksmagister noch fähig, eine richtig gehende Frau Bas zu erträumen.) Bin entgleist, Rnbe-irrbarer; und versuche gar nicht erst, mich in die Schienen zufinden. Die Tochter an der äußersten Wasserkante, um das Marinemännchen, wenn die falzige Kommandozeit um ist, schnell zu umfangen. Der Sohn in der Klemme zwischenIndustrie und Vorwöchnerei; trotz tzerzenszug einBischen entfremdet.Wer wird hierfitzen,wenn uns die Sonne untergegangen ist? Hatte mir Alter anders gedacht. Du kennsts nicht, Giovanni. Dir grüntdieschöne Zeitjunger Liebe bis übers Grabgewölb. Wie heißt sie denn diesmal? Diskretion Ehrensache. Mag aber nicht leugnen, daß aufandereAntwort heißer brenne. Des „edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich, des vielerfahrnen Mannes". Muß gestrichen werden, weil keiner Bauersfrau so der Schnabel wuchs? Meinetwegen. Von Luther die derbsten Schmaussprüche,von Fritz einen Exerzirgriff.vonBismarck ein blank gehämmertes Sätzchen. Das sind wir. Viel weiter langts heutzutage nicht mehr. Wir nehmen, was gerade in unseren Kram paßt, und lassen das Andere liegen. Naschen aus dem Pudding die Rosinen und von der Geflugclschüssel die Trüffeln weg. Wie der Ostpreuße, der in Luzer,r an der Table d'hote alle Spargeln köpst und des Nachbars schüchternem Einspruch antwortet: -Aber, Mannche, Dat is ja bat Baste!" Luther, Fritz, Schiller, Bismarck sind uns, im Grunde, langweilig und unbequem; mit Dem, was von ihnen glitzert, aber noch nicht ganz zu entbehren. Also: Spargelköpfe. Wohnt Dein Herr Schwager im Recht? Sind wir von Olim? -Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter versammelten und des Landes Wohl bedachten in vernünftigem Gespräch, aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort, was der Verständige denkt, der Gute wünscht, und still im Herzen hab' ich mirs bewahrt." Bin wohl, wirklich,die Letzte,wie Ihr, allzu einstimmig immer,radotirt, und mit meiner -Erinnerung" mehr noch als mit dem Bischen „Gedanken" Euresgleichen lächerlich. Dagegen wächst nirgends Kraut. Daß aber gar kein

kluges Wort höre, kein nahrhaftes in den Magen kriege, ist dicke
Strafe. Wofür? Weiß nichts. Weder von Cumberländerei, die
flickig aussieht, noch vonManuelsFlitterwochen,über die Gräu-
liches gedruckt wird (hatte, trotz Katholizismus, für Sigmaringer
stets Einiges übrig); über berliner Stimmung nichts Genaueres
als über Balkanunfug mit Beilage. Ob mit Wien so schlecht ste-
hen, wie geklatscht wird,und obS.M.(wasja wieder arg wäre)in
Schlesien empfohlen hat, auf Polen - dreinzuhauen«. Nichts. Nur,
daß mich entschließen mutz, in Waisenrolle zu schicken; daß unsere
Klitsche nicht, wie Max Egons Fürstenthum, in Antheilscheinen
auf dem Iudenmarkt (nicht dem amsterdamer.der, trotz Nase, mein
Entzücken) zu verschleißen wäre; und daß der Witzmacher Loewen-
feld eine helleStunde hatte, alseraufdemBallinienschiffdenPlatz
suchenden Kommandirenden zurief: »Hier hinten; die Vorder-
plätze sind für dietzerren Israeliten reservirt." Alle. Höchste Zeit,
3674 zu datiren. -Wie wärs, wenn wir Juden würden und das
Königreich wieder aufs Tapet brächten? Ists nicht ein schlauer
und herzhafter Plan?" Das streichen Die up t« clate nicht. Nur
das Deutscheste. Das diesen Friedrich zum Schiller macht. Noch
zehn Iährchen so fortgefilmt: dann stimmts völlig.' Gute Nacht!
Rina.

Noordwijk aan Zee, Rembrandt und Porck.

Vielliebchen,

Guten Morgen! Nöthiger als: gute Nacht! Denn wir müssen wach
bleiben oder werden. Wunschmaid und Herzweh reimt eben so
schlecht wie trübe Resignation mit Adolfi löblicher Pflichtpauke,
deren sanftes Gedröhn gern mit eigenem Ohr ausgeschlürft hätte.
Schlafenszeit? Noch lange nicht. Zwar ist hier die Sonne schon
„un'er" undScheveningen.blinkt so schelmisch, als ob um den Steg
noch Mädchenfluth wäre. (Anfang Oktober! Das letzte Fähnlein
längstin die berliner Motzbars heimgekehrt.) Und Ihr feidumdrei
Viertelstunden voraus. Wirkung des Iunkerregiments oder in
der Welt vornan: bitte, sich zu bedienen. Euren Himmel ahnt mein
Herz schwarzblau. Hier: hellstes Kupfer. Als wären alle Einmach-
kefsel anHerrgotts ewig besonntes Küchenfenster gestellt, dem blaß-

blaues Drahtgeflecht die Fliegen abwehrt. Die Fliegen! Wärerr
sie nicht und besänge, bepfiffe, bejohlte nicht jeder Wandler und
Radfahrer Puppchens Augensterne, ich käme nicht aus dem
Rausch. Unwahrscheinlich schönes Wetter. Seit Wochen. Mittel»
meer mit Nordlands Strand, Düne, Morgen- und Abendweihc.
Ohne Badekarren,Menschenduft undKomfort derNeuzett. Aller
Wunder so voll, daß Scham abmahnt, darüber zu reden. Nur das
importirtePöbellied,wohl das ranzigste aus der Tonne, und die
eingeborenen Fliegen erinnern an Alltag. Beide gleich zäh. Trage,
was die Gottheit (und die Plattenfabrik) sendet. Muß aber innig
bitten,mirfürdernicht unfrommen Sinnnachzufagen. Anders als
dieReinette von Pommern, die zweimal täglich mit demtzerrn der
tzeerschaaren aufMensur steht, weil ersnichtmacht,wiesiemöchte,
und ihm unter Zähren dann Fehl und Trotz abbittet. Auf meine
Art andächtig. Vor einer Libelle, die, so spät noch, auf tzälmchen
wippt. Vor der Qualle, die Himmelsfarbe spiegelt. Und wieder
wild wie der Urfrömmste, wenn Sünde wider Gott-Natur ruch-
bar wird. Katechisation drum regpectkullx verbeten. Sind aber,
wennsdraufunddrankommt,fastimmereinig.Exemplum:Schiller.
Den macht dasGehudelda unten nun also,wieder lebensfähig".
Mußte kommen. Herr Snob ist schon langeBürger desDeutschen
Reiches und seine Stimmgabel giebt den Berlinerton an. Datz
der heilige Mann aus Schwaben seine Menschheit zu langwierig
reden, in zu wohlbestallten Perioden edles Fühlen und hehre Ge->
danken ausströmen, auströpfeln läßt, hört ein Stocktauber. Einen
Macduff oder Cassius, HäuptlingMarbod oderKurfürstenFried-
rich Wilhelm konnte unser Feldscher nicht auf zwei Beine stellen.
War weder Shakespeare noch Kleist; eben nur: Schiller; immerhin
Etwas. Rhetor, je veux bien; aber seinMelos ist aus einerRebe
gekeltert, die nicht mehr nachwächst. Nehmt ihm das Schillern,
das nicht vor, nicht nach ihm in irgendeiner Welt war: Ihrnehmt
ihm sein Eigenstes. Die mit Goldfäden und Perlen bestickte Prunk-
decke, die manchmal nur das roh gezimmerte Holz eines Schau-
gerüstes birgt. Wers ahnen läßt, sündigt an der Majestät des
Genius, der aus Bühnenbrettern den Thron schuf.
Schütze Tcll hat nie zu meinen Lieblingen gehört. Ob ihn

Barnay bildschön, mit in biederes Treugefühl herabgedrückten
Brusttönen, gab, Herr von Sonnenthal den Bürgler, mit Nachlaß
der Taxe, in den Stand judaeomagyarischer Magnaten erhob oder
Matkowsky eine verträumte, scheue Prachtbestie spielte, vor der auf
schmalem Steg nicht nur einIammervögtchen von Geßlers Schlag
beben könnte: kein angenehmer Zeitgenosse. Zu selbstgefällig; mit
einem ganzenFelleisenvollfrommerWeisheitsprüche; Einer,der
seine Biographie, mit schmatzendem Bewußtsein, sich vorlebt und
im Finstersten schlau aus mildernde Amstände erpicht ist. Den-
noch: rührend durch das Pathos, das aus Schillers kindhaft hel»
dischem Wesen kommt und, heute noch, so purpurn glüht, daß die
Milch frommer Denkart uns inBlutfarbeschimmert.WasGoethe
(ohne den nie auf die Walze gehe) arm« 1797, als er mitFreund
Meyer die Kantönli bereiste, aus dem Tyrannentöter machen
wollte, wäre mir lieber geworden. Dessen Landvogt sollte »einer
von den behaglichen Tyrannen sein, welche herz- und rücksicht-
los auf ihre Zwecke hindrängen, übrigens sich aber gern be-
quem finden, deshalb auch leben und leben lassen"; sein Tell
«eineArt von Demos, ein kolossal kräftiger Lastträger, seinLeben
lang beschäftigt, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs
Gebirg hinüber und herüber zu tragen, und, ohne sich weiter um
Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, fein Gewerbe treibend
und die unmittelbarsten persönlichen Aebel abzuwehren fähig und
entschlossen. In diesem Sinn war er den reicheren und höheren
Landsleuten bekannt und harmlos übrigens auch unter den frem-
den Bedrängern". Eine ganz andere Nummer; ein Gedicht von
«etwas läßlicher Anlage", aber ein Tell für haarige Männer.
Schiller hat das Thema, das ihm der noble Freund schenkte, «nach
seinerWeisezurechtgestellt und geformt". Dabei, dünkt mich, sollten
wirs lassen; beiderwunderherrlichen Maskerade, die, zwei Jahre
vor Jena, von Jena aus alle Trägheit und Rheinbündlerei auf-
zurütteln trachtete. Da sogar, wo derGoldfaden ein Bischen abge-
scheuert,dermattePerlenglanzinsSpeckig-Blankegewetztist,nicht
dasTrennmesserbrauchen.WiedasSchillerdingistodergarnicht:
einzig gescheite Losung.Mir war zum Speien.als las,wie schön und
doch «natürlich" es wirkte, daß dieBauern erst durch ein verlegenes

Bcgrüßunglachen denWeg ins Gespräch fanden. FrechsteUnna-
tur! Sind keine Bauern; reden wie Bücher. Ihren Stil, in Haltung,
Gang, Sprache, ihnen wahren: Das, Hanswürste, ist mir -Pflicht
des Modernen". Selbst so fremdeWelten wie Shakespeares ver-
klebt und verhängt heute kein hellerKopfmehr.MacbethsPförtner,
stattdesKatergerülpses,einMorgenliedaufdieLippezunähen,die
hohe Frau Phaedra umzufrisiren, Veronas Straßen und Paläste
von Zotenruch und Erotengeweb zusäubern, schienunferenOlym-
picrn Gewissensauftrag. Beweist uns, daß auch sie, wie richtig an-
merkst,sterblicheSteUen hatten.Auf sie sich berufen und.weilGoethe
und Schiller den Shakespeare, Racine, Voltaire ins Fleisch (oder
Pergament) schnitten,, nun das Recht heischen, die Schillerhaut
abzupellen: erinnert lustig an den Mimen, der alle Mängel der
zünftig Berühmtesten, nur ihres Dämons kein Fünkchen hat. In
Schlierseenatürlichkeitumgebeizter Schiller steht nicht in höherem
Kunstrang als restaurirte Saalburgen. Liebermann (den nennen
daif, weil kressiner Semitenhaß ihn gelten läßt) hat auf der Düne
hier einenTrainer mit Spanierhunden gemalt; fo meisterlich und
mit solchem Iünglingsbrio, in Wurf, Ausformung und Farbe so
simpel stark, wie ihm nach dem Kohlfeld kaum was gelang. Nur
einem Kanibalen käme der Einfall, dieses Stück magistralerMale-
rei in einIagdbild von Rubens einzuflicken. Nur ein Barbar be-
mäkelt vor Rembrandts Schützenbild (das, trotzdem es von Son-
nenlicht lebt, in Katalogen noch immer -Nachtwache" heißt) das
leuchtende Meisje, dem der Schützenhauptmann nicht erlauben
würde, sich vor seine Mannschaft zu drängen. Nur ein Banause
kann wünschen, Manet habe ein Hofportrait des Velazquez über-
malt und -modernem Empfinden dadurch näher gebracht". 8int,
ut 8unt,Ällt non Lint(Dragoman Adolf ist imtzerbst noch Pfingstlich
polyglott): Regel für alle in sich Bedeutenden. Soll morgen etwa
derRäuber,Malteser,Friedlaenderentschwulstetwerden?Anzen-
gruber, in dem mehr Kern und Saft als in dem mit Talenten voll-
gepfropften Kleinbourgeois Grillparzer ist, hat schon gepfaucht:
-Laßts mir den Schiller in Ruh!" Bist nun zufrieden? Sind wir
nicht so einig, daß BaronAttinghausen zumForellenfrühstück lade?
Draußen gröhlt der Bengelchor: -Mein Augenstern!"

Bists; seit der frühsten Kindheit Tagen (hoffe, in dem fein
behaglichen haager Hotel des Indes Carufos Lionelplatte näch-
stens wieder zu hören); und bleibsts, so lange Odem durch dieses
Gerippe weht. Nur: wende Dich von dem Wahn, von mir sei,
von hier, «Neues" zu hören, und lerne schwesterlich wissen, daß
der Bruder nichts weiß. Muß ja durch die Reifen springen, die
ihm vorhältst; wirst aber sehen, daß nur zerfetztes Papier heraus»
kommt. Tusch, Cirkusorchester; sonst federt das in Züchten ge»
schonte Piedestal nicht. So. Dreizehn: Fassadeputz: nichts weiter.
Darfst totsicher sein, daß bis in diehöchstenPuppchenhineinNie»
mand halbwegs klare Vorstellung von Ereigniß und Stimmung
des deutschen Wendejahres hat; nicht einem Halbdutzend auch
nur im Staubtuchwinkel des Gedächtnisses dieNamenMetternich,
Schwarzenberg, Radetzky hängen, die vor hundert Weinmonden
doch beinahe die wichtigsten, schicksalträchtigsten waren. Der Deut-
sche kennt seine Geschichte nichtgründlicher als seine Gedichte; des-
halb merkt ers nicht, wennderTell, der aus Obst geschossen hat, den
sorgenvollen Kaufmann sammt dem leicht geschürzten Pilger aus
derKehleschleußt; deshalb schnalzt er, wennihmausdemHefeteig
des Befreiungjahres ein altdeutscherReichsnapfkuchen gebacken
wird.Regirungjubiläum: lieber nicht; der einzigeReifen,unter dem
ohne Sprungversuch durchschlüpfe.Wer Berlin mitPapierblumen
gespickt, mit Bettvorlegern behängt, mit Ramschstoffen vernied»
licht sah und an allen Ecken denDampf aus Wurstwärmern ein-
sog, wußte, was die Patriotenglocke geschlagen hatte. „Schweben
auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich. Eine tzezenzunft. Sie
streuen und weihen. Vorbei! Vorbei!" Auch am anderen Nfer
baute Wahrhaftigkeit nicht ihrNest. Daß die Erdentage des kleinen
Bebel ihre SpurAeonen eindrücken werden, macht sich in rothen
Fibeln nett; daß die Bourgeoisie einen Mann, der siefasteinHalb-
jahrhundert lang geschimpft und bespien hat, als einen Heros aufs
Paradebett streckt, ware Räthsel, wenn er ihr ernstlich geschadet,
nicht mit allen Fasern angehört hätte. Letzter Märzkrokus von
48. Ein Talent; mit allen tüchtigenden Eigenschaften unseres
Spießers und mit einem Schuß Mousseux imBlut, derzwar nicht
von Champagne und Cognac träumen ließ, doch das Gewese des

rabiaten Mundwerkers schmackhafter machte. Mit dem nützlichen
Mangel an Schüchternheit oder Scham, der erlaubt, der Masse
knechtisch zu schmeicheln und die aus dem Scharmützel geholten
Wunden zu bloßen. Mit der Fähigkeit, sich die für die Rolle noth«
wendige Ueberzeugung anzuschminken, auf die Echtheit ihrer
Farbe gläubig zu schwören und sich, mochte der Zunge hundert-
fache Sünde wider den Heiligen Geist der Wahrheit nachgewie-
sen sein, für den Wackersten aller Wackeren zu halten. Schöpfer-
gedanken? Null. Redner? Im Furioso oft wirksam; schwer er-
träglich, wenn die Notizenweide abgraste. (Weißt noch, wie kribbe-
IigBismarckwurde.wennEinerdieRednereiBebels beräucherte?
„Als er 1867 in den Reichstag kam, wars kaum ziemlich genü-
gend.Seitdem hat er immer nur geredet; nichtsAnderes gethan.
Daß er die tausendmal geübte Sache am Schnürchen hat, ist kein
Wunder.") Die Genossen Frank, Scheidemann, Wendel leisten
mindestens das Selbe. Vom Politiker hatte der Berserker kein
Aederchen; war aber von Liebknecht, der als Persönlichkeit viel
schwerer wog, in den richtigen Kahn gezogen worden und konnte,
so lange Auer am Ausguck saß und Singer den Schiffsbauch be-
wachte, als Kapitän stolziren. Trotz allen putzigen Weissagungen
und den schmählichen Retiraden seit der dresdener Aktion. Daß
die Klüngelspitzen seinen Charakter anbeteten, verbreitet Volks-
schranzenlegende; der Sachse wurde von tzaupthähnen grimmig
gehaßt. Ein Glückskind. Mit seinen Gaben wäre er überall, in Ka-
serne, Kanzlei, Kontor, ein guter Zweiter geworden. Auf dem ro-
then Feld, woAntisemitismus nicht niedriger steht als aufRitter-
gütern pommerscher Granden, wurde, nach Marx und Lassalle, ein
Renommirarier verlangt, der nicht, wie Liebknecht, eine Jüdin ge-
heirathetund doch das Zeug hatte, zu thun,was als Iudenarbeit
verschreien dürftest: die Waare für denMassenmarktgang zu be-
reiten. (Zui vivra, verrs. Bin nicht der Meinung, daß lange bleiben
wird, wie ist. DieHundeangstvorallemSozialdemokratischenund
der alles Hoffen übersteigende Erfolg in der Steuergeschichte (drei-
zehnhundertMillionen, bis aufdenletzten Pfennig, nurvon„Be-
sitzenden"auszuspucken):muß,zusammenmitMiserere,fortwirken.
Das junge Geschlecht hat kräftiger wollen gelernt als das nun

Weggestorbene; mag nicht auf hohem Stimmzettelhaufen schimmeln. Die Etape von morgen könnte bei uns ungefähr fein, wie hier die von heute ist: liberale Regirung, die, bis auf Weiteres, Sozialistengeschäft besorgt.
Mit Prinzlichem kann nicht dienen. Daß weimarische Sophia sich erschossen habe, weil nicht eines berliner Goldjünglings Gehilfin (bibelfest!) werden durfte, klingt unwahrscheinlich. Wäre Zucker für Dein Aefschen, wenn unter dem Dach regirungfähiger FamilienHoheitTausendschön wimmerte:«Sally oder den Tod!" Könnte anders gewesen sein; weniger komisch und noch unholder. Manuel blitzte, als seine Portugiesen ihn, just vor drei Iahren, herausschmissen, nicht wie einIbererdegen; war aber einKnabe, dem das Liliengabrielchen (heute auf allenBretterforten mit den höchsten Preisen bezahlt) süßer duftete als der Lorber des Landmehrers. Nicht der Erste des Schlages; und Gaby immer noch besser alsMignon mit Hosenträgern. (Runzle nicht; warme fürs Nachdrückliche.) Daß die junge Frau erkrankte, ist für Beide Malheur; daß mansindie Zeitung qualmenließ und»Entzündungder Beckenorgane", schlicht undmunter,signalisirte: Nachbarin, Euer Fläschchen! Cumberland kommt in Ordnung: der alte Herzog ist weder Hochslieger noch Himmelskerze, aber Gentleman, und was der junge von sich gegeben hat, reicht für dentzausbedarf anständiger Menschen. Lehrreich ist der üble Handel nur als Schulbeispiel bethmännischer Geschäftsbehandlung.Wo HuckebeinsFittich schwirrt, giebts ein Anglück, (Als sich neulich in Gigers Waldhaus niederzulassen geruht hatte, entfernten Würde und Höhe, auch Devotion zweierVasallen zwar jedeVertraulichkeit; WeltmannTheobald aber staunte.daß man so hoch übermMeeresspiegel zum Diner denLadies und Principessen schwarz kommen müsse, und hätte am Liebsten mit aufgerecktem Schulmeisterfinger sämmtlichen GigerIn Frack undSmokingverboten. Empfehle übrigens auch seinTelegramm an die Kommune Kassel; mit Doppelknicks vor dem Königlichen Haus. Wers nicht beglaubigt sah, hält, schon nach Diätarstil, für Parodie.) Stirbt trotzdem vielleicht schlohweiß in den Sielen. „Weils gleich is", sagt der Bayer. Jacke wie Hose.
Der arme Berchtold hats nicht so leicht. Deutsche, Magyaren,

Slaven, Italiener, Walachen: zwei Höfe, zwei Militärkabinets;
zwei Staatsministerien, zweiReichstage; und alle tzindemisse aus
ferner und naher Zeit. Regt er sich nur, so muß er irgendwo an-
stoßen. Und weil dem reichen, ansehnlich gebildeten und fleißigen
Diplomaten am Ballhausplatz nicht Adlersschwingen wuchsen,
muß er durch Spießruthen. Er ginge wohl gern aus dem Joch;
mit dem sichtbaren Ersatz ist aberkein zwieköpfigerStaat zu machen.
Merey, verwienerter Magyar, gilt als Umstandskommissarius
und hat für Reichskanzlerschaft kaum das Format. Sceszen, auch
schwarzgelblicherEdelstein aus der Stephanskrone, nichtso blank
polirt,aber mit etwas mehrFeuer,wärederNächste;brächte aber
keinen Garantieschein mit und hat schon zarte Häute geritzt. Khuen,
fast verbraucht, will nicht wieder Platzhalter spielen. Stephan
Tisza, der das Maß und die Tatze hätte, würde Serben und
Rumänen wie eine Kriegsruthe entgegengestreckt. Und der Ge-
danke, den Prinzen Karl Emil zu Fürstenberg auf den höchsten
Stuhl zu setzen, konnte, b^)«ve, nur da reifen, wo man nicht weiß,
was dieser Bruder Max Egons in Bukarest angerichtet hat; fast
so versalzene Speise wie Kollege Ugron in Belgrad. Wer suchen
will, findet im wienertzerrenhaus vielleichteherBrauchbares als
im Nebelmoortransleithanischen Slavenhasses. Noch aber scheint
die Lust nicht groß, auf der Staatszinne die Kleiderordnung zu
ändern. Wie wir stehen? Wie nach herbem Verlust zwei Ge»
schäftssozien; betheuern einander unverwelklich.tzcrzensfreund-
schaft und denken, Einer vom Anderen: «Wenn dieses kurzsich»
tigeRindvieh nicht..."Hoffen wir, liebeLeserin, daß sichs wieder
giebt; und randaliren nicht,wenn Oesterreich-Ungarn sich um Ruß-
lands Vertrauen und Frankreichs Geld in Schweiß müht. Kann
fürs Erste nicht anders. Seine Schatzscheine werden ihm höllisch
theuer. Und Rumänien erhält aus Paris ein halbe Milliarde zu
einem nach der Norm von heute spottbilligen Zins. Das, Wal»
kürchen, war in den letztenWochen das einzige«EreignißNichts
fürs Gemüth, also für Dich. Aber, wie Dein Finanzstratege be»
stätigen wird, der Rede werth. Frankreich schenkt den Rumä--
mänen mindestens ein Prozentchen; ungefähr fünf Millionen.
Und der Reussenzar und sein Kokowzew nicken zufrieden, wenn

eine halbe Milliarde aus ihrer Pumpstation nach Bukarest abträufelt.Heller war die Thatsache,daß sich in Europa Allerlei gewandelthat,nicht zu illuminiren.Merkst,mit welcher Waffe heutzutage gekriegt und gesiegt wird?In sämmtlichenErdtheilen.Wenn Puan-Shih-Kai nicht einen rundenBatzenhinter sich hätte,wäre er längst im Sumpf erstickt. Wenn die Französische Republick nicht noch siebenhundert Millionen für den Khalifen mobil gemacht hätte, bekäme sie, außer fetten Zinsen und Provisionen, nicht Alles, was sie in Syrien und Umgegend ersehnt hat: Eisenbahn- und tzafenbaukonzesfionen nebst dem Vorrang in Provinzen von unermeßlichemZukunstwerth. Wer mit solchen Waffen nicht fechten kann, steht vor der Wahl, hübsch daheim zu bleiben oder „dreinzuhauen" (nicht, versteht sich, aus ein schwaches Fähnlein seiner Landsleute, sondern da, wo Gefahr und Gewinn den Kühnen zur That rufen. Eisen gegen Gold: die Parole von 1813. Renne nicht, Puls! Mutterliebe braucht nicht zu erblassen. Wir schlittern weiter. Und beweisen, TagvorTag, den Anderen, daß sie schlecht regirt werden und ihr Krümchen morgen in Scherben klirrt.SchwierigeVerhältnisse? ^erci pour la Isngouste! (Neuste Blödsinnsknospe vom Italerboulevard.) Die leichtesten, die der Tanzsekretär einer Botschaft für seine Ministerzeit erträumen könnte; so bequem, wie die Vorsehung (-nennenSie dieMaschinerie, wie Sie wollen": also sprach Bismarck; den die Schlingel aus dem Spaß lassen sollten) nur einem Volke gewährt, das noch zu zeigen hat, ob es die Hygiene behaglichen Glückes verträgt. Nebel, ms, mie. Der nicht weichen will, trotzdem ein Eskimolüftchen aus Nord herbläst. Wie in Großmutters Schattenspiel dietäppisch wüthendenBärchen: nur sosehe ich die Muschelfischer auf ihrenRömerwagen unten am Strand. Ist überNachtWinter geworden? Der letzte Kupferkessel aus der Blicklinie gerückt und Herrgotts Küchenfenster mit nassen Scheuerlappen verhängt? Vorgestern ein Abend, um mitIessiken zu kosen (so weit derVermögensdraht reicht).Mild; und nach einer in allen Tönen des Blau schwelgenden Halbstunde, die ahnen ließ, wie Vermeers Vision wurde, dasWunderirdischerDreieinheit;Luft, Wasser, Erde vermählt und vomAbschiedsglanz des Himmelsfeuers gesegnet. Ein

von Mcnschcnaugen unlösbarer Bund. Um das Gewölb, als
würdcineinemMythcnbagdaddietzochzeitderschönstenSultans-
tochtergefeiert,einweiterGürtelausLicht.Ganzstill.KeinMöwen-
pfiff; in Andacht scheint jedesGräschen eistarrt.Willstdengliick-
sei igenAspekt demmodernenEmpfinden menschlich näher bringen,
so schnüre den Schwulst ab und erwähne, daß der Lichtgurt von der
Fischerflotte gewirkt war, diedortauftzeringfangaus ist.Solches
Sätzchen überstinkt alle Märchendüfle und zieht an der Nase in
liebe »Natürlichkeit" zurück, probatum est.) Gestern noch, als mich
in die Pflicht zurBriefschuldcntilgungknuffte.wars hochsommer-
lich. Alles Bewachsene grün, mit Roth, Lila, Gelb, Veilchenblau
und Asternweiß gesprenkelt; der Himmel nach der Scharlachcour
des Sonnenhinganges in allerhöchster Silbergala, wie zur Bei-
setzung eines geliebtenWeltenherrschers; und gegen Elf ein Lau»
windchen, daßMümmelgreise in Badehöschen spaziren mochten.
Aus? Durch ein Nebelschlitzchen erblicke ich Teiche, Tümpel,
Lachen auf dem gelbbraunen Küstenkleid; dahinter ein Schaum-
gesprudel, das im Verbranden zu frieren scheint. Winterbild.
Grolle nicht neben fröhlich knackenden Buchenscheiten, wenn
ich bekenne, daß Wetterfrage hier wichtiger als sämmtliche Bün-
del der Balkanprobleme. Die Züge leicht geschürzter Pilger,
die nach Petersburg und Paris wallen, sind ja nicht erfreulich:
und wir haben auch sonst nichts zu lachen.Wenns aber ringsum
erst ganz eklig geworden ist, geht der Schwindel in Fetzen und
vom alten Geist klettert was aus der Gruft. Bis dahin: den
Brei nicht beschnüffeln. Die paar Wochen in ungesträhnter
Natur sind Nektar und Ambrosia. Hier vergesse ich das Ewig-
Staatliche mit seinem tzerdruß. Sehe Menschheit, die in Wesen
und Kleid ist wie vor dreihundert Iahren. Diesen Lümmel in
HolzopankenhatIanSteenamtzemdzipfel gehabt. Dasbauschige
schwarzeFeiertagskleid unddieGoldspangenhaube derGevatterin
malte Frans Hals. Den Alten, der aus erloschenem Auge aufs
Meer schaut und, wenn sein Denken die Alltagsrunde gemacht
hat, den Tabakssaft im Bogen versprühen läßt, träumte Rem-
brand sich als seinen Homer. Auch die Frau Bas sind nicht aus-
gestorben. Und das Iudenjüngelchen, das Jacken aus Kunstseide

-zum Selbstkostenpreis" anbietet, ist einVctterdeskleincnDavid, desfentzarfe den hartknochigen MijnheerSaulzuThränen stimmt. Nicht Mannequins: Menschen; die einander lange und nah sahen und deshalb bis insInnerste kennen. Die desLebensNothdurft noch den Elementen abringen oder Verwandte in solcherFährniß wissen. Wir? Nur durch Schauspielhäuser gellt der Schrei nach Natürlichkeit.
Endlich ein Sonnenstrählchen; bleich, aber freundlich. Bist wohlauchdes Schwatzesüberdrüssig. Restanten?UeberAlbanien giebt Kaffeesatz Auskunft. Ob die Admiralin Kinder hatte, weiß nicht. Doch im Mauritshuis hängt das Bild einer Mutter. Der Sohn hats gemalt. Dessen Todestag gestern im Kalender stand. Die müßtestDu sehen. Nicht so stattlich wie dieAndere. Nichtauf Bestellung gemacht. Die kannte auch Ekel; jedes im Engen mögliche Erlebniß. Volksmund: -Hat was durchgemacht." Daraus entsteht Schönheit, die nicht nurdemAugespricht. Wirbrauchens. Alle; Individuen und Völker. In dieser Andeutung hast wieder ein Pröbchen aus meiner Glaubenskiste. Und die Antwort auf die alteFrage, warum Dich Schwerstes mitDir allein ausmachen lasse. Bleibst etwa aus der Wochenstube, weil Ottos Schwieger im Weg wäre? Denkst gar nicht daran. Sondern, weil den Werth des Erlebnisses richtig schätzest. Manchmal hättest Dir saure Wochen erspart, wenn immer thätest. Ein Schock Gründe, in die der Entschluß zu Fröhlichkeit zu vermauern wäre. Die Nächsten aus einem festen Faden, wie Leinwand, die Hausmutterhand spann. Nirgends Maschinenarbeit; nichts glatt Geplättetes, dem unterm Bügeleisen das Wesentliche verduftete. DerMann: geht,statt sich inHofschustermanier zu schicken,geradaus, duckt sich vor Keinem, schielt nicht gierig nach Aemtchen, Psründe, Behang, macht selbst sich sein Leben und sieht Groß und Klein furchtlos insWeiße des Auges. Hat auch nieanderMähne der Brut herumgestriegelt und ihren Charakter nach seinem Ebenbild zu kneten versucht. Noch gar, seinen Haussegen in einen Rahmen zu zwängen und die Schildträgerin inMattheit zu bändigen. Ein deutscherMann, der vor dem Schlagbaum einer starken Seele stramm steht.KeinPiepvogel von der Gasse.Der Junge lüdert nicht,

bis ersich inVatersBett legen und die Rente knabberndarf; will
nichtaus der Uniform ins Ritterschaftliche hinüberdämmern und
Weltuntergang prophezeien, wenn der Pachtvertrag einschrumpft.
Setzt sich, ohne den Tugendbold zu heucheln, auf die Hose und
schwingtsichfrühindieGroßeBudeWeildasGehirnauchdortnicht
das nöthigeFutterfindet und er vomVater denEigensinn hatmeuer
Ruck; die Krücke des Standesrechtes fliegt über die Mauer. Rock
ist weg, Stock ist weg, aber Augustin plumpst nicht in den Dreck.
Wieder wird einLeben gebaut, bedachtund möblirt. Aus fremder,
doch sauberer Sphäre ein ernstes, kräftig klares und ohne Butter«
Weichheit gütigesWeib gefreit, das schwärmen und rechnen, tanzen
und wirthschaften kann. Wenns morgen im Nest krabbelt, braucht
weder Adolf noch der Geheime aus dem Portemonnaie nachzu-
helfen. Ottochen hats. Und daß Miezens Seemann ein ganzer
Kerl ist, fühlst selbst. Dein Gesichtskreis; nicht aus Himbeersaft und
Schlagsahne auf eine Tortenschüssel gekleckst. Waschechte Wirk«
lichkeit. Nicht mal Ausnahme und deshalb „Sehenswürdigkeit"
mitBaedekersternchen. Dünkel kam bei uns nie vorwärts. Gecken
undTröpfe glauben sichElite.Unsereinsnicht.Abertausendevom
selben Kaliber hausen im schönen deutschen Land. Gesund, recht-
schaffen, tüchtig und tapfer. Schreien nicht, brüsten und spreizen
sich nicht, wollen nirgends Modemacher und Tonangeber sein:
und werden drum übersehen. Tummeln sich, schaffen Kinder und
Kindern Brot. Männer und Weiber; Grafen und Erdarbeiter;
Feudale und Demokraten; Christen und (nimms nicht übel auf)
Juden. Sind durchaus nichtDessen froh, was sie in Glanzstuck an
der Reichsfassade sehen; beißen im Gelärm und Gebimmel aber
die Zähne zusammen und arbeiten rüstig weiter. Die machen das
Vaterland stark und helfen über Trübsal hinaus. Wer sich im
Kämmerchen, vor dem Gewissensspiegel, sagen kann, daß er, auf
seine Art, zu ihnen gehört, ist vom Adel. (Adolfens anderes
Schmiedefeuer und Werkzeug.) Wunschmaid darf nicht vor dem
Ziel müdewerdenund Resignation als Gummislasche mit Warm-
wasserfüllung aufs Kopfkissen legen. Nicht einreden, daß die drei-
farbige Herrlichkeit nur uns noch trägt, dann einstürzt und stern-
lose Nacht wird. Guten Morgen!
Moritz.

Aus der Parsifalzeit.*)

Bayreuth, 21. Ianuar 77.

Liebe Lilli!

HWvu schweigst mir so lange? Und doch warst Du die Erste, die mir liebevoll-enthusiastisch schrieb. Ich höre von Ihrem längeren Unwohlsein? Hat wirklich die Rheintochter zu leiden gehabt? Ich wünsche Ihren Zuspruch, da ich selbst tief mißmuthig bin. Soll ich darangehen an die Ausführungen dieses Iahr? Machst Du mir Muth, so thu' ichs!

Adieu, liebes Kind!

Richard Wagner.

Bayreuth, 10. Februar 77.

Liebe Lilli!

Eine kleine Belästigung!

Dem berliner Chor habe ich vorm Iahr versprochen, wenn Dies ihm nützen könnte, zu seinem Benefiz Etwas zu dirigiren. Ich höre, daß das Konzert für Ende dieses Monats bestimmt ist; Das wäre mir etwas zu früh, namentlich für mein Befinden, welches sich vor jeder Anstrengung noch scheut. Dagegen hoffe ich, Mitte März wieder so weit zu sein, und wünsche daher, das Benefiz bis ungefähr dahin verschoben zu sehen. Unter den Nummern, die etwa von mir darankommen sollten, möchte ich (damit auch der Chor selbst Etwas dabei zu thun hat) den Schluß der Meistersinger mit Betz geben, ganz ohne Strich; von da an: „Ehrt Eure deutschen Meister!" Ich hoffe, Betz thut mir den Gefallen?

Von Woglindes Krankheit habe ich mit rechter Trauer vernommen: wahrscheinlich treffen wir nns diesen Sommer in Ems, wohin auch ich geschickt werden soll. Was fehlt Floßhilden? Im Uebrigen theile ich mich über nichts weiter mit: wir sehen uns bald am Leipziger Platz, trotzdem ich mein gutes Kind dort noch nie antraf.

Die Verlegung des Benefizes versorgen wir wohl an gebühren-

*) „Mein Weg": so nennt Frau Lilli Lehmann-Kalisch das Buch, in dem sie ihr Leben, des Menschen und Künstlers, wie der rückwärts gewandte Blick es sieht, fremden Augen darstellt. Bei Hirzel in Leipzig wird es in der letzten Oktoberwoche erscheinen. Dahin gehört es; in die Gesellschaft der kräftigsten Deutschen. Nur ein Pröbchen daraus wird hier geboten. Empfehlung? Unnöthig. Was die ernsteste Künstlerin, die heiterste Priesterin, die uns heute lebt, zu sagen hat, wird nicht verhallen. Würde nicht, auch wenn ihr Erleben minder bunt wäre, seine Kurve nicht auf umglänzte Höhen führte. Dieses Buch war seit Iahren ihr Alb und ihr Glück. Lest es; und arhmet den Duft einer Seele, die zwischen Leinwänden niemals verstaubte noch ein unwahrhaftiges Wort sprechen lernte. Die aufrecht, mit rein gestimmter Cither, durch alle Wirbel schritt.

der Stelle? Für mich würde ich (in) Deutschland den Arm nicht
mehr aufheben; gern thue ich Dies aber für unsere armen Choristen.
Tausend Grüße!
Richard Wagner.
(An Lillis Mutter.)
Liebe alte Freundin!
Ich erfahre nichts mehr von Ihnen und Ihren Töchtern, was
mich traurig macht. Ich habe sie so lieb, und wenn ich an die herr-
liche Hingebung, ihr Feuer, ihre allerliebenswürdigsten Leistungen
denke, so stimmt es mich wehmüthig, zu glauben, daß das Alles nun
vorbei sein soll. Ist Lilli noch bei Ihnen? Von Marie hörte ich,
daß sie in Berlin gastire. Grüßen Sie Alle doch auf das Herzlichste
von mir.
Wir bleiben — hoffentlich — die Alten, wie wir durch lange
Iahre hindurch treulich im Auge behielten.
Ihr innigst grüßender
Richard Wagner.
Bayreuth, 21. Mai 1879.
meine beste aller Lillis!
Das war schön und gut, daß „man" auch in Stockholm mich
noch nicht ganz an den Nagel gehängt hat!
Gratulire auch zur Elisabeth! Es giebt Leute, denen man Alles
zutraut, weil man ihnen Alles vertraut.
Die Darangebung des „Parsifal" kostet mich noch einige Ueber-
legung. Die Komposition ist fertig, und wer zu mir nach Bayreuth
kommt, kann sie von Anfang bis zum Ende von Rubinstein vorgespielt
bekommen. Aber: wie gesagt — erst noch etwas Ueberlegung!
Nun aber soll meine Kapellmeisterin Lilli erst einmal sehen,
was sie hier zu thun haben wird: Teufelszeug, was mir nur ein-
fallen konnte, weil mir ihr Genie immer gegenwärtig war. Ohne
Lilli ist Klingsors Zauberwerk nicht zu verrichten.
O! und da giebts zu singen! Wenn sie einmal käme, könnte sies
sehen und die ganze Sache iu Akkord nehmen: denn — sie müsse
mir für Alles stehen! ^
Aber fortschicken, aus meinem Hause, kann ich jetzt die Sache
unmöglich schon. Welcher Unstern könnte über einem solchen Ma-
nuskript walten!
Also — wir agiren doch wieder zusammen!
Herzlichste Grüße an Mama und Schwester, ader auch an! Lilli von
Ihrem alten guten
Richard Wagner.
Bayreuth, 22. Ianuar 1881.
Mein liebstes Kind Lilli!
Seid Ihr dort denn noch ein Bischen gut?
— Das wollen wir sehen! —
Hier folgt, in einer Art von Klavierauszug, die Szene der Blumen-

Zaubermädchen aus dem zweiten Akt des „Parsifal". Sehen Sie sich diese Geschichte genau an: sie ist kein Spaß; und aus dieser einzigen Szene könnt Ihr ermessen, daß ich mit meiner neusten Arbeit nicht an die Theater da und dort denken mochte. Ich verlange nicht weniger als sechs Sängerinnen ersten Ranges von gleicher Stimme und Stimmlage und dazu hübsche, schlank gewachsene Frauenzimmer. Dann aber noch (mindestens) zwölf oder sechzehn junge, hübsche Chorsängerinnen von erster Qualität.

Sehen Sie es sich an! Wollen Sie mir diese Bande rekrutiren?

Ich kann mich an Niemand als an meine Rheintöchter-Kapellmeisterin halten; an wen sonst mich wenden? Es gehört zu der Sache Ihr ganzer Geist, Ihr Enthusiasmus und — etwas auch Ihre Bekanntschaft mit unseren Personalien.

Geben Sie mir eine gute Antwort! Iuli 1882 sind die Proben, August die Aufführungen. Ohne Lilli aber wirds gar nichts?

Wie gehts der Mutter? Wie der Schwester?

^ Tausend herzliche Grüße und —

von Ihrem mit der wärmsten Rührung
stets Ihrer gedenkenden
Richard Wagner.

Kind! Nicht wahr, Sie gehen mir mit dem Manuskript vorsichtig um, daß es nicht etwa ein Unglück (per Indiskretion!) erlebe.

RW.

Bayreuth, 22. Ianuar 1881.

Liebstes Kind!

Schnell ein paar Worte, um Sie zu ärgern! Die Sache mit Hülsen ist anders!

Bereits hier (in Bayreuth) hatte er die Unver(frorenheit), die Oper „Wallküre" von mir zu verlangen; worauf ich ihm diente. Seit diereinhalb Iahren agitirt er für die Ansicht, daß nur die „Wallküre" „zugkräftig" sei und alle Theater mit den Nibelungeustücken sich ruinirten. Bronsart in Hannover verbot er den Nibelungenring uud erließ für alle preußischen Hoftheater ein Gesetz, daß dort nichts gegeben werden dürfte, was nicht für Berlin angenommen wäre; was mir insofern leid that, als ich den Nibelungenring, zum Beispiel, gern Hannover, nie aber Berlin unter Hülsen und seinen Kapellmeistern und Regisseuren überlassen haben würde.

Die Sache mit Neumann ist aber so: ich erklärte diesem sehr rührigen und fleißigen Direktor, daß ich ihm die Aufführung im Piktoriatheater, nicht aber im Hoftheater gestatte; seine Konferenz mit Hülsen am fünften Dezember war ein Spiel: bei der Eröffnung derselben theilte ihm Hülsen mit, er habe mir soeben — mit bezahlter Antwort — telegraphirt, ob, wenn er mit Neumann zusammen den ganzen Cyklus aufführe, er dann das Recht hätte, die Walküre allein zu geben. Neumann bot ihm die Wette an, daß ich gar nicht antworten würde. So geschah es in der That: Hülsen hatte mir jene Anfrage telegraphirt und blieb bis heute ohne Antwort von mir.

Was Ihr gethan habt, zeigt viel esvrit 6s oorpsZ Doch allen Respekt davor, glaube ich, daß, hätte ich Hülsen günstig geantwortet. er Euch schon zu beruhigen gewußt haben würde. So ists, mein Kind! Und zur Steuer der ewigen Wahrheit theile ich es Ihnen mit, während es sonst mich unterhält, das Gefasel und Gelüge in den Zeitungen unbeachtet zu lassen!

Gebe Gott, daß Sie von Hülsen nicht für Parsifal genirt werden! And — tausend Dank nnd herzliche Frende über Ihren soeben gelesenen Brief.

Ihr

R. Wagner.

Bayreuth, 30. Oktober 1881.

Liebstes Kind und Kollegin!

Ich will nicht nach dem Süden fortgehen, ohne Ihnen noch meinen freundschaftlichsten Dank für Ihre nenen Bemühungen an meiner Seite auszudrücken. Es scheint ja, als ob ich, zu meiner großen und sehr nötigen Beruhigung, mich um nichts mehr zn bekümmern hätte. Levi — als Kapellmeister meines erlauchten Chor- und Orchester-Spenders*) ist von mir zum Generalbevollmächtigten für musikalische Angelegenheiten ernannt: machen Sie — bitte! — cinverständlich Alles rein, und wo es von nns zu übernehmenden Verpflichtungen gilt, so besorgt dies A. Groß (dahier). Ich verhalte mich diesmal noch dankbar schweigend gegenüber den einigen Verzichtungen auf Entschädigung, da wir eben erst doch uoch erperimentiren; kommt es aber zu Wiederholungen in den folgenden Iahren, so gedenke ich jedoch keine realen Opfer mehr anzunehmen. (Wie stolz!??) Ietzt, gutes Kind, nun noch eine Sorge: die Solistinnen müssen alle das X. ^ ' leicht und anmuthig nehmen können: ein einziges schrilles Organ verdürbe mir Alles. Gelingt es, so glaube ich aber auch, daß man etwas Aehuliches wie das .^-Dur usw. noch nicht gehört haben wird: es ist hier auf einen ungemeinen Stimmzauber durch Fülle des zartesten Wohlklangs gerechnet! Nun genng! Wünsche herzlich, daß Sie gutes Kind für die Zukunft aller Nöthigung zu neuen Heldcnthaten enthobeu sein mögen, grüße Mama aus altem verliebten Herzen und bin

Ihr ganz guter

Rich. Wagner.

Ich gehe direkt mit Weib, Kind und Kegel nach Palermo (IlStel aes ?älmss). (Soll ich Robert Is clisbls von Ihnen grüßen?)

Nachdem man Wagners Briefe an mich von 77 bis 80 gelesen, wäre man wohl berechtigt, die Frage an mich zu stellen, wie es kam, daß ich, die Wagners Herzen wirklich nahstand, der er so viel vertraute, die ihn liebte und verehrte, ihn 1882 dennoch im Stich lassen

*) Des Königs Ludwig von Bayern.

mußte. Mußte! Ohne mich eines Unrechts gegen Wagner schuldig
zu machen, kann ich es aussprechen, dieses „mußte", denn der Grund
dazu lag tief in meinem Inneren und hieß: Selbsterhaltung!
Daß mich derKedanke an ein erneutes Arbeiten mit ihmbeglückte,
brauche ich nicht zu versichern; wie gern wollte ich ihm und seinem
Genius dienen! Ich hatte die nicht leichte Aufgabe übernommen,
vierundzwanzig schone, äußerst musikalische Sängerinnen für die Blu-
menmädchen zu gewinnen und mit ihnen zu studiren. Mit Hilfe Levis,
der mirDamen ^nannte, brachte ich sie mit vielen!Schreibereien, Mühen
und Versicherungen endlich zusammen. Mit denen, die sich in Berlin
um mich gruppirten, fing ich sogar schon zu studiren an und hatte
meine Partie bereits auswendig gelernt. Selbst von der Szenerie
hatte ich mir ein ideales Bild gemacht, war ganz hineingewachsen in
die üppige Szene. Da hörte ich, daß Wagner die Bühneneinrichtung
für den Parsifal Fritz Brandt übergeben hatte. Wenn dieser Auf-
trag Wagners für Brandt meinem Herzen auch eine große Genug-
tuung bedeutete, so erschreckte er mich gleichzeitig, da ich die Wunden,
die ich geheilt glaubte, aufs Neue schmerzen und bluten fühlte. Un-
aufhörlich peinigte mich jetzt schon der Gedanke an ein fortwähren-
des Zusammensein in Bayreuth. Das kaum vergessene Martyrium
begann, aufs Neue mich zu quälen, bis sich mir schließlich die Ge-
wißheit aufdrängte, daß ich diesmal daran zu Grunde gehen würde.
Daß es so hätte kommen müssen, empfand ich 1883 in Bayreuth noch
nachträglich, wo freilich unerwartet Schweres schon an uns vorbei-
gegangen, die tiefsten Empfindungen zu unerträglichen Selbstquäle-
reien aufreizten. So schwer mir der Entschluß auch fiel: ich mußte
Wagner abschreiben, ihm den wahren Grund nicht verhehlend, hoffend,
keine allzu große Störung zu verursachen, da ich nun Alles geordnet
glaubte. Die schlimmen Folgen konnte ich nicht voraussehen, aber sie
waren beschämend. Denn nun wollte keine der Sängerinnen unter
einem anderen ersten Blumenmädchen als zweite fungiren und alle
versagten mit der Begründung: daß sie es nur unter meiner Führung
angenommen hätten. Levi war außer sich und beschuldigte mich in
ziemlich groben Briefen, gar nichts für die Sache gethan zu haben;
nun wisse man gar nicht, was anzufangen. Daß ich aber ein Iahr
lang Hunderte von Briefen geschrieben, die Damen wirklich alle zu-
sammengebracht hatte, die ohne mich nun plötzlich nicht dabei sein
wollten: Das bedachte er nicht. Es mag für Wagner eine arge Ent-
täuschung gewesen sein, aber vielleicht konnte er doch nachempfinden,
was mich bewegte, denn er machte keinen Versuch mehr, mich um-
zustimmen. Er mußte wissen, was es mich kostete, ihm diesen Schmerz
zu bereiten und mich von einem Werke selbst zu verbannen, das mir
schon jetzt ans Herz gewachsen war; mich fernzuhalten von einer Ar-
beit, der ich mit Wagner zusammen, wenigstens in der großen Blnmen-
szene, meinen Stempel aufzudrücken mir vorgenommen hatte. Nun
war Alles dahin.
Wagner war nach 77 öfter bei uns gewesen, hatte mich aber nur

einmal angetroffen. Ms er uns das letzte Mal besuchte, sprach er
nur meine Mutter, da ich in hohem Fieber krank darniederlag. Ich
sah ihn nicht mehr.

Wenige Monate nach feinem Tode rief uns der Parsifal gebie-
terisch nach Bayreuth: Mama, meine Schwester Riezl und mich.
Keins der Meinen ahnte, wie mir zu Muth war. Da saß ich nun, wie
mit eisernen Ketten an die Stätte gebannt, die ein Stück Leben und
Tod für mich bedeutete. Als ich die ersten Töne des Vorspiels ver-
nahm, war mir, als hörte ich Fittiche rauschen, Stimmen aus höheren
Sphären ertönen. Der Stich ins Herz, die nach Heilung sich sehnende
Wunde: Alles traf mich tausendfach schmerzlicher als Amfortas. Was
dort um Erlösung jammerte, schrie auch in mir laut auf, um sich end-
lich in Thränen zu lösen. Ich weinte nm den Genius, der nun nicht
mehr war, uns nie mehr wiederkommen konnte. Mit schwerem Leid
war ich gekommen; jetzt war mir, als stünde ich allein in einem Dom,
und wie man einzig nur mit sich selber sprechen kann, sprach Wagner,
der Hohepriester, mit herzergreifender Musik zu mir. Die Harmo-
nien wühlten mein Inneres auf, das sich, doch keiner Schuld bewußt,
im Schmerz um ihn, um Anderes noch zusainmenkrampfte. Dennoch
durfte ich mich begnadet nennen, so in tiefster Seele zu empfinden,wenn
auch der Schmerz des Ringens und Erlebens blieb. Ich war gekom-
men, ihn auszulösen, war in das Heiligthum eines Großen eingetreten
und kam hier zum Bewußtsein des reinen, wenn auch schwachen Men-
schen. Mich diesem Schwächezustand zn entwinden, kostete es neue
Kämpfe, Ich mußte retten, was das Beste in mir war, mußte stark
werden, um Anderen dienstbar sein zu können, die schwächer als ich.

Damals sangen Amalie Materna und Therese Malten: Kundri).
Die Materna natürlicher, die Malten künstlerischer, leider aber auch
affektirt. Von beiden Darstellerinnen nahm ich den Eindruck mit, als
sei der Rolle, geistig und seelisch, noch ganz anders beizukommen; ich
vermißte hier innere Vertiefung, dort geistige Ueberlegenheit und
Wahrheit. Winkelmann paßte mit seiner thränenreichen Gesangs-
manier sehr gut zum Parsifal, Fuchs ausgezeichnet zum Klingsor mit
seiner gemüthlosen Kälte. Theodor Reichmann schien mir der ge-
borene König-Amfortas und Soaria wird als Gurnemanz Allen ewig
unvergessen bleiben, die das Glück hatten, ihn noch zu hören und zu
sehen. Einzig trug Fräulein Cramer den Gralsbecher; Orchester und
Chor standen unter Hans Richter auf höchster Höhe. Mein tiefstes
Gefühl für Wagner ließ für nichts Anderes Raum, ich sah nur ihn,
hörte nur sein Werk, spürte nur seinen Hauch, Einer Enttäuschung
konnte ich indessen nicht Herr werden: die Blumenmädchenszene be-
rührte mich peinlich, die ich mir ganz und gar ideal vorgestellt, nun
mit so viel Realismus wiedergegeben sah.

Nach meiner Idee (wie sie mir vorschwebte, als Wagner mir
1881 die Stimmen dazu sandte) sollten die singenden Blumen, deren
ganzer unterer Körper von Laub verborgen sein mußte, gleich ge-
wachsenen Blumen sich in verschiedenen Höhen vom Boden ausrichten,
von allen Seiten hoch und niedrig Parsifal ihr Gesicht zuwenden,

sich ihm zuneigen und (ideal gedacht) durch ihren Duft bedrängen.
Blühende Schlinggewächse, von oben herabhängend, sich leise wiegend,
hätten die Täuschung noch vervollkommnen geholfen. Mich störte, daß
die Mädchen sich immerfort dem Parsisal an den Hals warfen; mich
störten die achtundvierzig braunen Beine, die nicht im Entferntesten
Blumen glichen und Kundry, als Menschengestalt, dadurch zu Scha-
den brachten. Nein: Das war meine Szene nicht, nicht meine ideale
Vorstellung davon; und mehr denn je bedauerte ich, Wagner meine
Gedanken nicht mitgetheilt zu haben, weil ich seines Einverständnisses
sicher gewesen wäre.
Hier drängt es mich^ einer Frau zu gedenken, die im Leben
Wagners eine große Rolle gespielt hat und der ich noch zu begegnen
oft das Glück hatte.
Bald nach 1876 ließ sich eines Abends Frau Mathilde Wesen-
donk bei mir melden, eine in Wesen und Aussehen außerordentlich
feine Frau. Nie war ich ihr vorher begegnet, auch nicht in Bayreuth,
wo sie dem Ring beiwohnte. Von nun an kam ich oft zu ihr, doch er-
innere ich mich nicht, sie je in anderen Gesellschaften getroffen zu
haben. Ihr Gatte war eifriger Bildersammler und Alles, was man
um die Beiden in ihrem reich ausgestatteten Hause erblickte, athmete
feinen Kunstsinn und stille Zufriedenheit. Daß auf der ruhigen, ern-
sten Frau ein Kummer lastete, der sich in tiefer Resignation ausprägte,
wurde man gewahr. Ich weiß nicht, ob ich mich meiner Unkenntniß
sehr zu schämen brauche, aber ich wußte damals nichts von den intimen
Beziehungen „Wagner-Wesendonk", wußte nur, daß beide Gatten
Wagner sehr befreundet waren und viel für ihn gethan hatten. In
ihrem Hause hörte man oft Wagner interpretiren; und einmal sang ich
nebst dem großen Siegfried-Duett auch noch die Walaszene, die Klind-
worth begleitete. Mathilde Wesendonk kam öfter zu mir und lauschte
voll warmen Interesses meinen Erzählungen aus Bayreuth. Voll
Stolz erzählte sie mir iu ihrer zurückhaltenden Art von dem Tristan-
Manuskript, das sie besitze, und von der kostbaren Widmung. Manch-
mal sogar schien es mir (was sich erst in der Erinnerung bestimmt in
mir hervorhob), als habe sie mir seelisch näher treten, sich vielleicht
vertraulich mit mir aussprechen wollen über Manches, was ihr In-
teresse an Wagners Leben ersehnte. Thörichte Scheu hielt mich da-
von ab, ein Thema zu berühren, das mir erst eigentlich aus Wagners
„Briefen an Mathilde Wesendonk" deutlich zum Bewußtsein kam.
Noch kurz vor ihrem Tode besuchte ich die nun einsame Frau. Sie
hatte ihre Tochter, Frau von Bissing, und ihren Gatten verloren,
lebte nur noch ihrem Sohn und ihren Enkelkindern, war sehr gealtert
und gänzlich resignirt, wie Iemand, der mit Sehnsucht auf Erlösung
harrt. Wie schade, daß ich früher nicht verstand, ihr so nah zu treten,
daß ich ihr hätte eine Freundin werden können; wie unendlich glück-
lich würde es mich gemacht haben! Nur wenige Tage nach ihrenr
Tode sang ich ihre fünf Gedichte als Requiem für eine Frau, von der
mehr zu wissen uns vielleicht eine Wohlthat gewesen wäre.
Grunewald. Lilli Lehmann.

Grenzen und Aebergänge.
mehr die Photographie als Arbeitmittel iu Berufe, Wissen-
schuften, Künste eindringt, je vielseitiger sie sich auf allen Ge-
bieten ausgestaltet und in mancher Hinsicht der Kunst zu nähern sucht,
desto weiter gehen die Meinungen darüber auseinander, wie sie zu
klassifiziren sei. Drei verschiedeneAuffassungentretenbesonders hervor.
Die Einen sehen in der Lichtbildkunst eine handwerkliche BethZti-
gung, eine Fertigkeit, die sich zur Wiedergabe von Dutzendportraits,
Sport-, Erinnerung-, Reklamebildern und wissenschaftlichen Aufnah-
men eignet. Tin Kunsthandwerk, das selbst da, wo künstlerische Qua-
litäten es auszeichnen, nie Anspruch auf die Bezeichnung Kunst ma-
chen dürfe. Andere meinen, die Photographie sei Kunst, natürlich nur,
wenn sie in der Vollendung und mit dem vornehmsten und schwierig-
sten Kopirverfahren ausgeübt werde. Sie stellen sie der Kunstmalerei
ebenbürtig an die Seite und fordern, daß die guten Arbeiten auf dem
Gebiete der künstlerischen Photographie voll wie Kunstwerke gewerthet
werden. Für sie verschwimmen die Grenzen der Malerei und Photo-
graphie. Wieder Andere lehnen jede Annäherung der Photographie
an die Malerei glatt ab und scheiden Beide scharf von einander. Sie
wollen in der Photographie kein Handwerk sehen, aber auch nicht eine
Kunstmalerei, sondern eine besondere Technik, die künstlerische Wir-
kungen, wenn auch auf anderem Weg als die Malerei, hervorzubrin-
gen vermag und, wenn ihr Das gelingt, auch als Kunst, als eine
Kunst für sich, bewerthet werden müsse.
Wie Berechtigung dieser drei verschiedenen Auffassungen zu prüfen,
wäre eine umständliche Aufgabe. Schneller scheint mir.die Frage zu
beantworten, ob wirklich noch die Grenzen zwischen Malerei und
Photographie sich so scharf wie früher ziehen lassen.
Eins wird die Photographie von der ganz großen Kunst stets
trennen: der Maler bannt mit seinem Pinsel oder Stift das Bild
frei, nach seiner Eingehung und in Farbe und Form so, wie seine
Augen es sehen, auf die Leinwand oder das Papier. Der Photograph
bleibt selbst unthätig; nicht er ist Schöpfer, sondern das Licht, das,
im Verlauf optischer und chemischer Vorgänge, das Bild auf die
empfindliche Platte prägt. Er kann in der weiteren Behandlung dieser
Platte eine Wirkung auf den Charakter, die Tonwerthe des von dem
Licht geschaffenen Bildes üben. Dessen Konturen aber bestehen unver-
ändert so fort, wie die anderen Kräfte sie in die Emulsion eingruben,
wenn nicht etwa der Photograph willkürlich manuelle Eingriffe macht:
indem er das Bild durch Ausschnitte beschränkt oder den Umfang des
dargestellten Gegenstandes mit einem Apparat vergrößert oder ver-
kleinert. Hier ist die Grenzlinie deutlich erkennbar: schöpferische Men-
schenkunst und Phantasie auf der einen, Einwirkung chemischer und op-
tischer Vorgänge, ohne direktes menschliches Zuthun, auf der anderen
Seite.
Aber in der Kunstmalerei giebt es Nuancen. Auch in der Arbeit-

Methode. Gar mancher Künstler macht sich für seine Bilder die Photographie dienstbar, als Erinnerungstütze, als Ersatz einer mehr Zeit und Mühe fordernden Skizze, und baut sein Bild danach ganz oder zum Theil auf. Andere gehen noch weiter; sie werfen mit der Hilfe eines Vergrößerungapparates für künstliches Licht, wenn ihnen die Zeichnung oder Perspektive Schwierigkeiten bereitet, das Negativ oder das danach angefertigte Glaspositiv als schwarzes Bild auf die weiße Malleinwand oder das Papier und ziehen a.uf dieser Unterlage, die straff über den Aufnahmeschirm gespannt ist, die darauf aus dem Objektiv fallenden Linien des durchstrahlten Negatives oder Positives nach und verwenden so die Photographie, wenn auch nicht erkennbar und stofflich, doch indirekt als Grundlage ihrer Arbeit. Wenn das vollendete Bild dann ein Kunstwerk, in Farbe, Auffassung, Ausführung und Wirkung, ist, darf es dann trotzdem nicht so bezeichnet werden, weil die Photographie, die nach der Gewerbeordnung nun einmal als Handwerk gilt, dazu die Zeichnung mittelbar schuf?

Einzelne Maler, besonders Portraitisten, gehen noch einen Schritt weiter. Sie fertigen ein photographisches Bildniß, ändern daran oder nicht, werfen es vergrößert auf die lichtempfindlich präparirte Unterlage, entwickeln, fixiren die Vergrößerung und überarbeiten die getrocknete und in geeigneter Weise vorbereitete Fläche mit Pastellfarben. Ich selbst sah solche Portraits in sehr guter Ausführung und konnte ihnen die Bezeichnung Kunstwerk weniger absprechen als manchen nur von der Hand eines Malers geschaffenen Portraits, an deren Technik oder Aehnlichkeit viel auszusetzen ist. Und die Schöpfer solcher Bilder nennen sich stolz dennoch Künstler, fordern hohe Preise und blicken auf die Photographie verächtlich, als auf eine minderwerthige Technik, herab. Hie? werden die Grenzen schon flüssig; von dem Augenblick an, wo der Maler die Photographie für sein Werk als Hilfe gebraucht.

Aber auch in der Photographie findet man nicht nur Qualität» unterschiede, sondern beträchtliche Abweichungen von der Arbeitmethode. Sie sind in erster Linie durch die verschiedenen Kopirverfahren und die Art ihrer Ausübung bedingt.

Schon der Gummidruck giebt dem Amateur bei der Herstellung des Bildes viele Möglichkeiten, den Charakter, die Tonwerthe, Ausschnitt und Größenverhältnisse nach seinem Wunsch zu bestimmen. Er kann deni Ueberstrich des Druckes jede Farbe, eine härtere oder weichere Wirkung geben, kann diese Wirkung durch geeignetes Kopircn und Entwickeln noch verstärken oder mildern. Im Platinverfahren, in dessen vornehmer Technik die Amerikaner Meister sind, kommt bei der nicht unter Zwang verlaufenden Entwickelung schon der Pinsel zur Geltung, der der Oxalatlösung Grenzen, Wirkung und Grad der Kraft vorschreibt. Hier sind die mechanischen Vorgänge durch den persönlichen Geschmack und das künstlerische Empfinden des Arbeitenden nicht ersetzt, doch geleitet; die Photographie liefert eigentlich nur die Zeichnung. Noch weiter aber geht, in der Anlehnung an die Malerei, ein aus England stammendes Kopirverfahren. In seiner eigenartigen

Technik nähert es sich so sehr der Malerei, die sich mittelbar oder un-
mittelbar der Photographie als Unterlage für ihre Bilder bedient,
daß es als das „missivg ImK" zwischen diesen beiden Arten von Kunst-
technik betrachtet werden kann. Man nennt es: Oeldruck. Pedanten be-
mängeln diese, streng genommen, nicht ganz zutreffende Bezeichnung.
Trotzdem wird der photographische Praktiker die prägnante Kürze des
Wortes, das in den Amateurkreisen auch kaum einem Mißverständnis^
mehr begegnet, dem Wortungeheuer Oelfarbenkopirverfahren vorziehen.
Der Oeldruck verlangt das völlige Tilgen des durch das Licht auf
dem Papier so oder so hervorgebrachten Bildes, das als feines, durch
den Wässerung- oder Bleichprozeß entfärbtes Relief in die Gelatine-
schicht des Papieres sich eingegraben hat. Dann taucht der Arbeitende
einen Pinsel in Oelfarben für Stein-, Licht» oder Kupferdruck (auch die
Oelfarben des Kunstmalers sind verwendbar) und übergeht damit die
in Wasser gequollene, noch feuchte Fläche. Unter dem Tupfen des Pin-
sels erscheint, in den Umrissen des Gelatincreliefs, jetzt das Bild, das
der Arbeitende nach Belieben in allen seinen Theilen heller oder dunk-
ler, je nach der Klonsistignz der gewählten Farbe und der besseren
Pinselführung, zu halten vermag. Er kann Details, die das Gelatine-
relief, genau wie die unter Zwang verlaufende Aufnahme (das Nega-
tiv) zeigt, wenn sie die Bildwirkung stören, im Schatten oder Nebel
verschwinden, kann andere, zu sehr verschwimmende Theile kontrast-
reicher halten und kräftig hervortreten lassen. Er ist der freie Herr-
scher über das Korn seines Bildes und beinah« auch seiner Farbe.
Er vermag, wenn er ein geschultes Auge und künstlerische Begabung
besitzt, dem Bilde die von einem Kunstwerk zu fordernde persönliche
Note und künstlerische Werths zu verleihen. Denn nur das fertige, auf
den Beschauer wirkende Bild, nicht die Art seines Entstehens, ist für
den unbefangenen Eindruck entscheidend und sollte es auch für die
objektive Würdigung sein. Noch beim Gummidruck, der dem Photo-
graphen in der Beeinflussung des Bildes schon weite Möglichkeiten
bietet, wird der Druck nur durch mehrfache, in ihrer Gesammtwirkung
härter oder weicher gehaltene Ueberstriche, eventuell in verschiedener
Farbe, und durch wiederholtes Kopiren hervorgebracht. Die Anwen-
dung des Pinsels aber, ein manueller und nicht rein photographischer
Eingriff, gilt als unerlaubt. Nur das Lich5, die Entwickelung darf die
Arbeit thun. Beim Oeldruck dagegen sind Pinsel und Oelfarben Erfor-
dernis; und Vorschrift. Und die Photographie gleitet damit sacht in
das Gebiet der Kunstjmalerei hinüber. Iedenfalls giebt es zwischen
der Mal- und der Lichtbildkunst nicht mehr die scharfe, klar erkennbare
Grenze von früher.
Oder sollte sie sich nur verschoben und ihre trennende Wand enger,
aber auch höher, schroffer nnd lückenlos um den Gipfel gezogen haben,
wo das Genie mit der ganz großen Kunst aller Zeiten in Einsamkeit
und Unantastbarkeit thront?
Elisabeth von Igel, geb. von Bronsart.

Fürstenberg trwmpkuns.

,,,.

Fürstenberg triumpkans.

.i.^,ie Persönlichkeit kann sich im Wirthschaftleben nicht immer durchsetzen; sie muß manchmal einer Majorität weichen, weil die Perspektive der Masse kürzer ist als die Tragweite des von über» tegener Intelligenz bedienten Blickes. Ueber die Lebensbedingungen der Märkte wird nur Der richtig urtheilen, der den Komplex allor Wirkungen und Folgen übersieht. Wer, als Käufer oder Verkäufer, Partei ist, bleibt mit seinem Urtheil leicht im Vereich der eigenen. Interessen hängen. Wie es dann gehen kann, zeigt der Streit über die beste Politik im deutschen Diamantenbezirk. Auf der einen Seite Karl Fürstenberg, der im Ehrenamt der deutschen Diamantenregie vorsaß; auf der anderen Seite die Produzenten. Daß Fürstenberg eine Persönlichkeit ist, bestreiten selbst seine Feinde nicht. Daß er nicht ins Blaue hinein schwatzt, sondern bewußt handelt, kann kein Ehrlicher leugnen. Er wäre sonst nicht, was er ist; selbst wenn er die besten Witze an der Börse machte. Und gerade Fürstenberg ist in den letzten Iahren mehrmals in Konflikt mit falschen Vorurtheilen gcratheu. Die Ereignisse gaben ihm Recht, nachdem die Menschen über ihn hergefallen waren. Man denke an seine Erlebnisse mit dem Fürstentrust und die Zerschneidung des Tischtuches. Damals hieß es, die Handelsgesellschaft habe eine höchst einträgliche Beziehung verloren. Daß dieser Verlust ein Gewinn war, hat die Sanirung der Fürsten gelehrt. Als Leiter der Diamantenregie sah Fürstenberg die kluge kaufmännische Erwägung im Widerstreit gegen Leidenschaften und Sentiments. Daß er den deutschen Kolonialschatz einer leistungfähigen Händlergruppe übergab, statt damit erperimentiren zu lassen, wurde ihm verdacht. Antwerpen liegt nicht im Deutschen Reich; und alles Fremde ist manchem „Gutgesinnten" verhaßt. Lrgo wurden die Verträge mit der belgischen Coeterrnans-Gruppe bekämpft. Man forderte mehr Rücksicht auf die deutschen Händler und Schleifer. Fürstenberg sollte die deutschen Unterhändler nicht höflich genug behandelt haben; um die Oeffentliche Meinung zu beruhigen, wurden den Antwerpenern möglichst hohe Preise abgefordert. Als im Iuni 1913 ein neuer Pakt gemacht werden mußte, wurde eine öffentliche Ausschreibung beschlossen. Eine Million Karat war abzunehmen. Die Bedingungen wurden, der Bedeutung des Handels gemäß, so streng wie möglich gefaßt. Drei Bewerber meldeten sich: das belgische Syndikat, die englisch Debeers-Company und eine ag Ko« gegründete deutsche Gesellschaft, der Deutsche Diamanten-Verband G. m. b. H. Dieses Unternehmen. war unter Dernburgs Aegide entstanden. Von den 100 Antheilen der Gesellschaft übernahm Geheimrath Leopold Koppel, von der Bankfirma Koppel S Co., 87; den Rest der frühere Erste Direktor der Premier Diamond Mine, Herr Adolf Wagner, der als tüchtiger Fachmann gilt. Das Ergebniß dieses Wettbewerbes war: Sieg der Antwerpener. Die hatten den höchsten Preis geboten. 46 Mark pro Karat. 17 Mark mehr, als der Durchschnittspreis des Iahres 1912 betragen hatte. Der Zuschlag war einstimmig erfolgt. Die belgisck-

Gruppe, die Fürstenberg von Anfang an als leistungfähigsten Kontrahenten getverthet hatte, wurde also offiziell in dieser Eigenschaft bestätigt. Der Kolonialsekretär hätte den Erfolg der deutscheu, Gesellschaft gern gesehen, konnte aber, wie in einer amtlichen Erklärung gesagt wurde, das Angebot der Antwerpener nicht hinter die deutsche Offerte zurücktreten lassen, weil es „hinsichtlich des Risikos wesentlich günstiger war", die Rücksicht auf die Produzenten also zu dem Verzicht auf nationale Wünsche zwang. Dem Kolonialfiskus bietet der Abschluß mit den Belgiern eine gute Chance; die Nettosteuer sichert ihm einen Antheil von rund 10 Millionen an dem Mehrgewinn der Produzenten. Eine Waare, die W Millionen werth ist: keine Kleinigkeit. Die Abnehmer so kostbaren Gutes müssen auf sicheren Füßen stehen. Ihnen das Leben zu erleichtern, wenn im Absatz Schwierigkeiten entstehen, ist ein Gebot der Klugheit. Das antwerpener Syndikat muß die eine Million Karat abnehmen, wie sie ihm von der Regie geliefert wird. Wenn die Shipments da sind, müssen sie geholt und bezahlt werden. Der Vertrag sagt: „Die Abnahme hat fünf Tage, nachdem eine Shipment-Ablieferung bereit ist, zu erfolgen. Geschieht sie nach weiteren sieben Tagen nicht, so verfällt die gestellte Sicherheit Millionen Mark), als Vertragstrafe, der Regie, die über die nicht abgenommenen Steine und über den gesammten Restbetrag der Million Karat in anderer Weise verfügen darf." Die Händler dürfen sich also auf Tücken der Konjunktur nicht berufen. Sie müssen ihre Waare bezahlen und dürfen sie liegen lassen, so lange sie wollen. Das Diamantengeschäft geht schlecht; und Fürstenberg hat sich für eine Begrenzung der Produktion eingesetzt. Mit der wäre Zweierlei gewonnen: Schonung der Händler, die nicht so rasch abzunehmen brauchten und nicht gezwungen wären, s Wut prix zu verkaufen; und ein Damm gegen die Ueberschwemmung des Marktes mit deutschen Steinen. Die Produktion in Deutsch-Südwest macht rasche Fortschritte. Von 1911 zu 1912 war sie von 773 292 Karat auf 1001729 Karat gestiegen. Und diese Entwickelung geht weiter. Man rechnet mit einem Quantum von 1Vs Millionen Karat für 1913. Was diese Ziffer bedeutet, lehrt der Vergleich mit der Menge, über die das londoner Syndikat gebietet: rund 3 Millionen Karat. Die Gefahr einer Ueberproduktion rückt uns näher; das Geschäft stockt. Die natürliche Folge der Schwäche des internationalen Wirthschaftlebens. Krieg, Wucherzinsfuß, Konjunkturrückgang. Kein Wunder, daß die drei Plagen einen Luxusartikel nicht im ungeschmälerten Besitz seiner Lebensbedingungen ließen. Die wichtigste Aufgabe des klugen Kaufmannes ist: Preiskrisen zu verhindern. Da sich der Markt nicht zwingen läßt, muß man sich an den anderen Faktor des Geschäftes halten: die Produktion. Die überschüssige Waare muß ein« gesperrt werden, so lange ihr der übliche Weg in den Konsumentenbereich verschlossen ist. Man braucht nicht nach San Paulo, zu den Kaffeepflanzern, zu gehen, um zu lernen, was eine Valorisation ist. Behandelt man Diamanten nach der verpönten Methode des seOspärs. msvt, so wird man sich nicht den Vorwurf strafbarer Vertheuerung

eines wichtigen Lebensmittels zuziehen. Die Kontingentirung ist noth-
wendig, damit die Herrlichkeit des deutschen Diamantenreiches nicht
früh in Trümmer fällt. Die Regie darf neue Verkäufe abschließen, so-
bald 600 000 Karat an die Antwerpener geliefert worden sind. Ist es
weise, diesen Termin zu beschleunigen und den nächsten Vertrag im
Zeichen eines Preisfalles zu erledigen? Soll, was mühsam errungen
wurde, eine haltbare Verfassung des deutschen Diamantengeschäftes,
wieder aufs Spiel gesetzt werden? Wenn man der belgischen Gruppe
den Handel ruinirt, streicht man diesen Partner aus allen künftigen
Verträgen. Und es ist sehr fraglich, ob ein brauchbarer Ersatz zu
finden wäre. Mindestens keiner, den Erfahrung und Tradition stützen.
Oder soll man die deutschen Steine der englischen Debeers-Gruppe aus-
liefern? Die wäre nicht unglücklich, wenn sie, zu billigen Bedingungen,
die Alleinherrschaft erreichte. Wer die Preise der südwestafrikanischen
Diamanten verschlechtert, arbeitet Iohn Bull in die Hände.
Was kann geschehen, um die Krisis zu verhüten? Der schroffste
Eingriff wäre die Zwangskontingentirung. Sie anzuordnen, hätte das
Kolonialamt die Macht. Aber man braucht nicht so weit zu gehen. Die
Produzenten sind nicht gleich in der Stärke und Leistung. Was die
kräftigsten nicht schwer träfe, könnte die schwächeren ruiniren. Schon
die Steuern belasten den kleinen ja ärger als den großen Produzenten.
Auch von einer freiwilligen Fördereinschränkung, wie sie die Pomona-
gesellschaft durchgeführt hat, will die Mehrzahl der Betroffenen nichts
wissen. Was bleibt übrig? Der Vorschlag Fürstenbergs. Ihm liegt
daran, das antwerpener Syndikat zu schonen. Er denkt, mit Recht, an
die nächste Submission und den Segen eines sicheren und starken Ab»
nehmers. Er will also verhindern, daß die belgische Gruppe steinkrank
wird, und möchte, daß die Ablieferungen reduzirt werden und der
Ueberschuß an Diamanten bei der Regie lagere. Das wäre eine Ein-
sperrung zum Besten des Marktes; und die einzige Schwierigkeit er-
wüchse aus der Kostenfrage. Wenn den Produzenten die Auslagen
für die abgelieferten Steine ersetzt würden, müßten Mittel bereit sein.
Aber Fürstenberg hätte die Taktik nicht vorgeschlagen, wenn er die
Finanzfrage fürchtete. Die Produzenten haben den Vorschlag abge-
lehnt. Sie meinen, daß man für das Wohlbefinden der Antwerpener
nicht zu sorgen brauche. Die Konjunktur kümmert sie nicht. Die Händ-
ler haben im Iuni den Kaufvertrag abgeschlossen, also müssen sie ihn
auch einhalten. Fürstenberg, der „nur" Kaufmann ist, hat für solches
Uebermenschenthum kein Vcrständniß. Er zog die Konsequenzen und
legte den Marschallsstab aus der Hand. Die Regie verliert den ge-
scheitesten Leiter; und das Marktproblem ist nicht gelöst. Behalten die
Produzenten das letzte Wort, so wird der Kolonialfiskus eine harte
Nuß zu knacken haben. Nur wenige Jahre erfreut er sich des Segens
der blitzenden Steine. Eines Tages werden Felder und Gruben leer
sein, wenn nicht schon vorher der künstliche Diamant dem legitimen
Herrscher das Königreich entrissen hat. Die Synthetiker setzen ihren
Stolz darein, der Natur den letzten Schleier zu rauben. Warum also,

durch falsche Geschäftspolitik, die Krisis beschleunigen? Der Optimist zählt auf die Wiederkehr der Hochkonjunktur. Die Dollarmensch«« werden, so glaubt man, unter dem neuen Tarif so gute Geschäfts machen, daß sie dem Luxus üppig frönen können. Dann werde der Zug der Kohinoors nach Westen wieder beginnen. Dieser Kalkul scheint mir sehr unsicher. Die Amerikaner allein können das Geschäft nicht halten; und wer bürgt dafür, daß sie wirklich Riesengewinne aus einer neuen Hausse ziehen werden? Noch ist sie nicht sichtbar. Und wie es bei uns und im Britenreiche übermorgen aussehen wird, weiß Niemand. Ein Entschluß läßt sich nicht lange mehr vermeiden.

Fürstenberg ist auch in Sachen der Hohenlohewerke Der, der zuletzt lacht. Er konnte Herrn Petschek aus dem Böhmerland nicht kommen sehen (Der war vor zwei Iahren noch im Hintergrund), aber er wußte, daß Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe nicht Alleinherrscher bleiben werde, wenn der Fürstenconcern so weiter wirthschaftete. Das Schicksal hat sich erfüllt: in den Aufsichtrath der Hohenlohewerke wurde Herr Petschek gewählt, der, neben dem Fürsten, der einzige Großaktionär der Gesellschaft ist. Und man weiß nicht, was noch kommen kann. Der aussiger Händler hat sich, dank der Liquidation der Fürstengeschäfte, als eine Großmacht im deutschen Braunkohlenbezirk etablirt. Erst ließ man ihn ungestört seine Wege gehen und sah nur neidisch auf die Aktienhausse an der Börse. Zu spät wurde das Schleußenthor geschlossen, damit sich hinter ihm die Fluth der Gegenmajorität stauen kann, die Petscheks Wünsche ertränken soll. Ob Das noch möglich sein wird, werden wir ja sehen. Den schlesischen Kohlenlenten aber bangt vor dem neuen Konkurrenten. Werden die Caesar Wollheim und Friedlaender den Rivalen abwehren? Man erinnert sich des Konflikts zwischen Karl Fürstenberg und Fritz von Friedlaender-Fuld. Gegenstand des Streites war der Vertrag, den die Hohenlohewerke, durch die Firma Wulff K Co., mit Friedlaender S Co. abgeschlossen hatten. Fürstenberg fand diesen Vertrag nicht günstig: dadurch kam es zum Bruch. Die Händlerfirma Wulff « Co. ist heilte identisch mit Petschek, der sämmtliche Antheile aus dem Besitz der tzandelsvereinigung erwarb, als er die Aktien der Niederlausitzer Kohlenwerke kaufte. Beide Geschäfte ließen sich nicht von einander trennen: und so kam Herr Petschek in die Interessensphäre des Herrn von Friedlaender. Die Frage ist nun, ob der Vertrag, der zwischen Wulff und Friedlaender über den Vertrieb der Hohenlohekohle besteht, auch nach der neuen Personalunion fortdauern wird. Das Objekt ist für die Firma Emanuel Friedlaender S Co. von nicht geringer Bedeutung; und die beiden Großaktionäre der Hohenlohewerke, Fürst Hohenlohe und Petschek, könnten eines Tages glauben, daß die Firma Wulff S Co. der Mitwirkung des Friedlaenders nicht mehr bedarf, um die ihr anvertrauten Kohlen an den Mann zu bringen. Dis Konsequenz solcher Erwägung wäre: die Kündigung des Vertrages zum ersten Ianuar 1914. Darf Karl Fürstenberg lachen?

La do n.

ßeraus>eber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag ?er Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb GmbH. in Berlin.

Die Polen und die Weltlage.*)

AK? er Marken-Anachronismus verdreht nur einigen preußischen Politikern die Köpfe, das nicht weniger anachronistische ^ Kriegsgespenst aber der Bevölkerung von ganz Europa. In den , Thronreden und in der Presse, nicht nur in den Witzblättern, sondern in den ernsthaften großen Zeitungen und in allen Käseblattchen, figurirt der Friede als eine Mythengestalt, als ein wehrloser holder Knabe, der mit Kanonen und Schiffspanzern von sechs bis zehn Millionen Soldaten beschützt werden muß, weil ihn ein eben so mythischer Unhold, Krieg genannt, bedroht, der jeden Augenblick aus der vierten Dimension, in der er haust, in unsere dreidimensionale Erscheinungwelt einbrechen kann. Ehedem hatte diese abergläubige Vorstellung Berechtigung, hatte das Kriegsgespenst Fleisch und Blut, Hörner und Klauen. Im frühen Mittelalter schreckten asiatische Reitervölker, normannische und sarazenische Seeräuber, Dann folgte die Zeit des ewigen Kleinkrieges: Raub- und Rauflust von Fürsten und Rittern, Parteisucht und berechtigter Selbsterhaltungtrieb in den Städten, religiöser Fanatismus und Herrschsucht von Emporkömmlingen machte sich bald hier, bald dort in blutigen Unternehmungen Luft. In der Zeit des Absolutismus dann war es die Laune eines Fürsten, der Ehrgeiz eines Ministers, der Einfall einer Maitresse, was Söldlinge und Unterthanen vor die Kanonen trieb. Alle diese Kriegslursachen waren unfaßbar und unberechenbar, so daß der Krieg thatsächlich als ein immer drohendes Gespenst erscheinen mußte und Kriegsfurcht ein Bestandtheil der gewöhnlichen Seelenstimmung der Völker war. Die Frage, ob „es" wohl Krieg geben

*) S. „Zukunft" vom vierten Oktober 1913: „Unsere Polen."

werde, war grammatisch richtig, denn man kannte keinen „er",
der die Entscheidung gehabt hätte. Erst in Ludwig dem Vier-
zehnten, Napoleon dem Ersten und Napoleon dem Dritten hatte
man endlich, statt des Gespenstes in der vierten Dimension, all-
gewaltige Personen, von denen die Entscheidung abhing; die
Frage nahm nun die Form an: „Was plant Er, plant er Krieg
oder Frieden?" Bismarck hat nichts Willkürliches geplant, son-
dern nur zwei Angelegenheiten geordnet, von denen jeder Kenner
der Weltlage wußte, daß sie geordnet werden mußten, und der
Krieg von 1870, den die fortspukenden Seelen des Sonnenkönigs
und des Korsen entzündet hatten, schloß die lange Periode ab, in
welcher der Krieg ein Unhold gewesen war, der aus undurch-
forschbarem Dunkel hervorbrach. Wie die Staatsangelegenheiten
überhaupt, so werden auch die kriegerischen Unternehmungen nicht
mehr im Dunkel eines geheimen Kabinets zusammengebraut,
sondern im Licht der Oeffentlichkeit und unter der Mitwirkung
der Staatsbürger erledigt. Diese aber haben nicht mehr Söldner
zur Verfügung, wie im Mittelalter die Bürger kriegführenden
lStadtrepubliken, fondern sie müssen allesammt, vom Fürsten bis
zum Tagelöhner, ihre Haut zu Markte tragen; und der Krieg
ist ein so kostspieliges und riskantes Unternehmen geworden, daß
ihn, wie Bismarck der Welt klargemacht hat, keine Nation bei
gesunden Sinnen mehr wagt, wenn nicht ein Lebensinteresse für
sie auf dem Spiel steht.

Nun ist zwar der ewige Friede eine Utopie und unsere
Pazifisten begehen unter anderen Sünden auch die, daß sie nur
immer gegen den deutschen Militarismus losziehen und sich
stellen, als ob sie von der französischen und englischen Kriegshetze
nichts wüßten; in Einem jedoch haben ihre Theoretiker vollkommen
Recht: daß nämlich die ungeheuren Risiken eines Krieges und die
internationale Verflechtung der wirthschaftlichen Interessen, die
Solidarität der Kulturvölker, eine Kriegserklärung einer euro-
päischen Großmacht an die andere bis zur Unmöglichkeit er-
schweren. Wenn England und Deutschland, habe ich oft gesagt,
aus tzandelseifersucht einander bekriegen wollten, so wäre Das
ein eben solcher Geniestreich, wie wenn der Schlächter Müller, der
des Bäckers Schulze, und der Bäcker Schulze, der des Schlächters
Müller bester Kunde ist, zur Förderung ihres Geschäftes einander
die Fenster einwerfen oder die Häuser anzünden wollten. Der
Ueberseehandel ist heute nicht mehr Seeraub mit Kriegsschiffen
und Kanonen als Werkzeugen, sondern, gleich allem Auslands-
handel, der für alle Betheiligten gleich wohlthätige Güteraus-

tausch, den Adam Smith im Auge hatte; er täuschte sich nur darin, daß er glaubte, sein Ideal sei zu seiner Zeit schon verwirklicht. Also die Theorie der Pazifisten ist richtig, gilt jedoch, wohlgemerkt, nur für die Staaten Mittel- und Westeuropas, nicht für die Be» Ziehungen der Kulturwelt zur Barbarei. Was in Europa immer noch das Kriegsgespenst heraufbeschwört, ist die durch ihre Niederlage tötlich gekränkte Eitelkeit der Franzosen und der Stolz der Engländer, die ihr unwiederbringlich verlorenes Handelsmonopol nicht verschmerzen können und das Bischen diplomatische Diktatur, das sie ehedem nur mit Frankreich und Rußland zu theilen hatten, während sie jetzt im Deutschen Reich einen dritten Konkurrenten auf dem Hals haben, der mächtiger ist als jene beiden. Diesen nationalen Stimmungen und Verstimmungen helfen dann noch die bekannten Interessenten aller Länder: die Offiziere (sie sind Berufssoldaten; und welcher tüchtige Mann verlangt nicht danach, seinen Beruf auszuüben? Der Friedensdienst ist doch nur Vorbereitung) und die übrigen, denen zwar am Krieg selbst nichts liegt, wohl aber an den profitablen Rüstungen und an Kriegsgerüchten: Waffenfabrikanten, Börsenspekulanten, Zeitungschreibern und Diplomaten. Dazu kommt noch der innere Feind, die rebellische Lohnarbeiterschaft, zu deren Niederhaltung den Staaterhaltenden ganz Europas die militärische Organisation der Völker das unentbehrliche Mittel zu sein scheint und vielleicht auch ist. Aber alle diese Interessen sind nicht stark genug, den Lenkern der Staaten den Entschluß, zu einem militärischen Abenteuer abzuringen; das verhängnißpolle 5. Lerlin des pariser Straßenpöbels vom Juli 1870 hat sie gewitzigt. Ein tolles Abenteuer würde die Kriegserklärung sein, denn sie hätte keinen erkennbaren vernünftigen Zweck. Auf eine Gelderpressung spekuliren, wäre das frevelhafteste und aussichtloseste aller Lotteriespiele und von Eroberungen könnte keine Rede sein; alle drei Völker wissen, daß jedes von ihnen bei dem Versuch, dem Nachbar ein Stück seines Gebietes zu entreißen, sich verbluten würde, und sie begehren so wenig Provinzen von einander, daß, sie eine solche nicht nehmen würden, wenn sie sie geschenkt bekämen; abgesehen vom elsässischen Stück gelüstet heute die Franzosen nicht mehr nach der Rheingrenze. Sollte aber ein Engländer deutsches Land okkupiren wollen, so würde dieser Einfall überhaupt nicht auf des Welttheater, sondern auf die Posfenbühne gehören. Dazu kommt, dafz der heutige Durchschnittseuropäer zwar noch nicht so weit ist, wie ihn die Pazifisten haben wollen, noch nicht mit Thomas Buckle und Herbert Spencer den inäustrial type für den allein menschenwür-

digen und den military t^?« für ein Stück atavistischer Barbarei hält, doch aber auch nicht mehr auf dem Standpunkt der Balkanhelden steht, die mit der Flinte auf die Welt kommen und das Bedürfniß empfinden, von Zeit zu Zeit ein menschliches Wild abzuschießen, und daß er zu sehr mit seiner Berufsarbeit und seiner Häuslichkeit verwachsen ist, um einen Feldzug als angenehme Abwechselung zu werthen. Nur w^nn in einem der drei Staaten der leitende Staatsmann den Verstand verlöre oder ein Hanswurst wie Boulanger ans Steuer gelangte, wäre ein Krieg zwischen ihnen möglich. Ich bin deshalb trotz allem Kriegsgeschrei der letzten Jahre überzeugt, daß der Friede auch nicht einen Augenblick ernstlich bedroht gewesen ist.

Wie steht es um das Kolonialgeschäft? Was auch die Pazifisten dagegen einwenden mögen: die Kulturvölker haben das Recht und die Pflicht, die Naturschätze der ganzen Erde zu heben und die Völker, die in ihrer Heimath ihren Theil der allgemenien Menschheitaufgabe nicht lösen, zu unterjochen, in Vormundschaft und Pflegschaft zu nehmen. Das ist der Sinn der Kolonisation der Tropen und der subtropischen Länder, so weit sie nicht, wie Manche Gegenden Amerikas, fast menschenleer gefunden und von Europäern besiedelt worden sind. Die Früchte dieser Kolonisation aber fließen nicht dem Staat zu, der ein solches Gebiet erwirbt, sondern der gesammten Kulturwelt. Einzelne Bürger des Staates, der ein tropisches Land in Besitz nimmt, mögen dort gute Geschäfte machen (was sie aber auch in den Kolonien anderer Staaten oder in Südamerika können; der Deutsche Carlo Schmidt in Brasilien erntet auf seinen Plantagen so viel Kaffee, wie alle Kaffeeplantagen Afrikas zusammen ergeben); der Staat selbst hat gar keinen Vortheil davon, sondern nur die kostspielige Last der Verwaltung und Vertheidigung. Nur eine der englischen Kronkolonien wirft einen Reingewinn ab, Indien, nebst Egypten, das noch nicht Kolonie heißt; und ein zweites Indien oder Egypten giebt es nicht.. Ob wir Kautschuk, Kakao und Bananen aus unseren Kolonien wohlfeiler bekommen als aus englischen, könnte uns Max Rieck einmal sagen.

Bei dieser Sachlage wäre es lächerlich, wenn Europäer wegen eines Fetzens Tropenland einander die Köpfe einschlagen wollten. Das Kolonisiren der Tropen ist ein mit Mühen und Kosten verbundenes nobile ntticium der Kulturwelt und der Staat, der einen Theil davon übernehmen soll, müßte sich eigentlich von den anderen Staaten schön bitten lassen. Bisher haben sich die Staaten dazu gedrängt, von der Habsucht einzelner ihrer Nnterthanen getrieben oder aus Eitelkeit und Ehrgeiz; so und so viele Millionen

Quadratkilometer: Das schwellt die patriotische Brust; weshalb auch das Metermaß, bei dem sich die Erwerbungen viel großartiger ausnehmen als bei dem praktischeren Meilenmaß, so beliebt ist. Anders als bei den wilden Ländern liegt die Sache bei den Barbarenstaaten; die können so ausgebeutet werden wie Indien und Egypten. Werden sie unterjocht, dann kann das Herrenvolk durch die Organisation der Verwaltung und durch Besteuerung aus der Arbeit der Eingeborenen Gewinn ziehen. Werden sie nur bevormundet, dann beutet man sie durchGewährung oderAufdrängung von Anleihen, durch Eisenbahnbauten, Gründung von Banken und industriellen Anlagen, Betrieb von Bergwerken aus; außerdem zwingt man sie, Industrieerzeugnisse zollfrei oder gegen niedrigen Zoll einzulassen. Japan hat sich emanzipirt; in China wird auf diese Weise noch Geld zu verdienen sein, aber wahrscheinlich nicht mehr lange, da es die Kraft haben dürfte, sich auch zu emanzipiren. Bleiben die islamitischen und die Slavenstaaten übrig. Hier hat also Rivalität einen Sinn. Doch müssen wir, ehe wir auf dieses Problem eingehen, noch einer dritten anachronisti» schen Einbildung gedenken, von der die Engländer besessen sind und mit der sie die übrigen Nationen, besonders die Deutschen und die Italiener, angesteckt haben: die Seeherrschaft. Ich habe die Entstehung dieses Phantoms neulich hier in dem Aufsatz „Nah» und Fernverkehr" erklärt. Das Meer ist heute, wie dort gesagt wurde, keines Staates Eigenthum mehr, sondern die gemeinsame Fahrstraße der Nationen. Will man durchaus von einer Seeherrschaft sprechen, schreibt Archibald Cary Coolidge von der Harvard Universität in seinem (bei Ernst Siegfried Mittler 1908 deutsch erschienenen) Buch „Die Vereinigten Staaten als Weltmacht", so beherrscht die See nicht der Staat, der die meisten Kriegsschiffe hat, sondern der die meisten, besten und wohlfeilsten Waaren daraus verschickt. (Allerdings setzt er hinzu, solche sinnlosen Phrasen seien nicht ganz ungefährlich; denn die Nationen glichen immer noch allzu sehr den Hähnen, deren keiner es leiden mag, daß der Nachbar lauter kräht als er auf seinem Mist. England übrigens glaubt, seine Dreadnoughts zu brauchen, nicht des Warenexports wegen, sondern, weil es in einem Krieg ausgehungert werden kann, was einzugestehen sein Stolz hindert; aber Churchill hat es verrathen mit dem Wort, das ihm in Deutschland thörichter Weise übel ge« nommen worden ist, die Flotte, die für England ein Lebensbedürf» niß sei, bedeute fürs Deutsche Reich einen Luxus; eine Insel kann ja überhaupt ohne Schiffe nicht existiren.) Dem nüchtern das Thatsächliche Erwägenden erscheint denn auch die Angst der Oesterreicher und der Italiener vor einander und Beider vor den au^

einmal fürchterlich gewordenen Knaben Peter und Nikita wegen Sperrung der Adria komisch. Die Sperrung könnte doch nur in einem Krieg eintreten; da jedoch die Oesterreicher und die Italiener so wenig Lust und einen vernünftigen Grund haben, gegen einander Krieg zu führen wie die Deutschen und die Engländer, so droht keine Sperrung, und wie immer die Dinge aus der Balkanhalbinsel sich entwickeln mögen: Niemand wird betriebsame Oesterreicher und Italiener hindern, sich unter den Balkanvölkern niederzulassen und Geschäfte zu machen. Den Zugang zum Aegaeischen Meer, den sich Oesterreich durch Annexion eines Landstreifens zu sichern versäumt hat, kann es durch Handelsverträge erlangen.

Kehren wir zu den Mannten zurück. Ihre afrikanischen Gebiete sind vertheilt. Die europäische Türkei sollte nach der Ansicht von List und Rodbertus an Deutschland fallen. Das geht nun nicht mehr, weil sich das Deutsche Reich von der türkischen Grenze zurückgezogen hat, die Balkanslaven aber selbständig geworden sind. Immerhin ist in dem schwachbevölkerten und wenig civilisirten Land für deutsche Ansiedler und Gewerbetreibende noch Raum und sind ihm solche sogar sehr nöthig; natürlich werden sich zunächst Deutschösterreicher dieser zukunftreichen Länder annehmen, werden aber reichsdeutsche Brüder, die ihnen dabei helfen wollen, nicht zurückweisen. Ein zweiter Plan Lists dagegen läßt sich mit einer starken Modifikation vielleicht ausführen. Der Balkan in deutschem Besitz, meint er, bedeute für die Engländer eine Sicherung Indiens vor den Russen (denen er Ostasien als die Stätte anweist, wo sie ihren Expansiondrang befriedigen können). Als zweite Sicherung sollen die Engländer ein aus Egypten und Vorderasien bestehendes Zwischenreich gründen. Egypten besitzen sie schon und in Vorderasien beginnen sie sich einzufressen; aber das müssen sie uns überlassen: Deutschland vermag den Zugang zu Indien noch besser vor russischen Truppen zu schützen, als sie selbst mit ihrer unzulänglichen Landmacht vermöchten, und uns Deutschen gehört dieses Land, weil wir es brauchen und weil es uns braucht. Daß Deutschland ein Gebiet braucht, in welchem sich seine überschüssige Intelligenz bethätigen kann, ohne dem Vaterland verloren zu gehen: darin stimmen Alle überein, auch der Russenfreund und Polenfeind Hötzsch, der, um uns vor einem Konflikt mit Rußland zu bewahren, in den „Grenzboten" mit dem anonymen Verfasser der Schrift „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg?" Centralasrika als Tummelplatz und Arbeitfeld empfiehlt. Aber wir brauchen auch Ansiedlerkolonien. Die Beweise fürs Gegentheil habe ich oft widerlegt. Der Rückgang der statistisch erfaßbaren Auswanderung erklärt sich daraus, daß die Zustände Nordamerikas nicht mehr ver-

lockend sind und daß die Einwanderung immer mehr erschwert wird. Die Taufende, die als Kellner und in anderen Stellungen in London, in Paris leben, die als Stromer Italien und den Orient Ansicher machen, werden nicht gezählt. Die slavischen Wanderarbeiter brauchen wir nicht darum, weil es an Menschen fehlte, sondern nur, weil der Deutsche bei schweren und schmutzigen Arbei« ten und auf dem Dorfe nicht mehr aushält. Freilich finden jetzt die meisten Deutschen Beschäftigung; aber was für welche? Hunderttausende sind mit unnöthiger oder schädlicher bureaukratischer Schreibarbeit, andere Hunderttausende mit der Anfertigung von überflüssigen oder verderblichen Luxuswaaren, wieder andere Hunderttausende mit der Herstellung von Mordwaffen und Schutzmitteln beschäftigt, deren Zwecklosigkeit schon die nächste Generation erkennen wird. And was die nützlichen und nothwendigen Gewerbe betrifft: trotzdem wir noch in der Hochkonjunktur leben, hat allein der paritätische Arbeitnachweis der berliner Tischler am siebenten Juni 4660 Mitglieder gezählt, die vergebens Arbeit suchten. Wie lächerlich würde in einem Land, in dem Jeder seinen Acker besitzt, ein Mensch erscheinen, der auf den verrückten Einfall geriethe, Arbeitgelegenheit zu suchen Z Dem Einwand, daß wir keine Bauern übrig haben, ist entgegenzuhalten, daß daran nur die Landflucht und der Zudrang zu den Schreiberberufen, zum akademischen und halbakademischen Proletariat schuld sind, und dem anderen gegenüber, daß Ostelbien genug Kolonialland enthalte, muß daran erinnert werden, daß dort die Kolonisation zu theuer ist und daß sie nicht so weit gehen darf, wie Die um Naumann und Oppenheimer wollen.

Und wir brauchen Ansiedlerkolonien, weil unsere Volksernäh« rung, ja, die Ernährung der Gesammtbevölkerung der Erde gefährdet ist, wie ich in der „Zukunft" vom dreiundzwanzigsten November 1912 nachgewiesen habe. Zwar ist die Widerlegung des Malthusianismus unanfechtbar, die neuerdings Leroy-Beaulieu (zu welchem Zweck, erräth der Leser) in seinem Buch „1^ (Zuestion 6e 1s, Kopulation" geliefert hat; aber praktisch gilt sie doch nur, und zwar nur für die nächste Zukunft, unter der Voraussetzung, daß sich die Menschheit über di: noch menschenleeren Länder vertheilt und daß überall der Voden rationell bewirthschaftet wird. Keine dieser beiden Bedinzun^,n ist erfüllt. Die Arwälder des östlichen Südamerika werden nicht gelichtet, die sechs Millionen Australier erschweren die Einwanderung in ihren Erdtheil, in Nordamerika und in Rußland wird Raubbau getrieben, in den Vereinigten Staaten geht unter dem Drucke des Fleischtrusts die Farmerei zurück, statt sich auszubreiten (nur im Dominion «t OanaZa steigt die Getreide-

produktion noch, weshalb die Engländer durch den geplanten Zollbund mit Vorzugszöllen für die Kolonien den Produktenüberschuß. Kanadas in ihr Land zu leiten versuchen) und Vorderasien ist der Verwahrlosung anheimgefallen. Zwar fressen sich England und Rußland immer tiefer dort ein, aber England hat, seit der Rest seiner Freibauernschaft geschwunden ist, keine bäuerlichen Kolonisten mehr (was nützt uns Südafrika, da wir die nicht haben, meinte zur Zeit des Burenkrieges die Saturday Review; jetzt wird der Vorschlag erwogen, Bauern aus dem übervölkerten Indien nach Mesopotamien zu schicken, das übrigens für deutsche Bauern weniger in Betracht kommt als Kleinasien und Syrien); und die Russen dermögen nicht einmal, die Schätze ihres eigenen Bodens zu heben. Deutschland allein ist fähig und darum berufen, Vorderasien zu kolonisiren. Wenn seine Staatsmänner diesen Ruf ablehnen, gehören sie in den Höllenkreis, in dem Dante den Mann fand, cKs rece per viltä lo riiiuto (den Papst Cölestin V, der berufen war, die Kirche zu reformiren, sich aber vom Kardinal Gaetano einschüchtern ließ und seinen Platz diesem Anhold räumte, der als Bonifaz Vlll. den Weg des Verderbens einschlug).

Leider ist es dafür vielleicht schon zu spät, aus zwei Gründen. Erstens, weil die Verstädterung und Verfeinerung bei uns schon so weit vorgeschritten ist, daß wir ohne gründliche Aenderung des jetzt herrschenden Geschmacks kaum das erforderliche Menschenmaterial auftreiben werden. Denn so bequem wie in Posen und Westpreußen könnte es anatolischen und syrischen Ansiedlern natürlich nicht gemacht werden. Dort kommt den preußischen Steuerzahlern jeder Ansiedler 8000 und jede Ansiedlerfamilie 00« Mark zu stehen (72S 000 000 dividirt durch 92 «00 und durch 16 000; reines Geschenk ist das Geld allerdings nicht, da es sich ja mit 2 Prozent verzinst). Dazu wären Männer nöthig von der Art der Pioniere, die Nordamerika und das Kapland besiedelt haben, Hinterwäldler, die in Blockhäusern hausen, Menschen, wie der Bauer Strepsiades, dem nur wohl ist, wenn er „so recht in Speck und Dreck" im Stall und auf dem Acker schuften kann. (In den „Wolken" hat Aristophanes ein Karikaturbildchen unserer heutigen Situation gemalt. Des Strepsiades verzärteltes Söhnlein, das der feinen städtischen Mutter nachschlägt, wird Kavalier, verthut das Geld mit Rennpferden, stürzt den Vater in Schulden; Dieser giebt sein Pheidippidion zu den Sophisten in die Lehre, damit sie ihn lehren, wie man die Gläubiger betrügen könne. Der Bursche lernt aber nur, daß der waltende und die Sünde strafende Zeus von der blinden Naturkraft, dem „König Nmschwung" entthront ist und daß es keine Pflichten mehr giebt.

weshalb man seinen Vater prügeln dürfe; der Vater aber wird
wüthend und zündet den Sophisten ihre „Denkerbude" über dem
Kops an.) Zu spät vielleicht auch darum, weil uns die Fran-
zosen und die Engländer schon zu viel Wind aus den Segeln ge-
nommen haben. Vortreffliche französische Ordensschulen (der
Antiklerikalismus ist den Staatsmännern Frankreichs kein Aus-
fuhrartikel) haben die Anatolier, die Syrier daran gewöhnt, in
Frankreich die verkörperte Kultur Europas zu sehen, und von den
Engländern wird die Ent» und Bewässerung Mesopotamiens nach
einem Plan unternommen, den Sir William Willcocks, der
Schöpfer des Wunderwerks von Assuan, ausgearbeitet hat; mit
nebelhaften überseeischen Projekten beschäftigt, haben unsere Poli-
tiker geflissentlich den Blick abgewendet von dem auf dem Land-
weg erreichbaren und darum uns durch die geographische Lage
zugewiesenen Kolonialgebiet.
Hoffen wir trotzdem, daß sich das Versäumte noch nachholen
läßt. Ueber die Form, in der das Reich jene Gebiete in Besitz
zu nehmen hätte, brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen.
Wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Ist das neue Deutsche Reich
als ein vordem noch niemals dagewesenes Gebilde entstanden,
so wird sich auch für eine levantinische Dependenz die geeignete
staatsrechtliche Form finden. Der Sultan braucht ni^t abgefetzt
zu werden. Mit dem Plan, die Türkei als eine Schutzwehr
Deutschlands gegen die vermeintlich von England drohende Ge-
fahr zu stärken, sind unsere Türkenfreunde kläglich hineingefallen;
und in Asien wird der Sultan mit seinen Arabern, Syrern,
Kurden, Armeniern so wenig fertig werden, wie er diesseits des
Bosporus mit seiner Rajah fertig geworden ist. Er wird ganz
zufrieden sein, wenn ihm der deutsche Oberherr eine ähnliche
Stellung sichert, wie sie die indischen Maharadschas unter eng-
lichem Schutz einnehmen; von hier aus könnte er dann auch seines
Amtes als geistlicher Beherrscher aller gläubigen Moslim in aller
Ruhe walten und neben ihm könnte, unter deutschem Schutz, der
Schah die Schiiten regiren.
Gewiß, wird gegen ein solches Unternehmen Rutziand so
energisch protestiren, daß, eine kriegerische Auseinandersetzung mit
dem Nachbar unvermeidlich werden dürfte. Aus diesem Grund
ist ja bisher immer jeder Hinweis aus eine mögliche Kolonisation
Anatoliens als ein halbes Staatsverbrechen behandelt worden.
Aber durch den Bau der Anatolischen Bahn hat man sich doch
genöthigt gesehen, zuzugestehen, daß, wir wenigstens wirthschaftliche
Interessen da drunten haben, und hier und da wagt man auch,
durchblicken zu lassen, daß sich, wie Englands Praxis beweist, das

Politische vom Wirtschaftlichen nicht reinlich scheiden läßt. In der letzten Balkankrise ist vom Anwachsen der Slavenmacht so viel die Rede gewesen, daß sich unsere Politiker an den Gedanken eines Krieges gegen östliche Nachbarn schon gewöhnt haben; ist doch die große Wehrvorlage vom Reichskanzler, vom Kriegsminister und (privatim) vom Feldmarschall von der Goltz hauptsächlich mit der durch den Balkankrieg geschaffenen Lage begründet worden. Und mit einer Gefahr im Osten kann nur die von Rußland drohende gemeint sein.

Eine imperialistische englische Wochenschrift, IKe Outlook, hat seit Monaten auf den Machtzuwachs hingewiesen, den die jüngsten Ereignisse dem Zarthum beschert haben, und müht sich, nachzuweisen, daß England mit dem Untergang bedroht sei, wenn Deutschland niedergeworfen, Oesterreich aufgetheilt, Polen jeder Hoffnung beraubt sein, Rußland bis an die Oder, Frankreich bis an den Rhein herrschen werde. Rußland ist die von Deutschen (der rein deutschen Dynastie und der Intelligenz baltischer und eingewanderter Deutschen) gegen Deutschland organisirte Slavenmacht. Die deutschen Organisatoren haben vollbracht, was sich mit einigen Dutzend Millionen Menschen von der aus der russischen Literatur und den Mittheilungen so zuverlässigevBeobachter wie SirDonald Mackenzie Wallace bekannten Eigenart machen ließ; sie haben eine prachtvolle Großmachtfassade gebaut und sie mit einer klugen Diplomatie, einer geschickt geleiteten Finanzwirthschaft und einer gewaltigen Armee gestützt. Die russische Psyche vermochten sie nicht umzubilden und darum die wirtschaftliche und Kulturgrundlage des modernen Großstaates, zu der vor Allem eine ehrliche Verwaltung gehört, nicht zu schaffen. (Masaryk versucht im Maiheft von Ernst Horneffers Zeitschrift „Die Tat" das Uneuropäische der russischen Eigenart daraus zu erklären, daß Rußland noch im Mittelalter stecke. Was der unklare Begriff Mittelalter nicht Alles erklären soll! Die Deutschen, Italiener, Engländer, Franzosen sind im sogenannten Mittelalter ganz andere Kerls gewesen als die heutigen Russen sind; jede dieser Nationen hat eine eigenthümliche, von der ihrer Nachbarn verschiedene, höchst werthvolle Kultur geschaffen. Die Russen werden, so lange sie bleiben, was sie heute noch sind, niemals Kulturgüter schaffen.) Durch Extension suchen die deutschrussischen Staatsmänner die fehlende Intensität, die Schöpferkraft, zu ersetzen. Ein ungeheures Gebiet haben sie zusammengerafft und sie spüren noch nichts von Sättigung. Schon fürchten die Skandinaven, das russifizirte Finland und die dort angelegten unrentablen, darum als militärisch zu deutenden Bahnen würden als Brücken nach Schweden benutzt

werden, und es ist nicht abzusehen, warum der unersättliche Ausdehnungdrang am Memen und an der Weichsel Halt machen sollte. Ob die jetzt gute Finanzlage Rußlands als Symptom eines wirtschaftlichen Aufschwunges gedeutet werden darf, ob die eingeleitete Agrarreform ihr Ziel erreichen wird, kann man heute noch nicht wissen; sollte es so sein, so würde die Gefahr erhöht; die Möglichkeit mahnt also, die unvermeidliche Auseinandersetzung zu beschleunigen. Die Niederwerfung Rußlands hätte zugleich die Wirkung, daß. deutsche Intelligenz und deutsches Kapital reichlich in Rußland einströmen. Das deutsche Kapital würde nicht, wie das französische, auf Kriegsrüstungen und kriegerische Unternehmungen, sondern auf Bodenmeliorationen nnd industrielle Anlagen verwendet werden, den Bodenertrag erhöhen und so den Russen selbst und der ganzen Kulturwelt nützen.

Worin besteht denn die durch den Balkankrieg herbeigeführte Aenderung der Lage, die von den Franzosen allein als Besserung, von den Politikern anderer Staaten als Verschlimmerung aufgefaßt wird? Darin, daß einige slavische Kleinstaaten erstarkt sind, von denen angenommen wird, daß sie in einem Krieg Rußland gegen die zwei deutschen Reiche Heeresfolge leisten würden. Damit ist für Oesterreich und das Deutsche Reich der den Westslaven gegenüber innezuhaltende Kurs klar vorgezeichnet: diese Slaven müssen für uns gewonnen werden. Das ist nicht übermäßig schwer. In der Debatte des österreichischen Abgeordnetenhauses über die auswärtige Politik im Mai erklärte Dr. Korosec, der Sprecher der Slovenen: „Die Südslaven der österreichisch-ungarischen Monarchie gravitiren nicht nach außen und suchen ihr Heil nicht jenseits der Grenze"; und der tschechische Radikale Dr. Soukup sprach: „Wir leben in Oesterreich und wir wollen Oesterreich. Denn wir wissen, daß wir Tschechen als ein Kleinstaat zur Ohnmacht verurtheilt.sein würden, und wir wollen im Zeitalter des Weltverkehrs einem großen wirtschaftlichen Gebilde angehören." Der Hauptfehler der österreichischen Politik im Balkankrieg ist meiner Ansicht nach gewesen, daß sie mit ängstlicher Nörgelei die Fortschritte der ^Serben zu hemmen suchte, statt sie durch deutlich erkennbareis Wohlwollen zu fördern. An der Thatsache, daß die Halbinsel fortan den Slaven und den Griechen gehört, ließ sich nichts mehr ändern und die Gefahr eines Aufstandes und Abfalls der österreichischen Serben könnte, wenn sie drohte (was, wie aus den eben erwähnten Bekenntnissen von Slavenführern hervorgeht, gar nicht der Fall ist) nicht durch die Schwächung der unabhängigen Serben abgewendet werden, fondern nur durch eine solche Behandlung der österreichischen Serben, daß Diese keine Ursache haben, ihre unab-

hängigen Volksgenossen zu beneiden. Sich unter den Balkans!«"
den Freunde zu machen, wird Oesterreich noch genug Gelegenheit
haben. Die Kulturarbeit, die Oesterreich in Bosnien geleistet hat,
werden ja die unabhängigen Völker selbst leisten müssen, aber öster-
reichisches Kapital und österreichische Intelligenz werden sie dabei
nicht entbehren können. Oesterreichisch aber ist in diesem Zu«
sammenhang gleichbedeutend mit Deutsch, weil das Deutschthum
Oesterreichs Kops ist, die Slaven meist nur ausführende Hände sind.
Schon ehe ich in der „Zukunft" den Hinweis Bismarcks auf die
deutsche Reichsverfassung als ein Vorbild für die österreichische
Balkanpolitik gelesen hatte, schien es mir als das Natürlichste, daß
Oesterreich danach streben müsse, das Haupt eines Balkanbundes
zu werden. Die Herrschaft des engherzigen Agrarierthums freilich,
das serbisches Vieh nicht nach Wien hinein lassen will, muß ge-
brochen werden, wenn Oesterreich zeitgemäße Weltpolitik treiben
soll, wie denn überhaupt die Zeit der zollpolitischen Krähwinkelei
abgelaufen ist. Schutzzölle haben heute, wo Naturwissenschaften
und industrielle Technik das Gemeingut aller Völker geworden
^ind, keinen Sinn mehr; und der Landwirthschaft Mitteleuropas
kann nicht durch Schutzzölle das Dasein gesichert werden, sondern
nur durch Herstellung eines großen, sich selbst genügenden Wirth-
schaftgebiets, das keiner Lebensmitteleinfuhr mehr bedarf. Den
Anfang muß die Zolleinigung zwischen dem Deutschen Reich und
Oesterreich machen, wodurch zugleich die Schnittwunde von 1866
geheilt wird; denn dynastische Rücksichten dürfen die Einigung
aller Deutschen nicht auf die Dauer verhindern. Dann müssen die
Schweiz und die Niederlande einbezogen werden, die sich vorläufig
vor dem Deutschen Reich fürchten, weil Preußen durch die unge-
schickte Behandlung der Bewohner seiner „Ost-, Nord- und West-
marken" alle Nachbarn erschreckt. Mit den Skandinaven zu-
sammen, die sich vor Rußland fürchten und die als Germanen und
edelste Kulturvölker zu uns gehören (gegen das asiatische Rußland
muß überhaupt das gesammte Europa, die alte Hälfte der Kultur-
welt, zusammenstehen) und nach Angliederung des Balkans und
Vorderasiens haben wir dann ein Gebiet, dem die Autarkie ge-
sichert ist, das sich neben Amerika, England, Rußland und China
sehen lassen kann; die jetzigen sogenannten Großmächte Europas
sind ja doch, außer England und Rußland, nach dem heutigen
Maßstabe nur Kleinstaaten. Von den Aussichten, die sich zunächst
für Oesterreich eröffnen, ist Niemand weniger erbaut als die Mag-
yaren. Einer ihrer Professoren empfiehlt die Gründung eines pan-
turanischen Bundes als Gegengewicht gegen den Panslavismus.
Der wird den Herren wenig nützen. Die Slaven in Trans werden

das Recht ihrer Zahl zur Geltung bringen, die Deutschen werden sich, wenn sie den Kopf oben behalten, als Leiter der Slavenschaft behaupten (erst recht, wenn eine engere als die bisherige Einigung zwischen den österreichischen und den Reichsdeutschen hergestellt sein wird) und die ungarische Gentry, deren Mißwirthschaft jetzt offenbar geworden ist, wird ihre Rolle ausgespielt haben.
Das Selbe wie für die Serben gilt nun natürlich auch für die Polen. Dieser Zweig der Westslaven hatte bisher am Wenigsten Anlaß und Neigung, sich unter russische Führung zu stellen (Ruhland, meint C. CA., gehört zu Asien, wir Polen sind Westler, Europäer); jetzt aber ist Gefahr im Verzug, weil ihn der Kulturkampf und die Ausnahmegesetze uns zum Feinde gemacht haben und deshalb in Rußland eine starke Strömung für die Versöhnung mit Polen entstanden ist. Polen wie S. von Turno, dessen Schrift „Zum Enteignungprojekt" Aufsehen erregt hat, betheuern (ob aufrichtig, mag dahingestellt bleiben), daß sie die Wiederherstellung Polens für einen unrealisirbaren Traum halten und daß., wenn dieser Traum wider Erwarten dennoch verwirklicht werden sollte, das neue Königreich auf den Nmfang des russischen Antheils beschränkt bleiben und an die Abreißung unserer polnischen Provinzen nicht gedacht werden würde. Aber dieWiederherstellungPolens ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Rußland leidet an einer inneren Gährung, die sich jeden Tag zu einer neuen Revolution steigern kann, in der den Ruthenen, Polen, Balten, Finen die Befreiung vom russischen Joch nicht allzu schwer werden würde. ImMai hat in einer Dumasitzung der Sprecher der Oktobristen, der gemäßigten und loyalen Verfassungpartei, das allgemeine Nrtheil über die Polizeiwirthschaft von heute in die Worte zusammengefaßt: Schlimmer als unter Plehwe! Ein polnischer Kleinstaat aber würde mit einer vernünftigen Verfassung und einer tüchtigen Dynastie (es müßte eine deutsche sein; denn nur unter deutscher Leitung prosperiren die Völkchen Halbasiens) schon lebensfähig sein, weil auch in Rußland die Polen sich wirtschaftlich herausarbeiten, nach Bildung streben und ihre unter ungünstigen Verhältnissen erworbenen Charakterfehler abzulegen bemüht sind. Man könnte als Erklärungsgrund und Entschuldigung für die preußische Polenpolitik annehmen, die preußischen Staatsmänner hätten diese Eventualität schon vor dreißig Iahren ins Auge gefaßt; doch solche Entschuldigung würde bei genauerem Zusehen in die härteste Verurtheilung umschlagen, denn es gilt ja dann das Selbe, was von der österreichischen Serbenpolitik gesagt worden ist: die preußischen Polen müssen so gestellt werden, daß sie keine Ursache haben, ihre Brüder in neuen Königreich zu beneiden; und

sehr beneidenswerth würden die auch wirklich nicht sein, denn ihr neuer Staat würde mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und an vielen Gebrechen leiden; er würde, gleich allen Westslavenstaaten, deutsche? Hilfe und deutschen Schutzes bedürfen. Dem Gründer des Deutschen Reichs darf man es nicht übel nehmen, daß er statt des polenfreundlichen nach Möglichkeit den russenfreundlichen Kurs innegehalten hat. (Im Juni 1892 berichtete in der Neuen Freien Presse ihr Herausgeber über eine Unterredung, die er mit dem „aus der Hochzeitreise" in Wien weilenden Altreichskanzler gehabt hatte. Bismarck bedauerte, daß der Draht nach Rußland gerissen sei, zum Theil durch die Schwenkung der preußischen Regirung in der Polenpolitik.) Die geschichtliche Entwickelung hatte den Deutschen zwei großmächtliche Dynastien und Franzosen als Grenznachbarn beschert und für die Operationen, die nothwendig waren, wenigstens den größten Theil Deutschlands kampffähig zu machen, muhte durch Gefälligkeiten die wohlwollende Neutralität Ruhlands erkauft werden. Dazu kam, daß Bismarck sein Werk beständig von französisch-polnisch-klerikalen Ränken bedroht sah. (Wie weit diese Ränke Wirklichkeit waren, wie weit ihm nur von seiner Diplomatenphantasie vorgespiegelt wurden, vermag ich nicht zu beurtheilen.) Daß aber die maßgebenden Politiker mit Begeisterung in den polenfeindlichen Kurs einschwenkten, erklärt sich aus dem Umstände, daß die Polen römische Katholiken sind, Rußland dagegen seine römischen Katholiken unterdrückt. Da Bismarcks große Rede vom achrundzwanzigsten Januar 1886 nicht die Spur einer hinreichenden Begründung von Maßregeln „zum Schutz der deutsch-nationalen Interessen in den östlichen Provinzen" enthielt, die Hakatistische Phraseologie aber damals noch nicht erfunden und verbreitet war, konnte sich, abgesehen von den wenigen Eingeweihten, Niemand die ungeheuerlich erscheinende Aktion erklären und Windthorst meinte, wahrscheinlich sei es das von dem verunglückten Kulturkampf her stecken gebliebene Gift, das in dieser Vorlage herausfahre. Es giebt nichts, was die gescheitesten Leute so dumm macht wie ein aus Haß geborenes Vorurtheil. Wie in der Balkanfrage alle „Aufgeklärten" Europas die cwpes ihres Christenthumhasses geworden sind*), so waren die konservativen, freikonservativen

*) Als die Italiener nach Tripolis dampften, wurde ihre „Barbarei" sogar in einer angesehenen Monatsschrift gegeißelt, deren Herausgeber nichts weniger ist als ein Bonze des Atheismus; in den höchsten Tönen besang der Verfasser der Philippika die der christlichen weit überlegene Kultur und Humanität der Mohammedaner. Es ist hier nicht der Ort, den Islam und das Christenthum auf ihre Kultur-

und nationalliberalen Herren bei der Kriegserklärung an die
Polen die äupes ihres Katholikenhasses.
Umschwenken in der Polenpolitik: Das ist also die Grund«
bedingung einer vernünftigen Auslandspolitik. Diese muß im-
perialistisch sein, wie der wenig zutreffende und vielfach falsch an-
gewendete Modeausdruck lautet. Gemeint ist damit, daß jedes ge-
sunde Volk nach so viel Bodenraum strebt, wie es für seine Kops-
zahl und Kraft braucht. Der „Imperialismus" der Nordamerika-
ner und der Russen ist Unsinn, weil Beide noch weit davon ent-
fernt sind, ihren eigenen Boden bewältigt zu haben (die Nord-
Amerikaner noch weiter als die Russen; deren Expansiondrang
kann übrigens dadurch die weltgeschichtliche Berechtigung erlan-
gen, daß sie in der Mandschurei und der Mongolei einen Schutz-
wall Europas gegen die gelbe Rasse aufrichten). Auch für die
Franzosen ist Expansion keine Daseinsbedingung; sie brauchen,
dank ihrer neomalthusischen Praxis, Kolonien nur zur Befriedi-
gung ihrer Eitelkeit und als Tummelplatz für ihre unruhigen
Köpfe. Dagegen ist der deutsche Imperialismus eben so berechtigt
und nothwendig wie der englische. Das Mißverhältniß unserer
Bodenfläche zu unserer Kopfzahl und Volkskraft und die militä-
rische und wirthschaftliche Mißgestalt des neuen Deutschen Reiches
sind so auffällig, daß uns kein Mensch in der ganzen Welt für
saturirt hält und Niemand den Betheuerungen unserer Friedens-
liebe Glauben schenkt. Was auch die Antimalthusianer sagen
mögen: Uebervölkerung erzeugt unfehlbar einen Konkurrenz-
kampf, der mit Charakter verderbenden Mitteln geführt wird, und
Massenelend. Das englische ist bekannt. Um Belgien steht es'nicht
besser. (Im Jahr 1890 petitionirten deutsche Fabrikanten um Er-
höhung des Eingangszolls auf Leinengarn wegen der belgischen
Konkurrenz, die fünfjährige Kinder vierundzwanzig Stunden lang
ununterbrochen zu arbeiten zwinge.) Und auch bei uns ist der
Daseinskampf nicht mehr der schöne, adelnde Kampf gegen eine
spröde Natur, sondern der häßliche, unlautere Konkurrenzkamps
zwischen Menschen mit widerwärtiger Reklame; eine tzundebal-
gerei um den Knochen eines Aemtleins, einer Kundschaft, einer
Arbeitstelle. Die Zeit, wo Jeder als neidloser Ackerbauer von
seiner Scholle lebte, ist für immer vorbei. Ein Theil mußte vom
werth! zu prüfen; und daß der gemeine Türke das Lob verdient, das
Viele ihm spenden, bestreite ich nicht; aber die Ursachen des unver-
meidlichen Zusammenbruches der Türkei lagen so offenbar vor aller
Welt Augen, daß die Blindheit der Politiker dagegen nur aus ihrem
Vorurtheil für alles Nichtchristliche erklärt werden kann.

Boden weggedrängt und zum Gewerbebetrieb gezwungen werden, damit sich in Industrie und Handel, in Wissenschaft und Technik und einem komplizirten Gesellschaftbau höhere Civilisation und höchste Kultur entfalten konnte. Aber dieser Prozeß hat gleich jedem Entwickelungprozeß sein Optimum und sein Maximum; das erste ist bei uns überschritten und wir nähern uns dem zweiten. Unsere Naturgrundlage ist zu schmal geworden und die ergänzende künstliche Grundlage der Papierwerthe kann jeden Tag zusammenbrechen. Wir haben, dank der preußischen Polizei, keine Slums wie London und Manchester, aber genug Keller-, Boden« und Hof« wohnungen, in denen Arbeiter-, Kleinbürger- und Beamtenkinder verkümmern. Neben sie und neben die allgemeine Unzufriedenheit stelle man die glücklichen Argentinier, die der Feldmarschall von der Goltz im Bericht über seine Reise beschrieben hat, diese frohen und stolzen Menschen, die sich auf ihrer weiten Ebene ausbreiten können und von' denen keiner zu verkümmern braucht.

Ist einmal der richtige Kurs eingeschlagen, dann werden unsere Offiziere nicht mehr mit der gräßlichen Redensart gepeinigt werden, sie seien da, den Frieden zu erhalten, also sich selbst den Zugang zur Ausübung ihres Berufes zu sperren; sie werden dann offen, frei und stolz verkünden dürfen: Unsere hohe Auf« gäbe ist, für den Nachwuchs unseres Volkes Raum zu schaffen und an der Sicherung des Kulturweltbedarfes zu arbeiten.

Hat dagegen die Regirung nicht die Absicht, dem Zarthum auf dem Balkan und in Vorderasien entgegenzutreten, hegt sie keineBesorgniß vor Eroberungsgelüsten Rußlands und ist sie entschlossen, nach wie vor dem östlichen Nachbar durch Bekämpfung der Polen und durch die Ausweisung von russischen Revolutionären gute Dienste zu leisten, dann hatte die große Wehrvorlage, die völlig berechtigt ist, wenn die Dinge so liegen, wie ich sie beschrieben habe, keinen Sinn; sie ermangelte völlig der Begründung und mußte vom Reichstag einmüthig ^ limine zurückgewiesen werden. Unsere Offiziere aber bleiben dann, was sie die letzten vierzig Jahre gewesen sind: Nachtwächter zur Behütung eines Friedens, den kein Mensch in der ganzen Welt bedroht; denn die Franzosen denken nicht ohne russische Hilfe, die Engländer überhaupt nicht an Krieg. Die Russen aber werden sich hüten, einen Krieg anzufangen, um den Franzosen zum Elsaß zu verhelfen; sie pflegen die Freundschaft mit>Frankreich, weil sie dessen Kredit brauchen und weil sie den natürlichen Ausdehnungdrang des deutschen Volkes fürchten müssen.

Neisse. Dr. K. c. Karl Ientsch.

Russen, Magyaren, Osmanen.*)

ie Volkszahl wächst in Rußland wie in keinem europäischen Staat; und die Zeit, wo dieses Wachsthum ähnlich abnehmen könnte wie in Europa, liegt in nebelhaften Fernen.**)

Daß das Uebergewicht des Zarenthums im eigenen Lande durch staatliche Lostrennung der nichtrussischen Völker vom Reich einmal gebrochen werden könnte (woran Gumplowicz denkt), ist ein schöner Traum, der bei dem siegreichen Fortschreiten der Russifizirung recht wenig Aussicht auf Verwirklichung hat. Denn unheimlich ist die Kraft dieses immensen Volkskörpers; sie reicht vollauf hin, um den fernen Osten und den Westen ständig in Athem zu halten. Keine Kriegsniederlage vermindert sie merklich. Die ausgedehnteste Korruption in der Verwaltung, ein beliebter Gegenstand für den Spott der Westeuropäer, ist dem Russenthum keine Gefahr, die zu Zersetzung und Katastrophen führen könnte. Da sie seit undenklichen Zeiten geübt wird, hat das öffentliche Leben Rußlands, so zu sagen, eine Art Immunisirung dagegen erlangt und die Zähigkeit des Mongolismus übersteht auch diese Probe ohne tiefgreifende Erschütterung. So steht Rußland, der schlimmste Feind des Europäerthums, mit wachsamem 'Auge im Osten, immer bereit, seine Schaaren wieder gegen den Westen zu schicken, wenn es gerufen wird oder sich gerufen fühlt, um Allem Helfer zu sein, was mitten in Europa antieuropäisch heißt. Der aussichtlose Versuch, gegen den Osten vorzudringen, wird wohl vom ver-

*) „Völker, Vaterländer und Fürsten; ein Beitrag zur Entwickelung Europas": so nennt Herr Karl Techet das Buch, das er im münchener Verlag von Lothar Ioachim erscheinen läßt; das, weil es besonders ausführlich Osteuropa behandelt, in eine der Aufnahme günstige Stunde fällt und dem hier deshalb Bruchstückchen entnommen werden. Das Vorwort des lehrreichen Bandes schließt mit den tapferen Sätzen: „Meine Anschauungen können abgeurtheilt werden, nicht aber das Festhalten einer Idee, deren Quell die angeborene Denkart mit ihrer Erkenntniß von Gut und Nützlich ist. Dem treu geblieben zu sein, beruhigt übe? manchen Nachtheil, der die Person trifft, wenn ihre Sache gegen den Strom von öffentlicher Gunst, Macht und Gewalt ausharren muß." Das Buch ist vor dem Balkankrieg geschrieben worden.

Bewohner am Anfang des neunzehnten , Ergebnisse der letzten
Jahrhunderts in Willionen Volkszählungen
113,9
. . 15
45
Deutschland
. . 24
64
. . 22
53
Frankreich
. . 29
39
. 20
34,3
. . 25
19,9

einigten Westen nie wieder unternommen werden. Tolstoi feiert diese Niederlag, unter dem Korsen; aus ihm spricht die russische Volksseele: Wir Russen, wir Mongolen immerzu und überall gegen Euch Europäer! Muß Europa nicht Alles segnen, was solche Feinde seiner ungestörten Entwickelung fern hält, und Bewegungen verwünschen, die dem Russenthum zu geistigem Einfluß auf europäischem Boden verhelfen wollen? >

Die europäischen Slaven haben heute noch viele Feinde und Gegner. Denen liefern sie die Basis zu schwerster Anklage, wenn der Neoslavismus als eine Brüderschaft gepredigt wird, die von der baltischen Küste bis an die Adria reicht. Auf dem ersten Panslavischen Kongreß ist der schöne Ruf gefallen: „Lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit!" Sollen wir daran erinnert werden? Was wollen diese Männer heute? Sich losreißen von Europa und um eines unsicheren Schlagwortes willen ihre besten Errungenschaften in, den Dienst des europäischen Erbfeindes stellen? Der Neoslavismus, mag er noch so sehr seine unpolitische Richtung betonen, bleibt in seinen letzten Zielen antieuropäisch, so lange er in den Russen seine mächtigste nnd unentbehrlichste Stütze sieht*)! und Die in seinem Namen Wallfahrten nach Petersburg unternehmen, sind Hochverräther an der europäischen Kultur und Civilisation, Männer, die das . Nationalgefühl der Westeuropäer mißbrauchen und entwerthen.

Zum Glück sind die besten und reifsten der Westslaven, allen voran die vorzügliche tschechische Nation, nicht blind gegen die zweifelhaften Seiten des Neoslavismus. Außerdem giebt es unter den Slaven so viele Spaltungen und unüberbrückbare Gegensätze, daß die neue Bewegung daran noch genug Hemmung findet, wobei es eine besonders günstige Konstellation ist, daß sich gerade die Polen als unversöhnliche Feinde zwischen Rußland und unser Westeuropa einschieben. Noch ist die ärgste Gefahr von Europa fern. Es giebt keine Russifizirung außerhalb des russischen Reiches, keinen nennenswerthen Zufluß russischen Blutes in die westeuropäischen VSlkerfamilien. Dennoch hätten die sich als slavisch, germanisch und romanisch bezeichnenden Nationen des Westens alle Ursache, das Russenthum zu scheuen, um sich über allen Wechselfällen der Politik und ephemeren Bündnissen von Diplomaten und Dynastien als jene geistige Einheit zu fühlen, die sie nach ihrer gesammten Kultur und Geschichte sind.

*) Wenn etwa die Balkanslaven noch immer vom russischen Befreier reden, so muß deutlich gesagt werden, daß sie ihre jetzigen kulturellen Fortschritte, ihre geistige Emanzipation in erster Linie Westeuropa verdanken. Welche fremden Sprachen findet man unter den gebildeten Südslaven am Meisten verbreitet? Etwa das Russische? Nein; sondern zunächst das Deutsche, dann noch das Französische und Italienische. Die südslavische Studentenschaft, die zu Studienzwecken ins Ausland geht, immatrikulirt sich besonders gern an reichsdeutschen nnd österreichischen Universitäten, aber nicht in Petersburg.

Sonderbar hat es sich gefügt, daß das Russenthum gerade den beiden Staaten bildenden mongolischen Völkern Europas, den Magyaren und den Osmanen, eine sehr natürliche politische Gegnerschaft erweckte. Doch selbst die Magyaren kann der Westen trotzdem nicht ohne sehr getheilte Empfindungen seine Bundesgenossen nennen. Historische Erinnerungen haben dabei nicht mitzusprechen; die Geschehnisse der Gegenwart entscheiden. Viele der Berichte über die alten Magyaren und ihr erstes Auftreten mögen nur mit dem Herzen geschrieben sein, mit einem Herzen, das von Abneigung und Haß gegen Alles erfüllt war, was nicht die damals geltende christliche Prägung besaß, jedoch deshalb als „asiatisch" noch nicht unbedingt unter den „fanatischen slavogermanischen Mönchen" stand, die den alten Ungarn das Evangelium predigten: da ist Vambery wohl sicher im Recht. Die Magyaren waren auch nicht nur wilde Reiterhorden, als sie in Europa einfielen. Sie brachten aus ihrer asiatischen Heimath die Kenntniß mancher nützlichen Gewerbe (angeblich sogar die Kunst des Schreibens und Gravirens) und hatten schon unter Arpad den Begriff des Grundbesitzes. Was aber die Magyaren als Ansiedler auf europäischem Boden erlernten, haben sie bis auf den heutigen Tag den Deutschen und Slaven zu danken. Ohne diese beiden Völker und ihre wohlthätige Nachbarschaft wären die Magyaren wahrscheinlich geblieben, was ihre Anverwandten in den Steppen und Einöden Asiens und Kleinasiens noch heute sind. Uns darf genügen, daß auch die meisten ungarischen Gelehrten die Kulturmission der Slaven und Deutschen in vollem Maße anerkennen mußten.

Wir können den jetzigen Magyaren nicht gerecht werden, ohne einen Blick auf ihre ethnischen Verhältnisse und die Herausbildung ihrer Nation geworfen zu haben.

Der heutige Nationalismus der Magyaren, diese furchtbare Geißel aller ihrem Staat angehörenden Völker, steht mit dem Werden und Wachsen des magyarischen Geistes und seiner heutigen Form in unmittelbarem Zusammenhang! jeder Pulsschlag aus den fernsten Zeiten zittert bis in die allerjüngsten nach. Sturmartig, gleich den Hunnen und AWaren, bricht dieses Mongolenvolk über Europa herein; besiegt, ersteht es, nach den Worten eines Zeitgenossen, „in desto größerer Zahl, wie die Frösche, die der Sumpf erzeugt". Hunnen und Awaren verschwanden, die mongolischen Bulgaren verschmolzen bald mit der einheimischen Bevölkerung, von den Türken erhielten sich nur spärliche Reste auf europäischem Boden; nicht so die Magyaren. Stück vor Stück mußte ihnen von ihrem Asiatenthum abgerungen werden. Mit beispielloser Zähigkeit hängen sie an ihrem Glauben, ihren Sitten und Gebräuchen, und als ihnen das Christenthum und die veränderte Lebensweise neue Züge aufprägen, bleibt doch der Kern ihres Wesens, die Nationalität, erhalten, mit deren Kraft sie die anderen Völker Pannoniens frühzeitig assimiliren*) oder doch bemeistern.

*) Doch haben natürlich auch die Magyaren einige Volkstheile an

Die Grundlage dieser bewundernswerthen Resistenz findet man, wenn an irgendeine Lösung gedacht werden kann, in dem zähen, harten Türkenthum, das trotz finisch-ugrischer Beimischung den Charakter der alten Magyaren ausmachte und wovon bis heute, obwohl in unendlicher Verdünnung, deutliche Spuren zurückblieben.*) Es ist, wie Vambery zugiebt, nur eine „übel angebrachte Nationaleitelkeit", die Verwandtschaft des Magyaren mit dem wilden Turko-Tataren abzulehnen, um ihn dem Finenthum näher zu stellen. Türkisches Blut ist den Magyaren weiterhin durch Petschenegen und Kumanen beigegeben worden (die Kumanen langten erst im dreizehnten Iahrhundert, am Abschluß ihrer Einwanderung, an). Dennoch können wir heute, nachdem Iahrhunderte hindurch slavisches, germanisches und walachisches Blut den magyarischen Volkskörper durchsetzt hat, kaum noch Etwas von einer Rasse oder einem magyarischen Typus entdecken, die uns die Urform mit den „tief liegenden Augen" und „dem niederen Wuchs" halbwegs wiedergeben. Die Magyaren von heute zeigen, genau wie die „arischen" Europäer, eine Unzahl von Kombinationen: gelbliche und weiße Haut, dunkle Haare und Augen, aber auch Blonde mit blauen Augen.**) Ianko führt uns eine Reihe prächtiger „magyarischer Typen" vor, wie man sie zum Theil, doch eben nur zum Theil, kaum im westlichen Europa wiederfinden dürfte, aber die Originale zu diesen Bildern mußten unter der Bauernbevölkerung sorgsam ausgesucht werden.

Nicht jeder charakteristische, doch jeder „mongolische" oder „asiatische" Zug ist schließlich aus der Physiognomie des gebildeten Magyarenthums der oberen und mittleren Stände geschwunden. Wir könnten sie danach (was auch für viele Osmanen oder Russen gölte) als Europäer ansehen. Das Aeußere allein entscheidet jedoch nicht. Nach Dem, was der heutige Nationalismus der Magyaren vollbringt und an kulturellen Folgen hervoruft, müssen wir sie in ihrem Staatsbereich als ein sichtbares Hemmniß der ungehinderten nationalen Entwickelung der von ihnen abhängenden Völker ansehen: und daraus entspringt das Antieuropäische ihrer Stellung.

Hineingepreßt wurde, wie Vambery treffend bemerkt, der Magyar in seine europäische Umgebung. Nun, da sich diese ihres gesonderten Volksthums immer deutlicher bewußt ward, sieht er seine ehemaligen Lehrmeister als Feinde vor sich. Der Selbsterhaltungtrieb, verbunden mit einem angeborenen Willen zur Herrschaft, steigert sich in ihm die Nationalitäten abgegeben. Unter dem Einfluß der hussitischen Bewegung sollen viele Magyaren slavisirt worden sein. Rumänen magyarischer Abstammung giebt es in mehreren Gebieten.

*) Schon Gobineau wendet sich gegen die Annahme einer Verwandtschaft von Finen und Türken. Daß die magyarische Sprache der finischen am Nächsten stehe, widerlegt Vambery.

**) Der Magyar der Tiefebene ist klein, eben so der Kumane, groß und blond der Szekler Siebenbürgens.

bis zu blinder Sucht und krankhafter Reizbarkeit. Ein schwerer Kampf
auf alten Linien, der Kamps der Minorität, die ihre schrankenlose Herr-
schaft überall bedingunglos, um jeden Preis und mit allen Mitteln,'
gegen die weitaus überwiegende Majorität der Nationalitäten durchsetzt.
Der Kampf war unausbleiblich. Die Behauptung ist verfehlt, er
sei gemacht und werde nur künstlich, durch politische Parteien, aufs
Aeußerste getrieben. Nein: das Magyarenthum hat vielmehr alle Ur-
fache, seine Kräfte aufs Höchste anzuspannen, denn selbst die offizielle
Statistik vermag nicht mehr als 43 Prozent, gegen 57 Prozent der ver-
schiedenen Nationalitäten, herauszubringen. Allerdings tritt als wich-
tiger Umstand nun noch das politische Händlerthum, repräsentirt von
Magyaren und noch mehr Ueberläufern aller Nationalitäten, in Ak-
tion; aber es könnte seine Geschäfte ohne den durch die Natur der eth-
nischen Verhältnisse verbürgten Nationalismus nicht so zu staunens-
werther Blüthe emportreiben, wie es heute geschieht. Daraus ent-
wickelt sich jenes Magyarenthum, das, im Bewußtsein seiner numeri-
schen Schwäche, nur auf die Vermehrung der Zahl sieht und wahllos
alle Elemente aufnimmt, die ihm einzig aus dem Grunde zuströmen,
weil sie ein glatter, praktischer Geschäftssinn der Macht folgen heißt:
die offenbare Herabstimmung des Nationalbegriffes, dessen vollkom-
mene Entwerthung in kulturellemSinnaufdiesemWeg angebahnt wird.
Keine europäische Nation konnte jemals in gleichem Maß und
mit gleichen Mitteln arbeiten, obwohl keine vor Trug, List und Gewalt
in ihren Entnationalisirungbestrebungen zurückscheute. Man soll nicht
die versuchte Germanisirung der Polen herbeiziehen. Das allgemeine
Rechtsgefühl mag dabei schon empfindlich berührt worden sein, aber
die materielle Lage der sonst so scharf bekämpften Polen hat sich unter
der deutschen Verwaltung geradezu gehoben. Der magyarische Na-
tionalismus dürfte nicht mit gleichen Beispielen dienen können. Er
will den Nationalitäten ihr Volksthum nehmen und bietet ihnen dafür
nichts, nichts als eine Sprache, deren Gebiet man in einigen Stunden
Bahnfahrt durchmißt. Ein ungeheurer Verlust, darob die deutsche
Weltsprache aufzugeben oder nur radebrechen zu lernen, ein Verlust
aber auch für den Slaven oder Romanen, deren Idiome als Zweige
weit ausgebreiteter europäischer Sprachstämme an ideellem Werth und
praktischer Bedeutung noch immer über dem Magyarischen stehen. Wer
heute als Landfremder den Boden Ungarns betritt, wird sich in den
echt magyarischen Ortschaften sicher ganz außerhalb Europas fühlen*),
jedoch ein gastfreundliches, gescheites und höfliches Volk kennen lernen,

*) Auch der gebildete Magyar scheint sich in seinem Staat außer-
halb Europas zu fühlen. Vambery schreibt, ihm habe das reiche
Ouellenmaterial der europäischen Großstädte gefehlt, und schließt mit:
„Budapest,.im September 1882". Ein Plakat derKöniglich Ungarischen
Plattenseedampfschiffahrtgesellschaft (ausgegeben 1907) zeigt die treu-
herzige Versicherung: „Natürlicher Wellenschlag, historische Natur-
ruinen, europäischer Komfort."

bis zu blinder Sucht und krankhafter Reizbarkeit. Ein schwerer Kampf auf alten Linien, der Kamps der Minorität, die ihre schrankenlose Herrschaft überall bedingunglos, um jeden Preis und mit allen Mitteln,' gegen die weitaus überwiegende Majorität der Nationalitäten durchsetzt. Der Kampf war unausbleiblich. Die Behauptung ist verfehlt, er sei gemacht und werde nur künstlich, durch politische Parteien, aufs Aeußerste getrieben. Nein: das Magyarenthum hat vielmehr alle Urfache, seine Kräfte aufs Höchste anzuspannen, denn selbst die offizielle Statistik vermag nicht mehr als 43 Prozent, gegen 57 Prozent der verschiedenen Nationalitäten, herauszubringen. Allerdings tritt als wichtiger Umstand nun noch das politische Händlerthum, repräsentirt von Magyaren und noch mehr Ueberläufern aller Nationalitäten, in Aktion; aber es könnte seine Geschäfte ohne den durch die Natur der ethnischen Verhältnisse verbürgten Nationalismus nicht so zu staunenswerther Blüthe emportreiben, wie es heute geschieht. Daraus entwickelt sich jenes Magyarenthum, das, im Bewußtsein seiner numerischen Schwäche, nur auf die Vermehrung der Zahl sieht und wahllos alle Elemente aufnimmt, die ihm einzig aus dem Grunde zuströmen, weil sie ein glatter, praktischer Geschäftssinn der Macht folgen heißt: die offenbare Herabstimmung des Nationalbegriffes, dessen vollkommene Entwerthung in kulturellemSinnaufdiesemWeg angebahnt wird. Keine europäische Nation konnte jemals in gleichem Maß und mit gleichen Mitteln arbeiten, obwohl keine vor Trug, List und Gewalt in ihren Entnationalisirungbestrebungen zurückscheute. Man soll nicht die versuchte Germanisirung der Polen herbeiziehen. Das allgemeine Rechtsgefühl mag dabei schon empfindlich berührt worden sein, aber die materielle Lage der sonst so scharf bekämpften Polen hat sich unter der deutschen Verwaltung geradezu gehoben. Der magyarische Nationalismus dürfte nicht mit gleichen Beispielen dienen können. Er will den Nationalitäten ihr Volksthum nehmen und bietet ihnen dafür nichts, nichts als eine Sprache, deren Gebiet man in einigen Stunden Bahnfahrt durchmißt. Ein ungeheurer Verlust, darob die deutsche Weltsprache aufzugeben oder nur radebrechen zu lernen, ein Verlust aber auch für den Slaven oder Romanen, deren Idiome als Zweige weit ausgebreiteter europäischer Sprachstämme an ideellem Werth und praktischer Bedeutung noch immer über dem Magyarischen stehen. Wer heute als Landfremder den Boden Ungarns betritt, wird sich in den echt magyarischen Ortschaften sicher ganz außerhalb Europas fühlen*), jedoch ein gastfreundliches, gescheites und höfliches Volk kennen lernen,

*) Auch der gebildete Magyar scheint sich in seinem Staat außerhalb Europas zu fühlen. Vambery schreibt, ihm habe das reiche Ouellenmaterial der europäischen Großstädte gefehlt, und schließt mit: „Budapest,.im September 1882". Ein Plakat derKöniglich Ungarischen Plattenseedampfschiffahrtgesellschaft (ausgegeben 1907) zeigt die treuherzige Versicherung: „Natürlicher Wellenschlag, historische Naturruinen, europäischer Komfort."

einige stark deutsche Städte mit europäischen Schliff und rege Ueberläufer, die das Ungarthum preisen. Ungarn ist da noch nicht. Unter der freundlichen Hülle tobt ein harter, grausamer Kampf, arbeitet Uebelwollen, Haß und bittere Verfolgung. Hier ist nicht Europa. In diesem Lande der ältesten Verfassung unseres Festlandes tagt eine Ständeversammlung als Parlament, werden die Wahlen stets mit Militärgewalt durchgeführt, florirt noch der politische Mord und ist der Bürger, dem nicht ein bedingungloses Ungarthum eigen, vogelfrei. Sumpfland entzieht der Landwirthschaft den Boden, Gefechte zwischen Zigeunerbanden und Gendarmen spielen sich auf dem flachen Lande ab und Ignoranz lastet auf dem unglücklichen Volk, auch dem magyarischen, das in den eleganten Klubs der Hauptstadt keinen Sitz, keine Stimme hat.

Der Kampf dauert fort. Seinen Ausgang kann wohl auch der Bestinformirte nicht ahnen. Die Zahl spräche gegen die Magyaren und für die Nationalitäten*); und auch die Siedelungverhältnisse geben manchen erwünschten Aufschluß. Rings umfaßt von fremdem Sprachgebiet, ist das magyarische in zwei völlig getrennte Theile zerrissen, zwischen denen einzelne magyarische Inseln eine Brücke eben nur andeuten, ohne sie wirklich herzustellen. Das Szeklerthum Sie» benbürgens ist von den Magyaren der Donau-Theiß-Ebene so gut wie isolirt. Nirgend, weder westlich von der Donau noch östlich von der Theiß, noch zwischen den beiden Strömen war der Magyar im Stande, ein geschlossenes Sprachgebiet von halbwegs beträchtlichem Umfang herauszubilden. Inseln deutschen Volksthums durchsetzen den magyarischen Boden nach allen Richtungen, die Kroaten überspringen selbst eine natürliche Grenze, die Drau, um ein Bedeutendes, weit in den Süden reichen die Slovaken und noch auf kernmagyarisches Terrain der Hajduken und Kumanen schieben sich deutsche, rumänische, kroatische und slovakische Siedelungen vor.

Die Zahl und andere natürliche Bedingungen entscheiden allerdings nicht allein, wo die Entnationalisirung viele andere wirksame Mittel auf wirtschaftlichem, politischem und religiösem Gebiete verwenden kann. Und der Magyar weiß diese Mittel mit skrupelloser Gewalt und Raffinement zu gebrauchen. Vielleicht sind ihm die Rn-

*) Die Feststellung der Nationalität ist bei jeder Volkszählung, selbst bei gutem Willen der Behörde, eine sehr schwierige Sache und fast unmöglich, wenn dieser gute Wille sehlt. Nach der letzten Volkszählung (1N1) hätten die magyarischen Komitate die stärkste Vermehrung gezeigt, ein Ergebniß, das der offiziellen Statistik wohl von vorn herein feststand. Von den Bewohnern des gesammten Königreiches sind ungefähr - 8000000 Magyaren, 2670000 Serbokroaten, 2100000 Deut» sche, 2650000 Rumänen, 2000000 Slovaken, 380000 Ruthenen, 164000 Slovenen, der Rest (annähernd 3 Prozent) Bulgaren, Griechen, Albanesen, Armenier, Italiener, Zinzaren und Zigeuner. Die offizielle Rhetorik spricht nur von „der Nation" ^und Vennt nur einen ungarischen „Nationalstaat".

mänen, wenn sie erst ganz aus ihrem tausendjährigen Schlaf erwacht sein werden, die standhaftesten seiner Gegner. Die Sachsen stehen ja abseits und den Schwaben fehlt die Kraft einer nationalen Religion. Man schreibt dem Rumänen gute Anlagen zu, darunter auch Ausdauer, Standhaftigkeit, große Beharrlichkeit und, obwohl es hierin selbstverständlich Ausnahmen genug giebt, ein ungemein zähes Festhalten an seiner Nationalität. Die Volksvermehrung scheint günstig zu sein. Rösler hatte einst den Magyaren und Sachsen geradezu ein Aufgehen in den Rumänen prophezeit. Im fünfzehnten Iahrhundert gab es ein Bündniß zwischen den Magyaren, Szeklern und Sachsen gegen die Rumänen, wozu vielleicht deren Anwachsen beigetragen haben mag. Ihre Zahl soll sich in Oesterreich-Ungarn in den letzten hundert Iahren verdreifacht haben.*) Hervorzuheben wäre noch das offenbare Verständniß der Rumänen für den Werth der deutschen Kulturarbeit und der deutschen Sprache, die auch im Königreich Rumänien eine große'Schätzung genießt.**)

Ein Volk mit der Veranlagung der Rumänen hätte Aussicht, einstmals Mittler zwischen Orient und Occident zu werden; es hätte Anspruch auf eine bessere Zukunft. Ob sie ihm in den Grenzen Ungarns werden kann, ist unbestimmt, so unbestimmt wie das Los aller Nationalitäten unter magyarischer Gewaltherrschaft. Die Politik, die Stoatsraison handelt nicht nach kulturellen Gesichtspunkten. Die Hoffnungen aller dieser unterdrückten Völker haben kaum noch eine besondere Berechtigung, wenn sie nicht in erster Linie aus dem Glauben an die eigene Kraft entspringen. Wie weit und wie lange diese Kraft noch auszureichen vermag, wissen wir leider n.icht. Vielleicht vollbringt die mit allen Mitteln betriebene Magyarisirung, obwohl sie günstige Statistiken ergibt, eine innere Schwächung des Magyarenthumes, die bei einer ernsten Belastungprobe der Nationalkraft offenbar werden müßte.

Europa weiß von dem geschilderten Kampf wenig oder gar nichts. Wo man ihn aber kennt, kann das europäische Gewissen nicht gleichgiltig bleiben, das auch durchaus nicht vergißt, daß uns die Magyaren***)

*) Beachtenswerth ist aber auch, daß in der Tauglichkeitziffer (1894 bis 1905) die Sachsen und Schwaben Ungarns nach der militärischen Statistik allen anderen Nationalitäten weit vorangehen.

**) Wenigstens insgeheim dürften auch die Magyaren die Bedeutung dieser Weltsprache für ihr geistiges Leben zugeben. In Budapest erscheinen 7 politische Tagblätter und 34 Handelsblätter in deutscher Sprache und 76 periodische Zeitschriften deutsch und magyarisch.

***) Ich verwendete niemals die Bezeichnung Ungar, die heute als Ausdruck der Staatsangehörigkeit auch für die in Ungarn beheimatheten Rumänen, Deutschen usw. angewendet werden könnte. Nach den historischen Quellen wäre die Benennung Ungar (Unger) eben so berechtigt wie Magyar; byzantinische Schriftsteller gebrauchen für das selbe Volk auch die Bezeichnungen Hunnen und Türken.

trotzdem unvergleichlich näher stehen als die Osmanen oder Russen, daß sie schon vor Iahrhunderten eine wirklich „europäische Stimmung der Geister" bewiesen (Hunfalvy) und heute, wo jede Beziehung zum asiatischen Mutterboden fehlt, in Kunst, Schriftthum und Wissenschaft nur in westeuropäischem Gleise Etwas hervorzubringen vermögen. Auch haben sie ihre Verdienste um Europa und könnten ihm kraft ihrer geographischen Lage noch weitere wichtige Hilfe gegen die Gefahr des Ostens erweisen. Gerade gegen ihre nächsten Verwandten, die Türken, hat sich ihre soldatische Eignung im Sinn des Westens bethätigt. Aber indem sie an die Stelle der osmanischen Gewaltthätigkeit die Gewaltthätigkeit eines kulturfeindlichen, antieuropäischen Nationalismus setzen, der es den nichtmagyarischen Ungarn unmöglich macht, die einzig natürliche Kulturentwickelung ungehemmt durchzulesen, erscheint die geleistete Hilfe halb und in ihrem Werth überaus zweifelhaft.

Vielleicht erfolgt eine Wandlung. Nur eine Wandlung: denn an eine Auflösung der magyarischen Nationalität (die, eben so wie die der tschechischen, prophezeit wurde: Palacky, Paul de Lagarde), laßt sich heute nicht mehr glauben. Eine Wandlung wäre Selbstreinigung von Helfern, die vorgeben, für die Nation zu leben, indem sie von ihr leben. Die Möglichkeit hierzu ist vorhanden, die Wahrscheinlichkeit noch nicht.

Der! iOsmane*) vermochte sich, gleich seinen magyarischen Verwandten, zu behaupten, aber nicht durchzusetzen. Seine Macht war ein glänzendes Aufflammen, das jedoch bald! zu einem matten Glimmen herabsank. Wie das Christenthum den Europäern im Kampf gegen die Osmanen zur einigenden Kraft wurde und ihnen sogar die Mithilfe eines turko-tatarischen Volkes brachte, so hat die Religion, der Mo'hammedanismus, den Türken wohl rassenfremde Elemente zugeführt; doch in Europa blieb es bei der Mohammedanisirung, die Türkisirung konnte sich hier nicht wie in Kleinasien durchsetzen. Zwar versuchte sich der mohammedanische Geist neuerdings mit der europäischen Bildungwelt auszugleichen, sich ihr zu akkommodiren; der Erfolg ist aber mehr als zweifelhaft. Schon deshalb, weil das neue Regiment in einem Athem europäisiren und türkisiren will. Erregt es dadurch schon bei den Arabern Widerstand, so muß dieser im europäischen Theil des Reiches noch stärker werden und bei der Vielheit seiner Völker sehr bald den Glauben an den Einzug einer freieren Zeit gründlich erschüttern.

Ungesucht ergiebt sich manche Parallele zwischen dem Magyarenthum und dem neuen Osmanenthum in der Art, wie die Wahlen durchgeführt werden, um die Herrschaft der Minorität zu sichern, und

-) Hier für Türken und nicht für die Völker des osmanischen Reiches gebraucht. Die osmanischen Türken von heute sind ein Völkergemisch, in dem nur wenig Türkenblut ist. Dieses Gemisch, das die Sitten und Gebräuche der Eroberer angenommen hat, besitztkeineSpur

wie sich die leitenden Männer stetig an die „Nation" wenden, die
Nationalitäten mißachtend und gering schätzend. Zur herben, stolzen
Männlichkeit des alten Osmanen tritt ein neuer Zug, die Pose; und
der Terrorismus einer rücksichtlosen Oligarchie, geschmückt mit west-
europäischen Phrasen, ist deshalb um nichts weniger antieuropäisch
und verderblich geworden. Es sind die alten Türken, nur ohne die
Macht ihrer Vorfahren und mit einer widerlichen Maske, die der
aufrechte Osmane bis vor Kurzem nicht gekannt hat. Er war ein
Asiat und wollte es bleiben.
Das Osmanische Reich, sagt Ranke, ist nicht von einem herr-
schenden Stamm noch von Kriegsleuten gegründet worden, sondern von
einem Herrn und feinen Knechten. Auf dem Lehenssystem, dem In-
stitut der Sklaven und der Stellung des Oberhauptes, beruht seine
Macht. Nun suchen sie nach einer neuen Grundlage. Was auf der
einen Seite europäisiren könnte, schwächt auf der anderen. An diesem
Zwiespalt werden sie hoffentlich zu Grunde gehen. Kein europäisches
Volk braucht diesen Niedergang zu bedauern und keins wird für das
kranke Osmanenthum auch nur einen leisen Zug von Sympathie oder
Mitleid zu empfinden vermögen. Als unversöhnliche Feinde stürzten
die Osmanen auf Europa los und sind es ihm geblieben bis zum
heutigen Tag. „Von der Schönheit der Dinge haben sie", sagt Ranke,
,.wenig mehr begriffen als den Reiz des Goldes und der Frauen. Es
giebt Irrthümer, welche die Seele über und über zu erfüllen vermögen,
die das Auge für den Geist und die heitere Wahrheit blöd machen,
die das Leben in einer dumpfen Selbstgenügsamkeit abschließen. Das
sind Hie ihren." Auch gute Eigenschaften der alten Osmanen werden
uns mitgetheilt; und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln.
Was sich heute in der Türkei zum Islam bekennt, steht nach dem Ur-
theil der meisten Kenner in Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit vielfach
weitaus über seinen christlichen Gegnern; und der Türkenhäuptling,
der einst zu dem byzantinischen Gesandten des Valentinns sagte: „Vos
estis Uli Romani, qui gseem ymäsm Unguis, ssä uns krsuäs utimmi", dürfte
den Feinden auch jetzt noch den selben Spruch wiederholen: „Vos sstis
Mi Duropei..."
Und dennoch hat sich der Türke in Iahrhunderte währender Herr-
schaft kein höheres Recht auf den Boden erworben, den er sich durch
feine Tapferkeit errungen: verständnißlos stand er immer dem euro-
päischen Geist gegenüber, der, trotz seinen Schattenseiten, ein Geist
der Arbeit, des Neuschaffens und Vorwärtsdringens ist. Die türki-
sche Herrschaft war nichts als eine militärische Okkupation. Welches
Unheil daraus den Südslaven erwuchs, weiß heute Ieder. Der Druck
des Osmanenthums hat wohl auch die Albaner in erster Linie um
jede Entwickelungmöglichkeit gebracht, die heute vielleicht wie kein
einer Rassenhomogenität. Die Zahl der eigentlichen Osmanen hat in
der europäischen Türkei wohl niemals mehr als 600 000 betragen.

anderes Volk von jedem Gesittungfortschritt zurückgehalten siiud.*) Alte serbische Urkunden schildern sie als ein friedfertiges Hirtenvolk und in Griechenland, wo der größte Theil mit den Einheimischen verschmolz, zeichnen sich ihre Reste als gute Ackerbauer und Seeleute aus.**) Griechenland hat sich durch seine Religion vollkommen vor jeder Türkisirung bewahrt. Es ist eine günstige Fügung, daß sein intelligentes und für balkanische Verhältnisse sogar sehr gut gebildetes Volk fast die ganze europäische Küste des Aegäischen Meeres besiedelt. Den Griechen, besonders denen der Türkei, wird mancher ungünstige Charakterzug nachgesagt***); und doch sollten wir viel eher die Fortschritte bewundern, die sie, trotz der unsäglich schweren Vergangenheit, heute zu verzeichnen haben. Sie sind das gebildetste Volk des Orients und dort „die Vermittler der europäischen Kultur". Unter den Erben des Osmanenreiches verdienten sie, nicht die Letzten zu sein. Bei den Osmanen selbst geht eine alte Sage um, wonach ihr Reich einstmals durch die christlichen Völker fallen werde (Döllinger). Europa hat, trotz der Diplomatenarbeit, den selben Glauben niemals aufgegeben, trotzdem es vor den Konflikten bangt, die jdiesem Zusammenbruch folgen können. Dennoch wird der Kampf gegen dieses uns ewig fremde Volk niemals aufhören, so lange es in Europa einen Staat besitzt. Seit der Osmane die seit Iahrzehnten auf dem Papier stehenden Reformen in die That umsetzen will, fällt weiter Stück vor Stück von seinem Reich ab. Er kann kein Europäer werden; der Rückweg auf den asiatischen Mutterboden bleibt ihm offen. Den Europäern und dem Osmanenthum käme eine Erlösung, wenn es bald ganz heimfinden könnte.

Karl Tech et.

*) Das neue türkische Regiment hat sich um sie bekümmert. Dort, wo seit dem sechzehnten Iahrhundert der Gebrauch der lateinischen Lettern herrschte, sollten die arabischen eingeführt werden: ein kleines Beispiel, das die türkische Auffassung des Fortschrittes gut illustrirt. 25Prozent aller Todesfälle in Albanien sollen auf Rechnung derBlutrache zu setzen sein. Die Schädeltrepanation (Einbohrung kreisrunder Löcher in die Schädeldecke, um Heilungen zu erzielen und Krankheiten abzuhalten), ein Aberglaube, der von den Albanern auf die anwohnenden Serben übergegriffen hat, ist vielleicht illyrisches Erbtheil.

**) Griechenland hat heute nur noch 23 Prozent Analphabeten; Italien 6!Z, Oesterreich 32 Prozent. Die in der Türkei siedelnden Griechen sorgen aus Eigenem unermüdlich für die Hebung ihres Schulwesens; die türkische Regirung bekundete bis vor Kurzem ihr Interesse für das griechische Bildungwesen damit, daß sie den Geschichtunterricht, besonders die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, daraus streng verbannte.

***) Was man doch eben so gut an den alten Hellenen thun könnte, deren Blut im Neugriechen doch nicht so gering sein dürfte, wie Fallmerayer einst annahm. Sehr schön zeigt Taine klassische Charakterzüge am Neugriechen. Schließlich ist aber ganz irrelevant, woher das ,Blut eines Volkes stammt, wenn es nur damit Etwas zu leisten vermag.

Der Fächer,

Der Fächer.

enevoluto, ein Jüngling von seltener Schönheit und gepflegter Sittenanmuth, der Sohn eines berühmten florentinischen Kunstwebers, war im Begriff, gemäß dem Gebot seines Vaters nach einjährigem Aufenthalt das gastliche Geishaland zu verlassen, dessen teppichgleichen Gärten und Gefilden er noch stärker als den Belehrungen aus Meistermund seine Geschmacksreife in der Aneinanderreihung seidener Gespinnste und erlesener Muster verdankte und das ihm noch überdies das Glück einer reizvollen Geliebten geschenkt hatte.

Er war ihr einst am Saum des von einer schmalen Rothlackbrücke überwölbten Goldfischteiches begegnet, in dessen Tiefe der Widerschein überhängender Kirschblüthenzweige mit dem silbernen Spiegelbild der Wolken und mit der Farbengluth am Ufer stolzirender Pfauen spielte, Benevoluto war, sogleich im Bann eines heiligen Feuers und Fiebers, der Leichtfüßigen bis zu dem saitendurchklungenen Theehaus nachgegangen, wo sich die filigranfeinen, schimmernden Stickereien ihres Gewandes wie bunte Punkte «der Leuchtkäfer unter den krausen Strichen der Papierlaternen eine Weile verloren und aus den Ausbuchtungen eines Schnitzwerkes hinter einem Geländer wieder aufflimmerten.

Dann aber hatte er sich ihr, deren zartgliedrige Biegsamkeit er hier bei Tanz nnd Reigenspiel stumm zu bewundern vermochte, zu nähern gewußt; und seine mit dem Auge beredte Neigung war einer wortlosen Erwiderung gewürdigt worden. And allmählich empfing dieses zuerst noch etwas farblose und leichte Gewebe der Liebe immer buntere und stärkere Fäden; und Benevoluto fühlte sich bereits in der Zeit der mähenden Mondsichel mit dem Leben des Mädchens fest verknüpft. War es daher ein Wunder, daß er seiner Geliebten beim Abschied ein besonderes, festliches Angebinde zu überreichen trachtete? Er fertigte ihr mit eigener Hand einen kostbaren Fächer, dessen einzelne Elphenbeinstäbe er mit pastellfeinen Landschaften, Erinnerungen an die jeweiligen Begegnungorte, übermalte. Zwischen jede Seidenfläche aber stickte er von Stab zu Stab in Gold« und Silberschrift Worte der Liebe ein.

Und nun, da sich schon sein Segel, bekränzt von der Wappenkrone des Himmels, der Sonne, unter den Fruchtbäumen der Bucht hob und senkte und die letzten stürmischen Abschiedsküsse verklungen waren, überreichte er ihr dieses Angebind klopfenden Herzens mit der Bitte, es zu Haus erst zu entfalten.

Lange stand die Geisha bewegt am Strand und wimpelte dem entschwebenden Geliebten nach; dann trug sie das verhüllte Geschenk mit zitternden Händen heim. In ihrer Kammer aber konnte sie ihrer drängenden Sehnsucht, die wie ein Wellengruß vom Meer des Geliebten zu ihr heranschwoll, sie überfluthete, von ihr wich und abermals zu ihr zurückkehrte, nicht länger wehren; sie befreite das Angebinde von seiner Hülle und breitete den Fächer aus. Mit anwachsender Verzückung schante sie auf die Bilder der Elphenbcinstäbe und mit

genießerischer Sorgfalt glitten ihre Blicke von Seidenwand zu Seidenwand, las sie nun andächtig Wort vor Wort:

„Wenn Du, Geliebte, am Herdfeuer stehst und mir der Wind den Qualm aus dem Rohr auf dem Dach Deiner Hütte in die Fremde nachweht, dünkt mich selbst dieser Rauch, geläutert durch Deinen Duft, ein süßer Hauch.

Ehe Dein Stickrahmen fertig ist, komme ich zu Dir. Wenn Du aber zu dem matten Glanz Deiner noch einzuwebenden Perlen einen stärker belebenden Schimmer brauchst, so denke an die Gluth meiner verliebten Augen! ^

Thau, Duft und Mondlicht ist die Speise der Blumen; Du aber lebst allein von dem Glanz und Athem der Liebe. Diese verzaubert Dich so und macht Dich so leicht, licht und beseelt, daß selbst ein sterbender Stern, ehe er zu Boden stürzt, in der Luft eine Weile schwankt, vb er fortan in Deiner bräutlich erschlossenen Seele oder in einem Blumenkelch eine heiterere Heimath zu finden vermöchte, als sie ihm bisher der Himmel schenkte.

Manchmal habe ich den leichten Schwung einer Libelle und tanze über Deiner klaren Daseinsfluth wie über einer Quelle. Dann singst Du mir jubelnd zu; und alle Deine Pagen, die Dich in gelben Gewändern, wie Schilfrohre einen See säumen, umstehen, erzittern, von Deinem Hauch gekost, und verwandeln sich, wie jene von sanften Himmelswinden gewiegt, zu Flötenspielern Demes Ruhmes.

Gleichst Du nicht einem seligen Falter, der den Farbenschmelz aller von ihm jemals gestreiften Hügel und die eingemalten, schimmernden Erinnerungen an tausend bunte Lenze der Liebe, an Honigstunden und Blumenfeste auf seinen Schwingen aufflimmern läßt? Alle Gestirne segnen Dich und schlafen gern auf den blüthenstaubzarten Schleiern Deiner Gewänder ein, hurtige Vorbotin aus dem Paradies und Vortänzerin vor Gottes Herrlichkeit!

Manchmal werden sogar Blumen zu Steinen und Kristallen. Sie schlängeln sich in die schmalen Felsspalten hinein, dort, wo ihnen die tausendjährige Tropfenmusik eines Wässerleins einen Weg bahnte. Sie lassen willig den Fels hinter sich zuwachsen, denn sie beglückt das Bewußtsein, entrückt der Welt in den Kammern der Stille weilen zu dürfen. Gleich einer solchen pilgernden Blume strebe auch ich, von der ewigen Musik der Sehmsuchtj umsungen, Deiner felsenfesten Liebe zu. Mögen sich auch alle Pforten hinter mir schließen: ich will mich gern meines Rückweges in die Welt begeben, wenn ich nur einen Eingang in Deine Seele finde. Ich will mich mit allen Fasern meines Herzens an Dich klammern und meine Süße will Dir blumenhaft und bräutlich entgegenduften. Aber wenn Du sie nicht magst und mich zu weich und zu hingebend schiltst, will ich zu meinem Schöpfer die Bitte hauchen, mich zu verwandeln, damit ich wenigstens als Stein der Erinnerung in Deiner Nähe weilen kann oder als Kristall Dich in die sieben Regenbogenfarben meiner überirdischen

Sehnsucht kleiden darf. So schliche Du mich ab von der Welt und
nimm mich auf in Dein Reich! Mögen über Dein, Gestein auch die
Stürme hinbrausen und über Deinem Haupte die Adler schreien: ich
ahne als Kind der Stille, daß in Deinen Tiefen der Friede wohnt,
und ich vergehe vor Verlangen, Dir in Demuth zu dienen. Falle ich
Dir aber zur Last, so spanne mich zwischen die Klammern Deiner
spitzen Finger und zerpresse mich, damit ich noch an meinem Ende
weiß, daß ich durch keinen Anderen als durch Dich den Tod finde; denn
nur für Dich und durch Dich sterbe ich gern.
Sahst Du schon einmal in einem Bergsee vor schwarzen Wipfel-
wänden den Mond untergehen? So ergießt sich auch das Licht meiner
Liebe vor dem Dunkel der Welt in Deine Lebensfluth. Darum lächelt
Deine Oberfläche ein so unergründliches und geheimnißreiches Lä-
cheln, als scheute sie sich, zu verrathen, daß Du das heiligste Gestirn,
das Licht der Liebe, in Deinen Tiefen birgst.
Ich sah einen weißen Falken an der Spitze eines Berges sitzen
und mit scharfen Augen weit ins Land hinausspähen. Obwohl er die
Luft der Freiheit liebte und sich an ihr berauschte und obwohl er im
goldenen Kreis der Sonne saß, sehnte er sich doch stärker in Deinen
Gitterring hinein. So strebe auch ich, ein herrischer Sohn loser, unge-
bändigter Lüfte, dem jedes Sklaventhum sonst verhaßt ist, aus meiner
Ruhmeslust und den brennenden Goldkränzen meines Ehrenhimmels
in den glühenden Ring Deiner Liebe hinein. Ich will selbst auf dem
Gipfel meines Stolzes gern Dein Diener sein und Dich immer mit
der Musik meiner aufrauschenden Schwingen stolz und stürmisch
empfangen. Ich kenne keine freudigere Kerkerschaft, als wenn Du den
Gluthring Deiner Liebe um mich spannst.
Wenn mir die Künstlerin aller Künstlerinnen, die Nacht, ihre
Licht- und Schattenpalette liehe, würde ich das traumhafte Helldunkel
Deiner zwielichtfrohen Seele auf die Wand eines Bergwaldes so be-
zwingend malen, daß Du bei der Betrachtung dieses Gemäldes, beim
Anblick Deiner eigenen Seele, vergingest.
Es giebt eine Grotte, wo verwandelte Seelen als durchsichtige
Muscheln ihre Schimmer in allen Farben des Regenbogens ausstrah-
len und als Begleitung zu der Tropfenmusik unterirdischer Gewässer
ihre überirdische Sehnsucht mit leisem Summen ausseufzen. In die-
ser Halle, dem Palast des Traumgottes, wirst Du auch meine singende
Sehnsucht einmal vernehmen. Sollte aber Deine Seele inzwischen
selbst zu Stein geworden sein, dann will ich die unablässig rieselnden
Wasser klingend bitten, so lange über Dich hinzuströmen, bis Du auf-
gelöst alle Deine Poren und Ohren meinen Strahlen und meinem
Gesang erschließest.
Ich werfe gleich einem Fischer das Netz meiner Liebe ins Meer
des Lebens und fange in meinem Gewirk Dich wie eine Perle von
fürstlichem Glanz. So abgrundtief also verbärgest Du Dich und Deine
Sehnsucht vor mir, die Aeonen lang im Dunkel weilte und die doch

berufen erscheint, die sieben Himmel zu verklären. Ich möchte, wenn Gott seine buschigen Wolkenbrauen zornentrüstet zusammenzieht und die Welt verfinstert, Dich an die Himmel hängen, damit sie die Pracht der Morgenröthen, Sonnen, Monde und Sterne vergessen lernen, Gottes Antlitz erhellen, ihm ein versöhnendes Freudelächeln entlocken und ihn einen neuen Schimmer lehren.

Alle schmalen Rothlackbrücken Deiner Heimath beginnen so seltsam zu erzittern, wenn sie Dein federnder Fuß umtänzelt. Ahnen sie vielleicht in Dir eine heimliche Schwester, weil Du vom Ufer der Weltluft zur Insel Gottes unsichtbare Bogen spannst?

Bange nicht, wenn Deines silbernen Leuchters Kerzen, Deines nächtliches Schlummers goldene Hüter, ihre vor Müdigkeit blinzelnden Augen schließen und erlöschen und sogar die Mondesampel über den Linientänzen Deiner Tapeten nicht mehr ihr WZchteramt versehen will. Djas Feuer meiner Seele glüht ewig um Dich und giert, Dir alle Schimmer von Himmel und Erde zu ersetzen."

Mit steigender Inbrunst und Bewegung hatte die Geisha diese Herzensbetheuerungen gelesen; nun fühlte sie sich von dem Rausch der Worte trunken. Sie koste die Seidenwände und ElphenbeinstZbe des Fächers mit danterglühten Blicken, bedeckte ihn mit zahllosen Küssen und verbarg ihn an der trautesten Raststätte ihres Geliebten, dem rosaweißen Engpaß zwischen ihren beiden kirschblüthenfarbigen Brüsten. Denn sie wollte immer, im Wachen und im Traum, jedes Wort ihres fernen Geliebten, der fortan im Gesang der Winde und Wellen zu ihr sprechen würde, mit dem Klopfen ihres Herzens beantworten. Ueberwältigt von der Erinnerung an den Strahlenden, vor dessen Bild die Pracht aller seiner Fächergemälde verblaßte, erlag die Geisha einem leichten Sinnentaumel; vor ihren Augen flimmerte und tanzte ein gelber Brand: und sie bemerkte gar nicht, daß inzwischen die Abendröthe ihre Fackeln im Geäst der Bäume angezündet hatte und nun mit ihrem Purpur die tausend bunten Punkte der Papierlaternen beherrschte. Aus der Ferne scholl, gleich einem Sehnsuchtgesang, gedämpft der Wellenschlag des Meeres. Wenn er doch jetzt hier wäre! Sie spannte ihre Arme zu einem Kreis, als wollte sie damit sinnbildhast andeuten, daß sie den Geliebten ewig umschlungen halten werde. Ihre Erregung wuchs und wuchs; und wie sich iKr Busen immer stürmischer hob und senkte, fühlte sie sich von starker Athemnoth bedrängt. Sie empfand einen brennenden Schmerz bei dem Gedanken, nun völlig allein zu sein und hier die geheiligte Luft schlürfend verbrauchen zu müssen, die noch jüngst seinen Hauch empfangen hatte. Das Gefühl der Verlassenheit stieg in ihr bitter auf; ihr war, als würge ihr eine unsichtbare Faust die Kehle, als müsse sie hier ersticken. Ihre Pulse jagten immer hastiger und ungestümer, ihre Schläfen brannten und fieberten, ihr Herz hämmerte laut; in ihren Ohren sauste das Blut; der Schreck betäubte sie und riß sie in wildem Wirbel in eine purpurdunkle Tiefe hinein; die Sinne schwanden ihr; sie taumelte, schrie auf und sank ohnmächtig nieder.

Export.
I.II
Ter Wind trug ihren Hilferuf durch die Spalten des lose angelehnten Papierfensters. Zwei gerade vorübereilende Männer stürzten ins Gemach herein, und da sie die Bleiche und Regunglose erblickten, beträufelten sie ihr Antlitz mit Wasser und mit einigen Rosenöltropfen aus einem Duftfläschchen, lösten ihr das Mieder, fanden unter ihm den Fächer und fächelten ihr abwechselnd damit Kühle zu, ohne bei der allgemeinen Aufregung seiner Wort» und Bilderpracht besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Geisha erwachte aus ihrer Betäubung und sah mit gequältem Lächeln um sich. Als sie aber das Geschenk des Geliebten in der Hand eines Fremden erblickte, entwand sie es ihm gewaltsam und hielt es in gekrampften Händen fest. Die Umstehenden sahen einander verwundert an. Noch ein stärkeres Erstaunen jedoch belebte das Gesicht des Mädchens. Ihr war unbegreiflich, daß ihr die Fremden, statt der Kühle, mit der Erinnerungsgluth aller Bilder und Liebe kündenden Worte immer neue Feuer- und Sehnsuchtbrände zufächeln wollten.

Charlortenburg. Arthur Silbergleit.

W
Export.

m Abend des dritten Oktober, um neun Uhr, hat Woodrow Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten, den Underwood-Simmons-Tarif unterzeichnet und damit unter die Tradition des Hochschutzzolles einen Strich gezogen. Die Tarife, die nach Mc Kinley, Dingley, Payne-Aldrich genannt waren, gehören der Geschichte an. Ein halbes Iahrhundert dauerte die Herrschaftdes Hochschutzzollsystems. Taft war der erste republikanische Präsident, der eine Reform versprach. Auch Roosevelt hatte sich für eine Aenderung des Tarifs eingesetzt, aber nicht mit dem Nachdruck, den Taft aufwandte. Roosevelt mußte schließlich mit den Trustleuten paktiren und Taft seine Unterschrift unter eine Zollbill setzen, die ein Hohn auf alle Reformwünsche war. Erst dem Demokraten Wilson gelang, was unter den Republikanern nicht möglich gewesen war. Die amerikanische Wirthschaft hatte seit Iahr und Tag keine Hochkonjunktur mehr gesehen. Soll das Elend denn ewig dauern? So stöhnten die Geschäftsleute. Der Sieg des Präsidenten war unwahrscheinlich. Aber Wilson hats, trotz allem Hinderniß, erreicht. Die Herme auf dem Kapital ist ihm sicher.

Was soll die neue Zollaera bringen? Dem dreiundsechzigsten Kongreß der Vereinigten Staaten verlas Präsident Wilson seine frohe Botschaft von den neuen Zöllen. Er sagte: „Wir müssen Alles abschaffen, was nach Privilegien oder künstlicher Begünstigung aussieht, und müssen unseren Geschäftsleuten und Produzenten als Sporn die

ständige Nothwendigkeit aufzwingen, leistungfähig, wirthschaftlich und
unternehmend, Meister im Wettbewerb, die tüchtigsten Arbeiter und
Kaufleute zu sein. Die künftigen Zölle sollen nur leistungfähige Wett-
bewerber schaffen und den Geschäftsgeist Amerikas für den Konkurrenz-
kampf schärfen." Die Vereinigten Staaten haben keinen Grund, für
das Wohl ihrer Rivalen zu sorgen. Die Kaufkraft der eigenen Nation
soll erhöht, die Rentabilität der Industrie, durch den Bezug billigen
Rohmaterials, vergrößert werden. Wo dem Ausland die Konkurrenz
erleichtert. wo ihm,»statt eines schmalen Spaltes, ein breites Thor ge-
öffnet wird, geschieht es nicht, um dem fremden Fabrikanten eineWohl-
that zu erweisen, sondern, um dem amerikanischen billige Waaren ins
Land zu bringen. Die Belastung des Imports wurde von durchschnitt-
lich W auf 26 Prozent des Werthes der eingeführten Objekte verringert.
Zollfrei sind in Zukunft: Weizen, Rinder, Schafe, Schinken, Zucker
(vom ersten Mai 1916 an); Rohwolle; Indigo, Kreosotöl, roher Koh-
lentheer, Naphthalin, Alizarin; Cementi Eisenerze, Ferromaugan.Re-
gistrirkassen, Setzmaschinen, Nähmaschinen, Schuhmaschinen; nicht zu-
gerichtete Pelze und Pelzbälge; Druckpapier; Bücher. Man sieht, daß
auf die Herren Iames Patten und Theodor Price nicht Rücksicht ge-
nommen wurde. In Chicago, an der Weizenbörse, wird es keine
..Kollases" für Bulls oder Bears mehr geben; denn der kanadische Wei-
zen kann sich frei ins Land ergießen. Ein Trost fürs zerrissene Spe-
kulantenherz ist die Ablehnung des Baumwollparagraphen, von dem
ich hier schon sprach. Die Steuer auf Abschlüsse an der Baumwollbörse
ist späterer Entscheidung vorbehalten worden. Die Textilfabrikanten,
die sich während der Tarifverhandlungen besonders grimmig geberde-
ten, haben die Farbe gewechselt und sind von Siegeszuversicht erfüllt.
Die deutschen Fabrikanten feiner Woll- und Baumwollstoffe glauben
aber, daß sie auf der vom Schlagbaum befreiten Chaussee mehrWaaren
als früher in die Union bringen werden. Der Farbenindustrie wird
die Freude über die Zollfreiheit durch die schlimme Behandlung der
Farbenfabriken verdünnt. Aber Druckpapier und Bücher können in
unbegrenzten Mengen importirt werden. Ein wahrer Segen.
Die Verwaltungvorschriften, gegen die vielfach protestirt worden
war, sind unverändert geblieben. Waaren, die unter amerikanischer
Flagge eingeführt werden, erhalten einen Zollnachlaß von fünf Pro-
zent. Eine Differenzirung der fremden Schiffe ist da ausgeschlossen,
wo ihr Verträge entgegenstehen. Zwischen Preußen und den Vereinig-
ten Staaten wurde 1828 ein Pakt geschlossen, der noch heute gilt und
bestimmt, daß die unter preußischer Flagge segelnden Schiffe wie ame-
rikanische behandelt werden. Fraglich ist nun, wie die Vorschrift der
neuen Zollbill ausgelegt werden wird; soll sie für alle Waaren gelten,
die aus Preußen kommen, oder wird sie sich an die Schiffsflagge hal-
ten? Die zweite Interpretation wäre unbequem; denn die deutsche
Handelsflotte führt, außer der deutschen Flagge, die Zeichen der Hanse-
städte. Der Zollzuschlag bei verweigerter Büchereinsicht ist geblieben,

aber in der letzten Fassung, die der Vorschrift gegeben wurde, nur
als eine Maßregel gegen Zolldefraudationen. Bei dringendem Ver-
dacht der Zollhinterziehung muß der Exporteur seine Bücher vorlegen
oder eine eidesstattliche Versicherung abgeben. Weigert er sich, so wer»
den fünfzehn Prozent zum Zoll zugeschlagen. Der Importeur wird
noch derber angefaßt; seinen Waaren kann für die Dauer der Straf-
zoll auferlegt werden. Solche Bestimmungen sind erträglich, wenn sie
nur den Sünder treffen. Lästig werden sie aber in der Hand einer zur
Chicane neigenden Zollbehörde. Ob man mit dieser Gefahr zu rechnen
hat, muß sich erst zeigen. Woodrow Wilson wünscht, Handelsverträge
abzuschließen. Solche Absicht ließe sich mit einer feindsäligen Taktik
gegen die Waaren des Auslandes nicht in Einklang bringen. Um den
Abschluß von Verträgen zu erleichtern, hat die neue Tarifbill den Ab-
stimmungmodus geändert. Nach der alten Methode war es schwer,
die vorgeschriebene Majorität zu erlangen; künftig wird es leichter
sein. Die amerikanischen Statistiker glauben nicht, daß die Minderung
der Zolleinnahmen größer sein wird als der prozentualeUnterschied zwi-
schen den neuen und den alten Werthzöllen. Der beträgt etwa vier-
zehn Prozent. Die Zolleinnahmen ergaben 1250 Millionen Mark.
Eine Abnahme um vierzehn Prozent würde die Gesammtsumme auf
1075 Millionen herabsetzen. Die Schätzung des künftigen Zollertrages
spricht von „mehr als einer Milliarde". Das würde sich also mit der
erwähnten Differenz decken. Das Ausland aber kann aus der offi-
ziellen amerikanischen Taxe den Schluß ziehen, daß selbst das amt-
liche Amerika nicht m!it der Zurückdrängung der fremden Rivalen
durch erhöhte Leistungen der Heimath rechnet. Von der Gefahr einer
Invasion sprach man überhaupt nur in einzelnen Bezirken der Eisen-
und Stahlbranche. Aber die Furcht vor der Ueberschwemmung mit
deutschen Stahlknüppeln ist geschwunden, seit der Tarif unterzeichnet
ist. Die Waffen, mit denen die Industrie gegen die Aenderung des
Zolltarifs kämpfte, sind wieder in die Arsenale gebracht worden. Des-
halb klingen die Töne der amerikanischen Kritik nicht mehr so rauh.
Deutschlands Industrie muß den Export pflegen. Auf keinem
Kampfplatz ist der errungene Sieg schwerer zu behaupten als auf dem
Weltmarkt. Da giebt es keine privilegirte Stellung; nur die Leistung
siegt. VicZ« OKins. Zuerst kamen England und Frankreich, dannDeutsch-
land und Amerika. Die Beute schien den ersten Protektoren vorbe-
halten. Der schöne Traum zerrann aber in der Hitze der politischen
Ambitionen. Neue Mitbewerber stellten ihre Forderungen. Rußland
und Iapan drängten sich ans Licht. Was noch zu thun war, geschah
durch den Sturz des Kaiserthrones. Die Republik, die jetzt anerkannt
worden ist, stellte neue Bedingungen; und die Sozietäre mußten neue
Theilhaber aufnehmen. Von den Erlebnissen des Fünfmächte-Syndi-
kates sprach ich schon mehrmals. Ein wirkliches Theater der Sozietäre.
Die Genossenschaft sollte Chinas Finanzen in Ordnung bringen. Kon-
trole der Verwaltung; Förderung der Valutareform; ein Monopol

für die Finanzirung des Reiches und für die Verwerthung aller erreichbaren Konzessionen. Gut ausgedacht! aber schlecht angelegt. Die Kleinen, die nicht mit im Ring waren, machten die Geschäfte aus eigene Faust. China braucht Geld; viel Geld. Wer ihm den Beutel aufthut, ist willkommen. Mit Gegengeschenken wird nicht geknausert. Mährens das Syndikat stolz auf feinem Vertrag thronte, schnappten ihm die Anderen die fettesten Bissen weg. So gings nicht weiter. Iohn Bull schlug mit der Faust auf den Tisch und erklärte die Fünfmächteherrlichkeit für erledigt. Ieder soll frei sein und sich von den Chinesen so viele Aufträge holen, wie er kriegen kann. Aber keine Compagniegeschäfte mehr. Der Bund der fünf Nationen soll nur noch für Verwaltunganleihen gelten. Nimmt die chinesische Regirung Geld auf, um öffentliche Reformen auszuführen, so hilst das Syndikat. Im Uebrigen aber soll Freiheit im Kampf um das Fell des Chinesen herrscheu. Noch giebt es Eisenbahnen und Fabriken zu bauen; Hochöfen zu errichten und Schachte anzulegen; neue Handelsbeziehungen zu knüpfen und Aufträge für die eigene Industrie zu haschen. Der Brite war von dem neuen Bündniß nie sehr begeistert; schon die Crisp-Anleihe brachte der englischen Bundestreue eine Belastungprob s. Wäre es damals nach den Wünschen der City gegangen, so hätte Iohn Bull die Gelegenheit, den Ring zu sprengen, benutzt. Daß die Vankees sich früh vom Syndikat lösten, war klug; der Vorwand, daß sie die Kontrolpolitik gegen die neue Republik nicht mitmachen wollten, gab ihnen freie Hand für die eigenen Geschäfte. Auf dem chinesischen Flugplatz kann sich Ieder bethätigen. Deutschland mit seiner starken Industrie und einem eben so achtbaren, aber nicht ganz freien Kapital. England ist ein gefährlicher sRival. Aber idie Schwierigkeiten dürfen nicht schrecken. China darf dem deutschen Kaufmann nicht entgehen. Für kräftige Propaganda soll gesorgt werden. EinWeutsch-ChinesischerCentralverband wird vorbereitet. Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft, die Deutsche Kolonialgesellschaft, der Ostasiatische Verein in Hamburg sind von der Partie. Wenns dem Reich nicht an Geld fehlt, kann der Plan nützlich werden.

Die Völker bemühen sich, Wege zu finden, ,,pour misux ss von. nsitrs". Dieses Stichwort, das aus Frankreich kam, darf überall gelten. Das Deutsche Reich muß bald neue Handelsverträge abschließen. In Leipzig ist ein Wirthschaftverband zwischen Deutschland und Oesterrcich-Ungarn geschaffen worden. Die Oesterreicher und Ungarn haben den Nutzen solcher Brücke rasch erkannt. Auch zur Pflege des Balkangeschäftes hat sich ein Verband gebildet. Im Südosten Europas ist der Kampf gegen die Konkurrenz besonders schwer. Der Krieg hat neue Bedingungen geschaffen. Wer viel Geld hingiebt, hascht die besten Konzessionen. Die Finanzbcreitschaft im eigenen Haus ist noch nicht das letzte Ziel aller Wünsche. Wir müssen hoffen, daß Deutschland anch morgen Liquidität mit Initiative zu einen vermag. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian hardcn in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pafz » Garleb G, m, b H, in Berlin.

Berlin, den 25. Oktober 1918.

Völker und Kapitalismus.

Mieder Bethätigung kapitalistischen Geistes muß eine natürliche, Blut begründete Veranlagung entsprechen.

Der Neberblick über die tatsächliche Entwickelung, die der kapitalistische Geist während der europäischen Geschichtepoche erlebt hat, führt uns zu der Einsicht, daß sich bei allen Völkern diese Entwickelung vollzogen hat, daß sie aber bei den verschiedenen Völkern einen verschiedenen Verlauf genommen hat, sei es, daß der Stärkegrad verschieden war, sei es, daß sich die verschiedenen Bestandtheile des kapitalischen Geistes in verschiedenem Mischungderhältniß vorfanden. Daraus müssen wir den Schluß ziehen, daß erstens alle Völker Europas zum Kapitalismus veranlagt, zweitens die verschiedenen Völker verschieden veranlagt sind. Wenn wir sagen: Ein Volk ist veranlagt, so bedeutet Das: daß sich in dem Volk eine entsprechend große Anzahl von Menschentypen (Varianten) vorfindet, die die Veranlagung, um die es sich handelt, besitzen. Unsere Feststellung besagt also:

1. Alle Völker sind für den Kapitalismus veranlagt, heißt: In den Völkern Europas haben sich im Verlauf ihrer Geschichte eine hinreichende Anzahl kapitalistischer Varianten (wie wir abgekürzt sagen können für: Varianten, die geeignet waren, kapitalistischen Geist zu entfalten) vorgefunden, um den Kapitalismus überhaupt zur Entwickelung zu bringen.

2. Die Völker sind verschieden veranlagt, heißt: s. sie weisen in einer gegebenen Bevölkerungmenge verschieden viele kapitalisti-

sche Varianten auf, deren „Prozentsatz", wie wir zu sagen pflegen, ein verschieden hoher ist; und die einzelnen Varianten besitzeir einen verschieden hohen Grad kapitalistischer Veranlagung: quantitativ verschiedene Veranlagung; b. die Art ihrer Veranlagung ist verschieden: die einen haben haben mehr Varianten, die eins Veranlagung für diesen, die anderen mehr solche, die eine Veranlagung für jenenBestandtheil des kapitalistischen Geistes besitzen: qualitativ verschiedene Veranlagung.

Wie haben wir uns nun, rein biologisch, dieEntstehung dieser gleichmäßig vorhandenen oder verschieden vertheilten kapitalistischen Varianten vorzustellen?

Auszuschließen ist die Meinung: die Anlage zum kapitalistischen Geist sei im Laufe der Geschichte „erworben" worden; Das heißt: die Nebung kapitalistischer Praktiken sei mit der Zeit ins Blut gedrungen und habe hier Veränderungen des Organismus hervorgerufen. Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß eine solche Hypothese der von uns als feststehend angenommenen Thatsache widerspricht, daß nichts geübt werden kann, wozu keine „Anlage" schon da ist. Wollte man aber auch gelten lassen, daß eine erste Aebung trotz mangelnder Veranlagung stattgefunden habe, so bleibt es, nach dem heutigen Stande der biologischen Forschung, immer noch unwahrscheinlich, daß diese Nebung zu einer Anlage geführt habe. Wir müßten also mit dauernder Nebung in allen ihren Verfeinerungen rechnen, ohne eine dazu vorhandene Anlage, was ebenfalls allem heutigen Wissen widerspricht.

Wir werden also zu der Annahme einer ursprünglichen oder, wie wir sie nennen können, Nrveranlagung der Völker gedrängt. Diese können wir uns nun in einer doppelten Gestalt vorstellen: entweder als gleich oder als verschieden. Wenn wir sie gleich voraussetzen, so müssen wir alle Verschiedenheiten, die sich im Lauf der Geschichte ergeben haben, auf stärkere oder schwächere oder ungleichmäßige Nebung der ursprünglichen Anlagen oder einen entsprechenden Ausleseprozeß zurückführen. Im anderen Fall kommen wir ohne diese Hilfkonstruktion aus. Theoretisch sind beide Fälle denkbar. Die Thatsachen der geschichtlichen Wirklichkeit sprechen jedoch dafür, daß eine verschiedene Veranlagung der europäischen Völker bestanden habe, wenigstens in dem Zeitpunkt, in dem wir von ihnen glaubhafte Nachrichten erhalten.Die Annahme solcher Verschiedenheit erleichtert die Erklärung des geschichtlichen Ablaufs der Ereignisse ungemein; für zahlreiche Zusammenhänge gewinnen wir erst durch sie ein richtiges Verständniß, so daß, da

nichts Triftiges dagegen spricht, wir sie dieser Darstellung zu Grunde legen werden.

Dann ergiebt sich etwa das folgende Bild.

Die Stämme oder Völker, aus denen sich die europäische Völkerfamilie zusammensetzt, sind zum Theil kapitalistisch unterveranlagt, zum Theil überveranlagt. Jene unterveranlagten Völker weisen zwar auch kapitalistische Varianten auf (Das müssen wir annehmen, da es kein Volk giebt, in dem der kapitalistische Geist überhaupt nicht zur Entfaltung gelangt wäre), aber in so geringer Zahl und mit so geringer Stärke der Veranlagung, daß die Entwickelung kapitalistischen Wesens in den ersten Ansätzen stecken bleibt. Die überveranlagten Völker dagegen haben reichliche und gute kapitalistische Varianten, so daß unter gleichen Bedingungen kapitalistisches Wesen rascher und vollkommener zur Entfaltung gelangt. Wie unerläßlich es ist, verschieden starke UrVeranlagung anzunehmen, erweist sich schon hier: wie sollte sich sonst erklären lassen, daß Völker mit gleichen oder fast gleichen Bedingungen so ganz und gar verschiedene Entwickelunghöhen in der Ausbildung des kapitalistischen Geistes erreicht haben? Denn welche Verschiedenheit der Entwickelungbedingungen bestand wohl etwa zwischen Spanien und Italien, zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen Schottland und Irland? Man darf die späteren geschichtlichen Erlebnisse dieser Länder nicht unter die verschiedenen Entwickelungbedingungen zählen, da sie ja selbst wieder erst ihre Erklärung in der verschiedenen Grundveranlagung finden. Oder will man leugnen, daß jedes Volk den Staat, die Religion, die Kriege hat, die „es verdient", Das heißt, die seiner Eigenart entsprechen? Eben so spricht für die Richtigkeit unserer Annahme einer ursprünglich verschiedenen Veranlagung der Umstand, daß wir die unterveranlagten oder überveranlagten Völker (umgekehrt) unter verschiedenen äußeren Lebensbedingungen gleiche Entwickelungen durchmachen oder bewirken sehen. Das gilt auch für die innerhalb der überveranlagten Völker ersichtlich zu Tage tretende Artverschiedenheit ihrer kapitalistischen Veranlagung: auch diese führt unter ganz heterogenen Verhältnissen zu im Wesen gleichen Le» bensäußerungen.

Zu den Völkern mit kapitalistischer Unterveranlagung rechne ich vor Allem die Kelten und einige germanische Stämme, wie namentlich die Gothen (es ist ganz und gar nicht angängig, die

„germanischen" Völler als grundsätzlich gleichveranlagt anzu-
sehen; sie mögen einige Wesenszüge gemeinsam haben, die sie von
völlig andersgearteten Völkern, wie etwa den Juden, unterschei-
den; unter sich w?'csen sie aber, namentlich was ihre wirthschaft-
liche Veranlagung anbetrifft, außerordentlich große Unterschiede
auf: ich wüßte nicht, wie die Verschiedenheit der Veranlagung
zum Kapitalismus größer sein sollte als etwa zwischen Gothen,
Langobarden und Friesen).

Ueberall, wo Kelten die Mehrheit der Bevölkerung bilden,
kommt es überhaupt zu keiner rechten Entwickelung kapitalistischen
Wesens: die obere Schicht, der Adel, lebt mit großer seigneurialer
Geste, ohne allen Sinn für Sparsamkeit und bürgerliche Tugend«
haftigkeit, die Mittelschichten verharren in Traditionalismus und
ziehen das kleinste, sichere Pöstchen dem rastlosen Erwerbe vor.
Kelten sind die Hochländer in Schottland, vor Allem der schottische
Adel: jenes ritterliche, fehdelustige, etwas donquijotehafte Gs«
schlecht, das noch heute an seinen alten Clan-Traditionen festhält
und vom kapitalistischen Geist noch kaum berührt ist: der Oniek ok
tks O1s,n fühlt sich noch heute als den alten Feudalherrn und hütet
seine Familienkleinodien mit Eifersucht, wenn schon längst die
Wucherer angefangen haben, seinen Hausrath wegzutragen. Kel-
ten sind die Iren, deren Mangel an „Wirtschaftlichkeit" zu allen
Zeiten die Klage der kapitalistisch gestimmten Beurtheiler gebildet
hat. Jene Iren, die selbst in dem Wirbelwind des amerikanischen
Wirthschaftlebens ihre gemächliche Ruhe zum guten Theil bewahrt
haben und sich drüben am Liebsten auch in den sicheren Hafen
eines Amtes zu retten suchen. Kelten sind stark dem französischen
Volk beigemischt und es liegt recht nah, jene Tendenz zum Rent-
nerthum, jene „Plage der Stellenjägerei", die wir als einen all-
gemein anerkannten Zug der französischen Volksseele kennen ge-
lernt haben, auf das keltische Blut zurückzuführen, das im fran-
zösischen Volkskörper steckt. Geht auf dieses Blut auch jener
Schwung, jener „elan" zurück, den wir ebenfalls in Frankreichs
Unternehmern öfter antrafen als anderswo? John Law fand erst
in Frankreich rechtes Verständniß für seine Ideen: war es das
Keltische in seinem Wesen, das dieses Verständniß vermittelte?
Laws väterliche Ahnen waren Lowlander (Juden?), von der
Mutterseite führt er seinen Stammbaum auf adelige Hochlands-
familien zurück.

Kelten finden wir endlich als einen Bestand theil des aus
ihnen, Iberern (einem völlig unkapitalistischen Volk, das selbst

dem Reiz, den das Gold auf fast alle Völker ausübt, sich verschloß) und Römern gemischten Eingeborenen-Volkes, das die Westgothen vorfanden, als sie die Pyrenäen-Halbinsel besiedelten. Sie und die Gothen sind es denn wohl gewesen, die die Entwickelung des kapitalistischen Geistes hintanhielten, nachdem sich dessen Kraft in einer Reihe von heldenhaften und abenteuerlichen Beutezügen erschöpft hatte. Alles, was kapitalistisches Wesen in Spanien und Portugal verbreiten half, gehörte wohl keinem der beiden Stämme an, war vielmehr jüdischen oder maurischen Geblütes.

Aber uns interessiren mehr als die unterveranlagten die kapitalistisch überveranlagten Völker Europas.

Unter diesen lassen sich wiederum deutlich zwei Gruppen unterscheiden: die Völker, die für das großzügige Gewaltunternehmerthum, für die Freibeuterei, eine besondere Veranlagung hatten und die, deren Befähigung vielmehr in einer erfolgreichen friedlichen Handelsthätigkeit lag, die aber auch (in Folge Dessen oder wenigstens im Zusammenhange mit dieser Veranlagung) eine Hinneigung zur Bürgerlichkeit besaßen. Zch will jene erste Gruppe Heldenvölker, diese andere Händlervölker nennen. Daß diese <Segensätze nicht etwa „sozialer" Natur waren, wie unsere Milieu-Fanatiker in allen solchen Fällen ohne Prüfung annehmen (weil ja nichts Unterschiedliches im Blut liegen darf, da man sonst das geliebte Gleichheitideal in der Zukunft nicht verwirklichen könnte), lehrt ein Blick auf die Geschichte dieser Völker. Diese belehrt uns, daß die soziale Schichtung unmöglich, der Grund der verschiedenen Geistesrichtung sein kann, da sie in den meisten Fällen erst das Ergebniß des Zusammenlebens jener beiden gegensätzlich veranlagten Völker ist; sie belehrt uns aber auch, daß die Händlervölker in keiner sozialen Schicht je Helden (in dem weitesten Verstand) erzeugt haben; wohlverstanden: immer in der Zeit der westeuropäischen Geschichte, in die sie mit ihrem festgefügten Volkscharakter eintraten.

Zu den Heldenvölkern, die also selbst in die wirtschaftliche Welt Züge des Heldenthums hineintrugen, so weit Das möglich ist, die jene ganz- oder halbkriegerischen Unternehmer stellten, denen wir in der Epochje des Frühkapitalismus so oft begegnen können, gehören zunächst die Römer, die ja für Italien, für Theile Spaniens, Galliens, Westgermaniens wichtige Bestandthetle des Volkskörpers bilden. Was wir von ihrer Art, Geschäfte zu be-

treiben, wissen, trägt ganz den Charakter der Gewaltunterneh-
mung, ruht ganz auf dem Gedanken, daß auch der wirthschaftliche
Erfolg vor Allem mit dem Schwert errungen werden müsse.
„Die Verbindung der römischen und der im Ausland ihnen
sich eng anschließenden Italischen' Kaufmannschaft erstreckten sich
bald über die bedeutendsten Orte in den abhängigen (!) Land«
schaften, nach Afrika und Numidien, nach Griechenland und dem
Orient. Aeberall bildeten sie eine privilegirte Compagnie für sich,
die ihr politisches (!) und wirthschaftliches Aebergewicht nicht nur
in der Fremde, sondern rückwirkend auch in der Heimath fühlen ließ.
Wiederholt mußte die Republik einen Feldzug unternehmen, weil
den römischen Kaufleuten im Ausland etwas Anangenehmes
pafsirt war, selbst wenn sie sich im Unrecht befanden."
Hier wäre denn auch an die bekannte Bewerthung zu er-
innern, die die Alten den verschiedenen Arten der Unternehmung
zu Theil werden ließen: es ist die selbe, die später, zum Beispiel,
bei den Engländern oder den Franzosen, wiederkehrt: der siiipp.
inAmsroliAiit, gilt als gesellschaftfähig, weil er mehr Krieger als
Händler ist, der eigentliche „Händler", der traclssmail, der
«lianä, nicht. Cicero hat in seiner oft citirten Aeußerung über
die Anständigkeit der einen, die Nichtanständigkeit der anderen
Thätigteit die innere Gegensätzlichkeit des Geistes, der je die beiden
Unternehmungen beseelt, zu vollendetem Ausdruck gebracht, wenn
er sagt: „Der Großhandel, der Länder umspannt und vom Welt-
markt Waaren herbeiholt, diese den Bewohnern zutheilt, ohne sie
zu überlisten und zu beschwätzen, ist keineswegs abzuweisen."
„Ohne sie zu überlisten und zu beschwätzen": so übersetzt Otto Neu-
rath „sine vg.nits,ts impsrtiiisiis" frei, aber treffend. In meiner
Terminologie: Eroberer-Unternehmer sein, Das mag allenfalls
hingehen; Händler-Unternehmer sein: unmöglich für Den, der
Etwas auf sich hält.
Zu den Römern gesellen sich dann einige der germanischen
Stämme, die offenbar von gleichem Geist beseelt sind: es sind vor
Allem die Normannen, die Langobarden, die Sachsen und die
Franken. Ihnen, so weit nicht den Römern, verdanken eben so
die Venezianer wie die Genuesen, die Engländer wie die Deut-
schen, sei es ihr freibeuterisches, sei es ihr grundherrschaftliches
Unternehmerthum.
Für die eigenartige Veranlagung dieser Stämme gewinnen
wir nun aber erst das richtige Verständniß, wenn wir sie mit
solchen Völkern vergleichen, die zwar eben so stark, aber in ganz

anderer Weise für die Entfaltung kapitalistischen Wesens geeignet waren: mit den Handelsvölkern, in denen vor Allem die Fähigkeit schlummerte, durch friedliche Vertragsschließung, durch geschicktes Eingehen auf den Gegenpart, aber auch durch überlegene Rechenkunst Gewinn bringende Geschäfte zu machen. Diese Seite des kapitalistischen Geistes haben in Europa besonders die Florentiner, die Schotten und die Juden zur Entwickelung gebracht. Hier gilt es, dafür Belege anzuführen, daß die eigenartige Bethätigung dieser Völler in der historischen Zeit wahrscheinlich (denn mehr als «««Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, gestattet uns das überlieferte Beweismaterial nicht) auf eine eigenartige Rrver« anlagung zurückzuführen ist, die sie oder die in ihnen zur Vorherrschaft gelangenden Elemente schon besaßen, als sie in die Geschichte eintraten.

Was die Florentiner zu Händlern, mehr: zum ersten und größten Händlervolk des Mittelalters gemacht, war das etruskische und griechische (orientalische) Blut, das in ihnen floß. Wie stark sich etruskisches Wesen durch die Römerzeit hindurch in den Bewohnern Toskanas erhalten hat, dafür fehlt uns jede Möglichkeit der Schätzung. Nach guten Sachkennern soll gerade die Stadt Florenz nur in geringem Maße ihren etruskischen Charakter eingebüßt haben. Daß das etruskifche Blut einen wichtigen Bestandtheil des florentiner Blutes gebildet habe, darüber besteht kein Zweifel. Nun waren aber die Etrusker neben Phöniziern und Karthagern das eigentliche „Handelsvolk" des Alterthumes, dessen Ge« schäftsgebahren, so viel wir von ihm wissen, das selbe,war, das später die Florentiner kennzeichnete. Der Schwerpunkt ihres Handels lag seit dem fünften, spätestens dem vierten Jahrhundert im friedlichen Landhandel, namentlich mit den nördlich von ihnen wohnenden Völkern. Diesen Handel besorgten sie auch nach der Kolonisation des Landes durch die Römer, die lange Zeit allen Handel verschmähten und die einheimische Bevölkerung ruhig den gewohnten Handel weiter treiben ließen.

Den allgemeinen Geist dieses yändlervolkes bezeichnen die besten Kenner als rational, als „praktisch" in seinem Wesen: „Mit diesem praktischen Sinn durchdringen sich seit den ältesten Zeiten religiöse Ideen: jene alte Phantasie wird hier genöthigt, sich konsequenter zu bleiben, und in engere Schranken eingeschlossen; es gestaltet sich ein in sich wohlzusammenhängendes System... Götter und Menschjen werden zu einem Staat vereinigt und ein Vertrag zwischen ihnen aufgerichtet, kraft dessen die Götter in beständigem Verkehr mit dem Menschen ihn warnen und lenken, aber auch dem

starken Menschenwillen mitunter nachzugeben bewögen werden. Aus den Ideen dieses Verkehres wird eine Ordnung des öffentlichen und alltäglichen Lebens gebildet, die mit bewundernswürdiger Konsequenz auch in scheinbar unwesentlichen Dingen durchgeführt wird und den Grundsatz eines nach dem Positiven strebenden Volkes ausspricht: daß die Regel überall das Beste sei". Von Interesse ist auch, zu erfahren, daß die Etrusker ein stark religiöses Volk waren, wie nachher die Florentiner und wie die beiden anderen Handelsvölker par exLellsnOs - die Schotten und die Juden. Neber die etruskische Schicht lagerte sich nun während der Römerzeit eine starke Schicht Asiaten, die ganz gewiß von dem selben Geist erfüllt waren, der die Etrusker beseelt hatte, da sie als Händler nach Italien gekommen waren. „In Florenz war die Zahl der Griechen oder Vorderasiaten eine große; von 113 Grabsteinen heidnischer Zeit weisen 21 Inschriften 26 griechische Namen auf und unter 48 Epitaphien, die uns das Andenken von florentiner Christen der ersten Jahrhunderte bewahren, finden sich neun in griechischer Sprache; ein anderes, vonjdem uns ein geringesBruchstück vorliegt, enthält einen griechischen Buchstaben indem einzigen (lateinischen) Wort, das es aufweist; in einem weiteren ist der Bestattete seiner Nationalität nach als Kleinasiat bezeichnet Man wird jene Inschriften wohl durchweg auf vorderasiatische Händler und deren Angehörige beziehen dürfen..." Noch andere Anzeichen giebt es für die bedeutende Stellung, die das griechisch! Element in Florenz einnahm. „Noch bis ins elfteIahrhundert fragte bei der Taufe der Presbyter, in welcher Sprache der Täufling Christum bekennen werde, worauf ein Akolyth, einen Knaben im Arm, das Symbolum lateinisch^ ein anderer ein Mädchen haltend, es griechisch absang." (Davidsohn.)

Wenn die Hypothese richtig ist, daß die Küsten Schottlands von Friesland aus besiedelt sind, so würde Dies eine vortreffliche Bestätigung der Tatsache sein, daß auch die eigenthümliche schottische Veranlagung eine Arveranlagung ist. Denn was wir von den Friesen wissen, ist: daß sie in ganz früher Zeit als „kluge, gewandte Handelsleute" befunden werden. Wir hätten dann in England den Einfluß des römisch-sächsisch^normannischen, inNieder-Schott. land den des friesischen Volkselements zu suchen und würden die Unterschiedlichkeit der Veranlagung dieser beiden Theile Grohbritaniens zwanglos aus der verschiedenen Blutbeschaffenheit erklären können. Aber die Friesen haben noch einem anderen Volk seinen Charakter aufgeprägt, von dem wir ebenfalls wissen, daß es früh in die Bahnen des Händlerthums und der bürgerlich-rech-

nerischen Lebensführung einlenkt: den Holländern, so daß wir
wohl mit einigem Rechte die Friesen als das spezifische Handels-
volk unter den germanischen Stämmen ansprechen dürfen, dem sich
denn ebenbürtig zur Seite stellt der Stamm der Alemannen, aus
dem das Handelsvolk der Schweizer hervorgegangen ist.
In langen Beweisführungen glaube ich die Thatsache außer
Zweifel gestellt zu haben, daß die besondere Veranlagung der Ju-
den, wie sie uns im Augenblick entgegentritt, als sie auf die Ent»
wickelung des kapitalistischen Geistes entscheidenden Einfluß aus-
zuüben beginnen: also etwa seit dem siebenzehnten Jahrhundert,
eine Nrveranlagung sei: mindestens in dem Sinn, in dem uns die
Thatsache hier ausschließlich interessirt: daß die Veranlagung die
selbe war, als die Juden in die westeuropäische Geschichte ein-
traten. Ich verweise den Leser auf die Darstellung in meinem Buch
„Die Juden und das Wirthschaftleben" und übernehme von dort
das Ergebniß: Auch die Juden sind ein Händlervolk von Geblüt.
So daß wir also nun die wichtige Feststellung machen können:
der kapitalistische Geist in Europa ist ausgebildet worden von einer
Anzahl verschieden urveranlagter Völker, unter denen drei sich als
spezifische Händlervölker von den übrigen Heldenvölkern abhoben:
die Etrusker, die Friesen und die Juden.
Die Nrveranlagung ist nun aber natürlich nur der Ausgangs-
punkt, von dem aus der biologische Gestaltungprozeß seinen An-
fang nimmt. Man weiß, daß sich mit jeder Generation die Ver-
anlagung eines Volkes ändert, weil in jeder Generation zwei
Kräfte ihre Nmbildungarbeit von Neuem vollbringen: die Auslese
und die Blutmischung. Was sich über deren Wirksamkeit mit Be-
zug auf unser Problem annähernd Bestimmtes aussagen läßt, ist
etwa Folgendes.
Bei den Händlervölkern vollzieht sich der Prozeß der Aus-
lese der lebensfähigsten Varianten, also derjenigen mit starker
Händlerbegabung, am Raschesten und Gründlichsten. Die Juden
hatten kaum noch Etwas auszulesen: sie stellten von vorn herein
ein fast rein gezüchtetes Händlervolk dar. Die Florentiner waren
stark durchsetzt mit germanischem Blut, das vor Allem im Adel
floß; so lange er den Ton angab, war das Bild, das Florenz bot,
das einer durchaus kriegerischen Stadt. Wir beobachten mit Inter-
esse, wie nirgends früher und durchschlagender die dem herrschen-
den Typus feindlichen Elemente aus dem Volkskörper ausgemerzt
werden als in Florenz. Ein großer Theil des Adels verschwand

ohne äußere Zwangsmittel: wir wissen, daß schon Dante denAntergang einer großen Anzahl edler Geschlechter beklagt: siehe den sechsundzwanzigsten Gesang des Inferno. Der Rest wurde durch Zwang beseitigt. Schon im Jahr 1292 hatten die Popolanen, also die Männer mit dem Händlerblut, durchgesetzt, daß kein Grande in die Stadtverwaltung gelangen tonnte. Die Wirkung auf den Adel war eine zweifache: die anpassungfähigen Elemente verzichten auf ihre Sonderstellung und lassen sich in dieListe der Arti eintragen. Die anderen, wir müssen also annehmen: die Varianten, in denen das seigneuriale Empfinden zu stark war, deren Blut allem Händlerthum widerstrebte, wanderten aus. Die weitere Geschichte von Florenz, die immer stärker werdende demokratische Färbung des öffentlichen Lebens belehrt uns, daß vom vierzehnten Jahrhundert an die „Bürger" unter sich waren.
Nicht minder gründlich wurde in Nieder-Schottland mit dem (keltischen) Adel aufgeräumt. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert geräth er rasch in Verfall: dank „seinem ewigen Geldmangel und seinem Ungeschick im Geldausgeben". Was nicht ganz und gar von der Bildfläche zu verschwinden bestimmt war, hatte sich schon früher in die Hochlandsberge zurückgezogen. Seitdem hatte also das friesische Händlerthum ein erdrückendes Aebergewicht in der niederschottifchen Volksgemeinschaft.
Langsamer, aber eben so unaufhaltsam vollzieht sich die Auslese der kapitalistischen Varianten bei den übrigen Völkern. Man darf annehmen: in zwei Anläufen. Zunächst werden die unkapitalistischen Varianten ausgemerzt; dann werden aus den kapitalistischen Varianten die Händlervarianten ausgelesen. Dieser Ausleseprozeß vollzog sich in dem Maße, wie aus den unteren Schichten des Volkes die „Tüchtigsten" sich zu kapitalistifchenAnternehmern aufschwangen. Denn diese aus dem Handwerk oder noch tiefer her kommenden Männer konnten, wie wir sahen, im Wesentlichen nur durch ihr geschicktes Händlerthum, durch ihr gutes Haushalten und ihr fleißiges Rechnen über die anderen hinauswachsen.
In gleicher Richtung wie die Auslese wirkte die Blutsmischung, die ja schon im Mittelalter beginnt und seit dem sechzehnten Jahrhundert in Ländern wie Frankreich und England immer mehr an Bedeutung gewann. Wir müssen ein Gesetz annehmen, wonach sich bei der Vermischung seigneurialen und bürgerlichen Blutes dieses als das stärkere erweist. Ein Phänomen wie das des Leon Battista Alberti ließe sich sonst nicht erklären.

Die Alberti waren eins der vornehmsten und edelsten Germanen» geschlechter Toskanas gewesen, das Jahrhunderte lang mit kriegerischen Unternehmungen sein Dasein ausgefüllt hatte. Und nun werden sie die besten Wollhändler. Und der Sproß eines solchen Geschlechtes schreibt ein Buch, das an bürgerlicher (um nicht zu sagen: spießbürgerlicher) Gesinnung seinesgleichen nicht findet; in dem schon im vierzehnten uud fünfzehnten Jahrhundert der Geist Benjamin Franklins umgeht. Was müssen da für Ströme von Krämerblut in das edleBlut der adeligenFamilien hineingeflossen sein, ehe eine solche Wandlung möglich geworden war!

Noch muß daran erinnert werden, daß jede Vermehrung der kapitalistischen Varianten, blos weil sie eintrat, nothwendig eine Beförderung des kapitalistischen Geistes bedeutete. Daß dieser durch sie (extensiv) mehr verbreitet wurde, versteht sich von selbst. Aber auch eine Intensivirung dieses Geistes mußte durch jene bloßeVermehrung der Varianten eintreten, weil durch sie seine Bethätigung immer leichter wurde, die Ausbildung der kapitalistischen Anlagen also einen immer vollkommeneren Grad erreichen konnte: das Auf» einanderwirken der einzelnen Varianten gleicher Veranlagung muß Das bewirken, da ja die Möglichkeiten feiner Entfaltung dadurch nothwendig vermehrt wurden.

Mittel-Schreiberhau. ProfessorWernerSombart.

Seit Iahren durchforscht Herr Professor Sombart die Natur- und Kulturgeschichte des Kapitalismus. Nicht, wie mancher andere Pro» fessor, nur über Büchern und Papier, bei Lampenschein; am Liebsten im funkelnden Mittagslicht greifbarer Wirklichkeit. Lebendiges möchte er fühlen, Lebendigem nachgestalten, und das Lob von Männern der Praxis gilt ihm höher als der Beifall zünftiger Nationalökonomen. Werthvolle Bücher sind ihm gelungen; werthvoller freilich durch die Vision eines Hirnes, das den Muth zu (und die Lust an) Sonderheit hat, als durch die Wucht in Stahl geharnischter und drum unverdrängbarer Thatsachen. Ein neuer Band, der auch die hier veröffent» lichte Wägung der Uranlage zum Kapitalismus enthalten wird, soll nächstens folgen. („Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirthschaftmenschen; bei Duncker K Humblot in Leipzig.) Erst wenn er erschienen ist, kann das Urtheil über das Gesammtwerk und den Kopf, der es schuf, sich auf festes Gebälk stützen.

Schmoller als Politiker.

er sünfundsiebenzigjährige Gustav Schmoller geht daran, sein Haus zu bestellen. Er hat seine Kollegien eingeschränkt; er hält kein Seminar mehr. Er sichtet nur noch und überarbeitet. Gustav Schmoller hat in diesem halben Jahrhundert, in dem der früh Fertige nun vor der deutschen Öffentlichkeit steht, der Nation schon viel gesagt. Er will, so weit es an ihm liegt, ihr Alles gesagt haben. Aus diesem Wunsch sind die „Charakterbilder" erwachsen, die er vor ein paar Monaten durch die getreuen Dnncker S Humblot der, trotz den Herren Bernhard und Harms, trotz Ehrenberg und Pohle, immer noch sehr zahlreichen Gemeinde der Freunde und Schüler vorgelegt hat. Zwei Dutzend Arbeiten ungleichen Um« fangs und auch nicht ganz gleichartig in ihrem Werth. Sehr sorgfältige Aufsätze sind darunter, fein gefeilte Reden; besonders ists eine, die er in der Berliner Akademie am Leibniztag 1896 auf die Heimgegangenen Mitglieder Sybel«nd Treitschke gehalten hat und die einen lebhaften, pointirten Stil zeigt, wie Schmoller, der den ruhigen Fluß der Darstellung liebt, ihn sonst kaum je geschrieben hat. Und dann auch kurze Tisch- und Gelegenheitreden: ein Toast auf Althoff (wie weit liegen diese Dinge uns doch schon zurück!), dem er, um die Angriffe von Michaelis zu pariren, im Januar 1912 ein Mahl in seinem Haus rüstete; eine Glückwunschansprache an den siebenzigjährigen Adolf Wagner; ein kurzer Aufsatz über den verschwägerten und befreundeten Ernst Franke; skizzenhafte Schilderungen von Adam Smith und Friedrich List. Sogar ein Artikel über Bogumil Goltz ist in der Sammlung, den der fünfundzwanzigjährige Schmoller für die heimische Neckarzeitung schrieb und der dem jungen Doktor und Referendar das Mißfallen der heilbronner Aristokratie eingetragen haben soll. Schmoller meint, er wolle mit diesen Aufsätzen ein Beispiel geben, wie der Historiker, der Volkswirt!) und Politiker es anstellen muß, wenn er Persönlichkeiten im Kern ihres Wesen erfassen will. Ob Das mit dem Buch erreicht wird, kann zweifelhaft sein. Aehnlich hat jeder ernsthafte Publizist, der, wenn er über Erscheinungen und Menschen der historisch-politischen Welt schreibt, ja auch ein Stück Historiker. Volkswirth und Politiker sein muß, immer schon Dergleichen angefaßt. Di^ Verschiedenheiten und Nuancen der Darstellung ergeben sich meist wohl aus dem Temperament, aus dem schließlich auch die Unterschiede in den religiösen und politischen Auffassungen fließen. Der Werth des Buches, scheint mir, liegt in einer anderen Richtung. Es zeigt uns Schmoller, den Politiker, Der hat gewiß auch

früher schon, zumal in seinem Jahrbuch, solche Stoffe behandelt: ich erinnere nur an seinen Gedächtnißartikel über Schulze aus Delitzsch und an den sehr feinfühligen, in diesem Falle wirklich den Wesenskern aufspürenden Aufsatz über Lasker. Wie denn überhaupt für Den, der Schmoller, seine Art und sein Schriftthum kennt, dieser Band der Paralipomena kaum neue Aufschlüsse enthalten wird. Aber hier erscheint, was sonst über Zeitschriften und Tagesblätter verstreut war, hart aneinandergerückt: und so schließen die Einzelzüge sich zum festumrissenen Bild.

Was also ists um diesen Gustav Schmoller, den alle Engbrüstigen uns noch heute als den heimlichen Nährvater der Sozialdemokratie zu denunziren pflegen, alle unsauberen Karrieremacher als den Schöpfer und Förderer jener in Beamtenschaft, Professorenthum und Presse arg verbreiteten Ideologenzunft, die bisher zu verhindern gewußt habe, daß man dem „Umsturz" wirksam auf den Leib rückte? Schmoller selbst hat sich bisweilen einen preußischen Altliberalen genannt. Und wirklich: in Manchem, was er schreibt, ist noch die Stimmung der sechziger Jahre. Die bewußte Einseitigkeit eines Kleindeutschthums, das (zu seiner Frist sicher mit Recht) sich sagt, daß nur gestützt auf die straffen Kräfte, die Preußen in Verwaltung und Heerwesen ausbildete, den Deutschen eine staatliche Organisation erwachsen kann und die darum unbekümmert, schier ohne ein Gefühl des Mitleids, auf den Trennungstrich hinarbeitet (und, nachdem er vollzogen ist, ihn bejubelt), der rund zehn Millionen Volksgenossen von uns nimmt und in die gierige slavische Brandung hineinstößt. Darin gleicht Schmoller dem nahezu ein Menschenalter älteren Schwager Gustav Rümelin, dem Erbkaiserlichen und Gothaer, der (das liebevoll gezeichnete Lebensbild in der Sammlung bestätigt es aufs Neue) auch sonst auf ihn einen starken Einfluß ausgeübt hat. Inzwischen ist aber, zumal unter unseren jüngeren Historikern, wie überhaupt in einer Oberschicht der deutschen Bildung, eine Reaktion aufgekommen. Wir fangen zu zweifeln an, ob 1866 und 70 die deutsche Frage wirklich restlos beantwortet ward, ob sie in ihrer Zwiespältigkeit und ihren schmerzlichen Räthseln nicht vielmehr auch ferner hüben und drüben das herbe Erbtheil der Deutschen blieb, und beginnen nun doch als Verlust zu empfinden, was man vor fünfundvierzig Iahren im Freudenrausch über das herrlich auferstandene Reich sorglos hingegeben hat. Den Wahlpreußen Schmoller, der sich selber gelegentlich einen Borussophilen heißt, suchen diese Zweifel nicht auf. In einem Aufsatz (aus der „Neuen Freien Presse") wiederholt er sogar das Argument der Schwäche: „Wir würden etwas

für Deutschland, seine Verfassung, sein Parteiwesen, feine Regirbarkeit gänzlich Verkehrtes thun, wenn wir große Gebiete katholischer oder fremdsprachiger Bevölkerung erwerben wollten." Weist also, schon weil sie katholisch sind, den Gedanken an eine irgendwie geartete staatsrechtliche Verbindung mir den Deutsch-Oesterreichern glatt ab. Seinem engeren Landsmann Schaeffle aber hält Schmoller noch vier Jahrzehnte später vor, daß er als Protestant.und „Deutscher" in ein klerikales österreichisches Ministerium erngetreten sei. Und da er Adolf Wagner, der drei Jahre vor ihm die Siebenzig vollendet hat, die Oratio Zrätulätoris, hält, meint er, indem er ihn mit Schaeffle vergleicht, halb scherzhaft und dabei doch im Grunde bitter ernst: „Sie, verehrter Freund, sind gottlob in Oesterreich nicht lange genug gewesen, um auch, wie Schaeffle, österreichischer Minister zu werden." Hätte, wenn Adolf Wagner es geworden, Das wirklich so unbedingt dem Deutschthum und der Wis« senschaft zum Schaden ausschlagen müssen? Ward etwa Böhm-Bawerls wissenschaftliche Leistung dadurch gekürzt, daß er einmal in Oesterreich Frnanzminister war, und ist es nicht vielmehr ein wahres Glück, daß es wenigstens an unseren Universitäten Etwas wie eine deutsche Gemeinbürgschaft giebt und die politischen Grenzen den Austausch der Kräfte innerhalb des deutschen Sprachgebiets nicht hindern?
Schmoller, der preußische Hofhistoriograph, der vielleicht sein halbes Leben in den Archiven zugebracht hat, um uns die preußische Verwaltung als das Kunstwerk, das sie ist, verstehen zu lehren, ist Gothaer geblieben. Aber ein Altlrberaler wurde er darum doch wohl nicht. Er ist sehr vorsichtig, sehr maßvoll, sehr abwägend. Aber weder ein Zeltgenosse der Vincke und Graf Schwerin noch gar ein Altliberaler im Sprachgebrauch unserer politischen Modernc. Schmoller ist ein glühender und, was noch mehr gilt, ein verständnißvoller Verehrer des Fürsten Bismarck. Er steht, da er in Sankt Blasien in vier Artikeln der „Sozialen Praxis' die Summe des eben zu Rüste gegangenen Heldenlebens zieht, ganz unter dem Eindruck der gigantischen historischen Leistung, die das in politischen und wirthschaftlichen Dingen hinter Westeuropa zurückgebliebene Teutschland um zwei bis drei Jahrhunderte vorwärts schob. Niemals vorher und vielleicht lauch seither nicht wieder ist mit so spürsamem Eifer aus diesem Leben hervorgeholt worden, was er der deutschen Wirthschaft zum bleibenden Besitzthum hinterließ. Wie allein schon durch die Verstaatlichung des preußischen Eisenbahnwesens („in diesem Rang die größte That des Jahrhunderts" heißt sie Schmoller) die Gefahr einer einseitigen Kapita-

listenherrschaft, wenn nicht abgewandt, so doch für Deutschland wesentlich eingeengt wurde. Bei Alledem ward Schmoller nicht blind gegen die Irrthümer, Widersprüche, zeitlichen Bedingtheiten des großen Mannes. Bisweilen naht er auch seiner überragenden Genialität mit so scharfer Kritik, daß bei der in deutschen Landen weitverbreiteten Neigung zur Vergottung, der stark ausgebildeten Heuchelei und dem Mangel an Muth, dem populären Vorurtheil sich entgegenzustellen, kaum eine der bestehenden Parteien bereit wäre, Schmoller unbesehen in ihre Arme zu schließen. Darum soll man den Versuch aufgeben, Gustav Schmoller parteipolitisch abzustempeln Wir leiden, wenn wir das Bedürfniß haben, zu Zeiten uns eigene Gedanken zu machen, unter diesem Einschachtelungdrang der theuren Zeitgenossen ohnehin schwer genug. Knirschen (für gewöhnlich leider in ohnmächtiger Wuth), wenn, zum Bei» spiel, irgendein Tropf uns bescheinigt: wir seien nicht liberal, weil wir uns unterstünden, selbst an der strahlenden Sonnenpracht des Reichstagswahlrechts ein paar Flecke zu entdecken, oder nicht ,,national", weil wir der hysterisch betriebenen preußischen AntiPolengesetzgebung keinen Geschmack abzugewinnen vermögen.

„Nur Flachköpfe, die nichts mehr nach den zwanziger Iahren lernen, die, in ein paar Gedanken eingesponnen, nicht die Pflicht des Handelns besitzen, bleiben Zeit ihres Lebens bei diesen", sagt Schmoller an einer Stelle von Bismarck. Auch er selbst hat zu jeder Zeit von diesem Menschenrecht der Entwickelung Gebrauch gemacht. Schmoller verkennt keinen Augenblick, wie viel Talent, zuverlässige Hingabe an den Staat, die sich gelegentlich gar zum Opfersinn steigern kann, wie viel ritterliche Vornehmheit im preußischen Adel stecken. Und doch schildert er, wie ohne die harte Erziehungarbeit Friedrich Wilhelms des Ersten dieser Adel zur Gefahr für den Staat geworden wäre und wie er seitdem wieder, durch den romantischen vierten Friedrich Wilhelm, unter anderen Gesichtspunkten und aus anderen Motiven auch durch Otto Manteuffel und Bismarck, fast zur Gefahr wurde; zum herrschenden Faktor im Lande Preußen, wo seine Vorzugsstellung nicht zu ertragen wäre, wenn die Majorität des Abgeordnetenhauses auch die Minister bestimmte. Daß diese Majorität dennoch aus die preußischen Minister abfärbt, übersieht Schmoller. Wie er denn, meines Erachtens, bei seinem Preislied auf die Beamtenregirung mehr das Ideal als die in unserer Wirklichkeit vorhandene im Auge hat. Die Wahrheit ist doch wohl, daß es bei uns Beamtenminister und daneben parteipolitisch abgestempelte Excellenzen giebt und daß nicht selten erst nach sehr langen und hartnäckigen Kämpfen im

Schoß der Regirung (mitunter aber auch gar nicht) den Beamten der Sieg zufällt. Dabei wird Schmoller nicht müde, die Nochwendigkeit der Kontrole durch Parlament und Presse zu betonen. Nur zu parlamentarischen Ministerien hält er unsere Parteien noch nicht für reif. Oder auch für überreif, weil sie keine reinen politischen Parteien mehr seien. In diesem Zusammenhang prägt Schmoller den Satz: „Sie sind mehr Klassen- und Kirchenorganisationen, die gegen den Staat und das Staatswohl Klassen- und Kirchenvortheile erkämpfen wollen." Ich finde, hier wird in ein paar Worten schlicht, aber unerbittlich der Argrund unseres ganzen innerpolitischen Jammers aufgedeckt. Wer von uns hat nicht schon, wenn er über die Unfruchtbarkeit unserer Regirenden ergrimmte und die traditionelle Art ihrer Auswahl ihn verdroß, nach parlamentarischen Ministerien in Reich und Einzelstaat sich gesehnt! Was wir seitdem in Bayern erlebten und erst neuerdings wieder, bei dem Groben Unfug dieser letzten Steuersuche, die in einzelnen ihrer Phasen allen praktisch und theoretisch gebildeten Volkswirthen ein geradezu groteskes Schauspiel bot, hat derlei Träume wie mit einem Eishauch gestreift. Es sind, von den beiden liberalen Gruppen abgesehen, die als Minderheiten mit fortgerissen werden und im besten Fall, nach der bekannten Formel, die Funktion haben, „Schlimmeres zu verhüten", Organisationen gegen den Staat. Der Begriff der nationalen Gemeinsamkeiten lebt für sie kaum mehr, wenigstens hat er keinen Einfluß auf ihr Handeln; und nur mit Schaudern mag man sich vorstellen, daß das bayerische Experiment (es braucht ja nicht gerade das Centrum zu sein: Konservative oder Sozialdemokraten verführen nicht glimpflicher mit uns) einmal im Reich oder im führenden Preußen wiederholt werden könnte. So ist man denn geneigt, Schmoller Recht zu geben, wenn er resumirt: „Also eine königliche Regirung über den Parteien, aber nicht gegen und nicht ohne die Parteien. Keine königliche Regirung im Sinn persönlichen Regiments, im Sinn einer übernatürlichen, göttlichen Beeinflussung der Fürsten, fondern in dem Sinn, daß die Fürsten, die naturgemäß das größte individuelle Interesse am Staatswohl haben, sich mit den Ministern umgeben, die in Führung der Staatsgeschäfte die größte Erfahrung, die größten Talente, die besten Charaktere zeigen und fähig sind, Majoritäten in den Parlamenten nicht durch Koterienzusammenhang, sondern durch das Gewicht vernünftiger Gründe zu schaffen." Die Einwände, die hier angemeldet werden könnten, hat Schmoller selbst bedacht. Denn an einer anderen Stelle, da er sich mit Naumanns Ideal der Demokratisirung auseinandersetzt, schreibt er:

„Unsere Zeit hat in der Presse ein Organ der Kontrole geschaffen, das früher fehlte; es hat die unteren Klassen durch Schulbildung, Presse, Vereinswesen, Selbstverwaltung, allgemeine Wehrpflicht, technische Fortschritte emporgehoben, wie es nie früher die unteren Klassen erlebten. Der Jahrhunderte alte politische Schlummer der Mittel« und unteren Klassen ist beseitigt. Sie sind erwacht und verlangen mit Recht eine Theilnahme am Staatsleben, die ihren Eigenschaften entspricht. Das Mißtrauen gegen die vorhändenen oder möglichen Mißbräuche der Regirenden ist in einer Weise erwacht, daß kein Staat ohne Selbstverwaltung,, ohne Parlamente, ohne die Möglichkeit für die Talente und großen Charaktere in den Mittel« und unteren Klassen, an dem Aemterwesen, der Volksvertretung, der Selbstverwaltung TheU zu erhalten, bestehen kann. Denn jeder Staat muß das Pertrauen der großen Majorität des Volkes haben und es sich immer wieder neu erwerben. Er kann nicht mehr blos durch Gewalt bestehen."

Nicht blos durch Gewalt; aber gewiß auch nicht durch die Herrschaft der Masse: „Die moderne großstaatliche Demokratie kann keine wichtigen politischen Dinge in ihrer Masse richtig beurtheilen; sie muß damit zufrieden sein, Führer, Vertreter, Delegirte zu wählen, die ihr Vertrauen haben, die für sie handeln. Im Staat wie in der Volkswirthschaft können nicht die Massen regnen und befehlen; sie können nur indirekt auf die Befehlenden wirken: aber sie müssen im gewöhnlichen Lauf der Dinge in der Regel theils der Staatsgewalt, theils den Unternehmern, theils den selbstgewählten Führern gehorchen."

Schmoller, der als junger Professor in Halle als Altliberaler begann, ohne es doch vielleicht im strengen Sinn je gewesen zu sein, ist bei allen Wandlungen sein Leben lang sich treu geblieben. Er hat gelernt, ist, wie ers selber einmal ausdrückt, um ihr gewachsen zu sein, mit seiner Zeit fortgeschritten und ist heute, da es ihn drängt, bevor die Abendschatten tiefer werden, als politischer Bekenner vor uns zu treten, im Grunde doch der Alte. Der kluge Maßhalter und der vorsichtig abwägende Beurtheiler, der aus einer stupenden Bildung und umfassenden Personenkenntniß seine Urtheile schöpft. Der die Menschen menschlich und die Dinge aus ihrem Werden und ihrer Umwelt zu begreifen sich gewöhnte und bei aller Milde, bei allem Willen, zu verstehen und entgegenzukommen (von der persönlichen Bekanntschaft auch mit den am Höchsten Stehenden nur in der Schattirung und im Tonfall des Urtheils beeinflußt), aufrecht und freimüthig seinen Weg ging bis auf diesen Tag. Ob sein wissenschaftliches Lebenswerk Bestand haben wird?
n

Ich weiß es nicht. Ans, die wir uns noch im langsam ergrauenden Haar mit Stolz seine Schüler nennen, war er mehr: ein Erzieher. Wirklich, mit Fichte zu reden, wenn auch in etwas anderem und weiter greifendem Sinn: ein Erzieher zur Deutschheit. Wie wenigen von den jungen Herren, die jetzt da und dort auf deutschen Aniversitäten verkünden, sie seien über Schmoller hinausgewachsen, wird Das dereinst zu bestätigen sein?

Or, Richard Bahr.

Antike und Klassizismus.

ft wird vergessen, daß hinter dem Klassizismus die Revolu- ^M!, tion, hinter dem Empire der Kaiser steht: daß die in vier Jahrhunderten erschöpften klassischen Bildungmächte in ihrem letzten Auftrieb wohl noch einmal ein mittleres Kulturniveau, aber keine ursprünglichen Erscheinungen mehr hervorbringen konnten. Dennoch bemerkt man, daß auch die überzeitlichen Bildungen, die große Staatsumwälzung und der Kaiser selbst mit Stoff und Feuer der Antike gesättigt sind. Aus dem alten Arherd der Menschheit müssen also zwei Kräfte wirksam sein: eine, welche die mittlere Schicht formt, und eine andere, welche die Gipfel ballt. Beide sind begreiflich nicht gleichen Wesens, nicht etwa nur ungleicher Masse. Es ist nicht etwa nur so, daß die durchschnittlich europäische Bildungwelt von 1800 von einem Oberflächenhauch antiker Welt gestreift wird und die schöpferischen Kräfte der Zeit von einem tieferen Strom ihres Wesens genährt werden: zwei verschiedene, getrennte Kräfte aus dem alten Arherd sind wirksam. Eine, die di^ Bildungwelt nährt, das Kulturniveau schafft (Bücher und Zeitschriften inspirirt, Möbel und Geräche beeinflußt), ist die zeitliche, aus der Renaissance über das Barock und Rokoko in dreimaliger Siebung abgeleitete, die andere die überzeitliche, ohne Uebertragungmittel unmittelbar aus den Urformen, die die Antike darstellt, in die lebendigen Erscheinungen des Zeitalters überspringende. Die Wirksamkeitgrenze dieser beiden Kräfte ist nicht immer leicht festzustellen. Nicht immer ist gewiß, ob der Name „Brutus" nur Dekor war, dazu bestimmt, eine Haltung und ein Gesicht zu geben, oder ob er der glühende Ausruf eines unmittelbar die neue

res publica umfangenden Gefühls ist, der für die gegenwärtig schöpferische That nur ihre ewig wirksame symbolische Urgestalt beschwört. Scheidegrenze wird das Maß der Personen und Handlungen selbst sein. Die Füllungen des Konventsgetriebes bis in seine höheren Lagen, die veranstalteten und nicht veranstalteten Beziehungen der Gesellschaft und unter den Geschlechtern sind ohne den Genius, sind Erinnerung, Abglanz, Wirkungen der Historie und der Sentiments: der Klassizismus. Selbst da, wo sie den Schein der Persönlichkeit und einer unmittelbaren Rivalität mit der Antike haben: Lucian auf der Tribüne der Fünfhundert, wie er in gewiß ursprünglicher Erregung den kommenden brüderlichen Tyrannen spartanisch bedroht, die neuen Aspasien mit ihren Perikliden, die Tallien, Remusat, Iosefine: ohne es selbst zu wissen, leben sie ein zweites, abgeleitetes, nicht ihr eigenes Leben; sie sind die Schatten Derer, die groß waren. Was den Schein, die Täuschung erweckt, ist einübers Mittler«hinausgehendes MaßvonLeidenschaft, das aber im Privaten, Persönlichen, Peripherischen bleibt und nicht den Kern, die Sache, den Urzustand ergreift und eben darum nicht die Antike als Symbol, sondern die klassische Figur allegorisch heraufruft. Lucian ist auf der Tribüne, obwohl vielleicht in diesem Augenblick republikanisch zuverlässiger als Napoleon, doch der nur peripherisch, nicht im Kern vom antiken Feuer Berührte. Ihm ist die Republik nur (wenn auch unbewußt getragener) Purpur seiner Person; dem Bruder das Imperium Ausdruck einer eingeborenen unmittelbaren Beziehung zu den Urkräften der Welt, wie er sie begreift; die Erfüllung einer Sendung, seines Staat bildenden Willens. Darum ist in diesem Augenblick Napoleon, dessen Haltung damals eher modern-nervös als römisch war, gegenüber dem die klassische Pose wahrenden Lucian der wahrhaft antike Mensch. Er ist der Caesar oder Augustus, wo Lucian den Brutus citirt.

Und eben so sind Robespierre, Danton, Marat um ihres eingeborenen, aus der Sache, der neuen staatlichen Vision stammenden Feuers willen eben so viele Gracchen, während Desmoulins. Collot d'Herbois, Billaud-Varennes in Wahrheit nichts sind als die um eine Zeitwende jüngeren Geschwister des Rokoko, die sich am Bild der antiken Republik berauschen und bei ihrer durch keine äußeren Grenzen gehinderten Entwickelungmöglichkeit damit Wirkungen erzielen, die manchmal die der unmittelbar Inspirirten recht nah berühren. Doch bleibt der Unterschied immer unverwischt und bedeutsam. Die ewigen überzeitlichen Wirkungen sind immer von der ursprünglichen, der antiken Urkraft, die ephemeren immer

von dem abgeleiteten, dem klassizistischen Geist ausgegangen. Das Besondere und Merkwürdige ist, daß in dieser Zeit, ähnlich, aber stärker als in der Renaissance, die ursprünglichen Kräfte und Er« scheinungen, deren erste vollkommene Verkörperung die Antike war, mit deren doktrinären und literarischen Ableitungen zusammentreffen. Gas führt manchmal zu Verwechselungen, die sich aber bei genauerem Hinsehen immer von selbst aufklären. Die napoleonischen Proklamationen an die Armee des ersten italienischen Feldzuges, die so sehr große Latinität athmen, daß sie, übersetzt, dem Livius oder Caesar anzugehören scheinen, sind doch im Tiefsten urwüchsig und haben den caesarischen Strich nur daher, daß die Hand, die ihn führte, von Geburt caesarisch war. And die Wirkung, die sie äußerten, stammt nicht daher, daß sie den Rausch einer glanzvollen Vergangenheit vermittelten, wie oft sie sie selbst mit Namen beschworen, sondern, daß sie ein nur in vollkommenen Epochen wie der Antike vorhandenes sachliches Feuer zu entzünden wußten. Dazu gehörte freilich, daß ihnen Herzen entgegenpochten, für die der Klang antiker Namen nicht eine Ergötzung des In« tellektes, sondern eine Nahrung der Phantasie, ein Stoff ffürs Blut war; die durch die Aufrufung der römischen Legionen sich nicht zu Nacheiferung anfeuern zu lassen brauchten, sondern darin für ihr triebhaft unsicheres Vorwärtsstürmen den umfassenden Sinn und die ausdrückende Gestalt erfuhren; die, wenn man sie mit „Rom" anredete, empfanden, daß dieses Rom, wie ihr Caesar einmal sagte, nicht mehr am Tiber, sondern an der Seine liege. Das war denn freilich auch für diese ursprünglichen, den antiken ebenbürtigen Kräfte ein legitimer, nicht nur literarischer Zuschuß aus der an« tiken Erbschaft. Er gab ihrem unumschriebenen Eifer von vorn herein einen sichtbaren, gestalthaften Ausdruck, der ihn verhinderte, ins Ziellose, Tumultuarische, Abenteurexhafte abzuirren, und seine Bindung in neue, selbständige, staatliche Einheiten erleichterte. Das ist das Geheimniß der ersten italienischen Erfolge Napoleons durch die Macht des antiken Namens und Wesens. Beide, der Feldherr und das Heer, hatten urthümliche Substanz genug, daß die antike Welt in ihren ursprünglichen, unabgeleiteten Substanzen durch und auf sie wirken konnte. Und indem sie so das Heroische in einer der gebildeten, abgeleiteten, aufgeklärten Welt unzugänglichen Weise begriffen, wurden sie trotz einem Armeebudget von vierzigtausend Francs bar und einer Million zu Protest gegangener Wechsel, ohne Schuhe und ohne Brot des vortrefflich ausgerüsteten, dreimal an Zahl überlegenen, aber den Kriegsgeist nur vermöge Bildung und Lehre begreifenden, nicht mit dem

Blut erlebenden Gegners Herr. Antik war die napoleonische
Armee trotz dem klassizistisch scheinenden Pathos ihrer Proklama-
tionen und Aktionen; und klassizistisch war die Armee der Beau-
lieu, Alvinzr, Wurmser, in der kein besonderes Pathos an die An-
tike erinnerte, deren ganzer Geist aber aus der doktrinären und
reglementären Vergegenwärtigung traditioneller Soldatentugen-
den beruhte. Man sieht: der klassische Apparat spricht in einer
Zeit, deren Gesellschaftston ganz auf ihn abgestellt ist, weder für
noch gegen ein lebendiges Vorwalten antiker Kräfte in den Einzel-
erscheinungen. Sind sie lebendig, so gehören sie mit ihrem Alltag
der Zeit und haben für ihren Alltag dessen Sprache und Geste
(anders als in einer Zeit, die überhaupt ohne Stil ist). Aber wie
die selbe Sprache und Geste Vielerlei ausdrücken kann und muß,
das kaufmännische Geschäft, die priesterliche Unterweisung, die
advokatorische Ueberredung und die militärische Anfeuerung, so
ist sie auch, darüber hinaus, das Einzelne und Bedeutende zu ver-
gegenwärtigen fähig. Besagen die „Bruten" regelmäßig nicht
mehr als das übliche Maß an Tyrannenhaß, die „Scipionen" das
an Feldherrnkräften, die „Aristide" das an staatlicher Wohlan-
ständigkeit, so kann einmal der Brutus, der Scipio, der Arisrides
eine tiefe, befruchtende Wahrheit werden, die von der vorgebildeten
antiken Form als dem der für alle Zeit sinnlich darge-
stellten Nrform, umkleidet wird. Wenn auf dem großen Annähe-
rungmahl im Herbst 1799 Bonaparte als Fabius, Moreau als
Scipio ausgerufen wird, so ist Das im Munde Derer, die da riefen,
nichts als eine tagon äe parier, Attrappe, obwohl der Fabius selbst
unter ihnen gegenwärtig und der Scipio ihnen (als kommender
Caesar dreifach) fürchterlich nah war. Nur: sie spürten vom Einen
wie vom Anderen nichts als das Bild, die Metapher, das Clich6:
ihnen war die große Gegenwart nichts als die Belebung der Bil-
dungwelt, das Paradigma ihrer ererbten Neberzeugungen, wäh-
rend sie, die der Gegenstand dieser Feier waren, den klassischen An-
ruf als das ihnen zukommende, ihr wahres und wahrhaft ausge-
drücktes Sein empfanden. So liegen Lüge und Wahrheit in einem
Wort zusammen.
Der antike Name ist Zweierlei: weil er Urformen ausdrückt,
im Wege geistiger Zeugung Stoff und Gehalt aller Heroen; weil
er die einzige vollkommene historische Wahrheit ist, im Wege na-
türlicher Ueberlieferung Nahrung und Form aller BildungmSchte.
Charlottenburg. Dr. BertholdVallentin.

Die Zukunft.
Selbstanzeigen.
Marion in Roth. München, bei. Georg Müller.
Dieser Roman will Unmittelbares, Wesentliches mit wenigen
Worten geben. Unbeschadet der Ehrfurcht, die ich Goethe und Gon-
tscharow schulde, liebe ich das Verschweigen. Poesie ist Rhythmus,
Lied, Wahrheit; und gute Prosa, lebendige, persönliche Prosa ist im
Grunde nichts Anderes. Von einem Kunstwerk aber verlange ich,
daß es ein Schrei der Seele sei und trotzdem wohl überlegt, den Ge-
setzen der Schönheit gehorsam. In einem Kunstwerk, also auch in
einer Romandichtung, hat die Musik den Stoff verwandelt, hat ihn
der Enthusiasmus aufgezehrt. Das mag man ruhig Transsubstan-
tiation nennen; und ich finde sie bei Romantikern und Realisten, bei
Naturalisten und Impressionisten, im Koran und bei Heinrich von
Kleist. Das Weltbild dieses Romans heißt: Erich Seraphim und das
Leben. Vor dem ersten Kapitel ist der junge Seraphim Student der
IKünste, Poet, Literat. Nach dem zehnten ist er ein reifer Künstler.
Durchaus nicht geheimbderäthlich reif (er hat auch nicht das Zeug
dazu), aber auf seltsam tiefe Art in das Leben verliebt; ein Schöpfen
Dazwischen liegt der Höhepunkt des Lebens, liegt die Vermählung mit
dem Leben. Die weltfremden Alleen von Saint-Germain, die Seine
im vergleitenden Grau der sterbenden Tage, die Wunder der Sainte-
Chapelle: Das war fein, zart, verschwebendes Spiel, un rsvs vagus
sb bssu. Marion ist das Leben, der Blutstrom, die große Leidenschaft,
Is ssvs immense qui ss psvsns. Ein ganzer Kerl und ein Gedicht; eine
der wenigen Frauen, die auch dann noch interessant bleiben, wenn
man sie enträthselt hat. Ein Vampyrlein. Der gute Dämon und die
Erinnye. Kein Typ, kein „Gretchen" und kein „Ibsenweib". In einer
Welt von Thatsachen, die durch sie zu einer Welt von Stimmungen
wird, erleben die beiden Menschen den geheimen Sinn und den Gipfel
ihres erotischen Daseins. Das Milieu des Theaters und der Bo-
heme, die erlebte.und erlittene Wirklichkeit einer massiven Hafenstadt
zwischen Memel und Brabant, zwischen Iütland und Niederland
taucht aus den Fluthen empor. Die Landschaft, die Umgebung, die
Menschen sind konzentrirte Seelenzustände, Arabesken der Grund-
motive vom Leben und von der Liebe. Marion, die Schauspielerin,
das primitive Talent mit ihrer Sinnlichkeit und Delikatesse; Erich
Seraphim, der die Träume besser kennt als das Leben, der seltsame
Gespräche liebt und rhythmische Phrasen, der entweder verhimmeln
muß oder verdammen, sind dieses Buches Onjegin und Tatjana. Da-
neben bilden Culminante, der Hokuspokusmacher, halb Caesar, halb
Hausknecht, die sinnlich-übersinnliche Mimose Lilith-Eve Loyson, die
marktschreierisch extravagante'May Venerina und andere Menschen
und Masten die Besatzung des Segelschiffes „Marion", dessen Devise
lautet: Oäi et smo. Arthur Sakheim.

F. w. Pustkuchen, Wilhelm Meisters ZVanöerjahre. Berlin,
H. Parsdorf.
Diesen Neudruck darf man nicht nur als ein Kuriosum betrachten. Gewiß ist das Werk, das unmittelbar nach der Veröffentlichung von Goethes berühmtem Roman gleichen Titels zu erscheinen begann und 1828 in seinem fünften Blande der Lesewelt dargereicht wurde, keine Meisterleistung. Auch soll nicht verteidigt werden, daß ein Schriftsteller von geringem Ruf wagte, den selben Titel zu wählen, den der Meister geprägt hatte, in der Absicht, Diesem Konkurrenz zu machen; aber der Roman hat, wenigstens in seinen ersten Theilen, außerordentliches Aufsehen gemacht und ist in manchen Partien so gut geschrieben, daß er vielen urteilsfähigen Zeitgenossen (zum Beispiel: Börne) gefiel und er von manchen für ein Werk Gothes' genommen wurde. Aber nicht nur für die Zeitgenossen hatte das Werk Bedeutung. Vielmehr weckt es noch heute ein starkes kulturhistorisches Interesse dadurch, daß es als Niederschlag der konsequenten kirchlichen Reaktion gegen Goethe erscheint und daß es, wiederum hauptsächlich in den ersten Bänden, Alles sammelte, was gegen Goethes „unnationale und unkirchliche Gesinnung" zu sagen war. Ich habe dem merkwürdigen Buch, das in seinem vollständigen Original jetzt ziemlich selten geworden ist, eine große Einleitung von 74 Seiten vorangestellt, in der ich verschiedene Aufgaben zu bewältigen versuchte. Ich gab den Inhalt des goethischen Romans wieder und zeigte, aus brieflichen Aeußerungen und Rezensionen, die Aufnahme des Buches bei den Zeitgenossen, sammelte ferner die biographischen Notizen, die über Pustkuchen zu finden sind, und analysirte den Inhalt seines vielbändigen Romans nebst einigen anderen Schriften, die mit dem Hauptwerk zusammenhängen: „Wilhelm Meisters Tagebuch" und „Gedanken einer frommen Gräfin". Endlich stellte ich die Würdigungen zusammen, die Pustkuchens Arbeit durch die Zeitgenossen erfuhr. Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß Goethe den wider ihn gerichteten Angriff gekannt hat und daß er seinen großen Aerger in zahlreichen heftigen Bemerkungen und in sehr vielen Gedichten zum Ausdruck brachte. Auch läßt sich erkennen, daß dieses Konkurrenzwerk fast öfter als Goethes Original in Zeitungen und Briefen besprochen wurde. Hervorragende Schriftsteller und Dichter, Fouqus, Grillparzer, Platen, sprachen sich über Pustkuchen und Goethe aus, Tieck, Arnim, Immermann traten in novellistischen und dramatischen Werken für Goethe gegen Pustkuchen ein. Varnhagen vertheidigte in seinem Buch „Goethe in den Zeugnissen d!er Mitlebenden" Goethes Sache mit ritterlichem Muth. Alle diese Arbeiten werden ihrem Inhalt und ihrem Werth nach gewürdigt; außerdem wird geschildert, wie Goethe durch Briefe oder mündliches Lob sein Interesse an diesen Vertheidigungen bezeugte. Schon dieser große Schriftenwechsel bekundet das Aufsehen, das der Versuch Pustkuchens machte, und begründet die Notwendigkeit und Nützlichkeit eines Neudrucks des dickleibigen Romans.

Professor Dr. Ludwig Geiger.

»

Hypotheken.
^^l'er Mangel an Bau- und Hypothekengeldern ist noch immer schmerzhaft fühlbar. Erste Hypotheken, die erneuert werden müssen, sehen sich vor ungeheuerlichen Bedingungen. Zwei Prozent Provision und eine Erhöhung des Zinsfußes auf Prozent sind das Gewöhnliche. Wer Geld zur zweiten Stelle sucht, muß sich mit Geduld waffnen. Die Hypothekenbanken machen fast nur noch Prolongationgeschäfte. Die sind einträglich und täuschen über das peinliche Gefühl hinweg, das durch die Hemmung ersprießlicher Thätigkeit geweckt wird. Den Banken bleibt nur eine Möglichkeit: bei reichlichem Pfandbriefverkauf gute Arbeit; sonst otium »ins äignitsts. Die Pfandbriefe der Hypothekenbanken sind auf ein totes Gleis geschoben worden. Das Publikum interessirt sich nicht mehr für diese Papiere; es ist enttäuscht, weil die Kurse nicht besser gestützt wurden. Vierprozentige Stücke giebt es jetzt schon zu 92,25, dreieinhalber zu 83,50. Das sind fast 10 Prozent weniger. als 1910 für diese Papiere gezahlt werden mußte. Und aus der Einlösung zum Parikurs, die einen ansehnlichen Amortisationa«-winn verspricht, macht man sich wenig. Bis die letzten Nummern der vorhandenen Serien ausgelost sind, können Iahrzehnte vergehen. Die Abkehr vom Pfandbriefmarkt wurde wieder sichtbar, als sich jüngst auf dem Rententerrain ein günstiger Wind erhoben hatte. Reichs- und Staatsanleihen profitirten davon; die Hypothekenobligationen blieben unbewegt. Harte Zeiten. Und Keiner weiß, wann sie sich ändern werden. Der Bankdirektor zuckt dieAchseln. Am Ende kann ers aushalten; und derPfandbriefbesitzer muß sich mit der sicherenZinsenfrucht trösten. Schlimm ist, daß mit dem Feuer des 4Vsprozentigen Typus gespielt wird. Die Berliner Hypothekenbank (einst Pommersche) hatte 1912 den ersten Schritt in den neuen Bezirk gethan (nach einem Vorversuch 1908). Der zweite Streich, 20 Millionen Mark 4Vsprozentiger, folgte im September 1913. Im Iuli 1913 kam die Deutsche Hypothekendank in Berlin mit 20 Millionen neuer Pfandbriefe; sie hatte schon 1907, in den Tagen der ärgsten Geldnoth, 4Vsprozentige Schuldtitres angeboten. Früher hatte man Bedenken, ob für hoch verzinsliche Pfandbriefe sichere Unterlagen M finden sein würden. ErstsHypotheken zu ^/t Prozent wuchsen nicht wild. Heute ist die Sorge um das Objekt durch die Erfahrung widerlegt worden. Die Erste Stelle hat kein Reservatrecht mehr. Wer Darlehen auf Grundstücke sucht, muß zu den buntesten Bedingungen, die ihm gestellt werden, Ia und Amen sagen. Also wäre derUebergang in einen neuen, üppiger ausgestatteten Pfand» briefbereich denkbar, wenn nicht gewisse Hemmungen bestünden. Die münchener Hypothekenbanken, die, im Besitz der Mündelsicherheit, eine besondere Kursnote haben, brachten, in einer Erklärung, das beleidigte Solidaritätgefühl der Pfandbriefinstitute zum Ausdruck. Sie sprachen von einem »schwer zu rechtfertigenden Vorgehen" der beiden Berliner, die sich über die alte Gewöhnung an vierprozentige Obligationen hin-

weggesetzt haben. Aber die bayerischen Banken mußten zugeben, daß die Verhältnisse des Geld- und Anlagemarktes die Wahl des V/s prozentigen Typs „auf den ersten Blick als einleuchtend und bestechend" erscheinen lassen; als eine „fast, selbstverständliche Folgerung aus den Thatsachen der Gegenwart". Unerfreulich bleibt jedenfalls die Rückwirkung auf das Milliardenkapital, das in vierprozentigen Obligationen angelegt ist, und die Vertheuerung des Realkredits. Von dem Gesammtbetrag deutscher Hypothekenpfandbriefe (11465 Millionen) sind etwa 7600 Millionen mit 4 Prozent Zinsen ausgestattet. Seit 1910 hat sich der Kurswerth dieses Kapitals um 9 Prozent oder 684 Millionen gesenkt. Würden V/s Prozent allgemein eingeführt, so kämen die vierprozentigen Obligationen zunächst in Gefahr, da die 3V2 prozentigen kaum noch als Rivalen angesehen werden. Vielleicht aber würden auch Haufen von diesem Kontingent gegen die höchstverzinsten Papiere eingetauscht werden. Iedenfalls ist die Sorge um das Wohl und die Zukunft des Pfandbriefkapitals nicht unbegründet.
Den Staatspapieren würde die Häufung hochverzinster Pfandbriefe kaum mehr schaden als die V/iprozentigen Obligationen der Industrie, die,sich freilich>in der ^Qualität von den Pfandbriefen unterscheiden. Statt eines Druckes auf das edelste Organ des Rentenkörpers zeigte sich die Thatsache, daß die industriellen Schuldverschreibungen um Liebe werben mußten. Man läßt sich auch durch V/2 Prozent nicht mehr zu kühnen Thaten begeistern. Sonst hätten die Hypothekenbanken sich vielleicht entschlossen, das groß« Anleihegeschäft mit dem Fürsten Max Egon Fürstenberg zu machen, das nun die Deutsche Bank ausgeführt hat. Eine V/sprozentige Hypothekaranleihe im Betrag von 22 Millionen wird von ihr übernommen und untergebracht. Die Bank hat den Vortheil, daß sie aus dem Erlös der Anleihe die noch schwebenden Engagements des Fürsten Fürstenberg tilgen kann. An der Sicherheit de? Obligationen ist nicht zu zweifeln, da die badischen Güter und Wälder, die ihnen verpfändet sind, nach strengster Taxe beinahe den doppelten Werth des Schuldbetrages haben. Daß die Herrlichkeit des Fürstentrust mit der hypothekarischen Belastung eines Theiles der fürstenbergischen Standesherrschaft enden werde, ließen sich die Fürsten nicht träumen. Nun kann das Publikum, das die neuen V/iprozentigenFürstenberg-Obligationen kauft, eineErinnerung an die neuste Sensation deutscher Wirthschaftgeschichte in den Schrank legen.
Die hypothekarische Verschuldung der Grundstücke beträgt in Deutschland 50 bis 60 Milliarden Mark. Die Möglichkeit, den so schwer belasteten Boden nutzbar zu machen, muß gefunden werden. Bebauung bringt ja nur Nutzen, wenn das Haus eine Rente zu liefern vermag. In hundert Versammlungen wird über die Noth des Grundkapitals gesprochen und die Einführung von Reformen gefordert. Wenn man aber sieht, daß, allen BerechnuMen zum Trotz, die großen Geldbehälter des Grundstücksmarktes, Hypothekenbanken, Sparkassen, Versicherunganstalten, noch nicht ausreichen, ists nicht leicht, an die Tauglichkeit

aller Neuerungen zu glauben. Bevor die Reichsanstalt für die Angestelltenversicherung ihre Thätigkeit begann, wurden dem Hypothekengeschäft neue Chancen verheißen. 200 bis 250 Millionen Mark müssen in jedem Iahr angelegt werden. Das sei also für den Grundstückmarkt sicheres Kapital. In der Wirklichkeit hat man nichts von kräftiger Förderung des Anlagegeschäftes gespürt. Auch an eine Reichsbürgschaft für die ausgeliehenen Hypotheken ist, gedacht worden. Wären Reich und Staat in der Lage, besondere Fonds zu halten, die als Bürgschaft für Grundstückdarlehen dienen, so müßten die Lebensbedingungen der Hypotheken auf diese besondere Garantie eingestellt werden. Solcher Ausgleich zeigt die Grenzen des ganzen Planes. Der Fiskus kann nicht für die Sicherheit von Darlehen haften, die aus privaten Geldern stammen; ohne planmäßige Tilgung, weite Kündigungfristen und sichere Taxen ist eine öffentliche Bürgschaft nicht denkbar. Und gerade diese Eigenschaften sind schwer zu erlangen. Die Amortisation städtischer Hypotheken ist noch lange nicht die Regel. Die Propaganda zu Gunsten der regelmäßigen Abzahlung des Darlehens drang nur mühsam durch den Schutzwall von Vorurtheilen. Der Widerstand gegen die Tilgunghypothek wurde durch die niedrige Rente des Hausbesitzes genährt. Der steigende Zinsenaufwand verringert die Möglichkeiten zur Förderung des Hypothekengeschäftes durch den Staat. Nicht jeder Geldgeber kann, außer hohen Zinsen, noch die Amortisation des Darlehens durchsetzen. Die wird eben durch die Verkürzung des Ertrages so sehr gehemmt, daß selbst die Chance einen späteren Nachhypothek für den getilgten Betrag dagegen nicht wirksam wird. „Wer weiß, ob mans erlebt?"

Der Widerstreit zwischen der selbstbewußten Weltanschauung der Grundstückspekulanten und den Prinzipien der B.odenreformer drückt sich auch in den Plänen zur Beseitigung des „Grundübels" aus. Im Ianuar 1913 wurde, nach einer im Reichstag gegebenen Anregung, der Entwurf eines preußischen Wohnungsgesetzes veröffentlicht. Solchen Entwurf hatte schon das Iahr 1904 gereift; aber man war mit dem Gesetz nie fertig geworden. Der preußische Entwurf war eine Ueberraschung: das Reich sollte sich ja mit der Materie befassen. Da in der Begründung des Gesetzes von der „ungesunden Boden- und Häuserspekulation" gesprochen wird, so war der Entwurf für die Grundstückunternehmer abgethan; sie halten ihn für unbrauchbar, weisen auf'die Erfolge der Spekulation hin und rufen: „Ohne Miethkaserne keine Rente." Während das Wohnungsgesetz solche Kasernen nicht zärtlich behandelt. Die andere Partei kämpft für den Schlachtruf: „Weg mit dem Bodenwucher!" Iene haben die Ueberlieferung, Diese das Zukunftsehnen für sich. Eine Geldfrage ist mit wohlwollenden Worten aber nicht aus der Welt zu reden. Wer Geld aufGrundstücke sucht, muß unter allen Umständen die „besonderen Verhältnisse" bedenken. Die Stadtgemeinden, die sich für die Beschaffung von Hypotheken interessiren, möchten jedes Risiko meiden. Dieses Streben zeigt sich auch in dem von der Mainstadt Frankfurt vorbereiteten Hypothekenamt. Das

städtische Institut vermittelt den Hausbesitzern hypothekarische Darlehen. Das Geld wird von einer Bank beschafft, die Schuldverschreibungen ausgiebt. Für die Sicherheit des Kapitals haftet die Stadt, die aber dieBürgschaft nicht ohne Weiteres auf sich nimmt, sondern Rückendeckung bei einer Versicherungsgesellschaft sucht. Geräth ein Schuldner in Schwierigkeiten und ergeben sich für die betroffene Hypothek Verluste, so wird die Versicherung in Anspruch genommen. Diese Kette von Bürgschaften ist theuer; nnd die Kosten muß der Entleiher des Geldes tragen. Das ist eine Schwäche des Systems. Die zweite: daß die Anträge auf Hypothekenertheilung in ein sehr feines Sieb gethan werden. Nur das Beste wird man nehmen; denn die Stadt will nicht in die Gefahr kommen, allzu sehr auf die Garantien der Versicherung ange« wiesen zu sein. Man sieht, wo die Grenzen der Möglichkeit einer solchen Reform verlaufen: im Bezirk des nachweisbar soliden Hausbesitzes. Wo der Boden übertheuert und überlastet ist, kann ein städtisches Hypothekenamt nach frankfurter Muster nicht helfen. Und gerade an den schwachen Stellen wäre Hilfe nöthig. Man soll nicht immer an den Bauschwindler denken. Um ihn wärs nicht schade; seine Ausräucherung brächte der Gesammtheit und vielen Einzelnen ja nur Segen. Aber der Hausbesitzer, der durch einen Schwindler hineingelegt worden ist, müßte wieder flott gemacht werden.

Daß der seßhafte Hausbesitz von dem Spekulanten abrückt, um sich die Erlangung von Hypotheken zu erleichtern, ist begreiflich. Grundstücke mit einem bestimmten Miethertrag, die weder von Konjunkturen noch von Spekulationgeschäften abhängen, bieten dem Geld günstige Anlagemöglichkeit. Entscheidend bleiben aber die Bedingungen des Geldmarktes. Nach der Vorschrift des städtischen Hypotheken-Bankvereins von Berlin-Schöneberg, einer vom Magistrat geleiteten Genossenschaft der Hausbesitzer, werden Zweite Hypotheken bis zur Grenze des (nach vorsichtiger Schätzung festgestellten) Verkaufswerthes gegeben. Ist die Taxe, wie anzunehmen, gewissenhaft, so können Objekte, die eine reichlich bemessene Erste Hypothek tragen, überhaupt nicht in Frage kommen. Da die Geldmittel durch die Ausgabe von Pfandbriefen beschafft werden, so hängt das Geschäft von den Bedingungen des Pfandbriefmarktes ab. Wird ein Typus von 4Vt Prozent gewählt, so ist die Hypothek, sammt der Tilgung, mit 6 Prozent zu verzinsen. Wird die Erste Hypothek, die vor der Zweiten, städtischen steht, nicht mit Vi Prozent jährlich amortisirt, so erhöht sich die Quote der zweiten Stelle um diesen Betrag. Der Aufwand würde also, im Ganzen, 6Vt Prozent ausmachen. Das ist nicht wenig; aber man hat die Sicherheit, eine unkündbare Hypothek zu besitzen. Wäre das Feld, das mit Geld berieselt werden muß, nicht so weiträumig, dann könnte aus einzelnen Pumpstationen eine allgemeine Bewässerung erzielt werden. Doch es ist ungeheuer groß: und deshalb hängt das Heil des Hypothekenmarktes schließlich am Zinsfuß und ist von ihm nicht zu lösen. Ladon.

>
Auswandererschicksal. *)
Bericht, der in seiner Vollständigkeit angeführt zu werden verdient, da er ein lebendiges Bild sowohl von den Verhältnissen in dem kleinen Kolonistenheim als auch von der Briefschreibevin gibt, die in Dänemark bis vor so kurzer Zeit eine verhutzelte Arbeiterin gewesen ist und kaum ihre Kinder ernähren konnte.

„Liebe Mutter und Großchen, ich will sehen, ob ich ein Bischen erzählen kann, wie es hier aussieht. Es ist blos Wald, wohin man sich wendet, und große Moore; einzelne Stellen haben die Farmer urbar gemacht, so daß man ein Feld sieht; Häuser kann man von hier aus nicht sehen, wo wir wohnen. Ein Farmer wohnt hier eine Viertelstunde Weg von hier, sie heißen Iamesons, aber man kann vor Bäumen nicht darüber sehen; Keiths, die an mich nach Dänemark geschrieben haben, wohnen vier Meilen von hier und ich habe erst einmal mit ihr gesprochen; sie kamen hier angefahren, ein paar Tage, nachdem wir angekommen waren. Verschiedene haben uns schon besucht, aber wir haben noch nicht Zeit gehabt, Iemand wieder zu be» suchen, und es wird schon im Schlitten sein, wenn wir zu dem Besuch kommen. Einen Tag sind wir doch zu Keiths gefahren, aber sie waren nicht zu Hause; da müssen wir den Weg nochmal machen, wenn wir besser Zeit haben.

Unser Haus ist aus Holzstämmen gebaut, das Dach aus Schindeln, mit vier Fach Fenstern, eins oben im Giebel nach Osten, zwei nach Süden, eins nach Westen und eine Thür nach Osten; innen haben wir eine große Stube, Speisekammer und einen Aufgang zum Boden, wo wir ein Bett haben; und in der Stube, die Stube, Kammer und Küche auf einmal ausmacht, haben wir zwei Betten, einen Tisch, sechs Stühle, einen(Toilet?)tentisch, einen Wäscheschrank mit Bücherschrank darauf, einen Waschtisch und einen Brennholzkasten, innen auf der Treppe hängen unsre Alltagskleider mit einem Tuch darüber und mitten auf der Erde steht ein schöner Fußwärmer, ein Ofen und ein Herd mit einem schönen Backofen drin; glaube mir also, liebe Mutter, daß wir hier nicht frieren können, wir haben ja genug, um zu heizen,

*) Proben aus dem merkwürdigen, lehrreichen, mit dem Reiz des kräftig Seltsamen wirkenden Buch „Die in die Fremde zogen. Auswandererschicksale in Amerika 1873 bis 1912. Auf der Grundlage von Tagebüchern und Briefen." Bei Erich Reiß läßts der dänische Professor Karl Larsen erscheinen. Wir werden, auch hier, noch darüber hören. Einstweilen dünkt michs besser, über das eigentliche Wesen des Buches und der Menschen, die den daheim Gebliebenen diese Briefe schrieben, nichts zu sagen; nicht den Duft dieses Straußes verwehen zu lassen, ehe jede Blüthe und jedes Blättchen von zärtlichen Augen betrachtet ward. Nur: Dieses Buch ist gewichtiger, reicher, der Seele bekömmlicher als drei Schock mittelguter Psychologenromane.

und unsere Mahlzeiten sind dreimal am Tage festgesetzt, Morgen,
Mittag und Abend, und immer warmes Essen. Thee trinkt man zu
jeder Mahlzeit und sonst Grütze, Eier, Speck, Kartoffeln, Eingemachtes
und Entenbraten, Wild, Wasserhühner oder Prairiehühner oder Wild-
enten, von denen hat unser Vater nicht zu wenig geschossen. Ich habe
auch Suppe aus den Vögeln mit Klößen drin gekocht; Du kannst Dir
denken, Das war was für Vater, Das hat er nicht gekostet, seit er Däne-
mark verlassen hat; Das machen sie hier drüben nicht, Suppe kochen,
Das kennen die Leute nicht, solche Suppe gießen sie fort; und Kaffee
trinken sie hier nicht viel, nur wenn man Besuch bekommt, da macht
man Kaffee. Das ist nicht solch Kaffee wie zu Hause in Dänemark,
liebes Großchen, es ist gar nicht gut, so viel Kaffee zu trinken, es geht
uns sehr gut, jetzt, wo wir nicht so viel Kaffee trinken, und wir ent-
behren den Kaffee gar nicht. Und wenn man Besuch bekommt, setzt man
nur Brot vor, Butter, Zucker, Milch, Eingemachtes; Das nennt man
Sous (Sauce, eingemachtes Obst, Kompot) hier, Wir nehmen hier keine
Sahne zum Kaffee; die gebraucht man zur Butter. Ich habe mehrmals
gebuttert und ich backe auch Brot; aber Die backen hier nicht so wie zu
Haus in Dänemark, es ist nicht die gute Hefe, die man zu Haus hat,
es sind solche trockenen, Keinen Keks, die nennen sie Ietztkeks (vs^stoskes,
Hefekuchen) und Das geht nicht so gut auf (wie) mit der dänischenHefe,
aber wenn inan erst! geübt ist, dann geht es schon; das letzte Mal, als ich
backte, hatte ichi Mück. Ich backe zwei-, dreimal die Woche, da haben wir
immer frisches Brot, Roggen giebt es hier ja nicht. Das wäre schon
fein, mal ein Stück Roggenbrot zu bekommen, aber nun haben wir uns
an das Weizenbrot gewöhnt; es ist guter Weizen, den wir haben, und
feines Auszugsmehl, das gut schmeckt; und wir mögen es gern; es
kann in Wasser gebacken werden, denn die Kuh giebt jetzt nicht so viel
Milch, wir haben ein paar kalte Tage gehabt und die Hühner legen
auch nicht mehr so viele Eier, aber wir können uns doch helfen; uns
fehlt niemals das Essen und auch nicht die Laune. Wir sind Alle bei
bestem Wohlergehen. Du hättest nur mit uns gereist sein sollen, Groß-
chen, denn weißt Du was: da war eine alte Frau von zweiundsiebenzig
Iahren mit auf dem Schiff, sie war aus Iütland, ich habe mehrmals
mit ihr gesprochen, während wir fuhren. Es ging ihr die ganze Ueber-
fahrt gut, ich habe Dir vielleicht davon in einem anderen Brief er-
zählt; ihr Sohn war Farmer irgendwo hier in Nordamerika, er war
zu Haus gewesen nnd hatte sie zu sich rübergeholt. Was, wenn Du
leben würdest, und wir kämen nach Haus, um Dich zu holen, so reistest
Du Wohl noch mit, liebe MuMer, denn hier fändest Du blos Freundlich-
keit. Glaube mir, daß die Kinder froh über ihren Vater sind und ich
mit, aber es ist auch eine große Veränderung mit ihm in Allem vor-
gegangen, er ist pünktlich und fleißig und gut, er ist auch froh über uns.
Wir haben sonst gutes Wetter, am Tage scheint die Sonne, es
ist warm, aber nachts ist Rauhreif, daß Alles weiß am Morgen ist,
aber es geht rasch vorbei. Es ist so verschieden; einen Tag hatten wir

das schönste Schneewetter, als ob Weihnachten war,.die Kinder waren draußen, nm Schneemänner zu machen und sich mit Schnee zu werfen am Bormittag; aber als wir Abend hatten, war aller Schnee verschwunden. Das ist doch wunderlich, Hier ist abends Nordlicht, der ganze Himmel ist ein Licht, lange Strahlen bewegen sich über den Himmel hin wie das schönste Feuerwerk, Das kann leuchten wie Mondschein, und dann heulen die Wölfe tief drinnen im Walde wie ein Haufen Hunde, nur etwas kreischender, aber sie kommen dem Haus nicht nah. Hier sind auch Pferde und Kühe den ganzen Winter draußen und snchen sich selbst Futter, aber sie sind es so gewohnt. Jetzt sollen wir unser Vieh in den Stall bringen; ich habe eine große Arbeit, ich bin Maurergeselle bei Tage, jetzt sind wir allein zu Hause; ich bin dabei, den Stall von außen und innen zu verputzen und zu dichten. Das ist ganz spaßig; und wenn ich damit fertig bin, wird unser Haus eine Auffrischung bekommen, wenn irgendwo Etwas abgefallen ist. Glaube mir, unser Vater ist froh, daß ich Das kann, er kann ja keine Zeit dazu finden; wenn er fertig ist, dann ist es vielleicht so kalt, daß er es nicht mehr machen kann; wenn er nach Haus kommt, dann muß er auch so viel wie möglich wegen seines Beines liegen, aber das ist viel besser; und dann kümmere ich mich um die Schweine (wir haben zwei), Kühe und Pferde, ich gebe ihnen Wasser und Futter; sie kennen mich schon, sie rufen, wenn ich komme und ihnen aufschließe, sie sind sehr artig. Unser Vater kommt am Sonnabend nach Hause und zieht am Montag los, er hat Saat für die Maschine zu fahren, bald bei dem einen, bald bei dem anderen Farmer, er muß ja Geld verdienen, wir wollen eine Kuh zum Winter haben und Du mußt ja auch Dein Geld haben, liebe Mutter, sobald wir es zusammen bekommen haben; wenn es ein strenger Winter (wird), dann werden wir gut am Brennholz verdienen. Dann bekommen wir Arbeit mit Bäumeholen und Das hält einen guten Preis; aber hier giebt es keine Tannenbäume, hier ist blos hier und da einer, Das sind blos Schwarzpappelbäume; etwa vier Meilen nördlich von hier ist der große Tannenwald, Ietzt ist es Abend, wir haben eben gegessen, es ist der zweite Oktober, wir (wollen) zu Bett gehen und sind allein zu Haus und ich möchte ein paar Zeilen dazu schreiben; heute Abend ist Sturm und Regenwetter, der Regen stürzt nieder und ich denke, unser Vater kommt morgen zeitig. Du kannst Dir nicht denken, was ich heute gemacht habe: ich habe einen Sägebock gemacht; es ist bequemer, das Brennholz zu zersägen, als es zu zerhauen, Karen und ich sind tüchtige Holzhauer, glaube mir; es war eine kleine Ueberraschung für unseren Vater, als er nach Haus kam; ja, nun will ich vorläufig warten mit Schließen, bis wir Deinen Brief bekommen.

Liebe Mutter und Großchen! Wir haben heute, den zwölften Oktober 08, Deinen lieben Brief erhalten und sehen, daß Du gesund bist. Liebes Großchen darf nicht böse sein wegen Marinus; wir treffen uns Alle noch einmal. Der Iunge ist so froh über seinen Vater, von

dem Augenblick an, wo wir uns wiedergesehen haben; er war, als
wäre er niemals fort von uns gewesen; und Alle sind froh und zu-
frieden; die Zeit vergeht rasch, hier ist genug zu thun. Da unser
Vater jetzt gleich aus der Thür will, er will nach der Stadt — ich
muß deshalb in Eile schließen. Mit vielen freundlichen Grüßen an
die ganze Familie von uns Allen"
Ein späterer Brief erzählt weiter von der Ausstattung des Hau»
ses, als die Familie hinüberkam, und von den Vermehrungen des
Hausraths: „Ich habe gewiß nicht erzählt,' wie gut unser Vater für
den Haushalt gesorgt hatte, wie wir ankamen. Er hatte die Speise-
kammer voll Eßwaaren und Allem, Tassen, Teller, Schüsseln, Messer,
Gabeln, Löffel, Kessel, Kaffeekanne, Waschbrett, Waschkessel, Wanne
und zwei Zuber und Alles, was zum Haushalt nöthig ist, Garn zum
Stricken, schwarzes und blaues, und ein gutes Bett mit guten Decken
und einer Matratze. Und dann sind wir ja mit den guten Ueber-
zügen gekommen, daß Du wirklich glauben kannst, liebe Mutter, wir
haben uns im Winter eingemummt. Wenn es auch kalt gewesen ist,
haben wir nicht gefroren, denn an einem guten Ofen und einem gu-
ten Herd und Holz haben wir ja genug. Das ist nicht so, wie wir
manchmal zu Haus beinahe erfroren waren und ich jeden Tag für
zwanzig Oere Kohlen und für fünfzehn Oere Holz kaufte. Wir haben
dieser Tage für die Kinder gekauft, ein großes Holzbett mit Feder-
matratze; denn das, worin die Kinder haben liegen müssen, hatte unser
Vater selbst gemacht; .es war 'zu hart für sie. Glaube mi,r, liebs
Mutter, sie fühlen sich ordentlich mollig in dem nenen Bett."
Briefe vom Dezember 1908 vervollständigen die Schilderungen
des Kolonistenheims mit seiner Lebensweise und seinem Familienleben.
Der Vater ist an seinem alten Beinleiden krank gewesen und hatte
gut drei Wochen zu Bett liegen müssen. „Das, was der Doktor darauf
brachte, verbrannte es ganz, so kamen wir selbst darauf, es mit Sahne und
(mit)lauemBorwasser zu koriren; wenn Das nur richtig anhalten will,
denn es juckt nachts dran. Liebe Mutter, in der Zeit habe ich den Pferden
und Kühen Wasser und Futter geben müssen, die Schweine und Hühner
versehen, Brennholz sägen. Wir haben einen Tag Schneesturm ge-
habt und es friert ordentlich; wir haben gut eine halbe Elle Schnee.
In dem tiefen Weg und der Kälte waren wir gestern, den dreißigsten
(November), ausgefahren und Stroh für unser Vieh holen bei Macken-
zies, dem Farmer, der vier Meilen von hier wohnt und bei denen
wir übernachteten. Er und unser Vater kommen oft zusammen und
helfen einander... Ein paar Wochen mußte unser Vater nach der
Stadt fahren zusammen mit Mackenzie, weil wir gar keine VorrSthe
hier im Haus hatten. Unser Vater verkaufte Weizen für Mackenzie.
Sie waren viermal nach der Stadt in der Zeit, und unser Vater be-
kam zwei Dollar für jedes Mal; Das war leichtere Arbeit, als Bäume
zu fällen. Eines Tages war unser Vater zu ihm hinübergefahren,
aber da war Feiertag, es war Wahltag und da konnten sie nicht in

die Stadt fahren, da kam unser Vater nach Haus mit einem halben Wagen voll Fleisch; sie hatten drüben an dem Tage geschlachtet. Es waren 2 Ochsenköpfe, 8 Beine, Zungen, Herzen, Schwänze, 2 große Lebern und beide Kaldaunen, da hatte ich Arbeit eine ganze Woche mit brühen, schaben und Wurst machen. All Das hatte unser Vater für das Helfen den Tag bei Mackenzie bekommen. Den nächsten Tag fuhr unser Vater wieder hinüber und war eine ganze Woche drüben, kam dann nach Hause mit Vorräthen (aus der Stadt), die bestanden aus 2 Pfd. Zucker. 2 Pfund Kaffee, 2 Pfund Thee, 20 Pfd. Syrup, 6 Pfd. Zwiebeln, einem Faß gesalzenen Hering, 20 Pfd. Hafergrütze, 100 Pfd. Auszugsmehl, Hefe, Backpulver, Sempf, Karlsbadersalz, Wollgarn zu einer Iacke, die ich unserem Vater stricke, 2 Säcke Futter für die Schweine, Tabak und Priem für sich selbst, Aepfel und Bonbons für seine Kinderchen und mich, 100 Pfd. Rindfleisch, so daß wir uns jetzt eine Zeit behelfen können. Liebe Mutter, heute, den dritten Dezember, ist unser Vater auf und draußen, seine Pferde das erste Mal seit drei Wochen zu striegeln. Vater hatte sich gerade so fein rasirt und frisirt, wir standen auf und stritten uns um den Barbierkuß, Sigrid war die Erste, die ihn bekam, dann Marinus, dann Karen, dann ich. Es so eine kleine Schlägerei unter uns. Marinus ist ein richtiger Vater-Iunge, er ist so froh über Vater. Ietzt kommt Vater brüllend rein, weil er friert, und nun ist Marinus dabei, Vater die Hände zu kneten. Du solltest blos sehen, liebe Mutter, wie spaßig Das mit den Beiden aussieht, Marinus nennt Vater Schätzchen und Vater nennt Marinus Mutter."

Eine andere Briefschreiberin spricht (1910):

„Hier ist Arbeitlosigkeit und Theuerung; es gährt in allen Verhältnissen; der Reiche wird unermeßlich reich und der Arme hungert; wie es ist, kann es nicht lange andauern! Es wird Revolution geben. Das wird so lange zehn, wie Keiner weiß. Der Arbeiter wird sich gegen den Arbeitherrn erheben, der Millionen verdient, während der Arbeiter und seine Familie hungern! Die Lebensmittel sind gestiegen und maßlos theuer und der Arbeitherr kürzt den Lohn (falsch für: euts tks wsges Sowv, setzt den Lohn herab), weil er die Macht hat und so handeln kann. Hier ist viel Erbitterung gegen Roosevelt. Der Reiche erhebt ihn in die Wolken, der Arme verdammt ihn. Die Arbeiter haben, wie sie es nennen, eine Union gegen die reichen Fabrikbesitzer gebildet, um sie zu zwingen, höheren Lohn zu geben. ?Ks Union hat Los Angeles zu ihrem Hauptsitz gewählt, so daß die Schlacht hier beginnen wird, ich vermuthe, der Reiche haßt „tKsUnionmen" (die Vereinsleute) und thnt ihnen so viel Schaden, wie sie können. Das Schlimmste ist, daß die Leiter von tks Ilvicm ihr eigenes Schäflein scheren! Weißt Du, ich glaube, nicht, daß es einen ehrlichen Mann in ganz Amerika giebt, es fehlt ihnen nur die Versuchung und sie sind Alle zu kaufen." (Im Oktober 1910 war in Los Angeles das kapitalistische Blatt „Nmes" Gegenstand eines Dynamitattentats gewesen, das, wie erklärt wurde, unter Mitwirkung hervorragender „unionmsn- unternommen wurde. Ein paar

Auswandererschicksal.
Monate später wurde ein ähnliches Attentat gegen das Eisenwerk Llo
wellyn verübt.)
An anderer Stelle heißt es: „Es giebt keinen Gegenstand indem ver-
feinertsten Leben, denj sie hieynicht in Gebrauch haben. Das ist das Un-
glück! Der Arbeiter, der seine drei bis vier Dollars am Tage hat, lebt
eben so fein, das Beste vom Besten jeden Tag auf dem Tisch, wie der
reiche Mann; wenn dann Arbeitlofigkeit! Kommt, ist nichts bei Seite ge-
legt: und dann klagen sie und sind mißvergnügt. Der Luxus nimmt
überhand, es giebt theure Pianos in jedem Haus, die sie auf monatliche
Abzahlung bekommen können. Alle kaufen theure fertiggenähte Kleider.
Man bekommt keinen besonderen Hut für zehn Dollars, hundert Dol-
lars ist ein gewöhnlicher Preis, wenn Straußenfedern darauf sind, —
und der Strauß lebt doch hier im Lande!. . . Wir haben einen großen
politischen Kampf gerade hier in der Stadt gehabt. Die Frauen haben
dasVote-Recht (vots, stimmen) bekommen; die Sozialisten versuchten,
Kluiüolpsl otties (die Stadtverwaltung) zu bekommen, wurden aber Ss-
kisäst (gskestsS, geschlagen), sie setzten einander in den Blättern herab,
daß es eine Schande war . . ."
Die Frage nach der Gleichstellung der Frau mit dem Manne be-
schäftigt sie immer und sie spricht in einem Brief aus, „daß in diesem
Land die Frauen für Christi (Sache) arbeiten können, weil ihnen in der
Kirche erlaubt ist, bei den Gebetsversammlungen zu beten und Zeugniß
abzulegen, was ihr Erlöser für sie gethan hat, und mit Iedem von der
Erlösung ihrer Seele zu sprechen. Das ist eine unvergleichliche Frei-
heit! Das giebt manch begabte Frau in Gottes Hand, Diesen oder Ienen
zu erlösen. Ich bin dankbar, daß Gott mein Schicksal so gelenkt hat, daß
ich in ein Land kam, wo die Frau in allen Dingen mit dem Manne
gleichgestellt ist.-
Aber sie hat nun auch Seiten der Gleichstellung der Frau mit dem
Manne kennen gelernt, die sie durchaus nicht ansprechen. Als Wil-
helmine im Iahr 1910 erzählt, daß sie jetzt „Wahlrecht" daheim in
Dänemark bekommen hat, bemerkt Laura, daß es so weit noch nicht
überall im „Lande des Fortschritts" ist, aber „die Mädchen gehen in
die Schule nnd lernen das Selbe wie die Iungen, weshalb sie auch alle
möglichen Berufe ergreifen können, und es ist gewöhnlich, daß Mann
wie Frau außerhalb arbeiten, besonders, wenn sich irgendein Fa-
milienmitglied um das Haus bekümmern kann." Und Lauras Instinkt
noch mehr als ihre Religiosität nimmt bestimmt Abstand von einer
schicksalsschweren Konsequenz aus dem Bedürfniß der amerikanischen
Frau, dem Manne gleichgestellt zu werden: „Hier ist es so gewöhnlich,"
sagt sie, „daß Leute keine Kinder haben. Es giebt sogar Doktoren, die ge-
mein genug sind, einer Frau zu einem Abortus zu verhelfen. Viele
Frauen finden ein frühes Grab, weil sie keine Kinder haben wollen."
„Ia, hier in Amerika," schrieb sie vorher, „sind die Frauen tüchtig,
sie machen selbst alle ihre Arbeit, auch wenn die Familie groß ist. Hilfe
ist fast kaum zu haben und sehr kostspielig. Aber die Frau hier hat sehr
große Rechte. Beleidigt sie ein Mann, so kann sie ihn wie einen tollen

Hund niederschießen und nicht Einer hebt die Hand, um sie zu ergreifen. Sie kann dem Mann verbieten, insWirthshauszugehenzgiebtmanihm dort zu trinken, kann sie den Mirth wegen mindestens fünfhundertDollurs Belangen. Niemand kann einem verheiratheten Manne Haus und Heim nehmen, ehe nicht fünfhundert Dollars für Frau und Kinder hinterlegt sind. Niemand kann für die Schulden des Mannes eine Kuh, zwei Pferde, sechs Schweine der Familie ans einer Farm nehmen. Und so kann ich noch viel mehr Sachen aufzählen. Eine Frau hat einen Beschützer, wo sie geht, in einem Amerikaner und ist nie einer Beleidigung ausgesetzt. Gott helfe Dem, der es wagt, eine Dame zu beleidigen, wo sie sich auch bewege!"

„Aber," fügt sie hinzu, „hier muß man sich doch in viele Dinge finden;" namentlich ruht die ewige Klage, daß „die Arbeitkraft so theuer ist," als eine quälende Last auf der Hausfrau in Amerika. „Die amerikanische Hausfrau muß, aber kann auch für gewöhnlich mehr thun, als ich, die Bauersfrau! Ich mache selbst in meinem Hühnerhaus rein, miste unter ein paar kleinen Ferkeln aus, die Reinlichkeit nöthig haben, arbeite wie eine Häuslerfrau. Eine Hofbesitzersfrau in Dänemark würde nie daran denken, Das zu thun, was ich thue." Aber es giebt amerikanischeFrauen auf deMLande, die können „melken, Korn husken (KusK «orn — Mais pflücken, die Maiskolben aus der Hülse nehmen), ihre eigenen Sachen nähen und doch eine Lady sein! Es giebt natürlich auch unter ihnen die allerreichsten, verwöhnten Frauen; aber gewöhnlich muß die Frau all .ihre eigene Arbeit machen, wenn sie auch einen Haufen Kinder hat. Da, lernen sie denn tüchtig werden; als sie klein waren, hatten sie ihrer Mutter zu helfen; ist keine Tochter da, dann muß der Sohn waschen, ausfegen, aufwischen, die Kleinen besorgen; mein ältester Sohn Charles konnte Wäsche eben so gut wie ich waschen, konnte Essen machen, Brot backen etc., weil ich so sehr krank war und Einer die Arbeit thun mußte."

Die Männer haben in Amerika eine ganz andere Achtung vor den Frauen als in Dänemark. „Der Amerikaner, im Allgemeinen, selbst wenn er weniger gebildet ist, respektirt die Frau. Du kannst gehen, wohin Du willst, selbst nnter rohen Arbeitern, selbst wenn sie etwas betrunken sind, sie werden Dich nie mit einem Wort oder einer Miene beleidigen. Kannst Du Das in Dänemark? Ich fragte einmal einen Knecht vvn uns danach. Er sagte: „Ich respektire jede Frau, denn meine Mutter war eine Frau." Meine Iungen respettiren mich jetzt keineswegs, aber sie sahen ihrenWater und da lernten sie es! So geht es hier: Ein Amerikaner respektirt für gewöhnlich seine Frau und erzieht seine Söhne dazu, ihre größte Hilfe und Stütze zu werden. In Dänemark wird der Sohn dazu erzogen... — Sind sie nicht reich Genug, sich ein Dienstmädchen zu halten, muß die Mutter den Sohn bedienen. Hier, selbst wenn sie ein Dienstmädchen haben, versteht es sich von selbst, daß die Männer Wasser, Feuerung bringen, ihre eigens Kleidung und Schuhe bürsten. Amerika ist das Land des Fortschritts!"

(Herausgeber: Professor Karl Larsen.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der ZZukunst in Berlin. — Druck von Pak S Garleb G. m. b, S. in Berlin.

Berlin, den 1. November

Feuerwerk.

ZFKer aus schmerzendem Erleben sich das hohe Glückgerettethat,
an einen persönlich über allem Menschenschicksal, Völker-
schicksal waltenden Gott zu glauben, Der muß, vom hüllenlos
leuchtenden Himmel her, durch das Gehöft der dritten Oktober»
Woche die Herrnstimme vernommen haben. Nicht zornig dröhnte
sie in seinOhr^ noch nicht wie eines zur härtesten Strafe entschlosse»
nen Richters; in Trauer war ihres Tones Majestät dicht einge»
schleiert, wie eines ernsten Vaters würdige Rüge, die zärtlichem
Gefühl schwer sich entband und ihrerWirkenskraft selbst nicht ge»
wiß ist. «Das Deutsche Reich will aus seinem Wahntraum nicht
erwachen. Weil ichs lieb habe, sparte ich nicht an Warnung und
Zeichen. Doch weiter schläft es; wähnt sich, dem Nachtwandler
gleich, auf steilstem Felsgrat und Hausfirst so wohlgeborgen wie
auf dem Moosteppich einer von Sommermorgenwindchen ge»
streicheltenAu, hinterschlaftrunkenenTröpfendcsrechtenWeges
so sicher wie unterdesweisesten Erzengels Obhut; undseinTraum
haßt den Warner, als könne nur dessen Weckruf ihm den Sturz,
jähen Tod ihm bereiten. Und hängte ich den vonBlutfarbe röthesten
meinerKometenvorsErddachfenster: dieRuthe, vordermanches
dreist fuchtelnde Kindervolk zu schlottern begann, schreckt so Er»
wachsens, Aufgeklärte nicht mehr. Durch ihre Nacht lodere ein
grasseres Licht. Durch die in Tageshelle gekünstelte Nacht ihres
üppigsten Volksrausches. Wenn eingedrillter Dünkel sich hoch
über der Ahnenthat, nah schon den Sternen glaubt, flackere ihm

zu Haupt von meiner Blitze Zacken das Gewölb, überflamme das
Kunstlicht und lehre willige Seelen erkennen, in welche Gefahr
schlafsüchlige Wahrheitscheu sich verklettert hat. Vielleicht taumelt
endlich dann auch die Dienstmannschaft aus." Jahrhundertfeier.
Das öffentliche GeweseDeutschlandsistdem preußischen von 1813
so ähnlich wie der Bulgarenferdi dem sauberen Helden Blücher.
Thut nichts; gefeiert muß werden. Amwickelt, liebe Bürger, mit
Vapierguirlanden jeden Dorn, den getreues ErinnerninsFleisch
der Volkheit drücken könnte, und süßet die Worte, die sonst wohl
bitteren Nachschmack ließen. Nichts Anderes höre der Nachbar
als solches Eine: Wie wirs so herrlich weit brachten. Leider will
dieser Nachbar sich nicht in stumme Andacht bequemen. Er fragt,
wo dasPreußen dertzeldenzeit wittere; warum in allerRednerei
gar nicht von der Hilfe gesproch en werde, die dem zerstückten Adler-
land von Russen und Briten, Oesterreichern und Schweden kam.
Lasset ihn schwatzen. Der Mittag der Völkerschlacht winkt. Nach
Leipzig, wo Friedrich August von Sachsen einst, als Bonapartes
Genosse, von den verbündeten Heeren besiegt, von den in die er-
stürmteStadt einziehenden KriegsherrenAlezander und Friedrich
Wilhelm nicht eines Blickes Werth geachtet wurde, ruft ein von
klügerem Rath bedienter Friedrich August nun Alldeutschlands
Fürsten. Sind sie dort vereint, dann soll von allen Thürmen des
^Reiches die Glocke jubeln; nach dem selben Stundenschlag über
kahle Felder, gelbe, rothe, braune Baumwipfel hin bis an das
winterlich werdende Meer, das in Nebeln von Wonne und Graus
desNovembersturmcs träumt, die Kunde tragen: So innig ist in
unseren Herrschcrfamilien, ausjeglichem GipfelnationalenLebens
bie Eintracht, so fromm, aufhöben, inTiefen, unsererMenschheit
Sinn, daß vom goldenen Stuhl zufrieden der Weltrichter auf uns
niederlächelt. Jeder Strang ist geprüft. Da schlitzt sich das Blau
des Himmelskleides und aus zackigen Rändern wirbelt Feuer.
Für eines Blickes Dauer ists wie Botschaft des Sonnenaufganges.
And wie Erwachens Geräusch schwirrts durch die Luft. Horchet!
Seufzer über die Mühsal des Erwerbes, der seit Iahren nicht so
Ikarg war wie in diesem Herbst. Das Röcheln sterbender Offiziere,
unter denen des Stahlvogels Fittich brach. Häßlicher Zwist im
ersten Haus des Reiches. Das neuste, größte, schnellste Luftschiff
verbrennt während derProbefahrt und mordet siebenundzwanzig

deutsche Männer. Glockenton schwingt nun von allen Thürmen.
Ruft er zu Trauerklage? Nein: zur bunten Lust eines Prunk-
festes. Das darf nicht abgesagt werden. Was dächte das Ausland?
Raketen,Schwärmer,Leuchtkugelnprasselnins frühe Dunkel.Gelb
blinkt des Sachsenrösfes Schädel aus Laub. Jahrhundertfeier.

Das System Zeppelin.

-Den Sachverständigsten war die echterdinger Katastrophe
kein Zufall, kein acciclent, sondern die unvermeidbare, vorausge-
seheneFolge eines gefährlichenSystems. Ist von denTrunkenen
Einer gewiß, daß dem nächsten Schiff des Grafen Zeppelin ein
minder düsteres Schicksal beschieden ist? Nein? Dann mag Jeder
bedenken,daßZeppelinsnunDeulschlandsSchlappe wäre. ,Auf«
Irag von derNation', .nationaler Luftschiffbaufonds': solcheWorte
sind Ketten und binden das Reich. And höher als der Mann,
auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten.
Dem zeugt derTaumelnie einenMessias. Das kann sich nur selbst
erlösen, mit dem ganzen Aufgebot männlicher Kraft." Vor fünf
Zahren, am fünfzehnten August 1908, waren hier diese Sätze zu
lesen.Nur einem Häuflein hatten sie nicht allzu nüchternen Klang.
Kam der siebenzigjährige Graf Ferdinand Zeppelin in seinem
Wunderkahn nichtvomBodensee bis an denMain, vom Goldenen
Mainz nicht nach Stuttgart? Schwebte nicht, wie ein Märchen-
gcbild, das schöne Schiff über Erwins Kirche? Daß es auf dem
'echterdinger Feld verbrannte, war ein Zufall, dessen Tücke kein
Menschenhirn abwendenkonnte.DerDeutsche aber nicht hindern
darf, auch in der Luftwelt sich vornan zu fühlen. Schon liest er,
den Franzosen sei ein zweites Sedan verloren, den Briten eine
AnvergeßlicheWarnungüber denKanal gerufen; liest, daßDeutsch-
land imZeitraum vonzwei Iahren zwölftausend Aluminiumschiffe
bauen und auf dieserFlottesechshunderttausendMannnachDo«
veroderPortsmouthbringenkönne.Dann,schlimmeVcttern,naht
Euch die Nacht. Von der Maas bis an die Memel jauchzt die
Freudenbotschaft von dem deutschen Sieg. Echterdingen? Ein
letzterVersuch der Elementargewalten, in eifernder Rachsucht den
Meister zu strafen. Stürzenwolltensieihn: undhalfenihminVer-
'gottung. Die währt fort; trotz allem Mißgeschick. Während der
«rsten Fahrt stürzt, am zweiten Juli 1900, das vom Grafen ge«

führte Luftschiff in denBodensee; bleibt,weil es aufsWafserÄe«
derkam.unzerstört undwird.arg beschädigt, vonDampfern in die
Bergehalle zurückgeschleppt. Zweite Fahrt: am siebenzehnten Ok-
tober 1900. DerGras ist Führer. Ueber dem Bodensee platzen im
Schiffsgehäus Gasballons und der Kahn wird nur dadurch ge-
rettet, daß er auf den See niederkommt. Er wird (die vorderen
Gondeln sind mit Wasser gefüllt) in die schwimmende Halle zu-
rückgeschleppt. Vier Tage danach ist wiederZeppelin derFührer.
Defekte in der Luft. Nach dem Niedergang treibt das Luftschiff,
das mit feinen Propellern nach Friedrichshafen gelangen will,
nach Meersburg und wird erst bei Konstanz, ehe es amUfer oder
an der Rheinbrücke zerschellen konnte, von Dampfern eingeholt
und an starken Stahltrossen in die Halle bugsirt. Am dreißigsten
November 1905 bricht schon bei der Ausfahrt ein Windstoß das
vordere Steuer; das Schiff muß nach schwachem Aufstiegsversuch
niedergehen und treibt in Windeseile dem Schweizerufer des
Bodensees zu, wo es, trotz Zeppelins Führung, zum Wrack ge-
worden wäre, wenn die Dampfer es nicht noch früh genug einge-
holt und zurückgeschleppt hätten. Am achtzehnten Januar 1906
drängt der Wind das Luftschiff schon über Friedrichshafen vom
Bodensee ab; beiWangen, im württembergischen Allgäu, landet
es (dem der Motor versagt hat) auf eine gereutete Waldstelle;
wird vom Wind völlig zerstört und nur das Aluminium kann ge-
borgen werden. Auch diese Fahrt hatte Graf Zeppelin geleitet.
Zl war demontirt,Z ll vernichtet worden.Z lll wurde, nach glück-
lichen Fahrten, umgebaut, auf Befehl des Kaisers vom Kriegs-
ministerium gekauftundin Metz stationirt.Z IVwurde,nach sechs-
wöchigerLebensdauer, bei Echterdingen vomFeuerverzehrt. Auch
Z V wurde, nachdem es auf der Rückfahrt von Bitterfeld beschä-
digt worden war,von derMilitärverwaltung angekauft; auf dem
Rückweg von der homburger Kaiserparade wurde es, nach fünf-
monatiger Lebensdauer, bei Weilburg zerstört. Z VI kam, nach
verspätenden Havarien, bis ins Gelände der Reichshauptstadt
und, nach beträchtlicheren Defekten, in die Bodenseehalle zurück;
noch mehrere Fahrten waren vom Glück begünstigt; bei Oos im
Schwarzwald verbrannte das Schiff, das ein Jahr erlebt hatte.
Z VII wurde nur zehnTage alt; unter dem Namen „Deutschland"
sollte es, von Düsseldorf aus, als Passagierschiff Lustfahrten unter-

nehmen; am achtundzwanzigstenIuni1919 zerstörte es im Teuto-
burger Walde der Sturm. Seinen Namen und seine Funktion
vererbte es dem Z Vlll, der am siebenten April 1911 zum ersten
Mal aufstieg und am sechzehnten Mai, neben seiner düsseldorfer
Bcrgehalle, vom Wind vernichtet wurde. In denManöverzeiten
giebts, 1912 und 13, allerleiUnfall. EinArmee-Zeppelin, dessen
Baugeheimniß von schwarzerNacht gedeckt bleiben soll,wird den
Franzosen, zu gefälliger Ansicht, auf den Exerzirplatz gelegt und
von widrigemWind(derfranzösischenFliegerndochAusstieg und
Landung erlaubt) allzu lange an derAbfahrt gehindert.Im Sep-
tembcr 1913 scheitert das erste Marine«Luftschiff, der Zeppelin
Ll, dem schon einLenzsturm dieRippe brach, in der Nordsee und
reißt sechzehn deutsche Soldaten in den Tod. Am siebenzehnten
Oktober 1913 ezplodirt derL ll über demFlugplatzIohannisthal.
SiebenundzwanzigTote, darunter die tüchtigstenFachmänner des
Reichsmarineamtes; ein junger Lieutenant, der aus uncrträg-
lichcr Qual um eines Mörders Streich wie um Erlösersgnade
gefleht hat, folgt, seinemWunsch zu spät, den Kameradenins Grab.
Graf Zeppelin hatte sein Luftschiff, mit hallender Stimme, «eins
der im Betrieb sichersten Fahrzeuge" genannt. Ein vom Kron-
Prinzen des Deutschen Reiches unterzeichneter Aufruf pries den
uns durch Zeppelin -im Kampf um die Beherrschung des Luft-
meeres gewonnenen Borsprung". Hier aber fand am zehnten
Juni 1911 der Leser die Sätze: «Allen, die nicht mit Bewußt-
sein blind sein wollen,ist dieUnbrauchbarkeit des Systems offen-
bar geworden. Ballonhäfen werden gefordert, drehbare Berge-
hallen; und Regimenter müssen für den Nothfall in Bereitschaft
sein. Wozu.nach dem Millionenverlust, noch dieserAufwand, der
«bermals nutzlos verthan wäre und ohne den unstarre und halb-
starre Luftschiffe überall auskommen? Um sich noch länger über
die Wesensmängel eines Systems hinwegzutäuschen, dem auch
eine Milliarde nicht aufhelfen könnte? SolchenNiesenkahnin die
Luft zu bringen, war eine interessante, ernsten Lobes würdige
Leistung; doch eine unnöthige, da der Deutsche Parseval (und vor
ihm derFranko-BrasilianerSantos-Dumont)mitvielgeringerem
Kraftaufwand das Selbe vermocht hat. Kostspielige Kähne, tzal-
len, tzafenanlagen, Truppenkonsignation: Alles nur, damit ein
paar Menschen, wenn das Wetter günstig bleibt, so bequem wie

in jedem anderen Luftfahrzeug von einem Ort nach dem anderen
befördert werden? Der Privatmann mag dem friedrichshafener
Luftschiffbau so viel Geld hingeben, wie ihm beliebt. Der Staat
darfs nicht; darf auch nicht warten, bis eins der schönen Unge-
thüme auf Mcnschenheime, Menschenmassen herabgestürzt ist.
WennDeutschland je einen,Vorsprung'hatte, hats ihn heute nicht
mehr. Die Kurzsicht selbstmußbaldmcrken.daßdenFliegern, nicht
dengroßenLuftkähnen,dieZukunftgehört.Zeppelinward vergottet^
Lilienthal vergessen. FindetDeutschland in dieKlarheit zurück?"
Noch nicht. Kinderkrankheit, heißts; die, blöde Nörgler, die
Genialität des Systems nicht beknabbern kann. Dessen „ Vorzug-,
lichkeit ist über alle Zweifel erhaben"; nicht nur dem Kaiser, derK
Jahre lang schroff verurtheilt, dann aber den Grafen laut „den
größtenDeutschen deszwanzigstenIahrhunderts, den Bezwinger
der Lüfte" genannt hat. Der fährt nächstens bis an den Nordpol
(das Geld für die ausposaunte „Vorezpedition" giebt Herr von
Friedlaender«Fuld, der drum an seinemTischWilhelmsBruder
speisen darf). Dieser Greis hat uns ein Luftkriegsschiff gebaut^
das, mit mehr als neunzehn Sekundenmetcrn Eigengeschwindig-
keit, alles in anderen Ländern Erlangte um Himmelshöhe über-
steigt. Der kann zur Kanalfeier übe? den Ozean nach Panama
fliegen undAmerikaner und Ostasiatcn das Staunen.dasFürchten
lehren. Sicher ist auch schon, daß erMaschinengewehre aufzustellen
undFliegerschroärmc.dic scinenKahn bedrohen,wie die Garten«
spritzeInsektengcschwader wegzuputzen vermag; ganzsicher. Von
achtSchisfen diescrSorte sind sechs durchSturm oderFeuer zer-
stört, ist eins, als unzulänglich, dcmontirt, eins in der Schutz-
Halle geborgen worden? Stimmt; beweist aber nichts. Anfänge.
Wetterpech. Noch nicht der richtige Motor. Leitungfehler. Män-
geldcrtzafcnanlagc.tzat.Allcs.mitdei»Systcm nicht dasGeringste
zu thun. Seht Ihr nicht an jedem schönen Sommcrtag die hell-
graue Riescngasblase über den Straßen der Hauptstädte? Diese
herrlichen Luftkrcuzer künden derWelt Deutschlands Größe. Der
Erdball neidctsie uns undvor ihnen zitiert dcrfrcchsteFcind.So'
wird.von uncrmüdlichcnMäulcrn, geschwatzt.Werwarnend da-
gegen spricht, von allen Preßrüden uinbcllt. Darf man etwa be-
kennen,daß derPatriotcujubcl.ocn.itt solchemTongedröhn,nicht
Fritz, nicht Blücher, nicht Bismarck gehört hat, einen Irrthum be«

Feuerwerk.
jauchzte und von einer Lebensleistung, die wie eines Heilands angebetet ward, nur die Straffung zähen Willens bewunderns-wert!) bleibt?DaßKaiferlicheMajestät und Hoheit, Minister und Staatssekretäre, Vertreter der Volksseele und Fabrikanten Oesfentlicher Meinung sogar ihre Macht für Unbrauchbares eingesetzt haben? Niemals.
Dennoch: jetzt, Betrogene oder Betrüger, jetzt muß es sein.
Wir wollen nicht von der -Woche"noch vom Film erfahren, wie Graf Zeppelin »an der offenen Gruft" (der seinem System Geopferten) aussah. Er ist nicht, wie Kindermär tutet, der Erfinder der Luftschiffahrt, war auch nicht der Erste, der sich, seit ein leichter Motor zu haben ist, in einem lenkbaren Fahrzeug lange in der Lust hielt; und seine Energieleistung ist, mit Millionenspende und Massenhymnen, nachgerade überreichlich belohnt. Ans ekelt, zu lesen, eins seiner Luftschiffe habe, -zu Ehren der mit dem L ll Umgekommenen über demMassengrab aufdemGarnisonkirchhof gekreist"; ekelt, wie plumpes Theaterspiel im Totenhaus. Elender Ausrede sperrt sich unser Ohr. Auch Dampfschiffe sinken oder verbrennen?AuchGrubengaszerstört Menschenleben? Ja: von den abertausend Dampfern, die Meere durchstampfen, spült manchmal eins gesundes Leben ins Grab; im ungeheuren Bezirk des Erdbergbaues erschlägt allzu oft noch Wetterswillkür fronende Menschheit. And diefe grausen Ausnahmen wagt dreister Frevel der Daseinsregel des Zeppelinismus zu vergleichen? Wir brauchen Kohle, brauchen die Möglichkeit, Menschen und Güter an ferne Küsten zu bringen, von fernen Küsten zu holen; und ohne Gefahr istKohlenichtzufördern,derOzeannichtzudurchwandern.
Brauchen wir Luftschiffe von uncrträumten Amfängen? Für die Iriedenszeit gewiß nicht.Was Ihr sehet.sind, gute Leute.Reklamefahrten. Sehr nett. Auf den Korbstühlen der luftigen Aussichtzimmer, in denen der Kellner Sekt und Kaviar anbietet, sitzt sichs behaglicher als im verqualmten Speisesälchen des Luxuszuges.
Vergnügen, Hochgefühl,Sensation: ncnnts, wieIhrroollt. Nicht einedieferFahrtendeckl michnur ihre Kosten; jede solldemMann auf der Straße den Wahn einbilden, daß die großen Kähne alltäglich fahren und sich schon selbst ernähren. (Daß sie hübsch zu Haus bleiben,wenn die Böen zn wild, dieRcgcnsträhnen zu dick sind, merkt, die winzige Passagierzahl ahnt er ja nicht.) Nur für

den Krieg wären solche Luftschiffe uns nöthig; nur als Waffen.
Ein Weilchen mochten sie für die Zwecke des strategischen Fernspäherdienstes verwendbar scheinen (niemals für taktische Aufgaben im Engeren: die fordern leicht zu füllende und zu transvortirende Ballons, denen die Landungund das Lagern nirgends unmöglich wird). Heute ankert sich da oder dort wohl Einer in diese Hoffnung; oder meint, indenKolonien könne,wenn nichtRegenzeit ist, in stiller Luft ein rascher Truppentransport gelingen. Einerlei. Die Häupter der Technik sind mit der Sache längst fertig. Sie lachen des Schwatzes, der von einer fo beispiellosen Häufung vernichtender Anfälle das System zu entschuldigen trachtet. (Was antwortet Ihr dem Schneider, der zehn wie Zunder zerfallende Frackanzüge, einen nach dem anderen, gegen Barzahlung geliefert hat und, immer noch, der Vorzüglichkeit seines Systems Anerkennung heischt?) Sie fragen, ob nicht jedeAktiengesellschaftsich Aufträge wünschen müsse, deren Einkunft um fo größer wird, je schneller der gelieferte Gegenstand sich vernützt. Und sie heben die Achseln, wenn von der -Eroberung der Luft" und von künftigen Kriegerthaten der Zeppeline getrillert wird, die ohne drehbare Schutzhalle oder flaches Land mit festem Ankergrund und großer Halterdienstmannschaft verloren sind.
Nirgends erblickt, unter, auf, über der Erde nirgends, das Auge ein Verkehrsmittel, das fo unzuverlässig, so gefährlich ist wie unserTypus Z und L. Will, trotzdem, die Hamburg-Amerika-Linie mit ihrer weithin tönenden Stimme die Fahrt in solchen Kähnen empfehlen, fo wird sie mitverantwortlich für das Schicksal der Wohlhabenden, die ihrem Rufe folgten. Wollen dietzerren Bethmann,Falkenhayn,Moltke, Tirpitz ihr Privatvermögen dem Luftschiffbau Zeppelin zuwenden: tmt; aus dem schlechten Kramkann einesTages ein guter werden.Von ruchlosemLeichtsinn aberwürdedeutschesBlut undGut vergeudet, wenn das Geld der Steuerzahler noch längerinden Bodenseegeschüttet, unseren Soldatenneue.unnöthigeLebensgefahrzugemuthetwürde.Weilneun theure Kähne, ehe sie der Reichswehr je zu nützen vermochten, in Trümmer barsten, müssen flinkdrei, sechs.neun neue des selben Kalibers herbei? Nein. Schlimm genug, daß unsere Verfassung fahrlässige Minister nicht in die Eisenzange derRegreßpflichtzwängt.

Der Lücke mag der Verantwortliche, der gewarnt war, sich freuen
<der, ohne Pfründe, auf des Hirnes Leistung Angewiesene könnte
Verhungern). Jetzt aber, als wäre nur Unvermeidliches geschehen,
nochtieferindieUnheilsschlucht gleiten: amEndekämewohlselbst
das geduldige deutsche Volk in Zornesbrunst. Zweiundvierzig
jungcMenschengetötet(nichtdemVaterland:demGötzenwahnder
Instcmzhcrrscher geopfert); die kühnsten Jünglinge, die bewähr-
testcnFachmänner.die das Reichsmarineamt inIahren nicht er-
setzen kann. Millionen verschleudert. Patriotenbegeisterung ins
falsche Faß gepökelt, wo sie ranzig werden mußte. Vorsprung?
Jtalicn.nichtFrankreich nur, ist uns voraus undBritania rühmt
sich ganzer Fliegcrschwadronen. Wir haben zu lange am Leim
eines Systems geklebt, allzu fromm dem Gewimpel vomNordpol,
von Panama und anderen Gelobten Landen her vertraut. Den
Feinden zur Lust. Die hüten sich, über den Zeppelinismus ihr
letztes Wort hörbar zu sprechen. (Neid? Hohn. «Wunderschöne
Schiffe, die schnellsten im Luftmeer, doch, nach aller bisher ge-
sammelten Erfahrung, der eigenen Mannschaft gefährlicher als
dem Gegner.") Deren Freude putzt sich in Flaggengala, wenn wir
neue Z und L bestellen. Entschleiert das Geheimniß ihrer Kon-
struktion. Erlaubet demLuftschiffbau Zeppelin, seine Kähne jedem
Staat, der sie haben will, um ziemlichen Preis zu liefern. Und
wartet, des Starrkrampfes ledig, ab, was draus wird; ob es Auf-
träge regnet und die Arbeitfülle dann aus gröbstem Mißgriff hilft.
Eine kostbar gefaßte Gasblase, die in jeder Fährniß unge-
heure Stoffmengen verliert, könnte kaum irgendwo jemals das
Mittel des Massenverkehrs für Menschen und Güter werden.
Luxuspostkutsche der Lüfte allenfalls. Die wäre für das Reich
werthlos; müßte sich also vom Geld ihrer Kunden fristen. An
Stellen, wo weder zu löschen noch zu ladenist, eineNothlanoung
aber möglich werden soll, braucht solches Schiff drehbare Hallen
und eine präsente Halterschaar (für ausdemKursgetriebeneoder
lecke Dampfer sind künstlich gefügte Ozeaninselchen mit Hafen«
arbeitergarnisonnoch nicht verlangt worden); und seineFahrtvon
einer zur anderen Station hat nicht die mindeste Beweiskraft für
die Brauchbarkeit in den ganz anderen Umständen des Krieges.
Doch den Namen des schwäbischen Grafen hat der Südwind der

Volksgunst bis in Sie Falten des Götterthronhimmels gewirbelt (einem Lilienthal oder David Schwarz würde nicht ein Drittel dieser Schiffbruchzahl verziehen); und derAndacht gesellt sich die Schreckensdrohung. Kaiser und Prinzen, Kanzler und Ressortchefs, Zeitungleiter selbst sollen jämmerlich geirrt und die Sense gedengelthaben,diekräftigeIugendblütheinBündelmähte?Aus allen Winkeln schielt Zweifel, kriecht Mißtrauen; aber kein Wille waffnet sich zu Bekennermuth. Berlin ist die schönste Stadt der Welt, Anter den Linden die beste Oper derWelt, am Kurfürstendämm das prächtigste Lichtspielhaus der Welt, in der Behrenstraße die eleganteste Bar und der leckerste Mädchenmarkt der Welt. In solchen Glanz taugt nur das größte, stärkste, sicherste, schnellste Luftschiff der Welt. Als ein Symbol furchtsam protzenderAnwahrhaftigkeit steigt es mit Schraubengeröchelauf, schwebt rasselnd, platzt über Leichen und Stank. Durch die in Tageshelle gekünstelte Nacht üppigsten Volksrausches läßt es der Gott, der Deutsche redlich will, vor umnebelten Köpfen verlodern.

Der Löwe ist los!

Indie Zwietracht schrillen Festjammers und dumpfen Gruftjubels heult ausFinsterniß plötzlichderRuf: -DerLöwe ist los!" BorderThür eines Gasthauszimmers ward ergesehen.ImKleinbürgerfrieden eines Straßenbahnwagens. Er durchschnaubt die gute Stadt Leipzig und tausend Blinzelaugen haben, müde und trunkene, die mit Krallen dräuende Tatze erblickt. Eines Löwen? Der, leichtsinniges Volk, müßte, wie Dantes Imperatorenadler, allgegenwärtig sein. Mindestens zehn Löwen sinds, zwanzig vielleicht; und alle Stadtkreisinsassen an Leib und Leben gefährdet. Lärmet die Schutzmannschaft aus kurzem Schlaf und pochet ans Thor der Kasernen! DerWüstenkänig gehtum, schüttelt die Mähne und wird, was ihm wehrlos begegnet, gierig verschlingen.

Zweites Warnzeichen und Symbolon. Von dem Welsenleun droht dem Zollernstaat, dann gar wohl dem Reich Lebensgefahr. Wenn der junge Prinz Ernst August, ohne zuvor ausdrücklich auf das Königsrecht über Hanover verzichtet zu haben, den Braunschweigerthron erklettern darf, müssen Germaniens Götter in Walhall die Koffer packen. Muß Fritzens Erbe auf-

stöhnen wie der zum Than von Cawdor erhöhte Macbeth: „Der
Prinz von Cumberland! Da liegt ein Stein, der will, sonst fall'
ich, übersprungen sein, weil er mich hemmt." SeitWochen liest es
die geängstete Bürgergilde. Wird er verzichten? Nicht? Dann
kehrt das Chaos wieder. Feierlich haben zweiKanzler, zwei Für-
sten verschiedenen Schlages, erklärt, Preußen könne nicht »in dem
benachbartenBundesstaat eine wölfischeRegirung dulden, durch
diederpreußische, unterdemSchutzderReichsverfassungstehende
Besitzstand gefährdet würde". Kannessieheutenundulden? Die-
ser Frage war die Antwort zu finden, ehe die Tochter des Deut-
schen Kaisers und Königs von Preußen sich dem Enkel Georgs
des Blinden verlobte. Der Bund junger Herzen sichert die Ver-
söhnung, die Bismarck vergebens erstrebte, als er im Januar
1866 mit dem Grafen Platen über die Möglichkeit verhandelte,
dem Prinzen Albrecht von Preußen die Prinzessin Friderike von
tzanover zu freien. Zwei Kaiser wurden, Rußlands und Indiens,
ins berliner Schloß bemüht; Männerküsse siegelten den Pakt;
Feierchöre rühmten die hohe Errungenschaft preußisch-deutscher
Staatsweisheit. Alles nichtige Hofkurzweil? Illumination nur
und Schwärmergeprassel? Weil der in unterthäniger Ehrfurcht
ersterbende Herr vonBethmanndieSachemitdem täppischenAn-
geschick angepackt hat.das ihn in alleWegeLeleitet,^ollderSader
noch einmal aufflackern? Weil irgendwo ein grober Artikel ge-
druckt worden ist, soll aus sacht vernarbendem Fleisch die Heft-
klammer gerissen, die klaffende Wunde der Brandgefahr ausge-
setzt werden? Nein. Der Hochzeitspruch, der dem von Hymens
Fackelnumglühten Paar den höchsten Sitz im Herzogthum Braun-
schweig vorsieht, hatRechtskraft erlangt und ist gegen Anfechtung
gefeit. War er falsch: die Folgen auf das Haupt des Verantwort-
lichen. Anfugists,häßlicheThorheit,denSchwiegersohndesPreu-
ßenkönigs derAbstcht aufHochverrathzuzeihen. Er hatdemFah-
neneid das Gelöbniß angefügt, „nichts zu thun und nichts M
unterstützen, was darauf gerichtet i^^en derzeitigen Besitzstand
H^^ens^u veran^em sein Vater mehr thun.
ohtH W'Zn SchjnM zu demüthigen und dem Anhang die Treue
eines düsteren Halbiahrhunderts mit entehrendem Andänk zu
lohnen?"Mchverrätherwü

destzarzthrönchens.einmitdem Sinnseines Eides und Gelübdes nicht völlig vereinbartes Unternehmen förderte. Ein Mädchen aus großem Haus, doch ohne große Mitgift hat er, der einst den reichsten Fürsten zugehören wird, sich erkürt: und soll fortan trachten, dieses Haus zu zerstören? Unsinn; Wahngebild lungernder Hirne. Und was vermöchten die beiden Ernst August? Mit all ihren Schätzen, Sippen undMagen: nichts; weniger als der ins Waarenhaus eingeklemmte Sarotti wider Wertheims Macht. Diese judaeo-obotritische Brüderschaft fordert von dem Süßkrämer nicht den Schwur, daß er der Wirthfirma nicht das Grab schaufeln werde. Sie vertraut ihrer Kraft. In manchem Wesenszug ist das Deutsche Reich der tzauptkundin Cadinens allzu ähnlich geworden. NochaberinseinemBezirknichtschwächer als sie in ihrem. Welfengefahr? Das war einmal. Das kann erst wieder sein, wenn das berliner Irrlichte liren von draußen Lebensnoth heraufbeschwor. Bettet Euch, Deutsche, endlich in dieAeberzeugung, daß Euer starkes Reich nur von Berlin aus ruintrt werden kann, und sorget, statt auf Braunschweigs Spargelbeeten und auf Limburgs Haide nach Explosivstoff zu birschen, wachsam, bevor Nacht über uns kommt, dafür, daß in Berlin nicht alles solcherEntwickelungDienliche geschehe. Auch, daß nicht der letzte Nimbus noch bleiche.

Wieder ein Einsatz verspielt. Großmuth und noble Herzenshöflichkeithätten den Welsen die Bleibselder Rüstung entwunden. Daoder dort hätte noch einweißerGrimmbartgemurrt;nach dem Raunzen aber zugestanden, daß Preußen den Handel anständig abgewickelt habe.Ietzt?IederAlthanoveraner spürt,daß ihm zugemuthet wurde, in Hundsfottsdemuth für die gnädige Strafe vom Jahr 66 zu danken; daßWort und Geberde der ihm verwandten Fürsten (die Hochverrathes -hinlänglich verdächtig" scheinen) belauert und hämisch gedeutelt werden soll. Jeder zahlt dem Staat und dem Reich die Pflichtschuld: schaut aber unfroh ins deutsche Leben und hegt zwischen knirschende Zähne denWelfensatz: «Das Wort Zenewsite ist ins Preußische nicht übersetzbar." Mutzte es sein? Mußte ein schwieliger Daumen die Kehle drücken, die derReichsglorie zujauchzen soll? Der vor allen Thronen ausgetrommelten Versöhnung vonAar undLeu das Elendsspektakel

Feuerwerk.
dieses Zankes nachstänkern? Den Feinden der Reichsmacht der Trostglaube eingetröpfelt werden, Zollern müsse, noch immer, vor Welfzittern?Eine biszurLächerlichkeit unfähige Regirung, ohne inneren Kredit, ohne Macht über die Geister und drum schlotternd bemüht, Alles, was sie Oeffentliche Meinung dünkt, an sich zu schmeicheln, zu ködern, zu plärren. Eine im Herzen unbeschäftigte Nation, ohne leuchtendes Ziel, ohne tief ins Vertrauen gerammte Leitung, ohne große, jede Kraft flügelnde Aufgabe, vom offiziellen Betrieb gelangweilt oder angewidert und drum gestimmt, Klopffech!erlärm für den Hall ernsten Kampfes, Kunstsonnengefunkel für den Wolkensaum naher Morgenröthe zu nehmen. Iahrhundertfeier. Wir!.. Doch (schrecklich) der Welfenlöwe ist los!
In FroschsKlein-Pariswarens sechs in müdeSchwachheit gezähmte Bestien, die, seit Zufall ihres Wanderkäfigs Stäbe lockerte, vor jedemMenschenantlitz bebten. Unter des Bändigers Peitsche hatten sie alles Königliche, alles Raubthierische sogar längst verlernt. Von Schutzmännern wurden sie niedergeknallt. Und vor ihren Kadavern hob der Menageriebesitzer, dem sie, die ^reatest sttraction, entrissen waren, die Stimme zu gellender Klage über die irre Thorheit der Menschen, die so gutmüthige, dem Wink einer Weiberhand folgsame Thiers fürchte. Er ließ feine Klage ins Tageblatt drucken. Und hatte des Lebens Arbeit, des Lebens Lohn in derNährungdesGlaubens gefunden, daßsolchcs Thun der Schrecken schrecklichster sei.
(Ob der Kronprinz den Ehepakt seiner Schwester gut oder schlecht findet, seinem Schwager vertraut oder mißtraut, Welfs Brut zärtlich krauen oder ohne Erbarmen würgen will: kümmert mich nicht. Er ist jung, darf mal derb in die falsche Kerbe hauen; und sein Groll gegen Cumberland wäre nicht so gefährlich wie sein Eifern für Zeppelin. Dreierlei aber ist zu verlangen. Erstens: daß der geistig rege, nach Mitwirkung zum Wohl des Gemeinwesens lechzende Mann nicht in der ganzen Zeit aufsteigenden Saftes in das Kommando eines Husarenregimentes eingeschränkt werde. Warum sitzt er, der des Reiches und Preußens Haupt werden soll, nicht, wie sein Großvater seit 1861, ohneStimmrecht im Rath der Staatsminister, lernt dort ihr Planen früh kennen und kann ihm die Wucht feiner Gründe entgegenstemmen? Dann

brauchte ernicht, nach der Entscheidung, das kleine Herz des Beth-
inannes mit Briefen zu bombardiren. Warum versagt man ihm
einenklugenBeamtenausderSchaar, die deralteWilhelmfürdie
»Civiladj utantur" tauglich fand?Dann wäre er nicht aufZuträgerei
angewiesen; nicht genölhigt, dieAthcmnähe verrufener Schreiber
zu dulden. Zweitens: daß Seiner Kaiserlichen Hoheit die Mar-
ginalbemerkungen Bismarcks zu der im September 1863 vom
Kronprinzen Fritz Wilhelm feinemVatercingereichten Beschwer-
deschrift nicht nur tamiliariter zur Beachtung empfohlen werden.
Da steht: «DerBeruf desThronerben ist nicht, dieFahne derOp-
Position gegen denKönigund denVater aufzupflanzen. Die Stel-
lung, die Seine Königliche Hoheit gegen die Krone genommen hat,
ist leider imLande bekannt genug undwirdvonjedemtzausvater,
welcher Partei er auch angehören mag, gemißbilligt als ein Los-
sagen von der väterlichen Autorität, deren Verkennung das Ge-
fühl und das Herkommen verletzt. Der schwierigste Punkt ist die
Diskretion, besonders gegen dasAusland. Nicht auf den Schein
kommt es an, fondern auf das Sein und Können: und das ist nur
die Frucht ernster und besonnener Arbeit. Gefährlicher als alle
Angriffe der Demokratie ist die Lockerung derBande, welche das
Volk noch mit der Dynastie verbinden, durch das Beispiel offen
verkündeter Opposition des Thronerben, durch die absichtliche
Kundmachung der Uneinigkeit imSchoß der Dynastie." Deshalb
muß, Drittens, gefordert werden, daß nicht schon der Hofbericht
das Zerwürfniß im ersten tzaus des Reiches entschleiere. Völker-
schlachtfeier ohne des KaisersAeltesten, Tochter und Schwieger-
sohn am Geburtstag der Kaiserin dem Familientisch fern: so gehts
nicht weiter. Fürsienvorrecht wird.nur Dem verziehen, der nie-
mals säumig der Fürstenpflicht fehlt.)

Evolution.

Zeppelin, der die schlechteste Waffe geliefert hat, wird ge-
hätschelt, Krupp, der die beste Wehr schmiedete, an den sichtbar-
stenPranger gestellt.Die Trias Mctternich-Schwarzenberg«Ra-
detzky wirdin Leipzig nichterwähnt.InSalza haider Kaiserfechs-
hundert, in Konopischt elfhundertFasanen geschossen. Ein Gene-
ralkonsul und Wirklicher Legation^Rath läßt, in Scherls Revier,

den Stilkrüppelsatz drucken: «Niemand kann sich doch darüber
täuschen,daß die Glorie politischen Ruhmes,der,aus derEpoche
Bismarcks herüberleuchtend, eine Zeit lang noch auf unsere aus-
wärtige Politik einen Schimmer traditioneller Größe warf, heute
völlig erblaßt ist. "Völlig. Niemand täuscht sich darüber. DochIe-
der will die Anderen darüber täuschen, wenn just Jahrhundert-
feier, Jubiläum oder sonst ein Gefeste ist. Die Nation wird mit
Kuchenkrümelnvonvorgesterngestopft.l.esprincess'ämu8ent.Bald
hier, bald da. Warum nicht? Sic Habens behaglicher als 1813. Ha-
ben auch biegsamere, gelenkigere Diener. Blücher: «Mit die Or-
densweiß ich mich nun kein Rath mehr; ich bin wie ein alt Kutsch-
pferd behangen. UeberAlles aber lohnt mich der Gedanke, daß ich
Derjenige war, der den übermüthigen Tyrannen demüthigte."
Freiherr vom Stein: »Die Sündfluth von Prinzen und Souve-
ininen beginnt sich zu verlaufen; diese schwachen Leute sind viel
besser behandelt worden, als sie verdienen.* Generalstabschef
<Aneiscnau: «Der König, der langeMann, derdic Leute, die ernicht
mag, rückwärts über die Schulter ansieht, findet es fchr thöricht,
daß man über denRhein gehen will. Wirwürden doch wohl nicht
die lächerliche Idee haben, wollen, nach Paris zu gehen? Und
solches Zeug mehr." Das war einmal. Des Deutschen Reiches
fünfter Kanzler schreibtandenPrinzregentenvonBayern: «Eure
Königliche Hoheit bitte ich, für die wundervollen Birfchtage in
Linderhof meinen ehrfm chivollstenDankzuFüßen legen zu dürfen.
Eurer Königlicher Hoheit huldvollste Erlaubniß, wiederum in
diesem einzig schönenReoier jagen zu dürfen, habe ich in der Er-
innerung anAllerhöchstdero verewigten Herrn Vater alseine be-
sondere Gnade empfunden. Ich konnte einen guten Zwölfer, einen
Achter und einen GemsbockzurStrecke bringen und würde unter-
thänigst gebeten haben,meincnDanknoch persönlich inBerchtes-
gaden abstatten zu dürfen, wenn ich nicht wider Erwarten schon
heute durch dringende Amtsgeschäfte nach Berlin zurückberufen
worden wäre. Eurer Königlicher Hoheit dankbarster und unter-
thänigster von BethmannHollweg." Brachten wirs nicht herrlich
weit? Lasset Raketen, Schwärmer, Leuchtkugeln unsere Nacht
Prasselnd erhellen. And stimmetflinkwiederdenIahrhundertsang
an: «Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!"

Aeberseedeutsche.
b man wohl heute noch aus den Schulen, wie in unserer Zeit,
AMi? deutschen Jungen von dem Neid spricht, der Deutschlands
Nachbarn beseele? Ob es wohl noch denkende Männer giebt, denen
entgangen ist, daß. inzwischen der Neid der Mißachtung und dem
Haß gewichen ist?
Man täusche sich nicht: niemals trifft die Schuld an der
schlechten Position eines Volkes im Ausland seine offizielle Ver-
tretung allein; am Ende schafft es sich, wenn es seinen Platz.
draußen überhaupt zu erobern und zu behaupten versteht, sehr bald-
eine Diplomatie, die seinem Können entspricht. Schließlich hat die
geringe Fähigkeit des Deutschen, sich wirtschaftlich und kulturell
im Ausland zu behaupten, ihre tiefsten Ursachen in Mängeln, die
dem ganzen Volk eigen sind, nicht nur seiner Vertretung. Ich er»
innere an eine Arbeit, die im März 1911 in der „Zukunft" erschie-
nen ist; sie zeigte die letzten Wurzeln des Nebels: Arroganz, dafür
Mangel an Stolz (nationalem und persönlichem), die Neigung, in
abgestandenen Wässerlein sentimentaler Phrasen zu plätschern, die
commishafte Anpassungfähigkeit an die äußere Geberde des Aus-
landes, dafür aber eine dummdreiste Intoleranz gegen anders-
artige, natürlich und langsam gewachsene Kulturen, die Hyper-
trophie der Manieren und die Atrophie des Taktgefühls. Eine
Arbeit, die das Reich Jedem, der hinauszieht, als Richtschnur auf
feinen Weg mitgeben sollte.
Ich bin einige Monate durch Südamerika gewandert. Vom
chilenischen Punta Arenas hinauf bis nach Panama und Colon.
Gewiß habe ich noch immer Erfreulicheres gesehen als in den „deut-
schen" Centren der Pereinigten Staaten. Aber man darf auch nicht
vergessen, daß die Deutschen Südamerikas es mit Völkern zu thun.
haben, die aus biologischen Gründen durch ein fremdstämmiges
Ferment leichter zu spalten sind als die Engländer Nordamerikas.
Ueber die Mängel unserer diplomatischen Vertretung mögen
Berufenere zu Gericht sitzen. Auch mir erscheint auf diesem Gebiet
Etwas der Besserung bedürftig: die Mehrzahl der Ricekonsulate.
Besser, das Reich läßt sich an kleinen Plätzen überhaupt nicht ver-
treten, als daß es schlecht vertreten wird. Und schlecht vertreten ist
es sicher, wenn seine Vicekonsuln kleine Kaufleute mit Kramläden
sind. Ob sie nebenbei noch Agenten unserer Schiffahrtlinien sind
oder nicht, ist belanglos. Als Kaufleute kleinen Stils kommen sie
gar zu leicht in Situationen, in denen sie das Reich oder die Inter-
essen von Reichsangehörigen nicht wirksam schützen können, ohne

die eigenen zu schädigen. Denn die Ergiebigkeit der Hauptquelle ihrer Einnahmen hängt schon von der Kaffeeklatschmiene aller eingeborenen Honoratiorenfrauen und noch mehr von ernsthaften Konflikten mit den Staatsbehörden ab. Und ist der Typus des Krämers kulturell und sozial wirklich berufen, ein großes Reich würdig und wirksam zu vertreten? Ich muß gestehen, daß ich in den kleinen Häfen der ganzen Westküste Südamerikas nur einen einzigen deutschen Vicekonsul kennen gelernt habe, in dessen Händen ich die Vertretung des Reiches gern sah. Das war ein ehrlicher, gerader, deutscher Kerl, mit Herz und Maul auf dem rechten Fleck, ohne jede Krämerallure. Sein Name war aber auch an der ganzen Salpeterküste berühmt. Und er war (hört, hört, Schriftgelehrte und Pharisäer!) einmal preußischer Kavallerieoffizier gewesen.
Wäre es am Ende nicht besser, in Tscherkessendörfern wie Punta Arenas, Korral und anderen kleinen Häfen die bestehenden Vicekonsulate zu streichen und dafür in Weltplätzen wie Antofagasta und Guayaquil, trotz der Nähe von Valparaiso und Quito, Generalkonsulate zu schaffen? Will man aber durchaus die Vicekonsulate behalten, so soll man ihre Inhaber durch ein stattliches Gehalt von den Honoratiorenläunchen unabhängiger machen.
Schwerere Fehler als der Staat Macht unser Ueberseehandel. Ich will nicht einmal an Kleinigkeiten denken, etwa daran, daß jeder deutsche Kaufmann mit einem Familiennamen vom Mießnicktyp nach zweijährigem Aufenthalt in einer der Republiken spanischer Zunge seinen Vornamen Carl, in Carlos ändert. Das sind am Ende Lächerlichkeiten; willkommene Nahrung für den Algemeinen Deutschen Sprachverein. Viel bitterer ist es aber, zu sehen, wie ideutsche Filzigkeit und deutsches Kleinbürgerthum uns draußen das Ansehen verderben.
Wer Uebersee und die Tropen kennt, weiß wohl, daß man als Europäer bei den körperlichen Strapazen und geistigen Entbehrungen ganz andere Anstrengungen als daheim machen muß, um sein Gentlemanthum zu bewahren. Man soll den Engländer nicht verlachen, der bei fünfundvierzig Celsiusgraden feuchter Wärme im Frack zu Mittag ißt. Die durch das Klima gegebene Versuchung immer wüsterer Vernachlässigung in Kleidung, Haltung und anderer äußeren Kultur ist eine Gefahr, die nur durch eine Art ceremonialer Verkehrssitte beseitigt werden kann. Diese Dehors sind viel wichtiger, als man glaubt; der Eingeborene muß immer und auf jedem Gebiet die Schranke fühlen, die ihn vom Europäer trennt. Entdeckt er Löcher in ihr, so versucht er sofort, hindurchzuschlüpfen. Deshalb fällt auch sofort mit richtigem Instinkt der

Klatsch der ganzen Europäerkolonien über Den her, der sich äußerlich vernachlässigt. Der Engländer hält sich an den guten Ton seiner Klubs; meidet, bei, der Unerreichbarkeit geistiger Genüsse, Alles, was zum Versumpfen und zum Verkommen führen kann, treibt möglichst in Damengesellschaft Sport und konzentrirt seine Geldmittel auf die Freuden, die in der heimischen Großstadt nicht zu haben waren, die aber Uebersee meist gewährt. Er reitet und jagt. So bleibt auch der Neuling immer mit der guten Gesellschaft in Konnex. Daß er dabei auch die Dame findet, ist von großem Werth: gerade weil ihn die Lebensbedingungen, in den heißen Ländern im Allgemeinen auf die farbige Frau anweisen, soll er durch den gelegentlichen Verkehr mit der europäischen Dame sein Gentlelmanthum wahren und sich vor geistiger Resorption durch das eingeborene Element schützen. An einem Sonntag sah ich in Valparaso die englische Kolonie: gut angezogene, gut trainirte junge Herren, die mit ihren Damen zum Polo auskitten. And bei uns? Ich habe die jungen Commis deutscher Ueberseehäuser oft beobachtet: am Alltag nach allzu langen Kontorstunden eine Promenade über die Piazza; und dann: die Kneipe, der Biertisch, der Philistertratsch, die Zote. Tagesschluß: das Bordell. Peinlich genau die selbe Fruchtfolge wie in unseren östlichen Kleinstädten. Wir bleiben immer die Selben, in Krotoschin oder in Antofagasta. Das Schlimmste daran ist, daß das Beste verloren geht, was die Welt draußen zu Nutzen und Frommen deutschen Staats- und Wirthschaftlebens lehren kann: großer Zug und Selbstzucht. In dieser Atmosphäre von Bierehrlichkeit und Skatphilisterthum lernt man sie nicht, ob man auf fünfzig Grad südlicher oder nördlicher Breite sitzt.

Fragt man die deutschen Commis: „Weshalb lebt Ihr nicht eben so wie die Engländer?", dann heißt es: „Ja, die Engländer! Die haben besser gelegte Kontorzeiten und höheren Sold. Wir tonnen uns mit unseren zweihundertfünfzig Pesos im Monat das Alles nicht gestatten. Was bleibt uns denn übrig?" Gewiß: was bleibt ihnen! Brächte es aber vielleicht große Häuser und Gesellschaften ins Wanken, wenn sie ihre Angestellten so besoldeten, daß sie sich nicht mehr mit dem Spießerthum ihrer Lebensführung vor dem Ausland lächerlich machen? Uns geht auf diese Weise gutes Material verloren, frische, kraftvolle, junge Kerle, die so. in die Bahnen deutschen Kleinbürgerthums gezwungen werden. Aber: „Die Sparsamkeit überAlles"; auch wenn es deutschesAnsehen gilt. Ich habe auf englischen und französischen Schiffen erlebt, daß man mich als einer anderen Nation Angehörigen höflicher, liebens-

würdiger behandelte als Engländer oder Franzosen; ohne kellner-
hafte Beflissenheit, aber mit dem Willen, der Verpflichtung zu
nobler Gastfreundschaft nachzukommen. Ist es nöthig, daß man an
Bord unserer Aeberseedampfer diese taktvolle Liebenswürdigkeit
zum gunstbuhlenden Bediententhum steigert? Ich halte es fürun-
nöthig, daß man an der centralamerikanischen Küste die Flagge
irgendeiner der Operettenrepubliken (in denen das Deutschthum
oft genug angepöbelt wird) im Großtop führt, sobald eine Nigger-
excellenz dieser Staaten an Bord ist. Ich halte es auch für recht
überflüssig, daß unsere Schiffahrtgesellschaften von ihren Stewards
(die auf großen Schiffen die Mehrzahl der Besatzung bilden) die
Kenntniß der englischen Sprache verlangen. Fällts etwa den eng-
lischen Linien ein, für ihre Leute ähnliche Gebote zu erlassen? Im
Lauf kurzer Zeit eignet sich jeder Steward ein paar ,englischeBrocken
an; und dann ergiebt sich bei einigem guten Willen der englischen
oder amerikanischen Passagiere sehr bald ein Pidgeon, in dem sich
Unterhandeln läßt. Daß aber dieser gute Wille auch auf der ande-
ren Seite vorhanden sei, daß auch das amerikanische Publikum sich
ein Wenig Mühe gebe, an Bord eines deutschen Schiffes nicht die
dein Gast ziemende Rücksicht zu vergessen und sich der Sprache des
Hauses zu bedienen: diesen Respekt vor der Nationalität desSchif-
fes können seine Besitzer wohl Mit Fug und Recht verlangen. Wie
ists in Wirklichkeit? Ich habe erlebt, daß im Salon eines deut-
schen Dampfers ein Herr von einem Amerikaner beleidigt wurde,
dem er auf seine Frage in deutscher Sprache geantwortet hatte.
Das den Passagieren von drüben wohlbekannte Gebot des eng-
lischen Sprachvermögens fördert eben bei ihnen nur den unaus-
stehlichen Dünkel, ihr Idiom als etwas Anantastbares, Imperia-
listisches, Selbstverständliches zu betrachten. Mehr noch: es ver-
dirbt das Selbstbewußtsein der deutschen Angestellten, schafft, zu-
mal bei den niederen Schichten der Auslanddeutschen, ein Gesühl
der nationalen Unterlegenheit. Mir ist an Bord eines Dampfers
der tzamburg-Amerika«Linie von meinem Kabinensteward auf die
Frage nach einer Geldwechselstelle geantwortet worden: „DerPur-
ser wirds Ihnen nachher changen." Der Jüngling war ein! einziges
Jahr an Bord! So entsteht das Deutsch-Amerikanerthum, das uns
zum Spott jeder selbstbewußten Nation macht.
Ich bin am Morgen des zwölften Dezember auf einem der
größten und bekanntesten deutschen Aeberseedampfer von New Vork
nach Hamburg abgereist. An Land hatten nns die Morgenzeitun-
gen ernste Nachrichten über die Krankheit des Prinzregenten Luit-
pold gebracht. In den nächsten Tagen war in den im Salon aus-
14'

gehängten (natürlich nur in englischer Sprache abgefaßten) Telegrammen und in der an Bord erscheinenden Zeitung Allerlei über das nächste Tennistournter in San Franziska, über die welterschütternde Thatsache, daß Fräulein Gould erst im Februar heirathet, zu lesen. Daß inzwischen der Regent des zweitgrößten deutschen Bundesstaates gestorben war, erfuhren wir erst in Hamburg, Im Reich schließt sich der deutsche Handel unter einem alten Namen zusammen, sich mehr Einfluß auf die Geschäftsführung zu verschaffen. Kein Wort dagegen. In diesem Zusammenhang gewiß nicht. Wer aber eine stolze, selbstbewußte Kaste (mit leidlicher politischer Vergangenheit) ihres letzten Einflusses berauben will, wer wieder vom königlichen Kaufmann spricht, Der mag erweisen, daß er dort draußen unter den Schwierigkeiten des Auslandmarktes (die größer und wichtiger sind als ein Wahlsieg in Meseritz oder Gumbinnen) sein Kaufherrenthum zu behaupten vermag. Vergißt er, was er dem Reich schuldet, ist ihm gar ein kleiner eigener Nutzen werthvoller als deutsches Ansehen, so bleibt er als Leiter der größten Ueberseehäuser ein Hosenträgerhändler. Wer im Ausland seinen Kopf hoch tragen will, soll fein und zäh sein wie Stahl, Einem Krämervolk hülfe selbst eine gute Diplomatie nicht ans Licht.

Pasing bei München. Dr. FritzReck-Malleczewen.

Die Wahrheit.

ie erlauchten Eltern des jugendlichen Prinzen Edmund Norbert legten großen Werth darauf, ihn von Klein auf beim Volk populär zu machen. Denn obwohl sie nur einer Seitenlinie angehörten und ein Kronprinz vorhanden war, sahen sie in ihrem Sohne den künftigen Herrscher des Ländchens. Der Kronprinz war physisch und geistig zurückgeblieben. Wäre er ein einfaches Bürgerkind gewesen, so hätte man ihn schwachsinnig genannt. Da er aber der Kronprinz war, so hütete man sich, das böse Wort auszusprechen; man flüsterte es nicht einmal, und wenn von dem armen Kronprinzen irgendwie und irgendwo die Rede war, so erzählte man Wunderdinge von seinem Verstand und seiner körperlichen Kraft. Das Volk freilich bekam ihn niemals zu Gesicht. Er war immer auf Reisen, immer in Bädern, für seine künftigen Unterthanen immer unsichtbar. Den kleinen Prinzen Edmund Norbert hingegen kannte Iedermann. Sollte der Kronprinz (was Gott verhüten Möge!) sterben, so wurde der Prinz aus der Seitenlinie Herrscher über

das Ländchen. Das hielten seine hohen Eltern sich täglich vor und erzogen ihren Sohn danach. Auf alle Fälle.

Schon als ganz kleiner Junge wurde er dem Volke gezeigt. Er kam auf die beliebteste und besuchteste Promenade der Hauptstadt, stieg da aus und ging, immer grüßend und lächelnd, an der Seite seinerErzieherin und gefolgt von einem Lakai, „mitten im Volk" spaziren. Traf er mit Kindern zusammen, die adelig genug waren, um ihm nahen zu dürfen, so spielte er öffentlich mit diesen Kindern, arrangirte Wettläufe, bei denen er stets Sieger blieb (die Kinder erriethen instinktiv, daß sie den Prinzen gewinnen lassen mußten), und führte, lebhaft und mit 'heißen Backen, das große Wort. Und das Volk, das gute, dumme Volk, stand in ehrfurchtvoller Entfernung gaffend daneben und bewunderte seinen kleinen Prinzen, der doch nichts Anderes that, als was eben alle Kinder seines Alters thun. Aber: ein Prinz!

Später kam er aufs Gymnasium. Das gehörte mit zur volksthümlichen Erziehung. „Zwischen ihm und den übrigen Schülern darf absolut kein Unterschied gemacht werden", schärften seine Eltern dem Direktor des Gymnasiums ein. Das war eine sehr aufregende Sache.

Zunächst beriethen der Direktor und die Professoren über dieFrage, wie dei? Prinz zu setzen sei. Sollte er in der vorderen Bank allein sitzen oder mit anderen Schülern zusammen? Man entschied nach langem Berathen, daß es verstimmen könnte, säße er allein. Und man wählte, da man ihm ebenbürtige Knaben nicht zur Verfügung hatte, wenigstens solche aus, die von Adel waren und im Rang nicht allzu tief unter ihm standen. Den Iungen, denen die Ehre zu Theil wurde, auf der Bank des Prinzen sitzen zu dürfen, schärfte man vorsichtig Allerlei ein. Der Prinz sei höflich zu grüßen. Man habe ihm stets den Vortritt zu lassen und dürfe sich erst setzen, wenn er sitze. Niemand habe das Wort an ihn zu richten, sondern man habe zu warten, bis er spreche, und dann habe der durch eine Ansprache von Allerhöchstdemselben Ausgezeichnete artig und bescheiden Antwort zu geben. Und wenn der Prinz geprüft werde, so habe aufmerksames Stillschweigen zu herrschen.

Und wenn der Prinz nichts wußte? Stecken blieb und sich blamirte? Das zu erleben, war den munteren Iungen eine verlockende Aussicht. Aber einer solchen Möglichkeit wurde bei Zeiten weise vorgebeugt. Die Professoren steckten dem Hofmeister ganz einfach, welche Fragen man dem Prinzen bei der nächsten Prüfung vorlegen werde; und der Hofmeister trug Sorge dafür, seinem hohen Zögling die Antworten gehörig einzupauken. Die Folge davon war, daß Edmund Norbert nur Triumphe einheimste und der ganzen Klasse als leuchtendes Vorbild gezeigt wurde. Er selbst strahlte ahnünglos. Er war ja doch entschieden der Begabteste, Tüchtigste, Fleißigste unter Allen. Ueberall und immer der Erste. Auch bei Tennis, Football, Turnen. Seinen kleinen Mitspielern wurde ja streng eingeprägt, den Prinzen bei jeder Gelegenheit und jedem Spiel ausnahmelos gewinnen zu lassen. Und so kam es, daß er immer gewann; worüber er sich herzlich freute.

Einen hübschen Sport hatte er sich auf der Promenade und in der Umgebung der Hauptstadt ausgesonnen. Daß er, wenn er älter geworden, dem „edlen" Waidwerk, wie man den Thiermord, aus Vergnügen daran, zu nennen für gut findet, huldigen werde, war für ihn «ine ausgemachte Sache. Was wäre Das auch für ein Prinz, der die Hauptaufgabe seines Lebens nicht im Hetzen und Niederknallen wehrlosen Wildes sähe! Aber einstweilen war er für Hetz- und Treibjagden doch noch zu jung und mußte seine Ungeduld zügeln. So vertrieb er sich die Zeit des Wartens damit, daß er auf seinen Spazirgängen aus einer kleinen Flinte nach Spatzen oder auch anderen Vögelchen schoß.
Es gab vorwitzige Leute im Volk, die diesen Sport häßlich fanden und der Meinung waren, des Prinzen Erzieher sollte den Muth haben, seinem hohen Zögling dieblutige Liebhaberei zu verbieten^Doch der Hofmeister, der den Sport zwar auch nicht schön fand, hütete sich wohl, sein Mißfallen irgendwie zu äußern. Erstens kannte er seinen Prinzen sehr genau und wußte, wie empfindlich der Kleine war. Er hätte durch eine tadelnde Bemerkung gewiß nichts erreicht, hätte den Prinzen nur geärgert. Und obendrein stand zu befürchten, daß man ihn seinenr Posten enthob, wenn er sich einfallen ließ, irgendetwas an Edmund Norbert häßlich zu finden. Und der Hofmeister wollte so lange wie möglich auf seinem Posten bleiben, um schließlich mit einer fetten Pension in Gnaden entlassen zu werden. Diese Hoffnung zu gefährden, fiel ihm nicht ein. Man soll aufrichtig sein gegen einen Prinzen, soll ihm die Wahrheit sagen? Diesen Luxus konnten sich Leute leisten, die nichts dabei aufs Spiel setzten. Der Hofmeister schwieg deshalb und grinste freundlich, wenn dem Prinzlein ein Schuß gelang und ein armes Vögelchen, zuckend und blutend, im Sand lag.
Einmal aber ereignete sich bei solcher Gelegenheit Fürchterliches.
Am Ende der kleinen Residenz wohnte in einem villenartigen Hause ein blondes kleines Mädchen, das seine größte Freude darin fand, im Garten, der das Haus umgab, Nistkästchen und Futterplätze für die Vögel anzulegen. Der Springbrunnen im Garten lud die zarten Sänger zum Trinken und Baden ein und die jugendliche Herrin von Haus und Garten wurde nicht müde, für ihre Schützlinge zu sorgen, sie anzulocken und sich ihrer zutraulichen Munterkeit zu freuen. Sie waren auch schon so zahm geworden, daß sie an Gefahr nicht dachten und arglos auf dem Gartengitter sitzen blieben, als der Prinz, mit seinem kleinen Flintchen in den Händen, des Weges kam und auf einen der Vögel (es war eine Meise) anlegte.
Die kleine Vogelfreundin sah vom Garten aus, was er that. Sie schrie gellend auf, was zur Folge hatte, daß alle Vögel erschreckt aufflogen, stürzte aus dem Garten hinaus auf die Straße, hin zum Prinzen, der, höchst indignirt über die Störung, mit gerunzelter Stirn dastand und sie voll Empörung ansah, gab ihm einen Stoß vor die Brust, daß Höchstderfelbe taumelte, und schrie ihn wüthend an: „Du abscheulicher Bengel! Wag es noch einmal, auf meine lieben Vögel zu schießen!

Die Wahrheit.
Dann rufe ich den Gärtner, damit er Dich verhaut. Aber schon ordentlich, weißt Du!"
Die Szene hatte sich mit solcher Blitzesschnelle abgespielt, daß der Hofmeister sie nicht zu hindern vermocht hatte. Und jetzt stand er da wie eine Salzsäule, erstarrt und regunglos. Dem Lakaien erging es nicht besser. Und die kleine Missethäterin, die nicht wußte, nicht ahnte, wer vor ihr stand, zog mit einem letzten Aornesblick auf den versteinerten Prinzen und dessen versteinerte Begleiter triumphirend ab. Der würde sich kein zweites Mal unterstehen, nach ihren Vögeln zu schießen! Dem hatte sie es ordentlich gesagt!
Erst als sie fort war, kam wieder Leben in die erstarrten Glieder und das erstarrte Hirn des Hofmeisters. Furchtsam blickte er um sich und athmete dann erleichtert auf. Wunderbarer Weise war Niemand in der Nähe und der entsetzliche Vorfall hatte keine fremden Zeugen gehabt. Er wendete sich dienernd seinem Prinzen zu: „Eure Hoheit . . ."
Der Hoheit liefen dicke Thränen über die Backen. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte der Prinz rüde Wahrheit gehört. Und Das war ihm etwas so grausig Fremdes, daß er meinte, diejErde müsse in Trümmer gehen. Wie betäubt fragte er: „Was geschieht mit diesem Mädchen? Wird sie hingerichtet werden, weil sie mich beschimpft und gestoßen hat?"
Der Hofmeister hüstelte verlegen. „Wie Eure Hoheit befehlen", wäre ihm, nach alter Gewohnheit, beinahe entschlüpft. Aber er besann sich und antwortete mit Geistesgegenwart: „Dieses Mädchen ist offenbar irrsinnig. Darin liegt ihre Entschuldigung."
„Eine Irrsinnige ist eine Kranke", sagte der Prinz. „Und eine Kranke muß man laufen lassen?"
„So urtheilt die Großmuth Eurer Hoheit."
„Ihr sei denn verziehen", fuhr der Prinz mit einer großartigen Geberde fort. „Aber man stecke sie in ein Irrenhaus", fügte er hinzu.
Sein Hofmeister verneigte sich so tief, wie er konnte, ohne das .Gleichgewicht zu verlieren. Im Stillen nahm er sich vor, diese Straße auf seinen SpazirgLngen mit dem Prinzen künftig zu meiden. Vielleicht kam ihm auch der Gedanke, wie unpraktisch es sei, einem Prinzen derbe Wahrheit zu sagen; und daß die hohen Herren, groß und klein, sich zwar darüber beklagen, immer nur Lügen und Schmeicheleien zu hören, daß sie aber, sagt man ihnen einmal die Wahrheit, es Dem, der sie gesagt hat, doch niemals verzeihen und einen Mrssethäter, einenVerbrecher oder einen Kranken in ihm sehen; daß es darum viel nützlicher sei, wenn man mit einem Prinzen zu thun hat, ihn nach Kräften zu belügen. Vielleicht dachte der Hofmeister aber auch nichts; wahrscheinlich. Er hatte ja niemals die Absicht gehabt, seinem hohen Zögling auch nur die allerkleinste unliebsame Wahrheit zu sagen. ?ss si Köw!
Wien. Emil Marriot.

Israels und Liebermann,

n der Seele der germanischen Rasse liegen zwei einander feind-
liche Triebe vereint, vergleichbar der Liebe zu der grauen Hei-
math und dem Zug nach dem goldenen Süden. Der eine ist ein der
Wirklichkeit abgewandter Spiritualismus, der andere ein Ringen nach
klarer Gestaltung, nach Form. Aus dem ersten geht mit Nothwendigkeit
eine subjektive, Alles durch den färbenden Schleier des Ichs betrach-
tende, aus dem zweiten eine objektive Anschauungweise hervor, welche
die Dinge nimmt, wie sie sind. Es giebt Individuen, in denen diese
Tendenzen sich ausschließlicher verkörpern. So in der deutschen Litera-
tur Goethe und Iean Paul, in der holländischen Malerei Frans Hals
und Rembrandt.
Liebermann hatte bisher in Frans Hals seinen Leitstern gesehen,
und will man sein Streben, wie es aus seinen Werken hervortritt, mit
einem Wort kennzeichnen, so kann es nicht anders heißen als Objek-
tivität. Die äußere Natur war ihm die Hauptsache. Sie war es so
sehr, daß er sogar einen ihm näher erscheinenden Weg zu ihr einge-
schlagen hatte und, um das Modewort zu gebrauchen, realistischer
malte als zuerst. Die Gestaltung, die Form, wenn auch unter noch so
wechselnden Bedingungen sich darstellend, war ihm das Wesentliche.
Und indem er die Natur in ihren feinsten Reizen liebevoll zu durch-
dringen, sie in schmuckloser Einfachheit zu belauschen suchte, wurde
*) Ein Pröbchen nur aus dem großen Werk „Max Liebermann,
sein Leben und seine Werke", das der Maler Herr Erich hancke im No-
vember bei Bruno Cassirer in Berlin herausgiebt. (Lexikonband; mit
320 zum größten Theil unveröffentlichten Abbildungen und einer Ori-
ginalradirung; Preis: 3« Mark.) Ein Liebermann-Denkmal. Des
unter allen heute lebenden interessantesten Malers; eines Meisters,
der, vielleicht, seines Wachsthums Gipfel noch nicht erreicht hat. Erst
dieses Buch lehrt ihn gründlich erkennen. „Die Anschauung vom We-
sen und von der Begabung Liebermanns ist durchaus neu; sie weicht
in vielen (und gerade in den wesentlichsten) Punkten von Dem ab, was
bisher Geltung hatte. Hancke liebt seinen Helden, ohne ihn zu über-
schätzen. Und die selbständige Auffassung von der Kunst Liebermanns
hatte zur Folge, daß wenig bekannte oder unbekannte Werke an die
erste Stelle gerückt wurden." Diese Sätze durfte Herr Bruno Cassirer
(der sich das Verdienst zuschreiben kann, Herrn Hancke für die Kunst-
kritik geworben zu haben) mit Fug in den Prospekt setzen; und daran
die stolze Behauptung knüpfen: „Wir glauben, daß ein so vollendet ge-
drucktes Kunstbuch in Deutschland nicht existirt." Liebermann hat ein
neues (radirtes) Selbstportrait dem Buch vorangestellt; muß also wohl
meinen, daß der Biograph ihn sah, wie er selbst gesehen sein will.

seine Objektivität zur Intimität. Da führte ihn sein Weg mit Israels zusammen, durch den er in den Bann jener anderen Anschauung ge» rieth, die mit um so größerer Macht auf ihn zu wirken begann, als es Rembrandt war, der hinter Israels stand.

Rembrandt ist ein Titan. Sein Wollen ist so gewaltig, so grenzenlos, daß es uns ergreift wie ein Vollbringen. Vielleicht selbst noch stärker, in Folge der Tragik, die in der Unmöglichkeit dieses Vollbringens liegt. Ihn zu überschauen vermag man nicht. Israels ist neben ihm nur ein blasser Schatten; und doch verbindet eine Wesensverwandtschaft den großen Meister und seinen Epigonen. Liegt das Bindende in der vorwiegend spirituellen Natur der jüdischen Rasse, zu de-r ja Rembrandt sich so dauernd hingezogen fühlte? Iedenfalls lernen wir durch Israels Rembrandt besser verstehen.

Aber Rembrandt, der Antiken besaß und schätzte, rang mit seiner Natur. Er ging in diesem verzweifelten Ringen nach Plastik in seinen Vordergründen oft fast bis znr Augentäuschung. Israels dagegen ist ein überzeugter, ich möchte sagen: verbohrter Spiritualist. Er hat eine tiefe Verachtung für die Form. Er will nur den Geist. Und die Aeußerung, die er dafür suchte und bei Rembrandt fand, ist Das, was wir Stimmung nennen.

Während die Wirkungen einer objektiven Malerei aus den Dingen selbst und dem ihnen innewohnenden Charakter fließen, nur kombinirt mit den menschlich-künstlerischen Eigenschaften des sie Vermittelnden, seiner Größe, Einfachheit, Energie, Leidenschaft, Feinheit, Anmuth usw., und während diese Wirkungen um so stärker werden, je mehr dieser Vermittelnde sich den Dingen unterzuordnen, in ihnen aufzugehen strebt, sind es bei der subjektiven Stimmungmalerei die Gefühle des Künstlers, welche, die Objekte bekleidend, auf uns wirken, und zwar um so intensiver, je mehr die Objekte untergeordnet, ihrer Körperlichkeit entkleidet sind. Sie sollen das Auge nicht festhalten, nur der Phantasie den Impuls, die allgemeine Richtung geben, denn diese Stimmungen sind eben so unbestimmt, wie sie stark sein können. Kein Maler besitzt diese Stimmung stärker als Rembrandt; nnd der Instinkt der Kunstästhetiker irrte nicht, als sie das Helldunkel als das Wesentliche in seiner Kunst bezeichneten, denn es ist ihm, indem es das Objektive verschleiert, das Mittel, seine Gefühle, die ihm das Wesentliche sind, auszudrücken.

Von Rembrandt übernahm Israels dieses Helldunkel und gebrauchte es sinnvoll zu gleichem Zweck, noch konsequenter, denn er er opferte ihm unbedenklich alles Sachliche. Bei ihm giebt es kein mit Liebe ausgeführtes Stück, sondern nur Andeutungen.

Die Wirkung des Helldunkels nun auf die Darstellung der freien Natur zu übertragen, fand er ein sehr einfaches und radikales Mittel: die Verschwommenheit. Er verwischte die Formen, tötete die Farben und über einem Chaos konnte unbeeinträchtigt sein Gefühl herrschen. Und er ist stolz auf seine Formlosigkeit, denn er sagt: „Außer Willst

giebt es keinen Maler, der so wenig zeichnen und malen kann und dabei so gute Bilder malte wie ich." Aber zwischen Millet und Israels liegt eine weite Kluft. Millet ist wohl ein Romantiker, ein Gedankenmaler, aber durchaus kein Stimmungmaler im Sinn von Israels. Und vor Allem ist er nicht formlos.

Wie sehr Millet die Form will, wird Iedem in die Augen springen, der nur eine seiner Bauernfiguren sieht, die Bildsäulen gleichen und unter deren Kleidern die Anatomie so deutlich ist, als hätte er den Faltenwurfs wie man es auf der Akademie zu machen pflegt, nach befeuchteten, auf die nackten Glieder der Gipsabgüsse gelegten Lappen studirt; und wenn er die Form mangelhaft giebt, so liegt Das an seinem Können und nicht an seinem Wollen.

Und doch, trotz ihrer einem unbefangene,r Auge unerträglichen Verschwommenheit, hatte Israels' Kunst eine starke, unbestreitbare Wirkung. Allerdings nur in den germanischen Ländern, vor Allem in England, denn sie brachte in der Seele der Nordländer eine Saite zum Schwingen.

Als Liebermann in Israels', des um dreiundzwanzig Iahre Aelteren, Sphäre trat, hatte Dieser nach langem Suchen seine Eigenart gefunden. Von diesem Augenblick an wurde er, der bis dahin nach einander in den Gleisen der düsseldorfer und der akademischen französischen Malerei gegangen war, so unerschütterlich wie ein Fels. Und von dieser Natur muß ein Zauber ausgegangen sein, dem Liebermann sich nicht entziehen konnte, um so weniger vielleicht, als, trotz dem Gegensatz der Begabung, der Erziehung und des Wollens, in ihm, dem Iuden, doch auch Etwas von jenem Spiritualismus lag.

Die Wirkung des Einflusses von Israels zeigte sich fast unvermittelt. 1882 war die „Bleiche" entstanden, Liebermanns objektivstes, intimstes Bild! 1885 die „Dorfstraße", weniger geglückt, aber eben so gegenständlich; 1886, in der „Flachsscheuer", verrathen sich seine ersten Spuren; und ein Iahr danach, in den „Netzflickerinnen", ist die Höhe schon erreicht. Der Umschwung geschah so plötzlich und tiefgehend, daß man ihn revolutionär nennen muß. Man könnte Liebermann mit einem jener reichen Männer vergleichen, die, vom Geist getroffen, ihren Reichthum von sich warfen, um einem Apostel zu folgen. Den Glanz der Farbe, die Bestimmtheit der Form, die bei aller Herbheit doch edle Technil verließ er, um in der freiwilligen Armuth grauer, scheinloser, niit gewollter Rauheit aufgetragener Töne einem neuen Ideale zu dienen.

Es ist nicht zu leugnen, daß jener Einfluß in jeder Wcise sehr weit ging. Er bestimmte eben so das Stoffgebiet (Liebermann hatte etwas Aehnliches wie die großen Figuren in der Einöde des Meeresstrandcs nie behandelt, während sie seit einer Reihe von Werken Israels' Domäne geworden waren), wie er die malerische Sprache veränderte. Und doch blieb Liebermann er selbst. Es entwickelte sich nur etwas Verwandtes, das als Keim in ihm geschlummert hatte, aber es entwickelte sich in sehr selbständiger, in seiner Eigenart begründeter Weise. Er

wurde durch Israels zum Stimmungmaler; aber seine Stimmung ist immer noch eine andere als die Israels'.
Denn wenn das Wesen der Stimmung darin beruht, daß sie das Objekt nur als Ausgangspunkt, gewissermaßen als Sprungbrett für die Phantasie ansieht, so liegt doch noch ein großer Unterschied in der Richtung, die sie ihr aufzwingt. Da giebt es ein Bild von Israels, worauf man ein altes armsäliges Weib dargestellt sieht, das neben einem kleinen, von ihrem Hund gezogenen Wägelchen totmüde über trostlose, vom Regen aufgeweichte Feldwege daherschwankt. Farbe, Malerei, Zeichnung, Alles ist die Dürftigkeit selbst. Man kann sich gar nichts Kläglicheres vorstellen. Und doch bleibt es nicht ohne eine gewisse Wirkung. Auf unsere Sinne allerdings wirkt es nicht. Wir athmen nicht den Erdgeruch, nicht die Weite der Felder. Wir bekommen von ihnen nur eine abstrakte Vorstellung. Auch die alte Frau wird uns als Mensch nicht in der Weise näher gebracht, daß sie uns in der Rundheit ihrer Existenz anschaulich würde. Wir fangen vielmehr aus Anlaß dieses Falles, dessen Grahheit uns packt, an, über das menschliche Elend zu philosophiren. Und in dem Augenblick, wo wir dahin kommen, sind wir bis zu ihrer Quelle den Weg zurückgegangen, den die Absicht des Künstlers bis zu ihrer Firirung auf der Leinwand machte. Das ist das Wesen der Stimmung von Israels, daß, wie sie vom Gedanken ausgegangen ist, sie uns auch wieder zum Gedanken zurückführt.
Anders aber ist es bei Liebermann. Stellt er uns auch nicht mehr die Dinge fest umrissen vor Augen, sondern giebt von ihnen einen summarischen, stark mit persönlichem Gefühl durchtränkten Eindruck, so ist doch dieser Eindruck ursprünglich mehr von den Sinnen, den Nerven als vom Gedanken empfangen worden und erweckt in uns nicht sowohl Gedanken als sinnliche Vorstellungen. Nur sind diese jetzt unbestimmter, ins Weite gehend. Die Grenze zwischen Empfundenem und Gedachtem ist bei ihm zuweilen verwischt. Der Zusammenhang mit der äußeren Wirklichkeit, der aus jedem seiner früheren Werke ein besonderes machte, ist loser geworden. Sie sind formloser, aber ein breites Naturgefühl, um so unendlicher erscheinend, als es formlos ist, erfüllt sie. Denen besonders vertraut, die in der Natur nicht zu sehen, sondern zu träumen lieben. Damit hat sich Liebermann jenem spirituellen Element genähert; und es ist begreiflich, daß er von dort her Widerhall fand.
Der deutsche Naturalismus, der damals heraufkam (vor Allem in der Literatur), erkannte in Liebermanns Malerei Geist von seinem Geist und machte seinen Namen zu einer Parole. In seinem für den Künstler bahnbrechenden Aufsatz „Studie über den Naturalismus und Max Liebermann", der die gährenden, ungeklärten Ideen der Zeit eindrucksvoll widerspiegelt, entwirft Heilbut ein Bild des Naturalisten, wie er ihn auffaßt. Er nennt ihn einen „wiederauferstandenen Mystiker, in dessen Impulsen etwas nicht Ausgereiftes steckt und ein nicht

gan? klares Besinnen auf sich selbst. Etwas Ahnungvolles, das nur
das Gefühl erkennt". Und von seiner Kunst sagt er: „Sie senkt sich in
die Dingc in einer Weise, die über das optische Sehen hinausgeht. Sie
will einen elementaren Eindruck geben; die Felder, zum Beispiel, die
sie malt, sollen nicht malerisch wirken, der warme Duft des reifenden
Getreides soll uns entzücken."
Es ist interessant, diese Stimmungskunst mit dem französischen
Impressionismus zu vergleichen, den man mit ihr in Verbindung
bringen wollte. Auch die Impressionisten wollen jenen so starken Ein-
druck, den Heilbut „elementar" nennt, hervorbringen; und es gelingt
ihnen auch. Aber das Woher und Wohin ist ein ganz anderes. Sie
bringen ihn hervor, indem sie nicht das Nebeneinander, sondern das
Zueinander der Dinge geben, womit sie nichts thun, als was auch viele
frühere Maler thaten, nur daß sie viel konsequenter sind. Von Frans
Hals zu ihnen ist es nicht so sehr weit; sie ziehen nur die Folgerungen
seiner Kunst. Auch sie sind ganz objektiv, geben die äußere Natur, und
zwar nicht nur in Andeutungen, da sie ja die Beobachtung der Erschei-
nung in noch nicht gesehener Vollendung durchführen. Indem sie diese
Beobachtung bis zur höchsten Intimität steigern, steigern sie auch die
Wirkung bis zum Elementaren. Denn Das ist der grundlegende Un-
terschied zwischen ihnen und den Stimmungmalern, daß sie gestalten
wollen, wo jene nur ahnen lassen. Deshalb gehen sie auch nicht über
das objektive Sehen hinaus, sondern vervollkommnen es. Die Einen
analytisch (Pissarro, Sisley, Monet), die Anderen, Größeren synthe-
tisch (Manet, Cszanne) geben, wenn man das Wort in weiterem
Sinn njmmt, nur Form. Auch die Wiesen Monets haben ihren wür-
zigen Geruch, seine „Seine" haucht Frische aus, die Blumen Manets
duften, und zwar nicht, weil sie nicht gemalt. sondern, weil sie so uner-
schaut gut gemalt sind. Doch Stimmung haben ihre Bilder nicht. Sie
erwecken nicht jene grenzenlosen, an die Formlosigkeit gebundenen Ge-
fühle, die nur aus subjektiver Anschauung fließen und die auch nur
auf eine verwandte Natur wirken können.
Es ist unbestreitbar, daß gerade mit seinen Stimmungbildern Lie-
bermann in Deutschland das Empfinden des Augenblicks aussprach
und dadurch eineWirkung gewann, die seinen früheren Werken versagt
geblieben war. Ihnen verdankte er das Eklatante seines Ruhms, der
sonst ruhiger, dem Leibis ähnlich, sich entwickelt hätte. Seine Werke
dieser Art brachten eine tiefgehende Erregung hervor, die, ohne daß
ihr das Skandalöse anhaftete, an Stärke noch über die ging, die das
Erscheinen von „Christus im Tempel" begleitet hatte. Er bewegte seine
Zeitgenossen, wie es nur ein mächtiger Künstler vermag, und nicht mit
Unrecht schrieb Heilbut: „So ist in den Köpfen der gegenwärtigen Pe-
riode die Meinung über die Poesie der Natur".
Erich Hancke.

Südbahn.

ie „K. K. Privilegirte Südbahn-Gesellschaft" hat in der Welt
kaum ihresgleichen; nicht einmal im Bezirk der kühnsten Eisen-
bahngründungen, in Amerika. Die Südbahn beherrscht das wichtigste
Streckennetz der habsburgischen Monarchie und ist doch das vom Schick-
sal am Meisten gestrafte Unternehmen. Wenn man von der „<!oth-
schildbahn" spricht, schiebt sich in die Gedankenbahn der Begriff Sa-
nirung. Seit der Iahrhundertwende hat es vier „Südbahnarrange-
ments" gegeben, die alle im Nebel verschwanden. Neulich wurde das
fünfte Programm fertig; und diesmal soll es Ernst werden. Die öster-
reichische Regirung, die sich den älteren Reformideen gegenüber lau
verhielt, ist an dem neuen Programm so stark interessirt, daß man
von ihrer Seite keinen Widerstand zu fürchten braucht. Früher galt
die Frage, ob die Südbahn überhaupt sanirt werden müsse, noch
als Problem. Da die Einnahmen stiegen, glaubte man, die Renta-
bilität werde mit der Zeit von selbst kommen und die Verwalutng nicht
genöthigt werden, große Stücke vom Anlagekapital herunterzusäbeln.
Diese Berechnung war falsch. Sie wurde durch die Dividendenskala
gründlich widerlegt. Nennenswerthe Dividenden hat die Südbahngesell-
schaft, die 1869 zu arbeiten begann, nur in den ersten fünfzehn Iahren
vergeben. Von 1881 bis 1900 wurden Quoten gezahlt, deren stolzeste
Höhe nicht über IVs Prozent hinausging. Und dann kamen wieder
Nullen. So ist es geblieben. Fehlende Dividenden und schwache Til-
gung des Kapitals: bessere Voraussetzungen für eine Sanirung sind
kaum denkbar. Aber die Aktionäre und die drei Gruppen von Obliga-
tionären ließen sich nicht unter einen Hut bringen. Keiner wollte sich
zu Opfern verstehen; Ieder suchte für sich den größten Vortheil heraus-
zuschlagen. Und nationale Unterschiede verbitterten den Interessenstreit.
728 000 Aktien und 4,25 Millionen Schuldverschreibungen sind
ausgegeben worden. Die Aktionäre repräsentiren ein Kapital von rund
347, die Obligationäre eins von 2042 Millionen Kronen. Ueber das
Schicksal einer Werthpapierarmee von 2389 Millionen Kronen soll
entschieden werden. Die Aktion ist also nicht unbedeutend. Und sie
wird mit allen Künsten der Diplomatie geführt. In Frankreich liegt
ein großer Theil der Südbahnobligationen; eine halbe Milliarde ists
mindestens. Die Franzosen haben deshalb ein Wort mitzureden. Und
sie sind nicht blöde. Vor zwei Iahren wurde gedroht, daß den un-
garischen Staatspapieren und Pfandbriefen die Cote an der pariser
Börse versagt werde, wenn Budapest nicht Wien in der Südbahnsachc
gefügig mache. Die Ungarn hätten in Wien nichts ausgerichtet. Am
Wenigsten bei den Ministern; denn der hohe Fiskus brauchte keinen
Finger zn rühren, wenn er es darauf anlegen wollte, die Südbahn
billig in die Hände zu bekommen. Damals sprach man vom Konkurs,
der für den Staat die beste Lösung sei. Der hat nie Etwas gethvn,
um der Südbahn das Leben zu erleichtern. Er zwang sie, im Gegen-

theil, zu Investitionen, die schwer auf die Finanzen des Unternehmens drückten. Da vorauszusehen war, daß sich die Obligationäre nicht einigen würden (die Aktionäre müssen sich in die Rolle der quäntite neglissssblL finden), so ist schon vor mehreren Iahren ein gerichtlicher Kurator in Wien bestellt worden, der dem Gericht sein Gutachten über die Sanirungvorschläge abzugeben hat. Die letzte Entscheidung trifft das Handelsgericht, wenn die Beschlüsse der Obligationäre vorliegen. Die Obligationäre sollen auf einen Theil ihres Kapitals verzichten, wollen es aber nicht zum Besten der Aktionäre thun. Die wünschen, in absehbarer Zeit wieder Dividende zu sehen. Die Obligationäre haben den größeren Kapitalbesitz; aber die Aktionäre haben onf ihren Antheil mehr eingezahlt als ihre Gegner. Die Aktien, im Nominalbetrag von 500 Franken, sind nicht nur voll, sondern sogar mit Aufgeld bezahlt worden. Aus den Obligationen aber hat die Bahn nur die Hälfte des Nominalbetrages erhalten. Die dreiprozentigen Schuldverschreibungen, im ursprünglichen Gesammtbetrag von 2170 Millionen Franken, sind nur mit rund 40 Prozent begeben worden. Auf dieses Kapital, das zum vollen Werth amortisirt werden muß, hat also die Südbahn nur 868 Millionen erhalten. Nun stelle man sich vor, was es heißt, 1300 Millionen zurückzuzahlen, die man niemals bekommen hat! Bei solcher „Finanzirung" ist die Misere der Südbahn kein Wunder. Die Aktien, die berühmten „Lombarden", sind in neuer Zeit das Spielpapier des kleinen Mannes geworden. Die 500 Frankenaktie kostet in diesen Zagen 110 Franken; und es gab eineZeit, wo man nicht mehr als 80 Franken dafür zu zahlen brauchte. Das Aktienkapital ist nicht viel mehr werth als den fünften Theil seines Nominalbetrages. Vier Fünftel sind verloren; und dazu kommt der Zinsverlust, den die Iahrzehnte lange Dividendenlosigkeit bewirkt. Die dreiprozentigen Obligationen, die heute rund 260 Franken kosten, waren auch schon mal theurer. Aber ihr Kurs hat niemals über 350 Prozent hinausgeragt; und wer den höchsten Preis anlegte, hat viel weniger bezahlt, als er nach dem ursprünglichen Tilgungplan zurückbekommen sollte: 500 Franken. Dagegen könnte die niedrige Verzinsung (seit 1904 werden die Zinsen nur zu,2°/I«, statt zu 3, Prozent berechnet) den Anspruch auf eine Entschädigung bei der Amortisation rechtfertigen. Die Lombarden wurden jedesmal verachtet, wenn ein „Arrangement" sich als unausführbar erwiesen hatte, und kamen doch wieder in Gunst, sobald ein neues am Horizont auftauchte. Die Seelenkunde könnte aus dem Verhalten der Südbahnkapitaiisten interessante Anregungen holen. Keine Enttäuschung hat vermocht, die von ihr Betroffenen zu bescheidener Resignation zu bringen; jede hat das Begehren noch aufgestachelt. Haben kluge Köpfe einen Weg erdacht, der aus dem Elend ins Freie führt, so wird ihnen gesagt, daß der Pfad nicht breit und nicht glatt genug sei. Die Arrangements, die gewiß einen reichlichen Aufwand von Witz und Verständnis) erfordern, werden bemäkelt, weil sie nicht gleich Reichthümer vor

den ,,Interessenten" aufthürmen. Alle Versuche, die Südbahn zu saniren, scheiterten an dem Mißtrauen der Kapitalisten, die hinter jedem Programm den Ausbeuter witterten. Sobald ihnen Etwas geboten wird, fühlen sie sich auf einmal als die bsati vossiäsntss, die gar keinen Grund haben, sich ihres Eigenthums zu entledigen. Die Aktionäre erwarteten wahrscheinlich, daß schon vom nächsten Iahr ab Dividenden gezahlt werden; und die Prioritätenbesitzer glaubten, mit einem geringen Nachlaß das Ihrige gethan zu haben. Nur so ist die Aufnahme des neuen Programms zu erklären. Die Börse war enttäuscht und verzichtete auf die Hausse, die leise begonnen hatte.
Im Mittelpunkt des Arrangements stehen die dreiprozentigen Obligationen. Das versteht sich bei der Größe ihres Kapitalantheils von selbst. Von den Lasten der Sanirung unberührt bleiben die fünfprozentigen Schuldverschreibungen (105 Millionen Franken). Sie sollen zum vollen Nennwerth in Gold eingelöst werden. Die vierprozentigen Obligationen (zwei Serien von zusammen 136 Millionen) behalten ihren Coupon, müssen aber, unter Umständen, mit der Tilgung warten, bis die dreiprozentigen Prioritäten zurückgezahlt sind. Das kann, im schlimmsten Fall, fünfzig Iahre dauern. Da die Verstaatlichung der Südbahn sicher kein halbes Iahrhundert mehr auf sich warten lassen wird, so brauchen die Besitzer de? vierprozentigen Prioritäten ihre Geduld nicht zu einer besonderen Kraftprobe zu stählen. Uebernimmt der Staat die Bürgschaft für die Schuldverschreibungen, so wird der Nennwerth der vierprozentigen Stücke ans 94 Prozent abgestempelt. Wie steht es nuu mit den Dreiprozentigen? Für die ist eine doppelte Behandlung vorgesehen, je nachdem das eine oder andere Schema für die Sanirung gewählt wird. Zwei Wege sind vorgezeichnet, deren erster in den zweiten münden soll. Wird 2 abgelehnt, so bleibt 1 als Definitivum. Nach Nummer 1 soll der Nominalwerth der fünfprozentigen Obligationen von 500 auf 325 Franken herabgesetzt werden. (Nach dem Programm von 1911 war eine Rückzahlung zu 352 Franken vorgesehen; die französische Gruppe wollte aber Franken haben. Der neue Vorschlag bleibt also hinter dem älteren zurück.) Der Staat bürgt der Südbahn für ihre Tarife, die um 7 Prozent höher sind als die Sätze der Staatsbahnen und deshalb in den Alpenländern heftig bekämpft werden. Die „politische" Behandlung der Südbahnfrage spitzt sich stets auf die Sondertarife zu; und es ist wichtig, unter Umständen diese Spitze abzubrechen, also die Möglichkeit zu schaffen, daß die Preise, welche die Südbahn fordert, sich dem Normaltarif anpassen können. Nach dem Sanirungvorschlag 1 darf mit einer Ermäßigung des Tarifs erst nach Iahren gerechnet werden. Zunächst verpflichtet sich der Staat, die Ausnahme zu Gunsten der Südbahn bestehen zu lassen, bis ihr gelungen ist, so große Reserven anzusammeln, daß sie die hohen Tarife nicht mehr braucht. Die Tilgung der Obligationen, die seit zehn Iahren eingestellt ist, würde am ersten Januar 1915, zu dem erwähnten Betrag

von 323 Franken, beginnen. Durch die Kürzung des Amortisation-
werthes erhöht sich die Liquidität der Gesellschaft, die dann einen
besonderen Fonds anzusammeln vermag. Die Aktientilgung erfolgt
zu 200 Franken. Reichen die Ueberschüsse weiter, so kann eine Divi-
dende von 5 Franken gezahlt werden. Sind noch disponible Mittel
vorhanden, so werden sie verwendet, um den Einlösungwerth der Obli-
gationen von 325 auf 350 Franken zu erhöhen. Endlich soll der Ge-
sellschaft die Aufnahme einer Investitionanleihe von 150 Millionen
gestattet werden. Die „italienische Annuität" (der Kaufpreis, den die
italienische Regirung für die lombadisch-veneziamschen Eisenbahn-
linien in Iahresraten von rund 28 Millionen Franken zahlt) bleibt
als Sicherheit für die Obligationen unangetastet. Schema 2 sieht an-
ders aus. Hier tritt der Staat in engste Beziehungen zur Südbahn.
Er leistet keine Tarifgarantie, sondern eine volle Garantie für Zinsen
und Kapital der dreiprozentigen Obligationen. Die werden durch die
Haftung des Fiskus zu Staatspapieren; müssen aber die Standes-
erhöhung damit bezahlen, daß sie sich mit einem Tilgungpreis von
310 Franken (15 weniger, als im Schema 1 vorgesehen sind) begnügen.
Die Tarife werden sofort heruntergesetzt. Dadnrch wird der Plan
populär. Aber sein süßester Kern (für den Staat) steckt anderswo.
Die Prioritäre sollen auf die italienische Annuität als Pfand ver-
zichten. Aus diesem Verzicht entwickelt sich dann eine höchst schlau
erdachte Finanztransaktion. Die Annuität soll in der Form einer
Anleihe kopitalisirt werden. Das würde einen Betrag von etwa 600
Millionen Franken ergeben. Davon hätte die Südbahn zur Rück-
zahlung der fünfprozentigen Prioritäten und zur Herstellung eines
Investitionfonds etwa 250 Millionen nöthig, so daß 350 übrig blie-
ben. Und diese Summe würde die österreichische Regirung als An-
leihe von der Südbahn beziehen. Das ist die Sensation des neuen
Programms: der Staat leiht ein großes Kapital von einer zu sani-
renden Gesellschaft. Warum nicht? Nur nicht Philister sein. Der
österreichische Fiskns braucht Geld und die Südbahn kanns ihm ge-
ben. LiAv... Die Anleihe für die italienischen Annuitäten wird in
Paris begeben. Dem österreichischen Finanzminister würde, aus poli-
tischen Gründen, kein Stück Rente in Frankreich abgenommen werden.
Die Südbahn hats leichter; und der Staat braucht nur Kapital und
Zinsen der neuen Titres zu garantiren. Schema 2 muß vom Parla-
ment genehmigt werden; es abzulehnen, liegt kein Grund vor, da der
Staat nur Vortheil aus der Sanirung ziehen kann. Und das Fun-
dament für die Verstaatlichung wäre damit gelegt und die Möglich-
keit neuen Aergernisses abgewehrt. Die Aktien würden zu 200 Fran-
ken mit 4 Prozent Verzinsung vom Staat übernommen.
Die Aktionäre fänden in beiden Regimes die selben Chancen.
Den Obligationären ist in jedem Fall die Zahlung der Ainscoupons
gesichert. Ein Unterschied besteht nur im Einlösungwerth. Der ist
nach Schema 1, ohne Staatsgarantie, auf 325, nach Schema 2, mit

Umwandlung der Obligation in ein Staatspapier, auf 310 Franken festgesetzt. Daß eine Staatsobligation im Kurs anders gewerthet wird als eine private Schuldverschreibung, ist verständlich. Und eine Gesellschaft, die ihren Kapitaldienst so schlecht versieht wie die Südbahn, muß irgendwie flott gemacht werden. Den Besitzern des Effektenkapitals fällt durch die Sanierung kein Sondergeschenk zu; sie sind jetzt bereit, Opfer zu bringen, und erhalten, für den Verzicht aus mögliche Zukunftchancen, die Bürgschaft für das reduzirte Kapital. Von einer besonderen Begünstigung kann also nicht die Rede sein. Die Volkswirthschaft allein gewinnt, wenn ein Unternehmen von solcher Wichtigkeit endlich aus dem Krankenjammer erlöst wird.

L a d o n.

Briefwechsel.

ÄWerr Dr. Mahlke in Hamburg hat an Herrn Dr. Karl Ientsch nach der Veröffentlichung des ersten seiner beiden Polenartikel („Unsere Polen") das folgende Schreiben gerichtet, von dem er wünscht, daß es in der „Zukunft" veröffentlicht werde.

Sehr geehrter Herr Doktor, im vorigen Iahr haben Sie in der „Zukunft" Artikel über Nordamerika veröffentlicht, die meine aufrichtige Bewunderung erregten, da Sie die dortigen Verhältnisse viel richtiger beurtheilten, als es in den an der selben Stelle erschienenen Aufsätzen von Goldbeck, der drüben ansässig ist, geschah. Ueber die nationalpolitischen Verhältnisse Nordamerikas scheint mir Ihr Urtheil aber weniger zutreffend als über die wirthschaftlichen Zustände. Sie stellen sich die Umwandlung der Millionen von Deutschen in Vankees wohl recht gemüthlich vor, wie ich aus Ihrem letzten Artikel „Unsere Polen" entnehme. Wenn nach Ihrer Ansicht die Polen in Deutschland unterdrückt werden, so erleiden die Deutschen drüben eine viel härtere Unterdrückung, allerdings weniger vom Staat als durch die konventionelle Sitte, die von jedem einzelnen Vankee in schroffer Form dem Ankömmling aus Europa gegenüber zur Geltung gebracht wird. Schon Benjamin Franklin hat gegen die deutsche Sprache gekämpft und jeder Pankee ist ihm darin eifrig gefolgt. Im vorigen Iahrhundert wurden die Deutschen drüben von den Knownothings mit Knitteln und Steinen traktirt und die deutschen Turner vom Pöbel aus ihren eigenen Hallen hinausgeboxt. Wann ist je den Polen in Deutschland Aehnliches widerfahren? Ich selbst fragte in einem Cafs drüben einen Kellner, der mit einem Haufen Zeitungen beschäftigt war, nach der deutschen newhorker Staatszeitung und erhielt von ihm auf meine in englischer Sprache an ihn gerichtete Frage die Antwort: „Hier im Lande haben es

Sie Englisch zu sprechen!" Kein Kellner in Berlin, wo vielfach polnische Zeitungen ausliegen, würde einem Polen, der den Dziennik Posnanski verlangte, eine ähnliche Antwort geben! Bis jetzt haben die Vankees mit ihrem Streben nach der Nationalisirung der nichtenglischen Einwanderer nur bei den Deutschen und den ihnen verwandten Holländern und Skandinaven Erfolg gehabt. Alle anderen Völker, Polen, Russen, Italiener und Slowaken, leisten Widerstand; die Polen haben es in Texas sogar fertig gebracht, ihre Sprache unter der Negerbevölkerung zu verbreiten. Mit Ausnahme der leicht assimilirbaren Deutschen gelten bei den Vankees jetzt alle nichtenglischen Einwanderer als „unerwunscht" (unässirsbls). Ihr Urtheil über die Polen leiten Sie vermuthlich von der oberschlesischen Dorfbevölkerung her, die allerdings eine so gutartige und menschenfreundliche ist, daß Ieder sie liebgewinnen muß. Ich bin durch sehr viele Dörfer Oberschlesiens geradelt oder gewandert und überall stets mit freundlichem deutschen Gruß empfangen worden. Es giebt aber auch andere Polen. Auf den Landstraßen in Sachsen und Braunschweig bin ich vielen Polen begegnet, die mir auf meine höflichen Fragen keine Antwort gaben, dafür aber, nachdem ich an ihnen vorbei war, mir Flüche und Schimpfwörter nachsandten. Man konnte sich in ein feindliches Land versetzt glauben. Die Schwierigkeit in der Polenfrage beruht nach meiner Ansicht in dem Mangel an Nationalgefühl bei den Deutschen. Diesen Mangel habe ich überall aetroffen, wo immer in fernen Ländern ich mit Landsleuten zusammengekommen bin nnd sie mit anderen Völkern vergleichen konnte. In Buenos Aires lernte ich junge Leute kennen, die von ihren Eltern in deutscher Sprache und deutscher Kultur aufgezogen waren und nun sich ihre blonden Haare schwarz färben wollten, damit man sie nicht immer für Alemanes, für Deutsche, halte. Nach mehrjährigem Aufenthalt im Ausland bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß das deutsche Volk seinem Untergang entgegengeht, wenn es nicht dem Nationalstolz der anderen Völker den selben Stolz entgegensetzt. Der „Hakatismus" hat nicht eigentlich den Zweck, die Polen zu germanisiren, sondern den, die Deutschen als Deutsche zu erhalten. Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr Doktor, diese Zeilen freundlich aufnehmen zu wollen, und begrüße Sie mit ergebenster Hochachtung Dr. A. Mahlke.

Dr. Ientsch bemerkt dazu nur, daß doch wohl die üblen Erfahrungen, die Dr. Mahlke mit Polen gemacht hat, wahrscheinlich in die Zeit fallen, wo der Kulturkampf und der Sprachenzwang auch den gemeinen Mann gegen die preußische Regirung und gegen alles Deutsche aufgebracht hatten; daß der polnische Adel und Klerus schon vorher deutschfeindlich gesinnt waren, habe er ja ausdrücklich hervorgehoben und er sehe den Grundfehler der preußischen Politik eben darin, daß sie das Volk dem Adel und dem Klerus in die Arme treibe und alle Drei zu einer fanatisch nationalistischen Partei zusammenschmiede.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hard.'n in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß 6 Garleb G. m. b H in Berlin.

Berlin, den 8. November 1Ä1Z.

Wittelsbach.

^A^ährend ringsum in Europa die Throne wankten, manche so» gar, die gestern noch aller festeste schienen, wurde, am sieben-undzwanzigsten April 1848,HerrnMaximilian von Bayern, Lud» wigs Erben, der zweiteKnabe geboren.Achtundvierzig: böse Zeit fürdieKönige.tzerrOmnes warwieder einmal aus langem Schlaf aufgestanden, hauste lärmend im Land und wollte den Lenker des eigenen Schicksals, den schrankenlos souverainen, spielen. Mit mißtrauischem Blick maßen, wenn sie sich unbeobachtet wähnten: die Monarchen die steile Höhe, auf der ihr goldenes Stühlchen stand, und ein Zittern befiel sie bei dem Gedanken, in dernächsten Stunde schon könnten derbe Fäuste hinauflangen und die Ragen-den roh in das Gewimmel der Ehrfurchtlosen herniederzerren. Was sollte da unten aus den Verwöhnten werden.fern von dem bunten Troß, der sich vor Großen bückt, um vor Kleinen das Dienerhaupt desto höher tragen zu dürfen, der sich einen Charakter verleihen, ein glänzendes Münzlein oder farbiges Bändlein an-hängen läßt, weil er durch die Kraft des eigenenWesens und im selbst erworbenen Gewand nichts gelten würde, was, fern von dem Glauben, der in den alten Liedern lebt und die Wehrlosen lange vor derPöbelwuth schützte? DieGötter selbstsindverloren, wenn erst derGlaube an ihren himmlischenNrsprung welkt. Dem in derWiege zappelnden Prinzlein mag die Amme dieWeisevom Königsfohn gesungen haben, der sich, da dem Vater Krone und Reich geraubt ward, als Tagelöhner verdingen mußte; und der

Bayernfürst Max mag den Kopf des Kleinen manchmal unruhvoll gestreichelt haben. Er sollte, als Zweitgeborener, nach menschlicher Voraussicht nie die Last einer Krone tragen; aber würde der freche Empörergeist einer gährenden Zeit ihm auch nur sein Prinzenrecht gönnen oder den Verzärtelten aus der warmen Heimath scheuchen? Der Eltern Wille hatte den in schlimmer Stunde Geborenen Otto genannt, nach dem anderen Wittelsbacher, der als Feldherr und Staatsmann sich um Friedrich den Ersten so große Verdienste erwarb, daß e? als Bayernherzog Heinrich den Löwen beerben durfte. Ob der kleine Otto je in das Ansehen dieses Namens hineinwachsen, im werdenden Reich derDeutschen aus eigenem Werth je Etwas bedeuten würde? Oder ward ihm bestimmt, ein letzter Königs sproß zu sein, ein heimloser Prinz ohne Land, auf den die Menge höhnend mit demSinger deuten würde, als aufEinen, der in dieZeitnicht mehrpaßtundgespenstischnun, mit längst erloschenem Anspruch, durch das helle Gebiet der Allbeherrscherin Demokratia spukt?

Er wuchs unter Gleichen heran, trat in das Heer und trug für Bayern zuerst und dann fürdieEinheitderdeutschen Stämme die Waffen. Königssöhnen, so will es die unverrückbare Ordnung, ziemt nur der Kriegerberus, ziemt, auch wenn sie vom Krieger nichts in sich haben, doch nur des Kriegers Kleid, der Schein der Wehrhaftigkeit, die der hohen Würde gesellt sein soll. Prinz Otto war wohl kein schlechterer Soldat als andere Fürstenkinder: er wahrte den Schein und schien ein Held, weil ernichtnachdemersten Kanonenschuß in Ohnmacht fiel. Ein Fürst, der im öffentlichen Wandel nicht mehr Aergerniß giebt als ein Privatmann und Steuerzahler ruhigenSchlages,gilt schon als einMusterbild ritterlicher Tugend. An dem Prinzen Otto war nichts auszusetzen und das Auge der Bayern leuchtete, so oft es den jungen Wittelsbacher in feines Wesens Freundlichkeit sah. Denn der Sturm des bösen Jahres war inzwischen verbraust, Herr Omnes hatte die allzu hastig errafften Waffen sorgsam wieder in die Zeughäuser geschleppt, das alte Treugefühl hervorgefucht: und die Monarchen blickten getrost in dieTiefe nieder, aus derihnennun keine Gefahr mehr drohte. Auf der steilen Höhe stand das goldene Stühlchen wieder ganz fest; und ein Bischen weiter unten war eine goldeneWand gezogenworden.dieBesitz undBildung säuberlich von der wimmelnden Hunnenschaar trennen sollte. Das war die Errungenschaft des Großen Jahres. Eine sehr gute Einrichtung; denn nun mußte das wüste Gesindel erst die goldene Wand durch-

brechen und die Reihen der Besitzenden und Gebildeten überren-
nen, ehe es sich an das goldene Stühlchen wagen konnte. Früher
hatte der Königmit dem Troß der Privilegirten oben gethront und
sich kaum um das ungegliederte Gehudel da untengckümmert.Als
es ihm fürchterlich zu werden begann, zogenAndere die schützende
Wand; und damit sie gezogen und, als eine neue Abgrenzung
erworbener Rechte, von Jedermann aus dem Volk anerkannt
werde, hatten von dem Gesindel ein paar hundertNamenlose ihr
Leben gelassen. Die Köniaischen im Land kicherten in den Bart,
rieben die Hände und raunten schmunzelnd einander zu: »Jetzt
sind wir so weit; jetzt kann, wie in uralter Zeit, sogar ein Toller
wieder die Krone tragen."
Prinz Otto, den des Vaters Hand einst in Sorge unruhvoll
streichelte, dessen Fürstenzukunft den Nächsten nicht sicher schien,
ist seit vielen Iahren nun König von Bayern. Er weiß es nicht.
SeinGeist ist umnachtet, war schon inundurchdringliches Dunkel
gehüllt, als Ludwig der Zweite den Tod suchte, im Wasser fand
und seinem jüngerenBruder die Krone ließ. DemVolk blieb das
gräßliche Schauspiel erspart, einen Irren im Purpur zu sehen, den
weihenden Goldreif auf der Wölbung über einem zerstörten Hirn
zu erblicken. Die Mauern von Nymphenburg, Schleißheim und
Fürstenried haben den Aermsten spähsüchtiger Neugier verbor»
gen. Nur allerlei Gerüchte krochen aus den Ritzen und wuchsen
unterwegs. DerBejammernswerthe sei in die niedersten Formen
derThierheit gesunken; keineHemmung wilderTriebe mehr, kein ,
noch so leises Flimmern der Erkenntniß, kaum die Spur einer
Regung des Instinktes. Er falle gierig mit Mund und Fingern
über die Krankenkost her, befriedige während des Speisens ohne
Scham dieNothdurft, wälze sich auf allenVieren durch die Säle
und freue sich, wenn man ihn zum Schein auf harmlos Vorüber-
wandelnde schießen läßt, — aufLandeskinder, die er kraft seines
Amtes zu schirmen berufen ist. Denn er ist König. Mit seinem Bilde
werden die Münzen geprägt und der Fremde, der jenseits vom
Weltmeer den schmalen Iünglingskopf betrachtet, ahnt vielleicht
gar nicht, daß er einen geistig unrettbar Erkrankten vor sich hat.
In seinem Namen wirdRecht gesprochen, werden Todesurtheile
Verkündet und vollstreckt und ihn,denNnseligsten,sucht,bangver-
röchelnd, der letzte Ruf der aus der Menschengemeinschaft Ge-
stoßenen, die vor derGrabesnacht schlotternd umGnade winseln.
Ihm leistet der ins Heer Eintretende den Eid derTreue, auf sein
Haupt flehen diePriester am Altar den Segen des Höchsten her-
zu»

ab. Er weiß es nicht, weiß nicht einmal, daß sein Bruder dem Wahnsinn verfiel und an Ludwigs Statt der greise Oheim das Regentengeschäft auf sich nahm. Königliche Pracht umgiebt ihn, auf feinen irrenWink eilt dieDienerschaar hin und her, bückt sich und wedelt.Keiner wagt,ihm den Titel zu weigern, der nach göttlichem undmenschlichemRechtihm gebührt, undsogarseineAerzte, die diesen König doch in seinen schwächsten Stunden sahen, sprechen in ihrenAttesten ehrerbietig von dem »psychischen Verhalten Seiner Majestät". Und diese Majestät wälzt sich auf dem Mosaikboden der Prunksäle und lallt unverständliche Laute.
Ob in diesem lichtlosentzirn niemals.auch nicht für kurze Sekunden, ein Funke aufflammt, eine flüchtige Ahnung der furchtbaren Wirklichkeit erwacht? Objeeineschnellgeknüpfteundschnell gelöste Assoziation dem Irren plötzlich, wie im Blitzlicht, verrieth, daß er König ist und mit der Grimasse der Sklavenehrfurcht sich begnügen muß, daß er wie ein krankes, ungütiges Thier lieblos gepflegt und wie eine allmächtige Majestät doch um dienert wird? Wenn Otto von Bayern eines Tages Krone und Purpurmantel heischte und in seinem Käfig vor den grinsenden Wärtern den König spielte!... Das Gitter des Käfigs ist dicht; nur Gerüchte dringen heraus. Oft, gewiß, falsche; Dichtung bösen Klatsches viel öfter wohl als Wahrheit. Weh der Monarchie, wenn einem wahnsinnigen KönigMenschenverstandundMenschensprachewiederkehrten und er zu erzählen begönne, was er in denMinuten der Dämmerung, beim trüben Flackern des Bewußtseins, einst hörte und sah! Urvätern hätte dumpfer Aberglaube solcheZweifel genährt.
Die anthropocentrischeWeltanschauung duldete den kränkenden Gedanken nicht, der irdische Herr der Schöpfung könne auf die tiefste Stufe der Thierheit sinken, in die Niederung seiner kreuchenden Diener; ihn mochten Dämonen und Schwarzalben plagen, aber sein vom Götterodem beseeltes Wesen konnte nie völlig entadelt werden. Der psychisch Kranke war heilig, war ein zu besonderem Zweck geweihtes Gefäß des göttlichen Willens, den kein nur den Alltagserscheinungen der Zeitlichkeit erschlossenesAuge zu ahnen vermag. Und gar ein vom finsteren Wahn umsponnener König: wer wollte das Telos erkennen, das hinter dem Gespinnst vielleicht geheimnißvoll waltete? Restesolchenmystisch-poetischen Dämonenglaubens haben sich lange erhalten. Wir wissen ja, daß manche bayerische Bauern noch heute in Ludwig dem Zweiten nicht einen Kranken, sondern einen hochsinnigen Schwärmer sehen, den die Tücke schnöder Neider aus der Macht und dem Leben getrie»

den hat. Die wirre Phantastik des Königs stützte diesen Kinder-
glauben ; die Menge erfuhrnicht, daß Ludwig sich mit Stallknechten
umhertrieb,plumpeBurschenzärtlich umfingund diehöchstenDie-
nerdes Staates zwang, wie Hunde an seinerThür zu kratzen, wenn
sie Einlaß begehrten; sie vernahm nur von großartigen Bauten,
prunkvollenFesten.einemköniglichenDrang nach erhabener Ein-
samkeit und der Sehnsucht, Künstlerträumen für kurze Stunden
den Schein der Wirklichkeit zu gewinnen. And als die Wahrheit
ans Licht sickerte, war im Massenempfinden die Legende nicht
mehr zu entwurzeln. Ein wunderschöner König, der hoch oben
im weißen Gebirg horstet, unter den kleinen Leuten sich Freunde
sucht, den Glanz entschwundener Tage wieder erstehen läßt Und,
wie ein in Menschengestalt vermummter Gott aus Nord, auf gol-
denem Schlitten nachts über die Schneefläche des Berglandes
saust: Herrlicheres konnte der Dichter selbst dem Märchentrieb
des Volkes kaum ersinnen. And damit nichts fehle, kam noch die
dunkle Sage hinzu, der Einsame habe niemals einWeib berührt,
nach der verbotenen Frucht nie die reine Rechte gereckt. Wie ein
Sündenloser, von gemeiner Menschlichkeit nicht Befleckter, lebte
er hinter blüthenweißen Schleiern, lebt er nochjetztimGedächtniß
der Einfalt... Dem armen Otto war das Geschick nicht so gnädig.
Sein Geist erkrankte, ehe sein Haupt die Krone trug. Das Volk
hat ihn nie, wie so oft in guten Iahren den strahlenden Bruder,
als König gesehen, nie eine Absicht auf edles Thun an ihm be-
merkt, ein hold ins Ohr klingendes Wort von ihm gehört. Nie-
mand hat je an seiner Krankheit gezweifelt,über deren Fortschreiten
und Stillstand Bulletins ausgegeben wurden (und die nüchterne
Knappheit der ärztlichen Ausdrucksweise mordet alle Mystik).
Wenn das Wort Gehirnerweichung einmal ausgesprochen ist,
schwindet dieMärchenstimmung aufNimmerwiedersehen. Dann
denkt man nicht mehranderFurienRache, dieIphigeniensBru-
der peinigte, nicht anLears grausesRasen auf öder Haide: dann
steht vor demSinn dasBild eines hilflos Kranken.der imMannes-
alterwieder zum Kinde geworden ist und den die Sorge derWärter
vor den Regungen wüsterThiertriebe wahren muß. Das Mitleid
bleibt, aberdiescheueEhrfurchtentweicht: denn dieser gepäppelte,
gesäuberte, nur von animalischem Wollen bewegte Leib ist nicht
ein zu besonderem Zweck geweihtes Gefäß des göttlichenWillens,
ist wahrlich nicht jeder Zoll ein König. And die unverständige Ein-
falt selbst glaubt dem Arzt, der auf die Frage, ob in diesem licht-
losen Hirn nie ein Funke aufflammen, eine flüchtige Ahnung der

furchtbarenWirttichkeiterwachen könne, kühlund sicher antwortet: „Nein. Ausgeschlossen. Das psychische Befinden SeinerMajestät hindert jede Möglichkeit auch'nur kurzen Erwachens aus düsterer Wahnsinnsnacht."

In Weimar steht, auf der Hügelkrümmung der Berkaer Chaussee, ein einsamesHaus. Auch da wohnte ein geistig unheilbar Erkrankter, wohnte ein Mann, in dem die lyrische Grund« stimmung stärker war als die scheidende, unterscheidende Kraft des Theoretikers der Erkenntnis und der mit so stürmischer Leide n« schaft doch, wie sonst nur um irdischen Besitz, um das Gold und das Weib, gerungen wird, um die Erkenntniß der Wahrheit rang. Der Pfarrers sohn hatte sich auf das blankeEis der höchstenGletscherblöcke gewagt, hatte das Haupt trotzig in den Himmel gereckt und war als ein Siecher dann, ein zum Geistestod Verdammter, thalwärts geschlichen. Er konnte sein letztes Wort nicht mehr sprechen, vielleicht nicht einmal sein vorletztes; aus dem heißen Wirbelsturm rastloser EntWickelung riß ihn das Schicksal und warf ihn, ein Häuflein entgeisteter Erde, auf dürren Strand. Er lernte den Weltruhm nicht kennen und mußte, schmerzlich oft stöhnend, auf denBeifall der Volksgenossen verzichten. Nun war derWeltruhm gekommen, in denVorhutgeisternseinesVolkesdievonihm ausgestreute Saat aufgegangen: er wußte es nicht. Wohl ihm: er wußte auch nicht, wer ihn heute bewundert und wie die verhaßten Vielzuvielen mit schmatzendenLippen jetztdieOuellenver-Pesten, die seinZauberstab einst aus totem Gestein erweckte. Aber er hat gelebt, hat sich selbst, mit schon müden, zitternden Händen, den Riesentorso seines Denkmals gethürmt undwirdim Gedächtniß der guten Europäer, auch der von seinem Ziel nicht geblendeten, unverlierbar weiterleben.

VonOtto, dem Bayernkönig, kann nichts imGedächtniß des Volkes fortleben; nichts Gutes, doch auch nichts Schlechtes. Er konnte seinemLande nicht schaden, nicht den Schrecken verbreiten, den Samuel auf dem Wege der Könige sah, als der eifersüchtige Rachegolt ihn Israel vor den Monarchen warnen hieß. Olto konnte selbst beim schlimmstenWillen nicht den kleinstenTheil dcs Unheils stiften, das tolle Herrscher von den Tagen der rasenden römischen Imperatoren bis auf den russischen Paul und den englischen Georg in blinder Wirrniß angerichtet haben. Was ist ein König, den von derMacht nur derSchein, nurderNameschmückt und der auch im Purpur, mit Krone und Szepter, ein krankes, von keiner Bewußtseinsschranke in seinem Trieb gehemmtes Thier

;?7
bliebe? Dennoch wird man auch dieses Königs gedenken. Als er
geboren ward, wankten in Europa die Throne; als er ins vierte
Lebensjahrzehnt schritt, konnte im deutschen Land ein Wahn-
sinniger König heißen, des Rechtes, der Macht höchster Hüter
, scheinen: und das Volk blieb ruhig und treu.
Der unverschleierte Blick auf Ottos Irrenlos hat mir vor drei
Lustrendie erste Freiheitstrafe eingebracht. PrinzOtto vonBayern,
dessen krankhaftes Wesen schon im Hochsommer des Feldzuges
widerFrankreich auffiel, warnoch im Jahr der Kaiserproklamation
unter Vormundschaft gestellt worden. Daß diePsychose von dem
insMannesalterReifendennichtweichenwerde, erfuhrdasVolk
früh aus denGutachten derAerzte; auch aus denspärlichenMit-
thcilungen des Kurators Von Pranckh. Als am siebenten Juni
1886 Ludwig der Zweite (weil er, nach dem ärztlichen Attest, an
«Paranoia leide und durch diese Krankheit die Willensfreiheit
völlig ausgeschlossen sei, so daß der König an der Führung der
Regirung dadurch behindert ist«)derMonarchenmacht entkleidet
wurde, ging, nach der Vorschrift der Verfassung, der Haus- und
Staatsverträge und demRechtder agnatisch-linealenErbfolge.der
Kön!gstitel,trotzGutachtenundKuratel,aufdenPrinzenOttoüber.
Am dreizehnten Oktober 1886 lasen die treuen Bayern in einem Be-
ri cht der münchener Polizeidirektion, der König-leide an Verrückt-
heit undwerde durch unheilbare Wahnvorstellungen so völlig vom
realen Leben abgezogen, daßauch dernichtilnterrichtetejeden gei-
stigen Zusammenhang des Monarchen mit derAußenweltfürauf-
gehoben halten müsse." In der Augsburger Abendzeitung stand,
Otto scheue vorjedemTeppich, wie vor einerwildes Bergwasser bet-
tendenSchlucht, jäh zurück und finde seintzauptvergnügendarin,
aus dem Fenster zuschießen. In der Kölnischen Zeitung, er krieche,
statt aufrecht zu gehen, pflücke die Erdbeeren, die er gern esse, mit
dem Mund und habe, wie sein Bruder Ludwig in der letzten Le-
benszeit, alles Gefühl für Sauberkeit und anständigeNahrungzu-
fuhr verloren. Dennoch: Kriegsherr, Rechtsschirmer, König von
Gottes Gnaden. Dennoch: vierzehn Tage Haft zur Sühnung eines
Artikelchens, das nichts Neues brachte und den Kranken nicht
kränken konnte. Gerechtigkeit ist (vergesset nur Dieses nie!) die
Grundmauer jeglichen Staatsbaues.In Bayerns ZweiterKam-
mer sprach der Abgeordnete Dr. Sigl, der die Preußen inbrün-
stig haßte und sich für einen mit Haut und tzaar den Wittels-
bachern verschriebenen Mann gab: »Ich kenne Herren und Da-
men, die beim Lesen dieses Artikels geweint haben, und mir

selbst, der gewiß kein allzu zartes Gemüth hat, ist bei der Lecture das Wasser in die Augen gekommen. Einige meinten, man müsse tzarden für denArtikel dankbar sein; die selbe Ansicht habenKollegen in diesem Haus ausgesprochen. Leider ist die Königsfrage in der Zeit, wo es geschehen konnte, nicht zur Zufriedenheit des Volkes beantwortet worden. Durch die Konfiskation wird uns eine böse Suppe eingebrockt. Gerade Harden, gegen den man vorgeht, hat Bayern stets seine Rechte gelassen und wird sie auch in Zukunft vertheidigen, besser vielleicht alsManchervonIhnenund als ich selbst. Ich erinnere daran, wie er sich des Prinzen Ludwig nach dessen moskauer Rede angenommen hat. Das sollte man nicht dadurch vergelten, daß man ihn vor die bayerischen Gerichte stellt." Nicht einer von denAbgeordneten, die (bei derBerathung des Iusttzhaushaltes) über die Strafsache sprachen, behauptete, durch meinen Artikel in seinem Gefühl verletzt worden zu sein. Der wurde in einem überfüllten Gerichtssaal verlesen: kein Zeichen des Aergernisses ward hörbar oder sichtbar; und als der Amtsanwalt die Verhängung sechswöchiger Haft forderte, regte der Anwille dertzörer sich so laut, daß derVorsitzende drohte, den Saal räumen zu lassen. Vertreter aller bayerischen Parteien hatten gesagt, der Artikel habe weder ihr Stammesempfinden noch ihr monarchisches Gefühl verletzt. Einerlei. Im Namen des Königs verurtheilten zwei Gerichte mich zu zwei Wochen tzaft, Im Namen des Königs Otto von Bayern.

l.«ng gg«. Otto ist nicht mehr König. Das Haus Wittelsbach hat erkannt, daß auch die Geduld eines Volkes, das auf feinem Thron zwei Irre, ein tzalbjahrhundert lang nur Irre sah, nicht allzu ungebührlicher Probe unterthan werden dürfe. Das Ministerium Hertling hat durch die Klippen des Reichsrathes und des Landtages ein Gesetz, mit bedächtiger Schnelle, gelotst, das dem Verweser im Königreich Bayern erlaubt, einem seit zehn Iahren und nach Menschenvoraussicht für immer zur Regirung unfähigen Monarchen den Schein und die Symbole der Macht zu nehmen, die Regentschaft zu enden und, im Geist der Verfassung, die legitime Thronfolge zu sichern. Wer in diesem Gesetz eine Sünde wider, einen Hohn aus denInbegriffdes„Gottesgnadenthumes" wittert, hat nie bedacht, daß nichtStolz, sondern frommeDemuth den Apostel Paulus künden ließ, er sei, was er sei, nur durch Gottes Gnade, und daß der frechste Wille zurFälschung des Wortes Inbegriff nicht zu wandeln vermochte. Das Gesetz mußte sein; wäre längst geworden,wenn der altetzerrLuitpold nicht dasAuf-

flackern des Wahnes gefürchtet hätte, der ihn verdächtigte, den
Neffen entkrönt zu haben, um selbst sich die Krone aufs greis>
Haupt zu stülpen. Der Thütige, dem das Wirken Lebens bedürf«
niß ist, läßt sich nicht mitZwirnsfäden an gilbendeUrkundeschnü-
ren. Ludwig wird, Luitpolds Sohn, König von Bayern. Das
hat Grund, dem verschmitzten Muth des Freiherrn von Hertling
dankbarzubleiben.Dasbraucht,geradejetzt,einenKönig.Wichtige
Theile des Wittelsbacherlandes (das alter Bauernpflicht, Hirten-
Pflicht drum nicht ledig wird) üderwächst, wie neuetzaut, die Kultur-
form des Industrialismus. Aus der brausenden Wucht der Ge«
birgswasserschäumtdieHoffnungaufeinenStammesschatz.derdie
Lebenshaltung jedes Einzelnen erhöhen, bereichern kann.Flüssi-
ger Brennstoff leuchtet dem Enkel auf Wege, die der Ahn nicht
beschreiten durfte, und gestattet bald vielleicht kühnen Wettlauf
mit den Besitzern geräumigerKohlenfelder. Von Bergspitzen, aus
Triften undThälernschalltderRufzu klug besonnener, alle Kräfte
raffender Arbeit. Nur ein König vermag, derNoth und demBe-
gehrwerdendenAlltags das Grundgesetz desStaates anzupassen.
Mit Preußen über die Modernisirung des Eisenbahnbetriebes
zu verhandeln. Der Vormacht des Südens den Goldpanzer zu
schmieden und im Wehrwesen, im Rath und im auswärts ge>
wendeten Handeln des Reiches das ihr gebührende Rangrecht
zu schaffen. Indem EwigenBund, hinter des Kaisertumes schim->
mernder Fassade, als inter pares secuncZus, nur ein König; nicht
eines Kronenträgers grausig -närrischer Schatten. Der konnte,
schon vierzigIahre nach dcmStürmchen von 48, Herrscher scheinen;
nur ein vernünftig Starker kann es sein. Bayern hat, für sichselbst
und fürs Reich, viel zu thun; und keine Zeit mehr zu verlieren. In
feiner Geschichte kann der Oktober 1913 ein so wichtiger Monat
werden wie der von 1813, derNamedesSchlossesFürstenried so
lange nachklingen wie der des Städtchens Ried, wo, trotz allem
Mühen der preußischen Diplomaten Hardenberg und Wilhelm
von Humboldt, in dem Oktobervertrag vonMetternich und Alexan-
der dem Bayernkönig die unbeschränkte Souverainetät und ein,
Veto gegen jeden deutschen Reformplan gewährt, der Neubau
deutscher Verfassung also von Süd aus gehemmt wurde. Zornig
bäumte sich damals dasNationalbewußtsein des Freiherrn vom
Stein auf. Er knirscht: «Ich konnte mich nicht enthalten, meinen
Anwillen über dieses diplomatische Produkt auszudrücken. Die
Rheinbundfürsten, diese schwachenLeute, sind selbst erstaunt da-
rüber, daß man ihnen ein viel ehrenvolleres Dasein zugesteht, als

sie durch ihrerbärmlichesBetragenverdienen. IndemAugenblick,
wo die Hand die das Steuerruder führte, erschlaffte, wurde das
Schiffsvolk meuterisch und verließ den Seeräuber^Hauptmann
<Napoleon), unter dessen Anführung es bisher nach Herzenslust
geplündert,unterdrücktundsich gebrüstet hatte. Diese Fürsten wer-
den sich vordensiegreichenVerbündeten beugen,sich zuTruppen-
stellungen verbindlich machen, in geringer, entbehrlicherZahl, aber
uns möglichst die Benutzung derKräfte ihresLandes erschweren,
unsere Maßregeln lähmen, uns im Unglück verlassen und ver-
rathen." Hätte Stein sich nicht Metternichs Wünschen entgegen-
gestemmt, dann wäre Bayern Herr über Mannheim und Heidel-
berg, Frankfurt und Hanau geworden; von Oesterreichs Gnade,
das zwischen Süd und Nord einen nur von Habsburger Mann-
fchafr ersteigbaren Wall thürmen wollte. Wir müssen hoffen, daß
die Möglichkeit der Option für Wien, gegen das Adlerland Steins
und Bismarcks, der Familie Wittelsbach-Este niemals wieder-
Lehrt; auch den dem Haus Habsburg -Lothringen Verschwägerten
nie das Sehnen nach solcher Wahlfreiheit. Steins Deutschland,
uichtMetternichs, birgtin seinem Schoß den Keim zuBayerns Zu-
tunftglück; ihn zu hegen, in Blüthe und Frucht zu reifen, muß ein
Königswille sich rüsten.DerVerweser warin den Tagen deutschen
Machtniederganges nureinstummerSilberglanzimSternenchor.
«Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen in
"ihre Herzen tief zurück und fesselt dort sie ein. Der Anblick eines
neuen Fürsten befreit die langgebundenen Wünsche. Im Taumel
dringen sie hervor, genießen übermäßig, thöricht oder klug, des
schwercntbehrten Athems." König Ludwig der Dritte kann sich
dieWahrheit des goethischen Wortes erleben. Wenn erdieWün-
fche, die Kräfte sein können, rasch entbindet und klug, ohne schäd-
liches Uebermaß, des Athems genießen läßt, mag er Versäumtes
nachholen. Allzu lange Versäumtes. Für Bayern, für dasReich
Märsbessergewesen,wenndemzweitgrößtenBundesstaatnichtein
tzalbjahrhundcrt hindurch das sichtbare Herrnhaupt gefehlt hätte.
(So lange ists her: denn Ludwig der Zweite kam als Kranker auf
den Thron; und die Gründe, die ihn, nach wirrem Sträuben,
schließlich fürs Kaiserrecht der Zollern stimmten, müßten das Ge-
dächtniß jedes nicht im Hirn Siechen schänden.) Wärmt aus Süd
bald nun den Reichswinter des Frühlings holder, belebender
Blick? Ludwig ist ein schlichter, freundlicher Mann, gutenWillens
und in Takt gewöhnt (der ihm über die schwere Pflicht hinweghalf,
alsEnkel einesRheinbündlersdendeutschenFürstendieFeierder

Rheinbundssprengung zu bereiten). EinKvnig mit dem sohohen
Amtes würdigen Schöpfervermögen? Der Zeuger königlicher Ge-
danken? Als er an Preußens Küste unsanft aufgefordert worden
war,denbayerischenWimpel vomFlaggenstock einzuziehen,wehrte
er sich in Moskau schroff, zu laut vielleicht in der Fremde gegen
die thörichte Behauptung, des Reiches Fürsten seien des Reiches
Vasallen. Dann fuhr er nach Kiel und entschuldigte sich vor Wil-
helm (der ihn eine Warteprobe bestehen ließ) von dem mißdeut-
baren Ausdruck gerechten Grimmes. Noch einmal hat er Gespro-
chenes zu klären, unfroh Gehörtes zu entgiften getrachtet. Größe
in Ruhe darzustellen fei, sagt Jean Paul, auf dem Thron, wie in
der Kunst, das Ideal. Ludwig der Dritte wird fühlen, daß eines
KönigsWortThatseinmuß oderdemSchaumflöckchengleicht,das
in Winden verwirbelt.
.... One, les poetes! Wenn ein Wunder geschähe, eins der
alltäglichen, die, wider denHeiligenGeistpatentiz'terWissenschaft,
Kranken Genesung spenden? Wenn in Ottos düsterem Hirn Licht
würde und der Erkrönte der Menschheit heimkehrte? Dann wären
zwei Könige in Bayernland; zwei von Recht und Gesetz zärtlich
auf den Thron ihrer Väter geleitete. Und den im Glanz Aelteren
hätte eininseinemNamenverkündetesNothstandsgesetz, aufdes
Vetters Wink, von, steiler Höhe gestoßen. Staats« und Privat-
fürstenrecht ist biegsam; undPsychiatriehat.wiePreußensAdler-
und Kronenorden, ihren Preis. Das Drama wäre morgen noch
möglich^ Ludwig muß seinen Abend nützen. Handle, König, rede
nicht; Dein Wollen und Sein wird nur durch That offenbar.
Zollern.
«Jeder Rnterthan begehrt nichts fehnlicher als Dieses: von
Zeit zu Zeit so mancherlei fröhlicheGelegenheitzuhaben und hier-
durch immer neuen Anlaß und Zunder zugekommen, damit er
eben so hell und deutlich, in unterthänigster Ehrfurcht, seine be-
ständig entflammte Treue und Liebe gegen das gesammte König-
liche Haus unauslöschlich sehen lassen könne." Dieser Schachtel-
satz schließt ein altes Buch über eine am dresdener Hof gefeierte
Hochzeit. Er ist von 1738; könnte aber gestern geschrieben, gespro-
chen worden sein (etwa von dem Waid- und Bethmann, dessen
klebriger Vorschullehrerschwatz über den „Bismarckgeist" jeden
aufrecht Deutschen, in der Woche des Krupp-Prozesses, vor die
Wahl zwischen Hohngelächter und Schamröthe stellte). An man-
cherlei Gelegenheit und Zunder die beständig entflammte Treue

vor Königshäusern verschiedener Höhe zu illuminiren, war in diesem Jahr niemals Mangel. Saekularfeste und Kaiserjubiläum; «unser Prinzeßchen" im Brautkleid und, als einziehende Herzogin vonBrauuschweig-Lüneburg, in pfaublauem Sammet.mitWeiß- fuchs, gelbem Reiher und rothen Necken; Wittelsbach, Wels, tzohenzollern. Unauslöschlich. Unter jedem Mond von Höchsten und Allerhöchsten Herrschaften fürs Ohr was, oft auch fürsAuge zu fchmausen; und allePutzschmöcke,Holzböcke ingeschäftigerBe» wegung. Wird durch solchen Rummel (der ernste Monarchisten längst widert) mindestens nun erwirkt, daß der brave Bürgers- mann ahnen lernt, wie es in Herz und Hirn derThronenden.fürs Thronen Erzogenen aussieht? Ein Kindskopf mags träumen. «Glaube nur: ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch." Klingt Albas rauhborstiges Wort nicht aus der Tiefe weisen Verstandes?

In Hirzels Verlag hat Herr Granier»Hohenzollernbriefe aus denFreiheitkriegen" herausgegeben. Wenn ich dürfte,würde ich neun Zehntel davon abdrucken. Ein Buch, das dem Politiker, je» dem in Monarchien Lebenden nützlichere Lehre bietet, ist, da der StammMacchiavellis abstarb, kaum noch denkbar. DerHeraus- geberhat fürdieseBriefe nur Lob; ihm sind sie »durchweht und be- lebt von dem Geist wahrhaft getreuen Familienzusammenhanges, ein Erbe der unvergeßlichen Königin Luise, das König Friedrich Wilhelm derDritte seinen verwaisten Kindern zu erhalten gewußt hat" (trotzdem er ihnen eine Stiefmama zumuthete); »ein durch- aus reiner Sinn, wahre Herzensbildung, getragen und gehoben von echter Religiosität, durchdringt diese ganze Korrespondenz." So hoch kann ich nicht klettern; so tief nicht in Devotionalien hin- unter. Das jungeVolk, zwischenAchtzehn und Fünfzehn, zeigtnette Züge, liebt die Eltern, das Heer, sogar das Land, bescheidet sich in einfache Haushaltung («Champagner" ist ein Erlebniß; durch tausend, nicht durch hundertIahre scheint diesesKönigsgewese von dem berliner Luxushof up to äste getrennt), und wähnt nicht, dem Nabel des Kosmos entbunden zu fein. Uebernommene Phrasen und, inIaundNein,kindischerNeberschwang:jungesVolk. Ver- blüfft sieht derLeser, wie schlecht diese Prinzen und Prinzessinnen unterrichtet sind; wie ungelenk im Gebrauch ihrer Muttersprache und wie rathlos vor jeder aus der Fremde geliehenen Silbe. Schlimmer: aus denWortschällenlöstsichnurganzselteneinTon, deruns den Glauben ermöglicht, daß diese Königskinderdieernste Majestät der Zeit je empfanden. Hoftand, Quartierklatsch; und

Wr glitzernde Komparsen im Gedächtniß mehr Raum als für die Bereiter des Retterwerkes. Stein, der Unauslöschliche, wird (in Briefen von 1813,14,13) nicht erwähnt; Scharnhorst, der größte Soldat im nachfritzischen Preußen, nur wie ein Bote höherenRanges; über Clausewitz, den ragenden Militärtheoretiker, schreibt PrinzWilhelm an den Kronprinzen:,, Monsieur Lausewitz!!! kommt von russischerSeite ins Hauptquartier vonBlücher. Wie wirstDu ihm begegnen? Ich hoffe, recht markirend kalt. Ich habe ihn von meinem Fenster aus gesehen, aber nicht gegrüßt; er kaufte sich mit eigenen (hohen) Händen (Tatzen) Hosenträger undHalsbinden auf dem Markt am Ring." Napoleon Bonaparte ist »Nappel", öfter noch „Nöppel",der»Schmierekriegt".Vorbei! Geschwind vorbei! Heute wollte ich nur, mit kurzemAugenblick, den Kronprinzen betrachten, der als König Friedrich Wilhelm der Vierte wegen Irrseins, wie später die wittelsbacher Vettern, entmachtet wurde. Im Lenz nannte ich hier die Symptome, die dafürzeugen, daß die Krankheit viel früher begann, als die Geschichtschreibung bisher annahm. Häufung der Interjektionen und Ausrufszeichen, Gedankenflucht und Aphasie, die plötzlich von der Springsluth des Rededranges überschwemmtwird.DieIünglingsbriefe lassenUnbefangenen keinenZweifel: auf diesen noch nichtAchtzehnjährigen senkt sich schon derSchatten desVerhängnisses; über seinem jungen Haupt schwirrt der Fittich des Unheilsvogels. Fritz Wilhelm ist der am Besten begabte Sohn Luisens; ein Iournalistentalent, dem hübsche Schlachtschilderung gelingt und das billigem »Effekt"nie schamhaft ausbiegt. Dennoch: ein Kranker. Alles ist ihm »himm» lisch" oder »göttlich" (er sprichtsogar von »himmlischem Effekt"); die Schwester Charlotte die »besteLottenlott" (hinter derenKosenamen er sieben Ausrufszeichen setzt); ihrist er, wie Romeo Julien, »auf ewig treu"; Bonaparte heute Satan, Fürst der Finsterniß morgen wieder Nöppel; Bruder Wilhelm der »beste, einzige Wims", der also angeredet wird: «Wie gehts, Seelen-Pappe? Hübsch munterchen? Ich hoffe heftig, daß Hoheit! und Hoheiten und Hoheitinnen, mit een Wort, Allens sich in florissanten Umständen befindet, dick und fett wird und mit gn' Schmalz'ten Kehlen ,FreutEuch des Lebens'singt. "Das ist nicht etwa die ärgste Stelle. Frankfurt ist göttlich, der Rhein himmlisch, jede anmuthige Augenweide unbeschreiblich (und wird drum,auf ganzenRosaseiten, beschrieben). Psychose. Der dieseBriefe schriebest inPreußenKönig geworden: im Jahr deutschen Bürgersturmes König geblieben.

Die Zukunft.

Das Ghetto.

AWnter „Ghetto" versteht man die streng orthodoxen jüdischen Gemeinden, die sich nach Möglichkeit von ihrer nichtjüdischen Umgebung absondern, in besonderen Vierteln wohnen, sich eigenartig kleiden, Jargon sprechen, den Mädchen gar keinen oder einen ungenügenden Unterricht angedeihen lassen, die Knaben nicht in die öffentlichen Schulen, sondern in das Cheder und Bethamidrasch schicken, wo unter Vernachlässigung alles weltlichen Wissens einzig das Studium der religiösen Literatur gepflegt wird. Vom Mittelalter bis spät in die Neuzeit waren'die meisten jüdischen Gemeinden durch Regirungvorschrift zu dieser Sonderstellung gezwungen. Seitdem Ende des achtzehntenIahrhunderts,. besonders seit der Französischen Revolution, wurden diese Beschränkungen allmählich in allen europäischen Staaten aufgehoben. Die gesammte osteuropäische Judenheit (bis auf die modernisirte Minderheit) beharrt jedoch freiwillig in ihrer Sonderstellung. Besonders zäh halten die Juden an den Sitten, Gebräuchen und Anschauungen des freiwilligen Ghetto da fest, wo sie durch das niedrige Kulturniveau der Umgebung keine Gelegenheit haben, an der modernen Kultur theilzunehmen, und wo sie wegen der Beschränkungen, die aus früheren Zeiten noch zurückgeblieben sind, gar keine Möglichkeit haben, sich an der modernen Kultur zu betheiligen. Solche Schranken stehen heute noch in Russisch-Pole» Deshalb haben sich dort die Ghettozustände rein erhalten. Eine Darstellung der Ghetto-Verhältnisse bis in ihre feinsten Nuancen ist bisher noch nicht erfolgt. Fast Alle, die versucht haben, die Westeuropäer mit dem Ghetto bekannt zu machen, haben nur dasAeußere der Dinge gesehen oder die Verhältnisse solcher Thettogemeinden genau beschrieben, die bereits von der modernen Kultur durchsetzt sind. Einen modernen Schriftsteller, der die centralen, von der modernen Kultur noch unberührt gebliebenen Ghettozustände Russisch-Polens, besonders des dortigen Chasidismus, aus eigenem Erleben geschildert hätte, giebt es nicht. Durch meine Lebensgeschichte „Ghettodämmerung" (Schuster K Löffler) glaube ich den Nachweis erbracht zu haben, daß ich berufen bin, diese kulturgeschichtlich und künstlerisch äußerst interessanten Verhältnisse zu beschreiben.

Die Grundlagen, auf denen, die Parteien im Ghetto sich gruppiren, sind Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Die Gelehrsamkeit er--

streckt sich ausschließlich auf die biblische, talmudische und kabba-
listische Literatur.
Für das Ghetto sind Gelehrsamkeit und Frömmigkeit un-
trennbare Begriffe. Jede Abweichung von dieser Ideenassoziation
wird als abnorm empfunden. Eine Hervorhebung beider Eigen-
schaften ist deshalb nicht gebräuchlich. In der Regel wird nur die
Gelehrsamkeit betont. In dieser Eigenschaft wird der fromme Ge-
lehrte „Lamdan" genannt, auch „Ben Tora" und „Talmid Cha-
?am". Soll die Frömmigkeit hervorgehoben werden, so nennt man
ihn „Iere Schomajim", „koscherer Iüd", „Zaddik".
Er verläßt im dreizehnten Lebensjahr das Cheder, die jüdische
Religionschule, und zieht in das Bethamidrasch oder in die Je-
schiba, die talmudischen Hochschulen, um hier ausschließlich sich
mit den Talmudstudien zu befassen. Das Motiv seiner Studien ist
Ehrgeiz und die Erwartung einer Belohnung im Jenseits. Den
Jüngling (Bachur) lockt außerdem die Aussicht auf eine gute
Partie. Je größer seine talmudischen Kenntnisse, eine desto höhere
Mitgift und eine desto größere Anzahl von Kostjahren darf er be-
anspruchen. Im Alter von sechzehn bis achtzehn Iahren pflegt er
sich zu verheirathen. Nach der Hochzeit kehrt er als „junger Mann"
ins Bethamidrasch zurück und setzt seine Talmudstudien fort. Wenn
seine Kostjahre zu Ende sind, verläßt er mit der Familie das Haus
der Schwiegereltern, ergreift irgendeinen Nahrungzweig und
macht sich selbständig. In der Regel widmet er sich dem Handel
oder er wird Religionlehrer (Melammed). Mißlingt ihm der Ver-
such, eine Existenz zu gründen, so kehrt er zu seinen Schwieger-
eltern zurück, läßt sich von der Frau ernähren oder fällt der öffent-
lichen Wohlthätigleit zur Last.
Einen reineren und ursprünglicheren Typus des frommen
Gelehrten zeigt uns der Parusch, der Abgesonderte. Er will im
Studium des Talmud und im Gottesdienst nicht gestört werden.
Deshalb vermeidet er jede Berührung mit der profanen Welt. Ain
her Vorschrift zu genügen, pflegt er in dem selben Alter wie der
Lamdan zu heirathen. Sobald aber das praktische Leben Anforde-
rungen an ihn stellt, verläßt er seine Familie und zieht sich ganz
ins Bethamidrasch zurück. Für seine geringen Bedürfnisse sorgen
mildthätige Menschen. Der Parusch verschwindet aber allmählich.
Eine andere Abart des frommen Gelehrten ist der Chasid,
der außergewöhnlich Fromme oder der Schwärmer. Er verhält sich
zum Lamdan wie der Künstler zum Handwerker, der Gemüthsmensch
zum Verstandesmenschen, der biblische Prophet zum Priester, die
Iesusgemeinde zu den Pharisäern. Der Lamdan geht in dem

nüchternen Talmudstudium auf. Die Frömmigkeit ist ihm nicht Herzenssache. Er übt zwar Alles, was geschrieben steht, peinlich und getreu aus, aber ohne Schwung, ohne Begeisterung, ohne Vertiefung: sklavisch, mechanisch. Der Chasid hat ein frommes Gemüth mit feinen, zarten, nach dem Höchsten strebenden Instinkten. Sein Gott ist das absolute Gute und sein Ideal ist: die Vergottung der Menschheit, die Verwirklichung des Himmelreiches auf Erden. Dem Trachten nach diesem Ideal steht Satan im Wege. In ihm und in seiner Brust sieht der Chasid das Niedrige, Gemeine, die Kelifa (Schale), die über der Welt lagert und eine Scheidung zwischen ihr und Gott bildet. Er sucht nun, durch Satans Reich zu dringen, emporzusteigen und sich mit Gott zu vereinigen, die heiligen Strahlen hinabzuleiten und die „Schale" zu vernichten. Die Vereinigung der Kreatur mit dem Schöpfer vollzieht sich durch das Gebet. Für diese schöpferische Umarmung sucht sich nun der Chasid gleich einer Braut körperlich und geistig zu reinigen. Stunden lang müht er sich morgens mit peinlichen Waschungen und Säuberungen. Dann lenkt er seine Gedanken von allem Gemeinen und Niedrigen ab und taucht seinen Geist in den reinen Quell der göttlichen Betrachtung, bis endlich die heilige Stimmung, der Seelenschwung, die Entflammung (Hitlahabut) über ihn kommt. Gelingt es ihm aber trotz allen Anstrengungen nicht, diese Stimmung auf natürlichem Wegs zu erlangen, dann sucht er sie durch Springen, Tanzen, Singen, Pfeifen oder berauschende Getränke gewaltsam zu erzwingen. Wie im Gebet, sieht er auch in jeder sonstigen religiösen Vorschrift nur den Rahmen, in den er sein geläutertes Empfinden, Denken und Wollen hineinlegt. Deshalb trägt er kein Bedenken, da, wo der Inhalt in den Rahmen nicht hineinpaßt, über den Buchstaben hinwegzugehen und den Schein der Gesetzesverachtung auf sich zu ziehen. Weil die heilige Stimmung aus der Heiterkeit der Seele und Fröhlichkeit des Gemüths entsteht, ist er stets darauf bedacht, Sorge, Kummer und Trauer möglichst von sich fern zu halten. Die Melancholie ist für ihn das höchste Uebel, „lebendig", „aufgeräumt" sein Wahlspruch. Er sucht und findet stets Gelegenheit, Gastgelage und Feste zu veranstalten, wobei viel getrunken, gesungen und getanzt wird. Wenn es hoch hergeht, trinkt er Gott zu. Sein Lieblingstudium ist die kabbalistische und chasidische Literatur. Der Talmud ist nicht verpönt, gilt jedoch als minderwerthig. Im praktischen Leben befleißigt sich der Chasid einer uneigennützigen, feinfühligen und möglichst verborgenen Nächstenliebe. Wer nicht zu essen hat, geht zu einem bessergestellten chasidischen Freund

und nimmt, ohne zu fragen, an seiner Tafel Theil. Darbt die Fa»
milie, so wird für sie gesammelt. Will der Arme eine Tochter
verheirathen, so geben ihm die reichen Freunde die nöthige Mit-
gift. Seine Nächsten zu beschämen, ist für den Chasid eine Tot»
sünde. Seine Unterstützung erfolgt deshalb möglichst geheim. Er
bringt es fertig, sich schlafend zu stellen, wenn ihn Jemand be-
stehlen will: er will den Dieb nicht beschämen.
Der Gründer des Chafidismus hieß Israel und lebte gegen
die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Podolien. Er soll in
seiner Jugend Lehrergehilfe gewesen sein, ein Beruf, der im Ghetto
als sehr niedrig angesehen wird. Im reiferen Alter soll er die
Einsamkeit aufgesucht und in den Felsen und Grüften der Kar-
pathen eine Zeit lang gehaust haben; dann ist er als „Mann des
guten Namens" (Baal Schem tob) aufgetaucht und hat durch seine
Lehren und Wunderthaten ungeheures Aufsehen erregt. Zunächst
waren es die Weiber, die ihm wegen seiner Wunderthaten nach-
liefen. Seine Botschaft, daß eine einzige feinfühlige Handlung
mehr werth sei als ein lebenlanges Studium des Talmud und
die peinlichste Beobachtung der religiösen Vorschriften, übte eine
mächtige Anziehungskraft auf die unwissende Menge, die unter
der Vorherrschaft der offiziellen Orthodoxie sonst keine Möglich-
keit hatte, sich und ihren Kindern eine geachtete Stellung in der
Gemeinde zu verschaffen oder sich bei Gott beliebt zu machen.
Besonders fühlen sich die frommen Gelehrten zu ihm hingezogen,
die in demnüchternenTalmudstudium und dermechanischenFröm-
migkeit keine Befriedigung gefunden hatten. So verbreitete sich
der Ruf dieses Wunderrabbi in der ganzen Judenheit des Ostens.
Seine Anhänger thaten sich unter demNamenChastdim zusammen,
^errichteten eigene Bethäuser, die z.Stübel" oder „Klaus", und
pflegten dort ihre mystischen Studien, Unterhaltungen und Gaste-
reien. Durch dieses fremdartige Gebahren und einen über Brauch
und Buchstaben hinausgehenden Lebenswandel entfesselten sie
einen Sturm der Entrüstung im Lager der offiziellen Orthodoxie.
Mit Bannfluch und allen möglichen Verfolgungen trat man diesem
inneren Feind entgegen. Die vereinzelten wurden gegeißelt und
aus der Gemeinde gejagt. Die kompakten Massen wurden bei
der Regirung wegen Landesverraths und sonstiger Verbrechen an-
gezeigt und durch Bestechung und falsches Zeugniß ins Gefängniß
gebracht. Aber die Verfolgungen wirkten wie der Wind auf die
Feuersbrunst. Die neue Bewegung griff mit ungeahnter Schnel-
ligkeit um sich. Ehe ein Jahrhundert verging, war aus der
schwachen Minderheit eine herrschende Mehrheit geworden.

Heute ist der chasidische Siegeslauf vollendet. Die Gegner, die „Mitnagdim", sind aus den meisten Gemeinden verschwunden. Doch wiederholte sich hier die alte Erfahrung. Nach der Einverleibung der Besiegten hat der Chasidismus ihren trägen, nüchternen Geist in sich aufgenommen. Wohl haben noch immer die unzähligen Wunderrabbis, Rabbeiim oder Zaddikim (Einzahl: Rebbe, Zaddik) genannt, durch ihre Thaten und Lehren eine ungeheure Macht über die Gemüther. Wohl haben die Chasidim noch ihre eigenen Lotale, wo sie ihre Gebete verrichten und die freie Zeit zu Studien und Unterhaltungen verwenden. Aber der mystische, über Herkommen und Buchstaben sich erhebende Geist, von dem der Chasidismus getragen war, ist geschwunden. Seine Flugkraft ist gelähmt. Es giebt nur noch wenige Wunderrabbis und Chasidim alten Schlages, die das Studium der Kabbala hochhalten und ihr Verhältniß zu Gott künstlerisch zu gestalten wissen. Die meisten sind zum Talmud zurückgelehrt und üben Alles, waL geschrieben steht, ganz, wie es seit je her im Judenthum der Brauch war.

Eine dritte Abart des frommen Gelehrten ist der Zelot des Ghetto, der „Gotteskosak" genannt wird. Er gründet Vereine zur Aufsicht über die Heilighaltung des Sabbath, die strikte Beobachtung der Speisengesetze und sonstiger Vorschriften, schnüffelt nach der religiösen Gesinnung seines Nächsten, traut Niemand und bewacht Alle. Findet er etwas nicht in Ordnung, dann wird er wild, schlägt zu oder läßt sich schlagen' für Gott und seine Gebote.

Der fromme Ungelehrte (Baal Bajit) verläßt in frühster Jugend das Cheder, um sich irgendeinem Beruf Hu widmen. Die Unkenntniß der religiösen Vorschriften und der harte Daseinskampf machen es ihm sehr schwer, sich um die peinlichen, ins Unendliche gehenden Gebote zu kümmern. Aber seine Frömmigkeit überwindet alle Schwierigkeiten. Er befleißigt sich eines strengeren Lebenswandels, verwendet seine freie Zeit auf das Recitiren von Psalmen und sonstiger frommer Texte. Wenn er wohlhabend ist, läßt er sich in die leichteren Partien der talmudischen Literatur, besonders in den Schulchan Aruch (Religionkodex) und in die didaktischen Schriften einweihen, unterstützt die frommen Gelehrten, schickt seine Söhne ins Bethamidrasch und holt sich von dort seine Schwiegersöhne. '>

Der Unfromme (Poschea Iisrael, auch Lobbuß) hat einen ähnlichen Werdegang wie der fromme Ungelehrte. Auch er verlätzt in frühster Jugend das Cheder, um ein Handwerk oder sonst

ein Gewerbe zu erlernen. Aber er verachtet die Frömmigkeit nnd
haßt die Gelehrten. In der freien Zeit treibt er sich auf den
Straßen herum, rauft mit den Genossen, schlägt sich mit den
Christenjungen, überfällt das Bethamidrasch und verprügelt die
Besucher, setzt sich öffentlich über alle religiösen Vorschriften hin-
weg und artet nicht selten zum Denunzianten, Dieb, Zuhälter,
Räuber und Mörder aus. Er terrorisiert und kompromittirt die
Gemeinde.

Der Zweifler (Epikores, auch Maskil) stammt aus dem Kreise
der frommen Gelehrten. Durch heimliche Lecture der neuhebräischen
und jargonischen Aufklärungliteratur ist er auf die Welt außer-
halb des Ghetto aufmerksam geworden. Die neuartigen Eindrücke
zerstören die Grundlage seiner naiven Weltanschauung und er-
schüttern seinen Glauben an den Talmud, an die Bibel, an Gott.
Nun find ihm Religion und Talmudstudium ein lästiger Zwang,
dem er sich heimlich zu entziehen sucht. Er vernachlässigt die Ge-
bete, entweiht denSabbath, setzt sich über alle Vorschriften hinweg,
stiehlt sich aus dem Bethamidrasch, sucht die Einsamkeit auf, um
sich ungestört der verbotenen Lecture hinzugeben. Von seinen
frommen Genossen erwischt, wird er aus dem Bethamidrasch, aus
dem Hause seiner Eltern oder Schwiegereltern gejagt und der
bittersten Roth preisgegeben. In der Regel treibt ihn dann die
Verzweiflung in das Lager seiner Feinde zurück. Er widerruft,
verspricht Besserung und wird als reuiger Sünder wieder aufge-
nommen. Selten gelingt es ihm, in einen praktischen Beruf ein-
dringen und sich unabhängig zu machen.

Der Kulturmensch (Datsch) stammt aus Deutschland, selten
aus anderen westeuropäischen Ländern. Er hält sich von seinen
uncivilisirten Glaubensgenossen möglichst fern. Diese betrachten
ihn wegen der modernen Kleidung, Sprache und Lebensweise als
einen Frevler, einen Abtrünnigen. Dem echten „Datsch" gesellen
sich oft der civilisirte Zweifler und andere ^Infromme oder ihre
Nachkommen zu.

Die Gemeinde wird nach außen hin von einem Repräsentan-
ten-Kollegium geleitet, das mit der Regirung zu verhandeln und
alle geschäftlichen Angelegenheiten zu führen hat, auf das innere
Leben der Gemeinde aber keinen Einfluß übt. In dieser Körper-
schaft herrscht der „Datsch". Er spricht die Landessprache, ist ge-
wandter, geschäftlich tüchtiger und der Regirung angenehmer als
der uncivilisirte Ghettojude. Dieser hegt kein Bedenken, den An-
dersgesinnten mit der Leitung zu betrauen, da er bei dessen To-
leranz und religiösem Indifferentismus einen Eingriff in seine

religiösen Angelegenheiten von ihm nicht zu befürchten hat. (Angefähr so mochte das Verhältniß der Pharisäer zu den Sadduzäern gewesen sein.)
Einen beh ördlichenSchulzwang giebt es im Ghetto nicht. Diese Lücke wird durch den religiösen Brauch ausgefüllt, wonach die Oltern verpflichtet sind, die Knaben im Alter von fünf bis sechs Iahren ins Cheder zu schicken (eine Verpflichtung, den Mädchen irgendwelchen Unterricht angedeihen zu lassen, besteht nicht). Der Leiter dieser Schule, der Melammed, ist nur von den Eltern seiner Zöglinge abhängig und wird sonst von Keinem beaufsichtigt. Ein Befähigungnachweis wird nicht verlangt. Auf der untersten Stufe erstreckt sich der Unterricht auf HebrSisch«Lesen, das Aebersetzen der Gebete, des Pentateuch und des Raschi-Kommenatrs in die Umgangssprache, den jüdisch « deutschen Jargon. Auf der höheren Stufe, wohin der Knabe ungefähr im achten Lebensjahre gelangt, wird das Hauptgewicht auf den Talmudunterricht gelegt. Der Pentateuch wird nur noch nebenbei genommen, das Studium der übrigen biblischen Bücher und der hebräischen Grammatik gilt für anstößig, die Erlernung der Landessprache und anderer in öffentlichen Schulen üblichen Fächer ist verpönt.
Im dreizehnten Lebensjahr wird der Knabe Bar-Mizwa (re« ligiös mündig). In diesem Alter pflegt der angehende fromme Gelehrte das Cheder zu verlassen und ins Bethamidrasch oder in die Ieschiba zu ziehen. In beiden Anstalten wird das höhere Talmudstudium gepflegt. Die Ieschiba wird von Lehrern geleitet und ihre Besucher bestehen ausschließlich aus unverheiratheten jungen Leuten. Das Bethamidrasch hat weder eine Leitung noch eine Hausordnung. Der Zutritt steht Jedem frei. Die Besucher setzen sich sowohl aus unverheiratheten als aus verheiratheten jüngeren und älteren Leuten zusammen. Früh und abends wird darin öffentlicher Gottesdienst abgehalten, zu dem die frommen Angelehrten (Baals Batim) sich einzufinden pflegen.
Die Ieschiba (Sitzung, Synedrion) verschwindet wie der Parusch und ist, wie er, nur noch als Rudiment von Bedeutung. Jede Gemeinde hat ein Bethamidrasch; es steht dicht bei der Synagoge.
Der religiöse Brauch verbietet den Juden, sich an nicht«jüdische Gerichte zu wenden. Die einzig legitime Instanz für Rechtsfachen istimGhetto dasBesdin(Haus des Gerichtes). Esbestehtaus mindestens zwei Richtern (Dajanim) und hat den Rabbiner zum Vorsitzenden. Das Verfahren ist mündlich. Mit der einen Parteiin Abwesenheit der anderen zu verhandeln, ist nicht erlaubt. Als Beweismittel gelten Zeugen, Eid und Urkunden. Die Artheile können

lauten auf Zahlung, Schadensersatz, Abbitten, Bußgeld und Bann. Auf dieBefugniß,Todesurtheile zu fällen, hat die jüdische Gerichtsbarkeit seit dem Aufhören der jüdischen Selbständigkeit verzichtet. Seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat die russische Regirung die Verhängung des Bannes streng verboten. Seit der Entwindung dieser furchtbaren Waffe ist die Autorität des Besdin in Verfall gerathen. Jetzt wird es nur noch von den Frommen respektirt.

An der Spitze der Kultusgemeinde steht der Rabbiner (Raw). Sein Werdegang ist der des gewöhnlichen frommen Gelehrten. Als Befähigungnachweis wird ein höherer Grad von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gefordert. Seine Hauptaufgabe ist die religiöse Belehrung. Sie erfolgt durch den öffentlichen Vortrag (Derascha) oder durch Entscheidungen in zweifelhaften Ritualfällen. Um die Wahl des Rabbiners, überhaupt um innere religiöse Angelegenheiten kümmert sich die Regirung wenig. In vielen russischen Gemeinden wird auf ihr Geheiß ein Kronrabbiner angestellt, der wissenschaftlich gebildet und graduirt ist. Seine Funktion ist, wie die des Repräsentanten-Kollegiums, eine rein äußerliche. Er hat die geschäftlichen Angelegenheiten seines Amtes zu führen; auf die inneren Angelegenheiten aber übt er keinen Einfluß. Der legitime und einzig maßgebende Vertreter des Kultus ist der Raw.

Die Gliederung der Gemeinde drückt sich deutlich in den Bethäusern aus. Die Synagoge (Schül) wird von den niedrigsten Klassen besucht, das Bethamidrasch von den frommen Ungelehrten, die das Studium des Talmud unterstützen oder sich sonst dafür interessiren. Die Chasidim beten in den „Stübeln". In den Lokalen der Vereine (Chebrot) treffen sich meist die zünftigen Kleinbürger und Handwerker. Der moderne Tempel zieht besonders die deutschen Juden an.

Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.

In seinem Buch „Der Organismus des Iudenthumes" (das noch im Winter 1913, in zweiter Auflage, bei Eugen Diederichs erscheinen wird) hat Herr Dr. Fromer schon Einiges über den Zustand des Ghettos gesagt und erkennen gelehrt, welche Schlüsse daraus für die Zeiten des Alten Testaments und (besonders) Iesu zu ziehen sind. Ietzt giebt uns dieser Kundige eine bunte Fülle von Einzelzügen, deren Anblick, gerade in den Tagen des kiewer Ritualmordspektakels, selbst die von wirren Gefühlen Verblendeten in Klarheit leiten kann.

Americana.
ML edem, deni daran liegt, daß amerikanische Verhältnisse in Deutschland richtig beurtheilt werden, wird es eine Freude gewesen sein, von Zeit zu Zeit die Aufsätze des Herrn Eduard Goldbeck in der „Zukunft' zu lesen. Man begegnete doch wieder einmal einem Manne, der sich ernstlich bemühte, die Entstehung und die kausalen Zusammenhänge der Erscheinungen zu erforschen, und weder ein schnelles und daher oberflächliches Urtheil fällte noch um die Gunst einzelner Persönlichkeiten oder der nach Sensationen lüsternen großen Masse buhlte. Sein Aufsatz „Das heilige Wagniß" erheischt aber ein paar Worte der Erwiderung. Zwei Fragen sind darin besprochen worden: die Zunahme der Einwanderung aus öem östlichen Europa und die Bewegung, deren Ziel die Abschaffung der repräsentativen Regirung ist. Dabei sind meiner Meinung nach Irrthümer unterlaufen und die beiden. Fragen etwas gewaltsam in eine Verbindung mit einander gebracht worden, die mir nicht haltbar erscheint.

Zunächst ist die Behauptung, die Segnungen der Einwanderung seien bis vor Kurzem allgemein anerkannt worden und erst heute rege sich berechtigter Zweifel, nicht ganz richtig. Die Feindschaft gegen die Einwanderung und die Eingewanderten hat immer bestanden und war sogar früher viel heftiger als heute. Namentlich in den fünfziger Iahren, als die Einwanderung aus Deutschland und Irland großen Umfang annahm, wurde sie so stark, daß die Bildung einer besonderen politischen Partei mit dem Motto „Amerika für die Amerikaner!" versucht wurde. Der Wunsch, die Einwanderung zu beschränken, ist bei einem Theil des Volkes immer rege gewesen und hat sich stets bethätigt, wenn die Gelegenheit günstig erschien. Die Erscheinung ist also nicht neu und die Gründe, die Herr Goldbeck für die Notwendigkeit der Beschränkung der Einwanderung anführt, sind sehr oft vorgebracht worden. Das spricht freilich nicht gegen ihren Werth.

Richtig ist, daß die Zahl der Einwanderer im letzten Iahrzehnt viel höher war als je zuvor. Sollten wir aber nicht, um die Frage, ob dieser Zuwachs gefährlich werden kann, richtig zu beantworten, die relative Höhe in Rechnung stellen? Wir brauchen gar nicht weit zurückzugehen, um zu finden, daß in den letzten Iahren des fünften und den ersten des sechsten Iahrzehnts des vorigen Iahrhunderts die Einwanderung zwischen 1Vz und 2 Prozent der Bevölkerung des Landes betrug. So groß ist sie niemals wieder geworden. Zwischen 1900 und 191V war sie wenig über 1 Prozent und in den beiden letzten Iahren beträchtlich geringer. Bisher haben die Vereinigten Staaten also Einwanderer, deren Zahl relativ höher war, ohne Mühe assimilirt; und an ihrer Fähigkeit, Dies auch in Zukunft zu thun, wäre nicht zu zweifeln, wenn die Verhältnisse unverändert wären. Das sind sie, wie Herr Goldbeck richtig sagt, aber nicht. Die Einwanderung hat sich verschlechtert und die überwältigende Mehrheit stammt nicht

mehr, wie früher, aus germanischen Ländern, sondern aus dem Osten
und Südosten Europas. Ihre Bildung, ihre Gewohnheiten und ihr
swn6srg «k lite stehen aus viel niedrigerem Niveau. Trotzdem ist die
Gefahr nicht so groß. Die Italiener sind, zum Beispiel, großen Theils
Sachsengänger; sie kommen in der Absicht, das Geld für ein Stück-
chen Land zu ersparen, und kehren dann in die Heimath zurück. Das
wird durch die Thatsache bewiesen, daß nur 17 Prozent der in Amerika
lebenden mündigen Italien« das Bürgerrecht erworben haben. Von
den Deutschen sind es 69,5 Prozent und von der ganzen nord-
westlichen Gruppe, also den germanischen Völkern, 65. Wie stark
die Einwanderung der Slaven ist, läßt sich schwer beurtheilen, weil
die Ankömmlinge bisher nach dem Heimathland und nicht nach
der Rasse registrirt wurden. Sicher haben wir nicht, wie Herr Gold-
beck sagt, hier nahezu fünf Millionen Slaven, denn unter den Ein-
wanderern aus Oesterreich-Ungarn und Rußland sind viele Deutsche
und über die Hälfte der russischen Einwanderer besteht aus Iuden.
Die Iuden amerikanisiren sich schnell, betheiligen sich eifrig an dem
politischen Leben und mögen zwar andere Meinungen vertreten als
die germanischen Einwanderer früherer Iahrzehnte, stehen ihnen aber
an politischer Reife nicht nach. Unrichtig ists, die ganze Einwande-
rung aus dem Osten und Südosten Europas in Bausch und Bogen
als „politisch mehr oder weniger unreif und ökonomisch mehr oder
weniger gefährdet" hinzustellen.

Die Vermuthung liegt nah, daß Herr Goldbeck den Werth der
neuen Einwanderung nach der Stellung, die sie in der Großindustrie
einnimmt, einschätzt. Diese ist freilich erbärmlich; die armen Men-
schen werden vielfach in der rücksichtlosesten Weise ausgebeutet. Zu
einer Gefahr könnten die Zustände aber erst dann werden, wenn die
Möglichkeit einer Befreiung ausgeschlossen wäre, entweder durch die
Verfchließung des Fortkommens auf anderem Weg oder durch die Er-
schlaffung des Arbeiters und die Vernichtung seines Triebes zur Ver-
besserung seiner Lage. Diese Gefahr wird nicht eintreten. Wir wissen,
daß auch andere Völkerschaften hier gewissermaßen „von unten" an-
gefangen und sich dann erst eine Stellung errungen haben; die große
Masse der irischen und ein beträchtlicher Theil der deutschen Ein-
wanderer haben mit Pike und Schaufel gearbeitet und die Pacific-
Bahn gebaut, dann kamen sie in die Höhe und heute wird schwere
Arbeit dieser Art fast ausschließlich von Italienern und Slaven aus-
ausgeführt. Das gilt aber nur für die eingewanderte Generation;
denn der Iunge, dem in der Volksschule mit heiligem Eifer ameri-
kanischer Patriotismus und Freiheitsinn eingeblasen worden ist, läßt
sich nicht mehr in das Ioch spannen, um für Andere zu schuften und
selbst an Leib und Seele zu verderben.

Wir brauchen die Einwanderung nicht nur zur Verrichtung der
schweren Arbeit, sondern auch für viele andere Zwecke. Hier soll nur
auf ihreu Werth für die Landwirthschaft hingewiesen werden. Die

viel geschmähten Italiener und Slaven und sogar die russischen Juden siedeln sich auf den von den Amerikanern aufgegebenen Farmen an und treiben dort Gemüse- und Obstbau und Hühnerzucht. Im ganzen Osten trifft man sie. Der amerikanische! Farmer steht dabei und wundert sich, was die Leute aus dem Boden, der ihm keine Existenz mehr geben wollte, herauslocken. Ihm bleibt verschlossen, daß sie nicht nur eifriger arbeiten, sondern auch den Boden pflegen wie die Mutter ihr Kind. Wer hat denn in Kalifornien den Obst- und Gemüsebau in die Höhe gebracht? Die Portugiesen, die Dalmatiner, die Griechen und andere Völker aus dem Süden und Osten Europas, wurden ausgelacht, als sie ihre Stecklinge und sogar die fruchttragenden Bäume wie ihr eigen Fleisch und Blut umhegten; heute macht man es ihnen überall nach. Wenn Herr Goldbeck sagt, daß die Italiener und Slaven dem angelsächsischen Ideal der „Freiheit durch Selbstzucht" weltenfern sind, so ist die Frage berechtigt, ob er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß dieses Ideal in den Vereinigten Staaten heute viel mehr als eine Phrase ist. Der Eingewanderte, der nach mindestens fünfjährigem Aufenthalt im Land zum ersten Mal wählt, hält den Vergleich mit dem amerikanischen Iüngling, der eben einundzwanzig Iahre alt geworden ist, sicherlich aus.

Nein: die Einwanderung bildet heute noch keine Gefahr. Der deutsch-amerikanische Historiker Emil Mannhardt hat auf Grund der Zählung von 1900 ausgerechnet, daß damals 80 Prozent der Bewohner der Vereinigten Staaten germanischen Ursprungeswaren und eine Einwanderung von vierzig Millionen Menschen anderer Rassen erforderlich wäre, um den germanischen Charakter des amerikanischen Volkes zu verwischen. Das mag übertrieben sein; noch aber liegt kein Grund zur Besorgniß vor. Wirthschaftlich nicht, weil die Eingewanderten mit jedem Tage kräftiger und selbständiger werden, wofür unzählige Beispiele angeführt werden könnten; politisch nicht, weil die in Amerika aufgewachsenen Kinder aller Einwanderer ohne jede Ausnahme durch und durch amerikanisch denken und fühlen. Zwei Fragen bleiben allerdings unbeantwortet: Woher sollen wir die billigen Arbeitkräfte nehmen, wenn die Italiener und Slaven sie nicht mehr liefern, da der Zuzug sich doch einmal erschöpfen muß, und welchen Einfluß wird die Einwanderung aus dem Süden und Osten Eurapas auf die Beschaffenheit des noch nicht fest geformten amerikanischen Volkes üben? Davon können wir nichts wissen und es ist nutzlos, sich mit Spekulationen zu beschäftigen.'

Herr Goldbeck hält es für gefährlich, in dem Augenblick, wo eine so starke Einwanderung minderwerthiger Elemente dem Lande zufließt, das Repräsentativ-System abzuschaffen und die Regirung durch das Volk für das Volk einzuführen. Wolle man solche Regirung, dann solle man die Einwanderer, die nicht reif dafür sind, energisch abweisen. Ich könnte hier erwähnen, wie fern dem echten Amerikaner der Gedanke ist, daß ein Volk nicht für die Freiheit reif sein könne,

nicht durch die Freiheit eben die Reife erwerben lerne; doch Das würde zu weit führen. Mir scheint aber, daß Herr Goldbeck die eigentliche Ursache der Bewegung, die sich gegen das repräsentative Regirungsystem wendet, nicht erkannt hat; sonst würde er wissen, daß sie sich durch keine Rücksicht hemmen lassen wird und mit Augen, die für alles Andere blind sind, auf ihr Ziel losstürmt.

Man will das repräsentative System abschaffen, weil es sich als werthlos erwiesen hat. Es konnte seinen Zweck erfüllen, so lange das Land dünn besiedelt war und jeder Bürger die Männer kannte, die er als seine Vertreter wählte; es brach von selbst zusammen, als diese Möglichkeit schwand. Heute weiß jeder amerikanische Bürger, daß die Beamten, die er wählt, ihm wohl vor der Wahl versprechen, fesne Interessen zu wahren und ihn zu vertreten, unmittelbar nach der Erwählung aber ausschließlich an sich selbst denken oder ohne Rücksicht auf die Wähler oder das allgemeine Wohl dem Befehl der Geschäftsgenossenschaften, die man Parteiorganisationen oder politische Maschinen nennt, gehorchen, wenn sie nicht gar direkt im Sold eines Trust stehen. Der Wähler hat bei der Auswahl der Kandidaten nichts zu sagen und wählt eigentlich nur Namen: denn die Männer, für die er seine Stimme abgiebt, kennt er nur selten.

Als das Volk gemerkt hatte, daß keine Möglichkeit vorlag, die unter dem Repräsentativsystem erwählten Vertreter zu zwingen, seine Interessen wahrzunehmen, daß also die Wähler (das Volk) in der Regirung nicht vertreten sind, erinnerte es sich natürlich der Lehren der Väter, nach denen die Meinung des gesammten Volkes die Summe aller Weisheit bedeutet und die beste Regirung die des Volkes durch das Volk für das Volk ist. Die ersehnt man nun als Heilmittel. Die Majorität der bei der Wahl abgegebenen Stimmen soll alle erwählten Beamten, vom Präsidenten bis zum Stadtverordneten, stets absetzen und die Gerichtsentscheidungen über Verfassungfragen umstoßen können. Dazu kommen natürlich Referendum, Initiative und ähnliche Einrichtungen. Die Oeffentliche Meinung soll das letzteWort haben und immer wieder eingreifen, wenn sie sich geändert hat. Freilich sind Beschränkungen vorgesehen, damit nicht etwa der Präsident an jedem Tag in der Woche abgesetzt werden kann, was doch störend wirken würde, wenns allzu oft geschähe.

Daß sich hier eine friedliche Revolution vollzieht, wie Herr Goldbeck sagt, ist wahr; ich habe seit Iahren auf die Thatsache hingewiesen und die Ueberzeugung nicht verborgen, daß die neue Ordnung der Dinge noch viel schneller in die Brüchs gehen wird-als die alte und daß dann das Pendel um so weiter zurückschwingen kann. Was nützts? Das auf das gleiche und allgemeine Wahlrecht gegründete Repräsentativsystem hat sich als werthlos erwiesen und läßt sich nicht halten. In Europa weist man gern auf die Erwählung Wilsons als auf ein Zeichen, daß der gesunde Sinn des Volkes sich doch schließlich Geltung schafft. Man vergißt, daß es ungeheurer Arbeit und einer

über alles Erwarten günstigen Verkettung von Umständen und Zufällen bedurfte, um Wilson überhaupt zum Kandidaten zu machen; daß er nicht die Majorität der Volksstimmen erhielt und nicht erwählt worden wäre, wenn die Republikanerpartei sich nicht gespalten hätte, was sechs Monate vor der Wahl noch kein Mensch erwarten konnte. Wenn wir wieder einmal einen wirklich bedeutenden Mann im Weißen Haus haben, so müssen wir doch mit Beschämung gestehen, daß er ein Zufallspräsident ist. Kann es einen besseren Beweis für die Thatsache geben, daß sich das alte System überlebt hat?

New-Pork. Georg von Skal.

In Arkadien.*)

n einem Morgen, als wir bei Sonnenaufgang zeitig aufbrachen, WWV> war ich einem Räuberabenteuer vom vorigen Tag dankbar, daß es mich wenigstens in Gedanken auf die Schatten des arkadischen Einsamkeitlebens hingewiesen hatte. Und befreit von dem Ansiedelungplan sah ich nun fröhlich in die thaufrische Frühhelle.

Das alte verwitterte Bergstädtchen lag rosig verklärt auf seiner wagehalsigen Höhe. Es sah aus, als bewohnten es nicht geplagte alltägliche Menschen, sondern Menschen, die fliegen könnten, wenn sie die goldglänzenden Scheiben ihrer Hütten über den Bergabhängen öffneten. Wie eilfertige Schwalben, festlich und fröhlich, schienen diese Menschen auf dieser Berghöhe zu sein, so wie es die Vögel immer im Vergleich zu erdgebundenen vierfüßigen Thieren sind.

Ferne Bergspitzen gen Süden hin, drüben über den lilablauen Abgründen des Gebirges, lagen im Morgennebel wie blaue Inseln und schienen unser Kommen in ihrer Unwirklichkeit zu erwarten.

Wenn wir auch nichts zu essen und nichts zu trinken bekamen und seit unserem Ausritt aus Olympia noch kein warmes Mahl gesehen hatten, so merkten wir doch noch nicht, daß uns irgendetwas fehlte. Mein Reisegefährte hatte sich vom Führer einen Kranz getrockneter Feigen kaufen lassen und diesen hängte er über den Arm. So zum Morgenimbiß Feigen kauend, ritten wir auf neuen Bergwegen weiter. Die Bäume wurden immer spärlicher und die Steinblöcke wuchsen immer reicher in die Luft.

Wir hatten jetzt außer dem Hotelführer noch einen jungen griechischen Hirten als Führer dabei, der mit seinem langen Holzstab in

') Aus dem bunten, an feinem Empfindensausdruck reichen Reisebuch „Gedankengut aus meinen Wanderjahren", das der (noch zu wenig gekannte) Lyriker Dauthendey bei Albert Langen erscheinen läßt. Ei i Bruchstückchen, das die Gefuhlsstimmung arkadischen Erlebnisses, am Tag nach einem Abenteuer mit Räubern, zeigt.

der. Hand — an welchen oben eine Muschel geschnitzt war — vor unseren Pferden aufrecht und wegkundig einherschritt und uns über die Bergpässe führte.
Kein Haus, kein Dorf, keine Menschenansiedelung war auf viele Meilen zu finden. Gegen Mittag trafen wir nur im Gestein an einer altgriechischen Quellenfassung, wo das Wasser aus einem weißen marmornen Löwenkopf sprudelte, zwei Hirten bei großen Hammel-Heerden. Diese arkadischen Hirten hatten keine anderen Kleider an als die Felle ihrer Hammel, die sie mit Hanfstricken um die Brust und um die Beine umbunden trugen.
Sie hatten aus Rohren selbstgefertigte griechische Panflöten in der Hand; und sie verwunderten sich so wenig über unser Erscheinen, so wenig wie die Steine und die Quelle es thaten, für die sie ihre Flöten spielten. Diese jungen Hirten trugen die selbe allwissende Geste zur Schau, so wie sie das Wild im Walde, der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser zeigten, die sich nicht vom natürlich-festlichen Weltallzusammenleben getrennt haben.
Der Mensch der Städte, der da, nur mit Seinesgleichen beschäftigt, auch nur Seinesgleichen als lebenswürdig betrachtet.hat dieseGeste verloren. Diese beiden in Schaffelle gewickelten Gestalten aber lebten mit der Sonne, mit dem Regen, mit ihren Thieren auf Du und Du. Und unser Erscheinen bei ihnen, jenen reichsten Armen, die sich Besitzer des Weltallgebäudes nennen könnten, die mit mehr Welt leben als jeder Städter, brachte kein Ueberraschtsein, keine Verwunderung hervor, Sie machten uns, sich ruhig'erhebend, auf ihren Steinen an der Quelle Platz; und sie setzten sich, einen Gruß murmelnd, ein'Wenig weiter fort in die Sonne, ohne uns neugierig zu betrachten.
Nach einer Weile, während wir den alten tausendjährigen Löwenkopf an der schön umfaßten Quelle bewunderten und uns am eisigen Wasser erquickten, waren die beiden Hirten, als wir uns wieder aufrichteten, spurlos aus den Steinfeldern verschwunden. Wir hörten nur noch die Hammelheerde über eine ferne Geröllböschung fortziehen, deren Steine unter den vielen Füßen rasselten.
Einige hundert Schritte von jener Quelle stand auf der steinigen Höhe eine einsame prächtige Tempelruine. Sie wurde der Tempel von Bassae genannt. In der Nähe des Tempels ragte hier und da ein uralter Eichenstumpf auf. Es waren nur hohe Stammstummeln ohne Aeste und sie bildeten wahrscheinlich in alter Zeit, als jener Tempel noch jung war, den Eichenhain um das Heiligthum.
Hier mag auch am Steinboden einst Rasen und Erde gewesen sein, aber die Stürme der Iahrhunderte hatten die Felsenplatten von Erde reingewaschen und der Berg schien wie mit nackten Knochen bedeckt. Und wie ein zerbrochenes Knochengerüst stand die Tempelruine, von der Sonne silbrig gebleicht und dachlos,aufderGebirgshöhe.
Die Säulenreihen zeigten noch starke, klare Form und waren noch jung und stolz in ihren Linien. Hinter den Säulen aber, im

Tempel, lag ein wüstes Durcheinander von kantigen und brüchigen
Blöcken, die einst der Giebel und die Dachplatten gewesen sind.
Von der Tempelschwelle aus hatten wir eine mächtige Fern-
ficht gegen Süden bis zu den letzten Ausläufern des Peloponnes
und bis zum Mittelmeer hin. Da drunten in mächtigen Thälern,
wo üppige Pappelgruppen, Platanenwälder und Wiefenflächen mit
blaudunklem Grün und goldgelbem Grün wechselten, ging im Morgen-
licht ein ferner Regen, mit herrlicher lila Bestrahlung der Berg-
wellen, über dem weiten Peloponnes nieder. Und wir freuten uns
auf den Abstieg zu den laubreichen Thälern.
Ueber einem fernen Stein tauchten die Gesichter der beiden Hir-
ten nochmals auf; und der eine blies auf seiner Panflöte. Die Mor-
genluft brachte uns, als wir fortzogen, kleine Stücke einer lieblichen
weltvergessenen Melodie noch lange über die Höhe nach.
Von nun an änderte sich nach einigen Meilen beim Hinunter-
klettern der Weg. Wir verließen die Kahlheit und kamen in erd-
reicheres, belaubteres Gebiet. Manchmal erschien an den Abhängen,
hinter üppigen, gelbblühenden Ginsterbüschen, der neugierige Kopf
eines langbärtigen Ziegenbockes, der zum jungen Birkengrün über
die Büsche hinaufschnupperte. Es war, als sähe uns ein behaarter
Faun mit spitzen Ohren und schlauem Auge, halb von den Büschen
verdeckt, an. Dann verschwand das neugierige, zottige Bocksgesicht
wieder hinter gelben Ginsterblüthen.
Zugleich trafen wir hier und da einen Hirten, auf seinen Stab
gestützt, am Wege oder eine Hütte. Und Beide, Haus und Mensch,
standen totenstill. Nur ihr fortrückender Schatten lag neben ihnen
am Wege in der Sonne als einzige Bewegung ihres Lebens.
Der Tempel von Bassae ist die bedeutendste Ruine, die zwischen
Olympia und Kalamata den Landschaftweg schmückt. Auch die alten
Stadtmauern von Messaene besuchten wir von Kalamata aus, aber
sie geben nicht den selben entzückenden Eindruck wie der in der Ver-
schollenheit einer kahlen silbrigen Gebirgshöhe unerwartet dastehende
silbrige Tempel von Bassae.
Wir kamen am gleichen Abend zu einer Hirtenhütte, die auf
dem Trümmerfeld einer verlassenen Stadt bei ein paar kümmer-
lichen Oeldäumen stand. Hier sollten wir übernachten. Hier war es,
wo man uns das dürftige Huhn briet, das nach zwei anstrengenden.
Reisetagen der erste warme Bissen war, den wir zu uns nahmen.
Die Hütte bestand aus zwei höhlenartigen Räumen. In dem
einen Raum kauerte die Hirtenfamilie in der Nähe des Feuers. Nur
ein Stein am Fußboden war der einfache Herd. Der Rauch zog zum
Fensterloch oder zum Thürloch ins Freie.
In dem hinteren fensterlosen Raum wurden uns zum Schlafen
Pferdedecken auf den gestampften Erdboden gelegt. An einem Holz»
spahn, der zwischen die Mauersteine gesteckt war, hing ein ölgefüllteS
Eisennäpfchen. Darinnen brannte mit dünnem Rauchflämmchen ein

Docht. In den Winkeln standen ein paar alte Ziegenkrippen und einige Futtersäcke.
Die Einfachheit gefiel mir außerordentlich. Der harte, gestampfte Fußboden unter den Pferdedecken war zwar für die vom Ritt müden Glieder nicht verlockend. Doch lag eine Weihe, ein göttlicher Armuthernst in dem Häuschen, in dem es keinen Tisch, keinen Stnhl und kein Geräth gab.
Der armen Hirtenfamilie war die Mutter Erde im wahrsten Sinne Mutter vom Geburtstage an bis zum Sterbetage. Die Leute hockteu bei der Erde, sie aßen bei der Erde, sie kochten bei der Erde und schliefen bei der Erde. In einem Haus, in dem man nichts besaß als das Leben und die Erde, hatte ich bisher noch nie übernachtet.
Es war Friede und leises Plaudern am Abend bei den Leuten, die da im Herdrauch auf ihrer Thürschwelle hockten und unserem Führer zuhörten. Von der toten Stadt, die draußen rund um die Hütte lag, stand keine Säule mehr aufrecht, stand keine Mauer mehr; und die tausendjährig« Sonnenhitze und die kalten Nachtfröste hatten die Stadtreste längst wie mit Hämmern zu Steingeröll zermürbt. Hier und da ragte am Rand eines Steinfeldes ein kümmerlicher Baum auf oder es lag da eine andere Hirtenhütte eben so arm wie die, welche uns aufgenommen hatte.
Ich habe den Namen jener staubgewordenen Stadt vergessen und will nicht in Büchern nachschlagen. Ich will nur Das, was noch von dieser Reise in meiner Erinnerung lebend haftet, wiedergeben und nicht mehr.
Die Pferdedecken, in die wir uns nachts zum Schlafen eingewickelt hatten, kratzten uns. Und auch die Erdmutter, die wir immer mit unseren Stiefelabsätzen getreten hatten, wollte uns auf dem Fußboden nicht so ruhig schlafen lassen wie die Hirten, die die Erde zeitlebens barfuß mit weichem Schritt gestreichelt hatten. Es war mir beim Liegen auf dem Fußboden, als theile die Erde meinen vom Ritt müden Knochen harte Püffe aus.
Vorher waren in diesem Raum die Hühner eingesperrt gewesen; und die zurückgebliebenen HühnerflShe machten sich nun mit blutdürstigem Vergnügen über uns Fremdlinge her.
Dazu rauchte das Oellicht so schrecklich, daß wir Kopfschmerzen bekamen und zu ersticken meinten. Wir waren noch zu ungöttlich für diese göttliche Armuth, in die wir so plötzlich aufgenommen worden waren. Und der Körper, der immer langsamer als der Geist ist, wollte die Kasteiungen dieser Nacht nicht willig ertragen und wurde störrisch.
Ich hatte meine Taschenuhr neben dem Reisebündel, das mein Kopfkissen war, auf den Fußboden gelegt; aber in dieser Hütte schienen die Stunden nicht wandern zu wollen. Sie blieben hocken und die Uhrzeiger vergaßen, fortzurücken. In dieser Armuth war ein ewiger Stillstand an Stelle der Zeit zu spüren.

So wie es kein Hausgeräth gab, schien auch hier keine Uhr nöthig zu sein. Die Nacht war eine einzige große Stunde und der Tag eine einzige große Stunde, die saß bei der Armuth, auf dem leeren gelstampften Erdboden, beharrlich zwischen den vier leeren Wänden der Hütte. Und deshalb war es gleich, was man in dieser Zeitlosigkeit erlebte.

Und da wir nicht schlafen konnten und Einer den Anderen sich in seinem Hüttenwinkel herumwälzen hörte, riefen wir uns zu, daß es vernünftiger wäre, in der Mondnacht weiterzureiten. Lieber wollten wir am Tage versuchen, ungeplagt von Rauch und Hühnerflöhen, auf einer weichen Wiese in frischer Luft zu schlafen und die Nachtruhe nachzuholen.

Die Hirten, die noch nicht ihr Lager aufgesucht hatten, staunten nicht, als wir im schönen Mondschein weiterreiten wollten. Nur unser Führer, der eben schlafen gehen wollte, brummte ein Wenig.

Wir ritten um Mitternacht von der Hütte fort. Die schöne, erfrischende Nacht machte uns eine Weile munter, aber das Mondlicht schläferte die Augen bald wieder ein. Und als wir das Steinfeld der untergegangenen Stadt verlassen hatten und unter Baumschatten an einem Bergabhang ritten, wußte ich bald nicht mehr, wie ich meine Augen vor Müdigkeit offen halten sollte.

Der Mond schien den Schlaf durch die Baumblätter zu schicken. Die weißen Milchflecken des Mondlichtes am Weg, durch die wir ritten, waren wie ein über uns ausgegossener Schlaftrunk. Und der Schlaf duftete aus den Büschen und sank aus den ruhenden Bäumen herab auf uns und manchmal fürchtete ich, vom Pferd zu fallen, denn der wiegende Gang des Thieres erhöhte die Schlaflust.

Wir hörten aus einer Schlucht herauf, an der wir entlang ritten, ein ununterbrochenes Rauschen. Ich wußte nicht: kam das Geräusch von einem Wasser oder vom Wind im Laub? Es war da im Finsteren ein Lärm in einem Thal, der ununterbrochen neben uns lebte. Der Weg senkte sich mehr und mehr: und bald sah ich durch die Zweige ein breites Bachbett; das andere. Ufer lag in Finsterniß, unbeleuchtet vom Mond.

Das Masser vor mir schien endlos breit zu sein. Das schnelle Wasser sprang über Felsenblöcke und zeigte viele buckelige Strudel, die im Mondlicht silberschäumend kreiselten.

Die Luft wurde immer frischer und feuchter; und dann stand mein Pferd still. Der Weg endete vor dem wilden Wasser. Der Führer, der hinter uns zurückgeblieben und wahrscheinlich auch im Gehen halb eingeschlafen war, kam auf mein Rufen herabgerannt und sagte, daß wir das Wasser durchqueren müßten.

Dann rief er durch die hohlen Hände über das Wasser hinüber: „OumMriot!" Drüben sah ich bald Feuerschein aufleuchten, als wenn man die Thür eines im Inneren brennenden Hauses öffnete,

In Arkadien.
„Dort ist eine Mühle," erklärte der Führer, „und die Müller-
knechte werden uns hinüberholen."
Es war nicht gerade behaglich, mitten in der Nacht durch ein
angeschwollenes, unbekanntes Frühlingswasser reiten zu müssen, wenn
man den Weg am Tage noch nie gesehen hatte.
Unsere Rufe waren beantwortet worden, und nachdem die
Stimmen eine Weile einander, über das Wasserbrausen hinweg, zu-
geschrieeu hatten, erschienen Männer im Mondschein, bis zu den
Hüften mitten im Wasserschaum stehend, und sie winkten und schrien
von Neuem.
. Wir ritten vorwärts, den Pferden die Zügel freigebend, da die
Thiere die Furt suchten und behutsam die unter den Schaumstrudeln
liegenden Uebergangssteine mit den Hufen fanden. Indessen schrien
die Müllerknechte und die Felsen echoten und die Wasserwirbel johlten
und zischten betäubend. Es war, als ritten wir durch einen über-
kochenden Hexenkessel.
An den mondhellen Stellen sah ich neben mir die rasende Fluth
vorbeischießen. Dann empfingen uns die Müllerknechte bei den tief-
sten Strudeln und stemmten sich gegen dis Pferde und schoben diese
und uns, die wir mit hochgezogenen Beinen im Sattel saßen, da das
Wasser bis an den Sattel reichte, durch die nächtige Wasserwildniß.
Drüben empfing uns die vorweltliche Mühle. Die Mühlenhütte
war niedrig, aus mächtigen Eichenstämmen roh zusammengefügt; und
drinnen im einzigen Raum prasselte ein mächtiges Feuer und brannte
lichterloh. Um die Flammen saßen Männer, die uns zunickten.
Diese Mühle mit dem brüllenden Wasser vor der Thür, am ge-
stampften Boden das hochwallende prunkvolle Feuer darinnen, das mit
ungeheurem Leben den Raum füllte, die alten verwitterten Müller-
knechte, Alles zusammen erinnerte mich mit einem Mal an Odysseus'
Abenteuer bei den Cyklopen.
Di2 Nacht draußen unter der offenen Thür, mit dem hochge-
hängten Mond, mit der johlenden Wasserstimme, schien einer der
einäugigen Cyklopen zu sein, der jeden Augenblick hereinkommen
konnte, um am Feuer niederzusitzen und einen von uns Menschen,
die wir hier als Gefährten des Odysseus Unterkunft nahmen, zu
verzehren.
Nachdem wir unsere Kleider an der Feuerwärme getrocknet hatten,
war die Nacht schon am Verschwinden. Und als wir in die Morgen-
dämmerung hinaustraten, um wieder auf den Pferden aufzusitzen,
da war Alles verwandelt und alltäglich. Da war nichts Besonderes
ringsum als ein mit gurgelndem Hochwasser angeschwollenes BaH-
bett, ein plumpes hölzernes Mühlenhaus und stumme schattige Baum-
gruppen davor, die sich vom Morgengrauen Himmel abhoben.
Der Cyklopenspuk war verschwunden, das Feuer fortgeflogen;
und wir ritten gemächlich auf einer breiteren, Straße unterdenBäumen
wieder weiter in die Berghöhen hinauf.
Max Dauthendey.

Rhederkapital.

nde Iuli 1913 kam es zur Kriegserklärung zwischen Hamburg-Amerika-Linie und Norddeutschem Lloyd; am ersten Oktober wurden die Passagepools in der nordatlantischen Fahrt gekündigt; am dreizehnten Oktober meldete die HAL eine Erhöhung ihres Aktienkapitals (um 30) auf 18« Millionen. Daß die Börse einen Zusammenhang zwischen diesen drei Ereignissen annahm und sich für die letzte Konsequenz nicht gerade begeistert zeigte, war erklärlich Doch die HAL veröffentlichte eine Erklärung, die an der Zuverlässigkeit des Börsenurtheils zweifeln ließ. Die größte deutsche Schiffahrtgesellschaft sucht schon seit Sahren in der gesicherten Finanzbereitschaft ihr wichtigstes Ziel. Ballin will, daß die „Liquidität", die an vielen Stellen nur ein hohler Begriff ist, in seinem Haus kein leerer Wahn bleibe. Diese Politik wurde, trotz der Nothwendigkeit rascher Vermehrung der Flotte, siegreich durchgeführt. Das Aktienkapital ist seit der Iahrhundertwende um 100 Millionen gewachsen und die Obligationenschuld beträgt rund 72 Millionen. Die Gesellschaft hat also ein Kapital von einer Viertelmilliarde; und die Macht, die auf dieser festen Grundmauer ruht, wird in der Flotte sichtbar, die den Wimpel der HAL führt. Ende 1912 umfaßte der Raumgehalt 1,3« Millionen Bruttoregistertons; und seit Neujahr ist der Bau von mehr als zwanzig Dampfern ausgeführt oder beschlossen worden. Darunter sind drei Imperatoren, die allein ein Kapital von 110 Millionen aufzehren. Der erste Imperator hat seine Herrschaft glorreich angetreten und die Mitregenten werden bald folgen. Die Verbreiterung des Geschäftskreises bedingt eine Finanzpolitik größten und ernstesten Stils. Man darf der HAL nicht den Vorwurf der Kapitalverwässerung machen. Die Maße ihres Kapitals stehen in richtigem Verhältniß zu den Weltgeschäften einer Großrhederei. Ein Verkehrsfaktor von der Stärke des HAL darf nicht mit dem kleinen Einmaleins rechnen. Ballin hat 1911, als der Pool für die Südamerikafahrt durch den Widerspruch der bremer Gruppe zerstört wurde, erklärt, der Norddeutsche Lloyd sei im Recht gewesen; ein leistungfähiges Großunternehmen habe keinen Grund, auf die Konkurrenz Rücksicht zu nehmen. Das logische Ergebniß dieser Auffassung ist die Herstellung einer mit jeder Möglichkeit rechnenden Finanzbereitschaft. Nach dieser Lehre lebt die HAL, In der offiziellen Erklärung wird von dem Wachsthum des Gütertransports auf fast allen Verkehrsgebieten der Gesellschaft gesprochen; von dem erweiterten Post- und Passagierdienst nach Ostasien; und von der Dividende für ^1913, die^mindestens" wieder 10 Prozent betragen werde. Wenn Das schon heute versprochen werden kann, fast sechs Monate vor dem Tag des Dividendenbeschlusses, dann muß der Ertrag des ersten Halbjahres wohl größer gewesen sein als snvo 1912. Obwohl die Gesellschaft im laufenden Iahr rund 87 Millionen für Schiffbauten ausgiebt, wird sie am Ende dieses Iahres noch

über 40 Millionen verfügen. Das ist keine geringe Leistung; da die
disponiblen Mittel Ende 1912 rund 76 Millionen betrugen, sind
50 Millionen aus dem Betriebsgewinn für Neubauten aufgewendet
worden. In Geldnoth ist die HAL also nicht; sie hat ja auch ver-
kündet, das neue Geld werde in den Kassen der Banken bleiben.
Feinde selbst können Herrn Dr. Ballin nicht nachsagen, daß ihm
die Fähigkeit fehle, die Lebensbedingungen eines großkapitalistischen
Unternehmens richtig zu sehen. Nur das enge Hirn rechnet von
heute auf morgen. Ballin hat die Nothwendigkeit der Kapitalser-
höhung sicher schon erkannt, als er die Umrisse des Weltprogrammes
zeichnete. Er soll den Termin nicht richtig gewählt, nicht an den
hohen Reichsbankdiskont und den nahenden Winter gedacht haben.
Wer aber giebt das Geld? Zunächst gebens die Banken. Hätten die
sich zur Uebernahme der Aktien entschlossen, wenn sie fürchten müßten,
damit sitzen zu bleiben und den Iahresabschluß zu schädigen? Die
Gesellschaft bekommt von den Emissionhäusern 25 Millionen und
ein Agio von 14 Prozent; also 28,5 Millionen. Ausgegeben werden
die Stücke zu 118 Prozent. Die Einzahlungen dürfen auf drei Ter-
mine vertheilt werden. Der erste ist am fünfzehnten November. Da
müssen 25 Prozent und das Agio bezahlt werden. Das sind 10,75
Millionen. Im ungünstigsten Fall hätten die Banken also Mitte
November noch 17,75 Millionen aus eigenen Mitteln weggegeben.
Aber schon am fünften Ianuar gehen wieder 6,25 Millionen ein;
und in den schlimmsten Tagen des Iahres wären noch 11,50 Millio-
nen Mark Bankgelder durch die HAL gebunden. Aber der größere
Theil der Jungen Aktien wird schon im November wahrscheinlich
voll bezahlt und abgenommen werden. Eine Gefährdung der Banken-
liquidität ist also nicht zu fürchten. Und wie stehts mit dem Publikum?
Käufer der neuen Aktien sind natürlich in erster Linie die Besitzer
der alten Stücke. Wer fünf Stücke (im Börsenwerth von rund 7000
Mark) besitzt, darf eine neue Aktie zum Preis von 1180 Mark be-
ziehen. Das Bezugsrecht ist also ungefähr 3V2 Prozent werth. Daß
es gern und oft ausgeübt werden wird, ist anzunehmen; die neue
Aktie ist ziemlich billig und die vorsichtige Politik der HAL bürgt
gegen gefährliche Enttäuschungen. Freilich: gerade das Rhederge-
schäft hängt so ganz von der Konjunktur ab, daß auch die klügste
Leitung nicht fürs nächste Iahr garantiren kann. Da der HAL
aber nicht zuzutrauen ist, daß sie auch mit ihren Aktien Wasserkunst
treiben will, so bleibt ihr innerer Werth dem Käufer ein fester Hort.
Wird Hamburg mit Bremen Frieden schließen? Wir müssen
es hoffen. Große Unternehmen können konkurriren, ohne einander
barbarisch zu bekämpfen. Der Lloyd hat neulich erklärt, daß seine
Finanzverhältnisse gesund seien; er habe 60 Millionen Mark liquider
Mittel und brauche nicht an eine Kapitalserhöhung zu denken. Durch
die Transaktion der Hamburger hat sich der Stand der Dinge etwas
geändert. Auch der Lloyd baut neue Schiffe und giebt viel Geld für

die Stärkung seiner Rüstung aus. Der Glaube, die Differenz, über die Hamburg und Bremen in Streit geriethen, werde in wenigen Wochen beseitigt fein, war irrig. Daß die nordatlantischen Pools gekündigt wurden, war die letzte Konsequenz der neuen Forderungen, die unsere Gesellschaften für den nordatlantischen Verkehr stellten. Voraus ging die Auflehnung der Eanadian Pacific-Bahn gegen die Fesseln des Kartells. Sie trennte sich von den im nordatlantischen Passagepool vereinten Rhedereien. Mit ihr drehte die englische Allan-Linie dem Syndikat den Rücken. Am ersten Oktober wurde auch den Ueberbleibseln der alten Schiffahrtverträge der Todesstoß versetzt. Der Nordatlantische Dampferlinienverband besteht seit 1894 und umfaßt, außer den deutschen Gesellschaften, die Holland-Amerika-Linie und die Red Star Line; daneben handelt sichs noch um das nordatlantische Frachtkartell. Das wurde vom Lloyd gekündigt, der eine höhere Betheiligung forderte; der Verband von der HAL. Hüben wie drüben kreuzten sich die Meinungen von Hamburg und Bremen, statt gemeinsam gegen den Willen der Fremden Front zu machen. Ein drittes Abkommen, der General Pool, läuft mit dem Iahr ab; dann wird wohl auch das sgrssmsnt über die Vertheilung des Zwischendeckverkehrs enden. Ob in naher Zeit Verhandlungen über neue Pools beginnen werden, ist noch ungewiß. Zum Kampf sind nicht nur die dentschen, sondern auch die fremden Gesellschaften gerüstet. Und für sie ist die finanzielle Expansion der Deutschen durchaus nicht unwichtig. Erstens bietet sie ihnen den Anlaß zu neuen Effektengeschäften; zweitens fördert sie die Hoffnung, daß ein vernichtender Tarifkampf zu umgehen sein wird. Mit dem Werfen der Preise allein ist das Geschäft nicht gemacht. Unterbieten kann ein Konkurrent den anderen so lange, wie es ihm Spaß macht. Obs aber das Kapital duldet?
Der Segen einer sicheren Rentabilität wäre auch, den Wersten zu wünschen, die von der guten Konjunktur der Schiffahrt im Bereich der Eigenen Bilanzen nichts gemerkt haben. Die Dividenden der großen Werften sinken noch immer, weil^die Preise gedrückt werden. Ueber die technischen Leistungen der deutschen Werften hört man Erfreulicheres als über ihren Ertrag. Die HAL versucht jetzt, den Gewinn in ein festes und richtiges Verhältniß zu den Unkosten zu bringen. Sie läßt zwei große Schiffe für den neuen Postdampferdienst nach Ostasien vom bremer Vulkan in dessen eigener Regie bauen. Ein fester Preis ist nicht vereinbart. Die Werft erhält außer ihren Selbstkosten einenAufschlag für die Vetriebsauslagen und Amortisation; als Gewinn wird ihr ein vereinbarter, fester Prozentsatz zugewiesen. Diese Methode, die den Abnehmer zum Kontroleur des Verkaufspreises macht, ist für die Industrie etwas Neues. Sie hat die gute Eigenschaft, daß sie den Produzenten der Sorge enthebt, sich einen angemessenen Nutzen zu berechnen; und den Fehler, daß die Entstehung der Preise, die sich natürlichen Gesetzen fügen soll, zu einer Machtfrage wird. Der Stärkere diktirt den Preis. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimilwn Haiden w Verlin. — Perlag der Zukunft in Verlin. — Druck von P»z « eAaxleh H. m. h. g. in Verli«.

Berlin, den 15. November 1913.

Splitter.

norwegische Südpolfinder Roald Amundsen wollte, in
seiner Väter Sprache, den flensburger Stammesgenossen
von seinerReise erzählen.Der Präsident derKöniglichPreußischen
Negirung hat den Vortrag verboten. Von Rechtes wegen. Das
Vereinsgesetz erlaubt solchen Eingriff in die Redefreiheit; will
hindern, daß die DänenNordschleswigs, die vor einem Halbjahr-
hundert Preußen wurden, skandinavische Laute ins Ohr aufneh-
inen und durchs Ohr die Sehnsucht nach der alten, verlorenen
Heimath einlassen. Amundsen ist in der Skandinavenwelt heute
der populärste Mann und seiner Landsleute Stolz? Thut nichts;
das Gesetz überAlles; in dieser Grundmauer des Staates istnicht
das winzigste Spältchen zu duloen. Schön. Doch das Gesetz, um
bas es sich hier handelt, befiehlt nicht, sondern gestattet den Ein-
griff; ob er nöthig, ob nützlich ist, hat, vor jedem einzelnen Fall,
der für die Anwendung Verantwortliche zu prüfen. Und klingtnicht
aus hundert Schönten allnächtlich das Lied „Deutschland über
Alles«? Wird diesem Deutschland, seinem Ansehen, dem Glauben
<in seineMachtdadurch genützt.daß man einem dänischen Kammer-
sänger verbietet, in der haderslebener Kirche eine fromme Hymne
zu singen, einem norwegischen Polarfahrer, in Flensburg den
Bericht über seine Reise vorzutragen? Muß die Nachbarschaft
nicht meinen, das Deutsche Reich sei in seinem Gefüge so morsch,
IS

in West, Ost, Nord durch fremde Volkssplitter so gefährdet, daß:
es um fein Leben bangen muß, wenn Franzofen, Polen, Dänen
irgendwo öffentlich dieLaute hören, die ihre Mutter sprach? Das
meint die Nachbarschaft; und wärmt an diesem Glauben manche
Hoffnung, die noch gestern verwegen schien. Deshalb, heißts, scheut
dieses Reich, dessen Heer doch ins Angeheure wuchs und wächst,
so ängstlich jede Kriegsmöglichkeit, deshalb ists zum Wirken ins
Internationale so schüchtern und giebt, wenn hinter den Worten
der Zwang zur That droht, so nett nach: weil es des Zustandes
im Inneren nicht sicher ist und fürchtenMuß, nach dem Ruf zum
Kampf das Reichsgehäus bersten zu sehen. Der Glaube trügt. In
würdiger Ruhe dürfen wir, ohne geckiges Eebrüst, sagen: Den
Furchtsamsten brauchen die Splitternicht zu schrecken. Elsaß-Loth«
ringen, Posen, Nordschleswig: lebt da, schwält unter der Asche
des großen Schmerzes der Wunsch, Preußen und das Reich zu
zertrümmern, dann wird dieser Wunsch nicht von Kräften bedient,
die ihm in Zerstörergewalt helfen könnten. Das ist einfache Wahr«
heit. Daß sich ihr draußen der Glaube versagt, ist die Schuld derRe-
girenden, die keine Gelegenheit zu unklugem Handeln versäumen.
Keine: und müßten sie schwitzen, um die flinke Maid zu haschen.
»Einen kühnen Mann, dessen die Europäergemeinschaft sich
freut, weil seine Lebensleistung ihr beweist, daß sie auch den Much
der Physis noch nicht verlernt hat, einen im anständigsten Sinn
Brutalen wollen wir nicht mit der Last kleinlicher Vormundschaft
kränken. Wir könnten seinen Vortrag verbieten; ihn zwingen, auf
deutscher Erde deutsch zu sprechen oder zu schweigen. Wir wollen
nicht. Auch unseren Staatsgenossen dänischen Stammes, denen
schwer genug ward, sich in den gewandelten Status zu schicken, nicht
die edle Freude mißgönnen, eine Stunde lang gemeinsam die ihnen
liebe Sprache zu hören und sich an dem Bewußtsein zu stählen,
welche Schaar muthiger, in Eisesnoth, in jeglichem Schrecken des
Anwetters furchtlos tüchtiger Männer der kleine Bereich skan«
dinavischerLander derMenschheit geschenkt hat. Roald Amund«
sen, dessen Hand die Kaiser und Könige zu drücken begehrten,
ist kein Wühler, ist uns kein lästiger Fremdling; frei mag er die
Sprache wählen, in der von seines Lebens That berichten will.
Das dürfen wirihm erlauben; und müssen, weilwirs dürfen: denn
unsere, der im Namen des Königs Regirenden, Aufgabe ist nicht.

den in den Staatsverband Aufgenommenen das Dasein darin un-
lieb zumachen, sondern, durch die Gewährung jeder mit Preußens
Selbsterhaltungpflicht vereinbaren Freiheit, ihnen zu zeigen, daß
dieser Verband nicht unzerbrechlich nur, sonder auch wohnlich ist."
Wäre mit solcher Verkündung dem Reichswohl nichtmehrgenützt
als mit dem Verbot, das alle Skandinaven in Wuth empört, alle
nicht mit ihrem völkischen Gefühl Betheiligten zu tzohngelächter
gestimmt hat und das vier Tage nach dem Erlaß, weil es, Allen,
gar zu arg mißfiel, zurückgezogen werden mußte? Nicht mehr als
mit verschmitztem Zwinkern (»Wir haben vier Oberlandesgerichts-
sprüche sür uns") und eine spätere Huldlaune (»Als edleSeelen
lassen wir, trotzdem, Milde walten"), die den Begnadeten mit
hartkantigem Peitschenstiel neckisch streichelt?
Ganz gehören, bis in das Mark ihres Gemüthes, dem Staat
nur dieMenschen,die seinerAmtshäupterSprache sprechen. Nur
sie wollen ihn; noch um den höchsten Preis, den der Sterbliche
zahlenkann. Denmit andererZunge Redenden ist er vielleicht ein
unausrodbares Nebel, vielleicht eine leidlich eingerichtete Warte-
halle, in der sie überwintern, bis eines Frühlenzes Sonne den
Weg in die tzeimath des Herzens enteist. Wer einem Volke, gar
einem nordgermanischen, die Sprache zu nehmen trachtet, will
es, in seiner völkischen Sonderheit, töten. Das kann Pflicht for-
dern; dem Erobererer, der von dem in Kornacker gewandelten
SchlachtfeldjedesHälmchen ernten und der Herkunft dazu rüstiger
Miethlinge nicht nachfragen mag, nachts noch ins schläfrige Ohr
posaunen: «Die Mark, deren Scholle Dein Pflugschar furcht, ist
Deinem Kinderland, zu Schutz und Trutz, unentbehrlich; damit
sie sein werde, sein bleibe, muß die Sprache des Stammes
sterben, der ihr verwurzelt war, bis Deiner Väter Schwert das
Erdbett dieser Wurzel zerwühlte. Stirbt mit der Sprache der
Stamm: Dir ists, Deiner Gemeinsache, nützlicher als üppiger
Nachtrieb aus der gelockerten Wurzel. Nicht nazarenisch sanft
sei uns allem von dem Zufall, der Vorsehung Anvorsichtiger,
auf Deine Straße Gewehten in Pflegerzärtlichkeit hingegeben.
Sei, Mann im Männervolk, grausam wie ewig wirkende Na-
turgewalt, die reutet und wegschwemmt, was ihr nicht fruch-
tet." Wo der Muthwille (auch dieses deutsche Wort ward, wie
»Eigensinn",vomZunftchor derWeichlinge verrufen)zu der Grau-
ig»

samkeit des Menschheiturstandes fehlt, ist Härte Thorheit. Chicane hat nie eine Sprache getötet; nie einer den Geltungbereich geschmälert. Und dürfen wir, wenn nicht das Brot noch das Lustspiel des nächsten Monats das letzte Ziel nationalen Aufwandes ist, den Tod, nur das Siechthum einer germanischen Sprache wünschen? Graute nicht gestern der Tag, der Angelsachsen in dieGemeinschaft mitSlaven riß.aufdaß derWall ihrerLeiberdenVorstürm der Festlandsgermanen hemme?

Viele Fragen; und allen wird eine Antwort. Das Deutsche Reich von heute hat verlernt, durch den schreckenden Entschluß zu kühnem Handeln den Feind zu bändigen und den unüberwindlichen oder als Mitwirker zum Wohl des Gemeinwesens unentbehrlichen sich inRedlichkeit zu versöhnen. Wennaus demmächtigen, in Wirthschaftfülle strotzenden Deutschland Dänen, statt ihre Landsleute in die Bundesstaatsgenossenschaft herüberzuwinken, sich in ihre Enge zurücksehnen, dann ist nicht in ihrer besonderen Bösartigkeit die Schuld zu suchen; ist sie nur in dem Ungeschick Derer zu finden, die in der Nordmark befehlen. Ein Vierteljahrhundert des Schwankens zwischen Zorn und Hoffnung: begreiflich. Nur aus überhitzten Hirnrinden glimmt jetzt noch Hoffnung; und unter dem Walten majestätischen Menschenverstandes wäre der Zorn längst verflackert. Die Polen sarmatische Schweine, die Elsässer Wackes zu schimpfen, den Dänen ein Gedächtnißfest zu vergällen, ist nicht schwer; vermöchte ein trunkenerRüpel. Ihnen ins Bewußtsein zu hämmern, daß ihr Schicksal dem des Deutschen Reiches, also auch Preußens, unlöslich vermählt ist, daß diesesReich und dessenVormachtdurchfremdes Zetteln nicht zuzerstören, doch willig sind, den eingefügtenGliedern jede dem Haupt und dem Rumpf derNation erträgliche Regungfreiheitzu gönnen: dahin strebe, unterSonneund Sturm mitgleich frohemEifer, Staatsmannskunst. Zweifelt ein nicht vomWürden-Pfühl ins gemeine Leben Niederblinzelnder, daß eine Auslese unbefangen verständigerDeutschenmit den fremdenReichsgenossen ins Reine käme, ehe dreiMonde geschwunden sind? Jahrhundertfeier. »Was ist zu unternehmen?" Erzherzog Johann von Oesterreichfragt; undantwortet: -Was ich thäte,schreibe ich her: Zuerst Deutschland ausfegen!" Am fünfzehnten November 1813.

Dannevirke.
^^in jütisches Weib suchte seine Söhne. 'Suchte zwei Söhne, die
groß waren und stark und blond, die eben in ihres Lebens Lenz
getreten waren und ihre Lehmhütte in brauner Haide verlassen hat-
ten, weil dänische Brüder sagten: „Helft dem König, Ihr tapferen
Männer, dem man sein Land nehmen will!"
Eine jütische Mutter suchte ihre Söhne, die ihr lachend „tsrwsll!"
zuriefen, während ihre rauhen Finger prüfend über der Sense rostige
Klings glitten; über den glänzenden Aalstecher, der so gut geeignet
war, einen verhaßten Deutschen zu harpuniren. „?srwsll!" sagten die
Söhne und schritten durch die Haide auf schweren Klotzen. Braun
war die Haide und endlos; und blau der Himmel, der sie überspannte.
Wie Riesen sahen die jungen Männer aus, die die einzigen Menschen
auf dieser endlosen Fläche waren. Den Grütztopf trug der eine, der
andere den Beutesack über dem Rücken. Einmal wandten sie sich und
schwangen den dreizinkigen Aalstecher und die blitzende Sense. Das
war der letzte Gruß, den die Iütin von ihren Söhnen erhielt.
„k'srvell!" murmelte die Mutter; „ksrvsll!" Und anders klopfte
ihr Herz als sonst, wenn die Beiden zum Torfmoor gingen oder weit
weg zur Küste, weil die Rede ging, ein Schiff sei zu Wrack geschlagen.
Sie dachte nicht: „Wie viel werdet Ihr heimbringen? Theepunsch sollt
Ihr haben, wenn Ihr heimkommt!" Sie dachte: „Weit ist der Weg,
den sie gehen müssen. Ist der König so schwach, daß er einer Mutter
beide Söhne abnimmt, um sich zu helfen?" Es sah schön aus, wie die
dänischen Rothröcke vorüberkamen, und es klang gut, als sie sagten:
„In Stücke wollen wir die Deutschen hauen, die unserem armen König
sein Land nehmen wollen." Aber konnten sie Das nicht allein thun
von ihren schönen Pferden herunter? Mußten dabei die zwei Söhne
helfen? Nnd weiter dachte sie nichts in vielen Tagen, da sie allein auf
der Bank vor der Hütte saß; da sie des Windes Klagen lauschte, der
über die Haide fuhr, da sie Stunden lang, Stunden lang den Horizont
aus brennenden Augen absuchte.
Groß und hager und sehnig war sie; hatte graues, struppiges
Haar, das unter rothem Kopftuch sich hervordrängte; hatte braune
Fäuste und ein braunes, runzliges Gesicht, aus dem finstere, kleine
Augen mißtrauisch glühten. Fast wie ein Mann sah sie aus im Kittel
und kurzen Rock; aber in ihrem Herzen wohnte seit Tagen einer Mut»
ter bebende Angst.
Einmal kamen Rothröcke vorüber. Wußten nichts von den Söh-
nen. Hatten keine Zeit gehabt, sich umzuwenden, wenn verschmach-
tende Stimmen um Wasser riefen; wenn totwunde Brüder um Hilfe
wimmerten. Hatten Büchse und Mantelsack abgeworfen, die hinder-
lich waren auf der tollen Flucht vor Wrangels siegreichen Preußen;
hatten nur an Rettung gedacht vor der Holsten treffsicheren Büchsen,

Einmal kamen Landsleute vorbei aus der Gegend von Apenrade. Hatten armsäliges Gerumpel auf federlosem, knarrendem Wagen; führten einen Schwerkranken bei sich, dem eine preußische Granate das Bein weggerissen. Windmüller war er; hatte den Dänen durch seine Mühle angegeben, wo der Feind stand, und hatte jammervolle Strafe gefunden. „Teufel sind Preußen", erzählten sie und ballten die Fäuste. „Und die Söhne sahet Ihr nicht?" „Ach, wie soll man auf blonde Iütcn achten. An den Wegen liegen welche; in den Feldern; das Gesicht zu Boden. An den Knicks liegen sie und frisches Blut ist auf grünem Gras; an den Mooren liegen sie mit ausgestreckten Armen. Und Raben hocken auf Erlen und ihr Gekrächz geht Einem durchs Mark."

„Aber wer sind Preußen? Was thaten wir den Preußen?" Und der Iütin ist, als ob sich Nadeln ins Herz bohren; denn an die hingestreckten Körper denkt sie und der Raben Gekrächz.

Ia, wer sind Preußen? Was that man ihnen? Der Dänen Feinde sind sie. Hunde und Wölfe sind sie. Das Land wollen sie, das den Danen gehört! Auf einmal sind sie da. Brüder sagen die Holsten zu ihnen. Aber die Dänen schütteln die Fäuste! Die Dänen wissen, daß sie stehlen und morden und brennen! Hundert Iahre stand die Mühle. König Christian ritt vorbei und nahm ein Glas Milch von der Müllerin. Einen Spezies gab er dafür. „Noch hundert Iahre!" sagte er. Und nun sind es nicht zwei: und rn Flammen ging sie auf. Ein feuriges Rad waren die Flügel, lohten gräßlich in finsterer Nacht und aus dem Holz winselte und schrie es; sie wollte nicht sterben, die alte Mühle! Die Preußen aber lachen und fangen den brennenden Speck auf und suchen nach Schinken und Käse.

Aber die Söhne! Die Söhne! Nie thaten sie den Preußen Etwas zu Leid. Gruben im Moor, brannten Torf. Der König aber rief sie zu Hilfe.

Die Müllerin weinte, denn aus dem Wagen tönte des Kranken schreckliches Stöhnen.

„Fragen die Teufel danach? Im Frieden war das Land und sie bringen den Krieg. Was kümmern uns die Herzogthümer! Was können wir für die Sünden, die Die in Kiel begehen! Vom König wollen die Holsten nichts mehr wissen und deshalb brennen die Preußen die alte Mühle nieder? Eine provisorische Regirung ist da und deshalb kommen die Freischärler aus ganz Deutschland, um in den unschuldigen Herzogthümern zu plündern und zu rauben? Sie sagen, Brüder sind sie uns? Ach, daß die Brüder an den Galgen hängen möchten! Ach, daß das mächtige Dänemark sie finge wie die Mäuse und ihnen den Garaus machte!"

Weiter ziehen sie auf knarrendem Wagen durch endlose Haide. Rothes Bettzeug liegt im Wagen; oder Ist es Blut, das es färbte? Säcke und Hausrath liegen darin. Kinder laufen neben dem Pferd und wie irr folgt die Frau neben dem finsteren Knecht. Mit hängenden Armen aber stand die Iütin.

Und mehr kamen, mehr; erzählten von Brand und Mord; er-
zählten von tvüthenden Feinden, erzählten von des Krieges Schrecken.
'Von röchelnden Iünglingen am Wege erzählten sie, von blutgetränk-
tem Zeug, von einem Rothrock auf zügellos daherstürmendem Pferd,
Z>essen gelbe Mähne wie Lohe war, das aus weit aufgerissenen Nüstern
Zchnaubte und feldein lief; er aber hing auf ihm mit durchschossener
Kehle. Und die Söhne? Groß waren sie und stark und blond.
Wie sollten sie es wissen? „Frage die Preußen!"
Und sie dachte mit dem Schmerz, der sich nicht beschreiben läßt:
In den Feldern liegen sie und am Wege, das Gesicht nach unten! An
ben Mooren liegen sie und auf den Erlen sitzen die Raben. -.
Und Wochen vergingen. Wochen, in denen die Frau fast irr
Zvurde. Sie sah die Bank, auf der die Beiden gesessen, das Lager, auf
bem sie geschlafen, das Stück Bernstein, mit dem sie gespielt, als sie
Kinder waren. Sie stierte auf den 'Grütztopf, der nicht leer wurde, auf
die Salzheringe im Faß, die sie zur Grütze aßen, und raufte die grauen
Haarsträhnen und rief laut ihre Namen. Aber als Alles still blieb und
die tönende Einsamkeit ihr Grauen verursachte, griff sie nach Sack
nnd Grütze und eisendeschlagenem Stock. In plumpen Holzschuhen, in
grauem Kittel und kurzem Rock verließ sie die Hütte, die wie ein
Stall aussah, so elend und erbärmlich; schritt über die Haide, der
Nichtung zu, die die Söhne eingeschlagen. Und manches Mal war es
wie dumpfes Schluchzen, das aus zerrissener Brust sich emporquälte;
manches Mal war es wie röchelndes Stöhnen.
Eine jütische Mutter suchte ihre beiden Söhne. Sie schritt über
bie braune Haide, ließ ihre schmerzenden Augen umherirren, schritt
im Moor, schritt vorwärts auf tiefgleisigen Straßen. Und jeder Tag,
Der zur Neige ging, ließ den Haß gegen die Feinde, die ihr die Söhne
genommen, zur Wuth anwachsen, die sinnlos wurde, bestialisch. Eine
Mutter suchte ihre Söhne; und die Angst, daß ihr Suchen umsonst sei,
brachte sie dem Wahnsinn nah. Welche Schrecken sah sie! Ueber auf-
gewühltes Land ging sie; wie die Raben darüber kreisten! Wie sie
krächzend sich niederließen! Reiche Beute müssen sie wittern. Ach,
Mutgcruch ist in der Luft; Leichengeruch trägt der Wind herüber.
Grünes, zerstampftes Land ist da plötzlich; und Pferdekadaver; zer-
brochene Waffen, zerrissene Röcke, blutige Tornister.,. Ein Toter ne-
ben dem Pferd; mit weit offenen Augen, die Hände in den grünen
Teppich gekrallt... Auch einer Mutter Sohn! Wie sie wohl wartet!
Wie sie wohl seufzt! Hier liegt er. Fraß für die Raben!
Und da ist einer der fremden Teufel! Und noch einer! Liegen
wie schlafend. Wissen nichts von dem tvüthenden Schmerz einer ar-
men Mutter, die ihre Söhne sucht! O Ihr Teufel! O Ihr Verfluch-
ten! Und der eisenbeschlagene Stock saust auf die bleichen, jungen
Stirnen, saust auf eine durchschossene Brust, auf ein zerschmettertes
Wein! Iunge Burschen sinds, tragen noch Eichenlaub an den blutigen

Hüten: und sind so große Sünder; und sind so böse Teufel! Da . z >
Weiter im Feld liegt ein Knabe; ja, ein Knabe ist er noch und Ent-
setzen ist auf seinem Antlitz und noch spricht das Grauen aus den to-
ten, blauen Augen. Wer rief Dich, Knabe? Was kamst Du in fried-
liches Land? Wo sind meine Söhne? Antworte, Verfluchter, ant-
worte, Du preußischer Hund...
Ach, Du arme Iütenmutter, auch um diesen Knaben ringt eine,
verzweifelte Frau ihre Hände! Nicht an Morden und Grauen dachte
dieser Knabe, der jubelnd den Freunden sich anschloß, die für ein ei-
niges Deutschland kämpfen wollten. Nicht an Blut und Schrecken 5
Einen Traum träumten sie von deutscher Einheit, von deutschen Brü-
dern in Deutschlands Nordmarken, von Treuschwur unter der Dop-
peleiche mächtigem Astwerk, von Schleswig-Holsteins Befreiung vom
dänischen Ioch; sangen rn immer wiederkehrendem Iubel: „Schleswig
Holstein, meerumschlungen, deutscher Sitte hohe Wart!" sanken ein-
ander schluchzend, übermannt von ihren eigenen Gefühlen in die
Arme, sprachen vom Morgenroth der Freiheit. Aber an Brandfackel
und Kriegsfurie hatte dieser Knabe nicht gedacht!
Weiter ... Weiter... Wo sind sie, die schuldlos geopfert wur-
den? Liegen sie auch auf nackter Erde, den Raben zum Fraß? War
keine zärtliche Hand in der Nähe, die ihnen die Augen zudrückte?
„Mutter!" riefen sie vielleicht; und lauschten in die Todesnacht.
„Mutter!" Und sie kam nicht! Und sie hörte nicht!
Weiter... Weiter...
Und sie irrt durch das Land; irrt über Straßen, an Mooren
vorbei, an verkohlten Hütten, an Dörfern, die des Krieges Schrecken
nur zu deutlich zeigen. Eine Grube ist da gegraben, ein Haufen Lei-
chen aufgethürmt und daneben Kalk, der über die Toten gestreut wer-
den soll wie Salz über die Fische. Ach, welches Meer von Thränen
kostet dieser Haufe! Ach, welches Uebermaß von Leid fährt da in die
Grube! Wenn die Beiden unter Ienen liegen? Verdammt, in dem
Loch da zu verfaulen? Ist der Gedanke zu ertragen? Und sie wartet,
bis der Mond aufgegangen ist, der mit fahlem Licht der Toten Starre
übergießt. Freund und Feind liegen da zusammen in schrecklichem
Knäuel; grauenhaft verzerrte, blutige Gesichter, zerschmetterte Schä-
del, zerrissene Glieder! Oh, die Sünde! Die Sünde! Wie viele Gebete
sind von diesem blutigen Haufen zum Himmel gestiegen! Wie viel
Hoffen und wie viel Glück soll in das gähnende Loch da verscharrt
werden! EineGrube voll jungen Lebens: und rn dieErde geschaufelt wie
Hunde! Unter ihnen vielleicht die Söhne! Und zu so grauenvollem
Thun erwarten sie noch den Morgen? Daß der die Schrecken sieht?
Wie versteinert ist sie von Grauen vor den erstarrten Körpern nnd fängt
doch an, unter ihnen zu suchen. Wälzt sie von einander; hilft mit dem
Stock nach, wenn die Arme zu schwach sind. Fährt einmal glättend
über eines Toten Stirn, der einer der Ihrigen war, tritt mit ^dem
schweren Schuh nach dem Deutschen, dessen klaffende Stirnwunde sie

taumeln machte, wühlt unter Leichen, wahnsinnig von Angst, wahnsinnig von Grauen.
Und findet sie nicht. Längst mögen sie verscharrt sein. Längst der Raben Fraß geworden sein. Und waren so blond und stark! Was thaten sie, daß man sie erschlug? Weil sie ihres Landes Söhne waren, mußten sie sterben? Weil der Dänenkönig schwach war, nahm man einer Mutter stolze Freude? Was wissen die Iüten von Deutschlands Einheit? Wann kümmerten sie sich um Anderes als um ihr Haus und die Ihren? In einsamer Haide fristeten ^ie ihr elendes Leben und man riß sie aus dem Frieden und deutsche Teufel mordeten sie?' Warum?
Sie irrt vorwärts, heult manchmal wie ein krankes Thier; in Fetzen hängen die Kleider vom Leibe, ihre Beine und Arme bluten. Sie weiß gar nicht mehr, was sie sucht, weiß nur noch, daß sie vorwärts muß, ruhelos vorwärts, um nicht zu spät zu kommen. Ihr Herz scheint zerrissen wie von tausend Wunden und glühende Pfeile bohren sich in ihr Hirn. Als ein Bild des Schreckens irrt sie durch den lachenden Frühling, der die Hecken grünen macht, der seinen Segen über das blühende Land verschwenderisch streut. Ein Weib sah sie: und prallte entsetzt zurück. Ein Mann sah sie: und hätte fast die Büchse auf sie angelegt. Soldaten lachten, die sie auf frisch geschaufeltem Hügel scharren sahen; aber die Hunde, die hinter ihr herliefen, thaten ihr nichts.
So kam sie ans Dannevirke; an das uralte Bollwerk dänischer Macht gegen deutsche Begehrlichkeit; an ein Stück Erde, wo jeder Fuß getränkt ist mit Blut. Endlos streckte sich der Wall, und sie stierte hinauf aus hohlen Augen.
Wie bleich die Mondsichel im All schwebt! Ein spärliches Totenlicht! Aber sie sieht doch das Land, die Sichel, weiß doch, wo Einer mit brechenden Augen liegt; wo Einer lallend „Mutter!" ruft! Ach, wer von der Höhe hinuntersehen könnte ins Land!
Welch ein ungeheurer Schatten auf dem Wall sich bewegt! Ruhelos wie das Weib da unten, schauerlich und gespenstisch. Hebt er nicht die Hände? Ia, sieht es nicht aus, als schwebe da ein Riesenweib das Dannevirke entlang? Als sei die Luft voll von Klagen und Seufzen, voll von Geistern... Konnten keine Ruhe finden; suchten, suchten nach den Gefallenen; gierten nach einem letzten Blick; waren ruhelos, weil die Erschlagenen von ihnen gegangen waren in ihres Lebens Blüthe, weil ihr letzter Ruf nach der Mutter nicht gehört worden war. Und der Ruf der erschlagenen Söhne stirbt in aller Ewigkeit nicht, macht die Schatten wandern, peitscht die Toten aus den Gräbern.
„Unsere Söhne gieb uns, Dannevirke! Unsere Söhne gieb uns,, Schleswig-Holstein!"
Königswusterhausen, Meto. Schoeppi

Ludwig Max Goldberger.
? ls Badens Bürgermeister dem Alten vom Sachsenwalde am
ZDß zwölften Juni 1895 Huldigung und Gelöbniß unerschüttlich
dankbarer Treue darbrachten, gab der Achtzigjährige in seiner
Antwortrede auf die Ansprache der süddeutschen Stadtregenten
mit bismarckisch stolzer Bescheidenheit diese Kennzeichnung feiner
Persönlichkeit: „Ich gehöre zu den Leuten, die Werth auf eine
gute Grabschrift legen und auf ein gutes Zeugniß ihrer Mitbür-
ger." Auch der Mann, den am letzten sommerlich hellen Oktober-
sonntag Hunderte wahrhaft Trauernder zur letzten und beinahe
ersten Ruhe seines sich in Arbeit erschöpfenden Lebens geleiteten,
hat es in selbstsicherer Aufrichtigkeit nie verhehlt, daß für ihn ge«
rechte Anerkennung und gebührende Ehren die ihm eigene Form
der allgemeinen Menschheitsehnsucht nach dem Glück waren. And
im Leben wie im Sterben ist ihm geworden, was er erstrebte. Mit
der vorsatzlosen Selbstverständlichkeit, die seine immer sorgsam vor-
bereiteten Veranstaltungen so frei und leicht, wie aus dem Nichts
geboren, erscheinen ließ, hat Ludwig Max Goldberger, als er we-
«ige Tage vor seinem Heimgang das PrSsidentenamt in der von
ihm geschaffenen Ständigen Ausstellungskommission für die Deut-
sche Industrie abgab, totwunden Leibes, doch ungebrochenen Gei-
stes noch einmal die Summe rühmenden Dankes für sein rast- und
restlos aufbauendes Wirken in einem Maß genossen, wie es sonst
nur zu geschehen pflegt, wenn schon die Majestät des Todes des
Schaffen Eines, der Etwas konnte und Etwas war, der Mit- und
Nachwelt in versöhnendem und verklärtem Lichte zeigt. And als er
bald danach die hellen, scharfen Augen schloß, ist ihm überall der
Nachruf geworden, der seiner würdig war. An die Bahre des
Mannes, der, innerlich stets in gutem Wortsinn konservativ gerich-
tet, mit zunehmendem Alter auch äußerlich mehr und mehr vom Li-
beralismus, selbst der rosafarbigsten Nuance, abrückte, brachten die
führenden Blätter radikal-liberaler Richtung begeisterte und, was
noch mehr ist, herzliche Worte aufrichtigster Theilnahme und Be-
wunderung. Dem Toten, der sein Iudenthum stets wie einen
Ehrenschild vor sich hergetragen, bestätigten die Sprachrohre des
gesellschaftlichen wie des Rasse-Antisemitismus das Selbe, was
die leitenden Männer des Freihandels dem Schutzzöllner und
Vertrauensmanne des Centralderbandes Deutscher Industrieller
ins Grab hinein nachgerufen hatten: daß er eine starke Individu-
alität gewesen sei und daß er die reichsten Gaben des Geistes und
des Herzens, ein getreuer Verwalter alles Dessen, was ihm ein

gütiges Geschick verliehen hatte, mit vorbildlicher Pflichttreue und leidenschaftlicher Beharrlichkeit in den Dienst der Ziele gestellt hat, deren Erreichung er als nützlich oder nothwendig für das allgemeine Wohl erachtet hat; und daß auch von ihm ohne Aeberschwang in ganzer Schwere und in ganzem Stolz das Herrnwort gesagt werden konnte, das ein Größerer sprach: „patriae inser. vien6« consumor". Und mehr noch als Dieses ist ihm beim Scheiden aus dieser Welt geworden. So fest umrissen war bei Allen, die ihn kannten, sein Bild, daß man auch im Nachruf weithin ihm die Wahrheit geben konnte, die er mit eiservoller Beharrlichkeit sein Leben lang gesucht hatte. Von ihm durfte man, statt die herkömmlichen Totenrichterphrasen nachzustammeln, aussprechen, daß er mit eigener Gluth erwärmt, mit eigenem Feuer geleuchtet und daß gerade deshalb auch seines Lebens Gestirn Licht wie Schatten zeitigen, daß der selbe Funkenstrahl eben so zünden und erwärmen wie derbrennen und zerstören konnte. And in der Meinung Derer, auf deren Urtheil er Werth legte, nicht als eine weltentrückt« Idealgestalt, nicht als ein ausgeklügelt Buch, sondern als ein Mensch mit seinem Widerspruch dazustehen, war eben nach dem Sinn dieses Kämpen, den die Stunde reute, die nicht Harnisch trug, und der Tag, der keine Wunden schlug. Ich weiß es aus seinem eigenen Munde. Vor Iahren starb einer jener Allerweltfreunde, dessen rascher Aufstieg fast nur seiner bis zur Virtuosität gediehenen Kunst zu danken war, Jedem ein freundliches Wort zu sagen. Angesichts vieler überschtöanglichen und doch inhaltleeren Nachrufe machte ich damals Goldberger, dem jede mit äußerem Glanz übertünchte innere Hohlheit einen beinahe physischen Abscheu einflößte, auf einen ihm unbekannten, aber sofort freudig von ihm begrüßten Spruch von Anastasius Grün aufmerksam:

Man schreibt auf manchen Stein:
„Er hatte keinen Feind!"
Als Lobspruch ists gemeint,
Doch schließts viel Schlimmes ein.
Es klänge gerad so gut:
Ihm fehlte Herz und Blut,
Er ließ wie Kies sich treten,
Er ließ wie Thon sich kneten,
Sein Aug war blind dem Lichte,
Sein Mund war stumm für Wichte.
O, raubt mir nicht am Grabe
Noch meine letzte Habe:
Die Feinde, deren Zorn
Mein Schmuck, mein Stolz, mein Sporn;

Von jenem Worte rein
Laßt meinen Stein.

Ludwig Max Goldberger ließ sich nicht treten und nicht kneten. So treu und ehrlich er an seinen Freunden hing und für sie, wenn es nöthig war, ohne jede Menschenfurcht und ohne jede Rücksicht eintrat, so echt und ursprünglich konnte er auch hassen; am Meisten da, wo ihm, der bei allen menschlichen Schwächen ein wahrhaftiger und zugleich ein für jeden Dienst dankbarer Mensch war, innere Verlogenheit oder gar Undankbarkeit entgegentrat oder entgegenzutreten schien. Gewiß ereignete es sich dabei manchmal auch, daß seine rasch zugreifende Leidenschaftlichkeit irrtez und es war selten angenehm, ihm bei den vielen Vorgängen, die ihn mit Heftigkeit erregten und bewegten, sofort eine von seiner weit abweichende Meinung zu begründen. Aber erfolglos war es niemals. Denn sein bis an die Grenze der Norm gehendes und seines Wesens Grundzug bildendes Verantwortungsgefühl trieb ihn immer wieder, eine scheinbar abgeschlossene Angelegenheit aufs Neue durchzudenken. Dann ebbten die stürmischen Wogen seelischer Erregung so rasch, wie sie gekommen waren, und der selbe Mann, der noch am Abend zuvor in starrster Subjektivität Menschen und Dinge egocentrisch angesehen hatte, stand am nächsten Morgen vor den selben Verhältnissen mit der kühl abwägenden Objektivität des Gelehrten, der scharfsinnig an irgendeinem theoretischen Problem eine ihn im Ausgang nach keiner Richtung hin interessirende Untersuchung vornimmt. Dann reichte der Mann, dem so oft äußere Schroffheit nur die nothwendige Schutzhülle eines weichen, jeden menschlichen Jammer mitfühlenden Herzens war, spontan und in schlichter Natürlichkeit dem Widerpart von gestern die Hand; und die dann so gut und lieb blickenden großen Augen machten mit gütigem Blick die Heftigkeit vom Abend zuvor zehnmal wieder gut. Nie war er, der in der Jahre Lauf seine Mitarbeiter manche erhebende Stunde erleben ließ, größer als in solchen Augenblicken kristallklaren, schlichten Menschenthums. Der Dienst unter ihm war bei der zeitweiligen Explosivität seines Wesens, und weil er manchmal die selben hohen Anforderungen wie an sich selbst auch an seine schwächere und minder begabte Umgebung stellte, nicht immer leicht. Da waren es denn in erster Linie sseine rein menschlichen Eigenschaften, die trotzdem seine Freunde, seine Mitarbeiter und seine Diener Jahrzehnte hindurch an ihn fesselten. Als Bankier und Kaufmann wie als Organisator öffentlicher und gemeinnütziger Unternehmungen war er der unerreichte Lehrer Vieler, denen er für Arbeit und Arbeitmethode,

für Behandlung von Dingen und Menschen, für Pflichtgefühl und
unverrückbares Beharren auf dem Weg zu klar erkannten Zielen
das leuchtende und anspornende Beispiel zu dauerndem Gewinn
für ihr ganzes Leben gegeben hat. Mancher aus der Schule Gold-
bergers hat es dank solcher guten Lehrzeit weit genug gebracht.
Aber fast Alle haben sich noch als Männer in reifen Iahren und in
Stellungen von eigener großer Verantwortlichkeit dem alten Mei-
ster gegenüber immer wieder gern als Schüler gefühlt und danken
ihm über das Grab hinaus für die reichen Schätze an Lebensweis-
heit, die er aus der Fülle seines Besitzes zu spenden wußte.
Goldberger, der materiell unabhängig war, im eigenen Haus
durch eine feinsinnige, im umfangreichen Pflichtenkreis für den
geliebten und verehrten Gatten aufgehende Frau harmonisch er-
gänzt wurde und am bloßen Geldverdienen nie reine Freude
empfand, hat sich früh vom Geschäftsleben, das ihm rasche Er-
folge gebracht hatte, zurückgezogen und in einem wahren Arbeit-
fanatismus (das Wort stammt, auf die Amerikaner angewendet,
von ihm) ausschließlich den Dienst öffentlicher und gemeinnütziger
Bestrebungen auf sich genommen. Freund und Feind erkennen
an, daß ihm ein überragendes, für gewisse Dinge geradezu ein-
ziges Organisatorentalent eigen war. Mit jener aufbauenden
Energie, die, wie eine gute Damaszenerklinge, Schärfe und Härte
mit geschmeidiger Biegsamkeit verband, hat er Bedeutendes ge-
leistet. Die berliner Gewerbe-Ausstellung von 1896, dieFundamen-
tirung des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, des
Centralausschusses Berliner Kaufmännischer, Gewerblicher und
Industrieller Verbände, die Errichtung der Berliner Handels-
kammer, Heine Studien über das amerikanische Wirthschaftleben
und die Schaffung und Leitung der Ständigen Ausstellungs-
kommission für die Deutsche Industrie seien besonders hervor-
gehoben. ,Der Weg auf diese Höhepunkte war steinig und dor-
nig. Bureaukratie, Vorurtheil und nicht zuletzt der Neid stan-
den dem von Ehrgeiz erfüllten, durch Begabung, Fleiß und Wis-
sen unangenehm auffallenden, oft knorrig selbstbewußten, weder
Glauben noch Ueberzeugung verleugnenden ehemaligen jüdischen
Bankier in scheinbar unüberwindlicher Stärke entgegen. Standes-
dünkel, Rassenhaß und bureaukratisches Besserwisssn konnten ihn
für die Dauer auf dem Weg vorwärts und aufwärts nicht hemmen.
Langsam, aber sicher haben die großen positiven Eigenschaften
Goldbergers manche vorgefaßte Meinung zurückgedrängt, und
wenn auch im preußisch-deutschen Klassenstaat einem frei Schaf-
fenden nicht alle Blüthenträume reiften, so hat er doch an Sußer-

lichen 'Ehren und an freier Bahn für werFthätiges Wirken er-
reichen können, was noch ein Jahrzehnt vor seinem Heimgang
kaum vom Optimismus erwartet werden konnte.' Kaiser und Reich.
und Zdie maßgeblichen, über das ganze Vaterland verbreiteten
wirtschaftlichen Organisationen erkannten ihn auf wichtigen Ar-
beitgebieten willig als berufenen Lehrer, als maßgeblichen Rath-
geber an und standen ihm freudig in der Erfüllung Dessen zur
Seite, ,was er in den letzten Iahren als seine Lebensaufgabe
betrachtete. Aeberall hat er mehr Anerkennung gefunden als unter
seinen engsten Berufsgenossen, unter den berliner Kaufleuten und
Industriellen. Natürlich sind und waren seine alten Mitarbeiter
aus dem Verein Berliner Kaufleute und Industrieller und dem
Centralausschuh auch hier seine wärmsten Verehrer und Bewun-
derer. Trotzdem muhte gerade in des Reiches Hauptstadt seine große:
Kraft auf dem Gebiet, wo sie sich am Besten bewährt hatte, vielfach
unfreiwillig seiern; mußte: nicht, weil der berliner Gewerbesleiß
ein Aebermah von Intelligenzen aufweist, die für gemeinnützige
Arbeiten zur' Verfügung standen, sondern, weil gerade hier so.
manches kleine Licht fürchtete, vom grohen Lichte verdunkelt zu.
werden. Die Berliner Handelskammer als offizielle Vertretung.
- des Handels und der Industrie der Reichshauptstadt hat ihr Leben
zunächst Äer Thatkraft Goldbergers zu danken. Sie wäre nicht
und 'keiner der Herren, Hie ihr angehören, säße in ihr, wenn,
nicht Goldbergers rücksichtlos vorwärts stürmender Wille alle ent-
gegenstehenden Widerstände endlich doch beseitigt hätte. Aber die
Handelskammer hat weder bei ihrem zehnjährigen Jubiläum noch
sonst während ihrer Thätigkeit jemals ihres eigentlichen Schöpfers
gedacht; und als Goldberger von uns geschieden war, hat die
Handelskammer den Heimgang nicht einmal mit den bescheidenem
Zeichen äußeren Gedenkens begleitet, dessen jeder bessere Krämer
für würdig erachtet wird, wenn er bei seinem Tode Mitglied eines
der zwanzig in der Kammer vereinten Fachausschüsse war.
Nicht dem Andenken Ludwig Max Goldbergers kann so klein-
liche Verkennung über das Grab hinaus Unehre bringen. Er hat,
wenn er, ungern zwar, an die Abschiedsstunde seines Lebens dachte,
auch diese Dinge richtig vorausgesehen; freilich auch gewußt, wie
viel Liebe und Dankbarkeit er gesät und geerntet hat. Ein Lieb-
lingwort von ihm war: „Wer stirbt, stirbt nur sich selbst"; und
lächelnd hat er seinen Freunden abgewinkt, wenn sie ihm das!
horazische „non omnis moriar" entgegenhielten. Seine Freunde
werden dennoch im Recht bleiben. Die Lücke, die der Arbeitfrohe,
gelassen hat, wird sich im öffentlichen Leben nur schwer und sehr
allmählich schließen. And seinen Freunden lebt er. A.Willner.
5>z

Die Anstellung inaktiver Offiziere.

as Kriegsministerium hat in dem bekannten Erlaß vom zweiten .
☐Mai 1913 in gewiß nicht zu verkennender, wohlwollender Ab-
ficht, hauptsächlich aber auch in Anbetracht der Schwierigkeiten, die
neuerdings, zumal bei dem durch das neue Heeresgesetz nöthig ge-
wordenen Mehrbedarf von viertausend aktiven Offizieren im Etat,
irotz den schon"'vorhandenen Fehlstellen, der Offiziersersatz findet, sich
veranlaßt gesehen, für die Anstellung von Offizieren des Ruhestandes
innerhalb der Kaufmannschaft eine Lanze zu brechen. Die von einem
früheren Kriegsminister so liebevoll auf der Reichstagstribüne als
„Gewesene", ein für alle Mal „Abgefundene" charakterisirten inak-
tiven Kameraden (ein Bismarck hätte solche Aeußerung nie geduldet,
ein Roon nie gethan) stellen nicht mehr so freudig wie früher ihre
Söhne in das Heer, um sie nicht ähnlicher Nothlage, wie ihre eigene
es oft ist, auszusetzen, obwohl für die jungen Herren, wenigstens in
Bezug auf Pension, besser gesorgt ist. Und die Propaganda, die, zum
Beispiel, der Feldmarschall Freiherr von der Goltz jedenfalls mit
Billigung der Heeresverwaltung zu gleicher Zeit, wo es angeblich an
Mitteln gefehlt hat, dem Offizierpensiongesetz rückwirkende Kraft zu
geben, für eine Gehaltserhöhung der erst kürzlich aufgebesserten „noch-
leidenden Kommandirenden Generale" öffentlich gemacht hat, konnte
in den Kreisen der Altpensionäre nur schwer verletzen.

Ich, der ich nicht etwa zu den „Verbitterten" gehöre (damit pflegt
Man meist die berechtigten Beschwerden des inaktiven Offiziers ab«
zuthun), sondern zu den relativ „Erfolgreichen", habe aus sehr reicher
Erfahrung in der Beschäftigung mit der Offizierversorgungfrage her-
aus dieses kriegsministerielle Ansinnen an die Kaufmannschaft für
einen schweren taktischen Fehler gehalten. Er war nur möglich, weil
das Kriegsministerium leider viel zu wenig Fühling mit dem inuk-
tiven Offiziercorps, seinen Bedürfnissen und Wünschen hat. Wenn
es sich begnügt hätte, den Handelskammern einfach mitzutheilen: Wir
haben eine „Auskunftstelle" für die Angelegenheiten des inaktiven
Offiziers geschaffen und stellen anheim, sich im Bedarfsfall ihrer zu
bedienen, wäre die Sache wesentlich anders gewesen. Die Initiative
blieb dann, wie nöthig, bei der Kaufmannschaft. Die wird sich für ihre
Zwecke gewiß geeignete, tüchtige Männer auch unter den alten Offi-
zieren nach wie vor nie entgegen lassen, wie ja unsere großen In-
dustriefirmen und Privatwerften, oft mit glänzendem Erfolg, bewiesen
haben. Freilich verurtheile ich das heute übliche System, sich hohe
Offiziere (und Beamte), die in früheren Staatsstellungen dienstliche
Verbiichungen mit kaufmännischen Firmen gehabt haben, zu enga-
giren. Hiergegen müßte aus Gründeu der Staatsraison geradezu der.
Gesetzgeber einschreiten. Im Uebrigen stehe ich durchaus auf dem Bo-
den der Antwort der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft vom fünf-
uudzivanzigsten August, die zutreffend die wahren Verhältnisse ihres
Standes und die Aussichten des inaktiven Offiziers als Kaufmannes,

darlegt. Aehnlich ist die Lage bei der Anstellung früher aktiver oder inaktiver Offiziere (nicht, wie unrichtig oft, sogar von Militärbehörden, gesagt wird, „ehemaliger"" Offiziere) im Civil-, also im Staats- und 'Gemeindedienst als Beamte. Auch hier ist der Offizier des Ruhsstandes Her unliebsam empfundene,Wettbewerber der schwer ringenden bürgerK lichen Anwärter. Und was ihm schließlich nach oft Iahre langem Harren und Kampf geboten werden kann, auch dann nnr dem kleinsten Theil, sind im besten Fall recht subalterne Stellen, die für Hunderte von hochstrebenden und hochbegabten Männern, die auch nicht womöglich unter alten Untergebenen aus dem Unteroffizierstand weiter öienen mögen, gar nicht in Betracht kommen können. Lieber verzichten sie und darben mit den Ihrigen weiter, statt sich dort verbrauchen zu lassen.

Nach meiner Ansicht (und sehr bedeutende Autoritäten, höchste Offiziere darunter, denen ich diese Ansicht privatim entwickelt habe, theilen sie durchaus) können für den inaktiven Offizier hauptsächlich nur zwei Arten von Versorgungsgebieten in Betracht kommen: der Dienst in „inaktiven Stellen" der Armee und die freie wissenschaftliche (besonders militärliterarische) und künstlerischeThätigkeit als Gelehrter, Schriftsteller usw., sofern dafür Veranlagung vorhanden ist. Beide Versorgungarten Hind aber der Militärverwaltung, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen, unsympathisch, besonders die erstgenannte, und so sieht sie seit Iahren „hilflos", trotz wiederholten Warnungen, der Noth zu und geräth nun, wo die Armee selbst, wie vorausgesagt war, auch von mir, den ihr dadurch zugefügten Schaden im Ersatz immer mehr zn fühlen bekommt, mit ihren Vorschlägen auf Abwege.

Ini Heer, für das die inaktiven Offiziere erzogen und oft geradezu geboren sind, wo sie vor Allem ihre natürlichen Fähigkeiten und Talente voll entfalten könnten, stoßen sie auf den aktiven Kameraden als „Konkurrenten". Leider ist so Auffassung und Lage. Und da das Schicksal des Inaktiven vom „Aktiven", von der Militärverwaltung, abermals: leider, allein entschieden wird, ist bisher kein entscheidender Wandel möglich gewesen.

Hier ist nun auf gesetzlichem Weg eine völlige Systemänderung geboten und zu verlangen. Wären die Inaktiven, wie ich oft gerathen, „organisirt" und damit eine Macht, so hätten sie durch einheitliches, gemeinsames Vorgehen bei Regirung und Parlament auch längst solche erreicht. Sie sind ein Armeecorps stark! Der aktive Offizier gehört im Wesentlichen in die Front, in den frischen, fröhlichen Truppendienst; der inaktive Offizier ins Bureau, in Geschäfts- und Verwaltungzimmer der Armee: Das muß der leitende Grundsatz für die Reform sein. Es ist ein Unding, daß aktive Offiziere vom Hauptmann bis zum hohen General, selbst im Rang des „Kommandirenden", im Wesentlichen auf dem Bureaustuhl avanciren und dadurch der Front entfremdet werden, die Armee (und sogar das Pferd) schließlich nur noch aus Akten und Büchern kennen, dadurch aber zugleich den inaktiven Kameraden, die solche Stellen nicht minder freudig und oben-

drein bei halbem Sold ausfüllen würden, diese für sie geeigneteren Posten jetzt fortnehmen. Im! Bureau, in Verwaltung-, Lehr- und Bibliothekarstellen können die inaktiven Offiziere unberührt von Beförderungfragen und dem ewigen, dem Dienst nicht immer zuträglichen Wechsel des oft kaum warm dort werdenden aktiven Kameraden Iahre lang sich herrlich bewähren und dem Steuerzahler dabei Hunderttausende ersparen. Denn ihre Pension, die sie mit einigen Zulagen beziehen würden, reicht lange nicht an die hohen Gehälter heranjz und der heutige hohe, besonders durch die Generalität übermäßig belastete Pensionfonds wäre nützlich für die Armee und so volkswirthschaftlich rationell verwandt. Und die Schlagfertigkeit des Heeres bliebe nicht nur die alte, sondern würde erhöht.
Von solchen Stellen erwähne ich, um gleich beim hohen Kriegsministerium zu beginnen, das ganze „Central-, Versorgung- und Verwaltung-Departement"" (rein bureaukratische, sehr wichtige Einrichtungen), die „Presseabtheilung" (was weiß der Aktive von der Presse, es sei denn von seinem Leib- und Magenblatt?), die berühmte, als Errungenschaften hon den Offiziösen so gepriesene neue „Auskunftstelle" (Inaktive hätten zehnmal mehr Ueberblick und Verständniß für die Noth der Ihrigen), die „Bibliothek", das „Archiv" usw. So weltfremde Erlasse wie der vom zweiten Mai kämen dann wohl kaum vor. Aehnliche Stellen sind beim Generalstab (Beispiele: die Kriegsgeschichtlichen Abtheilungen, die Kartographische) und anderen Central- wie Provinzial-Militärbehörden reichlich vorhanden. Dann fast alle Lehrstellen an der Kriegs-Akademie, der Militärtechnischen Akademie, den Kriegsschulen, dem Kadettencorps, die in anderen Armeen so oft und erfolgreich inaktive Offiziere verschen. Wir haben wissenschaftliche Koryphäen, zum Theil von Weltruf, in unseren Reihen; und schließlich kehrt ja auch der hervorragendste Aktive in sie zurück. Ein Verdy, Schlieffen, Haeseler, Goltz, Boguslawsky, Falkenhausen, Beseler, Ianson, Maltzahn, Rohne, Wagner sind inaktive Offiziere und Hauptträger unserer Militärliteratur; vorzügliche Pädagogen sind darunter. Und nicht nur in der an sich ja sehr wohl versorgten und meist nicht mehr nach Anstellung sich sehnenden Generalität, sondern in den wirklich der Versorgung bedürftigen Stabsoffizier- und Hauptmannsstellen der Inaktiven giebt es sehr starke wissenschaftliche und Lehrtalente, an deren Literaturkenntniß, die so wichtig ist, nur die wenigsten aktiven Offiziere heranreichen können. Das muß offen ausgesprochen werden. Der Inaktive, nicht Aktive, ist auch heute derHaupt» vertreter der Kriegspraxis, kann also als Lehrer! aus einem reichen Schatz eigener kriegsgeschichtlicher Erfahrung geben (und die Kriegsgeschichte ist unsere wichtigste ^Lehrmeisterin); in den Reihen des aktiven Offiziercorps sind die im Krieg geschulten Männer fast ausgestorben. „Wissen ist wenig, Können ist König", sagt Rosegger. Aber vom Wissen zum Können ist der Weg doch kleiner als vom Nichtwissen, wie Willisen, der bedeutende Militärschriftsteller, mit Recht behauptet.

Die Friedens- und künftige Kriegspraxis bleibt ja deshalb doch (und Das ist die Hauptsache) dem aktiven Offizier.
Die Heeresverwaltung scheut aber diesen leicht gangbaren Versorgungweg sie will auch nicht, wie im Reichstag vorgeschlagen wurde, rein repräsentative Adjutantenstellen bei Fürstlichkeiten mit dafür sehr geeigneten Inaktiven besetzen, obwohl, zum Beispiel, König Ludwig lll. von Bayern unter seinen Generaladjutanten im Wesentlichen Offiziere des Ruhestandes hat, die ihre Posten vorzüglich ausfüllen, also ein nachahmenswerthes Vorbild giebt. Wer trotz solcher Weigerung einer angemessenen Versorgung der inaktiven Offiziere, in denen ein jetzt brachliegendes nationales Kapital von reicher Intelligenz und frischer Thatkraft steckt, das uns im Kriegsfall, wenn es nicht bis dahin verdorrt, großen Segen bringen kann, zieht die Heeresverwaltung auch nicht andere, dann nöthige Folgerungen.
Während sie dem Unteroffizierstand ein „Recht" auf Civilversorgung zugesteht und verschafft hat, das finanziell abgelöst werden kann und mnß, wenn es sich nicht verwirklicht, gewährt sie dem in nicht minder schwieriger Lage befindlichen inaktiven Offizier überreichlich nur die meist nicht realisirbare, dann also werthlose „Aussicht" auf solche, noch dazu als besondere Gnade nur einem Theil. Neun Zehntel dieser so Begnadeten erlangen nie eine angemessene Stellung; sie erhalten aber auch nicht, wie es dann doch geboten und gerecht wäre, eine Ablösung dieser treu erdienten schönen „Aussicht" in FornH eines einmaligen Kapitals, das sie in die Lage setzte, sich irgendwie selbständig zu machen und zu bethätigen, oder eine jährliche Rente. Das ist ja ein recht „billiges" Verfahren; es erzeugt aber als leeres Versprechen tiefe Verbitterung unter den altgedienten, treuen Offizieren. Die Regirung schaut „hilflos" zu, wie sich die alten Herren allmählich im Lebenskampf gegen die Noth, die der Lohn für oft ausgezeichnete Dienste ist, verzehren; wer klagt, ist „verbittert". Auch beim neuen Pensiongesetz wurden die älteren Offiziere, deren schwierige Lage überhaupt erst der Anstoß zur Gesetzgebung war, gerade vom Kriegsministerium (wie besonders die Verhandlungen in der Budgetkommission beweisen) im Stich gelassen; es erhielt keine rückwirkende Kraft! Aber in den Kaufmannsstand möchte man die Herren abschieben; mögen sie und der Kaufmann sehen, wie sie mit einander fertig werden! Das muß öffentlich gesagt werden, damit endlich die Lieblosigkeit mal aufhört und die wahre Lage zur allgemeinen Kenntniß und Besserung kommt. Ietzt treiben wir Vogelstraußpolitik; in einer Zeit, wo alle nationalen Kräfte gebraucht werden.
Ein eigenes Arbeitversorgungsgesetz für den inaktiven Offizier ist nöthig; nach dem Muster dessen, in dem einst Friedrich Wilhelm I. und der Große König schon die Civilversorgung der Unteroffiziere und Mannschaften gesetzlich begründet haben. Das wird dem Heer nützen.
Aber auch in der freien wissenschaftlichen und militärliterarischcn THStigkeit wird der inaktive Offizier nicht gern gesehen, gleichsam nur

geduldet. Da herrscht ein Bevormundungsystem, das alter Offiziere
und Staatsbürger nicht würdig ist. Am Liebsten sähe man nur Fe«
dern, die der Heeresverwaltung „bequem" sind. Lebensfragen des
Standes und Berufes dürfen in den Militärzeitschriften (im Gegen-
sah zu anderen Berufen) kaum oder nur im Sinn des hohen Minister«
erörtert werden; und die armen Redakteure sitzen in einer wahren
Zwickmühle. Eine (doch langst nöthige) freie Aussprache, wie diese mir
hier von der „Zukunft" gewährte, über die wahren Ursachen des Ver-
sorgungelends der Inaktiven wäre dort verpönt, wäre ganz unmög-
lich. Daß sie nicht nur der Armee nützlich, sondern auch das nach der
Verfassung jedem Staatsbürger gewährte Recht der freien Meinung-
äußerung in Wort und Schrift ist (und der inaktive Offizier ist Staats-
bürger und kennt keinen schweigenden Gehorsam mehr), wird über-
sehen, auch wenn dies Recht nur zum Wohl des der Nation, nicht
dem Kriegsministerium gehörigen Heeres benutzt wird, zu Anregun-
gen, Vorschlägen, Reformentwürfen. Wichtige Armeevorlagen könn-
ten, ehe sie dem Reichstag vorgelegt werden, sachgemäß in den Militär-
zeitschriften erörtert und verbessert werden, sofevn sie nicht „geheime"
Sachen betreffen. Das wäre ein Gewinn bei der Ueberlastung des
immer mehr anschwellenden Kriegsministeriums und bei der heuti-
gen hastigen und mangelhaften Gesetzesmacherei. Aber keine Spur
solcher Möglichkeit, obwohl unser gutes, starkes Heer Kritik wohl ver-
tragen kann. Das freie Wort wird geknebelt; und auch der Entwurf
des neuen „Spionagegesetzes" bezweckt vielleicht nicht zuletzt, auch dem
inaktiven Offizier und der Militärpresse neue Fesseln anzulegen, trotz
der kürzlich verkündeten „Pressefreundlichkeit", die wohl mehr für
die offiziösen Blätter und Blättcheu gilt.

Schließlich werden nur noch der Generalstab und das Ministe-
rium und die von ihnen gespeisten Schreiber zum Wort kommen und
die „bestellte Arbeit" wird blühen. Die inaktiven Herren thun am
Besten, wenn sie ihre Manuskripte, ohnehin schon nach „Direktiven"
verfaßt, zur hohen „Prüfung" einreichen, und ein junger aktiver
Kamerad, vielleicht ihr früherer Fähnrich, ertheilt dann gnädig das
„Imprimatur". Was hat solche Literatur für einen Werth, auch für
unser Volk? Und warum so wenig Vertrauen zu den Inaktiven, die
man doch sonst brauchen will, besonders im Kriegsfall oder zu Stim-
mungmacherei?

Aber auch materiell ist es als Versorgungfrage von Bedeutung,
ob der inaktive Offizier zu Wort kommen darf oder ob die besten
Honorare der (im Allgemeinen freilich schlecht zahlenden, zum Theil
nur vegetirenden) Militärzeitschriften nur dem aktiven, durch Gehalt
entschädigten und für andere Aufgaben bestimmten Offizier zufallen
sollen. Hier hat der neue junge Kriegsminister ein weites Feld zu
nützlicher Reformthätigkeit. Er wird dabei in manches Wespennest
greifen müssen. Er packe nur kräftig zu und räuchere aus!

Hauptmann a. D. Willibald Stavenhagen.

»-»

Hamburgs Zollanschluß.
1888 bis 1913.
«iHur Verstiegene leugnen den Werth des Gegenständlichen. Die
öö-V englische Frage: „Wie viel wiegt der Mann?" hat ihre mate-
rielle Gesinnungtüchtigkeit längst auf den Kontinent hinüberwurzeln
lassen. Und Ideologie, auch wenn sie nicht durch Napoleons Haß ins
Verächtliche getaucht worden wäre, findet vor der Allgemeinheit nur
noch ein Lächeln der Nachsicht, das zu einer Nebenexistenz berechtigt.
1913 beweist, daß 1888 von wichtiger Gegenständlichkeit in der Ge-
schichte Hamburgs gewesen ist. Der Hansabund hielt seinen letzten Tag
im Iahr 1669. Dann flatterte er in die Winde. Der verklingenden
Symphonie entrangen sich nur wenige Akkorde. Ihr stärkster: Freie
Reichs- und Hansestadt Hamburg. Die Klangfarbe schillert in Brokat.
Als der Genuese in merkantilen Trieben, die von Abenteurerblut an-
gemessen befruchtet waren, den Kiel nach Westen gelenkt hatte, um
einem durch private Mittel freigiebig gewordenen Königspaar die in-
dischen Gewürze und das Edelholz zu Füßen zu legen, und nachdem er
einen Erdtheil entdeckt hatte, den seltsam und spaßhaft anmuthende Ver-
klitterung nicht ihm zu Ehren „Kolumbia", sondern dem Amerigo, aus
dem Geschlechte der Vespuci, zu bleibender Erinnerung „Amerika"
nannte, da bogen sich die Wege des Handels. Die Freie Reichs- und
Hansestadt Hamburg stieg. Sie bewährte die Griff-Festigkeit der Hanse-
atensäuste und die hellen Augen kalkulirender Handelsvirtuosen. Ham-
burg stieg, ohne je die heiße und ehrfürchtige Liebe zum Brokat zu
verlieren. „yusm pepsrers" steht am Rathhaus; rufts vom Thurm in
die Kontore. Das Feld war groß; die Umwelt kleinlich. Tin Kaiser von
Deutschland war müde geworden, nichts als eine Krone zu besitzen.
Ihm war auf die Seele gefallen, dzß ein Schatten auch in hundert-
tausendfacher Vervielfachung nichts Gegenständliches wurde; und so
legte er ein Szepter nieder, dessen Wink nur optische Wirkung gehabt
hatte. Die Französische Revolution war gekommen. Der Niederschlag
in dieser gigantischen Retorte hieß Napoleon. Der Mann schleppte die
Abstammung aus dem Laboratorium mit sich herum. Einer der Gift-
schwaden hieß Kontinentalsperre. Nur Sentimentale behaupten, daß
sich mit der Sympathie für die Freiheit die Sympathie .mit der Zwangs-
jacke nicht vereinigen lasse. Napoleon aber war der Mann des Gegen-
ständlichen. 1806 bis 1814 war die schwerste Stickstoffperiode, die Ham-
burg getroffen hat. Denn das Leipzig von 1813 ließ als Bodensatz
immer noch einen Davoust zurück; und erst Waterloo mit der nach-
geschlagenen Prim Sankt Helena gab den unter Stöhnen und Zorn
ersehnten Weg für die Handelsherren frei.
Trotzdem: eine heikle Situation. Draußen Alles verarmt. Die
Saat, die ein Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Fichte gesät, noch in
der Erde. Daß sich Hamburg Mch dem Beitritt zum jDeutschen Bund im
Jahr 1816 zu erholen und daß es zu erstarken begann, wurde weithin

sichtbar. Die tötliche Liebe, die früher zwischen Raubritter und Pfeffersack bestanden hatte, war nur aus O-gur in L-m«II übertragen worden: mit dem Schlüssel einer einseitig gehaßten Rechtssicherheit. Binsenweisheit, daß die Hansestadt Staatsmänner vom reinsten Wasser haben mußte: denn das Einzige, was sie in die Wagschale werfen konnten, war Geld. Ein übles Wurzelwerk, wenn Der, dem die Abrechnung ge» schickt wird, im Ablesen von Konten den Analphabeten spielt. Nur gelbe Blätter schießen heraus: erkaufte Treue und Neid. Die Diplomatte eines Staates, der Geld besaß und Ruhe haben wollte, stand zu jenen Zeiten ununterbrochen vor großen Aufgaben. „Gebt mir Frieden! Lasset mich meine Wege ziehen! Lasset mich Handel treiben!" So stand geschrieben. Der Neidling las oft mit schielenden Augen: „Lasset mich reich werden!" Den ehrlichen und begründeten Nachsatz: „Wenn es mir gut geht, gehts Euch auch gut" verschluckte er. Und was Hanseatengeist wollte, war doch nichts, als „I^ibsrtstsm, quam pspsrsrs mszors?", die feine Ueberlieferung, die immer wieder von Köpfen, die eben so viel Instinkt wie Ueberlegung besaßen, ins Gegenständliche versenkt wurde.

Nun kam 64: dann 66: dann 70. Drüben im Inland, im Hinterland, war ein Recke gewachsen. Wir wissen, was uns der Deichhaupt» mqnn geworden ist. Einer, der dem Gedächtniß der Nachfahren Ehrfurchtschauer und Superlative hinterließ. Zwischen den Köpfen, die ihre Freiheit weder im Symbol noch in den Verwirklichungen antasten lassen wollten, und einem Kopf, der das Arrondiren als eine der nothwendigen Formen der zur Einheit führenden Einigkeit auffaßte, mußte sich ein Spiel entfalten, in dem alle Künste und alle Rauheiten, heißes Fordern und zähes Abwehren einer auf beiden Seiten zur höchsten Uebung entwickelten Strategie unter die Fahne gerufen wurden.

Dieses Kampfspiel hat seinen Schildercr gefunden. „Hamburg!und die zollpolitische Entwickelung Deutschlands im neunzehnten Iahrhundert": so schreibt Theodor Hansen auf das Titelblatt seines Promemoria des Zollanschlusses von 1888. Wer einem Werk einen so heißen Inhalt geben kann, wie ihn dieses Buch hat, Dem mag gestattet sein, den Titel als eine kalte Sache anzusehen. Dieser Titel reizt höchstens eine schmale Schicht von Interessenten: aber er täuscht. In dieser prachtvoll entwickelten Analyse des neunzehnten Iahrhunderts brodelt Gift und Haß; steht Zähigkeit mit oft nur mühsam verborgenem Zittern gegen Kraft: arbeiten Staaten mit der ins Grandiose verzerrten Geschlechterdiplomatie, die von den Eifersüchten konkurrirender Sippen als Blüthe der Kampfkunst ausgegeben wird. Dieses Buch ist ein Buch für die Allgemeinheit, so weit sie ein saugendes Auge für jenes Ringen hat, das von den Schmerzen verantwortlicher Liebe, von den Trieben wühlenden Ehrgeizes getragen und bei Alledem mit Chicanen gespickt ist. Theodor Hansen ißt bescheiden. Das heißt: dieses in klassischem Stil geschriebene Buch ist nahezu in seiner ganzen Ausdehnung objektiv. Hier reden Dokumente, vor die sonst Staatskunst und Staatszunft den

Borhang zieht; mit der diskreten Machtübung eines hervorragenden Regisseurs läßt Hansen aus Pandekten wandelnde Bilder steigen.
Eine Stelle im Buch. Der Wiener Kongreß war ein Schaumgebilde; die Ministerialkonferenzen, die die Bildung eines Zollvereins anstreben sollten, waren nicht einmal mit jenem Glanz verpufft, der selbst den gleichwerthigen Leuchtkugeln eines Feuerwerkes zu einem flüchtigen Platze im Gedächtniß verhilft. Und als nun der zur Verathung über die Bildung eines Zollvereins eingesetzte Ausschuß!öer Bundesversammlung den mit ernstgemeinter Würde vorgetragenen Vorschlag machte, „zur näheren Bearbeitung einen weiteren Ausschuß einzusetzen, da platzte einer der Anwesenden in Lachen aus, dem fast alle Anwesenden nachfolgten". Ist sie plastisch, diese Kritik der Minister deutsche? Fürsten im Iahr 1820 über den Bundestag? Hier zwingt sich geschichtlicher Erinnerung die trostlose Parallele mit dem seligen wetzlarer Reichsgericht auf. Es waren Narrenschiffe, auf denen nur ernsthaftes Weinen sich hätte mit dem Tropfen des langsam einsickernden Wassers mischen dürfen.
Eine andere Stelle. 1867; also fast ein halbes Iahrhundert später. Bei der Berathung des Verfassungentwurfes im Konstituirenoen Reichstag des Norddeutschen Bundes beantragte der Abgeordnete Wiggers (Berlin), den Artikel 31 der Regirungvorlage zu streichen, weil er überhaupt nicht in die Verfassung gehöre; und überdies ein zwingender Anlaß, die „Privilegien der Hansestädte zu konserviren", nicht vorliege. ,Ihm trat der Rheder Sloman, Abgeordneter des Dritten Hamburger Wahlkreises, entgegen, um den Handel der Hansestädte in Schutz zu nehmen. Er schloß seine mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen mit den Worten: „Wir sind hierher gekommen mit der festen Absicht, uns dem Deutschen Bund anzuschließen; und es kann wohl ein etwas bitteres Gefühl erregen, wenn man so oft auf Ansichten stößt, die unser Gefühl beinträchtigen. Zum Bunde gehören Zwei! Wenn wir hierher kommen, uns mit Ihnen zu verbinden, so hoffe ich auch, daß Sie Rücksichten nehmen auf unsere und die allgemeinen Interessen. Ich weiß sehr wohl, zu dem Bunde können wir solche glorreichen Thaten nicht bringen, wie Ihre Geschichte sie aufzuweisen hat; bis zu Königgraetz herab. Ich bitte aber, zu bedenken, daß in der Kulturgeschichte der Völker der Handel auch eine Rolle spielt. Ich meine nicht den Handel, den ich im Inland so oft zum großen Bedauern als solchen bezeichnen höre; ich meine den Welthandel, wie Sie ihn aus der Geschichte der Venezianer, der Genuesen und der Fugger kennen gelernt haben; obgleich Das doch nur ein Kinderspiel gegen die Gegenwart war. Meine Herren, <n diesem Handel haben die Hansestädte eine ganz «hrenwerthe Stellung eingenommen; und ,ich sollte meinen, daß ein Deutsch r Bund, worin sich die größten Händelsstädte befinden (und, ich sage es mit Stolz, Hamburg ist die dritte Handelsstadt Europas und Bremen steht ihr würdig zur Seite), ganz anders konstituirt sein würde, als wenn diese großen, mächtigen Elemente fehlten. Sie können unsere

große Handelsstellung mit einem Federstrich vernichten; aber viel
Tinte umsonst verschreiben und doch nicht das Werk wieder aufrichten,
das Iahrhunderte lang Mühe und Ausdauer gekostet hat." Hört mans
klingen? Welche Würde und welches Selbstbewußtsein ohne jede»
Hochmuth! Und still wards ringsum.
Da war aber Einer, der hervorragendste Versechter des Prinzips
der Gegenständlichkeit und in geschäftlichen Dingen ohnehin nicht auf
Pathos eingestimmt, der den Hamburgern mißtraute. Bismarck! Miß-
trauen war das Motiv, das bei ihm in diesem Kampf dauernd die Un-
terschicht bildete. Als unglücklicheiErgänzung von den Hamburgern her
kam dazu, daß sie Bismarck nicht rechtzeitig erkannten. Man lese bei
Hansen nach, wie Bismarck eine Drohung nach der anderen auftauchen
ließ; jede für die Hanseaten eine Daumenschraube oder ein Halsknebel.
Man lese von der Erschütterung, die dann jedesmal die Hanseaten er-
griff; nicht nur die Regirung, nein: auch das ganze Bürgerthum. Man
möchte meinen, es hätte eine Empörung, ein Zorn, eine Wuth werden
müssen. Doch es war innerliche Erschütterung; es war das lautlose
Schluchzen, das Würgen in der Kehle darüber, daß hier Einer kam,
der das beste Gut der Völker angreifen wollte: „I^bsrwrsm, quam ps.
psrers", und von dem man sich voll Grauen sicher war, daß er es thun
würde. Hier liegt der verschürzte Knoten: dieser Mann war nicht mit
Geld zu befriedigen. Das rückt den Kampf ins vornehm Menschliche.
Bürgermeister Dr. Versmann, einer der Köpfe unter den genialen
Staatenlenkern und sicher der hervorragendste Bürgernleister, den die
Freie Reichs- und Hansestadt Hamburg im vorigen Iahrhundert be-
sessen hat, nahm als Vertreter Hamburgs an einer Bundesrathsaus-
schußsitzung theil, auf deren Tagesordnung IderPreußischs Antrag stand,
nicht nur Altona, fondern auch das hamburgische Sankt-Pauli in das
Zollgebiet einzubeziehen, wobei, nach Bismarcks Darlegungen, Ham-
burg ein Einspruchsrecht nicht zustehen sollte. Ueber diese Sitzung be-
richtet Theodor Hansen nach Wohlwill, dessen Berichte sich wiederum
auf die Niederschriften Krügers und Versmanns stützen: „Im Sitzung-
saal war für Versmann ein Platz dem Reichskanzler gegenüber frei ge-
halten. Wie gegen ihn persönlich gerichtet, klangen die Aeußerungen
Bismarcks, deren Hauptzweck war, das Ansinnen, das der preußische
Antrag an den Verfassungausschuß zu verweisen sei, zu bekämpfen.
Die Gesichtspunkte, die Bismarck dabei zur Geltung brachte, waren
zum Theil dem Gebiete der großen europäischen Politik entnommen.
Ueberall gähre es; in Rußland, Frankreich, Italien seien die Regi-
rungen unterwühlt. Aus diesem Chaos rage das Deutsche Reich her-
vor wie ein Bollwerk in der Mitte Europas. Da wolle man nun dem
Auslande das Schauspiel eines Verfassungskampfes geben. Bestehe
man auf einem solchen, so werde er ihn durchfechten durch Biegen oder
Brechen; und Diejenigen möchten >es am Meisten bedauern, die ihn her-
beigeführt haben. Sei jedoch dieses vergiftende Element entfernt, so
werde es nicht schwer fallen, die Frage, die ja nur eine praktische und
technische sei, im allgemeinen Interesse zu erledigen."

Die Zukunft.
Ungeachtet der letzten versöhnlichen Wendung (sagt Hansen dazu)
glich die Rede Bismarcks einem Ungewitter, in dem der seit längerer
Zeit gegen Hamburg angesammelte Groll sich entlud.
Woher kam dieser Groll und dieses Mißtrauen? Nicht nur seit
einem Iahrhundert war man gewohnt, den Hanseaten, denen doch der
Handelstrieb im Blut lag, vorzuwerfen, daß sie sich nur um ihre eigene
Wohlfahrt kümmerten und daß der Begriff des „Nationalen" sie
völlig kalt lasse. Aber war es denn auch ein Wnnder, daß, die Hanse sich
von den kleinlichen, bissigen, von den oft kurzfristigen und splitterigen
Klopffechtereien und auch von den nur selten in großer Linie durchge-
führten Kämpfen der mittelalterlichen, buntscheckigen Staatengebilde
fern hielt? Und daß sie sich Frieden erkaufte, um Freiheit des Han-
dels zu haben? Ober-, Nieder-, Unterhausen auf der einen Seite;
auf der anderen: „Mein Feld ist die Welt".
Und wie kam es, daß die Hanseaten Bismarck nicht erkannten?
Ia, war denn je Einer vom Inland nach der Hansestadt gekommen, um
Etwas zu bringen? Hatten nicht Alle immer Etwas gewollt? War
es nicht längst Ueberlieferung, daß Ieder, der die Verbindung mit den
Hanseaten anstrebte, eigennützig war? Niemand überlegte, ob nicht
dieser preußische Iunker eine andere Struktur haben könnte. Denn
auch er schien ihnen ja mit rauher Faust an den Handelsfrieden der
Hansaten zu greifen. Auch er „störte" sie. Sie sollten nicht für sich
sein dürfen, nicht mehr ihre eigenen Wege gehen dürfen; er legte seine
Riesentatze auf ihre Freiheit, Welthandel in ihrem glänzend bewährten
Stil zu treiben.
Das pflegte man mit Geld abzumachen. Und weshalb sollten sie
nicht bezahlen, wie sie schon oft bezahlt hatten? Ein Spiel für sie,
das Aversum, die Abfindungsumme für ihre Freiheit, auf das Viel-
fache zu erhöhen. Der Eiserne lächelte. „Kein Geld! Ich will, daß wir
einig sind. Zusammen in einem Kreis, zusammen in einer Gemein-
schaft, die so fest geschmiedet ist, daß nichts uns mehr trennen soll." Da
kroch ihnen das Entsetzen ins Herz.
Bis den großen Mann ein großer Hanseat verstand. Freilich
wurde es dem Bürgermeister Versmann sehr schwer, seine eigenen
Landsleute zu sich herüberzuziehen. Aber der Kanzler half. Er half
dadurch, daß er von Neuem drohte. Auch war nicht mehr zu verkennen,
daß die Oeffentliche Meinung in ganz Deutschland, trotz der Stellung-
nahme des Reichstages für Hamburg in der Sankt»Pauli-Angelegen-
heit, doch überwiegend auf der Seite der Reichsregirung stand. So
kam endlich das Einlenken. Vorerst freilich noch in hypothetischer Form.
Und Bismarck schlug andere Töne an. Hansen schreibt: „Bismarck
war um eine authentische Interpretation seiner Worte in der Reichs-
tagsrede vom achten Mai 1880 über die Stellung des Reichs zur Frei-
hafenfrage gebeten worden. In seiner Antwort vom fünfzehnten No-
vember 1880 gab er seiner Frende über die in dem Schreiben zum
Ausdruck gebrachte nationale Gesinnung Ausdruck, indem er gleich-

zeitig seine Aeußerung vom achten Mai mit dem Bemerken be-
stätigte, daß zwar über die Grenzen, welche für den Freihafen Ham-
burgs erforderlich seien, damit er dem Begriff eines Freihafens in
loyaler Weise entspreche, dem Bundesrathe die Entscheidung zustehe,
daß seine (Bismarcks) Mitwirkung an dieser Entscheidung aber stets
der Ausdruck der Gesinnung und des Pflichtgefühls sein werde, kraft
deren er für die Förderung des Wohlstandes der Hansestädte und die
Wahrung ihrer verfassungmäßigen Rechte mit der selben amtlichen
Gewissenhaftigkeit und der selben landsmannschaftlichen Theilnahme
einzutreten habe wie für die Interessen eines jeden Theils des Reichs,
seine engere Heimath nicht ausgeschlossen. Sollte Hamburg den Zoll-
anschluß seiner bisher ausgeschlossenen Gebietstheile selbst beantragen,
so werde er jedes zulässige Entgegenkommen des Reichs beantragen.
Auch das Reich habe an der Vollendung seiner nationalen Zoll-
einheit und an der Erhaltung und gedeihlichen Entwickelung seiner
größten Handelsstadt ein so zweifelloses Interesse, daß seine aus-
giebige Unterstützung der Anlagen, welche der Anschluß erfordere,
gerecht und geboten erscheine."

Hier also war der Schlüssel. Der gehaßte und gefürchtete Mann
entwickelte ein Programm, das durch die Höhe und die Gerechtigkeit
seiner Anschauungen jener Würdigung und Sicherung entsprach, die
der tüchtige Hanseat für den von ihm vertretenen Bundesstaat er-
warten mußte. / ^

Und nun läßt Hansen Szene um Szene des grandiosen End-
spieles vor unseren Augen vorüberziehen. Die Freie Reichs- und
Hansestadt Hamburg fügte sich in den großen nationalen Rahmen.
Ihre Forderungen hatten einen großen Zug; der Kanzler zuckte nicht
mit der Wimper. Hamburg sollte durch die Einigkeit nicht kleiner
werden; Hamburg sollte wachsen. Damit wuchs auch das Reich.
Heute wissen wir es. Hamburg wurde freier denn je; Hamburg
wurde reicher denn je; Hamburg wurde stärker denn je. Hinter allen
zuversichtlichen, kühnen Schritten der Hanseaten steht nun ja das
Deutsche Reich mit seiner geeinigten Macht.

Der ihnen vor Zeiten der große Widersacher schien, Dem haben
sie zur Seite des größten Hafens des Kontinents das schönste Denkmal
errichtet, das menschliche Kunst von ihm in Formen gebracht. Die
in erhabener Ruhe die Unterelbe hinunter nach der See schauende Ro-
landfigur gilt in aller Welt schlechthin als „das Bismarck-Denkmal",
Heute, fünfundzwanzig Iahre nach dem Abschluß all der tobenden
und herzbeklemmenden Kämpfe, wissen die Hanseaten, wie sehr dieser
Widersacher mit dem genialischen Weitblick um die wirkliche Freiheit
der deutschen Freien Reichs- und Hansestadt besorgt war. „I^iberwtem,
qn:nn zxzpsrsrs niüzcrrss, Iji^ns 8tuäsät ssrvsrs postsritss": Das ist die
Mahnung, die immer auf den granitenen Lippen liegen wird. Doch um
den ganzen Roland-Bismarck schwingt die Mahnung: Viribus uniti»!

Hamburg, Emil Sandt.

Ein Brief Dostojewskijs. *)

(An den Dichter Apollon Maikow.)

Genf, den 16. (28.) August 1867.

ein lieber Apollon Nikolajewitsch, ich fühle, daß ich Sie als meinen Richter betrachten darf. Sie haben Herz und Gemüth, wovon ich mich erst neulich überzeugt habe; auch habe ich Ihr Urtheil immer hoch geschätzt. Es fällt mir nicht schwer, Ihnen meine Sünden zu beichten. Was ich Ihnen heute schreibe, ist nur für Sie allein bestimmt. Ueberliefern Sie mich nicht dem Gericht der Menge.

Als ich durch die Gegend von Baden-Baden reiste, beschloß ich, einen Abstecher dorthin zu machen. Mich peinigte ein verführerischer Gedanke: zehn Louisdor zu riskiren und vielleicht zweitausend Francs zu gewinnen; diese Summe würde mir für vier Monate reichen, selbst mit den Auslagen, die ich in Petersburg habe. Das Gemeine ist, daß ich schon früher mehrmals gewonnen hatte. Am Schlimmsten ist aber, daß ich einen schlechten und übertrieben leidenschaftlichen Charakter habe. In allen Dingen gehe ich bis an die äußersten Grenzen; mein Leben lang habe ich nie Maß halten können.

Der Teufel trieb gleich am Anfang mit mir seinen Scherz: in drei Tagen gewann ich ungewöhnlich leicht viertausend Francs. Ietzt will ich Ihnen schildern, wie ich es mir vorstellte. Auf der einen Seite dieser leichte Gewinn (aus hundert Francs hatte ich in

*) Dostojewskijs Briefe, die Herr Dr. Eliasberg übersetzt hat, sollen im Frühjahr bei R. Pipqr S Co. in München erscheinen. In einem mit werthvollen Beiträgen (von France, Marses, Meier-Graefe, Mereschkowski, Morgenstern, Neumann, Hans Thoma) und hübschen Bildern reichlich und fein ausgestatteten Almanach giebt dieser Verlag, der sich zehnjährigen Wirkens ins Weite und Tiefe rühmen darf, aus dem Briefschatz eine Probe, die hier mitgetheilt wird. Sie zeigt dem Betrachter einen Dostojewskij, den er bisher nicht sah. Nicht den heiligen Mann, der Raskolnikow, den Idioten, die Brüder Karamasow schuf und sich zwar nicht als Heiland m. b. H. etablirte, doch die Heilandslehre zu leben trachtete. Einen fast allzu menschlichen Dostojewskij, der am Spieltisch die Nächte verhockt, zürnt, haßt, zankt. Lasse Keiner sich diese Ergänzung ärgern. Lv«s Koni«! Und ist der Brief nicht saftig wie ein Stück lebendigen Iungmenschenfleisches? Sieht man nicht diesen europäisch lackirten, literarisch eitlen Turgenjew, der Landsleuten die Wange zum Kuß reicht? Nicht nach den paar Skizzenstrichen schon zum Greifen (und Wüthen) deutlich? Wenn Piper uns auf die Briefe Appetit machen wollte: er hats erreicht.

drei Tagen viertausend gemacht); auf der anderen Seite meine Schulden, Prozesse, seelische Unruhe und die Unmöglichkeit, nach Rußland zurückzukehren; drittens (und Das ist die Hauptsache) das Spiel selbst. Wissen Sie, wie es Einen hereinzieht! Nein, ich schwöre Ihnen, es war nicht die Gewinnsucht allein, obwohl ich auch thatsächlich das Geld des Geldes wegen brauchte. Anna Grigorjewna flehte mich an, mich mit diesen viertausend Francs zu begnügen und sofort abzureisen. Doch diese leichte und wahrscheinliche Möglichkeit, meine Lage auf einen Schlag zu verbessern! Und die vielen Beispiele! Abgesehen vom eigenen Gewinn sehe ich noch täglich, wie die anderen Spieler zwanzig-, dreißigtausend Francs gewinnen (man sieht nie, daß Iemand verliert). Warum sind die Anderen besser als ich! Ich brauche das Geld nothwendiger als sie. Ich wagte weiter; und verlor. Ich verlor nicht nur das Gewonnene, sondern auch das eigene Geld bis zum letzten Pfennig; ich war in fieberhafter Erregung und verlor Alles. Dann begann ich, meine Kleidungstücke zu versetzen. Anna Grigorjewna versetzte ihr Letztes. (Dieser Engel! Wie tröstete sie mich, wie litt sie in diesem verfluchten Baden, in unseren beiden winzigen Zimmern über der Schmiede, in die wir ziehen mußten!) Endlich hatte ich genug. Das heißt: Alles war verspielt. Als die Zimmervermietherin sah, daß wir auf Geld wartete» und nicht abreisen konnten, steigerte sie uns. Endlich mußten wir uns irgendwie retten und aus Baden fliehen. Ich schrieb wieder an Katkow und bat ihn um fünfhundert Rubel (ich schrieb nichts von den Umständen, da aber der Brief aus Baden kam, begriff er wohl selbst den Sachverhalt). Und er schickte mir das Geld! Wirklich! Ich habe jetzt also im Ganzen vom „Russischen Boten" viertausend Rubel auf Vorschuß bekommen. Nun der Schluß meiner Erlebnisse in Baden-Baden: wir quälten uns in dieser Hölle sieben Wochen. Gleich nach meiner Ankunft in Baden begegnete ich auf dem Bahnhof Gontscharow. Anfangs genirte sich Iwan Alexandrowitsch vor mir. Dieser Staatsrath oder Wirkliche Staatsrath betheiligte sich auch am Spiel. Als es sich aber herausstellte, daß Dies sich nicht gut verheimlichen ließ, und da ich selbst mit grober Offenheit spiele, so hörte auch er bald auf, sich vor mir zu verbergen. Er spielte in fieberhafter Erregung (doch nur mit kleinen Einsätzen). Er spielte während der ganzen zwei Wochen, die er in Baden verbrachte, und verlor, wie mir scheint. recht viel. Gott gebe aber diesem guten Menschen Gesundheit: als ich Alles verloren harte (er hatte aber in meinen Händen schon viel Gold gesehen), lieh er mir auf meine Bitte sechzig Francs. Er verurtheilte mich dabei wohl entsetzlich, weil ich Alles und nicht, wie er, nur die Hälfte verloren hatte.

Gontscharow erzählte mir täglich von Turgenjew; ich zögerte immer, ihn aufzusuchen, mußte aber schließlich doch einen Besuch bei ihm machen. Ich ging zu ihm um die Mittagsstunde und traf ihn beim Frühstück. Ich will es Ihnen offen sagen: ich habe diesen

Menschen nie recht gemocht. Am Schlimmsten ist, daß ich ihm noch seit dem Iahr 1857 von Wiesbaden her fünfzig Thaler schulde (die ich ihm auch heute noch nicht zurückgegeben habe!). Ich kann auch seine aristokratische und pharisäische Manier nicht leiden, mit der er Einen umarmt, wobei er immer seine Wange zum Kuß reicht. Er thut ungeheuer wichtig; am Aergsten hat mich aber gegen ihn sein Buch „Rauch" aufgebracht. Er hat mir selbst gesagt, daß der Hauptgedanke, der Ausgangspunkt dieses Buches in dem Satz besteht: „Wenn Ruß» land heute vom Erdboden verschwände, so würde es keinen Verlust für die Menschheit bedeuten; sie würde es gar nicht spüren." So, sagte er mir, denke er über Rußland. Ich fand ihn in gereizter Stimmung; der Grund war der Mißerfolg des „Rauch". Ich muß gestehen, daß mir damals nach alle Einzelheiten dieses Durchfalles fremd waren. Sie schrieben mir zwar über den Aufsatz Strachows in den „Vaterländischen Annalen"; ich wußte aber nicht, daß man ihn auch in allen anderen Zeitschriften heruntergerissen hatte und daß man in Moskau, ich glaube in einem Klub, Unterschriften zu einem Protest gegen den „Rauch" gesammelt hatte. Dies hat er mir selbst erzählt. Ich habe, offen gesagt, nicht für möglich gehalten, daß Iemand so naiv und so ungeschickt alle wunden Stellen seiner Eitelkeit aufdecken kann, wie Turgenjew that. Und diese Leute prahlen auch noch damit, daß sie Atheisten sind. Er erklärte mir, daß er entschiedener Atheist sei. Mein Gott! Dem Deismus verdanken wir den Heiland, also eine Menschengestalt, die so erhaben ist, daß man sie nicht ohne Ehrfurcht erfassen kann und in ihr das ewige Ideal der Menschlichkeit sehen muß. Und was verdanken wir allen diesen Leuten, Turgenjew, Herzen, Utin, Tschernyschewskij? Statt der höchsten göttlichen Schönheit, auf die sie spucken, sehen wir an ihnen eine so häßliche Eitelkeit, eine so schamlose Empfindlichkeit, einen so leichtsinnigen Hochmuth, daß es einfach unbegreiflich ist, worauf sie hoffen und wer ihnen folgen wird. Er schimpfte schrecklich! auf Rußland und die Russen. Ich habe aber Folgendes bemerkt: all die Liberalen und Fortschrittler, die zum größten Teil aus der Schule Bjelinskijs stammen, betrachten es als ein Vergnügen und eine Genugthuung, auf Rußland zu schimpfen. Der Unterschied besteht darin, daß die Anhänger Tschernyschewskijs einfach schimpfen und unverblümt wünschen, Rußland möge von der Erdoberfläche verschwinden, die Anderen aber behaupten, Rußland zu lieben. Und doch hassen sie Alles, was in Rußland urwüchsig ist, und verzerren es mit Wollust zu einer Karikatur; wenn man ihnen aber irgendeine Thatsache, die sie nicht wegleugnen oder zu einer Karikatur verzerren können, eine Thatsache, die sie unbedingt gelten lassen müssen, entgegenhalten wollte, so wären sie, glaube ich, tief unglücklich, verletzt und verzweifelt. Dann habe ich noch bemerkt, daß Turgenjew (und überhaupt Alle, die lange im Ausland leben) keine Ahnung von den Thatsachen haben (obwohl sie auch Zeitungen lesen) und so sehr jedes Gefühl und Verständniß

für Rußland verloren haben, daß sie selbst ganz gewöhnliche Tatsachen, die anch der russische Nihilist nicht mehr leugnet, sondern nur auf seine Art karikirt, einfach nicht begreifen. Unter Anderem sagte er mir, daß wir vor den Deutschen im Staub kriechen müssen, daß es nur einen allgemeinen und unfehlbaren Weg gebe: den der Civilis sation, und daß alle Versuche, eine selbständige russische Kultur zu schaffen, nichts als Dummheit und Schweinerei seien. Er sagte, daß er einen großen Aufsatz gegen die Russophilen und Slavophilen schreibe. Ich rieth ihm, sich zur Bequemlichkeit aus Paris ein Fernrohr kommen zu lassen. „Wozu?" fragte er mich. „Die Entfernung ist ja groß", entgegnete ich. „Richten Sie das Fernrohr auf Rußland und dann können Sie uns betrachten; sonst können Sie wirklich nichts sehen." Er wurde wüthend. Als ich ihn so gereizt sah, sagte ich zu ihm mit gut geheuchelter Naivetät: „Ich hätte wirklich nicht erwarte, daß alle die abfälligen Urtheile über Sie und Ihren neuen Roman Sie so aus der Fassung bringen würden; bei Gott, die Sache ist es wirklich nicht werth, daß Sie sich aufregen. Spucken Sie doch drauf!" „Ich rege Mick) ja gar nicht auf! Was fällt Ihnen ein?" entgegnete er erröthend. Dann nahmen wir sehr höflich von einander Abschied und ich gab mir das Wort, nie wieder über Turgenjews Schwelle zu treten. Am nächsten Tag kam Turgenjew Punkt zehn Uhr morgens zu mir ins Haus und ließ bei den Wirthsleuten seine Visitenkarte zurück. Da ich ihm aber am Vortag erklärt hatte, daß ich vor der Mittagsstunde nicht zu sprechen sei und daß wir bis elf Uhr zu schlafen pflegen, mußte ich seinen Besuch um zehn Uhr morgens als einen Wink auffassen: daß er mich nicht mehr sehen wolle. Während der lganzen sieben Wochen sah ich ihn nur noch ein einziges Mal, auf dem Bahnhof. Wir blickten einander an, doch Keiner von uns grüßte. Die Schadenfreude, mit der ich über Turgenjew spreche, und die Beleidigungen, die wir einander zugefügt haben, werden Ihnen vielleicht unangenehm erscheinen. Doch, bei Gott, ich kann nicht anders: er hat mich mit seinen Ueberzeugungen zu schwer gekränkt. Persönlich fühle ich mich eigentlich wenig getroffen, obgleich sein hochmüthiger Ton schon sehr unangenehm ist; ich kann aber wirklich nicht mit anhören, wenn ein russischer Verräther, der, wenn er es wollte, seinem Land nützen könnte, so gröblich über Rußland schimpft. Seine Kriecherei vor den Deutschen und seinen Haß gegen die Russen habe ich schon früher, vor vier Iahren, bemerkt. Doch seine jetzige Gereiztheit und Raserei gegen Rußland beruht einzig auf dem Mißerfolg des „Rauch" und darauf, daß Rußland wagte, ihn nicht als Genie anzuerkennen. Es ist nichts als verletzter Ehrgeiz und daher noch häßlicher,

!
Werften.

^Kaufmännische Kalkulationen werden schwierig, wenn sich zwischen den Regiekosten und einer lebhaften Konkurrenz nicht das richtige Verhältniß herstellen läßt. Davon können die Werftleiter ein Lied singen. Der Kurs der Vulkan-Aktie, der noch im Vorjahr bis auf 221 Prozent gestiegen war, hat sich auf 112 gesenkt. Daraus ist zu erkennen, daß die Dividendenaussicht schlecht ist und daß der Bau des „Imperator" kein gutes Geschäft war. Nach den Angaben der HAL sind für die drei Schiffe der Imperatorklasse 110 Millionen ausgeworfen. Ieder Kaiser kostet also rund 34 Millionen. Diese Berechnung scheint den Werften keinen großen Nutzen zu lassen. Der Bau eines neuen Typs bedingt ungemeine Aufwendungen, da die ganze technische Einrichtung den neuen Modellen angepaßt werden muß. Rechnet man dazu die hohen Löhne und die Preise der Rohmaterialien, so erkennt man, wie wichtig für die Werft die Kunst des Kalkulirens ist; die Bürgschaften, die sie auf Iahre hinaus zu leisten hat, können die Rentabilität arg schmälern. Soll deshalb eine deutsche Schiffbaugesellschaft solche Aufträge etwa ablehnen? Nein. Die deutsche Industrie hat nicht nöthig, dem Ausland Bestellungen zu überlassen, weil sie für ihre Finanzen bangt. Und bei den Werften ist der Ehrgeiz, die eigenen Hellinge und Docks zu belegen, schon im Hinblick auf die Konkurrenz Englands erklärlich. Der Vulkan hat also nicht leichtsinnig gehandelt, als er den ersten Imperator auf seinen Thron setzte. Vielleicht giebt er für 1913 keine Dividende; schon die um 5 Prozent (von 11 auf 6) verringerte Quote für 1912 konnte nur aus der 2 Millionen enthaltenden Banreserve gezahlt werden, die sich dann auf 250 000 Mark verringerte. Die Situation des Schiffbaues wird Dem völlig klar, der bedenkt, daß, im Gegensatz zu dem schlechten Gewinnresultat, die Umsätze der Vulkanwerke im selben Iahr von 29,5 auf 41,7 Millionen gestiegen waren. Diese Werke, die bis Mai 1912 Stettiner Maschinenbau-Aktiengesell-, schaft Vulkan hießen (die Zweigniederlassung in Hamburg wurde 190S in Betrieb genommen, der Sitz der Centralverwaltung 1911 von Stettin nach Hamburg verlegt), haben von 1900 bis 1907 je 14 Prozent Dividende gegeben. Dann kamen 12 und 11 Prozent. Die Rente ist also erst in den letzten Iahren zurückgegangen. Von den übrigen großen Schiffbaugesellschaften haben Blohm K Voß 4 gegen 7, die Aktiengesellschaft Weser in Bremen 4, der Bremer Vulkan 10, die Flensburger Schiffbaugesellschaft 8, die Neptunwerft in Rostock 4 Prozent Dividende gezahlt. Nirgends war der Kampf um die Erhaltung' der Rente leicht. An Sänirungen hats nicht gefehlt; siehe: Howaldt» werke. Was soll daraus werden? Woher kommt der Retter?

Das Hauptübel sind die schlechten Preise. Ueber die wird allgemeingeklagt. Ursache? Natürlich: die Konkurrenz. Eine Werft unter-

bietet die andere; der Besteller hat die Wahl und sucht sich gewiß
nicht den theuersten Lieferanten aus. Daß diese Art des Wettbewerbes
unhaltbar ist, haben die Vulkanmänner öffentlich ausgesprochen. ,Schon
die Sanirungen (Howaldt, Seebeck, Frerichs) hatten die Nothlage
der deutschen Schiffbaugesellschaften erkennen gelehrt. Oft ist behaup-
tet worden, dah die Marinebauten den Gewinn der Werften allzu
sehr gekürzt haben. 'Von deutschen Kriegsschiffen werden, im Durch-
schnitt, vier Fünftel auf Privatwerften, ein Fünftel auf den Kaiser-
lichen Werften in Kiel, Wilhelmshaven und Danzig gebaut. Schlecht
aber geht es nicht nur den Gesellschaften, die Kriegsschiffe bauen.
Die Marineverwaltung kann nur dann niedrige Preise vorschreiben,
wenn die Werften durch die Konkurrenz gezwungen sind, so billig
zu liefern. Leider fehlt jede Möglichkeit, durch Vergleiche mit den
Regiekosten und der Rentabilität der drei Kaiserlichen Wersten fest-
zustellen, ob die Privatbetriebe vom Marinefiskus wirklich schlecht
behandelt werden. Hätten die Werften stets auf ausreichende Preise
gehalten, so gäbe es keine Gewalt, die sie zwingen könnte, den
Grenzstrich zu verlassen. Die Anregung, für die Kriegsschiffe den
Werften den Selbstkostenpreis plus 3 Prozent Gewinn zu zahlen,
wird durch das hier schon erwähnte Beispiel der Hamburg-Amerika-
Linie gefördert. Diese Berechnungart ist nicht neu; man findet
sie in Anzeigen von Detailgeschäften, die bei großem Umsatz mit
kleinem Nutzen arbeiten können. Aber auch im Schiffbau war schon
Alles einmal. Die Werft von Harland K Wolf in Belfast rechnet
nach der von Ballin übernommenen Methode. Sie ist für die Rhede-
reien und Schiffbauer gleich nützlich. Wenn die Preise der Roh-
materialien sinken, haben beide Theile ihren Vortheil. Die Schiff-
fahrtgesellschaften können niedrigere Selbstkosten verrechnen und die
Werften sich für lange Zeit mit Holz, Stahl, Blech decken. Die Auf-
träge, die sie erhalten, reichen oft für mehrere Iahre. Das war
in Tagen industrieller Hochkonjunktur gefährlich (weil sie im Vor-
aus theuer einkaufen mußten und, bei sinkender Tendenz, am Roh-
material verloren); kann aber, in Zeiten allgemeiner Preissenkung,
nützlich werden. Droht nun die Gefahr, daß die Schiffbauer Vasallen
werden und unter dem Rhederjoch jede Selbständigkeit verlieren?
Unabhängig sind die Werften ja auch heute nicht: Das beweist
ihre Preispolitik. Wenn die Rheder die Rentabilität der Werften
bestimmen, so leisten sie ihnen zunächst den Dienst, sie von dem
lästigen und oft genug schmerzhaften Zwang einer Dividendenberech-
nung zu befreien. Die Kalkulation ist festgelegt und ein bestimmter
(wenn auch kleiner) Gewinn gesichert. Mehr als solche Sicherheit
können die Schiffbauer heute nicht verlangen. Das ist aus der Rich?
tung der Dividenden deutlich genug zu sehen. Der Zwang könnte
erst störend werden, wenn er Gewinnmöglichkeiten abschnitte. Die
winken aber heute noch nicht (oder: nicht mehr). Der Bremer Vulkan
ist die einzige deutsche Aktienwerft, die eine gute Dividende (10 Pro-

zent) zahlt. Er hat seinen Ehrgeiz vor dem Wettlauf um die neuen Schiffstypen gezügelt und begnügt sich mit der Herstellung normaler Fracht- und Passagierdampfer. Dadurch sparte erden großen Aufwand, den die Records der Technik forderten, und hielt seiner Dividende die Gefräßigkeit riesiger Unkosten fern. Dieses Beispiel ist lehrreich. Theilung der Arbeit: da wäre ein Mittel, das dem Schiffbau aufhelfen könnte. Geht es schon nicht ohne Spezialitäten, so mag jede Werft sich eine wählen und für deren Bezirk, allein oder mit wenigen Rivalen, den Markt beherrschen. Diese Sonderung des Wettbewerbes könnte die Voraussetzung für das Entstehen eines Werftenkartells werden. An ein solches Syndikat ist schon gedacht worden; denn Syndikate sind „Kinder der Noth": und wo wäre die Noth größer als in der Schiffbauindustrie? Ein Ring könnte allzu niedrige Preise verhindern und die Aufträge so vertheilen, daß jeder Betrieb nach seiner technischen Leistungfähigkeit bedacht wird. Die Schiffbauer sind durch den Kampf um die Rente wohl schon mürbundvielleichtempfänglich für neue Ideen geworden. Also fehlt nur noch der Regisseur, der das Stück in Szene setzt. Das könnte Fürstenberg, der dem Vulkan vorsitzt. Die Banken müssen dafür sorgen, daß die Finanzen der Werftbetriebe endlich gesunden. Die Gesellschaften hängen am Geldbeutel der Kreditinstitute. Die aber können neue Papiere nicht unterbringen, so lange sich die Bedingungen der Rentabilität nicht geändert haben. Wer will Aktien oder Schuldverschreibungen von Gesellschaften, deren „Liquidität" stets ungewiß ist? Aber ohne Geld gehts auch nicht. Deshalb müssen die befreundeten Banken und Bankiers aushelfen; und sie sehen dann die Bankschuld in den Himmel wachsen. Mit ihr natürlich die Zinsen, die kein Stück Fleisch am Dividendenknochen lassen. Den Finanzleuten sind solche Engagements keine Freude. Sie können sie nicht einfach mit der Wurzel ausreißen, weil sie dadurch das Leben des Schuldners gefährden würden; sie dürfen ihrem Wachsthum aber auch nicht mit ruhiger Gelassenheit zusehen, weil sie auf die Elastizität der eigenen Mittel zu achten haben. Die Erstarkung der Werften ist für sie also ungemein wichtig. Was heißt es, in der Gluth einer im Scheitelpunkt stehenden Centralzinsensonne zu leben, hat die deutsche Industrie im Heilsjahr 1913 erfahren. Bis in die letzten Oktobertage wich und wankte die Scheibe mit der 6 nicht. Erst nach langem Harren wurde die Ziffer 5Vs gehißt. Die Reichsbank hat einen so guten Status, daß die Diskontherabsetzung keiner besonderen Erklärung bedurfte. Aber Z^/z Prozent sind auch noch Senfpflaster, nicht Watte. Immerhin darf man sagen: „Die deutsche Reichsbank hat als erste unter den europäischen Notenbanken anno 1913 den Diskont heruntergesetzt." Ist es schwer, sich vorzustellen, wie es Geschäftsleuten geht, die mit fremdem Geld arbeiten müssen? Die werden an ihren Zinsen nicht zu Optimisten, Und wer so regen Hunger nach Bargeld hat wie die Werften, der muß, bei solchem Zinsfuß, die Sättigung theuer bezahlen.

Die Hochkonjunktur im Schiffbau, die, trotz allen finanziellen Schlappen, sichtbar ist, kann klüger ausgenützt werden, als bisher geschah. Das Beispiel bieten die englischen Werften mit ihrer guten Organisation. Gewiß giebt es auch im Land älteren Schiffbaues (erst seit einem Vierteljahrhundert werden Schnelldampfer in Deutschland gebaut) Geschäftsjahre mit magerem Ertrag; dann handelt sichs aber um Konjunkturopfer, nicht um Symptome einer chronischen Krankheit. Die englischen Werften befehden einander nicht in blinder Wuth, sondern leben in der ruhigen Atmosphäre der Vereinbarungen. Die Außenseiter können die Preise unterbieten, so tief sie wollen: die großen. Aufträge bekommen sie doch nicht. Die bleiben den leistungfähigsten Betrieben. Nach Lloyds Register waren Ende März 1913 in England 563 Dampf- und Segelschiffe mit einem Raumgehalt von 2,06 Millionen Registertons im Bau; in Deutschland, zur selben Zeit, 96 Schiffe mit 635 000 Tons. Der deutsche Schiffbau steht dicht hinter dem Britaniens. Ihm die technische Leistung auf eine feste Kapitalmauer zu stützen, muß die nächste Sorge der Führer sein.

L a d o n.

, H5

Das Recht auf den Schlüsselroman.

or ein paar Monaten ist von einem anonymen Verfasser ein Zeitroman erschienen, der den Anspruch erhob, unsere parlamentarischen Verhältnisse zu schildern. Ein solcher Zeitroman könnte ein Verdienst sein. Sogar ein sehr ansehnliches literarisches siZerdienst> wenn er es unternähme (je nach des Autors Tem» perament und Veranlagung), mit leis ironischen oder starken und pathetischen Strichen zu zeichnen, wie die ideale Forderung und das allzu Menschliche auf diesem Felde stets im Kampfe liegen und wie im tiefsten Grunde die Institution, für deren Aufbau wir noch immer nicht die rechte Methode fanden, vom Werkeltag des Lebens zermürbt zu werden droht. Pon dem Werkeltag des Lebens und der Herrschaft der Wielzuvielen, die er nothwendig heraufführt. In einem Leitartikel oder politischen Essay Dergleichen zu sagen, wäre bei der in deutschen Landen erfreulich entwickelten Toleranz ja nicht Möglich; mindestens für Leute von nicht genügend fundirtem Einkommen nicht rathsam. Ein Poet könnte es immerhin wagen. Und wenn er wirklich sinnend am Strom dieser vielleicht nicht

wunderbaren, aber doch wunderlich erregten Zeit stand und die sie bewegenden Kräfte zu erfassen lernte, hätte er vielleicht sogar ein erschütterndes Zeitgemälde zu liefern vermocht: von diesem Gewirr von Phantasten und Hysterischen, von großen Profitjägern und kleinen Gschaftlhubern, die von Sensation zu Sensation hasten, sich an stolzen Worten berauschen und dabei doch nur das Nächst» liegende im Auge haben, Jedem mit unauslöschlichem Mißtrauen begegnend, der, ohne sich den Klüngeln gefangen zu geben, einsam seine Straße geht und über den Tag hinaus die Zukunft zu bedenken sich erdreistet. Diesen Zeitroman, der uns fehlt, hat der Anonymus nicht geschrieben. Dafür schenkte er uns einen Schlüsselroman. Er muß wohl einmal (di: nähere Bezeichnung thut hier, wo ich nur das Typische herausarbeiten möchte, nichts zur Sache) in seiner Partei Schiffbruch gelitten haben. Nun setzte er sich hin, beschrieb treu und genau das äußere Bild der ehemaligen Parteifreunde; gab jedem von ihnen einen änderen Namen, dafür aber alle thörichten und schlechten Eigenschaften, auf die sein „dichterisches Ingeniums" verfiel, und ließ das Pamphlet in die Welt flattern. Daß der Roman fo (und nur so) gewirkt hat, ergiebt sich aus der närrischen Forderung der lieben Nächsten: die Angegriffenen (oder „Kompromitirten") möchten sich doch gefälligst zur Wehr setzen. Das ist bezeichnend. Nur ein Banause, dem das dichterische Schaffen sein Leben lang ein Buch mit sieben Siegeln blieb, wird verlangen, daß, was ihm auf der Bühne oder im Epos begegnet, nie und nirgends sich begab. Aber auch der literarisch Bewanderte (und gerade er) wird über den Tückebold ergrimnien, der unter die Köpfe bekannter Zeitgenossen mißgestaltete Leiber klebt und die Zerrbilder als „wohlgetroffene" Konterfeis in den Handel bringt. Ergrimmen; nicht sich zur Wehr setzen. Man kann gegen einen schlechten Leitartikel Polemisirennicht gegen ein Pamphlet, das ein Zehntel Wahrheit und neun Zehntel Dichtung unentwirrbar in einen Knäuel mischt. Ein Beispiel, das besonders klar diese Behauptung illustriren wird. Der Anonymus schildert einen bekannten Großindustriellen zum Greisen deutlich, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Dann dichtet er ihm ein (nebenbei: fpottschlecht behandeltes) Berhältniß an und kühlt nun sein Müthchen an dem Gehaßten dadurch, daß er ihn, in seiner Romanphantasie, mit diesem Mädchen eben so emsig wie nachhaltig betrügt. Nnd dagegen sollte man sich zur Wehr setzen? Mir scheint: man sollte eher einen Spezialisten für konträres Empfinden bemühen. Dr. R i cha r d B a h r.

SerauSgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Haiden In Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb IS. m. b. S in Berlin.

Berlin, den 22. November 1S13.

Notizen.

Wackes.

KKnZabern (zwischen Saar- und Straßburg) hat ein Lieutenant
□des deutschen Heeres einen in Jähzorn neigenden Rekruten
'ermahnt, sich vor Händeln zu hüten, jeden Angriff aber mit be»
denkenloser Gewalt zu vergelten, und derMahnung denSatz an-
geheftet: «Wenn Sie dabei einen Wackes niederstechen, schenke
ich Ihnen zehn Mark." Und ich (hat der Unteroffizier, der die
Korporalschaft führt, hinzugefügt) -lege noch drei Mark drauf."
Dieser Thalbestand ist zugegeben. Noch umstritten die Frage, ob
der Lieutenant auch sonst die Elsasser „Wackes" gescholten und
aus dem Reichsland rekrutirte Jünglinge gezwungen habe, sich
selbst ihm als Wackes zum Dienstantritt zu melden. Behauptet
wird, bei dem Wort Wackes denke die elsassische Menschheit nur
«n einen Gassenrüpel,Rowdy, Bomke, Apachen, Lorbaß; solchen
Kerl, wenn er mit frecherRoheit denRock des Königs antaste, an
Leib und Leben zu strafen, habe derLieutenantgemahnt. Auchda»
5in würde ich, wenn an die Mahnung sich eine Prämienverheißung
knüpft,unertröglichenMißbrauch derDienstgewalt sehen. Daß et
ihätlichen Angriff, schonMißhandlungversuch mit derWaffe aK»
wehren darf und die Grenze des Nothwehrrechtes ihm noch weiter
gezogen ist als dem nichtinstzeer gereihtenBürger.weiß der grünste
Soldat. Einem blutjungen Bengel für einen Totstich, außer der
Straflosigkeit,dreizehnMark,alsEhrensold,zuzusagen,istunschick-

lichVerrätheinenGeist.dernichtinunserOffiziercorps taugt.Kann
denTräger desbuntenRockesreizen.ineinervonRauflust, Geld-
gier, Alkohol umnebelten Stunde den Angriff (durch Großmaul-
macherei) hervorzurufen oder nicht provozirten härter zu strafen,
als, auch nach der Soldatensatzung, nothwendig wäre. Der Knuff,
düö Ellbogengeschiebe einesTrunkenen(dessenTaglohn vielleicht
Kinder nährt) heischt noch nicht Sühnung durch Lebensverlust.
Nach dem amtlichzugegebenenThatbestandistalso der Lieutenant
groberUngebühr überführt. Ist aber auch nur die amtliche Deutung
desSchimpfwortesWackes richtig? Objektiv: Nein.Wer vonSau-
juden, Saupreußen, dreckigenSchwaben.Lausejungen spricht, darf
nicht in die Ausrede schlüpfen, er habe nurIuden, Preußen, Alt-
deutsche gemeint, die eine Schmutzkruste deckt, nur Lümmel, in
deren Haut und Haar Läuse nisten. Wackes ist der Ekelname, den
viele ins Reichsland eingewanderte Deutsche, in Scherz und
Ernst, den Elsassern geben. In diesem Sinn ist das Wort aber-
tausendmal angewandt worden; noch in Aufrufen zur letzten
Reichstagswahl (auch von «freisinnigen" Mandatsuchern). Nun
leben in Zäbern grimmbärtige Leute, die nicht, wie der fromme
Knecht Fridolin in Schillers Gedicht vom zaberner Eisen-
Hammer, bereit sind, mit Freudigkeit, um Gottes willen, auch der
Launen Uebermuth zu tragen. Diese Leute meinten, den Rekru-
tcn sei gesagt worden: -Wenn Ihr einen der frechen elsässischen
Stiesel niederstechet, giebts dreizehnMark extra." Sie fühlensich
in ihrem Stammesbewußtsein geschändet; bedrohten den Lieutc-
nant.schlugen denUnteroffizier und beschmierten den von derben
Fäusten wehrlos gemachten mit Koth. Schlimm. Mußte es dazu
kommen?Abermals:Nein. Nach der ersten Meldung der unschick-
lichenRedemußte die Sache von der militärischen andie politische
Behörde geleitet werden. Grcnzland.Aeberreizte Empfindlichkeit
einesVölkchens.dassichvonderpreußischenWolljackeöstergekratzt
als gewärmt fühlt. Na heMöglichkeit derAusbeutung durchFran«
zosen und imRcichsland wühlendeFranzöslinge.Denen mußtedie
berliner Centraistelle denAgitatorenstoffraschentreißen.IederBe-
schönigungvcrsuchwareinunverzeihlicherMißgrisf.DerVorgang
botnichtdenwinzigstenGrundzueinerMassenverdächtigungdeut-
scherOffiziere.Werbedenkt, daß dcrStaattausend unreifen Iüng-
lingen Dienstgewalt und Degen giebt, und errechnet, wie selten
beide Waffen mißbraucht werden, muß Zucht und Haltung beut-
scherTruppenführerbewundern.InZabernwarMißbrauch;plum-
pcr Verstoß gegen die Taktpflicht. Der Lieutenant mußte wissen.

wie verbreitlich sein Wort wirken, wie leicht es die Gesammtheit
der Elsasser kränken könne. Er mag es nicht so arg gemeint haben,
mag sonst ein tüchtiger Mann sein: einerlei. Er hat im Reichs-
land der deutschenSache mehr geschadet, als ein Bündel dummer
Verordnungen könnte. Schnell und kräftig war drumseinFehler
zu ahnden. Der Elsasser soll sich imReichsverband behaglich füh-
len; soll nicht in den Glauben gleiten, ein in des Reiches Uniform
Gekleideter sehe in ihm einen ruppigen Gesellen, dessen Leben kaum
eines Pfefferlings Werth habe. Soll in der Sicherheit wurzeln,
daß ihm, auch gegen UebermuthdcrAemter, sein Recht wird. Da-
für zu sorgen, wäre Herr von Bethmann verpflichtet, selbst wenn
seine Personaltaktik, die bemüht ist, die RückMgslinie aus der
Wilhelmstraße in die straßburger Statthalterschaft offen zu hal-
ten, nicht dazu riethe. Worauf wurde gewaltet? Elwa auf eine
Stunde, die denKriegsherrn aus demGcwöÜschwarzenFamilien-
ärgers löst? Reichspflicht geht vor Hausvaterepflicht. Oder hoff-
ten brave Männer wieder einmal, die Sache -umzufrisiren", bis
der Lieutenant fast oder ganz unschuldig schien? Nicht zu machen.
Wahrung der Autorität: löblich. Doch (Donnerwetter!) nur sol-
cher, die es durch würdige Nützung ihrer Macht verdient. Nicht
warm noch kalt sein, immer nur lau, die dünne Epidermis des
Reichslandes heute streicheln und morgen ins Braunblau knei-
fen, vor jeder mit Verantwortlichkeitgcwicht bepackten Entschei-
dung sich ängstlich wegdrücken: solcher Thorheit kann das Werk
innerer Eroberung niemals gelingen.

öcanäälum.

„Wahrung derAutorität": dasWort wirkt pompös; beson«
ders nach dem Krupp-Prozeß (über den schon am sechsten Sep-
tember hier das einslweilenNöthigste gesagt worden ist)undnach
der lämmlichenHinnahme einer «Reichstagskommission zurPrü-
fung derRüstunglieferungen". Daswar, im Deutschen Reich und
in Preußen, noch nicht. Was ist die Aufgabe dieser Kommission,
was derZweck ihres Lebens? Zu prüfen, ob dieMänner, die, im
Kriegsministerium und imReichemarineamt, die für dieReichs-
wehr nolhwendigen Gegenstände kaufen, Diebe, Betrüger, be-
stochene Wichte, Hehler oder solche Tröpfe sind, daß sie sich von
den Lieferanten, blind, übers Ohr hauen lassen. Nichts Anderes.
Das war noch nicht. Irgendein von den Wahlweihen Amleuch-
teter brüllt: «Die Kerls stehlen alltäglich silberne Reichslöffel;

zahlen mit falschen Markslücken; halten die Backe hin, wenn ein Kanonen-, Gewehr-, Pulver» oderStahlplattenfabrikantsieüber seinem Goldlöffel barbiren will!" Der aufrecht Stolze, seines Werthes, seiner Leistung Bewußte würde den Rockschoß heben und dem Schimpfer die Gesäßfront zeigen; wenn er zornmüthig ist, den angenehmen Herrn wohl auch mit einer Maulschelle bewirthen. Unsere Biederleute f ennen: «Untersucht uns, edle Tribunen des Volkes: in unserer Hosen-, Westen», Rocktasche findet Ihr keinen falschen Nickel, in unserem Haus kein gestohlenes Gut. Entkleidet uns, zieht von unserer Blöße das Hemd: wir sind überall sauber. Stöbert inKladde,Hauptbuch,Rechnungen: wir haben nichts unterschlagen noch je dieZifferngefälscht." Biederleute. Wo die Parlamcntsmchrheit regirt (und trotzdem, wie England Jahrhunderte laug bewies,nicht derDemos schrankenlos zuschalten braucht), tritt das Ministerium zurück, wenndie Mehrheit, derenAusschuß es ist,schrumpftodersichihmfeindsälig zeigt. Eine Regirung, der das Parlament sagt.es halte sie für unehrlich oderunfähig, glaubenichtmehr.daßsie von den zweitausend für den Iahreshaushalt bewilligten Millionen vernünftigen Gebrauch macht, undforderedeshalbdasRcchi.ihreMitgliederund die ihnen Untergebenen zuVerhören,dieBücher und Verträge zu prüfenund fortan berathend mitzuwirken,—solcheRcgirung kann entweder schnell verschwinden oder dasParlamenl auflösen und gegen die Ungebühr des Mißtrauens, des Eingrisfsversuches den Spruch der Volksstimme anrufen. Herr von Belhmann (der allein Verantwortliche: feine Leute können die Achseln heben) will so lange wie irgend möglich Kanzler bleiben und muß, weil er durchLeistung nicht wirken kann, durch Gefälligkeit undTäubchcnsanftmuth Freunde zu werben trachten. Drum thut er, als sei in dem Verlangen des Reichstages nichts Ungewöhnliches, gar nichts von cinerAbsicht aufDemüthigung zu spüren. »Miß» trauensvotum? Daran denkt Keiner. Gute Menschen; seelenvoll und wacker wie ich; bieten für die Behandlung schwieriger MaterieihrenRath an, denderweiseStaatemannnichtablehnen darf." Bagdad, Franzieko, Plakatirung (vom Personalintercfse empfohlene) des Kronprinzcnbriefes, Krupp, Zabern, Wohlfahrt» ausfchuß wider Gauner und Tölpel: für eines Herbstes Spanne wärs eigentlich genug. Scheint aber nicht. Also flott weiter; dem Pharus am Meer des Unsinns entgegen. Aus der Kontrolkom» inission wird entweder eine Afsenkomoedie oder, wenn sich wirk» lich die letzten AbschlußgeHeimnisse vor achthundert Augen ent»

Meiern, eine nie wieder zu tilgende Schädigung des Reichs-
geschäftes. (Die der Generalstabschef nicht dulden, zu der kein
Bundesstaatsleiter mitwirken dürfte.) EineSeparatthorheit war
noch, daß dertzerrKanzlerzwar den Fraktionen Wahlfreiheit zu-
gefagt, dem von den Sozialdemokraten gewählten Herrn Lieb-
knecht aber den Einlaß in die Kommission geweigert hat. Lui
bon«? Der rothe Ersatzmann wäre, nach solchem Konflikt,
nicht bequemer, eher noch borstiger als der ruhmreiche Ober-
regisseur des Krupp-Prozesses (sonst stäche ihn des Röschens
Dorn und Genosse Ledebour wüsche ihm mit heißem Kies den
Kopf). Und bleibt die Sozialdemokratie der Kommission fern,
dann kann sie ihrerMenschheit berichten: -Wir haben das Ding
durchgedrückt, sind aber herausgeekelt worden, weil die Sippe,
natürlich, fürchten muß, uns, die einzig Reinen, in ihre schmieri-
gen Töpfe gucken zu lassen." Fragt, patriotischeKinder, doch nicht
immer nach Recht und Unrecht; fragt nur, ob Politikerhandeln
klug oder dumm, dem Staat nützlich oder schädlich sei. Dieses war
noch übers Theobaldmaß unklug und schädlich. Und der ganze
Kram zum Heulen, zum Knirschen, zum Schämen — Generale
undAdmirale müssen vor schnüffelndenM.d.R.Unterhosen und
Strümpfe ausziehen. Männer, die Jahre, Jahrzehnte lang fürs
Lieferungwcsen gedrillt wurden, hoch betitelte, reichlich bezahlte
Männer sollen von Leuten, die nie damit zu thun hatten, hören,
wie es gemacht werden muß. Ein kleiner Aktiendirektor, dem vo:l
irgendwo hernocheinPöstchen winkt, nähme dieZumuthungnicht
hin; würfe den Hyänen der Generalversammlung denBettel vor
die struppigen Pfoten. Die Verbündeten Regirungen? Edel;
gütig; bescheiden. Furchtsame Politik riecht Nahen noch üblcr
alsFernen. Wahrung derAutorität! Wer nicht in ergebenerGo
duld abwarten will, bis alle Ehrfurcht in die Binsen gegangen,
jedeReichsinstitution unterspült ist, muß wünschen, daß, morgen
schon, das wandelnde Nationunglück das Amtliche (oder, offen
heraus: das Zeitliche) segne.

Dreizehner.

Stellet Euch vor, dem Kriegsdepartementdirektor Gerhart
Johann DavidScharnhorstwäreangesonnenworden.unkundigen
SchwatzschweifernseineAmtsgeschäftsbüchervorzulegenundvon
ihnen sich lehren zu lassen, wie er seine Krümper zu waffncn, zu
kleiden, zu futtern habe. Höret Ihr seine Antwort? Götzens an

den Kommissar des Kaisers. -Schlichteste Wahrhcit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit: Das war Scharnhorst. Er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch nichtum eines Strohhalmes Breite zurückweichen solle. Sollich noch daran erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände, als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz einesKupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein vir irmocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben." (Ernst Moritz Arndt.) Und er hätte sich niemals in die Pflicht erniedert, Zufallsrichtern die Reinheit seiner Hände zu erweisen und von den Geheimschränken des Staates die Riegel zu lösen. Er saß, freilich, auch nicht warm in höchster und allerhöchster Gunst. Ists aber nicht toller Spuk, daß Leute, die vorOeffentlicherMeinungschlottem,uns,noch immer,mit der Erinnerung an 1813zulangweilenwagen?Anders,alssie ahnen, war die Mannheit, war die Linie des großen Jahres; ganz anders. November. Die Fürsten amusiren sich in Frankfurt am Main. „Denke Dir nur, bester Wimms, meine Desperation, als ich gestern abends in dieser uralten, weltberühmten Krönungstadt des Heiligen Römischen Reiches ankomme, zu erfahren, die Kaiser haben bereits ihren feierlichen Triumpfeinzug, gestern Morgen, gehalten, also nur wenige Stunden vor meiner Ankunft; und ich Dieses zu versäumen! Nein, Das ist zu argl Und ich hab auch solch einen Schnupfen!IZ!" (KronprinzFriedrichWilhelm änfeinen Bruder Wilhelm.) «Man wollte Papa feierlich empfangen; ein großer Feind von alle dergleichen Sachen, prevenirte er die Kaiser und kam, statt gestern früh, schon vorgestern Abend. Gestern früh war große Parade, nachdem wir beim Franz (Kaiser von Oesterreich) unseren Kratzfuß gemacht hatten. Ein wunderschöner Anblick. Man ritt die Front hinunter. Hurra und Vivat hörten gar nicht auf. Diner beim Kaiser Franz; aller hier anwesenden Fürsten waren zugegen. Nach dem Thee gings in die Komoedie. Der .Kapellmeister aus Venedig', ein äußerst komisches Stück (von Breitenstein), wurde sehr gut gegeben. Am Abend zuvor sahen wir .Johanna vonMonfaucon' (vonKotzebue). Vor dem Souper war neudorfische Musik und Zapfenstreich; ich war ganz selig. Gestern früh hatte ich Visiten, dann Parade, dann ausgeritten um die ganze Stadt. Glänzender Ball im Theater. Keine hübschen Gesichter außer einer Russin, die ziemlich aussah.

Der schöne Walzer wurde gespielt; ich war ganz außer mir vor
Freude und glaubte, inLandeck zu sein. Die Polonaise hörenwir
alle Tage.Uebe Karl recht tüchtig dasWalzenein; ich werde wieder
Alles verlernen: 6c>ma^e, ich walzte schon wie unanZe! Jetzt gehts
auf einen größeren Tanz ! In der Over .Massinissa' waren sehr gute
SängerundSängerinnen.Also aufdemSchweidnitzerAnger macht
Ihr jetzt la pluie et le mauvais temps, wie hierMadameBethmann (ein
hübsches Gesicht). Herr Bethmann ist der erste Mann zu Frankfurt;
er hat vier bis fünf Häuser, einen sehr hübschen Gartensalon und
Alles im^ranä Qenclre." <Prinz Wilhelm an SchwesterCharlotte.)
Nicht so vergnügt sind die Staatsmännerund Heerführer. Steins
zornige Spottrede über die -Sündfluth von Prinzlein und Sou-
verainen« ist hier schon erwähnt worden. Blücher: -Noch immer
stehe ich amRhein; hätte man meiner Vorstellung Gehör gegeben,
so wäre ich heute in Brüssel. AberFrankfurt war zu verführerisch.
Alles wollte sich da erholen und die schöne Zeit ist verträumt. In
Frankfurt ist, während unsere braven Leute Mangel leiden, ein
ganzes Heer von Monarchen und Fürsten; und diese Versamm-
lung verdirbt Alles und der Krieg wird nicht mehr mit Energie
geführt. DieLustbarkeiteninFrankfurtjageneinander. Wennwir
ohne Aufenthalt über denRhein gezogen wären, hätte Napoleon
schonFriedensvorschlägemachenmüssen.AberwirhabenihmZeit
gelassen und er wird im Frühjahr wieder bedeutend erscheinen."
Marwitz: -DerKaiser vonRußland wollte über denRhein, auch
unsereArmee wollte; aber der König (vonPreußen) wollte nicht.
Er sagte: ,Nun eine Schlacht gewonnen, denFeind bis über den
Rhein getrieben, gleich übermüthigwerden! Uebermuth thut selten
gut! In Frankreich hineingehen! Eben so schnell wieder heraus-
kommen wie Napoleon aus Rußland!'" Gneisenau: -Der lange
Mann (Friedrich Wilhelm lll), der die Leute, die er nicht mag,
rückwärts über die Schulter ansieht, findet es fehr thöricht, daß
man über denRhein gehen will. Was uns dennDie am anderen
Rheinufer angingen? Wir würden doch nicht die lächerlicheIdce
haben, nach Paris zu gehen? Und solches Zeug mehr. "Ein Glück,
daß dieses Jubeljahr zum Scheiden rüstet. Wenns noch länger
währte.könnte derNation derGedankeaufdämmern,daß es doch
manche Möglichkeit des Vergleiches mitunseren herrlichenTagcn
bietet und man bisher nur, allzu geschäftig, die wirksamsten, zu
Lehre und Warnung tauglichsten Vergleichsstücke überschielt hat.
K

Die Zukunft.

Rundfragen an mich selbst.

^K?er Schriftsteller erledigt heutzutage so viele Anfragen, die ihm gütige Zeitungredaktionen auf die Brust setzen, daß er zur Abwechselung und zum Ausgleich auch einmal sich selbst behorchen darf. Diese Auto-Auskultation ist freilich nicht ganz einfach, denn ein Transitivum läßt sich nicht ohne Weiteres in ei« Reflexivum verwandeln. Bei der Beantwortung der Zeitungfrage bleibt man Einer unter Vielen, man schwimmt mit, sieht die Richtung, hat Hilfe zur Hand und es kann Einem nichts passiven. Durch vieler Zeugen Mund wird überall die Wahrheit kund; und der Einzelne partizipirt auf dem Wege gegenseitiger Fehlerkorrekm tur an der Gesammtwahrheit. Das ändert sich, sobald man das Verfahren umkehrt; sobald man viele Fragen an Einen, statt eine an Viele, richtet. ^varn Is. lettre läßt sich erwarten, daß nicht ein Maximum von Objektivität, sondern von Subjektivität dabei herausspringen wird, und Das erschwert die Sache bedenklich; sobald man nämlich die Ermittlung der Wahrheit als das eigentliche Leitmotiv voraussetzt. Die Wahrheit wird hier gewiß nicht besonders gut fahren. Es giebt hier keine Resultante, keine Diagonale, keine Methode der kleinsten Quadrate, nach der die Einzelfehler einander aus der Welt schaffen. Nur Bekenntnisse können herauskommen, Beichten und Subjektivitäten.

Setzen wir also an die Stelle der Wahrheit die Wahrhaftigkeit. Sie notirt minder hoch auf dem Kurszettel der Oeffent» lichen Meinung, aber vielleicht nur deshalb, weil sie seltener auf den Markt kommt und weil die Nachfrage nach ihr geringer ist. Aber den bescheidenen Werth, den man ihr zuerkennen wird, verdient sie wenigstens. Sie giebt sich nicht für mehr aus, als sie ist, täuscht keine imaginären Werth? vor. Sie sagt einfach: Das ist meine Meinung, die gar keinen anderen Maßstab verträgt als den der Ehrlichkeit. Von richtig und falsch darf hier nicht die Rede sein.

Das wäre nun eine ganz reinliche Angelegenheit. Man stellt sich allerlei Rundfragen, sagen wir: ästhetischer, künstlerischer Art, und beantwortet sie, wie Einem der Schnabel gewachsen ist. Aber da ergiebt sich im ersten Anlauf eine erhebliche Schwierigkeit. Man bekommt die berühmte Angst vor der eigenen Courage. Man möchte seine Ehrlichkeit auf Volldampf einstellen und bemerkt schnell genug, daß da eine höchst gefährliche Spannung eintritt. Zwanglos ehrlich ist man nämlich nur im gedachten Monolog, nicht mehr im geschriebenen. Ein anderes Gesicht zeigt die gedachte als die gedruckte That. Da regt sich in jedem Schriftsteller der der-

antwvrtliche Redakteur. Er will Das, was er aufschreibt, auch der«
treten können. Und schreibt er es so auf, wie er es an sich, für sich,
in sich, gleichsam traumhast empfindet, dann läßt es sich nicht der-
treten. Bei Allem, was wir aufschreiben, wenn ganz von fern,
ganz im Hintergrund eine Druckmaschine lauert, belügen wir uns
selbst. Schon bei der fünften Zeile schielen wir nach rechts und
links, begeben wir uns in Abhängigkeiten, schließen wir Kompro-
misse. So wie es die ab imo pectore quellende Stimme soufflirte.
kommt es niemals heraus. Und Das, was auf dem weiten Wege
von der Brust durch die Hand,aufs Papier verloren geht, ist eben,
der eingebildeten Wahrheit zu Liebe, die Wahrhaftigkeit.
Ehrlich sein und paradox sein, ist das Selbe. Reden wir von
Kunstdingen, so haben wir immer den ganzen Katalog der Aesthetik
vor uns, dazu eine Menge überlieferter Werthtafeln, die unsere
Ansichten regeln wie das Strafjgesetzbuch unsere Handlungen. And
auch wenn wir glauben, uns gänzlich von der Aeberlieferung, von
aller Autorität freigemacht zu haben, wenn wir nur unserejr eige-
nen Aesthetik gehorchen, so bleiben wir dabei doch im Bann einer
fremden Macht. Denn unserem innersten Innern fremd bleibt jede
Regel, sogar, wenn wir sie anerkennen, sogar, wenn wir selbst sie
aufgestellt haben. In uns bleibt ein tiefster Rest, der von Alle-
dem nichts weiß, der momentane Werthurtheile schafft, außerhalb
und trotz aller möglichen Begründung. And gerade diese Werth-
urtheile sind uns die liebsten; vielleicht, weil sie sich uns als Ge-
heimniß anvertrauen und weil sie sich nicht vertheidigen lassen.
Was ich hier als präludirende Betrachtungen vorausschicke, ist
also eigentlich ein Stoßgebet vor dem Sprung ins Anbekannte.
Denn ich weiß „wahrhaftig" nicht, wie der Versuch ausfällt, ganz
einfache, familiäre Rundfragen an mich selbst so zu beantworten,
als ob da draußen in Büchern und Menschen gar keine Jury vor-
Händen wäre. Nur, daß der Versuch gefährlich ist, weiß ich.
Das Verhör soll beginnen. „Welche musikalischen Komposi-
tionen stellst Du am Höchsten?" Verständigen wir uns über den
Amfang der Frage. Sie wird sinnlos, wenn die einzelne Rezev-
tivität dem musikalischen Makrokosmos mit irgendwelchem Rich-
teramt gegenübergestellt wird. Denn man dürfte dann gar nicht
anders antworten als mit einer lexikalischen Aufzählung von
Namen und Lebenswerken; und was dabei herauskäme, wäre kein«
persönliche Auslese, sondern im besten Fall eine kondensirte Mu-
sikgeschichte. Die Frage gewinnt erst dann Sinn und Physiogno-
mie, wenn ihr die engere Bedeutung beigelegt wird: Welche musi-
kalischen Offenbarungen haben Dich am Intensivsten beschäftigt?

Die Zukunft.
Welche sitzen im Vordergrund Deiner inneren Gehörerlebnisse?
Oder noch einfacher: Welche haben als Glücksgüter für Dich in
diesem wie in jedem Augenblick den stärksten Werth? Das ist näm-
lich etwas ganz Anderes als die primäre Doktorfrage, auf die es
nur doktorale Antworten siebt. Nenne ich etwa: die Neunte Sym-
phonie oder Bachs H-moll-Messe, so lege ich damit eine Anwei-
sung von ungeheurem Werth auf den Tisch, die mir im Moment
Niemand wechseln kann; will sagen: solche Werke sind, als Ganzes
genommen, historische Güter, die ich erst umständlich auflösen mutz,
um zu den einzelnen stets gegenwärtigen, vom inneren Organ re»
produzirbaren Glücksmomenten zu gelangen. Nenne ich aber die
Heldenfigur des ersten Allegro, wie es sich aus den fabelhaften
Quinten der Neunten Symphonie losringt, so umschreibe ich da-
mit ein ganz bestimmtes Erlebniß und bin sicher, daß Jeder, dem
ich davon erzähle, das konsonirende Erlebniß in sich miterklingen
läßt. Da habe ich also, statt der weitumfassenden und damit im
Moment unausfüllbaren Abstraktion, eine Begreiflichkeit und ich
trete auf die sichere Brücke des Einverständnisses, wenn ich hinzu-
füge: Diese Stelle gilt mir als ein Höhepunkt des Lebens
Ich genire mich aber gar nicht, dicht daneben zu bekennen,
daß mir Chopin gleichlverthige Höhepunkte bietet. Könnte ich mich
psychophysisch untersuchen, so würde ich wahrscheinlich finden, daß
eine ganze Reihe chopinscher Momente in mir Spannkräfte der
selben Stärke auslöst. In der F-moll-Phantasie das Stringendo
vor den divergirenden Oktaven, im E-moll-Konzert die Schlußkoda
mit ihrer springenden Vorbereitung, im C-moll-Nokturno der erste
ilGewittereinschlag, das Anfangsthema der V-moll-Sonate und in
deren Schlußsatz die als moto porpetno verkleideten Seufzer über
der Haide: sie sind für mich unbedingte Maxima, durch nichts
überbietbar an Intensität der Erfindung, des Offenbarungsge-
haltes, des göttlichen Funkens.
Auf dem Grunde des also definirten Maximums (das weit-
ab liegt von der akademischen Werthung) zeichne ich weiter isolirte
Gipfel: von Mozart die Cherubin-Arie „Nene Freuden. . .", den
Beginn der G-moll- und das Menuet aus der Es»dur-SyM-
phonie, von Bach das zweite Präludium aus dem Wohltemperir-
ten Klavier, die Orgeltokkata in D-moll, der wie aus dem Urnebel
sich entwickelnde Anfang zur Matthäuspassion, das farbige Ton-
wunder der chromatischen Phantasie; von Beethoven die athem»
versetzende Spannung im Scherzo der Fünften Symphonie, die sich
in der himmelstürmenden C-dur-Explosion löst, aus der Kreutzer»
Sonate die zweite und aus dem A-dur-9uartett die letzte Varia»

tion, der klavieristische Aufmarsch zum Es»dur-Konzert, das solistische Pronunziamento der Pauken im Ivlolt« vivace der Neunten Symphonie; von Wagner das Tristanvorspiel und Kurwenals erstes Auftreten, Brünnhildes Jauchzer im zweiten Akt der Walküre, das erste Finale im Lohengrin, das Sonnenterzett der Rheintöchter, Siegfrieds Anstieg zum lohenden Fels, den urweltlich dröhnenden Aufbau vor der letzten Steigerung im Kaisermarsch; von Brahms die ersten Entwickelungen in der Dritten Symphonie und im Zweiten Klavierkonzert, die Naenie, die zweite Paganinivariation und das wie eine Himmelsleiter emporführende Fugato im Schluß der Händel-Variationen.

Abcr wiederum melden sich andere Tongebilde mit persönlichem Anspruch. Darf man vom Quartett aus Rigoletto, vom Lucia-Sextett, vom Quintett aus dem Maskenball reden, wenn man kurz zuvor Allerheiligstes im Munde führte? Sollte man da nicht wenigstens Uebergänge versuchen, Zwischenstationen einschalten? Eine rhetorische Frage, die sich von selbst mit Ja oder Nein beantwortet, je nachdem das historisch bekleidete oder das nackte Gewissen befragt wird. Also hier mit Nein. Denke ich an jene italienischen Polyphonien, lasse ich sie in mir Resonanz gewinnen, so verschwinden alle Stellungzeichen und Orientirungtafeln, die dem braven Kritiker vorschweben, wenn er Bilanz macht oder Preise vertheilt. Nur von der Wirkung darf die Rede sein, gemessen am beschleunigten Puls, an einem gewissen inneren Knacks, den das Herz erlebt, wenn eine Offenbarung daran rührt. Offenbarung und Erfindung sind hier das Selbe. Das Stück, das dieser Forderung genügen soll, darf nichts mehr vom „Vertonten" aufweisen, nicht im Zug einer komponirenden „Absicht" entstanden, es muß selbst durch und durch Erfindung sein. Diese drei Vokalsätze von Verdi und Donizetti sind für mich reine Erfindungen, Erplosionen des Genies, so wahr der Falstaff besser ist als die Meistersinger, der Mikado besser als die Zauberflöte, die Fledermaus besser als der Rosenkavalier und Carmen (Gott steh mir bei!) ein größeres Tonwundcr als der Parsifal.

Als die Rundfragen aufkamen und bevor sie noch ihrer Sünden Maienblüthe erreicht hatten, tobten die „hundert besten Bücher" im Massenreigen durch die Spalten vieler Journale. Heute ist man bescheidener geworden; keine Redaktion wagt es mehr, den Befragten so einen hundertlausigen Revolver auf die Brust zu setzen. Schließlich ruht ja auch der Accent nicht auf der dreistelligen Zahl; wenn wir nur zwanzig oder dreißig garantirt beste zusammenbekommen, so ergiebt Das schon eine ganz hübsche Biblis-

thek. And was ist mir das „beste" Buch? Wiederum nicht daS vollendetste, das wichtigste, das sich in die Tafeln der Literaturgeschichte besonders tief eingegraben hat. Wenigstens nicht ausschließlich. Ich widerspreche nicht, wenn Einer in der Aufzählung mit der Bibel anfängt, um über die anerkannten Klassiker hinweg etwa bei Mommsen und Treitschke, Wundt oder Windelband zu landen. Hätte ich ein Kolleg vorzutragen, so würde ich wahrscheinlich eben so verfahren, immer mit der Hand am garantirt klassischen Leitseil. And ganz gewiß würde ich dabei verschweigen, d<ch ich aus eigenem Antrieb niemals nach den Psalmen greife, noch nach der Ilias, noch nach dem Horaz, und daß mich Plutarch und Cicero, Racine und Corneille, Faust ll und Wilhelm Meister ganz beträchtlich langweilen. Spreche ich aber zu mir allein, so lautet mein Grundbekenntniß kurz und schlicht: Im Anfang war und ist Schiller. And dann käme eine große Menge Herrlichkeit von Sophokles, Shakespeare, Goethe und Hebbel, aufgethürmt über dem einen Grundbaß und Orgelpunkt: die Wallenstein-Trilogie ist eine Literatur für sich, unvergleichbar und unerreichbar. Bei allen übrigen hundert oder fünfzig besten Büchern muß ich mich nach den inneren Höhepunkten orientiren, nach Einzelqualitäten: in der Odyssee nach den Gesängen Nausikaa, der Hadesphantasie und der Heimkehr, bei Faust l, Tasso und Hamlet nach den wie feste Prägungen ablösbaren Sentenzen, kurz gesagt: nach „Stellen", nicht nach Gesammtheiten. Diese Stellen brauchen nur in mein Bewußtsein zu treten, um mir die Bluttemperatur über den Normalstrich zu treiben.

Sollen aber Gesammtheiten aufgezählt werden, also geschlossene Bücher, einerlei, welcher Art, so dürften in meiner Sonderliste jedenfalls folgende nicht fehlen: Lukrezs „De rerum natura", Spinozas „Theologisch-Politischer Traktat", Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", Kants „Prolegomena", Pascals „?ens6es", Schopenhauers erste Preisschrift, Richard Wagners „Kunstwerk der Zukunft", Langes „Geschichte des Materialismus", Lotzes „Logik", Fechners „Zend Avesta", Wachs „Analyse der Empfindungen", Buckles „Geschichte der Civilisation in England", Nietzsches „Fröhliche Wissenschaft", Poincar6s „Wissenschaft und Hypothese", Mauthners „Kritik der Sprache", Vaihingers „Philosophie des Als Ob", Nordaus „Sinn der Geschichte", tzardens „Köpfe", Vergsons „Evolution cröatrice", Dichrings „Prinzipien der Mechanik". Richtig: es giebt ja auch eine (so genannte) schöne Literatur. Das vergißt man manchmal, wenn Einem gerade die schönere und schönste durch den Kopf geht. Also stelle ich auf das Vorzugsregal in eine besondere Reihe, von der

Hch selbst zuweilen nasche: Diderots „Rameaus Neffe", Wielands
^.Aristipp", Swifts „Gulliver", Tilliers „Onkel Benjamin", We-
iers „Demokrit", Alexis'„Roland vonBerlin", Zolas„I>'0euvrs".
Gobineaus „Renaissance", Ludwigs „Heiterethei", Poes „Gro-
tesken", Boz' „Pickwickier", Kellers „Sinngedicht", Fontanes
„Schach von Wuthenow", Reuters „Stromtid", Heyses „Sala-
mander", Sudermanns „Katzensteg", Daudets zweiten Tartarin,
Anatole Frances „R,6tisserie", Schnitzlers „Lieutenant Gustl",
Presbers,Me6ia in vita", Tovotes „Fräulein Griesebach", Georg
Engels „Hann Klüth". Die anderen Bände, die da noch hinein«
gehören, wie den Don Quixote, den Gargantua, den Candide,
ckann ich wohl als Etcetera zusammenfassen, denn nicht nur das
Moralische versteht sich immer von selbst. And diese lange Reihe
sollen mir rechts und links zweiBändeBaedeker flankiren, Schweiz
und Italien; denn ich will mir nicht nachsagen lassen, daß ich in
meiner Selekta gar keine Andachtbücher besitze
Wirklich: die Lyrik, die blanke Gefühlslyrik fehlt gänzlich;
'und Das hängt wiederum mit einem sehr ketzerischen Bekenntniß
Zusammen. Ich denke nämlich: Man ist verdammt wenig, wenn
man nichts weiter ist als ein guter lyrischer Dichter. Der von Natur
lyrisch und nurlyrisch veranlagte Mensch ist heute meines Erach-
tens vor die Alternative gestellt, entweder ein gottbegnadeter Mu-
siker zu werden oder eine komische Figur. Ist ihm von Haus aus
der Tonsinn versagt, so treibt er eine diluviale Beschäftigung, die
ihren Sinn verloren hat, seit wir das Diluvium verlassen haben.
'Diese Ansicht mag auf meiner eigenen fehlerhaften Organisation
beruhen. Ich bin aber sicher, daß in hundert Iahren der Nur-
lyriker ganz allgemein so betrachtet werden wird, wie er mir in
^meiner falschen Perspektive heute schon erscheint, nämlich als ein
literarischer Wiederkäuer, dessen Produkte auf die Wiese gehören
nnd nicht in die Bücherei, jedenfalls nicht auf die bevorzugten Bret-
ter, denen ich die köstliche Last der Gedankenerwecker anvertraue.
In Theaterdingen bekenne ich mich als lauä^ror temporis
^cti, und wäre die Rundfrage auf die stärksten Bühneneindrücke
gerichtet, so hätte ich mich nicht im Präsens, sondern im Perfek-
tum und Plusquamperfektum zu konjugiren. Ich weiß wohl, daß
.ich darin Leidensgenossen genug habe, in einer Zeit, da man den
.Faust ohne Faust und den Don Carlos ohne Carlos spielt, zur
höheren Ehre einer wunderbaren Regie, welche abtönt, stilisirt,
vertieft, geniale Einfälle hat, Beleuchtungeffekte zaubert. Aber
diese Leidensgenossen spinnen ihre Erinnerungen, schreiben keine
Rezensionen und gerathen fast ine in die Lage, Umfragen zu be-
antworten. Ich versetze mich in diese Lage: und, siehe da, Schatten

steigen herauf, glänzender als das Licht von heute, Schatten Toter
und zum Glück auch Lebender, deren Ruhm noch strahlt, obgleich
ihre Leistung in historische Tiefe zurückfällt. Emil Devrient als
Tässo, Salvini als Othello, Dessoir als Talbot, Pauline Ulrich als
Elisabeth von Valois: waren Das nicht vielleicht doch ganzgroße
Lebensmomente, trotz deklamatorischen Verstiegenheiten? Und muß
man Misoneist sein, um Dies zu bejahen? Aber ich habe ja hier
keine Aesthetik zu verfechten, sondern zu beichten. Irgendwo werde
ich schon Absolution finden, wenn ich die Kameliendame der Sarah
Bernhardt, lange bevor sie sich Großmutter fühlte, als eine kost-
bare Erinnerung aufbewahre; und ihr zur Seite im Opernbereich
manche klassische Gestalt der Lilli Lehmann, dann die Frau Flutl>
der Lucca, die Carmen der Tagliana, die Traviata der Patti, das
Rautendelein der Sorma, die Coppelia der Dell'Era. Noch leben
Niemann, Barnay, D'Andrade, und ich vergegenwärtige mir ihre
Tristan, Antonius und Don Juan, wenn ich Abstände ermessen
will; verdämmerndes Leuchten einer Persönlichkeitkunst, die am
Horizont verschwindet, während im Vordergrund die unromanti-
schen Rufe nach „wirklichen Menschen" ertönen. Auch Kainzens
Don Carl war ein romantisches Gebilde, während in Europa vier-
hundert Millionen „wirkliche Menschen" herumlaufen, die mir in
ihrer Gesammtheit ungeheuer imponiren und von denen ich keinen
einzigen auf der Bühne erleben möchte.

Bei der Rundfrage nach den mächtigsten Eindrücken im Kon-
zertsaal verschiebt sich die Bilanz ein Wenig nach der Neuzeit.
Ohne den forcirten Dirigentensport mitzumachen, der von Monat
zu Monat neue Weltmeisterschaften des Taktstabes aufstellt, ge-
stehe ich doch willig, daß die Aera Nikisch-Weingartner-Siegfried
Ochs früher nicht gekannte Höhepunkte einschließt. Und ich er-
gänze: Diese Höhepunkte sind für mich mit einem Schönheitfehler
behaftet, der sich einzig und allein aus ihrer zu engen Aufein-
anderfolge ergiebt. Man kann auch unter Veilchenblättern er-
sticken und unter dem besten Beethoven die Luft verlieren. Dem
alten Weheruf von Laprade ,.'1'rop 6e inusic^ue!" antwortet aus
meinem Gewissen das ketzerische Responsorium: l'rop cke Reet
Koven! Insbesondere zu viel Neunte Symphonie und auf solisti-
schem Gebiet zu viel Es-dur-Kon,?ert, Appassionata, Letzte Sona-
ten, C-moll-Variationen. Im Bild steigt Anton Rubinstein vor
mir auf, der Großen Größter, und auch er scheint eine Rundfrage
auf dem Herzen zu haben: Ist es wirklich wahr, daß sich das
Konzertniveau erhöht hat, daß all die Redivivusse das Andenken
an mich, an Liszt, an Tausig zu verdunkeln beginnen? Und da.
lege ick) die Hand zum Schwur auf das Pianoforte und beeide:

Nicht für mich, theurer Meister! Auf das erhöhte Niveau der spielenden Masse pfeife ich, denn nur die Höhenunterschiede treten mir ins Bewußtsein; nie wieder wird es mich durchzucken wie an den unvergeßlichen Abenden, da Du im Erlkönig wetterleuchtetest, in Webers As-dur-Sonate Guirlanden wobst, in Deinem eigenen Es-dur-Klavierkonzert Funken schlugst. Auch Tausig«Scarlattis Allegro vivacissimo wird nicht 'wiederkommen. Gewiß.Meister, haben wir vortrefflichen Nachwuchs, in Moriz Rosenthal und Eugen d'Albert leben Elemente von Dir, schopenhauerisch ausge-drückt: die „Rubinsteinitas"; nur ein Rubinstein von den Maßen Deiner Persönlichkeit kann nicht mehr erwachsen, eben so wenig wie eine Klara neu erstehen könnte, jener vergleichbar, die, mit dem Hermelin der Schumann-Liebe geschmückt, auf das Podium trat. Viel guter Vortrag ist geblieben und hinzugekommen, der« schwunden ist leider nur das Prestige; die Götter von heute nähren sich nicht mehr von Opferduft, sondern von Rezensionen. And selbst bei völliger akustischer Gleichheit ist es nicht das Selbe, ob ein Klang aus dem Fingeranschlag aussteigt oder beim Anruf der Sonne aus der Memnonssäule. Ohne Metapher gesprochen: Ich bekomme es noch heute beim Solisten fertig, mir die Hände wund-zuschlagen; aber mein Beifall war stärker, als ich das Applaudiren vergaß und als es da oben auf der Estrade noch nicht mit natür-lichen Dingen zuging.

Periodisch kehrt die Rundfrage wieder: Welches Werk haben Sie augenblicklich unter der Feder? Es giebt Geistesarbeiter, die hierauf schlankweg antworten und bis auf den Druckbogen genau wissen, was sie wollen. Ich sehe da immer nur eine Aeberschrift: „Auf Grenzgebieten", der keine Abhandlung folgen wird; schreiben wird sie ein Anderer, der es fertig bekommt, die Prinzipien der klassischen und der neuen Mechanik auf die allgemeinen Geistes-interessen zu übertragen. Der müßte zugleich die positive Denk-weise eines Auguste Comte, das physikalische Rüstzeug eines Mach und das intuitive Erfassen eines Bergson besitzen. Dann wird er beweisen können, daß die Menschheit einen langwierigen Pro-zef; durchmacht, in dem die Empfindungenergien stetig zu Gun-sten der Erkenntnif;kräfte aufgebraucht werden. Bis zur Evi-denz klar wird aus seiner Energieformel herausspringen, daß die Kultur, als Persönlichkeit genommen, einen Ianuskopf trägt, der vorwärts in die Wissenschaft und rückwärts in die Kunst blickt. Und wenn erst dieser Andere diese Abhandlung geschrieben hat, dann werden einige bedenkliche Stellen aus meiner unvorsichtigen Beichte nicht mehr ganz so verschroben klingen wie heute.

Alexander Moszkowski.

Die transpersische Eisenbahn.

eit Iahren wird oft davon gesprochen, daß die seit fast drei Jahrzehnten immer wieder ersehnte und dennoch bis auf den Heutigen Tag nicht zu Stande gekommene Ueberlandbahn nach Indien, die den Verkehr Europas dorthin ganz erheblich beschleunigen und den Suezkanal für den Personen-Eilverkehr und die Postbeförderung ausschalten könnte, nun quer durch Perfien, vom Kaspischen Meer aus südostwärts, gebaut werden solle. Rußland soll als treibende Kraft dahinterstehen; und auch England, das sich dem nächstliegenden Projekt einer nach Indien führenden Ueberlandbahn, der transafghanischen Linie von Kuschk über den Khaiberpaß, seit einem Vierteljahr-Hundert, aus strategischen Bedenken, widersetzt, soll angeblich dem Plan einer transpersischen Indienbahn nicht abgeneigt sein. Da auch andere Mächte diesem Bahnbau schwerlich Widerstand entgegensetzen werden, so könnte man die Ausführung der Idee für nahezu gesichert halten. Und trotzdem habe ich Zweifel, ob der Plan wirklich bald ausgeführt wird.

Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hat gewollt, daß zu den nur noch,ganz wenigen Ländern der bewohnten Erde, die bis heute keine Eisenbahnen (oder fast keine) haben, gerade Persien und Afghanistan gehören, zwei Länder, die eigentlich drei volle Iahrtausende hindurch eine große Bedeutung für die Abwickelung des Weltverkehrs hatten; denn seit der Assyrer- und Phönizierzeit bis ins Zeitalter der Entdeckungen um 15W, als die Seewege die uralten Landwege zu verdrängen begannen, haben diese Länder fast den ganzen Verkehr zwischen Indien, und China und zwischen Europa und Mesopotamien vermittelt. Wenn sie, denen von der Natur eine so bevorzugte Stellung im Verkehrsleben zugewiesen ist, heute zu denen gehören, die sich den modernen Verkehrsmitteln zuletzt erschließen, so sind nicht physikalisch-geographische ,und auch nicht allgemein-kulturelle Ursachen daran schuld, sondern ganz besondere Gründe, die sich in den Begriff „leidige Politik" zusammenfassen lassen.

Um Das zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die wenigen selbständigen Staaten, die außerhalb von Europa und Amerika noch zu finden sind, sehr rasch eine Beute der länderhungrigen großen Nationen würden, wenn ihre wirthschaftliche Rückständigkeit durch gute, moderne Verkehrsmittel, mit oder gegen ihren Willen, beseitigt und dadurch ihr eigenes Gebiet begehrenswerth gemacht würde. So haben sich denn auch Persien und Afghanistan, wie Marokko nnd zum Theil auch Abessinien, lange mit Erfolg gegen das Danaergeschenk der Eisenbahn gesträubt; aber wie in Marokko der Verlust der Selbständigkeit rasch allerlei Bahnbauten als Folge haben wird, so wird auch die Eisenbahnerschließung Persiens ein Symptom sein, das den Verfall der Herrschaft des Schahs und den Verlust der Unabhängigkeit anzeigt.

Was bisher im persischen Reich an Eisenbahnen vorhanden war,
ist kaum der Erwähnung werth. Im Iahre 1888 wurde die Haupt-
stadt mit dem zehn Kilometer südlich gelegenen berühmten Wallfahrt-
»rt Schah Abb ul Azim durch eine dreizehn Kilometer lange schmal-
spurige Kleinbahn verbunden; auch giebt es bei Ahwas eine Bahn
um die Stromschnellen des Karun; ferner im Anschluß an die Dam-
pferlinie von dem russisch-kaukasischen Hafen Euzeli nach der persi-
schen Südküste des Kaspischen Meeres und an die von hier aus von
den Russen nach Kaswin erbaute Gebirgsstraße eine Linie Kaswin-
Hamadsn am Fuß des Randgebirges. Im Ganzen gab es 1912 vier-
undfünfzig Kilometer Bahnen in Persien, die natürlich für die Ent-
wickelung von Handel und Verkehr ohne Bedeutung sind. Der Eingriff
des Auslandes war zu erwarten. Schon der Bau der erwähnten
Kleinbahn wurde von einer unter Poliakow stehenden belgischen Ge-
sellschaft ausgeführt, die außerdem noch eine (außer Verkehr gesetzte)
Schmalspurbahn von Mahmud-Abad am Kaspisee bis nach Amol in
Mazanderan (20,5 Kilometer) anlegte.
Dieses mehr als dürftige Schienennetz genügt den Möglichkeiten
der Verkehrserschließung um so weniger, als nah der Grenze schon
an zwei verschiedenen Stellen die Eisenbahnen beginnen, die Ver-
bindungen mit den fernsten Theilen Europas schaffen: die Trans-
kaukasische Bahn der Russen, die durch eine neue, rascher nach Süd-
kaukasien und Armenien führende Kaukasus-Ouerbahn (zu schnellerem
Aufmarsch der russischen Armee gegen Persien und die Türkei) ergänzt
werden soll, und die seit 1904 bestehende Bahn Tiflis-Eriwan-Dschulfa,
deren Verlängerung bis Täbris, der Hauptstadt Nordwestpersiens
und dem wichtigsten Binnetthandelsplatz, im Bau ist; zweitens die
Transkaspische Bahn vom Kaspischen Ostufer nach Samarkand, die
bei Aschabad unmittelbar an die Nordostgrenze Persiens herantritt.
Auch wenn man bedenkt, wie lange schon die Pläne europäischer
Unternehmer und Handelspolitiker zur Anlage persischer Ueberland-
bahnen bekannt sind, vermag man kaum zu begreifen, daß diese Ideen
bis heute noch nicht in den bescheidensten Anfängen verwirklicht sind.
In den sechziger Iahren sprach Sir Henry Rawlinson den Gedanken
aus, de? in ein paar Iahren abermals drängende Bedeutung erlangen
dürfte, die geplante Mittelmeer-Bagdad-Bahn über Bagdad nach
Teheran, Kandahar und an die indische Grenze nach Schikarpur
zu verlängern und damit einen fortlaufenden Schienenweg von der
Küste des Mittelmeers bis nach Indien zu schaffen.
Auch der Plan einer vom Kaukasus oder vom Kaspischen Meer
her kommenden transpersischen Bahn nach Indien ist schon rund
vierzig Iahre alt. 1872 wollte der bekannte Baron Reuter Enzeli
und Buschir durch eine quer durch Westpersien über Kaswin-Teheran-
Isfahan-Schiras laufende Linie verbinden. Russische Einflüsse be-
wirkten aber die Zurückziehung der Erlaubniß; dafür wurde freilich
1877 auch das Baugesuch einer russischen, 1882 das einer französischen

Eisenbahngesellschaft abgelehnt. Aber 1883 erwarb dann, als Gegenleistung für finanzielle Hilfe, das in Persien immer mächtiger gewordene Rußland ein Eisenbahnmonopol, trotz allen englischen Gegenbeslrebungen. > Im selben Iahr reichten der spätere Dumapräsident Chomjakow und der spätere moskauer Oberbürgermeister Tretjakow der russischen Regirung den vom Chefingenieur der transkaukasischen Bahnen, Palszewskij, entworfenen Vorschlag ein, die nach Baku hinablaufenden Bahnen über Teheran, Ispahan und Kirman mit Indien in Verbindung bringen. Die Regirung lehnte damals die Idee als undiskutirbar «und gefährlich ab; nahm sie selbst aber wieder auf. Die selben beiden Männer machten 1899, nachdem im Iahr zuvor das russische Eisenbahnmonopol in Persien verlängert worden war, den neuen Vorschlag, eine Bahnlinie nach Enzeli, über Teheran, und von dort an die Rhede von Buschir zu bauen, dazu eine zweite, die von der persischen Grenze (Chorassan) bei Ascharabad über Kirman das freie Meer bei Bender -Abbas erreichen und so das russische Innere, heutc sogar Orenburg, über Taschkent mit der ersehnten Küste verbinden sollte. Zugleich bemühte sich England um die Genehmigung einer Linie, die, anschließend an die englische Bahn Quetta-Nuschki in Beludschistan auf Kirman, nach Westen also, dann aber quer durch Seistan, längs der Grenze zwischen Persien und Afghanistan, bis Meschhed im Norden geführt werden sollte. Später sollte von Kirman über Schiras eine Verlängerunglinie nach Buschir gebaut werden, die dann, an der Küste entlang gehend, bei Basra sich an die verlängerte Bagdadbahn schließen sollte.

Weder Rußland noch England hat diese großartigen Pläne verwirklicht. Eifersucht, die dem Nebenbuhler keinen Vortheil gönnt, ließ schließlich den eisenbahnlosen Zustand nützlicher ^erscheinen als die Möglichkeit, daß der Gegner einen (wenn auch nur kleinen) Vortheil zur Mehrung seines politischen Einflusses erlangte. So einigten sich denn die.beiden konkurrirenden Großmächte auf die Verpflichtung, bis zum zwanzigsten März 1910 überhaupt keine Bahnen in Persien zu bauen. Je näher dieser Termin aber rückte, um so dringender schien eins endgiltige Klärung der Sachlage und eine unzweideutige Abgrenzung beider Interessengebiete. Der moäuü viveng! wurde durch das bekannte russisch-englische Abkommen über Asien (vom einunddreißigstenAugust 1907) gefunden, das freilich mehr einem Waffenstillstand als einem Frieden glich; denn dieser Vertrag wird eine erste Belastungprobe kaum ertragen. Noch auf andere Art schaffte sich Rußland freie Bahn in Nordpersien: die potsdamer Kaiserzusammenkunft vom Oktober 1910 und das deutsch-russische Bagdadbahn-Abkommen vom neunzehnten August 1911 brachte dem Zarenreich Deutschlands Zustimmung zu seinem Vorgehen in Nordpersien, während Rußland sich verpflichtete, den Deutschen gewisse handelspolitische Vortheile in Persien einzuräumen und seinen passiven Widerstand gegen die deutsche Bagdad-Hahn aufzugeben.

Folgen dieser Vereinbarungen waren die in den letzten drei Iah-
ren mehrfach wiederholten militärischen Verstöße der Russen in Nord-
persien, dann aber auch verschiedene verkehrspolitische Anordnungen,
darunter die Einrichtung einer seit dem ersten Iuli 1910 regelmäßig
verkehrenden Automobillinie Djulfa-Täbris (138 Kilometer) die nun,
wie schon erwähnt wurde, durch einen Bahnbau ersetzt wird, vor
Allem aber die von der russischen Regirung selbst wiederaufgenommene
Idee der im Vierteljahrhundert zuvor von ihr bekämpften.transper-
sischen Bahn nach Indien.
Man schien sich in England und Indien mit dem Plan der per-
sischen Ueberlandbahn wesentlich leichter als mit dem der afghanischen
zu befreunden, wenn auch die russische Versicherung, die persische
Route bringe alle Vortheile und vermeide die Nachtheile der afgha-
nischen Linie, mit berechtigter Skepsis aufgenommen wurde. Der
russische Vorschlag einer persisch-indischen Ueberlandbahn wurde in
England zunächst durchans freundlich begrüßt. Sir Edward Grey, sein
Unterstoatssekretär,Sir Arthur Nicolson und selbst der Vicekönig
von Indien, Lord Hardinge of Penshurst, waren für die Gemeinschaft
mit Rußland. Daß die transpersische Bahn für Englands Handel
werthvoll sein würde, werthvoller als für den russischen, ist klar.
Die Aussicht, Personen und Postsachen in nur sieben Tagen zwischen
London und Bombay befördern und die Kosten einer solchen Reise
um etwa vierhundert Mark herabsetzen zu können, ist ja verlockend
genug. Den Russen wiederum soll die Bahn den Zugang zum Per-
sischen Golf schaffen. Und die alte Befürchtung der Engländer, daß
die Bahn den Russen ein strategisches Mittel sein werde, um Indien
zu bedrohen, könnte unter gewissen Garantien hinfällig werden.
Schon jetzt können wir uns von dem Reiseweg und der Fahrt-
dauer ein Bild machen. Die mehr als zehntausend Kilometer lange
Strecke London-Bombay würde nach der Eröffnung der neuen Bahn
etwa mit den folgenden Fristen zu rechnen haben:

London-Berlin-Warschau-Brest . .' 32 Stunden
Brest»Kiew-Rostow-Baku 75
Baku.Lenkoran.Astara.Enstli ... 22 ,
Enseli-Pirbasar-Kaswin-Teheron. . 12V2 »
Teheran-Kum-Kaschan-Nadjin-Iesd»
Baramabad-Kirman-Bam . . . M/2 „
Bam-Grenze von Beludschistan .15 „
Fahrt von Beludschistan bis Quetta . 20 -
Quetta-Bombay 57 „
268 Stunden

Zu diesen elf Tagen und vier Stunden kämen allerdings noch
Zeitverluste dadurch, daß in den unsicheren und unkultivirten Gegenden
Persiens und Beludschistans ein Nachtverkehr der Züge fürs Erste
wohl ausgeschlossen wäre. Die Zeitersparniß gegenüber der Seereise

würde also doch nicht ganz so groß, wie man gehofft hatte, aber
noch groß genug, um den Vortheil wünschenswerth erscheinen zu
lassen. Fraglich bleibt nur, ob dieser Vortheil den sehr theuren Bau
einer Bahn zu rechtfertigen vermag, zu deren Ernährung der größte
Theil des neu zu erschließenden Gebietes fast nichts beizutragen vermag.
Trotz allen guten Aussichten werden aber die Verhandlungen
nach menschlicher Verausstcht ertraglos bleiben. Denn wenn auch Ruß-
land und England dem Plan der persischen Ueberlandbahn zustimmen,
so werden doch die Bedingungen, an die England-Indien seine Zu-
stimmung knüpfen muß, für Rußland unannehmbar sein. Man darf
eben inicht vergessen, daß die Bahn in erster Reihe politische und
strategische Bedeutung hätte. Ihr wirtschaftlicher Werth ist, von der
Beschleunigung des indischen Postverkehrs abgesehen, sehr gering:
über die Hälfte der von Baku bis an die indische Grenze rund drei-
tausend Kilometer langen Bahn würde durch öbes, unproduktives,
kaum bewohntes Land laufen und der Durchgangsverkehr von Waaren
und Reisenden müßte so gering bleiben, daß von einer Rentabilität
der Bahn niemals die Rede sein könnte. Nur aus strategischen Grün-
den ließe sich der ungemein theure Bau rechtfertigen. Das wissen
Rußland und England; Beide möchten deshalb die Bahn so gebaut
haben, daß sie den Interessen der anderen Macht nicht förderlich sein
könnte. Unter solchen Umständen ist eine Einigung nicht zu erreichen.
Wenn die Russen sich selbst der ihnen schon sehr unbequemen englischen
Forderung fügen, daß die Spurweite der Bahn bei der Annäherung
an Beludschistan, das „Glacis" Indiens, der indischen Spur an-
gepaßt werde, so wird der Konflikt doch über die Frage unvermeidlich
werden, ob die Bahn in der Nähe Indiens im Binnenland oder an
der Küste verlaufen soll. England wünscht nur eine Bahn, die längs
der Küste verläuft, so daß sie im Nothfall von den britischen Kriegs-
schiffen beherrscht wird; den Russen dagegen ist nur eine Binnen-
landbahn annehmbar, die strategisch nicht bedroht werden kann. An
dieser einfachen Vorfrage werden die Verhandlungen scheitern.
Die Engländer haben schon den Plan besonnen, eine Küstenbahn
von Kurratschi bis Bender-Abbas zu bauen, um damit die Russen
vor eine vollzogene Thatsache zu stellen und zu zwingen, ihre trans-
persische Bahn in Bender-Abbas einmünden und damit auf der letzten
Strecke an die Küste herantreten zu lassen. Die Russen werden sich
aber wohl hüten, ihr Geld an eine Bahn fortzuwerfen, die für sie
strategisch werthlos und obendrein wirtschaftlich hoffnunglos wäre.
Für sie kommt als Endpunkt in Indien nur Schikarpur, für Eng»
land nur Knrratschi in Betracht.
Unter solchen Umständen wird die transpersische Bahn von Baku
nach Indien in absehbarer Zeit wohl nicht gebaut werden. Günstiger
sind die Aussichten für die transpersische Bahn zwischen Bagdad und
Indien. In jedem Fall aber dürfte die Eroberung des Perserreiches
durch den gewaltigsten Kulturträger, die Eisenbahn, nah bevorstehen.
Friedenau. Or, Richard tzennig.

Selbstanzeigen.

Briefe der Liebe. Bong K Co. in Berlin.

So oft hört mans klagvoll sagen: mit der Kunst des Briefes ist es zu Ende; immer mehr verliert sie sich, seit das Wort als elektrischer Funke über Erdtheile, durch Ozeane hinzuckt und die Kunde von fernsten Ereignissen in blitzhafter Hast verbreitet. Seit Iournale zwei-, dreimal täglich das Echo entlegenster Welt sorgsam aufhaschen und vieltausendfach weitertragen. Seit die Raserei modernen Verkehrs das Tempo des gesammten Lebens vorwärts peitscht, alles Dasein von diefem Fieber besessen zu sein scheint, immer ohne Muße, ohne Ruhe, ohne Sammlung. Man schreibt keine Briefe mehr ... Man telegraphirt, telephonirt, schleudert etwa ein paar Zeilen, ein paar Thatsachen hin, sich zu verständigen, eine Vereinbarung zu treffen, Notizen, nervös, rasch... Welche Uebertreibung so unaufhörlich wiederholt wird! Frei« lich schreibt man im zwanzigsten Iahrhundert keinen Postkutschenstil. Verfaßt auch selten Berichte über Geschehnisse, die ohnedies in allen Zeitungen zu lesen sind, — woraus ja anno Dazumal der Haupttheil sämmtlicher Briefe bestand. Giebt sich vielleicht auch nicht mehr langwierigen Betrachtungen hin, weitschweifigen Ergüssen, umständlichen Bekenntnissen. Aber doch nur, weil dieMenschen überhaupt verschwiegener, diskreter, unpathetischer, knapper und sachlicher geworden sind. Mag sein: nüchterner und kärglicher. Aber man baut auch keine Renaissancepaläste, keine Rokokopavillons, keine Biedermeierlusthäuschen mehr, sondern Betonwolkenkratzer und Eisenkonstruktionen. Sie haben ihre eigene sparsame, gesammelte Schönheit. Nur an Umfang sind die Briefe verarmt. Von ihrem Inhalt ward ihnen viel vorweggenommen. Allerdings, wenn mans näher bedenkt, nicht einmal Das. Denn wer läßt sich, in fremdes Land gelangt, unter starken, noch unerlebten Eindrücken, abhalten, an geliebteMenschenGesehenes undGefühltes weiterzugeben, wenn auch Reisebücher da sind? Und ziehen etwa Zeitungen angesichts großer oder seltsamer Ereignisse nicht den Brief eines einzelnen Augenzeugen den üblichen Berichten vor? Der Brief, der einen Menschen in einziger Beziehung zu den Dingen zeigt, gegenüber den beziehunglosen Berichten. Nicht das Umfängliche: das Persönliche und Charakteristische allein wird immer den Reiz und Werth des Briefes ausmachen. Das, was den Schreiber oder seine Zeit (oder Beide zusammen) irgendwie spiegelt.

Vlan redet sehr gern vom Brief als Kunstwerk. Er pflegt im besten Fall ein impressionistisches Kunstwerk zu sein. Eine Improvisation. Sie gelingt manchmal bis zur verblüffenden Vollkommenheit, wie ein lyrisches Gedicht aus glücklicher Stunde in untadeligem Guß gelingen kann. Die Briefe, die nach literarischen Vorbildern geschrieben wurden oder mit dem vollen Bewußtsein, Kunst zu schaffen, nicht Mittheilungen des unmittelbaren Lebens aufzuzeichnen, erinnern wohl nur

an akademische Bilder, die allen ästhetischen Regeln genügen und trotz-
dem ohne letzte Wirkung bleiben. Gewiss ein ganzes Zeitalter war von
den englischen Briefromanen regirt; man korrespondirte wie Richard-
sons in Tugenden und Sentimenten schwelgende Helden und Heldin-
nen; das galante Iahrhundert berauschte sich daran, seine Koketterie
in Briefen eben so wie in Tagebüchern und Memoiren spielen zu lassen.
Das Iahrhundert des Spiegels ... Auch sind noch heute Menschen,
raffinirte Geschmäckler, die an ihre Briefe Anforderungen wie an äs-
thetische Lebensdokumente stellen: die den Inhalt wohl komponiren, den
Ausdruck sorgsam wählen, die Worte in berechneter Anordnung und
schöner Schrift hincirkeln, außerordentliche Fälle. Ihrer ungeachtet ist
der echte Brief höchst selten „Kunst". Er soll es gar nicht sein. Sich in
seiner imtürlichen Sprache mittheilen, wer wollte in einem Brief mehr?
Ein Lebenszeichen durch die trennende Ferne senden, einen Gruß, eine
Botschaft, eine Frage. Mitunter eine Stimmung skizziren, eine Idee
knapp auseinanderfalten. Der Impuls, die Intuition muß dabei Alles
sein. Die Frische des Eindrucks, der Zauber der Empfängniß, der Drang,
Empfundenes miterleben zu lassen, sie vermögen die Schönheit eines
Briefes zu sein. Niemals (oder höchst selten nur) die absichwolle Form.
Alles Unwillkürliche erhöht seinen Reiz.

So oft von der verschollenen Kunst des Briefes gesprochen wird,
denkt Ieder zunächst an die Plaudertalente, die Konversationstunden,
ohne Gegenüber gehalten, in Papier umsetzten. An die Monologisten,
die im Leben mitunter gar nicht so vertrauensselig waren, sich nicht so
leicht erwärmten und die erlösenden Worte fanden, wie wenn sie am
Schreibtisch saßen und Blick und Rede der Anderen sie nicht unter-
brachen. An die verschlossenen, herben Naturen, die sich im Brief
seelische Pentile öffneten. Oder auch die rasch verströmenden, deren
Phantasie kein Einsamkeitgefühl aufkommen ließ, die wirklich schrieben,
wie sie etwa mitten in großer Gesellschaft redeten, Causeurs, Dialektiker,
Schwadroneurs, die in Gedanken eben immerfort in Gesellschaft waren
... Man denjkt an die Briefe, aus denen die Bonmots und Pointen ge-
pflegter Salongespräche funkeln, oder an die anderen, aus denen das
Summen traulicher Winterabendlampen stimmungfchwer hervorsingt.
Man sehnt sich auf diese Weise nach anderen Stilen, als die man selbst
lebt. 1^ stilo o'sst I'Komme? Um so mehr ist der Stil die Zeit. Sie färbt
ihn, meißelt ihn. Ihr Wechselspiel, alle ihre geistigen Strebungen, alle
ihre Moden, ihre Tugenden und Verfehlungen schlagen sich in ihm
nieder. Am Meisten überrascht, daß auch der Liebesbrief sich mitwan-
delt. Sollte man denn nicht glauben, daß die Leidenschaft des Herzens
immer nur menschlich und zeitlos sei? Der ruhelos-ruhende Pol in der
Erscheinungen Flucht? Das Elementare, Triebhafte, Urewig-Gleiche?
Herz spricht zu Herzen, Blut zu Blut.. Eins wirbt um das Andere,
jubelt dem Anderen zu, Eins beschwört das Andere, Eins betet, beichtet,
verzweifelt, ringt, flucht, stirbt um des Anderen willen, seufzt, schwärmt,
girrt, heuchelt, prahlt, triumphirt, — unendlich kreist die Welt der Ge-

fühle, ein unvergängliches Einerlei, scheinbar unbeirrt vom Auf und Ab aller sichtbaren Dinge; abhängig nur von der Menschlichkeit der Liebenden. Aber nein, es erweist sich, daß die Liebe ihre Kostüme trägt wie alle Dinge. Daß das Herz seine modische Allure hat. Daß es von seiner U.mwelt, von seinem Zeitalter, von tausend in der Luft zitternden Kulturelementen entscheidende Reflexe empfängt. Daß das ursprünglichste und mächtigste Gefühl sich mit der ganzen übrigen Leiblichkeit der Iahrhunderte fortwährend umbildet. Wer zweifelt daran? Die Zeitatmosphäre bedingt eben so große Stilunterschiede wie das Temperament. Die Briefe der Liebe sind klare Dokumente dafür.

Wie lächerlich, zu denken, daß die Kunst des Liebesbriefes verfällt oder gar dahin ist! Selbst wenn für alle anderen Arten von Briefen Dies wahr wäre: der Liebesbrief kennt nicht Blüthe noch Niedergang, er bleibt immer persönlich, hat keine Geschichte, seine Entwickelung ist jedesmal im Liebenden abgeschlossen. Ein Abglanz seiner Entstehungzeit durchdringt ihn dennoch. Seine Kunst hat kein Gestern und kein Heute, sie wird täglich aus dem Herzen neu geboren, offenbart sich einzig im Gefühl des Augenblicks, bestätigt sich allein im Grade der Leidenschaft, den sie auszudrücken vermag. Trotzdem spricht sie in der Phraseologie des Kulturkreises, dem sie entstammt. Eine Reihe von Liebesbriefen, zwanglos hingestellt, verräth auf den ersten Blick die Verschiedenheit menschlicher Sentiments, aber auch die Merkmale veränderlicher Stile.

Liebesbriefe werden viel öfter geschrieben, als geliebt wird. Aus Heuchelei? Nein, aus Selbsttäuschung. Wahrhaftig, Liebe ist selten, ist beinahe einAusnahme-Erlebniß geworden. JederBackfisch glaubtzwar, vor Liebe zu verbrennen. Keine Frau würde zugeben, ungeliebt geblieben zn sein. Ihre Seelen sind so erfüllt vom Begriff des Liebe-Erlebnisses, den sie vom Sagenhören oder aus Romanen kennen, daß sie immer bereit sind, sich süßen Täuschungen hinzugeben; für Liebe hinzunehmen, was nur der Liebe Maske trägt; Erotik mit Liebe zu verwechseln, eine lyrische Schwärmerei für Liebe zu halten; ein Spiel der Worte nnd Blicke, bei dem fast ausschließlich die gesellschaftliche Koketterie betheiligt ist, als Liebe aufzufassen. Tausenderlei Täuschungen hart an der Grenze des tief ersehnten Erlebnisses. Aber Liebe, diese Ausschmelzung geistiger Sympathien im Feuer sinnlicher Leidenschaft, diese ewige Hochzeit zwischen seelischen und erotischen Mächten, dieser berauschende Traum von der Vollendung zweier Menschen in idealer Einheit, bleibt ihnen gewöhnlich versagt. Skeptiker habenausgesprochen, Liebe sei überhaupt nur eine poetische Erfindung; Rochefoucauld spöttelt, es sei mit ihr wie mit den Gespenstern, Alle redeten davon, aber Keiner habe sie gesehen; und Schopenhauer widerlegt ihn zwar, doch nur, um auf seine Art in der Liebe den „Genius der Gattung" zu feiern. Ihren sublimeren Theil mochte er nicht gelten lassen; er gilt auch für die Mehrzahl der Menschen nicht. Weil diese Mehrzahl an einer trägen Lauheit des Herzens leidet, an einer tief lastenden Gleichgiltigkeit,

an einer unaufhörlich wachen, lauernden Angst, Energien für gleich-
sam metaphysische Zwecke zu verbrauchen. Weil sie zu dem Aufschwung
des Gefühls unentschlossen ist, den die Liebe fordert, unentschlossen zu
unbedingtem Vertrauen: Selbst die Gemüthreichen haben öfter Zärt-
lichkeiten als Liebe zu verschenken. Aber dann giebt sich ein seltsamer
Vorgang kund: in trauterem Verkehr, in längerem Zusammenleben
strömt mit den Zärtlichkeiten ungeahnt viel seelische Kraft hinüber und
herüber und umhüllt die Wesen mit jener bindenden, aus gutem Ver-
stehen und zarter Willigkeit erwachsenden Sphäre, die der Liebe aufs
Innigste verwandt ist.

In Briefen leben die unzähligen Tragoedien und Komoedien des
Liebe-Spieles auf. Der ewig-eine Inhalt blieb ihnen unverkümmert
auch in der tollsten Hätz neuer Zeiten. Ihn konnten selbst die verblüf-
fendsten Errungenschaften moderner Menschheit auch nicht um eine
Nuance berauben. Sollten die Menschen sonst noch so blasirt und ab-
gebrüht worden sein: der paradiesische Traum der Liebe ist ihnen nicht
zerstoben. Der Uralte schillert vielleicht wieder mit ungekannten Ge-
sichten. Der Herzschlag schmiegt sich dem werdenden Rhythmus an. Pom
Verfall des Liebesbriefes keine Rede! Nur von der Literatur hat er sich
immer deutlicher entfernt; er ist nun nichts als nacktes, sachliches Leben.

Dresden. Camill Hoffmann.

-«>

Die Lieder der Msnna Lisa. Von Gisela Etzel. Georg Müller
in München.

Der Lyriker Max Dauthendey gab dem Buch das Vorwort:

In diesen Liedern lebt ein Geist,
Den sich ein junges Weib beschworen,
Und Blut, das athemlos gekreist,
Wird hier Musik vor Deinen Ohren.
Die Zeilen drinnen sind nicht stumm,
Ein Angesicht schaut drinnen um;
Ein Sshnisuchtgeist, der Körper fand,
Ist dieses Buch in Deiner Hand.
Aus totem Rahmen tritt die Frau,
Von der sonst nur die Augen leben,
Hunderte Iahre schon zur Schau, —
Dies Buch wird ihren Mund Dir geben.
Die Lippe, die zu keiner Stund
Die Lust des Schweigens unterbrach,
Sie thut Dir Herzensnöthe kund,
Wird mehr noch als das Auge wach,

München. Gisela Etzel.

Die Peterskirche/)

un ist das Wort Petersdom auch keine vage Photographie»!,'»
ADV stellung mehr für mich, sondern ein sinnliches Erlebniß, in das
ich mich stets wieder zurückversetzen kann. Dieses „Wunder der Welt"
ist mir zu einer ausmeßbaren Realität geworden. Und Das ist gut.
Denn Realitäten sind Einem stets mehr als Ideen; auch dann noch,
wenn sie „weniger" sind. Angesichts der Peterskirche sinken alle
Worte, wie unfaßbar, unermeßlich, unnachahmlich, als Phrasen zu
Boden. Im Gegentheil, in Einem ist Etwas, das sich dem Geist jener
Männer, die diese wahrhaft große That vollbracht haben, selbstbewußt
an die Seite stellt; ja, selbst ein Instinkt meldet sich; der über ihrs
That hinauszuklettern sich vermißt. Es ist in dieser Empfindung nicht
Verkleinerungsucht und Hochmuth; es ist nur ein Selbstgefühl darin,
das aus Selbsterhaltungtrieb wie von selbst im Schauenden sich bildet.
Ich möchte dieses Paradox wagen: es ist schwerer fast, als ein Mensch,
dem die ungeheuren Forderungen einer ungeheuren Zeit und die
Sehnsucht der an einem Kreuzweg stehenden Menschheit auf dem Ge-
wissen lasten, als wäre er persönlich für Alles verantwortlich und
schuldig und als blicke auf seinen Entschluß eine ganze Welt, es ist
schwerer fast für diesen mit höchster Selbstverantwortung sich beladen-
den Menschen unserer Tage, vor diesem Bauwerk zu stehen und sich
darüber zu entscheiden, als es schwierig war, dieses Gebäude im Schutz
der Renaissancekonventionen zu erbauen. Wäre Das, was in uns
heute inbrünstig fragt und zweifelt und sich zerquält, eben so fest
und sicher organisirt, wie es das Renaissancetalent unddieRenaissance-
kunst nach einem geheimen Rathschluß der Geschichte waren, so würde
der Dom unserer Weltanschauung hoch und herrschend über Sankt
Peter wohl hinausschnellen. Es scheint Wahnwitz, Das zu denken,
während der einsam und unbeachtet vor diesem gigantischen Geschichts-
denkmal Stehende hinter sich nur eine wirre, zerstreute, alles Gute
und Starke isolirende Zeit sieht und vor sich nur Chaos und ferne
Möglichkeiten. Aber gerade weil der heutige aus dem Nichts heraus
empfinden muß, ziemt es sich, ein neues All, ein neues Ganzes als
Maßstab vor die Empfindung aufzupflanzen.

Der Petersdom ist kein Ganzes, in dem man zur Ruhe käme.
Er ist kolossal und als Denkmal gesammelter ästhetischer Thatkraft
einzig. Er ist ein höchster Ausdruck menschlichen Vermögens nach der
Seite kultuvirter Unternehmerkühnheit. Aber er reizt dazu, daß man
sich vor ihm die Worte des grabbischen Don Iuan sagt: „Zeige mir

*) Aus „Italien, Tagebuch einer Reise", das Herr Karl Scheffler
im Inselverlag herausgiebt und dem, mindestens, der Muth des von
gewohnter Entzücktheit weit abweichenden Bekenntnisses Beifall wer-
ben muß. Als Beurtheiler von Architektur hat, glaube ich, dieser
ernste Kritiker in den Iahren jungen Wollens sein Bestes geleistet.

den Berg, den ich mir nicht höher, den Abgrund, den ich mir nicht tiefer vorstellen könnte." Er ist groß, auch innerlich bis zu gewissen Graden groß; aber er ist letzten Endes doch nur eine Vergrößerung. Eine Vergrößerung Dessen, was im Ursprung in kleineren Maßen gedacht war, für das diese Mächtigkeit der Quantität nicht nothwendig war. Kann man sich die Dome der Gothik kleiner denken, als sie sind? Unmöglich! Der gothische Dom zielt unaufhaltsam zu den Wolken. Kann man sich den Petersdom dagegen kleiner, etwa so groß nur wie Maria Maggiore, denken? Sehr gut könnte mans. Vom Wesentlichen würde kaum Etwas verloren. Er würde vielleicht nicht einmal kleiner wirken. Eins nur möchte man erhalten , wissen: die Kuppel. Ihre Linie, wie sie Rom beherrscht, wie sie sich über die schöne Landschaft von weit her wölbt: sie möchte man nicht missen. In dieser Linie schwingt etwas Unsterbliches, im kleineren Maßstab so gut nicht Auszudrückendes. Aber auch nur darin. Alles Andere ist, ich möchte sagen, wie mit einem Projektionapparat vergrößerte Renaissance. Echte Renaissance. Es ist vollkommen wahr, daß in diesem Dom die Renaissancekunst gipfelt, daß er das Wollen einer ganzen Zeit krönt. Was seiner Art nach nicht in die Peterskirche hineinpaßt, Das paßt im Grunde auch nicht in die Renaissance hinein. Diese Papstkirche bringt die Entscheidung.
Sie. Alle, die im Lauf der Iahrhunderte bewundernd hierhergekommen und erschüttert wieder gegangen sind, haben gewiß nicht Unrecht. Es ist schon in diesen Kuppelräumen und Säulenplätzen, was ergreift, etwas für Alle Grltiges. Immer wieder werden die Generationen staunend zu diesen kunstgegliederten Höhen hinaufsehen. Er allein, der selbst will und in dem die Zeit will, wird besser thun, zu fliehen als zu kommen. Wer „objektiv" die Leistung als solche werthen kann, wer das Gebäude historisch empfindet oder wissenschaftlich zergliedert, wer diese kolossale Thatsache hinnimmt wie etwas ein für alle Mal Gegebenes, das der Bewerthung längst entrückt ist, der Relativist des Lebens, er wird so leicht nicht satt werden, zu schauen und zu staunen; wer aber Schlüssel sucht, die eine Zukunft aufschließen sollen, wer von der Vergangenheit Worte neuer Zeit hören will, Der muß fast mit Haß fortgehen. Denn er findet Das, dem er zu Haus, in der häßlichen, modernen Großstadt, in seiner Parvenupolis am Meisten geflohen ist, auf eine höchste Stufe der Vollkommenheit geführt: er sieht Etwas, das an heroisirte Gründerarchitektur grenzt. Eine reine Repräsentation-Architektur, die die Mutter eines unendlichen Architekturkitsches schon geworden ist und die jeden Lehrling immer wieder mehr zum Schein als zum Sein führen wird. Iedem, der sich in Detailbetrachtungen vor einem gothischen Dom einläßt, ist zu Muth, als taste er einen Berg mit den Augen ab. Aus jede? Steinkluft, aus jedem Archttekturspalt, von jedem Gipfel blüht und keimt ihnl geheimnißvoll lebendige Form entgegen und hinter jeder Form wird eine Menschenseele sichtbar. Hinter den Formen der un-

mäßig vergrößerten Palastfassade des Petersdoms aber steht nur ein
Prinzip, ein Schema, in dem einmal vor vielen hundert Iahren frci-
lich eine Urgewalt der menschlichen Seele sich manifestirt hat, das der
Renaissance aber zu einem Mittel herabgesunken war, einen kalten
Weitstolz gigantisch dekorativ auszudrücken. Der Ruf der Peterskirche
macht aus jedem Reisenden Etwas wie einen Wallfahrer. Ein Wall-
fahrer aber sucht Gott und kann sich mit irgendetwas Weltlichem
dieser Art nicht abspeisen lassen.

Den Verstand setzt der Petersdom zweifellos in höchstes Staunen.
Allein di: technische That abzuschätzen, erzeugt Schwindel. Das ästhe-
tische Gefühl aber kümmert sich um diese Gedanken naturgemäß nur
wenig. Der Platz vor der Kirche ist sehr schön gestaltet. Aber doch
nicht restlos überzeugend. Die edel antikischen Säulenhallen des alten
Bernini haben etwas zu absichtlich Szenisches; der Platz wirkt kleiner,
als er ist, trotzdem das Terrain in sich lebendig bewegt ist, durch Obelisk
und Fontäinen gut accentuirt wird und nach hinten gegen die Dom-
treppe wirkungvoll ansteigt. Die Menschen wirken auf dem Platz
unendlich klein, aber die ArH't:ktnr wirkt dadurch^ seltsamer Weise,
nicht größer. Irgendwo muß ein Proportionfehler liegen. Vielleicht
sind die Maße zu groß genommen; vielleicht ist auch die breit gelagerte
Ellipse schuld. Es fällt auf, daß das naive Auge, das sich um nichts
kümmert als um Eindrücke, lieber eigentlich auf der farbigen Masse
des Vatikanpalastes hinter den Säulengängen ruht als auf der die
schöne Kuppel beeinträchtigenden und unschön überschneidenden Fassade.

Im Inneren wird die Empfindung noch deutlicher, daß man es
mit einer Vergrößerung, nicht mit organischer Großheit zu thun hat.
Die Kirche wirkt eben darum nicht halb so groß, wie sie ist. Liest
man die Maße und Maßvergleichungen, so hat man das Gefühl, es
müsse ungeheuer sein; erinnert man sich aber des Eindrucks, so denkt
man an den Petersdom eigentlich nicht viel anders als an andere Cen-
tralkirchen ähnlicher Anlage, die in Wirklichkeit der Peterskirche gegen-
über winzig sind. Das Gefühl von Größe und edler Weiträumigkeit
habe ich im Pantheon gehabt, in der Basilika San Paolo, sogar in
der Basilika der Maria Maggiore. Dort liegt die Größe im Verhält-
nißleben. Im Petersdom aber ist viel Mißverständniß. Nicht nur
in dem vorgelagerten Langschiff, das auch die Bewunderer der Kirche
preiszugeben pflegen, sondern selbst in der eigentlichen Kuppelkirche.
Die angewandten Formen widersprechen der übertriebenen Vergröße-
rung. Die aus der Antike abgeleiteten Bauglieder, die Gesimse und
Stuckornamente verbinden wir ein für alle Mal mit bestimmten Grö-
ßenverhältnissen; wenn sie ins Ungeheure vergrößert werden, so zieht
das Auge sie gewissermaßen selbstthätig zum Normalen wieder zu-
sammen und damit das ganze Gebäude. In den Gewölbekappen unter
dem Ansatz der großen Kuppel sind (um nur ein Beispiel zu nennen)
Mosaikbilder angebracht, Einzelgestalten von ungeheuren Dimensio-
nen. Ihnen gegenüber fühlt man sehr deutlich, daß das Auge von

gewissen Normalvorstellungen nicht läßt. Es macht ganz naiv, dag diese riesigen Gestalten zur Lebensgröße zusammenschrumpfen. Und mit ihnen schrumpft natürlich die ganze architektonische Umgebung, So entsteht eine Dissonanz von Wissen und Empfinden, die nichts weniger als ästhetisch befriedigend ist. So ist es aber überall. Es handelt sich in Wahrheit um Schmuckformen, die für die Detailwirkung gedacht sind, die etwas kostbar Goldschmiedhaftes haben, die aber ins Uebermäßige vergrößert worden sind.

Nun könnte man sagen: Du mußt von allen Details abschen und nur das Skelett des Baues auf Dich wirken lassen. Wirklich wird ja auch der Rath gegeben, man solle über alle Details hinwegsehen lernen, man solle Bramantes Grundidee aus dem Durcheinander von Stilen herausschälen und solle sogar bestimmte Standorte wählen, um dem Ungünstigen zu entgehen. Wer ich frage dagegen: Kann eine naive ästhetische Betrachtung von allem Schmuck bei einem so sehr auf Schmuckwirkung gestellten Gebäude absehen? Und ist es nicht ein Fremdenführertrick, wenn mir empfohlen wird, durch eine bestimmte Thür einzutreten oder beim Durchschreiten des Mittelschiffes die Augen zu schließen? Das heißt doch schon: zugeben, daß es sich um theatralische Wirkungen handelt. Selbst wenn es gelingt, sich aus dem Petersdom nicht nur das Tabernakel Berninis unter der Hauptkuppel, sondern auch alle andern Dekorationgegenstände fortzudenken, wenn ich die Mosaiken, Vergoldungen, Gesimse, Kapitale, Nischen, Pilaster, Inkrustationen, Pfeilerbildungen und die „fabrikmäßige Pracht" der Altäre ignorire, so daß nur kassettirte Gewölbe und leere Räume bleiben, auch dann bleibt der Anblick unbefriedigend. Ich erlebe dann vielleicht eine mehr physische Sensation, einen Schwindel; um aber seelisch ergriffen zu sein, müßte die Centralanlage dann in einer Weiss konsequent ausgestaltet sein, wie es etwa in der verhältnißmäßig winzigen Markuskirche so großsinnig geschehen ist. Der Grundfehler ist, daß Iulius der Zweite und seine Baumeister nicht das Normale auf seiner höchsten Stufe wollten, sondern das Außerordentliche. Sie wollten Centralkirche und Basilika vereinen und oben drüber ein Pantheon noch errichten. Sie wollten eine rein dekorative und eine halb praktische Idee mit einander verbinden, wollten eine christliche Kirche und zugleich auch das ganz Unchristliche. Hundert Iahre einer verworrenen Baugeschichte haben diese verworrene Herornabsicht nicht klarer gemacht; eine Heroenabsicht, die im Grunde auf falschen Idealismus zurückgeht und sich eines nicht passenden Stils bediente. Der Petersdom wird stets eine der größten Merkwürdigkeiten der Erde bleiben, es wird immer wieder fast grotesk auf den Betrachter wirken, wenn er Priester und Chorknaben durch die Kirchenhallen wie durch weitstreckige Landschaften dahin wandern sieht, wenn er wahrnimmt, daß sich in den Innenräumen ein ganzes kleines Dorf bequem ansiedeln könnte, mit Marktplatz und Dorfkirche; als Kunstwerk aber wird die Menschheit in dem Maße von diesem Dom zurückkommen,

wie sie sich neuer Kunstkultur fähig zeigt. Sie wird den Ausdruck
einer unschönen Sinnlichkeit, einer an sich selbst berauschten Formen-
wollust darin erkennen und sich reineren Quellen zuwenden.
Damit ist nun aber die ganze Renaissancearchitektur eigentlich
beurtheilt. Was Rom sonst noch an ähnlichen Eindrücken bietet, kann
das Bild bereichern und kompliziren, aber nicht im Wesentlichsten ver-
ändern. Man macht die Probe gleich, wenn man hinten um den
Petersdom herumwandert, durch Säulengänge, über sonnige Höfe,
neben den wie eine Bergwand aufragenden Pilastern des Doms bis
zum Thor des Vatikans, wo bunte Schweizer, die wie Theaterstatisten
aussehen, Wache halten, und wenn man die Gemächer des Vatikans'
betritt. Man wird beim Durchschreiten der Appartamenti Borgia
die Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Renaissancestils in all seinem
Reichthum bewundern, wird von Grund auf erkennen, wie sehr die
Renaissance ein Dekorationstil war, wie genialisch sie die pompejanisch-
römischen Elemente der Antike zu entwickeln gewußt hat und welch
eine unerschöpfliche Rokokofreude dieses Gewimmel von Gestalten und
Arabesken erzeugt hat. Man wird beim Hinabblicken in die Höfe des
Palastes, an dem der vortreffliche Bramante mitgebaut hat, erkennen,
wie reich dieses merkwürdige Geschlecht auch war an Fähigkeiten,
das musikalisch Schöne architektonischer Verhältnisse zu fühlen und
zu gestalten, und wie nützlich der Zwang, Nutzarchitekturen zu bilden,
ihrer gar zn leichten und eiligen Produktivkraft immer gewesen ist.
Man wird durch diese überreiche Kulturwelt wandeln wie dnrch ein
Märchenreich des Genusses und der Lebensfreude. Und man wird
schließlich doch immer froh sein, wenn man wieder im Freien ist und
klare Natur einathmet. Nur ist es nicht leicht, auch in den Straßen
Roms, der Renaissance und dem daraus abgeleiteten Barock zu ent-
fliehen. Diese Stile begleiten Einen straßauf, straßab, so daß ihre
auf Einzelwirkungen, auf Absonderung, nicht auf gesunde Uniformi-
tät zielende Monumentalität schließlich gar nicht mehr wirkt. Es ist
immer das Selbe: überall etwas Großes und Schönes und überall
auch neben dem echten Werth ein verderblicher Schein. Man muß
auf den Gängen durch das Marsfeld oder nach den nördlichen, östlichen
und westlichen Stadttheilen schon auf die prachtvoll rhythmisirte Can-
celleria treffen, auf dieses redliche Bauwerk Bramantes, mit dem
meisterhaft ausgebildeten Hof, oder auf des selben Meisters kleinen,
reizend eleganten Tempietto im Klosterhof von San Pietro in Mon-
torio, oder auch auf des ursprünglich empfindenden Perozzi männlich-
ernsten Palazzo Massimi alle Colonne, um daran erinnert zu werden,
welche Fülle reinen Genies in der festlich schimmernden Gründer-
architektur, die Renaissance heißt, immerhin enthalten war. Wenn
man nach der Peterskirche geht, kommt man an der Engelsburg vor-
über. Die Päpste haben dieses antike Hadriansgrab, das eine der
wichtigsten Tiberbrücken beherrscht, in den Renaissancezeiten zn einer
Art von Zwing-Rom umgeschaffen und es mit Außenmauern um-
geben. Nach den Beschreibungen hatte ich mir eine weite Anlage

vorgestellt, etwas groß Achsiales. In Wahrheit ist aber die Lage
nicht anders als die fast aller bedeutenden Gebäude Roms. Das
kolossale Gebäude liegt so an einer starken Biegung des Flusses, daß
man nicht sagen kann, es beherrsche das Flußbild. Nirgends ist rechter
Abstand möglich. Die zum Theil noch antike Brücke ist sehr kurz,
der Tiber nicht breit und die auf die Engelsburg zuführende Straße
ist zu eng, um einen vollen Blick von weit her schon zu gestatten. Das
Gebäude selbst erscheint zudem durch die Erhöhung der Tiberufer
niedriger, als es ursprünglich gedacht ist, es erscheint eingesunken.
Monumental wirkt das Gebäude eigentlich nur noch durch die ge-
drungene Wucht des Baukörpers, durch die geschlossene gasometer
artike Rundung des antiken, allen Pilastcrn und allemMarmorschmuck
längst entkleideten Rumpfes und dann durch die kokett massigen Auf-
bauten, die die Renaissancezeit hinzugefügt hat. In dem Eitadellen-
bezirk war eben eine schlechte moderne Ausstellung untergebracht.
Aber auch die Innenräume, die Wohnräume früherer Päpste, sind
ganz ausstellunghaft hergerichtet, so daß man etwa ein Mittelding
zwischen einem erhabenen Geschichtmonument und einem Aussicht-
thurm mit Restaurationen, Ansichtkarten und Trinkgeld genießt. Trotz
dieser modernen Verschandelung und Banalisirung, die viele Illu-
sionen zerstören, ist in den alten Gängen des Grabmals, auf den.
Höhen der Festung und in den Papstgemächern eine seltsam eindring-
liche Stimmnng. Es ist merkwürdig, vom Altan oben auf Rom hin-
zusehen, wie so viele Päpste es schon gethan haben, zur Peterskirche
hinüber und zur Neustadt hinab. Man spürt so im Herabblicken erst,
wie hoch und groß das Gebäude ist. Unvermerkt geräth Einem das
Papstthum und das antike Caesarenthum ein Wenig durcheinander.
Man sieht die Renaissance in einer neuen Nuance in der luxuriösen
Düsterheit der Papstgemächer, in dem pompejanisch-spätrenaissance-
lichen Arabeskenwerk, das in einem zur Festung gewordenen Grab-
thurm sein Spiel treibt. Auf Spiel kommt es eben immer mehr oder
weniger heraus, ob es nun um Leben oder Tod geht.

Wie die Renaissance sich dort auf der Engelsburg angebaut hat,
mit festen, starken Gewölben und Thürmen, die auf dem Unterbau
der Caesarenzeit von außen, aber doch ganz leicht und nur wie an-
geklebt erscheinen, so ruht die ganze Renaissance auf dem soliden
Unterbau der Antike wie auf Grundmauern. Vor Allem die römische
Renaissance, die nicht, wie die norditalienische, ein eigenes Gesicht,
einen eigenen Stil hat, die vielmehr nur wie ein rssumS des anderswo
ursprünglich Geschaffenen ist, wie ein Zusammenraffen von fremden
Werthen zum Zweck der symbolischen Erfüllung einer Machtidee, die
im Tiefsten gar nicht an ihre göttliche Mission glaubte.

In Rom bestätigt sich auch, daß das Barock die ihm innewoh»
nends Formenkraft nicht in den romanischen Ländern entfaltet hat,
sondern in den gothischen. Das heißt: in Ländern nur, wo die gothische
Baukunst natürlich einst gewachsen ist, hat das Barock, fast wie eine

übertragene Renaissance der Gothik, die nordischen Formenelemente
den romanischen zu verbinden und diese mit einem neuen, seltsamen
Leben zu erfüllen gewußt. Die Seele des Barock, das Psychische ihres
Ausdrucks, kann man nur in den nordischen Ländern darum recht
erkennen; was man in Rom an barocken Bildungen sieht, ist nur eine
neue Art von kühn ausladender Renaissauce. Wenigstens, so weit die
Bauformen in Frage kommen. Der Kunst der Anlage, der Bauplatz-
gestaltung und des Städtebaues sind die impressionistisch repräsenta-
tiven Tendenzen des Barock in manchem Punkt ja zu Gut gekommen.
Ein Gebild, wie die zum Pincio hinaufführende Spanische Treppe,
die mit spielender Kühnheit die Schwierigkeiten des aus der Achse
gerückten Platzes meistert, hätte die Renaissance wohl kaum gewagt.
Die Idee des römischen Barock gipfelt, Alles in Allem, in dem Na-
men Bernini. Auf ihn ist nicht nur die drs'.ste und laute Theater-
pracht der Fontana Trevi und des Tabernakels unter der Kuppel des
Petersdoms zurückzuführen, sondern seine üppige Schmucklust taucht
auf den Plätzen und Straßen Roms immer wieder in wechselnden
Formen irgendwie auf. Und auch in den Museen beherrscht seine
äußerliche Kunst manchen Saal. Er zeigt mit großer Deutlichkeit,
inwiefern die Renaissance eine Frucht moderner unkünstlerischer Ge-
sinnung schon ist. inwiefern sie die Effekte sucht und das theatralisch
Wirkungvolle um jeden Preis. Indem Bernini die Renaissanec uu
absurdum führt, weist er auf sie selbst nachdrücklich noch einmal^ zurück.
Auf ihn geht zu großen Theilen das schlimme moderne Großstadt-
barock zurück, diese leere, alberne Dekorationenlust, die Würde lügt,
königliche Gesinnung heuchelt und in ihrem versteckt wolllüstigen Na-
turalismus im Grunde doch bourgeoismäßig ist. Nur war Bernini
im Besitz eines fabelhaften Könnens; er hatte noch die freie und selbst
edle Geste der großen Schauspieler und Grandseigneurs der Kunst.

Karl Scheffle r.

Eisen und Kohle.

ird 191Ä der Industrie ein Iahr des Heils oder des Unheils sein?
Die Geschäftsberichte sind in ihren Prognosen selten gesprächig;
mehr erfährt man schon aus den Generalversammlungen; und auch da
heißt es jetzt fast immer: Man muß auf Alles gefaßt sein. Vielleicht
hilft die Minderung des Wechselzinsfußes der Konjunktur in einen
neuen Aufschwung. Erst hieß es: „Die Reichsbank muß ihre Rate
ermäßigen, damit das Geschäft aus der würgenden Umklammerung des
hohen Diskontsatzes los kommt." Nun wird gesagt: „Wenn die Dis-
kontändcrung auch keinen münzbaren Nutzen schafft, so hat sie doch
wenigstens eine moralische Wirkung." Aufs Ausland nämlich, das

sehen soll, wie gut alle Dinge in deutschen Landen stehen. Alle? Wie
knapp es den auf „große Fahrt" eingerichteten Unternehmen gehen
kann, hat die Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft erlebt. Sie
mußte neuen Kredit bei ihren Banken aufnehmen (12 bis 15 Millio-
nen), um Dividende und Tantiemen zu zahlen. Das kommt vor; aber
man erfährt es meist nicht. Und. wenn mans doch erfährt, so hat es
eben besonderen Sinn. Die Deutsch-Luxemburgerin ist rasch gewachsen.
Aktienkapital, Reserven und Anleihen machen zusammen 220 Millio-
nen aus; und die Anlagen stehen mit 206 Millionen zu Buch Geist,
Temperament und Strategenkunst des ersten Mannes im Rath von
Deutsch-Lux, Hugos Stinnes, haben das Schicksal der Gesellschaft de-
stimmt. Das letzte Iahr brachte einen Betriebsüberschuß von 32 (gegen
25) Millionen. Trotz der Erhöhung wird die Dividende von 11 auf
10 Prozent erniedrigt, „im Hinblick auf die gesammte Geschäftslage".
In dem Bericht wird die Zukunft nicht mal grau angestrichen. Aber
das Geld ist nicht Chimäre. Deshalb ist es gut, wenn die Liquiditütdurch
Nachfüllen aus den Bankkassen wiederhergestellt werden kann. Deutsch-
Lux hat neulich eine Anleihe beim Knappschaftverein in Bochum auf-
genommen; 5 Millionen. Zwar sollten es 10 sein; aber die Knapp-
schaftkasse wollte auf die Pfänder, die für das Darlehen geboten wurden
(die Zechen Tremonia und Kaiser Friedrich), nicht mehr geben. Dieses
Geschäft wäre nicht abgeschlossen worden, wenn zwischen Anlage- und
Betriebskapital nicht ein Mißverhältniß bestanden hätte. Bankschul-
den gab es damals nicht. Die Bilanz vom dreißigsten Iuni 1913 weist
sogar ein Guthaben von 1«/4 Million auf. Das ändert sich durch die
Aufnahme des neuen Finanzkredits. Der bringt eine Bankschuld,
die bleiben wird, bis es gelingt, sie in Werthpapiere umzuwandeln.
Wann wird es möglich sein, neue Aktien oder Obligationen von
Deutsch-Lux auf den Markt zu bringen? Uebernehmen können die
Banken sie ja immer. Aber was haben sie davon, gute Debitoren mit
fetten Zinsen in schlecht notirte Effekten umzuwandeln? Eine Be-
lastung der Portefeuilles, die aber, theoretisch, eine Hebung der Li-
quidität erwirkt. Nämlich: in den schönen Berechnungen, die für
die Bilanz aufgestellt werden, sind die Werthpapiere wichtig, die De-
bitoren nicht. Also müßte es doch ein Vortheil sein, Diese bis zur
Etagenhöhe Iener zu bringen? Ia; aber nur so lange, wie die Ef-
fekten verkäuflich sind. Auch der Begriff Liquidität ist eitel.
Die Industrie braucht neuen Kredit; die Bankwelt Befreiung
von drückenden Engagements. Wie läßt sich Beides vereinen? Nur
durch die Börse, die Versilberung der Engagements ermöglicht. Bei
6 Prozent Reichsbanksatz waren Bankzinsen nicht zwerghaft. Der Ab-
schlag von Prozent nimmt den Kosten des BanFgeldes nicht viel
von ihrer ragenden Höhe. Deshalb soll sich, wer kann, von dieser
Last befreien; der Dividende wegen. Auch bei der Laurahütte wurde
von der Bankschuld gesprochen. Nach den Vereinbarungen, die zwi-
schen der Gesellschaft und ihrer Bankverbindung bestehen, beträgt das
Maximum des zu gewährenden Kredits 10 Millionen. Ob diese Grenze

erreicht ist, weiß man nicht. Iedenfalls wurde mitgetheilt, daß zu günstiger Zeit Aktien oder Obligationen die Bankschuld auf sich nehmen sollen. Also auch da ein Hinweis auf die Zukunft. Die Börse ist von all diesen Finanzplänen nicht begeistert. Die Aktie von Deutsch-Lux, die schon einmal auf 222 stand, glitt in die Tiefe von 136 Prozent. Die Jungen Aktien vom vorigen Iahr, die zu 150 angeboten und auf 158 gesteigert worden waren, verloren 20 Prozent vom ersten Pveis. Die Laura-Aktie sah einen Kurs, den sie seit siebenzehn Iahren nicht mehr erlebt hatte. Nicht einmal in den vier mageren Dividendenjahren 1909 bis 12. An der Depression war wohl auch schuld, daß man in der Generalversammlung so wenig Gutes hörte. Selbst wenn das Frühjahr eine Besserung im Eisengeschäft bringen sollte, sei das Betriebsjahr 1913/14 verdorben. Bei dem „sehr scharfen Rückgang der Eisenkonjunktur", der fast einer Krise gleiche, seien schon viele Feierschichten eingelegt worden, um eine Ueberproduktion zu vermeiden. Kein Wunder, daß die Resonanz dem Trauerton glich. Aber der Osten des deutschen Industriebereiches hat stets seine eigene Melodie. Er ist nicht so reich begnadet wie das üppige Rheinland; von dort schallt es auch nicht ganz so düster. Gelsenkirchen, der größte deutsche Bergwerkconcern, hat in den ersten drei Quartalen des ablaufenden Geschäftsjahres 9 Millionen mehr verdient als in den selben Monaten des Vorjahres. Generaldirektor Kirdorf verschwieg aber in der Sitzung der Verwalter nicht, daß die Entwickelung der Einnahmen zunächst ein weniger flottes Tempo zeigen werde. Die niedrigen Eisenpreife hindern hohe Gewinne. Aber Gelsenkirchen ist in, guter Geldverfassung. Man braucht nicht an Aktien noch an Obligationen zu denken. Wohl Dem, der Das von sich sagen kann. Gelsenkirchen hat mit 180 Millionen Mark Aktienkapital, 51 Millionen offener Reserven und rund 74 Millionen Mark Anleihen eine so hohe Stufe der kapitalistischen Entwickelung erklettert, daß ihm zu thun nicht mehr viel übrig bleibt. Die Anlagen stehen mit 284 Millionen in der Bilanz. Das Betriebskapital macht also 305 Millionen oder 108 Prozent der Betriebsanlagen aus; fast genau das selbe Verhältniß findet man bei Deutsch-Lux. Beim Phoenix dagegen ist die Summe von Aktienkapital, Reserven und Anleihen gleich 115 Prozent des Buchwerthes der Kohlengruben, Koksöfen und Eisenwerke. Gelsenkirchen hat für die beiden letzten Iahre je 10 Prozent Dividende gegeben und seinen Aktienkurs auf ansehnlicher Höhe gehalten. Die Zeit verlangte freilich Opfer, die bei der Gelsenkirchen-Aktie in einem Werthunterschied von 42 Prozent zwischen dem Maximum des Vorjahres und dem letzten Tageskurs bestanden. Der Favorit „Phoenix" verlor im selben Zeit» und Konjunkturverhältniß rund 40 Prozent und gilt als Kapitalsanlage. Man ist der Meinung, daß die Aktie, die nach der Abtrennung des Dividendenscheins vielleicht für 230 zu haben sein wird, auch bei der Möglichkeit eines Dividendenrückganges von 18 auf 15 ein lohnendes Objekt sei. Wahre Liebe überlebt jeden Konjunkturwechsel.
Aus dem Bezirk des Bochumer Gußstahlvereins fehlte diesmal

die sonst übliche Prognose. Geheimrath Baare gab weder der General-
versammlung noch der ihr folgenden Tafelrunde Meinungen mit auf
den Weg. Gutes war nicht zu sagen. Warum also den Gästen den
Appetit verderben? Alle Um- und Neubauten (ein fünfter Hochofen
soll Mitte 1914 angeblasen werden) begrüßt die Hoffnung des Ge-
schäftsberichtes, daß sie sich als „gute Geldanlage erweisen und dau-
ernd bewähren werden." Bochum verfügte im Iuni 1913 über nahe-
zu 23 Millionen (1S) an Betriebsmitteln. Solche Stärke bestimmt
den Aktienkurs, der noch nicht schlechter ist als an den schlechtesten Ta-
gen des vorigen Iahres. Wichtig ist das Schicksal der Kohlendivi-
denden. Im nächsten Iahr gehts wieder zu den vormärzlichen Prei-
sen zurück, da die Ermäßigung, die man schon im Oktober erwartet
hatte, im Ianuar sicher kommen wird. Das Kohlensyndikat hat zu-
nächst die seit dem ersten April 1913 geltenden Preiserhöhungen be-
stehen lassen, aber schon im Oktober bestimmt, daß der nächste Be-
schluß nicht erst im April, sondern schon im Januar gefaßt werd.n
solle. Dann werden also die Prckse wiederhergestellt, die bis in den
März 1913 galten. Das waren Hochkonjunkturpreise. Aber es giebt
einen Trost: sie sind nicht höher als die Preise, die von April 1908
bis März 1909 gefordert wurden. Damals kostete Hochofenkoks sogar
eine Mark mehr, als er, nach der nächsten Preisermäßigung, werth
sein wird. Das Kohlensyndikat läßt sich Zeit mit der Anpassung der
Preise; es darf sich darauf berufen, daß ihm, wenn die Quecksilbersäule
des Wirthschaftbarometers steigt, auch nicht gestattet ist, schleunig
nachzuklettern. ?estins Isnts. Das gilt im Guten wie im Schlimmen.
Die größte unter den Reinen Zechen, die Harpener Bergbau-
gesellschaft, die mit einem Aktienkapital von 85 Millionen arbeitet,
konnte ihre Dividende von 9 auf 11 Prozent erhöhen. Folge der guten
Beschäftigung im Eisengewerbe; die Monate Iuli bis September
1913 brachten einen Ueberschuß, der um 900,000 Mark höher war als
im.vorigen Iahr. Gute Aussicht hat das Montangewerbe im Export.
Das wissen die Eisenleute so gut wie die Kohlenmänner. Der Werth
der deutschen Eisen- und Stahlausfuhr betrug in den ersten neun
Monaten des Iahres beinahe 1 Milliarde gegen 853 Millionen in
den drei ersten Quartalen 1912. Das Plus von rund 143 Millionen
Mark ist keinje eingebildete Größe, sondern ein wirklicher Zähler, der
zur Besserung der deutschen Bilanz beiträgt. Ie mehr Faktoren sol-
cher Art, desto höher das deutsche Guthaben im Weltverkehr. Auch
in Amerika weiß man den Werth der Ausfuhr zu schätzen. Die Unitcd
States Steel Corporation, die hohe Erträge, aber sinkende Auftrag-
ziffern verzeichnet, plant die Eroberung der südamerikanischen Märkte,
Eigene Dampfer sollen die Produkte des Stahltrust auf kürzestem und
billigstem Weg ins Lateinische Amerika führen. Wenn Eisen und
Kohle sich auf dem Weltmarkt in Wettkämpfen messen, darf Deutsch-
land seiner Rüstung vertrauen. Und das Bewußtsein der Stärke
schützt auch in schlechten Zeiten vor feiger Verzweiflung. Ladon.

hc,ausgeker und Verantwortlicher Redakteur: Maximilian hardeu in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von P,,Z « »grl.b >>. „', b, h, in Verli,r,

Mexiko, den 16. August 1913.

Mein Herr!

sechsten August setzte, in Erfüllung eines telegraphirten
MM Auftrages seiner Regirung, der Geschäftsträger sä interim
der Vereinigten Staaten von Amerika den Herrn Manuel Garza
Aldape, damals Staatssekretär des hiesigen Auswärtigen Amtes,
mündlich davon in Kenntniß, daß Ihre Ankunft in dieser Republik
mit einer Friedensmission nah bevorstehe. Da zwischen den Ver-
einigten Staaten von Amerika und denen von Mexiko glücklicher
Weise weder damals noch heute Kriegszustand herrschte, war meine
^Regirung sehr überrascht, daß die Mission, die Sie zu uns führen
könnte, als eine Friedensmission bezeichnet wurde. Daraus ging
die wesentliche Bedingung hervor, die meine Regirung sich er-
laubte in ihrer unnumerirten Note vom sechsten August an den
genannten Geschäftsträger zu stellen; nämlich die Bedingung,
daß, wenn Sie nicht geneigt wären, „Ihren offiziellen Charakter
in gebührender Weise zu rechtfertigen", Ihre Anwesenheit uns
nicht „genehm" sein könnte, und zwar in dem diplomatischen Sinn,
den man diesem Wort zu geben pflegt.

Seit der ersten Zusammenkunft, die ich das Vergnügen hatte
-mit Ihnen zu haben, wurde Ihr Charakter als Vertrauensagent
Ihrer Regirung klar bestimmt; auch war ja der Brief, den Si,e
ums gefälligst überreichten, obgleich unter unpersönlicher Adresse,
mit der für uns hochachtungwerthen Unterschrift des Präsidenten
der Vereinigten Staaten von Amerika versehen.

Es ist nicht nöthig, Herr Pertrauensagent, unsere ganze erste

Unterhaltung hier zu wiederholen; wohl aber wird es erlaubt sein, festzustellen, daß ich in Ihnen einen erlauchten Maecen gefunden habe, beseelt von den besten Absichten darauf, daß die bedauerliche. Spannung der Beziehungen zwischen Ihrer und meiner Regirung bald zur Genugthuung beider Theile gelöst werde. Bei unserer. zweiten Zusammenkunft in meiner Privatwohnung, am Abend- des vierzehnten August, kam es zu einem intensiven, ehrlichen, und offenen Gedankenaustausch über die Stellung, in welcher sich unsere Regirungen befinden, aber nicht zum Einverständniß. Sie hatten die Güte, mir Ihre Instruktion zu überreichen,' die eben« falls von dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika unterzeichnet war. Mit der gebührenden Ermächtigung von dem Präsidenten der Mexikanischen Republik (nach voran- gegangener einstimmiger Billigung durch seinen Ministerrath, der eigens zu diesem Zweck versammelt worden war) werde ich die Ehre haben, auf die besagten Instruktionen folgende eingehende Antwort zu geben.

Die Regirung von Mexiko hat den Rathschlägen und Er- wägungen, welche die der Vereinigten Staaten von Amerika ge- ruht hat an sie zu richten, die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, und zwar aus drei Hauptgründen. Erstens, weil sie» wie ich schon andeutete, für die Persönlichkeit Seiner Excellenz, des Herrn Woodrow Wilson die größte Hochachtung hegt; zwei- tens, weil einige europäische und amerikanische Regirungen, mit? denen Mexiko die besten Beziehungen internationaler Freund- schaft unterhält, geruht haben, auf die zarteste und achtungvollste Weise (wofür Mexiko seinen tiefsten Dank ausspricht) ihre guteu Dienste anzubieten und zu bitten, daß Mexiko Ihnen ein ge- neigtes Ohr leihen möge, unter der Voraussetzung, .datz Sie Ueber- bringer einer Privatmission des Präsidenten der Bereinigten Staaten seien; und drittens (nicht etwa, weil Mexiko die Haltung rechtfertigen wollte, die es während der letzten Ereignisse den Be- wohnern der Republik gegenüber eingenommen hat, die in ihrer. großen Mehrheit ihre Zustimmung und ihren Beifall kundgethau haben, sondern), weil Mexiko den Wunsch hegte, dah die Gerech- tigkeit seiner Sache überall in vollem Maße gewürdigt werde.

Der Vorwurf, daß bisher nicht erreicht worden sei, in der. Hauptstadt von Mexiko eine Regirung einzusetzen, die die Ach- tung und den Gehorsam der mexikanischen Nation verdiene, ist nicht berechtigt. Gegen eine so schwere Beschuldigung, die ohne irgendwelche Beweise vorgebracht wurde (aus dem einfachen Grunde, weil es keine solchen Beweise geben kann), will ich mir

gestatten, Herr Vertrauensagent, die folgenden beredten That» suchen aufzuführen, die in gewissem Umfang Ihnen selbst aus eigener Anschauung bekannt sein müssen. Die Mexikanisch: Republik besteht aus siebenundzwanzig Staaten, drei Territorien und einem Bundesdistrikt, welcher der Sitz der Regirung ist. Von diesen siebenundzwanzig Staaten stehen achtzehn, die drei Terri» torien und der Bundesdistrikt (also im Ganzen zweiundzwanzig Gebiete) unter der unbeschränkten Herrschaft der jetzigen Regirung, die außerdem über fast alle Häfen verfügt, also auch über die in ihnen errichteten Zollämter. Ihre Südgrenze ist frei und in Frieden. Außerdem verfügt meine Regirung über einen Effektiv» bestand von achtzigtausend Mann unter den Waffen, deren einzige Aufgabe ist, den Frieden der Republik zu sichern. Das ist der sehnlichste Wunsch der Nation und dazu hat sich der Interimistische Präsident feierlich verpflichtet. Nach dieser Darstellung kann Niemand zweifeln, daß meine Regirung der Achtung und des Gehorsams der mexikanischen Nation würdig ist, denn sie hat verstanden, sich mit den größten Opfern und trotz allen schädlichen Einwirkungen diese Gefühle zu verdienen.

Meine Regirung versteht nicht, was die der Vereinigten Staaten sagen will, wenn sie behauptet, daß sie nicht in der selben Lage sei wie die übrigen Großmächte im Hinblick auf Das, was in Mexiko vorgeht und „wahrscheinlich" noch vorgehen wird. Mexikos Zustand ist leider nicht zweifelhaft und nicht geheim: es wird durch einen inneren Kampf ruinirt, der seit fast drei Iahren andauert und den ich in diesen Zeilen nur als das Ergebniß eines gründlichen Irrthums bezeichnen möchte. Was in Mexiko noch geschehen kann: Das können weder Sie, Herr Vertrauensagent, noch ich noch irgendein Anderer vorhersagen, da ja „über das noch nicht Gewesene kein Urtheil gefällt werden kann". Im Nebrigen ist meine Regirung sehr dankbar für die guten Dienste, die ihr die Regirung der Bereinigten Staaten von Amerika anbietet; wir wissen sie von dem edlen Wunsch beseelt, die Rolle eines Freundes zu spielen und damit auch den Wunsch aller anderen Regirungen zu erfüllen, die hoffen, daß, sie wie der allernächste Freund Mexikos handeln wird. Wenn diese guten Dienste aber von der Art sein sollen, wie sie uns heute angeboten werden, dann müssen wir auf sie verzichten, und zwar mit aufrichtigem Bedauern, aber auch mit der äußersten Bestimmtheit und endgiltig.

Wenn die Regirung der Vereinigten Staaten in uneigennütziger Freundschaft zu handeln wünscht, dann könnte sie kaum wieder eine so günstige Konjunktur finden wie die gegenwärtige:

sie brauchte nur dafür zu sorgen, daß den Rebellen, die über die Grenze flüchten, dort konspiriren, sich bewaffnen und verproviantiren, keine materielle und moralische Unterstützung werde; sie brauchte nur von ihren Nnter- und Lokalbehörden die energischste Wahrung der Neutralitätgesetze zu fordern. Ich versichere den Herrn Vertrauensagenten, daß dann die völlige Pazifizirung der Republik in kurzer Zeit gesichert wäre.

Absichtlich antworte ich nicht auf die Anspielung, die Vereinigten Staaten von Amerika seien bereit, in Bezug auf die Souverainetät und Unabhängigkeit von Mexiko mit der gewissenhaftesten Rücksicht zu verfahren: denn es giebt Angelegenheiten, Herr Vertrauensagent, die nicht einmal auf dem Gebiet der reinen Idee eine schriftliche Beantwortung zulassen.

Aus einem großen Irrthum Seiner Excellenz des Herrn Wilson ging auch die Behauptung hervor, daß die Lage Mexikos unvereinbar fei mit der Erfüllung seiner internationalen Pflichten, mit der Entwickelung seiner eigenen Civilisation und mit der nöthigen Erhaltung bestimmter und erträglicher politischen und ökonomischen Zustände in Centralamerika. Ich glaube, daß ein Irrthuni obwalten muß, denn bis heute ist keine Reklamation von einer fremden Regirung angekommen, die uns beschuldigt, unsere Pflicht nicht erfüllt zu haben; wir fahren fort, alle unsere Gläubiger pünktlich zu bezahlen; wir fahren fort mit unseren diplomatischen Missionen, die in fast allen Ländern der Erde mit Herzlichkeit behandelt werden; und wir werden zu allen Arten von internationalen Kongressen und Konferenzen eingeladen. Für unsere innere Entwickelung zeuge die Thatsache, daß soeben ein Kontrakt mit belgischen Kapitalisten unterzeichnet worden ist, der Mexiko ungefähr fünftausend Kilometer neuer Eisenbahn bringt. Schließlich: wir können durchaus nicht erkennen, wodurch unser innerer Kriegszustand Centralamerika schädigt, finden viemehr, daß er nur uns Schaden stiftet. Darin aber stimme ich mit Ihnen, Herr Vertrauensagent, überein: das ganze Amerika ersehnt ein schnelles Ende unserer Wirren; denn mit tiefem Leid blickt Alles auf ein Land, das, gestern noch in blühendem Gedeihen, ganz plötzlich von einem großen inneren Unglück heimgesucht wird.

Nach Alledem: Mexiko kann auch nicht einen Augenblick die vier Bedingungen in Erwägung ziehen, die Seine Excellenz Herr Wilson uns durch Ihre achtungwerthe und würdige Vermittlung vorzuschlagen geruht. Ich will Ihnen sagen, weshalb. Sofort die Kämpfe in Mexiko einzustellen, also der endgiltige Waffenstillstand, „feierlich geschlossen und gewissenhaft gehalten": Das ist

nicht möglich; dazu wäre ein Mann nöthig, der ihn, ohne der Civilisation einen schmählichen Schimpf anzuthun. der großen Schaar vonBanditen vorschlagen könnte, die unter diesem oder jene n Vorwand nach Süden hin plündernd umherziehen und die gräßlichsten Schandthaten ausführen; kein Land, auch nicht die Vereinigt'n Staaten von Amerika, hat jemals gewagt, sich mit solchen Individuen auf Verträge einzulassen oder ihnen Waffenstillstand anzubieten; Menschen dieses Schlages stehen in allen Breitengraden außerhalb der menschlichen und göltlicheu Gesetze. Banditen, Herr Vertrauensagent, gewährt man keine Amnestie; man beginnt mit dem Versuch, sie zu bessern, und wenn Das nicht gelingt, so wird ihr Leben abgemäht, nach dem biologischen Grundsatz, daß die nutz« baren Aehren wachsen und Frucht bringen sollen.

Die Rebellen, die sich selbst „Konstitutionalisten" nennen und von deren Repräsentanten irgendeiner von Mitgliedern des Senates der Vereinigten Staaten von Amerika angehört worden ist, müßten (Das ist unser Wunsch) den Abgrund erkennen, an dessen Rand ihre Leidenschaft als Besiegte, die sie sind, «ns hintreibt. Was könnten wir mehr wünschen als Dieses: daß sie ihren Groll aufgeben, zu uns kommen und ihre Bemühungen mit unseren vereinen, auf daß wir uns gemeinsam der großen, erhabenen Aufgabe des nationalen Wiederaufbaues widmen? Leider haben sie von dem Amnestiegesetz, das die Regirung des Präsidenten a6 interim erließ, keinen Gebrauch gemacht; im Gegentheil: Revolutionäre, die in der Republik Wahlämter ausübten oder besoldete Beamte waren, verließen das Land, ohne irgendwie belästigt zu werden, obgleich die Regirung die Gewißheit hatte, daß sie hingehen würden, um im Ausland gegen sie zu arbeiten und die Miseren und Mängel ans Tageslicht zu ziehen, die jeder Menschengruppe und so auch uns anhasten. Wenn wir mit solchen Leuten einen Waffenstillstand abschlössen, würden wir sie ipso kacw als Kriegführende anerkennen, was nicht möglich ist, und zwar aus einer Reihe von Gründen, die dem Scharfblick der Regirung der Vereinigten Staa« ten von Amerika nicht entgehen können; auch sie hat bis heute, wenigstens öffentlich, gerade so wie wir, solche Leute als Rebellen betrachtet. And es ist ein allgemein adoprirter Grundsatz, daß man mit Rebellen keinen Waffenstillstand abschließt.

Daß von meiner Regirung die Versicherung gefordert wird, bald zu nahen und freien Wahlen zu rufen, ist der klarste Beweis und das unzweideutigste Bekenntniß, daß die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika sie als gesetzmäßig und fest begründet ansieht. Da schon unsere Gesetze eine solche Sicherheit

verlangen, so ist nicht zu befürchten, daß im bevorstehenden Wahl, kampf gegen sie verstoßen werde. Die Regirung, die naturgemäß interimistisch ist, wird ihren Platz der endgiltiig von der Nation gewählten einräumen.
Die dem Herrn General Victoriano tzuerta zugemuthete Verpflichtung, bei diesen Wahlen nicht als Kandidat für die Präsidentschaft der Republik aufzutreten, ist nicht in Betracht zu ziehen. Wenn ich davon absehe, daß dieses Verlangen eben so befremdend wie herausfordernd ist, so bleibt noch immer die Gefahr, daß man darin ein Zeichen persönlichen Uebelwollens erblickt. Die Entscheidung über diesen Punkt kommt einzig und allein der Öffentlichen Meinung des mexikanischen Volkes zu, dessen Beschlüsse in den Wahlversammlungen zum Ausdruck gelangen werden.
Die Aebereinkunft, daß alle Parteien im Voraus sich den Ergebnissen der Wahlen unterwerfen und redlich dazu mitwirken sollen, die neue Verwaltung zu stützen und zu organisiren, ist wohl vorauszusetzen und zu erhoffen; denn da die Parteien, ohne es freilich auszusprechen, tief empfinden, was dieser innere Kriegszustand uns an Verlusten von Leben und Besitz schon gekostet hat, so werden sie sich wohl vornehmen, an der Aebereinkunft festzuhalten. Auf diesen Punkt sich aber zu verpflichten, wäre allzu verwegen. Das könnten nicht einmal die Nationen, in denen! die Bürgertugenden sich am Besten bewährt haben. Denn Niemand kann die Verirrungen und Ausschreitungen vorhersehen und berechnen, zu denen die Leidenschaften, besonders die politischen, die Menschen hinzureißen vermögen.
Wir würden es den Vereinigten Staaten von Amerika hoch anrechnen, wenn sie sich von heute an verpflichten wollten, die künftige Pegirung anzuerkennen und zu unterstützen, der wir Mexikaner die Leitung unserer Geschicke anvertrauen werden. S.'hr bedauern wir die Spannung der Beziehungen beider Republiken; Mexiko hat nicht den geringsten Grund dazu gegeben. Die Regirung des Herrn Generals Huerta hat sich streng an die Gesetz: gehalten. Artikel 85 unserer Verfassung sagt: „Wenn beim Beginn einer konstitutionellen Periode weder der Präsident noch der VicsprSsident aus den Wahlen hervorgeht oder die Wahl am ersten Dezember nicht erledigt und kundgethan worden ist, wird trotzdem der Präsident, dessen Periode abgelaufen ist, von seinem Posten zurücktreten; der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes übernimmt dann sofort die auszuübende Gewalt als Präsident aä interim; wenn er verhindert oder nicht vorhanden ist, einer der anderen Staatssekretäre, je nach der Reihenfolge, die das Gesetz bestimmt.

Auf die selbe Art wird verfahren, wenn bei gänzlichem oder zeitweiligem Fehlen des Präsidenten der Vizepräsident sich nicht meldet, wenn ihm erlaubt wäre, von seinem Amte zurückzutreten, falls er es noch ausübt, und wenn im Verlauf seiner Periode das aänzliche Fehlen beider Funktionäre vorkommen sollte." Und die Thatsachen, die in Mexiko vorlagen, waren: Verzicht des Präsidenten und des Vicepräsidenten (Francisco I. Madero und Jose Maria Pino Suarez). Nach diesem Verzicht übernahm Herr Pedro Lazcurain, Minister des Aeußeren, die Exekutivgewalt, nach dem 'Gesetz, und ernannte, seiner Befugniß gemäß, Herrn General Victoriano Huerta zum Staatssekretär. Da kurz danach auch Herr Lazcurain sein Abschiedsgesuch einreichte und es von der Kammer angenommen wurde, übernahm Herr General Victoriano Huerta die Exekutivgewalt, mit dem Charakter als Präsident aä Interim und mit der Verpflichtung (die bereits erfüllt ist), zu außerordentlichen Wahlen aufzurufen. Wie Sie sehen, handelt es sich hier einzig und allein um konstitutionelles Recht, in das keine fremde Nation, so Achtung gebietend und mächtig sie auch sei, sich irgendwie einzumischen hat.

In: Uebrigen findet meine Regirung, daß sie der Anerkennung durch die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika nicht bedarf. Dinge, die durch sich selbst bestehen, sind nicht auf Anerkennung angewiesen. Nur um die Einstellung der Beziehungen handelt es sich; sie ist eben so anormal wie unbegründet. Anormal: weil der Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, amtlich und in seiner Stellung als Dekan des bei der Regirung der Republik akkreditirten ausländischen Diplomatischen »Corps, den Herrn General Huerta zu dessen Erhebung zum Prälidenten beglückwünscht hat, offiziellen Akten, darunter der Eröffnung des Kongresses, beiwohnte, in protokolarischen Noten seinen Werkehr mit dem hiesigen Auswärtigen Amt fortsetzte und bei seiner Abreife den Ersten Sekretär der Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika als Geschäftsträger Interim akkreditirte, der bei uns noch immer in freier Ausübung seiner Funktionen verblieben ist. Unbegründet: weil, ich wiederhole es, wir nicht den geringsten Vorwand dazu gegeben haben.

Der Heri' Vertrauensagent kann mir glauben: Nur die aufrichtige Hochachtung, die das Volk und die Regirung von Mexiko für das Volk und die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika hegen, hat uns bestimmt, die Gesuche, deren Ueberbringer Pe sind, in Erwägung zu ziehen und sie so schnell, wie der Gegenstand erlaubte, zu beantworten. Sonst, da sie eben so demüthi-

gend wie ungebräuchlich sind und kaum in einem Friedensvertrag nach einem Siege zulässig wären, hätten wir sie einfach zurückgewiesen, wie jede andere Nation von einiger Selbstachtung thäte.
Meine Regirung vertraut auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und hofft zuversichtlich, daß der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wenn er sich nur mit Hochsinn und Unbefangenheit in diese Sache hineindenkt, zumal er eine Persönlichkeit ist, deren Sittlichkeit und Rechtschaffenheit über jedem Zweifel steht, seine Ansprüche aufgeben und mit dazu beitragen wird, daß, auf noch festeren Grundlagen, die Beziehungen aufrichtiger Freundschaft und guten Einverständnisses wieder geknüpft werden, die unter den Nachbarn Jahrhunderte lang bestanden. Wir können ja, auch wenn wir es jwollten, niemals vergessen, daß die Vereinigten Staaten und unsere Republik benachbart sind und gemeinsam nach Wohlstand und Kultur streben müssen (worin Sie, wie wir gern anerkennen, einen beneidenswerthen Vorsprung vor uns haben).
Zu unserer Freude sagt der Schluß der Instruktionen des Herrn Präfidenten Wilson: „Wenn Mexiko uns irgendein besseres Mittel zum Erweis unserer Freundschaft zeigen kann, ein Mittel,, das dem mexikanischen Volk Nutzen brächte und sich mit unseren internationalen Verpflichtungen vertrüge, so werden wir es sehr gern prüfen." Dieser Schlußsatz ermuthigt mich, den folgenden, ehrenvollen Vergleich vorzuschlagen.
U Man soll unseren Botschafter in Washington empfangen.
2. Die Vereinigten Staaten von Amerika sollen uns einen neuen Botschafter senden, ohne zuvor Bedingungen zu stellen.
Dann wird die bedrohliche und beängstigende Situation auf« hören und deren Ursache, die, wenn die Spannung andauert, uns in allerlei Extreme führen könnte, nie mehr erwähnt werden. Solche Extreme aber sind unberechenbar für zwei Nationen, die unter allen Zimständen Freunde bleiben müßten. Freundschaft aber kann nur auf gegenseitiger Achtung beruhen. Achtung ist unentbehrlich zwischen zwei selbständigen, vor Recht und Gericht völlig gleichen Staaten.
Mir bleibt nur noch übrig, Ihnen, Herr Vertrauensagent, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung zu wiederholen.
Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes der Republik
F. Gamboa.
Herrn John Lind,
Vertrauensagenten des Präsidenten der Vereinigten Staaten. von Amerika.

Wilson-guerta.
71.
Mexiko, den 26. August 1913.
Mein Herr!
Gestern hatte ich die Ehre, aus Ihren Händen eine Note
zu empfangen, in der Sie, trotzdem Sie keine Instruktionen von
dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika,
haben, belieben, die Antwort, welche die Regirung der Republik
in der Note vom Sechzehnten gegeben hat, gegenüber Ihren
Instruktionen geradezu als nicht zur Sache gehörig zu erklären.
Ihnen beliebte, aus diesen Instruktionen den P.aragraphen wieder-
zugeben, der lautet: „Wir wollen unter den gegenwärtigen Um-
ständen, beseelt von der wärmsten und uneigennützigsten Freund-
schaft, versahren. Unser Vorsatz ist, in Allem, was wir thun oder
vorschlagen, nicht nur der Souverainetät und Unabhängigkeit
Mexikos den höchsten Respekt zu erweisen (wozu wir ja durch all«!
Vorschriften der Ehre und des Rechtes verpflichtet sind), sondern
auch alle möglichen Beweise dafür zu geben, daß wir nur im
Interesse Mexikos handeln und nicht in dem einer Person oder
einer Gruppe von Personen, die für sich selbst oder ihr Eigenthum
in diesem Land Rechte reklamiren oder Entschädigung verlangen.
Was wir beabsichtigen, ist: Mexiko Rath zu ertheilen, zu seinem
eigenen Wohl und im Interesse seines eigenen Friedens, nicht
zu irgendeinem andern Zweck, welches auch immer. Die Regirung
der Vereinigten Staaten würde sich als diskreditirt betrachten,
wenn sie da eine egoistische Absicht hegte, wo über den Frieden,
das Glück und die Wohlfahrt eines ganzen Volkes entschieden
werden soll. Wir handeln nicht aus Eigensucht, fondern so, wie
unsere Freundschaft zu Mexiko vorschreibt."
Obwohl Sie am Anfang der Note, die ich beantworte, zu oe-
haupten geruhen, daß Sie keine Instruktionen vom Präsidenten
der Veleinigten Staaten von Amerika besitzen, erklären Sie, nach
dem soeben wiedergebenen Citat, im Namen des Herrn Präsi-
denten, daß der in meiner Note vom Sechzehnten angedeutete
Weg zur Anerkennung der jetzigen Regirung (die, nebenbei gesagt,
sehr weit davon entfernt ist, eine Regirung 6e tacto zu sein, wie
Sie zu behaupten belieben) oder einer künftigen Regirung von
Mexiko <Das fügen Sie hinzu) eine Angelegenheit ist, die allein
die Vereinigten Staaten von Amerika entscheiden dürften, welche
in der Ausübung ihrer souverainen Interessen, vor Allem in Zeiten
ernster innerer Wirren, nicht schwanken werden, den Weg vorzu-
zeichnen, der nach dem Urtheil der Vereinigten Staaten von Ame-.

rika, nicht nach unserem, für Mexiko am Besten geeignet sei.
Und Sie fügen hinzu, der Präsident der Vereinigten Staaten von
Amerika sei aufrichtig überzeugt, daß meine Regirung in den
Anweisungen Seiner Excellenz des Herrn Woodrow Wilson das
praktische Mittel finden wird, unsere Lebensinteressen zu fördern
und die Wiederherstellung unserer inneren Ruhe zu beschleunigen.
Und deshalb unterbreiten Sie, immer im Namen des Präsidenten
der Vereinigten Staaten, der Erwägung meiner Regirung drei.
Vorschläge. Erstens: daß die für den sechsundzwanzigsten Oktober
dieses Jahres vorbereiteten Wahlen in Uebereinstimmung mit
der Konstitution und den Gesetzen von Mexiko vollzogen werden.
Zweitens: daß der Präsident Huerta in der Weise, die der Prä-
sident der Vereinigten Staaten von Amerika von Anfang an
angedeutet hat, die Sicherheiten geben soll, auf die sich der Para-
graph „O" der ersten Instruktionen bezieht; er lautet: „Die Ein-
willigung des Generals. Huerta, sich zu verpflichten, in den nächsten
Wahlen nicht als Kandidat für die Präsidentschaft aufzutreten."
Drittens: daß die übrigen in den ersten Instruktionen enthal-
tenen Vorschläge später, doch nach kürzestem Zeitablauf, erörtert
und, je nach den Umständen, aber in dem Geist, in dem sie
entworfen wurden, erledigt werden. Sie fügen hinzu, daß der
Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika Sie ermächtigt
habe, zu sagen: wenn meine Regirung „sofort und gemäß den
Anweisungen handle", werde der Präsident selbst den amerikani-
schen Bankiers und deren Sozien mittheilen, daß die Regirung der
Vereinigten Staaten von Amerika die schnelle Uebernahme einer
sofortigen Anleihe gern sähe, die ausreicht, um unsere augenblick-
lichen Bedürfnisse zu decken. Am Schluß Ihrer Note betonen
Sie noch die Hoffnung Ihrer Regirung, daß wir, wie unsere höch-
sten Interessen fordern, diese Vorschläge sogleich annehmen werden.
Zunächst, Herr Vertrauensagent, ist auffällig, daß Seine Ex-
zellenz Herr Woodrow Wilson in diesem Fall auch nicht im Ge-
ringsten von dem zuerst Beschlossenen abgewichen ist. Ich könnte
mich also begnügen, meine Note vom Sechzehnten, die kategorisch
ablehnend war, zu wiederholen. Aber der Herr Präsident sä
Interim will, in völliger Uebereinstimmung mit dem Minister-
rath, seine Bereitwilligkeit bis zum Aeußersten erweisen. Um die
Oeffentliche Meinung in Mexiko, die das schlechte Verhältniß der
beiden Republiken sehr bedauert, zu beruhigen und den Mächten,
die uns ihre guten Dienste in zartfühlender Art anboten (ich
werde nie müde werden, zu wiederholen, daß sie so gehandelt
haben, und noch weniger, es ihnen zu danken), seinen redlichen,

Willen zur Kenntniß zu bringen, hat er mich ermächtigt, Ihnen
eine Antwort zu geben, die ich hier folgen lasse.

i,Ich beginne mit dem Hinweis auf eine sehr bezeichnende
Thatfache: seit dem Abend des vierzehnten August, an dem ich
von Ihnen den Bogen mit den Instruktionen erhielt, die nicht an
eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet waren und in denen die
jetzige Regirung bezeichnet war als ,die Personen, die jetzt die
oberste Behörde bilden oder Einfluß in Mexiko üben', ist, bis
gestern, ein gewisser Fortschritt gemacht worden, da man den Herrn
Konstitutionellen Präsidenten aci Interim (siehe Nummer 2 der
ueuen Vorschläge) bereits als: .Präsidenten Huerta' und das Per-
sonal seiner Verwaltung im ganzen Verlauf der Note als ,Re-
girung 6e iacto' bezeichnet. Diese oder jene Bezeichnung: Das war
von Anfang an unwichtig. Alle Verhandlungen Ihrer Regirung
wurden nur mit uns geführt; dadurch war uns, auch wenn wirs
noch nicht besessen hätten, das Recht einer vollkommenen politi-
schen und moralischen Persönlichkeit Zugestanden. Ich begnüge
mich also mit dem Hinweis auf diese Thatsache.

Wenn Ihre ursprünglichen Vorschläge schon unannehmbar
waren, so sind die neuen noch unannehmbarer; und es ist auf-
fallend, daß man sie macht, trotzdem und nachdem die ersten schon
zurückgewiesen worden sind. Gerade weil wir den hohen Werth
begreifen, den das Prinzip der Souverainetät hat (auf das Ihre
Regirung sich bei so passender Gelegenheit beruft, um uns anzu-
erkennen oder nicht), glaubten wir nicht, daß sie sich jemals er-
kühnen werde, uns vorzuschlagen, daß wir unsere Souverainetät
opfern und einer fremden Regirung erlauben sollen, uns die
Linie unseres Verhaltens vorzuschreiben. Wenn wir die Rath-
schläge und Vermahnungen (wir wollen sie so nennen) der Ver-
einigten Staaten von Amerika zuließen, wäre es auch nur im
Prinzip, so würden wir nicht nur unsere Souverainetät aufgeben,
sondern auch für eine unabsehbare Zukunft unser Schicksal als
eines selbständigen Staates gefährden; alle künftigen Präsiden-
tenwahlen wären dem Veto irgendeines Präsidenten der Ver-
einigten Staaent von Amerika unterworfen. Solcher Ungeheuer-
lichkeit, Herr Vertrauensagent, wird keine Regirung fähig sein,
so lange im mexikanischen Volk noch ein Gewissen lebt.

Das sehr große Interesse, das der Herr Präsident der Ver-
einigten Staaten von Amerika für unsere inneren Angelegen-
heiten gezeigt hat, verleitete uns in den Glauben, daß sowohl er
wie seine Regirung wisse, was unsere Verfassung in Wahlange-
legenheit befiehlt und anordnet. Leider lehrt uns die Beharrlich-

ksit, mit der Seine Excellenz tzerr Wilson auf seinen ersten Ideen, besteht, daß wir in einem Irrthum lebten. Die Reform der Verfassungartikel 78 und 109, die seit dem siebenten November 1911 durch den Kongreß der Union in Rechtskraft gesetzt worden ist, enthält unter anderen Forderungen die: ‚Eben so wenig kann, zum Präsidenten oder zum Vicepräsidenten der Staatssekretär gewählt werden, der bei Wahlen mit der Exekutivgewalt beauftragt ist'. Diese Vorschrift entzieht dem Herrn Präsidenten sck interim die Wählbarkeit in den nächsten Wahlen. Wenn tzerr Wilson diese Thatsache bedacht hätte, bevor er wagte, uns die Bedingungen anzusinnen, um die es sich hier handelt und auf die wir nicht eingehen können, so wäre der heutige Stand der Dinge zwischen Ihnen und uns vermieden worden und sowohl unsere Würde als die Eigenliebe des tzerrn Präsidenten der Vereinigten Staaten wäre unangetastet geblieben.

Der Präsident a6 Interim kann in den nächsten Wahlen weder zum Präsidenten noch zum Vicepräsidenten der Republik gewählt werden; weil unsere Gesetze, die einzigen Bestimmer unserer Geschicke, es verbieten, nicht aber, weil der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wenn auch in freundschaftlicher und uneigennütziger Absicht, es uns vorschreiben will. Das dürfte kein fremdes Staatsoberhaupt, mächtig oder schwach (darauf kommt es in diesem Fall nicht an), auch nicht ein eben so hoher Achtung wie Herr Wilson würdiges.

Ich muß Ihnen, tzerr Vertrauensagent, sagen, daß, wenigstens bis heute, nur der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika über die Kandidatur des tzerrn Konstitutionellen Präsidenten ä6 Interim für die nächsten Wahlen mitzusprechen versucht hat. Weder die feierlichen Erklärungen unseres tzerrn Präsidenten noch die geringste seiner Handlungen (die alle auf die vollständige Pazifizirung des Landes abzielen) berechtigen zu demArgwohn, daß er kandidiren wolle.' Allgemein ist bekannt, daß es im ganzen Land keine Zeitung, keinen Klub, keine Korporation oder Gruppe von Privatleuten giebt, die seine Kandidatur ausgerufen oder auch nur erörtert hat. Worauf begründet sich also der willkürliche Verdacht Ihres tzerrn Präsidenten und seine in jeder Beleuchtung unzulässige Forderung, der Konstitutionelle Präsident a6 lnterim solle, um sich gefällig zu zeigen, Verpflichtungen auf sich nehmen, wie sie niemals bis heute dem Oberhaupt einer selbständigen Nation zugemuthet worden sind?

Nachdem ich die Angelegenheit so dargestellt habe, wie ich die Ehre hatte, in dieser Antwort zu thun, und angesichts der

.Gefahr, daß die Beweggründe des Präsidenten der Vereinig'.en Staaten von Amerika, die ich gern bereit bin, als freundschaftlich, uneigennützig, entgegenkommend und ohne.weitere Zwecke, wie Sie selbst sie nennen, anzuerkennen, angesichts der Gefahr, daß sie vielleicht anders und verkehrt ausgelegt werden von den Nationen, die unseren internationalen Konflikt mit Interesse verfolgen, wird Seine Excellenz Herr Wilson auf seinen jetzigen Standpunkt endgiltig verzichten müssen. Er würde sonst sich ja auch von allen anderen Mächten absondern; die ersten Machte der Welt, unter denen die Vereinigten Staaten von Amerika eine so hervorragende und so rechtmäßig erworbene Stellung einnehmen, hab^n uns bedingunglos anerkannt. Herr Wilson wird serner darauf verzichten müssen, uns eine .Regirung 6e facto' zu nennen, und wird uns den Titel einer.konstitutionellen Regirung a6 interim' gewähren, den einzigen, der uns von Rechtes wegen zukommt.

Gestatten Sie mir, auf das bedeutsame Anerbieten einer Einwirkung auf die Bankiers einstweilen nicht zu antworten. In T>em Wortlaut, den sie jetzt hat, scheint die Offerte eher bestimmt, durch ein elendes Geldinteresse uns zum Verzicht auf unbestreitbare Rechte zu verleiten. Wo es sich um die nationale Ehre handelt, darf, nach meiner Ansicht, kein Streben nach einer Anleihe, auch der nöthigsten nicht, die vom Gesetz mit der Wahrung dieser Ehre Beauftragten in ihrer Entschlußkraft hemmen.

Mit großem Vergnügen aber habe ich gesehen, daß der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika für spätere Zeit die Lösung vorschlägt, die in den vorigen Instruktionen mit dem Buchstaben bezeichnet waren und in der Note, die jetzt beantwortet wird, mit Nummer 3: denn daraus erkenne ich, daß wir wirtlich auf dem Weg zu einem für beide Theile gleich ehrenvollen Ausgleich sind. And deshalb haben wir heute mehr als je die Hoffnung auf die schnelle Lösung des Konfliktes, der uns in einer bösen Stunde von einander entfernt hat. Ich würde sogar noch weiter gehen und darauf verzichten, daß die Botschafter beider Republiken sogleich empfangen werden. Für die heute wichtigsten Zwecke genügt das jetzige Personal unserer Gesandtschaften, wie es ist, bis nach dem Abschluß der Wahlen. Die unumgängliche .Voraussetzung aber ist und bleibt, daß man uns als Das anerkenne, was wir in Wirklichkeit sind: .Konstitutionelle Provisorische Regirung der Mexikanischen Republik'."

Persönlich, Herr Vertrauensagent, spreche ich hier gern aus, daß Sie, als Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika und

als geschickter, redlicher und wohlgesinnter Vertreter Seiner Ex«
cellenz des Herrn Woodrow Wilson, in mir den angenehmsten.
Eindruck hinterlassen haben; und vollkommen würdige ich den
Ausdruck Ihrer Dankbarkeit für die Behandlung, die, Ihren Ver-
diensten gemäß, der Herr Präsident ack interim der Republik,
Privatpersonen und ich selbst Ihnen in Mexiko angedeihen ließen.
Ich wiederhole Ihnen, wie in meiner vorigen Note, die Verficht
rung meiner vollkommenen Hochachtung.
Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts der Republik,
F. Gamboa.
Herrn John Lind,
Vertrauensagenten des Präsidenten der Vereinigten Staaten^
von Amerika.

Marginalien.

Die Herren, die mir aus Mexiko die (bisher nicht ans'
Licht gebrachten) Augustnoten ihres Staatssekretärs sandten, be-
stimmte der Wunsch, Europäern, denen vom Wollen Und Handeln,
der Mexikaner fast nur aus Washington oder aus London Kunde
zusickert (und seit Monaten zuströmt), das Ereigniß Gewordene
zu zeigen, wie sie selbst es sehen. Grimmig lachen sie der Zu-
muthung, an den von aller Schlacke des Eigennutzes gesäuberten
Edelsinn der nordamerikanischen Vormacht zu glauben, deren Prä-
sident dem Erdball vorgestöhnt hat, er könne nicht, dürfe nach
seines Gewissens Pflichtbefehl nicht dulden, daß in der Nachbar-
republik ein Mann herrsche, dessen Hand vom Blut unschuldiger
Menschen besudelt sei. Will, kann, darf Herr Wilson prüfen, in
welchen Ländern auf dem höchsten Sitz Einer thront, dem das'
Blut Unschuldiger die Finger geröthet hat, und die Sterne und
Streifen der Anited States an den Entschluß nageln, solche Länder,
alle, in die Wahl neuer Kaiser, Könige, Präsidenten zu zwingen?
Heischt er das Recht zu Rüge und Strafe nur just für Mexiko?
Hat er glaubhaft zu machen oder gar bündig zu erweisen vermocht,,
daß Huerta zu dem Zweck mitgewirkt habe, die Brüder Madero
zu töten? Nein. Wilson hieß, wie der Präsident, auch der Ge-
sandte der Vereinigten Staaten, der die mexikanische Wirrniß in
der Nähe sah und nach der Tötung der Maderos seiner Regirung
empfahl, Huerta als Präsidenten anzuerkennen. Warum hat
Mashington diesem Rath nicht gehorcht? Warum bemakelt man
den Träger unseres Vertrauens, ohne Beweisgrund, mit dem
Verdacht der Mordstiftung und belästigt uns mit einem Ethos,
das im Reich der Bankees nur als Exportartikel Marktwerth hat?'

So fragen die Mexikaner; selbst die im Blutdunst langen Bürgerkrieges nüchtern gebliebenen. Und sie antworten: „Heuchlervorwand; die Vereinigten Staaten von Amerika wollen unsere Re? publik in ihr Machtsystem einklammern, unsere üppig erblühte Wirthschaft ausbeuten; drum fördern sie jede Rebellion, die das Gerüst unseres Staates lockert, und sträuben sich gegen die Herrschaft eines Starken, der, wie einst Porfirio Diaz, den Willen der Nation zur wuchtigen Wehr zu schmieden vermöchte." Was ist Wahrheit? Vernünftige Offenheit zwingt zu dem Geständniß, daß unser Blick in den Bündeln zusammengepackter Nachrichten den echtfarbigen Stoff nicht vom gefälschten sondern kann. Unwahrscheinlich klingt die Meinung, daß ernsthafte Leute in Washington die Annexion Mexikos planen. Die Vereinigten. Staatenl haben genug, haben zu viel Menschheit mit dunkler Haut und können weder wünschen, einen dichten Schwarm von Indianer« sprossen und hispano-indianischen Bastarden ins Mitbestimmungrecht einzulassen, noch, alle ihrem Wesen fremden Stämme Mittel» und Südamerikas gegen den Nebermuth des Nordens zu waffnen und manche dadurch vielleicht auf den Weg zur Verständigung mit Japan zu drängen. Wahrscheinlicher ist die Absicht auf Wirthschaftbeherrschung. Noch sitzen in Nordmexiko Briten um reichlich fließende Oelquellen, die der dürre Arm Rockefellers längst gern umschlänge. Längst aber hat sich auch die Standard Oil Company ins Land Montezumas eingenistet; und die schlummernden Schätze der Mexikanererde haben aus der Nachbarrepublik einen Trotz kühner Unternehmer herbeigelockt. Die Summe des in Mexiko angelegten, in Minen (Gold, Silber, Kupfer), Petroleumquellen, Eisenbahnen Zins suchenden amerikanischen Kapitals wird auf vier Milliarden Mark geschätzt. Möglich, daß guerta als der Mann bekämpft wird, der des Willens und der Kraft verdächtig ist, diesem Kapital die breite Straße samt allen Schleichpfaden in ein Monopol zu sperren. Daß er eine Gefahr scheint, weil er England begünstigt oder auch nur, wie Diaz, um nicht am Wink .der in Washington Regirenden zu hängen, jeden Versuch, die Geschäftsmänner der Vereinigten Staaten in Konkurrenz zu nöthi» gen, mit seinen sichtbaren und verborgenen Machtmitteln erleichtert. Möglich. Warum hehlen, daß wirs nicht wissen? Rechts wird er uns als ein von edlem Blute triefendes, der schmutzigsten Mächlerei verkauftes Scheusal, links als der selbstlose Patriot und würdigste Erbe des harten Porfirio Diaz gezeigt. Was ist Wahrheit? iKnoramus. Auch, ob ihm gelingen kann, sich auf der Höhe zu halten, die er in finsterer Sturmzeit erklettert hat,. Heute heißts, er sei in den Hauptbezirken der kaum noch angefochtene Herr; morgen können wir- wieder lesen, General Carranza, der Vertrauensmann des Sternbannerreiches, habe Provinzen und Herzen erobert, dem Rebellenheer lächle unter jeder Sonne der Sieg und

Mctoriano sei ein halb schon Geächteter, den die nächste Stunde
vom First der Macht stürzen müsse.
Mich bestimmte zur Veröffentlichung der Noten (die von der
würdigen Verkehrssitte mexikanischer Diplomatie so laut wie von
ihrer pfiffigen Verschlagenheit zeugen) der Wunsch, an einem
fernen, nicht von den Funken des Parteienhaders und der Ge-
winngier umknisterten Beispiel erkennbar werden zu lassen, daß
noch der löblichste Wille, der Volksgenossenschaft, gar der Mensch-
heit Gutes zu stiften, in Wirrniß entgleisen und Schlimmes schaf-
fen muß, wenn er den Entschluß zu höchstem Machtaufgebot scheut.
In Wilson glüht, unter der stillen Flamme eines vor Firnen
nicht schwindelnden Geistes, männliche Seelenkraft. Bryan, sein
Staatssekretär, ist ein derbes Demagogentalent, das genau weiß,
wie man Offentliche Meinung macht und nützt. Zwei über den
Durchschnitt ragende Männer mit reinen Händen. Sie möchten
für ihr Vaterland Münzbares leisten; schnell auch dem Volks-
bewußtsein, das ihnen Souverain ist, die Erkenntniß einkerben,
datz mit ihnen eines neuen Wollens Wirbel, neue, unverrostete
Entschlußfähigkeit ins Amt kam. Internationale Politik? Wird
Nicht, kann nicht anders sein noch andere Behandlungmethode
fordern als nationale. So hat der Dilettant immer, auch in der
Welt der Basalte, gewähnt. Vor dem ersten Tastschritt war einer
Frage die Antwort zu finden; dieser: „Wollen und können wir,
wenn sanfte Mittel versagen, gegen das Bergland Mexiko eine
Guerilla, die Sieg verheißt, führen oder es durch eine Küstensperre
aushungern?" Dieser Hauptfrage biegt der Biedersinn friedlicher
Schreibtischmenschen aus. „So weit wirds ja nicht kommen." Der
Gegner wird an den Stellen reizbarer Schwachheit mit Nadeln
gekitzelt; soll nicht im Lebensnerv getroffen, in Ohnmacht geduckt,
nicht einmal ernstlich geschwächt, nur gedemüthigt werden. Damit
das Prestige der neuen Männer schwelle, der Glaube an ihre
Magierkunst sich einwurzle. Der Gegner bäumt sich, erfühlt seinen
Vortheil und schanzt sich in den Wall des Nationalstolzes. „Der
Sremdling will uns gebieten? Ohne Kampf nach Siegerrecht
schalten? Auf unserer eigenen Erde uns Schmach anthun?"
Huerta, dessen Gefolgschaft schon splitterte, unter dem die dünne
Säule zu schwanken begann, wird der Wahrer der Landesehre,
der Schirmer unverjährbarer Volksfreiheit. Ihm, auf den sich
Dor Wilsons Eingriff die Schatten der Nacht senkten, jauchzt der
Kongreß zu. Und ein Entscheidung bringender Rebellensieg kann
den United States nicht mehr ersetzen, was, in Mittel- und Süd-
umerika, das Irrlichteliren friedfertiger Dilettanten ihnen ver-
loren, verschwatzt und verzaudert hat. Sahest Du, frommer Deut»
scher, nirgends noch, niemals diesem ähnlichen Vorgang?

Kinderrecht.
AM icht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf." Du "sollst Dich fortpflanzen! Noch dieser kategorische Imperativ ward fraglich. Schon tritt neben das Zweikindersystem das Keinkindersystem. Junge Eheleute des Kleinbürgerstandes sagen: Wir können uns den Luxus „Kinder" nicht leisten; es reicht gerade für uns Beide. Dies Thema variirt je nach Klasse und Stand in den höchsten Kreisen und allen Mittelschichten bis in die Arbeiterwelt. Kinder sind Unruhe, Verantwortung, Selbstverleugnung, sind gestörte Tage, sind gestörte Nächte.

„So will ich Ihnen vom Verächtlichsten sprechen: Das aber ist der letzte Mensch!" Der Mensch ohne Sehnsucht, ohne Stern, dem Liebe bloße Begierde ward, dessen Wollen nur nach Behagen zielt. „Der letzte Mensch lebt am Längsten." Er lebt auf Kosten der Menschheit. Mit anderen Worten: die sinkende Geburtenrate, sinkend durch willkürliche Beschränkung der Kinderzahl, ist ein Symptom geminderten Lebenskampfmuthes, ein Zeuge wach« sender Feigheit und Schwäche. Die sinkende Geburtenrate gefährdet das betroffene Volk und schließlich das Menschthum. Nach Zahl nicht nur, sondern auch nach Art: Der letzte Mensch ist auch der am Kläglichsten entartete Mensch.

Fortpflanzung ist zunächst eine persönliche Angelegenheit, Selbstbestimmung zu Zweien; ihre Verhinderung ist unter Amständen eine That; Beschränkung der Kinderzahl gemäß den Erziehungmöglichkeiten erscheint an sich sittlich und privatwirthschaftlich gerechtfertigt. Wo aber ist die Grenze der Entscheidung für Väter und Mütter? Mägen und messen sie überhaupt? Oder sind sie nur träg und feig? Wollen doch, trotz bester Gesundheit und guter Vermögenslage, heute viele Männer und Frauen in Großstadt und Provinz keine oder höchstens zwei Kinder. Man scheut den Daseinskampf, fürchtet die mit allem Sein und Werden verwobenen Gefahren. Aengstlich umschleicht man das Feld, wo der Zukunft Hoffnungen schlummern. Vernichtet die Saat, die aller Ernten Möglichkeiten birgt.

Wie viel dabei an Werthen verloren geht: Dessen ist man sich noch kaum bewußt. Elternschaft erzieht; sie bindet, mildert, gleicht aus; sie ist schöpferisch, bereichert und läßt Quellen sprudeln. Sie schützt den Mann vor der Jagd nach Seifenblasen, vor der Oede des Wirthshauses; sie bewahrt das Weib vor widerlicher Leere und dem Melodrama der sogenannten Unverstandenheit. An die Stelle gesunder, sinnenfroher Elternschaft tritt durch das

Kein-, Ein- und Zweikindersystem leicht die unsaubere Liebschaft mit dem „Dritten", die üble Fratze der großen Liebe und ihrer Tragik. Der Menschheit Durchschnitt ist nicht reich genug, um ohne Kinder Werthe zu entfalten. Kinderlosigkeit oder wenige Kinder: Das bedeutet Verarmung. Es ist, als räche sich die Seele an der körperlichen Unfruchtbarkeit.

Aber die Frage hat noch ein anderes Gesicht. Ein sehr ernstes Gesicht. Die gute Naivetät, mit der man in einfacheren Zeiten Kinder als Pfand Gottes nahm, wich zum Theil einem vertiefteren Verantwortungsgefühl. Wich Dem: Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf. Eltern möchten ihren Kindern bieten, was ihnen selbst versagt war, freie Berufswahl, Studium, künstlerische Ausbildung. Weit hierüber hinaus wird die Beschränkung der Kinderzahl für große Massen des Arbeiterstandes (ohne den Rückhalt einer gesicherten öffentlichen Jugendfürsorge) zur Voraussetzung der Selbsterhaltung. Wo man von der Hand in den Mund lebt, wo die Frau erwerben muß, wo jede Krankheit mit Armuth bedroht, jede Schwangerschaft und Entbindung erhöht: Auslagen bei verringerten Einnahmen bedeutet und vom Schreckgespenst der Verschuldung begleitet ist: da wird die Beschränkung der Kinderzahl zum Ausdruck bewußter und tapferer Enthaltsamkeit, von Beherrschung und Vorsorge. Besser weniger als hungernde Kinder.

Privatwirthschaftlich ist es besser. Volkswirthschaftlich aber geht es ans Kapital (sowohl nach Quantität als auch nach Wesensart), wenn die Geburtenziffer stark abnimmt. Eine gute Weile mag der Rückgang verschleiert bleiben durch die Abnahme der Sterblichkeit, namentlich der Säuglingsterblichkeit. Doch die Abnahme der Sterblichkeit hat und behält ihre feste Grenze an der Gewißheit des Todes. „Sicherer, daß ein Mensch Vorfahren hat, als daß er Nachkommen haben werde." Die Abnahme der Geburten kann weiter gehen, bis zur Selbstvernichtung. Bedeutet doch sinkende Sterblichkeit zum Theil Volksvergreifung und Verkränkelung. Zu viele schwächliche Kinder, zu viele Nntaugliche, zu viele alte und sieche Menschen erhält unsere ärztliche Kunst und Hygiene. Wo nicht Verjüngung durch einen guten Geburtenstand entgegenwirkt, lauert der Niedergang.

Eine weitere Verschlimmerung droht, weil es der klügere, seiner Verantwortung bewußtere Theil der großen Massen, weil es der Arbeiter Elite ist, die ihre Kinderzahl beschränkt und deren Gebärtüchtigkeit dadurch (vielleicht) auch potentiell abnimmt. Inländisches Lumpenproletariat kennt gleich ausländischen Kulis

keine Boraussicht. Keine Sorge nm den Nachwuchs hemmt ihre brutale Vermehrungfähigkeit. Allseitig und empfindlich ist so neben der Zahl die Volksart bedroht. Schon erörterten organistrte Arbeiter (also die intelligentesten ihrer Klasse) den „Gebärstrike". Sie werden keinen Gebärstrike organisiren. Gewiß nicht. Aber die bloße Erörterung ist zugleich Symptom und Suggestion.
Ein innerer Feind saugt uns das Mark aus den Knochen. Langsam, aber sicher. Griechenland und Rom gingen unter. Alte Kulturen erlagen zu allen Zeiten dem Ansturm junger, zeugungfroher Barbaren.
Wie stellt sich Gesellschaft und Staat dazu? Glauben sie, durch Versicherungansätze, Stillprämien, Säuglingheime und Ju« gendschutzkongresse, durch all solche unzureichenden, zerstreuten und gelegentlichen Veranstaltungen den Feind zu bannen? Ganz andere Rüstung, starke und kostbare Rüstung ist nöthig, wollen wir in später Stunde siegen; wollen wir den organisirten, aber heimlich sein Werk treibenden „Gebärstrike" durch organisirte, mit Kultur gewappnete Gesetzesmacht niederringen.
Noch immer geht der Geist des alten Malthus um. Tief eingenistet unserem öffentlichen Bewußtsein, unserem öffentlichen und bürgerlichen Recht. Prämien setzt er auf die Gewissenlosigkeit ehelicher und unehelicher Väter; Lasten und Schande häuft er auf eheliche und uneheliche Mütter. Seine schwersten Sünden sind seine Verstöße gegen den Heiligen Geist der Kinderrechte; sie macht er zu einem Wechselbalg, sie giebt er preis allen Zufällen der Nmweit. „Es mag hart erscheinen, daß Mutter und Kind für die Schlechtigkeit des Vaters leiden sollen, aber es ist eins der unabänderlichsten Naturgesetze zur Verhinderung der stets drohenden Uebervölkerung." So Malthus. Als einzige Eindämmungmöglichkeit gilt ihm Schande und Noth ihrer Opfer. Da meist nur bei der Frau das Vergehen nachweisbar ist, sie die Gesellschaft stärker belastet als der Mann, so muß sie (nach Malthus) auch die größere Brandmarkung und Verelendung treffen; sie und ihr Kind; mögen sie zu Grunde gehen; der Staat hat der Mäuler all zu diele. Diese Lehre, die in England rasch Wurzel faßte, fiel in die Zeit, da man in Frankreich die Erkundung der Vaterschaft verbot. Siegend zog sie von Land zu Land, behauptete sich länger als ein Jahrhundert. Noch heute tönt aus unserem Armenwesen, unserem Familienrecht das Echo der Aebervölkerunglehre. Ein Vater und sein uneheliches Kind gelten nicht als verwandt; es gehört in die Mutterfamilie; Alimente nach dem Stand der Mutter. So ist die uneheliche Vaterschaft nach wie vor mühelos und Preiswerth.

Nicht eher werden wir des Neomalthus Herr, bis wir den Malthus mit Pech und Schwefel ausräuchern. Als Malthus sein Werk über die Bevölkerung schrieb, als.Napoleon sprach: „La reckercke? cle paternite est interäite", zeigte die Statistik fast in ganz Europa ein rasches Steigen der Geburten. Im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhundert waren in Irland zwei Milionen . Einwohner mehr als heute hungernd zusammengedrängt. Noch hatten Dampfschiff und Eisenbahn den Erdball der Auswanderung und dem Weltmarktverkehr nicht erschlossen. Totbringende Armuth und geschlechtliche Enthaltsamkeit aus Furcht vor Armuth: Das sind nach Malthus die unerläßlichen Regulatoren zur Erhaltung des Gleichgewichtes von Bevölkerung und Unterhalt» Mitteln. An die malthusischeUebervölkerungtendenz schloß sich Darwins natürliche Auslese und Ricardos ehernes Lohngesetz. Dreifache „Vogelscheuchen" sozialer Reform. Sie alle sind Wissenschaftlich heute tot und begraben. Allein sie spuken weiter im Gesetz und im Bewußtsein seiner Ausleger und Vollstrecker. Sie beherrschen noch immer unser gesellschaftliches Sein. Als gewaltige Rächer der vergewaltigten Natur zeugten sie den Neomalthus. Und damit die Gefahr der Untervölkerung.

Schon muß Frankreich auf den dreijährigen Militärdienst zurückgreifen. Doch schuf sich Frankreich auch ein neues Kinderrecht in trefflichen Gesetzen. Ihm folgten Ungarn, England und Belgien. Gesondert vom Rechte der Erwachsenen haben sie einen großen Theil des Iugendschutzes einheitlich geordnet, haben in praxi eine soziale Theorie des Kinderrechtes fest begründet. Diesen Weg muß auch Deutschland gehen, muß. ihn breit und tief anlegen, ihn ausbauen, bis aus der Wildniß urbarer Boden, gesegnetes Kinderland wird. Bis eine soziale Theorie der Kinderrechte, eine Soziologie des Kindes rein und stark sich herausbildet. Ansätze hierzu sind in Fülle verstreut. Längst wich die elterliche Gewaltherrschaft römischer Herkunft dem Kinderrecht auf elterliche Fürsorge. Seine Erfüllung überwacht und ergänzt der Staat. Neben dem bürgerlichen besteht schon heute ein öffentliches Kinderrecht auf Erziehung, Schutz und Schonung, das mit der Zukunft des Kindes die Zukunft der Gesellschaft sichern will. In diesem Sinn entstand die Volksschulpflicht, ent» standen Verbote und Beschränkungen kindlicher Erwerbsarbeiten: Gebiete, wo unendlich viel zu erweitern und zu erneuern bleibt. Doch schon in unzulänglicher Gestalt mehren und erschweren diese und andere staatliche Anforderungen vielfach die elterlichen Lasten und Aufgaben, ohne entsprechende öffentliche Hilfe zu ihrer Be-

wältigung. Waren doch Kinder früher nicht nur Münder, Ver-
zehr«, fondern auch „Hände, Helfer, schon im zartesten Alter." Der
Staat befiehlt hier, verbietet dort, ohne die gegebene Folgerung
seiner obervormundschaftlichen Eingriffe in die den Eltern ver-
bliebenen Bestimmungrechte zu ziehen. Kinderelend und Gebur-
tenabnahme sind die Quittung für sein Versagen.

So lange man beim Kampf für höchste Werths um Pfennige
feilscht, so lange die öffentliche Jugendfürsorge Stück- und Flick-
werk bleibt, so lange wird auch der Gedanke an den Gebärstrike
fortwuchern. Nicht Armenpflege noch Wohlthätigkeit, nicht Jung-
Deutschland noch Iung-Eentrum kann das Rad einer bösen Ent-
wickelung aufhalten. Ohne systematisch-großzügigen Iugendschutz
für alle Stadien kindlichen Lebens von der Geburt bis zur Mün-
digkeit, ohne öffentliche Wahrung und Unterstützung der Eltern-
schaft im Ausmaß unserer ganzen hygienischen und erziehlichen
Kultur wird mit der Zahl auch die Volkswesenheit sinken.

Helene Simon.

Selbstanzeige.

Maskenkünste. Betrachtungen und Charakteristiken. Verlag von
G. D. W. Callwey in München.

Obgleich ich das Theaterleben der letzten zehn Iahre in dreifacher
Eigenschaft, als Schauspieler, Regisseur und Intendant, nnd immer
mit Lebhaftigkeit verfolgt habe, schrieb ich doch nicht öfter als zweimal
jährlich. Das Wichtigste aber glaube ich dabei aufgegriffen zu haben
und lege es in diesem zweiten Band meiner „Schauspielersehnsucht"
vor. Das Theater ist mir Ziel und Mittelpunkt. Ich weiß Manches
von ihm, doch ohne exakte wissenschaftliche Unterlage. Dus intuitive
Gefühl vom Wesen und Wirken des Theaters bestimmt meinen Stand-
punkt, der deshalb nur wenig von der Geschichte und der zeitgenös-
sischen Kritik beeinflußt ist. Aber gerade deshalb auch ists keine Kampf-
schrift geworden; höchstens ein Bekenntniß. Wenn ich aber heute auf
die zahllosen „Revolutionen des Theaters" der letzten zwei Iahrzehnte
Zurückblicke und ihre Resultate abschätze, so merke ich, daß mich mein
Gefühl stets gut berathen hatte; und so, hoffe ich, wirds auch mit den
Urtheilen sein, die nun in den „Maskenkünsten" stehen.

Wien. FerdinandGregori.

Delacroix und die Anderen.*)
as Farbige war Delacroix' Blut, seine Sprache, sein Leben, der
ganz organische Bestandtheil einer unübersehbaren Welt, war
trotz allem Verstandes- und Gesetzmäßigen, das ihn leitete, von dem
wir winzige Bruchstücke erblicken können, räthselhaft wie der Blick
auf ein Antlitz, in dem wir plötzlich, weil die Stirn sich ein Wenig
verzieht, weil der Mund einen Laut ausstößt, in einer Sekunde ein
Verbrechen, ein Unglück, ein Drama, eine höchst verwickelte Situation
entdecken. Seine Farben sind wie seine Natur; und Das, was uns
bei ihm Natur scheint, ist wie seine Farben. Wir wissen, wie ge-
wissenhaft er studirte. Doch scheint er nicht den Umweg über die Natur
gebraucht zu haben, um seine Menschen lebendig zu machen. Sie
sind nur für das Bild gedacht, sind Lichter und Schatten. Auch die
Ophelia im Wasser, der Christ im Oelgarten, die Kreuzfahrer sind
*) Ein neues Buch von Meier-Graefe. Bei Piper in München
erscheints und heiht „Eugsne Delacroix; Beiträge zu einer Analyse,
Mit hundertfünfundvierzig Abbildungen, zwei Faksimiles und einer
Anzahl unveröffentlichter Briefe". Name und Wesenheit des Autors
bürgen dafür, daß in dem Buch nicht nur, nach dem Schnürchen, von
Delacroix geredet wird. Auch von Rubens und Poussin, Rembrandt
und Tizian, Rafael und Van Gogh; von allen Zeiten nnd Zonen
würdigen Knnstbetriebes. Herr Meier-Graefe hat in seinem Vater-
land, das sich so gern und unmuthig gegen Persönlichkeit wehrt, viel
Feindschaft geerntet; in die Farbe scheeler Wuth erblühte besonders,
seit er, der oft allzu blind eifernde Wegbahner jungen Wollens, sich
schroff gegen eine Homunkelkunst gewandt hat, die von kalten Rech-
nern aus dem Verstand gezeugt werden soll. Größer ist seitdem aber
auch die Schaar Derer geworden, die an ihm noch die scheckige Seelen-
haut, in ihm noch das Sprühteufelchen lieben. Das quirlt, wie der
bocksfüßige Schwarze in der Kinderspielflasche, nach oben, wenn auf
die empfindliche Stelle gedrückt worden ist. Speit auf Boecklin, nennt,
fuchtelnd, den noblen Velazquez einen üblen Kitchier, rempelt auch
mal Liebermanns Kunstpolitik an und freut sich allerlei lauten Ge-
toses. Doch dahinter wacht ein ernster Wille zu feiner Kunst und
Kultur. Der hat uns die deutsche Iahrhundertausstellung beschert,
den Pfad des armen Marees erhellt, Deutsche den Greco sehen, em-
pfinden gelehrt und Bücher geschaffen, die den Ton und den Duft an-
muthig zählender Persönlichkeit haben. Ein höllisch, zum Entzücken
gar lehrreiches Symptom ists, daß die Hauptprovinzen der Presse sich
ihm fast völlig verschließen. Was wird nicht in die Kritik Bildender
Kunst zugelassen! Dieser? Höchstens als für kurze Frist geduldeter Gast.
Doppelt nöthig ists drum, auf seine Bücher hinzuweisen und, immer
wieder, den Landsleuten zu sagen: Lest; und seid, noch im Zorn über
seine Schrullen, froh, daß er ist.

Lichter und Schatten. Und sie erscheinen uns deshalb im Bild so
natürlich wie die räthselhaften Erscheinungen der Luft und des Lichts
in der Natur, vielleicht sogar natürlicher als in den Werken der Dich-
ter. Das Sine, das Delacroix giebt, indem er sich auf das Bildhafte
beschränkt, giebt so vollkommen alles Uebrige, das; wir, fern von dem
Werk, das Gedenken an die Gestalten mit uns tragen, so, als ob wir
mit ihnen gelebt hätten. Sind seine Thiers Natur? Wir wissen
von Tains über Delacroix' Thierstudien*) und besitzen viele Doku-
mente darüber von Delacroix selbst. Doch erklären sie nicht die Wahr-
scheinlichkeit seiner Löwen, Tiger und Panther. Man sieht seltenj
Löwen bei uns in der Wirklichkeit, die nicht ein Bischen komisch wir-
ken. Delacroix wird in der Natur auch keine anderen gesehen haben.
Er hat mehr an den zahmen Katzen gelernt als an den Raubthieren
im Fsrclin äs- ?lsntes, wo er mit Barye zeichnete. Sein Schüler Planet
erzählt, dah ihm, als er einmal für Delacroix eine Palme malen
sollte und kein Modell tzwr Hand war, der Meister einen Tops
Nelken gab mit der Weisung, ihn für die Palme zu benutzen.**) Auf
gleichem! 'Weg wurde vielleicht der Hühnerknochen, den der Kater
verzehrte, zu dem Kadaver des Inders, den der Löwe zerfleischt. Doch
sind die Löwen, Tiger, Panther usw. wilde Bestien, die irgendwo
in der Wildnih hausen. Man glaubt an diese Rachen, diese „iuä,«Koirs
inoutss sur äeux psttss", wie Taine sagt; noch mehr an das Fletschen
des Rachens, an das Schleichende, Geduckte und das Phantastische
der Sprünge, an die ungeheuerlichen Kämpfe, an das Hingeschleuderte,
Gelähmte, Lächerliche der Beute unter den Pranken. Und Das ist,
Alles, trotz der Wahrheit nicht schrecklich, sondern weich und an-
ziehend, daß man streicheln möchte. Man sieht dem Furchtbaren zu
wie einem Fest.
So wirken alle Dramen von Delacroix. Die Handlung giebt ihr
aktuelles Element einer höheren Welt ab und erscheint nur noch als
bewegte Form. Das Höhere, das eigentlich Löwenhafte ist die Hand
des Malers. „Huunä Osläsroix psint", schrieb Van Gogh, der auch'
*) In seiner „?KiI«s«pKis äs l's,rt su ltslis" (Paris 1866) spricht
Taine von den „viviustions Mologiquss äs veiävroix". Delacroix er-
zählte ihm von seinen anatomischen Studien nach einem toten Löwen.
,,<?s <zui I'äVäit Is plus 5rspps, c'sst «WS 13, hätte szitsrisurs äu lion ötäit
Is drss incmstrusux ä'uu Koiums, msis toräu,et rsnvsrss. Lslou lui il x «,
siusi äsu» toutss Iss kormss Kumsinss äss korniss g,i>iins,Iss plus «u moius
vsAiiss qu'il s'si^it äs äsinelsr; «t il szoutsit qu'sn poursuivant l'stuäs äs
«es NisloZiss «utrs Iss s,uims,ux st l'Komius «n arrivs s Äscouvrir su cslul.
«i sss instiucts plus ou moius vsguss psr Issizusls ss ns,turs intims !s rg,p.
prook« äs tsl «u tsl s,miusl."
**) Delacroix fügte hinzu: ..l'out os <zni äs,ns w nswrs ss rapprosus
sn pstit «u su grauä äs I'obzst (ius vous ävs^s s, psiuärs äoit vous ssrvir,
s, ästsut äu moäsls vsiitsbls."

Etwas von der gleichen Art besaß, „o'sst «omms Is lion äsvors Is morossu". Ich habe die große Skizze mit dem Löwen und dem wten Pferd vor mir, das Motiv, das ähnlich in der Lithographie von 1844 wiederkommt. Auf dem Bild liegt der Leichnam des Gaules auf der rechten Seite. Der Löwe ist von links darauf gesprungen und hat beide Vorderpranken, die ungeheuren Hebel einer Höllenmaschine, auf dem Kadaver. Der Kopf blickt fletschend zurück nach einem verborgenen Feind, der auch auf die Beute lauert. Das ganze Bild ist in ein paar Stunden gemalt, die Leinwand ist kaum bedeckt. Man ficht nur die Bewegung, die aufs Aeußerste gespannte Vitalität des Raubthiers, das absolut Tote der Beute. Die Bewegung des Löwen füllt das ganze Bild. Ein Blond, von etwas Weiß in den Lichtern erhellt, geschwärzt in den kolossalen Konturen, dehnt sich über die ganez Fläche und scheint das fahle Grau des Kadavers zu verschlingen. Die pfeilschnellen Striche sind wie Miasmen des Löwenhaften. Das Schauspiel steckt in der ganzen Atmosphäre.

Das Schauspiel ist durchaus nicht immer tragisch, der Löwe ist nie so ipso das schreckliche Ungeheuer; er ist Das, was Delacroix aus ihm macht. In dem „Daniel in der Löwengrube" unterwerfen sich die Bestien gehorsam der Legende, wie gebannt von dem Zauber eines Orpheus, und die Wildheit, die ihnen Delacroix läßt, paart sich mit einer Nuance von Komik. Und die Komik ist keineswegs willkürlich, entstammt so gut der Natur wie das Grausige. Sie interpretirt eben so sicher das Motiv, das nicht geistvoller dargestellt werden könnte, wie eine tatsächliche Eigenschaft der Thiere. So ist es immer bei Delacroix. sprs« LKs^sspssre", schrieb Baudelaire, „u'exeslls eoinms Oslsoroix ^ toiulrs <Zs,r>s uns units m^stsrisuss Is grsms st Is, verits!" Das unterscheidet ihn von allen Nachfolgern. Sie sind nicht weniger wahr, aber ihre Wahrheit hat nicht den Preis der seinen, ist nie den Gefahren der seinen ausgesetzt, überwindet sie nicht so siegreich. Nie erscheint die Natur als das Primäre, das ihn zur Gestaltung trieb, Sie bleibt das Mittel, eine gehorsame Gehilfin. Thiere, Menschen, Landschaft, selbst die gleichgiltigsten Dinge spielen das Stück, das er aufführt. Aber die Gehilfin büßt nie ihre Würde ein. Sie muß sich Opfer gefalleu lassen, nothwendige, rationelle Opfer, die der Kritik zu Zeiten Delacroix' und auch ihm selbst, dem unerbittlichsten seiner Kritiker, manchmal wie Fehler erschienen, die wir, an Opfer nur zu Gewöhnte, nicht mehr bemerken; nie wird sie zur mißhandelten Sklavin. Gleich neben unserer Bewunderung der kühnen Phantasie steht die sichere Zuversicht: Das muß so sein. Die Möglichkeit, Delacroix, könne je gegen die Natur sündigen, ist ausgeschlossen. Man führt diesen Eindruck gern allein auf die Macht der Empfindung zurück, die keine Kontrole erlaubt. Aber auch solche Erklärungen sind unkontrolirbar. Die Sicherheit Delacroix' beruht auf dem Reichthum des Repertoire, das für alle Empfindungen, für alle Uebertreibungen im Namen der Empfindung, Belege des Natürlichen bereit hat.

Diese größte Eigenschaft entfernt Delacroix ein Wenig von seinen
lateinischen Perwandten, auch von seinem geliebten Rubens, und
nähert ihn dem großen Erhöher der nordischen Vorstellungwelt. Rem-
brandt hat an der Genesis Delacroix' keinen unmittelbaren Antheil,
Den Werdenden trieb es immer wieder, das Ungestüme seiner Iu-
gend an der stillen Erhabenheit des Urbinaten zu klären. Ueber der
Auseinandersetzung mit Veronese und Rubens und mit dem Gegen«
sah zwischen Rubens und Raffael, in dem er einen der vielen Gegen-
sätze seines eigenen Wesens wiederfand, vergaß er anfangs den Dritten,
der von Beiden gleich fern war. Rubens und Raffael waren ihm
Gehilfen. Er soll morgens, bevor er an die Malerei ging, immer ein
paar Augenblicke nach Werken der Beiden gezeichnet haben. Wir
können uns denken, daß er, wenn der rubsnshafte Drang die Hand
zittern machte, nach Raffael griff, um sich ruhig zu machen; wenn
er die gefürchtete „?s,rssss" fühlte, die Lässigkeit des Träumenden,
der das Bild lieber im Geiste behielt, nach Rubens. Die Beziehung
zu Rembrandt war platonischer, stellte sich ohne sein Dazuthun ein,
kam mit der Reife. Sie giebt der Klänisi'ä mäAnikics, die sonore Tiefe.
Im „Iournal" kann man das Verhältnis verfolgen. In den
ersten Iahrzehnten kommt kaum der Name vor. Raffael ist der Gott
Die schöne Geste, die Perfektion in jeder Einzelheit, die Majestät der
Gestalten des Urbinaten gehen ihm über Alles. 1851 vertraut er dem
Tagebuch eine „Blasphemie" an. Er hat mit unbegreiflicher Härte
die vermeintliche Trockenheit und Inkohärenz der Theile in den Bil-
dern Poussins gerügt und findet den selben Mangel an Zusammen-
hang in Raffael. Wie anders Rembrandt! Vielleicht, schreibt er,
wird man entdecken, daß Rembrandt ein viel größerer Maler als
Raffael war. Er beschränkt die Ueberlegenheit nicht nach bekanntem
Rezept auf das handwerkliche Gebiet. Wohl ist ihm Rembrandt mehr
Maler, ,,pw- vstivsment pgintrs", zugleich aber auch ein schlechterdings
höherer Werth, der Repräsentant eines größeren Ausdrucks, eines
geistigeren Begriffs der Wahrheit. Rembrandt besitzt vielleicht nicht
im Einzelnen die absolute Erhabenheit, die der Größe gewisser Gegen-
stände Raffaels entspricht; dafür besitzt er sie in der Erfassung des
Motivs, in der tiefen Einfalt des Ausdrucks.

Auf einer Seite des „Iournal" von 1853 kommt es zu einer
weitgehenden Auseinandersetzung mit Rembrandt, Rubens und den
Venezianern, aus der sich die Stellung zu Rembrandt mit aller Deut-
lichkeit ergiebt. Es ist von den Verzichten die Rede, die das Malen
verlangt. Delacroix glaubt an die Nothwendigkeit vieler Opfer, abser
mag nicht, daß der Künstler sie sehen läßt. Rembrandt erreicht mit
diesen sichtbaren Opfern schöne Wirkungen, und an ihm stört die Art
nicht, weil sie ihm natürlich ist. Dem Schreiber des „Iournal" wären
sie nicht natürlich. Auf diese Betrachtung bringt ihn das soeben ge-
malte Portrait des Sammlers Bruyas, das in jeder Hinsicht vollendetste
der wenigen Bildnisse. „Rembrandt hätte nur den Kopf gezeigt,

Hände und Kleidung wären kaum angedeutet worden. Ohne sagen zu wollen, daß mir die Att, die alle Einzelheiten gemäß ihrer Bedeutung sehen läßt, unbedingt lieber ist (denn ich verehre Rembrandt über alle Maßen), fühle ich, daß mir seine Wirkungen nicht liegen. Darin gehöre ich zu den Italienern. Veronese ist das Asoplus.ultrs der Darstellung aller Theile, auch Rubens, der vielleicht in seinen pathetischen! Bildern vor Veronese den Vortheil besitzt, mit gewissen Uebertreibungen die Aufmerksamkeit auf die Hauptsache zu lenken, und die Stärke des Ausdrucks zu vergrößern. Bei Alledem liegt in dieser Art etwas Künstliches, das eben so fühlbar und vielleicht noch fühlbarer ist als die Verzichte Rembrandts und das Unbestimmte seiner nebensächlichen Dinge. Weder der Eine noch der Andere befriedigen mich ganz für Das, was ich brauche. Ich möchte (und glaube, ich erreiche es oft), daß das Künstliche gar nicht gefühlt und das Wichtige doch hervorgehoben wird. Das läßt sich wiederum nur mit Verzichten erreichen. Aber diese Opfer müssen, um meinen Wünschen genug zu thun, viel versteckter (mtmiinsnt plus gsliests) sein als in der Art Rembrandts." So weit der Theoretiker und Kritiker Delacroix, der, trotz seinem einzigartigen Scharfsinn, immer weit hinter der Intuition des Malers zurück blieb. Er hat hier das Wesentliche seines Verhältnisses zu Rembrandt mindestens angedeutet. Die Ergänzung ist leicht in den Bildern zu finden.

Der „Daniel in der Löwengrube" ist eine der vielen Brücken und wohl die deutlichste. Es giebt zwei Fassungen des Motivs. Die erste, im Museum von Montpellier, wo auch der Bruyas hängt, entstand 1849; die zweite, viel glücklichere, in der Sammlung Behrens in Hamburg, ist 1853 dativt. Beide weisen, und zwar in ganz verschiedener Art, auf die Welt Rembrandts. Die erste Fassung erinnert sogar in einer Schwäche der Komposition an ihn, dem etwas willkürlichen Ausschnitt mit den Zuschauern oberhalb der Höhle. Etwas von nordischer Unbeholfenheit steckt in dem Bild, von der Schwerfälligkeit der Engel Rembrandts, von dem Rembrandt der mittleren Zeit, als die Wucht noch nicht alle Einzelheiten gleichmäßig durchdrang. Ich glaube, Delacroix hat diese Schwere wie Würze genossen, so, wie sie uns erscheint, wenn wir im Louvre nach der Schwelgerei in den Venezianern vor das Dunkel des Holländers treten. Er hat sie oft als Würze in seinen eigenen Bildern, wo sie dem kühnen Schwung irgendwo eine wohlbewußte, Hemmung entgegensetzt, wie um unsere Lust einen Augenblick zum Bewußtsein kommen zu lassen. Diese beschwichtigende Hemmung, die zu Steigerungen führt, trägt auch in der späteren Fassung des Daniel zu der geheimnißvollen Wirkung bei. Das Bild wirkt langsamer als das frühere. Es sieht dunkler aus, dunkel wie ein Rembrandt. Aber jdas Dunkel ist wie bei Rembrandt Tiefe. Es hindert nicht die Gestalten. Sie erscheinen viel harmonischer und reiner als auf der ersten Fassung. Alles, was dort Materie blieb, ist hier Geist geworden. Auch das Rembrandthafte schein vergeistigt. Die Be-

wegung, die der alte Meister mit gehäuften Farben erreichte, kommt
mit einem spiegelglatten dünnen Auftrag zu Stande und läßt trotz-
dem die ganze Fläche fibriren, sondert trotzdem die Licht- und Schatten«
theile zu ordnenden Massen. Der Pinsel entlockt spielend die Erschei-
nung der Fläche. Die drollige Löwin im Hintergrund links ist noch
halb Pinselstrich geblieben und scheint die zarte Farbe zu lecken, die
sie entstehen ließ. Trotzdem dröhnt die Höhle von der Wucht der
Körper. Der Engel, kräftig wie der Engel Rembrandts auf dem
Tobiasbild des Louvre, hat doch das Magische, das unsere Vorstellung
beflügelt. Und das Magische ist ein tiefer, aber kristallklarer Farben-
akkord, Unit einem gedämpften Rosa im Licht, da wo sich die Er-
scheinung zu der rührenden Iünglingsgestalt verdichtet, und einem
leuchtenden Smaragd im Dunkel. Man versteht, was in dem „Iour-
nal" mit den „delikateren" Opfern gemeint ist.
Delacroix steht zu Rembrandt wie zu Raffael. Der Vorgänger
erscheint wie die breite Vorstufe einer rein geistigen Macht. Poussin
steht ähnlich zu Tizian. Nur bedroht seinen Verzicht die Durchsichtig-
keit der wundervollen Methode. Delacroix scheint Rembrandt zu lösen
und wiederum gleich dicht und mächtig zu einer nicht weniger tiefen
Mystik zusammenzuballen. Vergessen wir nicht, daß, wenn auch der
Maler Delacroix ohne Rembrandt zu denken ist, wir nicht fähig wären,
ihn zubegreifen, hätte nicht Rembrandt jene Welt von Gleichnissen
erschlossen.
Die Thierbilder haben Delacroix die kühnsten Gleichnisse gegeben.
Auf einem Bild, das 1856 datirt ist*), wird eine halbnackte Frau
von einem Tiger angefallen. Die Situation ist, in die Wirklichkeit
übertragen, so graß wie möglich. Die Bestie beißt die Unglückliche in
die Brust. Der Künstler erfindet eine das Bild wie eine lose Schlinge
durchziehende Arabeske. Thier und Mensch werden eins. Der schmerz-
liche Seufzer, mit dem die Getroffene über den geschmeidigen Leib
des Tigers hinsinkt, könnte höchste Wollust sein. Und nichts wie eine
wahrhaft göttliche Wollust empfindet man beim Betrachten der blu-
tigen Idylle. Eine verwandte Umschlingung von Mann und Löwin
hat Robaut in. seiner schönen Faksimile-Sammlung lithographirt. Der
Mann mit dem Schwert in der Faust liegt (halb sitzend) auf der
Erde. Die Bestie umarmt ihn mit einer ungeheuerlichen Geberde,
Die Sachlichkeit, mit der der Besiegte, dem nicht einmal zum Entsetzen
Zeit bleibt, und der möderische Mechanismus der Löwin erfaßt ist,
rivalisirt mit der statuarischen Größe der Gruppe.
Wie viele Monumente stecken in Delacroix! Manche seiner
Thierbilder, wo die Bestie sich allein in Umrifsen, die Gebirgen glei-
chen, vom Horizont abhebt, könnten, meint man, so, wie sie sind, in
Plastik übertragen werden. Nie wurde es versucht. Nie hat ein Barye
diesg Monumente geahnt. Rodin kam in sehr seltenen Momenten in
*) Robaut legt es in das Iahr 1852.

die Nähe der Sphäre. Neuere haben sich durch schematische Vereinfachungen die Arbeit zu leicht gemacht. Delacroix' Vereinfachung ist immer ein Bereichern der Natur, nicht nach einer Richtung, sondern nach unzähligen. Nie hemmt das Plastische die Fülle des Malerischen. Da, wo man soeben noch das Statuarische der Gruppen bewunderte, löst die Farbe Alles in fließenden Prunk. Auf der Löwenjagd der Sammlung Wolde formen sich unmerklich die farbigen Flecken zu gewundenen, gestreckten, springenden Leibern. In der Löwenjagd der Akademie in Petersburg ist der Vorgang zu einer fließenden Materie geworden, deren hinreißende Schönheit die Gespanntheit des Motivs überwindet. Die blauen Töne auf der rochten Seite des Bildes, wo sich nur die Landschaft den Blicken zeigt, halten die stark bewegte Szene auf der anderen Seite im Gleichgewicht und produziren die Quelle des Rhythmus, der sich über die ganze Fläche ergießt.

Das große Löwenbild von 1854, im Museum von Bordeaux, war die reichste Beute dieser unerschöpflichen Iagdgründe des Künstlers. (5s wurde 1870 durch den Brand des Rathhauses von Bordeaux schwer beschädigt. Wir können uns aber mit dem übrig gebliebenen Fragment und der ein Iahr später gemalten viel kleineren Variante, in der nur die Landschaft wesentlich verändert ist, einen Begriff von dem Werk machen. Es hat ungefähr das Format der großen Löwenjagd von Rubens in der Münchener Pinakothek (3,60 breit, 2,6« hoch) und erscheint vielleicht schon aus diesem Grund als der am Meisten rubenshafte Delacroix. Es ist eine seiner kühnsten und wildesten Phantasien. Ein Knäuel von Löwentatzen, LSwenrachen, von flatternden Mähnen, sich bäumenden Leibern, von sprengenden und gestürzten Pferden, kämpfenden, schreienden, sterbenden Menschen, von Flinten und Säbeln, von flatternden bunten Mänteln und zerfetztem Fleisch. All Das findet man auch auf dem Rubens; auch das Temperament, auch die Wildheit. Ein ungeheurer Windstoß scheint auf dem München« Bilde die Massen von links nach rechts in das Bild zu schleudern bis zu dem Pferd hin auf der äußersten Rechten, das dem Anprall mit stämmigen Beinen Stand zu halten scheint.

Wie oft wünscht man sich, die Macht zu haben, Bilder des selben Geistes oder die von dem selben Geist erscheinen und die der Zufall hierher oder dorthin gebracht hat, einmal auf eine Stunde zusammenzubringen, wie damals bei Kleinberger die beiden „Mirakel des Benoit". Was damals nur mit einer Fiktion möglich zu werden schien, die Ueberlegeuheit der Erfindung Delacroix', Das ist jetzt beweisbar geworden. Von der Mitgift des Vorgängers ist jetzt wirklich nur noch allenfalls eine Idee übrig geblieben: der Porwurf, eine Löwenjagd zu malen; und wir brauchen aus den gewohnten Faktoren des Vergleichs nichts, auch nicht die Komposition mehr auszuscheiden. Die Ueberlegenheit gilt in jeder Hinsicht. Rubens ist trotz seiner Wucht von viel geringerer Dramatik. Er schleudert den Betrachter eben so nach einer einzigen Richtung wie die Massen des Bildes und

giebt mehr die Folgen der Handlung, die erregten Rosse, die stürzenden Reiter, die Leiche, als die Handlung selbst. Seine riesigen Einzelheiten scheinen die Bewegung eher zu hemmen als zu "fördern; sie füllen und bedrängen uns, wie sie die große Leinwand des Bildes vom unteren Rande bis zum oberen hin füllen. Dieser empfindliche Mangel an Horizont (er wird nur unterhalb der Gruppe zwischen den Gliedern sichtbar und bleibt deshalb wirkunglos) drängt uns wiederum zu. dem Detail. Wir stehen, wie wir uns auch stellen mögen, viel zu nah, um mehr als Einzelheiten zu sehen. Die Folge ist eine Verwirrung, die uns die Verehrung des Meisters als Wirkung der Größe auslegen läßt, die wir sonst Verworrenheit nennen würden. Delacroix hinderte die Bewunderung des Bildes nicht, diese Schwäche in ihrem ganzen Umfang zu erkennen.*)

Er giebt in seiner Iagd nicht weniger Einzelheiten. Wir sehen alle Phasen der Begebenheit, sehen sie, obwohl sie nicht so detaillirt sind, viel deutlicher, weil sie besser gegliedert sind und weil alles Wichtige, zum Beispiel: die Löwen (die bei Rubens zurücktreten), im ganzen Umfang gezeigt wird, aber sehen sie immer im Zusammenhang mit der centralen Handlung, dem Kampf, der Iagd. Das allein, das Kämpfen, das Iagen, die zuckende Bewegung, ist der wahre Gegenstand des Werkes; und es erscheint uns als solcher wesentlicher, natürlicher und bedeutender als der rubenssche Inhalt. Was kümmert uns in dem Rubens, daß da ein Mensch tot ist, da einer entsetzlich der ganzen Länge nach, mit dem Kopf zu unterst, hinstürzt und dabei sein von Schreck zerfetztes Gesicht zeigt, oder daß ein anderer, der auf der Erde liegt, noch gerade dem anderen Löwen ins Maul spießt? Mag Das möglich sein, obwohl Manches daran recht unwahrscheinlich aussieht; wir würden es weder in Wirklichkeit sehen, noch wollen wir es hier sehen, weil wir nicht so nah ständen, noch so nah stehen! wollen. Aber den Kampf wollen wir, die Wuth der Angreifer, den Widerstand der Angegriffenen, die Lust am Kampf, nicht das Aufgeregte, sondern das Aufregende. Das giebt uns Delacroix in allen Nuancen, so, als wenn wir mitten darin wären, und doch so, daß wir frei bleiben, von keinem Entsetzen, nur von der Schönheit getroffen werden. Er erreicht diese ideale Nähe und Ferne mit der wunderbaren Komposition von Linie und Farbe, von Licht und Schatten. Vor Allem stellt er den Kampf in eine durchaus mitwirkende Landschaft, deren Betheiligung uns allein schon ein Objektiviren der

*) In seiner eingehenden Beschreibung des Bildes, das ihm freilich nur durch den Stich von Sontman bekannt war, sagt Delacroix, nachdem er alle Details und die wunderbare „Lxeeution" bewundert hat: .,Usis I'sspset est oontu«, I'osil ns s«t «ü ss kixsr, il s Is ssntimsvt 6'un äkkrsux (Zssorärs; il semdls n.r>« n'^ g. pss ««ss? prösigs pzur sUANients? psr une pru6ents Distribution ou par ciss ssorikie?« I'skkst ds tsnt «"invevtions äs Aeme."

Handlung erleichtert; und dann macht er aus dem Kampf unmerklich, ohne ihn im Mindesten zu beschränken, eine riesige Woge, die in dem mittleren Reiter die Höhe erreicht und in wunderbaren unregelmäßigen Terrassen nach allen Seiten abfließt. Wir wissen nicht, ob die Bewegung den Kampf oder der Kampf die Bewegung bestimmt; aber sie leitet uns an, im Flug da ihre Stützpunkte zu suchen, wo die Flecken und Lichter, die Schatten und Dunkelheiten sitzen. Da sitzen auch die Hebel der prachtvollen Koloristi? und da sitzen die Bewegungelemente der Thiers und Menschen, deren wir zur Erfassung und Ergänzung bedürfen. Glaubt man nicht in dem Bilde die Realisirung jener Forderung Delacroix' zu finden,, die der Literat zwischen der Detaillirung des Rubens und den Verzichten Rembrandts suchte?
Der Rubens ist nicht ganz eigenhändig, lehrt uns die Kunstgeschichte. Deshalb thut die Ueberlegenheit Delacroix' in diesem Bilde dem großen Flämen keinen Abbruch. Doch fühlen wir, wenn wir es nicht wissen, daß die Eigenart der rubensschen Löwenjagd mit ihrer Macht und Schönheit und auch mit Allem, was uns daran im Vergleich mit dem Delacroix' als Schwächen erscheint, im Grunde von der Frage, ob Rubens das Bild selbst vom Anfang bis zu Ende gemalt hat, unabhängig ist. Nur sehr seltene Kenner vermögen in den großen Gemälden mit Sicherheit die Hand des Meisters von Schülerhänden zu unterscheiden; nnd diese Kennerschaft bedingt keine Steigerung des Genusses. Die Gesellen, die Rubens halfen, wußten, wie er es wollte. Er war zufrieden mit ihnen; wir sind es auch. Diese Unabhängigkeit des rubensschen Werkes ehrt den Meister und seine Zeit. Es war seine Größe, eine Welt hinzustellen, an deren Bau Viele die Hände rühren konnten, ohne sie zu verderben. Der Gedanke, der ihn beseelte, durchdrang die Anderen. Sie vermochten ihm zu folgen, sich ihm zu unterwerfen, ohne dumpfes Werkzeug zu werden. Sie waren Künstler, wurden Meister, nicht Meister wie Rubens, aber würdige Verwandte, die wir heute noch gern in seiner Nähe erblicken.
Delacroix' Größe war, allein eine Welt hinzustellen. Seine Gehilfen, wenn von ihnen überhaupt die Rede sein kann, waren namenlose Handlanger. Er ließ sich zuweilen von ihnen, wie er einmal mit einem Worte Tizians sagte, das Bett der Farbe bereiten, die primitive erste Deckung des Grundes bei großen Dekorationen, und sah selbst diesen Manipulationen mit Ungeduld und Mißtrauen zu. Es giebt keinen nicht eigenhändigen Delacroix. Das, was man bei Rubens Atelierstück nennt, dem der Meister allenfalls zuletzt ein paar Lichter aufsetzte, ist bei Delacroix Fälschung.
Den Begriff dieser Eigenhändigkeit sehen wir heute von dunklen Trabanten umgeben. Hinweise tragischer Art verbergen sich darunter^. Er kann mit Bitterniß erfüllt sein und uns deshalb groß erscheinen, weil er allein steht. Er ist, aus Delacroix gewonnen, nothwendig höher als der Begriff, der sich mit dem gleichen Werth, auf Rubens angewendet, verbindet. Nicht Das entscheidet, daß Delacroix' Meister-

Werke nur von seiner Hand sein können. Was geht uns der Eine an,
der sich eine Persönlichkeit zurecht macht? Es ist das Wunderbare,
daß wir an die Stelle des Persönlichen mit seinem bestimmten Namen,
seinen Gewohnheiten, Lastern und Vorzügen einen großen Unbekann-
ten setzen können, der nichts davon hatte, der ein Künstler war, wie
Gott der Herrgott ist.
Delacroix' Bilder können nur von einer Hand gemalt sein, weil
der ungeheure Komplex von Wirkungmöglichkeiten nur von einem
Hirn erdacht und beherrscht werden konnte.
Rubens ist ein lachendes Ungeheuer. Wir hören ihn schmatzen,
wenn er die Körper durcheinander wirft. Wir hörlen die stillen Seufzer
Rembrandts, von dem man auch sagen kann, er habe nur eigenhändige
Bilder gemalt. Dieses Hervortreten des Persönlichen stört uns nicht.
Es gehört zu unseren Lieblingen. Sie sind ohne Das nicht denkbar.
Delacroix» hat uns eine höhere Gattung der Spezies Künstler
erwiesen. Wir sehen keine Geberde an ihm, die nicht Form wäre, hören
keinen Laut von seinen Lippen, der nicht in Melodie aufginge. Er ist
ganz driu in der Kunst; der Mensch scheint überwunden. Er steht ganz
außerhalb der Kunst; der Mensch ist Alles.
Bevor die Göttin, die Iahrtausende der Menschheit geleuchtet
hatte, langsam begann, der fremden Epoche ihr Antlitz zu verschleiern,
kam ihr Einer näher, als es je einem Sterblichen vergönnt war.
Er kam ihr so nah, daß man zwischen Beiden nicht mehr zu
unterscheiden vermag.
Nikolassee. Iulius Meier-Graefe.
es

Elektrogeschäfte.

as Iahresergebniß der AEG hat ängstliche Gemüther beschwich-
tigt. Zum vierten Mal giebt diese Gesellschaft 14 Prozent Divi-
dende. Man könnte meinen, daß diese Beständigkeit auch auf den Ak-
tienkurs wirken müsse. Der gehorcht aber mehr dem Geist der Speku-
lation als den Gesetzen der Logik; 1910 thronte er auf der Höhe von
288 (die Dividende war von 13 auf 14 gestiegen); 1912 bewegte er sich
zwischen 270 und 234; in diesem November (vor der Abtrennung des
Dividendenscheins) pendelt er um 239. Ist das Aktienkapital der Ge-
sellschaft heute um Ig Prozent weniger werth als in den vergnüg-
testen Tagen des Iahres 1910? Größe und Ertrag der Beschäftigung
haben sich noch nicht verringert. Der fakturirte Umsatz ging über
die Summe des Vorjahres um rund 60 Millionen hinaus; und in
den ersten beiden Monaten der neuen Geschäftsperiode wurden für
30 Millionen mehr Aufträge gebucht als in den Parallelmonaten

1912. Aber es hieß, die AEG habe Arbeiter entlassen. Sie hat
wirklich die Zahl ihrer Angestellten verkleinert (von 7« 162 auf 68711);
sie konnte es (wie der Bericht hervorhebt), weil die verbesserten Fa-
brikationnrethoden größere Leistung bei vermindertem Kraftaufwand
ermöglichten. Das richtige Verhältnis zwischen den Bedingungen
der Rentabilität und den Kosten zu finden, ist die wichtigste Aufgabe
des Industriemannes. Die AEG bringt als Endsumme ihrer Bilanz
die Ziffer: 463 Millionen. Solche Größen gab es noch vor zehn Iahren
in der deutschen Industrie nicht. Sie zeigen die Höhe der wirtschaft-
lichen Leistung. Doch das Betriebskapital muß ohne stete Kredit-
anspannung aus sich heraus immer wieder erneut werden.
Die Elektroindustrie braucht Geld für theure Bauten und An-
lagen. Die AEG hat in kurzer Zeit zweimal neues Kapital auf-
genommen, um sich für große Werke stark zu machen. Im Dezember
1912 wurde das Aktienkapital von 13« auf 135 Millionen erhöht;
im April 1913 wurde eine (zunächst fünfprozentige) Staffelanleihe
von 30 Millionen aufgenommen. Der Zweck dieser Anleihe war die
finanzielle Betheiligung an der von der AEG zu bauenden Schnell-
bahn Gesundbrunnen-Neukölln. Die letzten Finanzgeschäfte haben
die Liquidität der Bilanz so gefördert, daß die Gesellschaft über ein
Bankenguthaben von 77 Millionen verfügt. Trotzdem wünschen sich
die Leiter des Unternehmens eine „Verlangsamung des Tempos", die
„die Erträgnisse der Arbeit vermnthlich nicht gefährden, wohl aber
die Ueberanspannung der zwei- und dreischichtigen Produktion mildern
und zugleich umfassendere Verbesserungen der Fabrikationmethoden"
ermöglichen würde. So offen hat noch nie Einer gesprochen; gedacht
habens vielleicht auch schon Andere. Zwischen dem Wunsch, der ein
Geschäftsgeheimniß entschleiert, und dem lauten Klagen über die Mo-
nopolgelüste der großen Firmen scheint ein >ViderspruH zu klaffen.
Wer ein langsameres Tempo im Lauf der Bestellungen und im Wach-
sen de? Umsätze ersehnt, brauchte sich nicht um jedks winkende Geschäft
zu bemühen. So scheint es. Aber der Große da^der Konkurrenz
nicht den Vortritt lassen. Noch sind die Arbeitgebttl^ der Größten
nicht von einander abgegrenzt und jeder will seineHand überall
haben. Die Gipfelzeit der Elektrizität kommt erst. „DS fortschrei-
tende Elektrifizirung in Europa, besonders in Rußland, ^Zld außer-
halb Europas bringt uns große Umsätze." Und weiter: „In.Deutsch-
land hat die Stromversorgung weiter Landesgebiete einen nejen Auf-
schwung erfahren durch die wachsende Erkenntniß, daß die Kraft-
erzeugung an den Fundorten kalorischer und hydraulischer Energie
centralisirt werden mutz." So sagt der Geschäftsbericht der AöG:
und erklärt damit selbst die (beseufzte) Schnelle des Tempos.'
Die deutsche Elektroindustrie darf mit ihrer materiellen Leistung
und dem Ertrag des Ausfuhr zufrieden sein. Im Werth des Erporrs
schlägt sie ihre beiden stärksten Rivalen, die Vereinigten Staaten und
England; im Ertrag wird sie nur von der amerikanischen Ziffer über-.

troffen. Die statistische Stufenleiter ist: 1S0«, 120« und 500 Millionen
Mark. Die deutsche Ausfuhr bewerthete sich 1912 auf mehr als eine
Viertelmilliarde Mark; sie übertraf umsDoppelte denWerth des ame-
rikanischen, Exports und ließ die britische Leistung um 150 Millionen
hinter sich. 1913 brachte in den ersten neun Monaten 201 Millionen
(gegen 162 im Vorjahr und 154 vor zwei Iahren). Der Hauptmarkt
der deutschen Industrie ist Europa; draußen sind Großbritanien und
die Vereinigten Staaten vornan. Natürlich: wer die niedrigsten
Transportspesen hat, ist Sieger im Konkurrenzkampf auf dem Welt-
markt. Für die deutsche Elektrizitätindustrie ist die amerikanische
Tarifreform nicht sehr wichtig. Die Zölle auf elektrotechnische Ar-
tikel sind herabgesetzt worden; aber nicht so tief, daß ein rasches Wachs-
thum der Ausfuhr zu erwarten ist. Die elektrotechnischen Produkte,
die Deutschland der Union verkaufte, waren 1912 nur 2,3 Millionen
werth. Das ist eine Bagatelle. In dem Gesammtbetrag fehlt ein
wichtiger Artikel: Kohlenstifte. Deren Ausfuhrwerth hatte im letzten
Iahr 1,4, Millionen betragen. Der neue Tarif setzt den Zoll auf
Kohlenstifte von 35 auf 15 und von 65 auf 4« Cents für 100 Fuß
herab. Danach könnte mit einer Chance gerechnet werden. Im Uebri-
gen ist es nicht möglich gegen die amerikanischen Elektrizitätindustrie
in ihrer Heimath aufzukommen, weil die Preisdifferenz zu Gunsten
der Union den Zollsatz übersteigt. Daran ändert sich nichts.
Die berliner Stadtbahn wird elektrifizirt. Die Männer der
Dampflokomotive sind unterlegen. Dafür haben sie in Amerika einen
Triumph erlebt. Der Generaldirektor der Pennsylvaniabahn meint,
daß sie fürs Erste noch ihren Platz behaupten können. Mr. Craw-
ford hat aus einem Kostenanschlag, der ihm vorgelegt wurde, festge-
stellt, daß der Ersatz einer .einzigen Dampflokomotive durch einen
elektrischen Motor einen Aufwand von 200 000 Dollars erfordern
würde. Zum Ersatz von 70 000 Lokomotiven wäre also ein Kapital
von 14 Milliarden nöthig. Trotzdem: auch die Vereinigten Staaten
können den elektrischen Strom nicht hemmen. Die Turbinen mahlen
langsam, aber sicher. Für die berliner Stadtbahn sind zunächst sechzig
Lokomotiven, von denen jede 95 000 Mark kostet, bestellt worden. Der
Strom soll von zwei Kraftwerken (in Rummelsburg und Charlotten-
burg) geliefert werden, die für den Dienst der Stadt- und Ringbahn
ausreichen., Iede dieser Centralen beherrscht ein Gebiet von zehn
Ouadratmeilen. Den großen Elektroconcerns bringt die Elektrifizi-
rung der städtischen Schnellbahnen natürlich gute Bestellungen. Die
deutschen Firmen werden auch an dem Bau der Untergrundbahnen in
Wien und an der Elektrifizirung der dortigen Stadtbahn betheiligt sein.
Für die Untergrundbahnen wird ein österreich-französisches Konsor-
tium Kapital (150 Millionen Kronen) und Bau besorgen. Betheiligt
sind AEG-Union, Siemens-Schuckert und die französische Gesellschaft
„Omnium l^ormäi« gs OKsmiris gs ?sr st Iramvvä^s". Hinter dem lyoner
Unternehmen (Kapital 20 Millionen Francs) steht die Loeists Ontrsls

gss Lsnquss äs ?rovinos, die mit einem Aktienkapital von 50 Millionen arbeitet. Das Betriebskapital der Untergrundbahnen wird in Aktien und Obligationen eingetheilt; und die Schuldverschreibungen sollen auf dem französischen Markt ihr Unterkommen finden. Dazu ist die Vermittelung der 8««ists Ontrsls nöthig. Die Omniuni hat auch die pariser Untergrundbahn gebaut; nun taucht sie im deutschen Sprachgebiet auf. Die ersten Pferdebahnen sind von den Engländern eingeführt worden; für Untergrundbahnen sorgen die Franzosen. Der Bund Wien-Paris kann wichtig werden. Wieder, wie einst bei der Südbahn, werden Frankreichs Sparer für die österreichischen Papiere interessirt. Von der Uebernahme industrieller Obligationen bis zur Partnerschaft bei Rentenemissionen ist nur ein Schritt. Die Elektrifizirung der Stadtbahn ist Sache der Staatsbahnverwaltung, die sich mit der Stadt Wien über die Stromlieferung verständigen muß.

Die Führer in der Elektroindustrie hatten geglaubt, das Eisenbahnnetz schneller an sich reißen zu können. Die Scheu vor den Kosten ist noch immer größer als die Freude am technischen Fortschritt. Der müßte so überwältigend sein, daß alles ängstliche Rechnen von selbst verstummte. In Bayern ist die Arithmetik Siegerin geblieben. Das große Walchenseekraftwer? war als Centrale für die Elektrifizirung der bayerischen Staatsbahnen gedacht. Aber der Elektriker denkt und der Finanzausschuß lenkt. Nichts ist Mit den elektrischen Fernbahnen. Man wird weiter mit theurer Kohle feuern und sich auf die beiden ersten (kurzen) Versuchsstrecken beschränken. Die Dampflokomotiven, heißts, seien konstruktiv verbessert und dadurch wirtschaftlicher geworden. Die bayerische Regirung werde deshalb beim Dampf bleiben. Mr. Crawford, der Generalsuperintendent der Pensylvaniabahn, und Domdekan Dr. Pichler, der Eisenbahnreferent desBayerischen Landtages, haben ein gleich lautendes Verdikt über die Elektrizität im Bahnbetrieb gefällt. Aber die Elektriker sagen: „Und sje bewegt sich doch!" Und sie werden Recht behalten. Das Walchenseewerk soll bald „in Angriff genommen werden". Hoffen und Harren! Licht und Arbeit haben andere Nährquellen (die neuen Laitzachwerke in Oberbayern werden 25 000 ?8 abgeben können); aber für den Bahnbetrieb wollte man etwas Großes schaffen: die Walchenseecentrale. Hätte man sie schon, dann wäre vielleicht der Gedanke verwirklicht worden, den Major von Donat, der Vater des Walchenseeplanes, angeregt hat: die Speisung des berliner Stadtbahnbetriebes mit der Wasserkraft des bayerischen Bergsees. 200 00« ?8 über eine Strecke von 700 Kilometern zu bringen, hält Donat weder für technisch unmöglich noch für zu kostspielig. Wenn seine Rechnung stimmt, würde sich der Plan gut rentiren. Doch ehe der Walchensee die Turbinen dreht, rollen die elektrischen Stadtbahnlokomotiven wohl längst über die Schienen. Und dann schlägt den großen Fernlinien die Stunde.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimllian ßarden in Berlin. — «erlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Sarleb S. m. b. H in Berlin.

Der Kern der Iesuitenfrage.

WSVaß der die Jesuiten betreffende Bundesrathsbeschluß vom acht» undzwanzigsten November 1912 mit seiner unklaren Bestim» mung des Begriffes der Ordensthätigkeit, insbesondere mit seinem Verbot jeglicher „religiösen Thätigkeit gegenüber Anderen" sich nicht aufrechterhalten läßt, sollte eigentlich keinem Zweifel begeg- nen. Noch immer giebt es aber Leute, die die Nnhaltbarkeit dieses Rechtszustandes nicht einsehen. Nicht bewußte Ungerechtigkeit, sondern der Popanz der Iesuitenfurcht, dessen Entstehung Dr. Ientsch früher einmal so anschaulich in der „Zukunft" geschildert hat, läßt bei vielen Leuten sachliches Denken eben nicht aufkommen. Nur auf diesem Popanz beruht jenes Volksempfinden, das auch Z«r Reichskanzler in seiner Rede im Dezember vorigen Jahres als 'entscheidend für die Erhaltung des Iesuitengesetzes bezeichnete.

.» Daß die Iesuitenfrage ausschließlich als innerkirchliche Angele» genheit zu betrachten sei und ihre Behandlung gar keine Rücksicht <mf Andersgläubige erfordere, soll damit nicht behauptet werden. Doch das Recht muß eine andere Grundlage haben als das der- schwommene „Volksempfinden". Der Kernpunkt der Iesuitenfrage liegt für jeden vorurtheilfreien Denker in der Erwägung: Kann heute noch in den dem Orden der Jesuiten gemachten Vorwürfen «in ausreichender Grund für das Verbot jesuitischer Niederlassun- gen als genossenschaftlicher Körperschaften gefunden werden? Eben so berechtigt ist aber auch die Frage, ob die einzelnen Mitgliedern

des Ordens gemachten Vorwürfe die.gesetzlichen Maßnahmen rechtfertigen, die sich als Ausnahmegesetz gegen Einzelpersönlichkeiten in Folge ihrer Zugehörigkeit zum Jesuitenorden darstellen.

Wie widersinnig die Begründung des Iesuitengesetzes ist, ergiebt sich schon aus der einen Erwägung, daß es gegen die schriftstellerische und private Thätigkeit der Jesuiten eine völlig stumpfe Waffe ist. Auch wird durch das Gesetz das angebliche „Intriguenspiel" des Ordens in Rom nicht gehindert. Gehindert wird nur die öffentliche Wirksamkeit, besonders in den Missionpredigten. Die Iesuitengegner hätten aber ein Interesse daran, die Jesuiten öffentlich wirken zu lassen, um sie auf frischer That zu ertappen, was jetzt, bei ihrer verborgenen Wirksamkeit, unmöglich ist. Nicht minder thöricht ist das Verfahren, Alles, was am Katholizismus im Allgemeinen mißfällig erscheint, ohne Weiteres den Jesuiten auf die Rechnung zu setzen. Die Jesuiten müssen wenigstens da» hinter stecken. Mit welchem Recht? Furchtbare Macht in Rom? Da dürfte doch die gewiß nicht jesuitenfreundliche Kölnische Zeitung wohl das Richtige getroffen haben, als sie vor einer Aeberschätzung der vatikanischen Einflüsse der Jesuiten in unserer Zeit warnt. Manche Leute meinen auch, daß sich die Jesuiten über diesen Mindereinfluß nicht einmal sehr grämen. Bis zu welchem Grade sich die Verwirrung der Begriffe steigern kann, lehrt die Thatsache, daß man hier und da nicht gelten lassen will, für die Katholiken sei es sehr verletzend, daß man alle möglichen fremden, auch ausländischen Sekten, selbst Sozialdemokraten und praktische Anarchisten, in öffentlichen Versammlungen ihre Agitation ent» falten lasse, den Jesuiten aber eine religiöse Einwirkung auf ihre eigenen Glaubensgenossen gesetzlich verbiete.

Die Grundlage der in nichtkatholischen Kreisen weit verbreiteten Abneigung liegt in dem Vorurtheil, der Orden sei zur Bekämpfung Luthers und des Protestantismus gegründet worden, während thatsächlich Ignatius von Loyola bei seiner Ordensgründung an die deutschen Verhältnisse gar «icht gedacht hat (dazu kannte er sie zu wenig). Der Glaube an die Absicht auf die Ausrodung des Protestantismus steht aber in engstem Zusammenhang mit der Anschauung, daß die Jesuiten bei der „Gegenreformation" in gewaltsamer Zurückführung vieler Protestanten zum Katholizismus eine verhängnißvolle Rolle gespielt haben. Das aber ist auch nicht richtig. Zutreffend sagt Ientsch: „Jedenfalls war daS Betreiben von Gewaltmaßregeln nicht das Wesentliche ihrer Wirksamkeit. Dieses bestand vielmehr in eifriger, treuer Arbeit. In

Folge der Verderbniß des Klerus waren die Gemeinden verwildert. Der sittenreine Wandel der Jesuiten und ihre unermüdlich? Thätigkeit flößten den Laien wieder Achtung vor der Geistlichkeit ein. Gründlicher Unterricht überzeugte von der Wahrheit der katholischen Lehre. Ein erbaulicher Gottesdienst fesselte die Gemüter. Und so wurden die Seelen für die Kirche wiedergewonnen, sowohl die der katholisch Gebliebenen als auch die der durch Zwang (durch die Landesfürsten, nach dem Grundsatz cuMs reZio, illius religio) in den Schoß der Kirche Zurückgeführten." Hätten aber auch die Jesuiten vor dreihundert Iahren durch Unduldsamkeit gesündigt, so wäre dadurch die Behandlung der Jesuiten in unseren Tagen noch nicht gerechtfertigt. Maßgebend dürfte vielmehr sein, was ein Jesuit von heute über Gewaltanwendung bei der Gegenreformation denkt. Und da möchte ich auf den im Anfang dieses Jahres erschienenen zweiten Band der groß angelegten „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge" ivon Bernhard Duhr S. I. hinweisen (Herders Verlag in Freiburg). Die Lecture dieses mit zahlreichen kultur- und kunstgeschichtlich hochinteressanten Abbildungen geschmückten Werkes ist allen Iesuitengegnern sehr zu empfehlen. Hier sei auf den Umstand hingewiesen, daß Duhr bei der Besprechung der Gegenreformation mit aller Entschiedenheit jegliche Zwangsmaßregeln verurtheilt, welche die Gewissensfreiheit zu beschränken vermochten. Nachdem Duhr, der sich auf die Studie des Protestanten Völker über Toleranz im Zeitalter der Reformation stützt, dargelegt hat, daß für die protestantische Theorie und Praxis die Sätze galten: sofern die Römische Kirche die Kirche des Teufels sei, verstehe sich von selbst, daß man durch die bewußte Zugehörigkeit zu ihr das Heil in Christo verwirke, und die evangelische Obrigkeit sei deshalb verpflichtet, in ihrem Gebiet den Katholizismus von der Oeffentlichkeit zu verdrängen, das Verharren bei ihm als Staatsvergehen zu brandmarken, sagt Duhr dann weiter: „Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß die Norm des Gewissenszwanges eine unsittliche ist, mochte sie nun von Protestanten oder von Katholiken angewendet werden. Niemand darf seine Ueberzeugung, so lange sie ihm unerschütterlich fest begründet erscheint, aufgeben und deshalb darf auch Niemand gezwungen werden, seine ehrliche, innerste religiöse Ueberzeugung wegen irdischer Vortheile oder Nachtheile preiszugeben. Jeder wird nach seinem Gewissen gerichtet." In einer Fußnote folgt dann auf mehrere Citate aus Werken katholischer Schriftsteller der Satz: „Daraus folgt, daß die gutgläubigen Protestanten auch

außerhalb des äußeren Verbandes mit der Katholischen Kirche ihr Heil wirken können und daß das viel berufene Axiom von der Gewissenspflicht der Fürsten, ihre protestantischen Unterthanen aus Rücksicht für das Seelenheil zum Eintritt in die Katholische Kirche zu zwingen, aus der katholischen Lehre nicht gefolgert werden kann."

Aus dieser durch vernünftige Auffassung sich auszeichnenden Anschauung wird man wohl keinen Angriff gegen den Jesuitenorden herleiten können. Dagegen wird aber der Einwurf erhoben, daß der General des Jesuitenordens in seinem kirchenrechtlichen Werk, dessen sechster Band vom kirchlichen Strafrecht handelt, auch die Frage erörtere, ob die Katholische Kirche das Recht habe, über Ketzer die Todesstrafe zu verhängen. In einer Zeitung wird gesagt, der Iesuitengeneral verneine diese Frage nicht, sondern erkläre probabilistisch, daß beide Ansichten gelten, und er überlasse dem Leser, die ihm gefallende zu wählen. Ich habe die Stelle nicht nachgeschlagen, will aber annehmen, daß diese Inhaltsangabe richtig ist. Daraus ergiebt sich doch nur, daß der Ordensgeneral Wernz an der bezeichneten Stelle eine geschichtliche Uebersicht über die Strafrechtstheorie bietet. Es ist eine alte Frage, die schon den Kirchenvätern wichtig schien und über deren Beantwortung auch sie nicht einig waren, ob die Kirche die sich von ihr trennenden Glieder mit Gewalt an der Trennung hindern und strafen könne. Daß diese Frage einstmals auch eine staatsrecht» liche Bedeutung hatte, ist aus dem Bewußtsein des modernen Menschen beinahe geschwunden. Neber die Entwickelung dieses Problems sagt Sägmüller in seinem Kirchenrecht: „Das Mailänder Edikt von 313 hatte allgemeine Gewissensfreiheit gewährt. Mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion ging aber die Bekenntnißfreiheit verloren. Die christlichen Kaiser setzten die schwersten Strafen, selbst den Tod auf die Haeresie. Grund zu dieser keineswegs von allen Vätern gebilligten Strenge war, daß die Reichsverfassung die Einheitlichkeit des Glaubens zur Voraussetzung hatte und daß daher die Störung der Glaubenseinheit als ein Attentat gegen die staatliche Ordnung angesehen wurde. Nicht anders war es in den neuen germanischen Reichen und durch das ganze Mittelalter hin. Der in religiöser Hinsicht keineswegs fanatische Friedrich II. setzte in wiederholten Authentiken den Feuertod auf die Ketzerei." Man denkt vielfach gar nicht daran, daß der uns Heutigen so geläufige Gedanke der bürgerlichen Toleranz noch nicht alt ist. Besonders muß aber nochmals hervor»

gehoben werden, daß dieser Gedanke nicht etwa aus den Grund«
sStzen des Protestantismus (wie man so oft lesen kann) erwachsen
ist.Wer sichdarüberklar werden will, studire das Buch von Nikolaus
Paulus: „Protestantismus und Toleranz im sechzehntenIahrhuir-
dert". Besonders sei auf die Abschnitte hingewiesen, die Ketzerhin-
richtungen behandeln, wie sie bei Zwinglianern, Calvinisten und
Lutheranern vorkamen. Paulus zeigt, daß> mit der Religionfrei-
heit zuerst in den amerikanischen Kolonien Englands Ernst ge-
macht worden ist. Er stimmt Adalbert Wahl bei, daß als Men-
schenrecht in Amerika die religiöse Freiheit erst 1776 bezeichnet
wurde, nachdem dieser Begriff in Kämpfen, die auf einem nicht-
religiösen Gebiete auszufechten waren, in das Staatsleben Ein«
gang gefunden hatte, unter Mitwirkung des Nationalismus.
Wer Etwas von der Iesuitenliteratur kennt, weiß sehr wohl,
daß unter den Schriftstellern des Jesuitenordens in wichtigen Fra-
gen große Gegensätze bestehen. Deshalb schafft auch der General
des Ordens, wenn er wirklich so denkt, wie behauptet wird, keine
Ordensdoktrin. Aus der Geschichte der Moralsysteme weiß man
ja, daß alle Bemühungen des Ordensgenerals Thyrsus Gonzalez,
dem Probabiliorismus statt des Probabilismus Geltung zu ver-
schaffen, wirkunglos waren. Wenn es sich nicht um ein von der
Kirche festgelegtes Dogma handelt, hat die Anschauung des Ordens-
generals keine höhere Bedeutung als eines anderen Schriftstellers
Schulmeinung. Auch das Werk des längst verstorbenen Jesuiten
De Luca über Kirchenrecht wird, im Hinblick auf die hierher gehö-
rigen Stellen, von vielen Jesuiten als eine Entgleisung betrachtet.
So schreibt der Jesuit Hofmann in der Zeitschrift für katholische
Theologie (Innsbruck), daß die Arbeit De Lucas nur „durch un-
haltbare Uebertreibungen eine gewisse traurige Berühmtheit" er-
langt habe. Warum citirt man, wenn man wirklich sachlich vor-
gehen will, nur De Luca und dessen Gesinnungsgenossen, warum
nicht die Jesuiten, die der Kirche das Nechl der Todesstrafe gegen
Apostaten ausdrücklich absprechе», wie Laurentius,Biederlack, Ver-
meersch? Der zuletzt Genannte hat eine Schrift, „1^ tolerance",
über die Ketzerfrage veröffentlicht, Er wird den modernen Forde-
rungen bürgerlicher Toleranz durchaus gerecht. Das Werk wird
aber von den Iesnitengcgnern nie citirt, offenbar, weil darin
nichts zu „finden" ist. Wie es möglich ist, daß denkende Menschen
diese Ketzerfrage, die heute doch nur theoretisches und historisches
Interesse hat, gegen die Jesuiten auszuschlachten versuchen, ist
kaum zu begreifen.

Aehnlich verhält es sich mit der Frage des Iesuiteneides.
Im Jahr 1891 ging durch die Presse die Nachricht, jeder Jesuit
habe bei seiner Aufnahme in den Orden einen Eid zu leisten, daß,
der Papst die Macht habe, die ketzerischen Könige, Fürsten und
Republiken zu beseitigen: „Ich verleugne und versage jegliche Treue
den protestantischen Königen, Fürsten und Staaten." Duhr be-
richtet in seinen „Iesuitenfabeln", daß dieser Eid das ehrwürdige
Alter von über zweihundert Iahren habe; Er sei das Werk des
berüchtigten Fälschers Robert Ware. Duhr fährt dann fort: „Ob-
gleich im Jahr 1891 der Eid als eine Fälschung erwiesen wurde
und selbst der Evangelische Bund ihn 189S für eine plumpe Fäl-
schung erklärte, brachte im Jahr 1897 der Gustav-Adolph-Kalen-
der für das evangelische Deutschland und Oesterreich auf das Jahr
1898 den Eid von Neuem, um auf die fürchterliche Gefahr auf-
merksam zu machen, welche dem Deutschen Reich von der Rückberu-
fung der Jesuiten drohe." Der Vorwurf, die „jesuitische Ethik sei
in ihrem Grundprinzip das Widerspiel wahrer Sittlichkeit", wird
von gewissen Leuten ja der gesammten in der Katholischen Kirche
geltenden Moraltheologie gemacht. Wie aber wird er begründet?
Entweder mit allgemeinen Phrasen oder mit Behauptungen, die
jede Sachkenntnis) vermissen lassen. Welche Faseleien leisten sich
selbst Männer der Wissenschaft in ihren Betrachtungen über die
Theorie der „Probabilismus", die Frage des Verhältnisses der
kirchlichen Autorität zur persönlichen Selbstbestimmung! Und end-
lich über den Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel" und über „de.i
inneren Vorbehalt beim Eid". Man lese doch einmal ganz vorur-
theilloS dic grundsätzlichen Betrachtungen des Professors Maus-
bach in seinem Buch „Die katholische Moral und ihre Gegner."
Besonders beliebt ist auch heute noch immer das Verfahren,
die Menschen dadurch gruselig zu machen, daß man dem Je-
suitenorden Meinungen über das Verhältniß zum modernen
Staat und zu den Andersgläubigen, den nichtkatholischsn Bür-
gern unterschiebt, die den Ausbruch eines Bürgerkrieges nach,
der Rückkehr der Jesuiten in Aussicht zu stellen scheinen. Unhalt-
bare Ansichten einzelner Jesuiten oder Verfehlungen in früheren
Jahrhunderten oder rein theoretischeSpintisirerei sind aber durch-
aus keine Quelle zur richtigen Erkenntniß des jetzt im Jesuiten-
orden herrschenden Geistes. Entscheidend bleibt immer, ob, wenn
auch von einzelnen Jesuiten thatsächlich Aussprüche sich nach-
weisen lassen sollten, die keine Billigung finden können, daraus
solche Folgerungen gesetzlicher Natur gezogen werden können, wie

sie das Iesuitengesetz in sich schließt, und ob man auch bei Menfchen, die nicht Jesuiten sind, Entgleisungen in der selben Weise ahnden will. Hier die Aussprüche zweier Jesuiten über das Verhältniß zum Deutschen Reich und zum Protestantismus. Der Jesuit Przibilla schrieb: „Die katholische Glaubenslehre hindert Keinen, unter den gegebenenVerhältnissen den paritätischen Staat in Deutschland für den einzig richtigen zu erklären. Im paritätischen Staat, den wir verfassungsgemäß haben und auf den auch die Katholiken verpflichtet sind, müssen die Rechte Aller in gleicher Weise gewahrt werden. Der Jesuitenorden verträgt sich gewiß nicht mit so manchen modernen Staatsrechtstheorien, die, von dem ,Grundsatz der Staatsallmacht ausgehend, den Staat aller sittlichen Pflichten und damit überhaupt seines sittlichen Charakters entkleiden. Aber mit diesen Theorien kann sich nicht nur kein Jesuit und kein Katholik, fondern auch kein gläubiger Protestant aussöhnen." Nnd der Jesuit Lippert sagt in seinem interessanten Schriftchen über die Psychologie des Jesuitenordens (Kösel in Kempten):„Die Jesuiten haben heute keine Veranlassung, auf dem Standpunkt des mittelalterlichen Glaubensstaates zu verharren oder gar die religiöse Verfolgungwuth und den Glaubenshaß des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts herauf zu beschwören. Die Jesuiten von heute sehen in den christlich gesinnten Protestanten ihre Brüder und Waffengenossen in dem großen Geisteskampf gegen die antichristliche Bewegung der Neuzeit. Darum soll auch kein Mißtrauen und kein bitteres Gedenken mehr zwischen ihnen stehen und einzelne übereifrige und unduldsame Geister, wie sie immer auf beiden Seiten sich finden werden, sollen dieses Verhältniß christlicher Duldung und Milde nicht stören dürfen. Wohl sollen die Ideen mit einander ringen, ein frischer Kampf der Geister, mit geistigen Waffen und Kräften geführt, soll herrschen; denn die freie Konkurrenz ist noch lange keine Intoleranz und keine Verfolgung. Aber über die Produkte eines weltfremden, eingesponnenen Denkens soll man auf beiden Seiten mit ritterlicher Noblesse hinwegsehen."

Südende. Professor Dr. Martin Faßbender.
Mitglied des Reichstages und des Preußischen Landtages.

Otto Friedrich Gruppe/)

AWrst vor wenigen Wochen hat Arthur Trebitsch, Verfasser eines anderen „Antaios", auf O. F. Gruppe als auf einen vergessenen Philosophen mit warmen Worten hingewiesen und bei dieser Gelegenheit erzählt, wie gang zufällig er zu der Bekanntschaft der Schriften Gruppes gekommen sei, denen jetzt feine Liebe gehöre. Mir, der ich mich seit nun vierzig Iahren in der philosophischen. Literatur recht aufmerksam umsehe, ist es mit O. F. Gruppe nicht anders ergangen.

Es mag fünf oder sechs Jahre her sein, daß ich die Geschichte der vossischen Homer-Uebersetzung studirte, aus diesem Anlaß ein Buch „Deutsche Uebersetzerkunst" von O. F, Gruppe anschaffte und darin einige Kapitel (von Bürger bis Schlegel) nachlas. Spater, vor bald zwei Iahren, führte ich an der italienischen Riviera mit dem Dichter, der dort einfach il poeta teäesco heißt, eine fast gelehrte Unterhaltung über den ungleichen Werth der verschiedenen Ausgaben von Vossens Odyssee-Uebersetzung. Gerhart Hauptmann hatte uns in Portofino die Freude gemacht, sein wahrhaft schönes Drama „Der Bogen des Odysseus" vorzulesen; und angesichts des Meeres, im Eckzimmer des Castel Paraggi, kam es zu der philologischen Unterredung über den deutschen Ersatz für einige Worte und Namen Homers. Ich berief mich bei meiner Meinung, daß die erste Ausgabe die beste sei, auf Gruppe, konnte mich aber des Einzelnen nicht mehr beginnen. Nach Hause zurückgekehrt, langte ich die „Deutsche Uebersetzerkunst" heraus und las die Arbeit von Anfang bis zu Ende durch. Ich lernte ein sehr gutes Buch gründlicher kennen. Meine Neugier wurde aber jetzt besonders gereizt durch einige tiefdringende und feine Bemerkungen über den Einfluß der fremden Sprachen auf die Muttersprache

*) Als zwölften Band der von ihm geleiteten (bei Georg Müller in München erscheinenden) „Bibliothek der Philosophen" bringt Mauthner den „Antaeos" (als erstes Stück der Philosophischen Werke Gruppes). Was Unternehmen der Bibliothek kann nicht oft, nicht eindringlich genug gerühmt, muß besonders Unzünftigen immer wieder empfohlen werden. Ver Leiter steht als der freiste, tapferste Erkenntnihtheoretiker dieser ängstlichen Zeit vor unserem Blick. Daß er in Gruppes Werk und Menschlichkeit so viel der Betrachtung Würdiges findet <wie schon die aus Mauthners Einleitung hier gesammelten Fragmente verrathen), überzeugt jeden Freund des Wahrhaftigen von der Pflicht, dem vergessenen Gruppe die Gedächtnißpforte zu öffnen.

und über t>as Wesen der Aebersetzung. Vielleicht hatte der Verfasser noch mehr Lesenswerthes über diese Dinge geschrieben. Zu meiner Aeberraschung und zu einiger Beschämung fand ich in den. gangbarsten Handbüchern den Namen des Mannes verzeichnet und dazu eine lange Liste seiner Bücher, die im ersten Augenblick auf eine bedenkliche Vielseitigkeit schließen lassen konnte. Der Mann hatte mehr als zwanzig Bände über Philosophie und Theologie, Altphilologie und deutsche Literatur, aber auch eigene Poesien veröffentlicht. And sein Wirken war verschollen; vielleicht mit Recht. Da fiel mir plötzlich einer der Titel auf: „Antaeus, ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrem Konflikt mit Wissenschaft und Sprache" (1831). Mich ergriff die fast aufregende Hoffnung, in diesem Buch aus der Hegelzeit einen stärkeren Gegner Hegels zu finden, als selbst Schopenhauer mit seinen, göttlichen Grobheiten oder gar Trendelenburg mit seiner doch auch verschutten Sprache einer gewesen war. Hätte dieser O, F, Gruppe nicht bewußt und klar das Wort Sprache seinem Titel eingefügt, dann hätte ich seinen „Antaeus" wohl kaum so bald aus einer Bibliothek entliehen.

Als ich dann das Werk mit wachsender Freude (abgesehen von einigen allzu geschwätzigen Briefen) zu Ende gelesen hatte,, stand es bei mir fest: dieser Gruppe ist der bedeutendste Gegner Hegels und der scholastischen Philosophie überhaupt, ist nach Form und Inhalt einer der besten philosophischen Schriftsteller Deutschlands und hat sich der Einsicht in die sprachkritischen Ideen, deren Fassung und Verbreitung ich längst zu meiner Lebensaufgabe gerecht habe, beinahe bis zur Berührung genähert, hat einige dieser Ideen schon vor achtzig Iahren ausgesprochen. In einer planen Schreibweise, mit einer Fülle unaufdringlicher Gelehrsamkeit. Sofort wurde es mein Wunsch, dieses vergessene Werk einem neuen Geschlecht in einem Neudruck vorzulegen. Dieser Wunsch, wurde noch lebhafter, als ich seit jenem Tage die anderen Schriften Gruppes studirte und bald zu der Aeberze»gung gelangte, daß zwei spätere philosophische Werke des Verfassers (von 1834 und von 1855) an einigen Stelle» noch tiefer in die Kernfrage eindrangen: in den Gegensatz zwischen der Spekulation und ihrer philosophischen Terminologie.

Gleich hier möchte ich bemerken, daß meine Natur mich verhindert, den von mir wicderentdeckten Schriftsteller nun durch. offiziös übertreibende Lobreden zu einem Geisteshelden auf allen den dielen Gebieten machen zu wollen, auf denen er rastlos thätig,

war. Insbesondere möchte ich mich für den Poeten O. F Gruppe nicht einsetzen. Von seinen lyrischen, ethischen und dramatischen Arbeiten werde ich später noch, so kurz wie möglich, reden. Aber auch eine satirische Komoedie gegen Hegel, die im gleichen Jahr mit dem „Antaeus" und ebenfalls noch bei Lebzeiten Hegels erschienen war, wurde mir zu einer Enttäuschung. Ganz unverständlich ist es mir, wie Gutzkow <in einer Rezension von 1832) diese Komoedie höher stellen konnte als den „Antaeus"; es wäre denn die Bosheit schon bei dem vierundzwanzigjährigen Gutzkow kräftiger entwickelt gewesen als der Sinn für Poesie und der philosophische Ernst.

O. F. Gruppe hatte die Komoedie, ohne sich zu nennen, erscheinen lassen unter dem Titel „Die Winde oder ganz absolute Konstruktion der neuen Weltgeschichte durch Oberons Horn, gedichtet von Absolutulus von Hegelingen". Trotzdem Gruppe zu gleicher Zeit den „Antaeus" herausgab, die entscheidende Kritik Hegels, fühlte er sich in schwächlicher Bescheidenheit nicht als Ueberwinder des berühmten Philosophen; und so fehlte ihm der wilde Grimm, der etwa eben in diesen Iahren den jungen Rivalen Hegels, den berliner Privatdozenten Schopenhauer, beseelte; und die graziös rücksichtlose Bosheit eines Aristophanes, eines Heine war dem Poeten Gruppe nun gar völlig versagt. So kam nicht viel mehr als ein stellenweise lustiger, fachsimpelnder Bierulk heraus. Oberon hat die Zauberformel verloren; „drum nur ist unsere Ehe so langeweilig, die Weltgeschichte drum so gradezeilig." Hegel ist im Besitz der Formel zu einer Weltkonstruktion. Gruppe wagt es, ganze Paragraphen aus Hegels „Encyklopädie" wörtlich in seine Posse aufzunehmen, und Hegels Prosa wirkt mitunter ko-.mischer als die erdichtete Parodie; auch will es mir scheinen, als Habe Gruppe an einigen Stellen den mündlichen Vortrag Hegels wirksam parodirt. Genug, dem Philosophen wird seine Zauberformel von einem Diener des Oberon, einem Winde, gestohlen und das philosophische Berlin geräth darüber außer sich. Die eigentliche Handlung ist konfus und schlecht komponirt; ein neuer Streit zwischen Oberon und Titania soll dadurch geschlichtet werden, daß, der Wind nach Hegels Zauberformel in Oberons Horn stößt und dadurch einige neue Weltgeschichten (Revolution und Napoleon) in die Erscheinung treten. Dann folgen Maskenfeste, deren Salz, wenn es einst zu spüren war, längst verflüchtigt ist. Am Besten gelungen ist noch die Verhöhnung des Hegelianers Gans (der Schänkwirth Aaron Ganz), dessen Söhne lernen müssen, im Sinn

des Systems ihr Gespienes wiederzuschlingen. Allerlei weitere Anspielungen auf die Hegelianer Henning, tzinrichs, Hotho, Muhmann, Werder und Andere sind zu witzlos, um eine Untersuchung der einzelnen Beziehungen zu lohnen. Grotesk gut ist höchstens die Erfindung, dah der arme Wind bei seinem starken Blasen sich ganz ins Horn hineinbläst, dann sich selber mehrmals bei sich selbst vorbeibläst.

„Ich habe den Begriff gepustet,
Die Rückkehr in sich selbst fürwahr,
Aber nicht nur mit Haut und Haar
Blies ich mich durch: mit meinem Hauch
Kroch ich durch meinen eigenen Bauch."

Mit Mühe wird der arme Wind von Oberon gerettet, der sich auf den Boden des bodenlosen Unsinns stellt. In einem Nachspiel übergiebt'Aaron Ganz seine Schänkwirthschaft seinem ältesten Sohn Arroganz und ändert das Schild der Destille in „Zum konkreten Geist bei Arroganz". Der Zulauf von berliner Bürstenbindern und Leinewebern ist nicht gering.

„Denn wo man schänkt konkreten Geist,
Solch Hörsaal nie sich le?r erweist."

Ich möchte (aus dem Briefwechsel Goethes mit Zelter) eine Stelle hersetzen, welche zeigt, dah Goethe von Gruppes Komoedie erfuhr, dah Hegel sich ärgerte und wie man in Hegels Freundes« kreis über dieses Pamphlet urtheilte. Zelter, eben auch ein persönlicher Freund Hegels, schreibt an Goethe nach Mitte Mai 1831: „Gegen Hegel ist ein schlechtes Buch erschienen. Es heißt ,Die Winde'. Dünste eines schlappen Magens. Man hatte mir es witzig genannt und ich habe mich durch einige vierzig Seiten gequält, bin aber eingeschlafen. Eine schale Nachäffung von Oberons und Titanias Goldener Hochzeit" (aus Goethes Faust), „so dünn wie Zwirn und boshaft gemeint. Hegel hat es auch angesehen und mein Urtheil darüber schien ihm tröstlich. Hegel ist ein sehr rechtschaffener Mann, und ich glaube, dah er auch ein würdiger Gelehrter ist."

Ein Vierteljahr später herrscht in Berlin die Cholera; die Cholera ist der einzige Gesprächsstoff. Zelter meldet: „Wer nicht an der Cholera stirbt, von dem ist so wenig die Rede, als wenn er über die Straße hingeht." Der junge Privatdozent Schopenhauer flieht vor der Seuche aus Berlin, zunächst nur vorläufig; der von ihm so leidenschaftlich gehahte Hegel ist verstimmt und melancholisch. Er stirbt an der Cholera am vierzehnten November,

Wie über die Komoedie, fo sprechen und schreiben die Zeit-

genossen noch oft über den Poeten und den Publizisten Gruppe? fast nie über den Philosophen.

Otto Friedrich Gruppe wurde am fünfzehnten April 1804 in Danzig geboren; als Sohn des begüterten Kaufherrn Johann Friedrich Gruppe; die Geburt erfolgte, während der Vater seine Geschäftsfreunde an einer festlichen Tafel bewirthete; die Mutter hatte sich bald nach Beginn der Tafel schweigend entfernt. Die Familie veramte im Jahr 1813, weil zur Zeit der Belagerung von Danzig ein Brand sämmtliche Speicher zerstörte. Wie sein Lands« mann Schopenhauer sollte Gruppe Kaufmann werden; er besuchte die Bürgerschule und durfte erst, in seinem sechzehnten Fahr auf ein Gymnasium gehen. Vom Vater will der Sohn die Neigung für die Wissenschaften, von der Mutter die Begabung für die Künste, besonders für die Malerei geerbt haben. Der Lebensabriß erzählt einen Zug vom Vater. „Zu Anfang des Jahrhunderts wurde dem Vater das Anerbieten gemacht, eine Fabrik für Cichorienkaffee anzulegen (die Zeiten waren dürftig und die Kontinentalsperre hatte bekanntlich den Kaffee sehr dertheuert); als er das Getränk gekostet hatte, lehnte er das Anerbieten ab, weil er nicht dachte, daß dieses Surrogat jemals Verbreitung finden könne. Ein Anderer machte das Geschäft und wurde ein reicherMann. Diese Geschichte war dem Dichter darum interessant, weil sie ein Vorspiel seines eigenen Lebens und Handelns war; auch er hat nie auf den schlechten Geschmack des Publikums spekulirt; er ist nie im Stande gewesen, ein Buch oder auch nur eine Zeile so oder anders zu schreiben, weil sie größeren Lohn bringen könnte."

Sein Abiturientenezamen machte er mit Auszeichnung; nur der Lehrer der Mathematik war nicht ganz mit ihm zufrieden. Bald nach der Prüfung, im Oktober 1825 fuhr er nach Berlin, um dort zu studiren. Er wohnte als Student und noch viele Jahre nachher in der Taubenstraf;e, gegenüber von E. T. A, Hoffmanns Eckfenster.

Als Student war er kein Duckmäuser. Er hatte Zeit, sich als Schlittschuhläufer, als Jäger und als Schachspieler zu bewähren, bosselte gern in mancherlei Handwerk herum und soll sogar später irgendeine neue Papiersorte erfunden haben. Trotzdem scheint er während seiner Aniversitätjahre, wie seine Kollegienhefte be« weisen, erstaunlich fleißig gewesen zu sein. And schon damals sehr vielseitig. Anter anderen Vorlesungen hörte er auch natu»

Zich die von Hegel, dann aber, mit nicht geringem Nutzen, die des
Philologen Böckh, des Geographen Ritter, des Astronomen Ideler,
des philologischen Kritikers Belker, des Egyptologen Ermann,
des Historikers Wilsen, des Chemikers Mitscherlich und besonders
eifrig des Germanisten Lachmann; dem Bilde des Polyhistors
würde ein Zug fehlen, wenn er nicht auch noch den Einfluß von
"Alexander von Humboldt willig erfahren hätte. Mit Lachmann
durfte er persönlich verkehren. Es braucht nicht erst gesagt zu wer-
den, daß der junge Student daneben noch malte und schon dichtete.
Durch Lachmann war er mit den jüngeren Germanisten bekannt ge-
worden; Simrock gab damals eine Zeitschrift heraus, die „Staf-
felte", in welcher Gruppe seine literarische Laufbahn mit Berichten
über die Berliner Kunstausstellung begann (1828). Er ist der Kunst-
kritik, im Gedräng aller seiner übrigen Arbeiten, durch mehr als
dreißig Jahre treu geblieben.

In den zehn Iahren von 1830 bis 1840 schrieb Gruppe mit fast
unbegreiflicher Fruchtbarkeit die meisten seiner philosophischen,
philologischen und poetischen Werke.

Wenn der Raum dafür wäre und ich ein' liberaler Partei-
schriftsteller, so müßte ich an dieser Stelle von einem dunklenPunkt
im Leben Gruppes reden und ihn als einen „Reaktionär" an den
Pranger stellen. Gruppe fand nämlich 1842 eine Anstellung im
preußischen Kultusministerium unter Eichhorn, hat in dieserEigen-
schaft (1842 und 1843) zwei Schriften gegen Bruno Bauers Kritik
der Grundlagen der christlichen Kirche losgelassen und ist dennauch
für diese Leistung von Brunos Bruder (Edgar Bauer: „Der Streit
der Kritik mit Kirche und Staat") gründlich beschimpft worden: als
Spießbürger.als schamloser Angeber. Wer heim ichePadikaleVarn-
Hagen von Ense scheint sich (Tagebücher ll, 332) über diese Abfuhr
zu freuen und verdächtigt noch zehn Jahre später den Charakter
^Gruppes. Es i,st ganz wahrscheinlich, daß Gruppe just für diese
unerfreulichen Schriften mit dem Professortitel belohnt und mit
Vorlesungen über klassische Philologie beauftragt wurde. (Ich
weiß nicht, ob der Minister selbstherrlich verfügte oder ob die
Fakultät befragt wurde.) Trotzdem liegt die Sache nicht so ein-
fach, wie sie sich in den Köpfen der verdienstvollen Junghegelianer
des Vormärz darstellt.

In einer biographischen Skizze, etwa aus dem Jahr 1834, die
Tvahrscheinlich wieder von Gruppe selbst herstammt, heißt es: „Als
"BekSmpfer der hegelischen Philosophie war Gruppe stets aufmerk-
ffam auf die aus ihr sich entwickelnden oder an sie sich anlehnenden

destruktiven Tendenzen, zumal seit Irreligiosität im Verein mit Demokratie und Sozialismus aufzutreten begannen. Er trat mit offenem Visier dem für Kirche und Staat bedrohlichen Treibenent» gegen. Im Jahr 18W war er einer der Ersten, welche den über Bord schlagenden und die junge Freiheit bedrohenden Wogen ihre Brust als Damm entgegenstellten. Der Eindruck, den seine mit Wärme geschriebenen Artikel (im Journal ,Das neue Preußen') machten, giebt ihm einen Antheilan dem Verdienst der Rückführung des konstitutionellen Lebens in festeNfer und in eine für dieDauer lebensfähige Gestalt."

Nun, so einfach, wie Gruppe sein Vorgehen gegen die Jung» Hegelianer in diesem Rückblick und in den Streitschriften selbst dar» stellt, ist die psychologische Erklärung seines Auftretens wiederum nicht. Ich bin kein offiziöser Biograph. Ich zweifle nicht daran, daß Gruppe bei den beiden Brochuren gegen Bruno Bauer sich vom Minister Eichhorn hatte beeinflussen lassen, daß er der Regirung des unklar romantischen Königs diente. Aber in solchen. Fällen hängt das moralische Nrtheildoch davon ab, wer der Mann, ist, der einer Regirung seine Feder zur Verfügung stellt. Mag Gruppe auch für seinen Dienst belohnt worden sein, er war auch in dieser Sache kein Soldschreiber. Er war freilich von Herzen kein kirchlich gesinnter Mensch; aber er war in seinem politischen Glauben ein preußischer Altliberaler, heute könnte man etwa sagen: ein Freikonservativer. Und es darf nicht vergessen werden» daß er schon im „Antaeus" auf die Gefahr hingewiesen hatte, den die Hegelei gegen das Christenthum barg in ihrer Anbetung der Begriffsbewegung, innerhalb welcher jede Religion nur ein zu überwindender Standpunkt sein konnte. Ich meine: in diesen unglücklichen theologischen Streitschriften hatte sich Gruppes Haß gegen Hegel in einen Kampf gegen die junghegelianische Kritik verirrt und verrannt.*)

*) Auf den höheren Boden der Politik gehoben würde wenigstens die erste der beiden theologischen Kampfschriften, wenn eine Hypothese richtig wäre, die sich mir bei wiederholtem Lesen aufdrängte: daß nämlich die ganze Auseinandersetzung von dem Minister gewünscht wurde, um durch sie den König beeinflussen zu können. Dann wäre der Zweck vielleicht gewesen, zwar die Maßregelung der Iunghegelianer, der „Philosophen auf Holzschuhen", zu vertheidigen, aber zugleich vor einer Verschärfung der Reaktion, vor einem Censurverbot, namentlich aber vor einer Begünstigung der Orthodoxen und der Frömmler zu warnen. Dem klugen Politiker Eichhorn wäre einer

Aus dem stillen Lebenslauf Gruppes ist wenig nachzutragen.
Fin Jahr 1830 vermählte sich der Herr Professor mit der Tochter
des Historikers Adolf Müller (Schottmüller). Im Jahr 1862 wur-
de er zum Sekretär der berliner Akademie der Künste ernannt, alK
ein Vorgänger seines in der Poesie erfolgreicheren Rivalen Fon-
tane; in dieser Stellung fühlte er sich ganz zufrieden. Im Oktober
1873 traf ihn ein Schlaganfall; er lebte noch elf Wochen. „Der
Körper "war hinfällig, aber der Geist war frisch und das sonnige,
glückliche Gemüth des Dichters ohne Ahnung von Gefahr." Er
starb am siebenten Januar 1876. Kein Nekrolog verrieth Etwas
über die Lebensleistung des Toten. Seine philosophischen Arbei-
ten waren schon damals vergessen.
Die merkwürdigste und persönlichste unter den Dichtungen
Gruppes ist die epische Dichtung „Firdusi"; sie ist 1856 bei Cotta
erschienen und von den Zeitgenossen viel freundlicher behandelt
worden als Gruppes philosophische Hauptwerke.
Ein Dichter von überragender Gestaltungskraft und reiner
Sprachschönheit ist Gruppe auch in diesem Werk nicht. Ein Epi-
gone etwa von Goethe und von Heine. Die Erfindung ist aber sehr
unsprechend und in guter Prosa vorgetragen wäre die Erzählung,
auch ohne den Schmuck der gereimten Uebersetzungprobsn, heute
noch gar lesenswerth.
Gruppe hatte eine bekannte Anekdote benützt. Sultan Mah-
mud verspricht dem Dichter ein Goldstück für jeden Vers des nnge-
Heuren Nationalepos;hä't dann nichtWort und trügt seine Schuld
erst an dem sterbenden Dichter ab. Bei Gruppe rächt sich Firdusi
im ersten Zorn durch bitterböse Epigramme, die den stolzen Mah-
mud anfangs in Raserei versetzen, dann aber langsam zur Ein-
kehr und Erhebung bringen. Firdusi ist inzwischen nach Bagdad
solch«i Benützung von Gruppes Feder wohl zuzutrauen. Beweise für
meine Hypothese kann ich nicht beibringen. Wäre meine Vermuthung
aber auch unbegründet, so könnte doch zu Gunsten Gruppes daran er-
innert werden, daß aiuch der ganzfreie Lessing gegen freigeisterische
Theologen zu Felde zog: er will das unreine Wasser nicht eher weg-
gegossen wissen, als bis er weiß, woher reineres zu nehmen. (Schlimmer
liegt die Sache bei Gruppes zweiter Brochure; da wendet sich der
Philosoph doch allzu ministeriell gegen den erschrecklichen Atheismus;
aber in dieser zweiten Schrift hatte Gruppe viele Angriffe und Be-
schimpfungen abzuwehren. Uebrigens: wer tolerant heißen will, muK
auch gegen Gläubige tolerant sein.)

entflohen, wo er sich am Hof einer gewaltig wachsenden Berühmt»
heit erfreut. Die Ungerechtigkeit des Sultans Mahmud kann er
nicht verschmerzen; Firdusi ist für sich selbst anspruchlos, verachtet
das Gold, hat aber nach dem Tode seines einzigen Sohnes den
eigentlich faustischen Plan gefaßt, seine Vaterstadt Tus, die unter
der Dürre leidet, durch Vorüberleitung eines Flusses reich und
glücklich zu machen. Für dieses Unternehmen hatte er sein uner-
hört hohes Dichterhonorar bestimmt. Deshalb zürnt er seinem
Sultan Mahmud noch als ein Achtzigjähriger. Da aber der Khalif
von Bagdad den greisen Firdusi jetzt auffordert, in einem neuen
Gedicht die Thaten der Araber zu verherrlichen, die Perserfürsten
aber, auch Mahmud, zu verunglimpfen, da schüttelt Firdusi Vag-
dads Staub von seinen Füßen und wandert in feine Heimath
zurück, um dort zu sterben. Unterwegs wird er erkannt und Mah-
mud sendet eine glänzende Gesandtschaft nach Tus, die die einst
Versprochenen Goldlasten überbringt und die Versicherung der
Gnade des Sultans. Firdusi ist aber zu Tus in der ersten Nacht
gestorben und die Gesandtschaft begegnet eben seinem armsäligen
Leichenzug; Niemand in Tus hat gewußt, daß der längst verschol-
lene Mitbürger Abul Kasem der unter dem Pseudonym Firdusi
gefeierte Dichter war. Firdusis Erbin, seine hundertjährige Schwe-
ster, verwendet das Gold dazu, nach Firdusis Plan die gewaltige
Masserleitung auszuführen.

Auch vor einer genauen biographischen Untersuchung ist es
5nir gar nicht zweifelhaft, daß Gruppe eigene Sehnsüchte in diese
Schilderung eines Dichterschicksals hineingeheimnißt hat. Leiden-
schaftlich tönt Gruppes stolze Erwartung eines Nachruhms: sein
Werk soll seiner Seele Kind und Erbe sein;

„all mein Werth sei drin beschlossen,
Das soll leben, wenn ich sterbe!
Daß des Herzens Schlag auf Erden,
Wenn ich fort bin, noch kann schlagen,
Daß mein Wort zn den Geschlechtern
Tönen kann in späten Tagen!"

Und der Dichterphilosoph läßt Firdusi seiner greisen Schwester,
der er sich als „ein Dichter von Gewerb" offenbart hat, auf die
Frage „Wird denn Das bezahlt?" einsilbig antworten: „Schlecht!«
Man sollte nicht übersehen, daß das Epos „Firdusi" von dem
preußischen Beamten Gruppe dem König Friedrich Wilhelm dem
"Vierten, „dem hohen Beschützer der Kunst", gewidmet ist.

Ich schicke mich an, dem Andenken Gruppes einen Theil der
Schuld seiner Zeitgenossen zu bezahlen. Ich bin nicht der Gesandte

eines Sultans; doch der Zufall hat es gefügt, daß ich im Jahr 1876, in dem Todesjahr Gruppes, nach Berlin übersiedelte; vielleicht bin ich, als eine Droschke mich nach mancherlei Irrfahrten vor meinen kleinen Gasthof brachte, dem armsäligen Leichenzug Gruppes begegnet.

Thörichte Phantasie! Das Datum will nicht stimmen, nicht einmal der Monat.

Ich bin mir gar sehr bewußt, einen arg hinkenden Vergleich zu wagen, wenn ich Gruppe neben den im Grunde unvergleichlichen Lessing stelle. Aber die Aehnlichkeit wird doch überraschend groß, wenn ich an die literarische Leistung beider Männer erinnere und vorläufig von der Persönlichkeit absehe; dann überrascht bei Beiden die Vielseitigkeit und wieder die Kühnheit fast auf jedem der verschiedenen Gebiete. Wie Lessing, war Gruppe Philosoph und Aesthetiker, Philologe und Dichter.

Als Philologe war Gruppe seinem großen unzünftigen Vorgänger vielleicht ebenbürtig; er machte, wie Lessing, von dem „Muth, zu irren", reichlichen Gebrauch, trat aber, wie Lessing, den antiken Autoren freier und frischer entgegen als die Berufsphilologen. Als Aesthetiker beschränkte sich Gruppe entweder auf geringere Fragen (wie die der Aebersetzungmöglichkeit); oder er lieferte, wie in seiner fünfbändigen Literaturgeschichte, ein gangbares Buch für den Buchhandel und mußte da mit Wasser kochen, was der tapfere Lessing sein Lebtage verschmäht hatte.

Als Denker jedoch steht Gruppe, auch wenn man die Zeitumstände in Betracht zieht, höher als Lessing. Auch Lessing hatte sich von der herrschenden Philosophie seiner Zeit, der Leibnizens und Wolffs, innerlich befreit; besäßen wir aber nicht Lessings unschätzbares Gespräch im „Spinoza-Büchlein", so wäre Lessings Standpunkt aus seinen Schriften und Briefen nur schwer oder gar nicht zu erschließen gewesen. Gruppe dagegen hat die Modephilosophie seiner Zeit, die tzegelei, mit Scharfsinn und Gründlichkeit in drei werthvollen Büchern bekämpft, zuerst (was nicht hoch genug angeschlagen werden kann und ihm vielleicht seine „Karriere" verdarb) noch bei Lebzeiten Hegels. Ich durfte bei zwei wichtigen Begriffen, dem der Zufallssinne und des Zweckes im Verbum, auf Lessing als auf einen Vorgänger hinweisen; Gruppe hat die sprachkritischen Ideen viel allgemeiner geahnt und Einzelnes in seinem Zorn gegen Hegels Begriffsbewegung schon klar und bestimmt ausgesprochen.

Als Dichter stand Gruppe, so viele Verse er auch hinterlassen hat, sehr tief unter Lessing, der freilich auch kein Poet im landläufigen Sinn war, kein Nur-Poet; der aber selbst in der Poesie das Höchste erreichte, weil er der Welt in eigener Form seine eigenste Persönlichkeit zu schenken hatte. Und Das ist, wie gesagt, der Punkt, wo ich den prächtigen Gruppe nicht weiter mit Lessing vergleichen darf.
Gruppe war ein starker Kämpfer für die gute Sache, doch er besaß keine Kampfnatur. Er sagte, was er gegen Hegel zu sagen hatte, mit erfreulicher Ruhe und Festigkeit, aber ohne die Leidenschaft des Hasses. Sogar sein aristophanisches Lustspiel gegen He» gel ist ohne das grimmige Lachen, das hier nöthig gewesen wäre. Die Zeitgenossen beachteten den gelehrten Angriff nicht, weil der Gegner nicht vernichtet schien; so blieb auch fast zu gleicher Zeit Robert Mayer in Deutschland durch Jahrzehnte unbeachtet, weil seinem milden Herzen die Kampfeslust fehlte. Und im geheimen Zusammenhang damit auch die eindringliche Sprachkraft, ohne die wir uns die unmittelbare Wirkung eines Luther, eines Lessing nicht vorstellen können. So starb Gruppe, als Aesthetiker, Philologe und Dichter ein Wenig bekannt, ohne als Denker die gebührende Wirkung geübt zu haben.
Ich lege das erste seiner philosophischen Werke, den Antaeus, einem neuen Geschlecht vor. Mehr als achtzig Jahre nach seinem Erscheinen mag es für sich selber sprechen; nur wenige Zeilen mögen den Leser in den Gedankengang des Buches einführen.
Die Briefform ist gewählt, wird ab und zu in gründlichen Abhandlungen beinahe vergessen, aber von Zeit zu Zeit wieder anmuthig aufgenommen. Ein begeisterter Schüler Hegels versucht seinen Lehrer von der Wahrheit des hegelischen Systems zu überzeugen. Die Antworten dieses Lehrers bilden die Hauptfache des Buches: eine vernichtende Widerlegung der Philosophie Hegels. Die ersten Briefe scheinen auf eine Plänkelei hinauszulaufen; doch schon dem vierten Brief wird eine entscheidende Geschichte des Wortes „abstrakt" beigegeben. Im achten Brief wird langsam schwereres Geschütz aufgefahren und im zehnten Brief in klassischer Ruhe eine vorzügliche Kritik der ganzen nachkantischen Naturphilosophie gegeben. Nun fängt der Hegelianer langsam zu zweifeln an, läßt Schelling schon fallen und wird auf die Gefährlichkeit einiger hegelischer Abstraktionen (Sein, Werden) aufmerksam. Der Lehrer schlägt in die gleiche Kerbe und bereitet

seinen Hauptangriff durch treffliche sprachphilosophische Darlegungen vor. In einem Intermezzo bestreitet ein gläubiger Theologe Hegels Religionphilosophie. Unbekümmert um diese Nebenfragß holt nun der Lehrer, also Gruppe selbst, im vierzehnten Brief zu den entscheidenden Schlägen aus. Die Sophisterei der spekulativen Sprache wird dargethan, auf die Häufigkeit und die Bedeutung der „reziproken Begriffe" wird hingewiesen. Der gange lange Brief ist ein kritisches Meisterstück. Die Sprache gegen Hegel wirb allmählich heftiger und ironischer, da Gruppe sich gegen die Konstruktionen von Hegels „Geschichte der Philosophie" wendet. Nun ist der Glaube des jungen Freundes schon beinahe erschüttert; er hat inzwischen übrigens auch Gruppes Komoedie gelesen. Mit immer reicheren Beispielen führt nun Gruppe den Kampf gegen den Mißbrauch abstrakter Begriffe fort und stellt der hegelischen Philosophie der Geschichte eine (leider etwas langathmige) beinahe materialistische Konstruktion der Geschichte gegenüber. Wie vom Standpunkt eines altliberalen Ideals, wird Hegels Lehre, alles Wirkliche sei vernünftig, widerlegt. Der Hegelianer erklärt sich sehr hübsch für besiegt; war auch erschreckt worden (ein neues Intermezzo) durch den Brief eines Kommilitonen, der über der hegelischen Philosophie erst verrückt und dann ein Pietist geworden war. Im letzten Brief zieht Gruppe die Summe seiner brieflichen Untersuchungen. Er läßt Hegeln die Gerechtigkeit widerfahren, daß dessen überaus geistreiches System der Gipfel aller spekulativen Philosophie sei.

Meine Bewunderung für Gruppes außerordentliche Leistung darf mich nicht verhindern, auf zwei Punkte hinzuweisen, auf zwei Schwächen der Kritik, die die Wirkung abschwächen konnten. Was die Form betrifft, so ist die Schlagkraft von Gruppes Bildern nicht immer so stark wie bei anderen großen Zerstörern in der Phi« losophie. Und was die Sache betrifft, so scheint es, daß Gruppe die letzte Konsequenz seiner Ideen nicht ziehen wollte oder konnte: er kritisirt fast nur die abstrakten Worte, kaum in besonders glücklichen Momenten die Sprache überhaupt; er scheidet noch zwischen Sprache und Denken. Ich glaube, die beiden Schwächen hängen zusammen: er war (ich erinnere wieder an Robert Mayer) menschlich bescheidener, als sein bahnbrechendes Werk es verlangt hätte.

Ich hoffe, Gruppes Bescheidenheit wird ihm bei der Nachwelt nicht mehr schaden.

Meersburg. Fritz Mauthüer.

Margarete von Valois.

^^Vas Bildniß der jungen Königin, deren Hochzeit durch das Blutbad der Bartholomäusnacht gefeiert wurde, mag schon um der gräßlichen Beleuchtung willen zur Betrachtung locken, die von diesem Ereigniß darauf fällt. Aber es schwankt wie im Fackellicht zwischen großer Helle und tiefen Schatten: die Zeugnisse, die auf uns gekommen sind (und von denen jetzt W. Fred etliche in zwei graziösen Bändchen des Insel.Verlages vereinigt hat), stellen sie schmeichlerisch in das hellste Licht, wie Brantöme in seinen „Osives illugtrss"; oder so giftige Pamphlete, wie nur französische Königinnen herausgefordert haben, malen ihr Herz und ihre Sitten mit wahrhaft höllischen Tinten. Die Frage, die man sich in beiden Fällen vorlegt, was davon zu glauben sei, stellt man sich allerdings auch vor den Memoiren, welche die nicht mehr ganz junge Königin selbst geschrieben hat. Sie wollte damit der Klage Brantömes, daß sie mit ihrem Gemahl nicht in Einigkeit lebte, antworten; und erzählt, was sie von sich zu erzählen Lust hatte.

Die Familie Margaretens von Valois hat in diesem Iahrhundert der Hochrenaissance einige überragende Frauengestalten aufzuweisen. Die Mutter ihres Gatten, die kluge und tapfere Königin Iohanna; seine Großmutter, die geistvolle, frische, selbständige Margareta von Navarra, die Verfasserin der Novellen des Heptameron; und ihre eigene Mutter, die gräuliche Katharina von Medici, die mit sehr weiblicher Naivetät alle Konsequenzen des Macchiavellismus gezogen hat. Mit diesen im Guten und Schlechten überragenden Frauen darf sich Margareta freilich nicht messen. Denn sie, schöner zweifellos als die anderen, bringt es nicht zu mehr; in ihrer fürstlichen Stellung versumpft sie; die reizvollen Eigenschaften, die wir an den anderen schätzen, sind bei ihr schon nicht mehr so kultivirt, daß sie zu einer Harmonie kommen. Ihre Selbständigkeit liefert sie nur ihren Launen aus und die geistige Bildung wird von betrüblicher Unsicherheit im Geschmack beeinträchtigt. Ihre schwülstigen Liebesbriefe zeigen den naturgemäßen Verfall einer Mode, in der sie noch erzogen war, da die Frauen ihre Briefe elegant mit Mythologie zu parfumiren hatten und lernten, alles ?our und Oontre, das im Herzen streiten mochte, in der Form eines Dialogs (etwa gleich über die Liebe) in geiswolle Worte zu fassen. Margaretens Briefe und Poesien zeigen, was für ein braves und fleißiges Mädchen sie war. Ihre Erzieherin, Frau von Courton, konnte sich rühmen, nicht weniger als sieben Königinnen zu strenger katholischer Gläubigkeit angeleitet zu haben. Kein geringes Verdienst in der Zeit, da hugenottische Ansichten bis in die höchsten Familien drangen. Einige ihrer Schülerinnen wurden schöne und berühmte Damen: Elisabeth, die Gattin Philipps des Zweiten von Spanien, die unglückliche Maria Stuart und die gepriesene schwarzhaarige Königin von Navarra, deren Schönheit unbedingt mehr göttlich als menschlich war, obwohl Don Iuan d'Austria, der so urtheilte, auch

bedauerte, daß sie dennoch angethan sei, die Männer zu Grunde zu
richten und eher in die Hölle als in den Himmel zu bringen.
, Und sie muß sehr schön gewesen sein, wenn Brantöme in der Mit»
thejlnng der zahlreichen Atteste von Gesandten, Dichtern und Heer-
sührern, deren Schmeichelei er zu seiner macht, nur halb so verläßlich
ist wie in der Beschreibung der Aoiletten, die sie bei verschiedenen Fest-
lichkeiten trug. Ueber Alles ging ihm eine Robe von spanischem In-
karnatsammet, die reich mit Fransen besetzt war, mit einer Kappe aus
gleichem Sammet, herrlich mit Federn und Edelsteinen geschmückt;
dazu kam, daß Margarete immer zu ihrer Toilette irgendeine unnach-
ahmliche Kleinigkeit hinzuerfand, was dann jede Anstrengung anderer
Damen, ihr gleichzukommen, vereitelte. Man fühlt es übrigens dem
Ton, dem Wissen ihrer Erzählung an, daß sie diese Erfindungsgabe
besessen haben muß. Und dann schwelgt Brantome in der Erinnerung
an die Anmuth, mit der sie die spanisch: Pavanne oder den italieni-
schen Pazzemeno tanzte; oder den Fackeltanz, bei dem die Dame dem
Herrn zum Tanzschritt leuchtete. Die Königin von Navarra freilich,
sagte ein Höfling, hätte keine Fackel gebraucht, da sie mit ihren Augen
Alle in lichterlohen Brand setzen konnte. Die Bilder überliefern eine
Ahnung von diesen brutal sinnlichen großen Augen; vor Allem das
von Clouet hat Etwas so Sprechendes, daß man es schon für gut halten
darf. Man nannte sie ihrem Großvater Franz dem Ersten sehr ähn-
lich; aber sie muß doch auch sehr viel von ihrer medicäischen Mutter
gehabt haben, das volle, edelgeschnittene Gesicht der Italienerin eben
so wie das heiße Blut, die impetuose Art, mit der sie sich auf ihr Ziel,
auf ihr Opfer stürzte.
Wenigstens in der Liebe. In der Politik hatte sie nicht die min-
deste Hartnäckigkeit, nach irgendeinem Ziel hinzustreben. Von jeder
Laune ihrer Sinne ließ sie sich bestimmen. Deshalb ging Alles schief.
So war ihr Debut in der Familienpolitik; und dabei blieb es auch,
trotz der ersten bitteren Erfahrung, wie sie das Vertrauen ihres Bru-
ders verlor. Er hatte ihr, da er meist im Feld stand, die Wahrung sei-
ner Interessen bei der Königin-Mutter und damit bei dem jungen
König anvertraut. Der Eifer und die Anhänglichkeit des Schwester-
chens, das auf diese Mission sehr stolz war, kannte keine Grenzen; aber
als sie sich in den Herzog von Guise verliebte, dessen Ehrgeiz ihrem
'.Bruder unbequem war, und vor ihm offenbar das Zünglein nicht hü-
tete, wurde sie ziemlich ungnädig aus der Nähe der Königin-Mutter
entfernt. Das war eine große Erschütterung für sie, und als sie das
Scharlachfieber, in das sie fiel, überstanden hatte, war sie nach außen
^ine Andere; eine glatte und kluge Prinzessin, die zwischen Heirathen
und Lieben zu unterscheiden wußte. Sie gab dem Herzog von Guise,
dem Führer der katholischen Partei, den guten Rath, um jedes Aerger-
niß zu vermeiden, sich zu vermählen; und heirathete selbst gehorsam,
da die Politik eine Versöhnung zwischen Katholiken und Hugenotten
forderte, den hugenottischen König von Navarra. Der war ein häß-

lichcr Mann. Bei der Hochzeitfeier soll Margareta das Ia nicht gesprochen, sondern nur, weil der Kardinal von Bourbon sie von hinten stießl genickt haben. Doch die Heirath brachte hohen Gewinn: Margarete war nun vollgiltig und konnte mit dreinreden.

Die Festwoche, die von der Hochzeit bis zur Bartholomäusnacht verstrich, genügte, um Katharina von Medici zu belehren, daß diese Eheschließung ein ganz falscher politischer Schritt gewesen sei. Alle ihre Macht über den König drohte ihren Händen zu entgleiten und die Hugenotten, die in Schaaren nach Paris gekommen waren, wußten den König zu sich herüberzuziehen. Das Attentat auf Coligny mißlang; also mußte man alle Hugenotten umbringen lassen. An dem verhängnißvollen Abend wurde die junge Königin einfach schlafen geschickt; ihr war sehr unheimlich, aber zu widersprechen wagte sie nicht; und das gellende Läuten des Glöckchens von Saint»Germain l'Auxerrois, das Zeichen zum Blutbad, verschlief sie. Gegen Morgen weckte sie ein Poltern an der Thür und der Ruf: „Navarra!" Ein blutender Edelmann, von vier Häschern verfolgt, stürzte herein, ans Bett der Königin, klammerte sich an sie und machte ihr Hemd ganz blutig; nachher, als ein Gardehauptmann die Häscher verjagt hatte, mußte sie es wech» sein und erfuhr nun erst, was geschehen war.

') Katharina suchte später die Tochter zu der Erklärung zu bewegen, Heinrich sei kein rechter Mann; dann konnte die Ehe geschieden wer» den. Margarete behauptet, sie habe damals gar nicht verstanden, was gemeint sei, und entgegnete bescheiden, sie wolle auf ihrem Platz bleibin. So gehorsam das Mädchen gewesen war: die Frau, die Königin, fühlte sich mündig und wollte das Vergnügen ihrer eigenen Intriguen haben, zu denen sie erzogen war und die sie auch reichlich wieder anwandte, wenn man sie mit ihrem Gatten und ihrem Lieblingbrnder, dem Herzog von Alenyon, zu entzweien suchte. Nur geschickt war sie leider gar nicht; auch nie eine ganz ernst zu nehmende Gegnerin. Denn sobald es nöthig war, sie zu ducken, machte man einfach über eine ihrer längst offenkundigen Liebschaften Skandal. Dann stellten sich Wohl alle ihre Liebhaber auf die Seite des Gatten, der, kriegerisch gerüstet, drohte, weil man ihm die Mitgift der Königin noch vorenthielt; „gusrrs äss ämovreux", spottete das Volk. Während man sich schlug, reiste sie nach Spa ins Bad, in einer Sänfte, die mit Säulen geziert und mit inkarnatfarbigem Sammet ausgeschlagen war und auf deren Fenstern vi«» zig sinnreiche Devisen auf die Sonne und deren Wirkungen gemalt waren. Zu Gunsten des Lieblingbruders wiegelte sie nun Flandern auf. Die Wirkung ihrer Schönheit währt aber nicht lange und die Rückreise durch die revoltirten Gebiete war weniger vergnüglich.

Das Schlimmste war, daß sie jetzt eigentlich nirgendwohin gehörte, nicht zu den Ihren, die katholisch waren, nnd nicht zu ihrem Mann, der längst wieder Hugenott geworden war. Immer hat sie bitterböse Feinde, gegen die sie, als verfolgte Unschuld, den harmlosen Leser aufzubringen weiß; auf den Herrn von Guast, mit dessen Besei-

tigling sie sich als gelehrige Schülerin ihrer Mutter erwies, folgen die Mignons, die widrigen Günstlinge des widrigen dritten Heinrich. Und als sie endlich, nach sechs Iahren, in das Land kommt, dessen Königin sie sich nennt, ist es wieder ein Hugenott, der ihr die Ausübung ihrer Religion erschwert. Auch ein intrigantes Liebchen ihres Gemahls ärgert sie. Nicht mit der Liebe; Margarete war sehr zufrieden, den König versorgt zu wissen. (Nebenbei erfährt man hier, daß ihre Hitze den Herrn von Turenne, der nicht sündigen wollte, in die Flucht schlug.) Als ihr Kammerfräulein, das der König liebt, in die Hoffnung kommt, ist ihr Bestreben nur darauf gerichtet, die Intriguen, die das kleine Geschöpf in dem Wunsch nach der Krone gleich anfängt, niederzuschlagen; und als der König ganz unverfroren von Margarete verlangt, sie möge der Kleinen in der schweren Stunde beistehen, thut sie auch Das und sträubt sich höchstens gegen die ZuMuthung, sie nachher noch, schläfrig und totmüde, zu besuchen. Erst als sie wieder, nach sechs Iahren, nach pariser Luft gelüstete, verließ sie das langweilige Bearn. Bessere Unterhaltung scheint sie auch in Paris gefunden zu haben; wenigstens konnte man ihr, als es zum Krach kam, der sie unschädlich machen sollte, eine eigens angefertigte Liste ihrer Liebhaber vor die schönen Augen halten, die gewiß ganz unschuldig erstaunt drein sahen. (Die Liste haben wir nicht mehr, aber ihren Briefwechsel mit einem schönen Herrn von Chanvallon, dem sie Iahre lang besonders zugethan zu sein scheint und der als Vater ihres Sohnes gegolten hat.) Nun gings ihr schlecht. Man jagte sie aus Paris, nahm ihr den Hofstaat und der König ritt auf der Landstraße an ihr vorbei, ohne sie zu grüßen. Mehrmals sprach sie noch zu ihm und machte ihm Szenen; aber es half nicht. Aus ihrem Sitz Agen vertrieb sie ein durch Erpressung entstandener Krawall. Sie saß auf der Flucht hinter ihrem Kavalier auf dem Pferd, wurde gefangen und in entlegene Schlösser verbannt. Dort hört sie jeden Tag die Heilige Messe, liest und schreibt nun nicht nur Klagen über Geldmangel und sehnsüchtige Briefe an Herrn von Chanvallon, sondern auch ihre Lebenserinnerungen, treibt Musik, singt zur Laute, läßt Kinder zu sich kommen und Chöre singen; und sucht in der Langeweile solchen idyllischen Daseins finsteren Schloßhauptmännern ein Lächeln zu entlocken (bei dem es dann nicht bleibt).

Inzwischen gingen draußen in der Welt große Dinge vor. Ihr Mann war König von Frankreich geworden, hatte den Gräueln der Religionkriege ein Ende gemacht und der Name Heinrichs des Vierten wurde berühmt. Margarete aber wurde nicht Königin von Frankreich. Erst jetzt, da Heinrich seinen Thron zu festigen hatte, kam ein sehr wesentlicher Punkt der Ehe zur Erwägung. Er brauchte einen Erben und Margarete hatte ihm keine Kinder geschenkt. Da bekam dieses Eheband, das vollkommene Gleichgiltigkeit fest gemacht hatte, Risse. Anfangs sträubte sich die Königin gegen eine Trennung; einer Maitresse, der schönen Gabrielle d'Estrse, wollte sie nicht weichen. Aber nach deren Tod, als der Papst Maria von Medici zur Königin von

Frankreich vorschlug, fand sie Das wenigstens „standesgemäß", und da sie nun noch dazu nach Paris zurückkehren durfte, mochte ihr Alles gleich gelten. Der König schickte ihr Herrn von Chanvallon als Empfangskavalier entgegen; mit diesem Sarkasmus sagte er seiner Frau Lebewohl. Fein war es eben nicht.

Aber am Ende mochte doch wieder Margarete lächeln, wenn sie hörte, wie schlecht es auch ihrer Nachfolgerin in der Ehe ging, mit der der König am Tag nach der Hochzeit zu streiten, ja, bald regelrecht zu raufen anfing, so daß manchmal die Minister häuslichen Frieden stiften mußten. Margarete war jenseits von solcher Plackerei angelangt.

Ihr Ende ist grauslich. Sie war in den Fünfzigern und ihr Tag von Andacht und zärtlicher Wonne ausgefüllt. Ihr war jeder Mann recht. Sie sah aus ihren Fenstern im Faubourg Saint Germain hinab auf die Duellwiese; und gefiel ihr einer von den Studenten, die sich dort tummelten, so ließ sie ihn rufen. Aber auch Pagen gab es und Flö» tenspieler und Stallknechte. Die letzte Valois; „das Ueberbleibsel aus einem großen Schiffbruch", die Letzte aus einer stattlichen Kinderschaar, von der sie allein das fünfzigste Lebensjahr überschreitet.

Wien. Max Meli.

AW^in Blick aus ein paar dunkelblauen Sterne».
Weh mir! Wer sah mich so schon einmal an?
Was drängt aus längst versunknen Iugendfernen
Schmerzhaft an mein Erinnern sich heran?
War es ein Herz, auf das im vorwärtsschreiten
Im Ungestümen ich den Fuß gesetzt,
Wars eine Seele im Oorübergleiten,
Die achtlos übersehn ich und verletzt?
Ich weiß es nicht; und doch, als müßten rächen
Sie ungesühnt gebliebnes, altes Leid,
So fühl ich Deine Augen zu mir sprechen
Und zittre doch ob ihrer Schweigsamkeit.

Neustadt a. E. S ch wa „ gar l.

Verse.

Tages wohnte Rameau einer Probe bei, die Rousseau ver-
☐anstaltete. Rousseau konnte sich nicht enthalten, ihn nach seinem
Urtheil zu fragen, aber Rameau war vorsichtig und schien zu zögern.
Dreimal fragte ihn Rousseau, dreimal antwortete Ramsau: „Soll ich
die Wahrheit sagen?" Rousseau war unklug genug, darauf zu be-
stehen, und der Andere sagte frei heraus: Einiges sei gut, Einiges
sei schülerhaft, die Rezitativs zeigen eine andere Hand. Seitdem war
die Feindschaft der Beiden besiegelt, die ja tiefere Gründe hatte. Grstry
erzählt diese Geschichte in einem Brief an den Padre Martini und
faßt Rousseaus Erbitterung, die in dem berühmten Artikel des Die»
tionnaire über Rameau zum Alusdruck kam, als bloße persönliche
Rancune auf. Er hatte wohl Grund dazu, denn ihm selber war
Rousseau nicht anders begegnet. Es ist bei der Aufführung von Grs»
trys ?sussb NäSi«. „Ich bin glücklich, Sie kennen zu lernen, Herr
Grstry." „Sehr liebenswürdig." „Haben Sie auch eine Frau?" „Ia,
sie ist eine Künstlertochter." „Das ist gerade das Rechte, ich liebe die
Naturkinder, wir wollen recht oft Zusammensein." Die Beiden gehen
zusammen fort, und da gerade auf der Straße gearbeitet wird, ist
Grstry so höflich, Rousseau-heim Uebergang ein Wenig zu stützen.
Rousseau aber stößt ihn zurück und sagt: „Lassen Sie mich, bitte. Ich
helfe mir allein." Er nahm es todübel; und sie haben sich nicht wieder
gesehen. Gleichwohl, wie das Schicksal ist, Grstry wohnte später in
der selben Montmorencywohnung, die Rousseau berühmt gemacht hat.
Aber schalten wir Rousseau, den philosophischen Begründer einer
höchst unphilosophischen Kunstgattung, aus; seine persönliche Reiz-
barkeit fällt ganz aus dem Stil der Komponisten dieser Schule, die
stets von einem großen Wohlwollen und oft einem selbstlosen Inter-
esse für einander beseelt waren. Der einzige Intrigante unter ihnen
war Isouard, den dafür heute das Volk auch vergessen hat. Er schuf
dem jungen Auber Schwierigkeiten und er trat mit Boieldieu in einen
persönlichen Konkurrenzkampf. Er machte die Erfahrung, daß die
Akademie ihn nicht nach dem Maß einschätzte Wie er sich selbst. Nach
Monsignys Tod sollte dessen Nachfolger gewählt werden. Die Ent-
scheidung fiel schwer und erst nach zwölf Tonren gab man Catel den
freien Sitz. Mehul starb und Boieldieu kam an dessen Stelle. Isouard

*) Herr Professor Bie läßt im Verlag von S. Fischer ein großes,
mit vielen Bildern und bunten Tafeln geschmücktes Werk erscheinen,
das, unter dem Titel „Die Oper", die Genesis, das Wesen, den Wandel
dieser Kunstgattung zeigt und auf dem Weg von Gluck zu Strauß eine
Fülle bisher unbeachteter Thatsachen, Zusammenhänge, Kultursym-
ptome belichtet. Das Bruchstückchen, das hier veröffentllicht wird, kann
erweisen, daß aus ernsten Studien nicht eine dürre Gelehrtenarbeit,
sondern das vielfarbige Kunstbuch eines Künstlers entstanden ist.

wurde sehr traurig und soll an diesem Aerger dahingesiecht sein. Die Anderen aber hielten gut zusammen und fanden sich mit Vergnügen bereit, Gelegenheitopern gemeinsam zu arbeiten. Eine solche Compä,gniearbeit wie in dieser Zeit hat es nie wieder gegeben und Stücke, die von mehreren Librettisten verfaßt und von noch mehr Komponisten oertont waren, gehörten nicht mehr zu den Ausnahmen. Ieder machte seine Nummern und das Ganze gewährte dem Publikum den Spah, Namen zu rathen, und der Kritik den Ruhm, Namen zu deuten. Boieldieu führte in einer solchen Oper, Charles de France, den jungen Hsrold ein, Cherubini komponirte nicht nur, sondern malte sogar mit Boieldieu zusammen und Adam schätzte Auber so hoch, daß er dessen Iugendwerke gern seinen ängstlichen Schülern zeigte: „Seht Ihr, Das schrieb er im Anfang, es war nichts; und er ist doch ein so großer Meister geworden." Sobald Einer außerhalb dieser Griuppe zu Wort kam, klang das Urthell gleich anders. Berlioz hat im ^our. nsl aes Debst- eine vernichtende Kritik über Zampa geschrieben, die so ungerecht wie möglich ist: er wirft Hsrold die vielen Vorhalte vor, die die Akkorde denaturiren, die Herbheit der Dissonanz zur Diskordonz steigern und Süßigkeit in Fadheit wandeln. Gewiß ist Zampa kein Meisterwerk, aber gerade die Ouverture, die Berlioz vor Allem treffen will, ist noch ihr Bestes und von solchen Fehlern ganz frei. HSrold begnüge sich, sagt er, mit Motiven, so winzig und unbedeutend, wie Rossini sie etwa mal fallen lasse, wenn er müde sei. Rossini selbst, wohl bewußt, was ihm viele dieser Kollegen an Rhythmus und Linie verdankten, stellte sich viel freundlicher. Er wohnte eine Weile mit Boieldieu im selben Haus Boulevard Montmartre 10. Rossini lobt die Versteigerungszene der Weißen Dame über Alles, die gute Führung und das stilvolle Ensemble. „Wir, lieber Boieldieu, wir Italiener hätten viel mehr Lärm dabei gemacht mit ksIioitÄ, tslioitä und solchen Dingen." Boieldieu ist gerührt, und als er sich empfiehlt, um in seine höhere Etage hinaufzugehen, sagt er zum Abschied: „Ich bin Ihnen doch nur über, Meister, wenn ich schlafe." Die Bewunderung Rossinis geht in dieser Zeit über Alles hinaus, was wir uns heute vorstellen können. Er war ein Gott, ohne Widerspruch. Man sagte, Haydn und Mozart könne man nachmachen, aber schlecht, Rossini sei unnachahmlich, er habe einen neuen Stil geschaffen, der sein Eigenthum sei. Sein Bonmot ist das Orakel dieser ganzen Familie von Autoren, die für einander lebt, wirbt, arbeitet und hofft. Ein natürliches Mittel, dieser Gemeinsamkeit Ausdruck zu geben, finden sie in der Schriftstellerei. Von Favart bis zu Adam schreiben sie fast Alle Erinnerungen, Kritiken, Hymnen, mit vielem Geist und noch größerer Herzlichkeit, selten etwas Abfälliges über ihre Kollegen. Die ganze Zeit ist förmlich belegt mit plaudersamen Memoiren der Autoren, die die selbe Behaglichkeit ausströmen wie ihre Werke und zu der Hochschätzung dieser Stücke so viel beigetragen haben, daß wir uns heute wundern müssen, wie ernst man die kleinste komische Oper nahm. Der

nationale Familiensinn der Opern selbst scheint sich in ihnen wider-
zuspiegeln und hat bis auf ihren jüngsten Biographen fortgewirkt,
Pougin, der Boieldieu gegen Wagner ausspielt und Hsrold mit Weber
vergleichen möchte.
In dieser Familie giebt es freilich keine Rossinis. Alle sind nette
kleine Leute, bald etwas fleißiger, bald etwas leichtsinniger, die im
Allgemeinen ihren gleichen Trab gehen und von der Bourgeoisie ihrer
Werke sich so viel angeeignet haben, daß sie von ihrer Biederkeit ab-
färben. Die meisten von ihnen fangen ein Bischen dilettantisch an,
um dann durch ernstere Studien die innere Wandlnug zu erleben,
und Viele geben eine Kaufmannscarriere auf, um dem schöneren Ziel
zu folgen, als Romanzenkomponisten die Damen zu entzücken. So
sehen wir den jungen Auber in den Salons des Fürsten Chimay mit
seinen leichten Liedern glänzen, bis ihn der Tod des Vaters zum
Beruf zwingt und er zu Cherubini geht. „Arbeite!" „Ich bin es nicht
gewohnt." „So stürz Dich zum Fenster hinaus!" Auber nennt die
Zeit vor dieser Katastrophe die seines Brautstandes mit der Musik;
sie war seine Geliebte gewesen, je!;t wurde sie seine Frau. Boieldieu
fühlte es nicht anders; auch sein Erwecker und Gewissenspeiniger ist
Cherubiui; und von diesem Augenblick an hört er auf, „glücklich zu
sein". Obdachlos war er von Rouen nach Paris gekommen, seine
erste Oper erlebt er, als er die Nacht auf der Flucht be,i Hirten zu-
bringt. Was soll er in Paris? Er will sich in die Seine stürzen;
ein alter Diener seines Hauses rettet ihn. Zweite Oper. Er verliebt
sich 4n die Tänzerin Clotilde Malfleurai, er heirathet sie, aber sie
bleibt die Dirne, die sie gewesen ist. Er flüchtet vor ihr nach Ruß-
land, den Spuren Karats folgend, der einst seine ersten Romanzen
in den Salons gesungen. Dritte Oper? Ach, Das sind keine großen
Erlebnisse und er muß ruhig warten, bis diese Frau stirbt. Eine ähn-
liche Geschichte kehrte schon in friedlicherer Form bei Adam wieder.
Da war es ein Paudevillemädel und er muß sie gegen den eigenen
Willen heirathen. Alle brechen mit ihm. Aber er erreicht die Schei-
dung, und als auch er nach Rußland geht, ist es nicht aus solchen,
Gründen. Diese Leute machen nicht viele Reisen, sie sitzen in Paris
fest und haben nichts von der Fremde und von der Natur. Adam be-
schreibt in seinen Erinnerungen eine Reise nach Grindelwald. Es
kommt dabei nichts heraus als Angst vor Gletschern. Sie sind große
Arbeiter und spinnen sich ein. Sie schreiben so unendlich viel, daß
man gar nicht klug daraus wird. Selten entschließen sie sich, wie Mon-
figny nnd Boieldieu, Schluß zu machen, wenn sie merken, daß es nicht
mehr geht. Sie müssen auch verdienen. Nicht Alle, wie dieser Mon-
signy, verstehen sich auf Nebeneinnahmen aus Domänen- und Kanal-
rnspektionen. Das war noch die alte Zeit. Ietzt ist man ja nichts als
ein Berufsmusiker und kann nicht mehr mit dem Ruhm auskommen,
wie Gretry, der wenig Aemter hatte. Man wird Direktor Und Lehrer
am Konservatorium, Hofkapellmeister oder so Etwas; aber die poli-

nationale Familiensinn der Opern selbst scheint sich in ihnen wider-
zuspiegeln und hat bis auf ihren jüngsten Biographen fortgewirkt,
Pougin, der Boieldieu gegen Wagner ausspielt und Hsrold mit Weber
vergleichen möchte.
In dieser Familie giebt es freilich keine Rossinis. Alle sind nette
kleine Leute, bald etwas fleißiger, bald etwas leichtsinniger, die im
Allgemeinen ihren gleichen Trab gehen und von der Bourgeoisie ihrer
Werke sich so viel angeeignet haben, daß sie von ihrer Biederkeit ab-
färben. Die meisten von ihnen fangen ein Bischen dilettantisch an,
um dann durch ernstere Studien die innere Wandlnug zu erleben,
und Viele geben eine Kaufmannscarriere auf, um dem schöneren Ziel
zu folgen, als Romanzenkomponisten die Damen zu entzücken. So
sehen wir den jungen Auber in den Salons des Fürsten Chimay mit
seinen leichten Liedern glänzen, bis ihn der Tod des Vaters zum
Beruf zwingt und er zu Cherubini geht. „Arbeite!" „Ich bin es nicht
gewohnt." „So stürz Dich zum Fenster hinaus!" Auber nennt die
Zeit vor dieser Katastrophe die seines Brautstandes mit der Musik;
sie war seine Geliebte gewesen, je!;t wurde sie seine Frau. Boieldieu
fühlte es nicht anders; auch sein Erwecker und Gewissenspeiniger ist
Cherubiui; und von diesem Augenblick an hört er auf, „glücklich zu
sein". Obdachlos war er von Rouen nach Paris gekommen, seine
erste Oper erlebt er, als er die Nacht auf der Flucht be,i Hirten zu-
bringt. Was soll er in Paris? Er will sich in die Seine stürzen;
ein alter Diener seines Hauses rettet ihn. Zweite Oper. Er verliebt
sich 4n die Tänzerin Clotilde Malfleurai, er heirathet sie, aber sie
bleibt die Dirne, die sie gewesen ist. Er flüchtet vor ihr nach Ruß-
land, den Spuren Karats folgend, der einst seine ersten Romanzen
in den Salons gesungen. Dritte Oper? Ach, Das sind keine großen
Erlebnisse und er muß ruhig warten, bis diese Frau stirbt. Eine ähn-
liche Geschichte kehrte schon in friedlicherer Form bei Adam wieder.
Da war es ein Paudevillemädel und er muß sie gegen den eigenen
Willen heirathen. Alle brechen mit ihm. Aber er erreicht die Schei-
dung, und als auch er nach Rußland geht, ist es nicht aus solchen,
Gründen. Diese Leute machen nicht viele Reisen, sie sitzen in Paris
fest und haben nichts von der Fremde und von der Natur. Adam be-
schreibt in seinen Erinnerungen eine Reise nach Grindelwald. Es
kommt dabei nichts heraus als Angst vor Gletschern. Sie sind große
Arbeiter und spinnen sich ein. Sie schreiben so unendlich viel, daß
man gar nicht klug daraus wird. Selten entschließen sie sich, wie Mon-
figny nnd Boieldieu, Schluß zu machen, wenn sie merken, daß es nicht
mehr geht. Sie müssen auch verdienen. Nicht Alle, wie dieser Mon-
signy, verstehen sich auf Nebeneinnahmen aus Domänen- und Kanal-
rnspektionen. Das war noch die alte Zeit. Ietzt ist man ja nichts als
ein Berufsmusiker und kann nicht mehr mit dem Ruhm auskommen,
wie Gretry, der wenig Aemter hatte. Man wird Direktor Und Lehrer
am Konservatorium, Hofkapellmeister oder so Etwas; aber die poli-

tischen Wellen spülen diese Stellen weg w^e Sand. Da giebt es im besten Fall kleine Pensionen. Oder die neue Gründerwuth entflammt auch die Komponisten. Adam gründet schon ein 1'Ksätre National und verkracht erst recht. Also komponirt man eben ruhig weiter, und wie es kommt, so ist es. Das Leben ist ja immer das selbe, und bleibt man heiter, so thut es Einem nicht viel. Man schreibt und schreibt und richtet sich ein, auch mit dieser verfluchten Politik, die Einem den Stuhl unter dem Rücken fortzieht und die Einen doch so herzlich wenig interessiert. Man hat seine freiheitliche Gesinnung, die aus England gekommen sein soll, wie diese Musik aus Italien gekommen sein soll. Man weiß Das schon gar nicht mehr. Gelegentlich wird ein aktuelles politisches Stück komponirt, je nach der Lage Barras, O?n^« Is tyrsu, Henri IV. oder ös^srä 5 As2isrs8; sonst seien wir froh, mit dieser Angelegenheit nichts zu thun zu haben. Es kommt vor, daß Opern politische Erregungen auslösen, sagt man uns. Wir wissen nichts davon. Das muß ein Zufall sein. Die Musik ist eine unpolitische Macht und vielleicht wird sie gerade darum unsere Opern viel länger am Leben erhalten. Legt die Liste von Aubers Opern neben die Geschichtstabelle; sie berühren sich nicht im Geringsten. Freilich haßte er die Commune; und es war ein Glück für ihn, als er mitten in ihrem Lärm 1871 starb, daß man erst geordnete Zustände abwartete, ehe man ihn beerdigte. Eben weil er das Geordnete liebte, war er unpolitisch. Denkt nur an den guten Boieldieu, den sie beinahe für einen Verschwörer gehalten und dem sie ein Finale machen wollten, für das er sich bedankt hätte. Er sandte, als er sich in der Stellung des petersburger Hofkompositeurs von seiner Clotilde erholte, einmal eine Oper in verschiedenen Paketen nach Paris und numerirte sie si, mi, sol Aha, denkt der Grenzwächter, Dich haben wir! Das heißt six, Das heißt ivills, Das heißt solSsts. Tableau! Mag sein, daß diese Komponisten sechstausend Soldatenlieder geschrieben haben, aber Das war für die Armee der Großherzogin von Gerolstein.

Zwei Generationen von Komponisten losen sich in dieser Familie ab; den größten Lebensbogen spannt Anber, der neunundachtzig Iahre alt wurde und das ganze Schauspiel der Operngeschichte von Grötry bis Wagner zu sehen bekam. Seine Memoiren hätten so ziemlich dieses Buch sein können, aber er ist einer der Wenigen gewesen, die nicht geschrieben haben. Und er hat sogar bis jetzt nicht einmal eine ordentliche Biographie bekommen. Wer weiß.washinter seinem schweigsamen Mund ruhte und hinter seinem sichtlichen Phlegma, mit dem seine feurigen Augen, wie Bouillys Memoiren ihn malen, in dauerndem Widerspruch standen? Er sitzt in seinem weiß-goldenen Salon »nd „sammelt wie eine Biene". Er pflegt die Pferde und ruft seine Lieblinge Figaro und Almaviva. Er lebt und weiß und sagt es nicht: eine vergnüglich zynische Kälte nennt es Wagner. Im großen Premierenwinter 1800 war er achtzehn Iahre, hatte seine jugendlichen Romanzen hinter sich und wartete als Kaufmann in England auf

den Schicksalsruf. In diesem Iahr kam der Wasserträger Cherubinis heraus, Mehuls Ariodant, Bertons Delire, des guten Dalayrac Nsi-son K vevSre (er machte jedes Iahr zwei Opern), die Osms voilös des Mengozzi, der mit seinen Kompositionen dem eigenen Gesangsruhm seine pariser Spezialität wie einst der Bariton Solis) 'gefährlich wurde, bis er sich in der Abfassung der großen Singschule des Konservatoriums beruhigte, und dann gab es im selben Iahr noch Boieldieus Boniowski und Khalif von Bagdad, mit denen dieser fünfundzwanzigjährige Autor seine ersten, wohlbeachteten Visitenkarten abgab. Eretry war damals achtundfünfzig Iahre alt, aber noch rüstig genug; nachdem er 179^ gleich vier Revolutionoperchen in einem Iahre verfertigt hatte, war er jetzt gelassener geworden und setzte alle zwei Iahre ein gut bürgerliches Stück ab. Monsigny, der nur einige Monate weniger zu leben hatte als Auber, war Aweiundsiebenzig, aber er ließ längst keine Oper mehr aus seinem Schreibtisch heraus und dachte behaglich alter Zeiten. Man setzte neue Hoffnungen auf den Rodolphe Kreutzer, den Violin-Kreutzer, der die Geigenschule des Konservatoriums schrieb, oder auf Catel, der dessen Harmonieschule übernahm, Bruni, Carafa: es gab Keinen, der nicht mal durch eine komische Oper von sich reden machte. Am Meisten aber sprach Rodolphe Kreutzer, dessen persönliche Beziehungen heute noch ihre Wärme uns nachfühlen lassen, von dem jungen Isouard, der in Malta geboren, Maltesersap cllmeister gewesen und nun nnter dem Namen Niccolo nach Paris gekommen war, sein Glück zu versuchen. Damals begann er, genau so alt wie Boieldieu, seine Carriere und ist mit ihm immer im Wettstreit geblieben, ein leichtsinniger und, wie wir sahen, ränkesüchtiger, aber sicherlich begabter und interessanter Mensch, der unruhigste Geist unter allen und darum der erfolgloseste. Sein Name ist damals in Aller Mund; achtzehn Iahre danach war er schon tot.

So etwa zeigt sich ein Durchschnitt durch das Iahr 1800. Steigen wir sechsunddreißig Iahre herunter, so ist das Bild noch sehr frisch, nur im Personalbestand verändert. Adam ist soeben mit einem seiner Populärsten Werke aufgetreten, dem Postillon von Lonjumeau, der vielbewegliche Adam, Komponistensohn des Pianistenvaters, Adam, der immer überall ist, in jedem Theater, vik wie kein zweiter, in der engen Taille, die Hände trollend, mit seinem bärtigen, etwas maliziösen Gesicht, immer thätig, immer spielend, immer schreibend, im besten Alter, dreiunddreißig Iahre, und voll von Plänen für sein Glück. Sei» Lehrer nnd Wecker Boieldieu war vor zwei Iahren gestorben, nachdem er klug genug gewesen, seinen Denx nuits keine Oper mehr folgen zu lassen. Auber aber war auf dem Zenith. Dieses Iahr gab es seine Ambassadrice, die so viel in der Welt herumreiste und von Adam für sein Meisterwerk erklärt wurde. Nicht weniger regte sich Adam über den „Blitz" von Halevy auf, der soeben seine Premiere bestanden und die überraschende Begabung des Großopernkomponisten für das Genre der eleganten Komik bewiesen hatte, in diesen schmalen Grenzen

von nur vier Personen, zwei Tenören und zwei Sopranen, ohne Chor; eine feingeführte Melodie, eigenartige Knappheit des Rhythmus und sorgsame Faktur der Ensembles, die uns hsute einer besseren Gelegenheit würdig zu sein scheinen. Kurz vor dieser Arbeit hatte Halevy das traurige Amt übernommen, die nachgelassene Oper Hsrolds zu bearbeiten. Hsrold, den Alle liebten, die ihn kannten, hatte als Wunderkind begonnen, dann sich kläglich als Begleiter, Chordirektor und Repetitor durchschlagen, bis ihm in schneller Reihenfolge die Opern Zampa und Schreiberwiese eine Popularität brachten, die er leider nicht mehr auskosten konnte; er starb, weil er keine Zeit und kein Geld gehabt hatte, sich zu pflegen. Indessen traten schon neue Bewerber heran, die sein Andenken schneller, als man dachte, vergessen lassen sollten. Aus Mecklenburg war ein Friedrich Freiherr von Flotow nach Paris gekommen, der gerade in diesen Iahren seine ersten Bühnenproben im Genre der leichten komischen Oper ablegte. Er attachirte sich an den vier Iahre älteren Grisar, auch einen Ausländer, Belgier wie Grßtry, der seinem Chef in Liverpool ausgerückt war und bei dem Böhmen Reicha, dem Nachfolger Boieldieus am Konservatorium, Unterricht nahm. Dort trafen sie zusammen, der junge Antwerpener 'mit dem mecklenburger Diplomaten, und mit ihm arbeitete er manche Opern gemeinsam, wie Dieser später mit Offenbach arbeitete. Die internationale Familie findet sich auf diesem lockenden Boden und die Theaterluft schwebt fühlbar, ein Gemisch von Lichterdunst, Coulissenleim, Parfum und Stallgeruch, um die Schicksale abendlicher Menschen. Man streift sich durch die langen Haare, diskutirt über die letzte Premiere, klatscht über einen Sänger, stürzt aus einer Akademiesitzung, giebt einer Sängerin das Rendezvous im Mabille, lobt einen jungen Mann wegen einer Romanze, schwärmt sn passant für das Landleben und freut sich auf seine nächste Oper s. ArsnS trsläk. Adam schreibt freundlich und galant über Alle, Kritiken und Briefe (aber keine Briefe sind charmanter als die von Boieldieu an Verton), er schreibt über Masss, der einst Aubers Nachfolger in der Akademie werden wird, er erwischt gerade noch Maillarts Eremitenglöckchen und das erste Operchen von Delibes, dessen graziöse Ballets uns heute noch amusiren, während seine Lakme-Oper an der selben versteckten Stilmischung sterben mußte, die Offenbach zum offenen Bekenntniß der Operette führte. Und wieder, wenn die Saison naht, fliegen die Briefe nach Paris, von Petersburg, von Wien, von den Landsitzen, Briefe über die Theater und die Sänger, Wünsche und Befürchtungen; sechsmal muß die Komische Oper schließen, Cholera, Bankerot, wer weiß, was Alles, hier und da auf den vielen wechselnden Bühnen. Wird der große Tenor Ponchard zur Stelle sein und der natürlich eben so große Elleviou und der große Baß Chenard, wird der große! Bariton Martin singen dürfen? Er rettete Boieldieu eine Ammenarie aus der riskanten Dante Aurore, mit der seine Weltcarriere begann; Boieldieu soll „Neisss" komponiren. ^leiAs? Nein, Das macht er nicht, es ist für Martin keine Rolle drin. Und Auber macht Nsi^e

und gewinnt sein erstes Spiel. Die Vestalin? Nein, keine Rolle
ist darin. Und Boieldieu lehnt sie ab und Mehul lehnt sie ab, bis
Spontini sie macht und auch sein erstes Spiel damit gewinnt. Boiel-
dieu ist für die Regnault, die an Charme ersetzt, was ihr an Musik
fehlt, natürlich ist Isouard für die Saint-Aubin, die eine große und
schwere Stimme hat, aber so kurzen Athem. Isouard ist schlau und
schreibt für beide Damen Rollen in seinem Aschenbrödel. Boieldieu
bleibt nicht zurück und macht den selben Trick, zwei Iahre später,
im Iohann von Paris. Wenn sich diese Herrschaften nur wenigstens
während der Aufführung vertragen! Es naht die Premiere des
Postillon. Adam setzt sie gerade auf Freitag an, auf Freitag, den
dreizehnten Oktober. Chollet singt den Chapelou, seine Frau, die Pre-
vost, die Madeleine. Natürlich zanken sie sich vorher wie die Irr-
sinnigen. Sie wollen in den Proben nicht zusammensingen. Wer
weiß, was er wieder auszufressen hat! Aber er arbeitet der Welt-
geschichte vor und legt ihr nach dem ersten Akt ein Bracelet in die
Garderobe. Das Bracelet rettet die Stimmung; und das Publikum,
in seiner Sensation befriedigt, sieht eine Oper die Ehe zusammen-
binden, die schon zu sehr Oper geworden war, es bereitet einen doppel-
ten Triumph.

Madeleine: Den heitern Sinn soll uns jetzt nichts,
ja, nichts mehr rauben.
Ich liebe Dich,
ich liebe ewig Dich allein.
Chapelou: An leidge Prophezeiung will ich nimmer glauben...

Oskar Bie.

Französische Wirtschaft.

französische Staatsbudget zeigt ein Defizit von 800 Millionen.
g^M' Diese Unterbilanz, die dem Ausland den Glauben an Frank-
reichs Reichthum nehmen könnte, muß beseitigt werden. 500 Millionen
des Fehlbetrages will man durch eine Anleihe, den Rest durch neue
Steuern decken. Herr Charles Dumont, der Herr, der Finanzen, hat
einen Gesetzentwurf vorgelegt, der eine dreiprozentige Anleihe im Ge-
sammtbetrag von 1300 Millionen Francs vorschlägt. Neue Drei-
prozentige! Im Deutschen Reich gelingt es kaum, vierprozentige
Staatsschuldverschreibungen unterzubringen. (Das Preußenkonsorti-
um hat zwar die vierprozentigen Reichsanleihen von 1913, 1M Mil-
lionen, ausverkauft, sitzt aber noch auf einem ziemlich dicken Packet
preußischer Konsols. Und die Angst vor den nächsten Emissionen ist
so groß, daß das Gerücht, PreuHen werde in den ersten Wochen des
neuen Iahres auf dem Rentenmarkt erscheinen, den Kurs ins Wanken
brachte.) Frankreich aber darf an eine „Ewigkeitrente" mit drei Pro-

zent Zinsen denken. Ob der Plan Erfolg haben wird? Der Appell
an das Nationalgefühl hat an der Seine selten versagt. Freilich hat
das Gerede über die neue Milliarde den Kurs der alten Rente nicht
unberührt gelassen. Er konnte den besten Platz des Iahres (91) nicht
behaupten und ist auf 87 gefallen. Die schlechteste Notiz war 83V«.
Die hat die französische Staatsanleihe also um Ä Prozent geschlagen.
Das ist mehr, als die dreiprozentige Deutsche Reichsanleihe von sich
sagen darf. Als die rsnts psrMusIIs in Paris plötzlich Haussegefühle
zeigte, wußte man zunächst nicht, ob die Liebe wieder erwacht oder
ein Eingriff versucht worden sei. Schließlich erfuhr man, daß einige
Millionen Rente zur Anlage in öffentlichen Kassen angekauft worden
seien und daß durch diese Käufe die Baissiers, die gefixt hatten,
zu Deckungen veranlaßt wurden. Die Nachhilfe hat drüben besser ge«
wirkt als bei uns alle die Mittel, die zum Wohl der Staatspapiere
erdacht worden waren. Die neue Anleihe muß lehren, ob mit dem
niedrigen Zins noch zu arbeiten ist. Im vorigen Iahr hatten vier-
prozentige Papiere große Erfolge. Eine vierprozentige pariser Gas-
anleihe (250 Millionen Francs) wurde achtzigmal gezeichnet.
Die französische Staatsschuld umfaßt etwa 23 Milliarden Mark;
der größte Theil dieser Summe gehörte der dreiprpzentigen rsnts per.
MusIIs. Die deutschen Reichs- und Staatsanleihen geben etwa 22
Milliarden und machen 25 Prozent des in Werthpapieren an-
gelegten? Kapitals aus. In Frankreich ist die Gesammtziffer der vor-
handenen Effekten etwas größer als in Deutschland. Das Verhält-
niß der Staatspapiere zu den übrigen Vertretern der Gattung ist in
beiden Ländern ziemlich gleich. Der französische Minister will in
sechzig Iahren mehr als 3500 Millionen Francs zurückzahlen lassen.
Tilgt er durch Rückkauf der Stücke an der Börse, so erleichtert er sich
die Amortisation, nimmt aber zugleich dem Kurs eine Chance; denn
der Fiskus, der seine Schuldverschreibungen zurückkauft, hat ein be-
greifliches Interesse daran, sie billig zu bekommen. Die Mittel zur
Amortisation sollen aus der Erbschaftsteuer fließen. Diese Quelle ge-
hört nicht zu den reizvollsten Plätzen des vom Finanzminister abge-
steckten Geländes. Ihr Murmeln wird die guten Pariser nicht er-
quicken. Aber ohne die 75 Millionen, die der „erworbene" Reichthum
aufbringen soll, ist an eine gründliche Tilgung der Staatsschuld nicht
zu denken. Herr Dumont scheint sogar Goethes Faust zu kennen.
„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu be-
sitzen. Was man nicht nützt, ist eine schwere Last." Er will den
Erben die Last tragen helfen und den erworbenen Reichthum „nützen".
Dem Dispositionfonds, den der Finanzminister für unvorhergesehene
Ausgaben hat, sollen die erwähnten 75 Millionen zugeschrieben wer-
den. Doch fehlt jede sichere Kontrole über die Verwendung der Re-
serven. Die Regirung kann also in den Extratopf greifen, ohne an
Amortisation zu denken. Das Versprechen vom Iahr 1913 braucht
1915 ja nicht mehr zu gelten. Einerlei: nur Geld her!
Zu den geplanten Steuern gehört auch eine von Werthpapieren,

die an der Börse nicht amtlich notirt werden. Me Börsensteuern sind
schon erhöht worden und das so selten mobile Kapital wird über neue
Lasten zetern. Die Emissionkosten sind in Frankreich nicht klein. Eine
der Ursachen, die den rumänischen Anleiheplan scheitern ließen, war
die Höhe dieser Kosten. Werden die neuen Geldgeschäfte im Zeichen
der vierprozentigen Bankrate blühen? Zwischen dem Plan, eine neue
Dreiprozentige herauszubringen, und dem Wechselzinsfuß der Zsvqus
Ss ?rsves dehnt sich ein breiter Raum. Der Säckelmeister bietet 3 Pro-
zent (bei einem Kurs von 87 würde die Verzinsung 3V? betragen),
die Bank verlangt beim Ankauf feinster Wechsel 4. Die Bank will
das Gold haben, das übers Weltmeer kommt; denn das Hemd ist ihr
näher als der Rock. Ihr Wohl ist wichtiger als die gute Laune der
Bank von England. Was die Pariserin erhaschen kann, nimmt sie
ihrem Iohn Bull vor der Nase weg. Berlin darf nicht zu viel Gold
einheimsen. In der Iägerstraße wird man sich über diese Goldkon-
turrenz nicht wundern. Dort ist sie ja angefangen und mit gutem Er-
folg bis zum Schluß durchgeführt worden. Hat denn die deutsche
Wirthschaft je einen Durchschnittszinsfuß von fast 6 Prozent erlebt,
ohne in einer Krisis zu stecken? Die Bank von Frankreich kannte
lange nur den normalen Zins: 3 Prozent. Dieser Bankdiskont hatte
von 1900 bis 1907 gegolten. Im Krisenjahr 1907/08 wurde der Bank-
satz erhöht; blieb dann aber drei Iahre lang wieder im ruhigen Gleich-
gewicht von 3 Prozent. Am ersten November 1912 stieg er auf 4 Pro-
zent und ist da geblieben. Unter allen vom Diskont bedrückten Na-
tionen hat die französische am, Wenigsten über ihren Wechselzinsfußj
geklagt. Stolz oder der Wunsch, stärker zu scheinen, als man ist?
Nicht darauf kommt es an, ob Deutschlands Volksvermögen um
5V oder 70 Milliarden War? größer ist als das der Fmnzosen. Der
Unterschied in der Bevölkerungziffer (Deutschland 66, Frankreich
Millionen) kann die Differenz nicht nur erklären, sondern auch zu
Gunsten Frankreichs umstellen. Der Franzose hält auf guten Ruf.
Findet man in Berlin kein Geld: in Paris ist! stets was zu haben.
Nur darfs offiziell nicht dem Erbfeind gegeben werden. Ein Beispiel.
Das Grundstück der alten Kaiser Wilhelm-Akademie, der Pepinisre,
ist von einem Konsortium angekauft worden und soll mit einem Ge-
schäftspalast bebaut werden. Die Pepins haben längst ein neues Heim.
Die Stätte, die Friedrich Wilhelm II. der Ausbildung der Militär-
chirurgen schuf, ist in einen Rummelplatz gewandelt worden. Aber
die Buden und der Lärm, d,ie weder Anwohner noch Passanten er-
freuen, sollen bald verschwinden, um dem neuen Prunkbau Platz zu
machen. Das Geld für Haus und Unternehmen wird in Paris mobil
gemacht. Und damit die Dinge in gefahrloser Neutralität bleiben,
wird eine schweizerische Gesellschaft vorgeschoben. Nicht zum ersten
Mal schluckt der berliner Boden französisches Geld. Ich sprach hier
schon von dem in Berlin begründeten Oompwir k'onoisr, einem Zweig-
institut der pariser IngustrisIIs ^onoisre. Diese Gesellschaft arbeitet mit
einem Aktienkapital von 10 Millionen Francs, giebt Obligation»"

aus und legt das gewonnene Geld in ausländischen Hypotheken an.
So freut sich das französische Unternehmen, dem das „Oomptoir k'on-
eisr, Aktiengesellschaft für Grundbesitz" die Hypotheken zuweist, der
in Deutschland geltenden hohen Verzinsung und ist der Objekte sicher,
auf die es Geld giebt. Hotels und Waarenhäuser sind mit Millionen
beliehen worden. Diese finanzielle Verbindung hat dem „Geist der
Nationen" keinen Schaden gethan. Aber auch die Liebe nicht gefördert.
Zwischen Geschäft und Politik wird streng unterschieden.
Der hitzige Eifer französischer Zollbehörden hat noch nicht nach-
gelassen; trotzdem von den Schrecken des Zollkrieges gesprochen wurde.
Nicht einmal die Leute, die den Frieden priesen und den Segen des
mibux ss «vllllsitre rühmten, wurden gern gehört. Bis die Statistik kam
und die unerbittliche Zahl vor die zornige Volksseele pflanzte. Der
französischen Ausfuhr ist der Elan, den sie in den ersten Monaten die-
ses Iahres zeigte, nicht geblieben. Daran sind die Zollchicanen mit-
schuldig. Der Export Frankreichs nach Deutschland wuchs (um 29,5)
auf 616 Millionen Francs im Werth; aber die Ausfuhr nach Oester-
reich-Ungarn ging (um auf 32 Millionen zurück. Im Absatz nach
Deutschland hat sich nur der Werth, nicht die Menge der Waaren ver-
größert. Auch der deutsche Import erlangte zwar mit 778 Millionen
Francs einen um 65 Millionen größeren Werth, büßte aber an Art
und Menge der Waaren ein. Der deutsch-französische Zollkongreß,
der in Paris tagte, hat beschlossen, daß „die Streitigkeiten, zu denen
die Auslegung der Tarife Anlaß geben könnte, den Gegenstand be-
sondere!! Studiums durch eine deutsch-französische Zollkonferenz bil-
den sollen." Die Ersinner des Gedankens sind froher Hoffnung voll.
Sie sehen das Morgenroth, unter dem die Freundschaft zwischen dem
deutschen Zollbeamten und dem französischen Douanier besiegelt wird.
Wenn die französische Regirung die Struktur des internationalen
Handelsverkehrs nachprüft, ist vielleicht auch die Zeit zur Lösung des
Eisenbahnproblems gekommen. Der Volkswirth stellt wieder dieFrage:
Staats- oder Privatmonopol? Die Abschreckungtheorie, die auf den
Mißerfolg der Verstaatlichung des Westbahn gebaut ist, zieht nicht
mehr so wie früher. Schon wagt man, aus der schlimmen Statistik
der Westbahn (seit 1909, dem Iahr der Uebernahme in Staatsregie,
verschlechterte sich das Verhältniß der Ausgaben zu den Einnahmen
von 67 auf 90 Prozent) zu folgern, daß der Staat die gefüllten
Streckennetze an sich ziehen müsse, Um nicht durch den Besitz leerer
Linien für immer als Eisenbahnunternehmer Fiasko zu machen. Das
Großkapital und die Aktionäre der gut rentirenden Privatgesellschaf-
ten wollen von einer Uebergabe ihres Besitzes an den Fiskus nichts
hören; und ihr Einfluß ist noch immer groß. Wer gegen die Verstaat-
lichung oder das Aufsichtrecht der Behörden ist, stützt seine Gründe auf
amerikanisch« Verhältnisse, Aber in den Vereinigten Staaten hat der
neue Geist sich eingebürgert; und zwischen den beiden Eisenbahnarten
ist ein Unterschied wie zwischen Franc und Dollar. L a d o n.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mirlmillan tzarden In Berlin. —
>.,a der Zukunft in P.',Iin. — Druck von Pas> « Sarleb G mbH in Pcrlin.

Berlin, den 13. Dezember 1S13.

Veränderlich.

M?nZabern (zwischen Saar- und Straßburg) hat ein Lieutenant des deutschen Heeres einen in Jähzorn neigenden Rekruten ermahnt, sich vor Händeln zu hüten, jeden Angriff aber mit bedenkenloser Gewalt zu vergelten, und derMahnung denSatz angeheftet: -Wenn Sie dabei einen Wackes niederstechen, schenke ich Ihnen zehn Mark." Und ich (hat der Unteroffizier, der die Korporalschaft führt, hinzugefügt) -lege noch drei Mark drauf." Dieser Thatbeständ ist zugegeben. Noch umstritten die Frage, ob der Lieutenant auch sonst die Elsasser -Wackes" gescholten und aus dem Reichsland rekrutirte Jünglinge gezwungen habe, sich selbst ihm als Wackes zum Dienstantritt zu melden. Behauptet wird, bei dem Wort Wackes denke die elsassische Menschheit nur an einen Gassenrüpel, Rowdy, Bowke, Apachen, Lorbaß; solchen Kerl, wenn er mit frecherRoheit denRock des Königs antaste, an Leib und Leben zu strafen, habe der Lieutenant gemahnt. Auch darin würde ich, wenn an die Mahnung sich eine Prämienverheißung knüpft, unerträglichen Mißbrauch derDienstgewalt sehen. Daß er thätlichen Angriff, schon Mißhandlungversuch mit derWaffe abwehren darf und die Grenze des Nothwehrrechtes ihm noch weiter gezogen ist als dem nicht instzeer gereihtenBürger.weiß der grünste Soldat. Einem blutjungen Bengel für einen Totstich, außer der S!raflosigkeit,dreizehnMark,alsEhrensold,zuzusagen,istunschicklichVerrätheinenGeist.dernichtinunserOsfiziercorpstaugt.Kann denTrägerdes buntenRockes reizen, in einervon Rauflust, Geld-

gier, Alkohol umnebelten Stunde den Angriff (durch Großmaul-
macherei) hervorzurufen oder nicht provozirten härter zu strafen,
als.auchnach derSoldatensatzung.nothwendig wäre. Der Knuff,
das EUbogengeschiebe einesTrunkenen(dessenTaglohn vielleicht
Kinder nährt) heischt noch nicht Sühnung durch Lebensverlust.
Nach dem amtlichzugegebenenThatbestandistalsoderLieutenant
groberUngebühr überführt. Ist aber auch nur die amtliche Deutung
desSchimpfwortesWackesrichtig?Objektiv:Nein.WervonSau-
juden, Saupreußen, dreckigenSchwaben.Lausejungen spricht, darf
nicht in die Ausrede schlüpfen, er habe nurIuden, Preußen, Alt»
deutsche gemeint, die eine Schmutzkruste deckt, nur Lümmel, in
deren Haut und Haar Läuse nisten. Wackes ist der Ekelname, den
viele ins Reichsland eingewanderte Deutsche, in Scherz und
Ernst, den Elsassern geben. In diesem Sinn ist das Wort aber«
tausendmal angewandt worden; noch in Aufrufen zur letzten
Reichstagswahl (auch von »freisinnigen-Mandatsuchern). Nun
leben in Zabern grimmbärtige Leute, die nicht, wie der fromme
Knecht Fridolin in Schillers Gedicht vom zaberner Eisen-
hammer, bereit sind, mit Freudigkeit, um Gottes willen, auch der
Launen Uebermuth zu tragen. Diese Leute meinten, den Rekru-
ten sei gesagt worden: »Wenn Ihr einen der frechen elsassischen
Äiesel niederstechet, giebts dreizehn Mark extra." Sie fühlten sich
in ihrem Stammesbewußtsein geschändet; bedrohten den Lieute-
nant, schlugen den Unteroffizier und beschmierten den von derben
Fäusten wehrlos gemachten mit Koth. Schlimm. Mußte es dazu
kommen?Abermals:Nein. Nach derersten Meldung derunschick-
lichenRedemußte die Sache vonder militärischen andie politische
Behörde geleitet werden. Grcnzland.Ueberreizte Empfindlichkeit
eines Völkchens, das sich von der preußischen Wolljacke öfter ge-
kratzt als gewärmt fühlt. Nahe Möglichkeit der Ausbeutung durch
Franzosen und im Reichsland wühlende Französlinge. Denen
mußte die berliner Centralstelle den Agitatorenstoff rasch entrei-
ßen. Jeder Beschönigungversuch war ein unverzeihlicher Miß-
griff. DerBorgang botnicht den winzigstenGrundzu einerMassen-
verdächtigung deutscher Offiziere. Wer bedenkt, daß der Staat tau-
send unreifen Jünglingen Dienstgewalt und Degen giebt, und er-
rechnet, wie selten beide Waffen mißbraucht werden,muß Zucht
und Haltung deutscherTruppenführer bewundern. In Zabern war

Veränderlich.
Mißbrauch; plumper Verstoß gegen die Taklpflicht. Der Lieute» nant mußte wissen, wie verleitlich sein Wort wirken, wie leicht es die Gesammtheit der Elsasser kränken könne. Er mag es nicht so arg gemeint haben, mag sonst ein tüchtiger Mann sein: einerlei. Er hat im Reichsland der deutschen Sache mehr geschadet, als ein Bündel dummer Verordnungen könnte. Schnell und kräftig war drum sein Fehler zu ahnden. Der Elsasser soll sich im Reichsver» band behaglich fühlen; soll nicht indenGlauben gleiten, ein in des ReichesUniform Gekleideter sehe in ihm einen ruppigen Gesellen, dessen Leben kaum eines Pfefferlings Werth habe. Soll in der Sicherheit wurzeln, daß ihm, auch gegen Aebermuth der Aemter, sein Recht wird. Dafür zu forgen, wäre Herr von Bethmann der» pflichtet, selbst wenn seine Personaltaktik, die bemüht ist, die Rück» zugslinie aus der Wilhelmstraße in die straßburger Statthalter-schaft offen zu halten, nicht dazu riethe. Worauf wurde gewartet? Elwa auf eine Stunde, die den Kriegsherrn aus dem Gewölk schwarzen Familienärgers löst? Reichspflicht geht vor Haus» vaterspflicht.OderhofftenbraveMännerwiedereinmal,die Sache „umzufrisiren", bis der Lieutenantfastoderganzunschuldigschien? Nicht zumachen. Wahrung der Autorität: löblich. Doch(Donner» Wetter!) nur solcher, die es durch würdige Nützung ihrer Macht verdient. Nicht warm noch kalt sein, immer nur lau, die dünne Epidermis des Reichslandes heute streicheln und morgen ins Braunblau kneifen, von jeder mit Verantwortlichkeitgewicht be» bürdeten Entscheidung sich ängstlich wegdrücken: solcherThorheit kann das Werk innerer Eroberung niemals gelingen.
DiesenAbsatz,der amsechzehntenNovember geschrieben,am zweiundzwanzigsten hier veröffentlicht wurde, habe ich wieder-holt, um die Behauptung als falsch zu erweisen, erst nach den Straßenaufläufen, also nach den letzten Novemberabenden, sei die politische Bedeutung des zaberner Vorganges zu spüren gewesen. Sie war früh zu spüren (sogar von Einem, den zwei Drittel des europäischen Festlandes vom Schauplatz des Aergernisses trenn-jen); und war sie erkannt, dann konnte ein vor Verantwortlichkeit nichtScheuer denVorgang nicht nur unschädlich machen, sondern, ohne Müheaufwand, zur Weitung des deutschen Ansehens im Reichsland nützcn.Wir sind nachgerade in die Gewißheit hinab-geglitten, daß der mit dcm Kcmzlcrtitel bepackte Herr von Allem,
LI»

was in fremden Ländern.'nahen und femen, Stimmungzeichen
ist und Ereigniß wird, nichts ahnt. Sollen wir nun in den Glau-
ben kriechen, er könne nicht einmal erfahren, was auf deutscher
Erde geschieht? Wir wollen nicht; fordern, daß eraufdiesemum-
grenzten Gebiet wenigstens leidlich der Amtspflicht genüge. Und
lassen uns nicht länger mit der Ausrede abfüttern, -die Unter-
suchung sei noch nicht abgeschlossen." Mit den Verkehrs- und
Geldmitteln einer Centralbehörde läßt sich heute im Zeitraum
von drei Stunden Beträchtlicheres ermitteln, als in Zabern zu
ermitteln war. Alle Forschung nach, alles Geschreibe und Ge-
rede über Ursprung und Sinn des Wortes »Wackes" war un-
nöthig; ob und wann der Elsasser es selbst auf sich anwendet, ob
es ärger, ob milder zu deuten ist als die in den Wasgau einge«
bürgerten, oft hinter dem Rücken Altdeutscher geflüsterten Ekel-
namen -drecketer Schwob" oder gar -Schwobechaib": einerlei.
Der Gebrauch des Wortes war, -weil es für Elsaß-Lothringer
eine Beleidigung bedeutet", durch Regimentsbefehl »strengstens
verboten". Dieser Befehl war bei jedem Löhnungappell verlesen
worden; Lieutenant von Forstner hatte durch Namensunterschrift
bescheinigt, daß er ihn kenne. Trotzdem hat der junge Herr das
Schimpfwort, immer wieder, über die Lippe gelassen; hat (wie
jetzt zugegeben worden ist) elsassische Rekruten gezwungen, die
Meldung zum Dienstantritt in den Satz zu fassen: -Ich bin ein
Wackes"; die ihm willenlos untergebenen Jünglinge also, mit
klarem Bewußtsein, bis ins Blut gekränkt. Grobe Verletzung
der Dienst- und Anstandspslicht. Dazu kam unschicklicher
Schwatz über französische tzeeresverhältnisse; kam die Prämien-
Verheißung. Zehn Mark für die Tötung eines Menschen, noch
des wüstesten, niedrigsten: wer, im Bereich der Dienstgewalt,
solchenPreis ausbietet, dürfte nicht einen Tag länger das Ehren-
kleid des deutschen Offiziers tragen. Das Vorrecht der Dienst-
gewalt ist nur erträglich, wenn es von Selbstzucht, Pflichtgefühl,
Takt eng eingegittert wird. Ein Offizier, der vor Rekruten deren
Stamm beschimpft, mit höhnenden,verächtlichenWortentzeeres-
einrichtungen des Nachbarreiches bekrittelt, die Tötung eines
Landsmannes mit zehn Mark zu löhnen verspricht, mag tapfer
und drum für denKrieg brauchbar sein: er ist untauglich, im Vor-
recht der Dienstgewalt weiter zu schalten und jungen Menschen

Veränderlich.
das Beispiel des Erziehers zu geben. Die Vorgesetzten durften
ihm Mitleid schenken und jede mit dem Inbegriff deutschen Sol»
datengeistes vereinbare Schonung gewähren. Der Oberst konnte
zu ihm sprechen: »Sie sind blutjung; doch nicht jünger als man-
cher ungehorsame, aufsässige Kerl, den wir degradiren oder ins
Festungsgefängnih sperren mußten. Jugend entschuldigt Einen,
der aus gut möblirter Kinderstube mit dickem Schulsack zu uns
kommt, noch weniger als den Bengel, den wir vom Pflug oder
aus dem Mist des Mehstalles holten. So schwermirs wird, einem
Kameraden denHals umzudrehen: Ihre Uhr ist abgelaufen. Zu-
erst das Pech im Manöverquartierbett. Kein Verbrechen; jeder
überfütterte oder kranke Magen kann solche Bescherung anrichten.
Aber sie durfte nicht ruchbar werden; weder im eigentlichennoch
im übertragenen Sinn des Wortes. Dafür läßt sich, mit Höflich-
keit, ein paar Kröten und einem tüchtigen Burschen, doch sorgen.
Sonst: Meldung, Urlaubsgesuch, Bitte um Versetzung. Ihr Miß-
geschick pfiffen schon im Oktober die Spatzen von allen Dächern.
Wer solches Kerbholz mitschleppt, muß sich vor metaphorischerVer-
wendung derDarmthätigkeithüten.DannWackes.trotzRegiments»
befchl, zehn Mark etc. pp.Nee. Süddeutsche Bundesbrüderkönn-
.tkklMberechtigt glauben, von einem Spreerckruten die Me! dung
Lu fordern:,Ich bin ein Saupreuße'. Geht nicht. Einen Offizier,
dem die Kinder einen Spottnamen nachplärren und dessen Mal-
heur uns täglich aus hundert französischen Blättern anduftet,
kann ich nicht brauchen. Ihnen fehlt, in Leib und Seele, derunserem
höllisch schweren Beruf unentbehrliche tzemmungapparat. Ge»
häufte Nngehorsamsfälle, stete Beleidigung einesStammes, aus
dem unsereArbeit die Blüthe deutschen Gemeinschaftempfindens
hervortreiben soll, Prämien fürWackesleichen: DasistmitArrest
und Versetzung nicht zu sühnen. Sie können von vorn anfangen.
Aeltere, die es nicht so leicht haben, müssen wegen kleineren Fehls
aus dembuntenRock; manchmal, weil ihre Nase dem Maßgeben-
den nicht gefiel. Sie, Kleiner, waren immer eifrig und nie feig.
Wenn ich aber morgen früh nichtIhrAbschiedsgesuch habe, muß
ich dem Henker ins Handwerk pfuschen." Solche Rede war mög-
lich, so lange der üble Handel im Regimentsbezirk erstickt werden
konnte. Wäre damals auch nützlich gewesen. Und der von väter-
lichem Ernst Geweckte hätte vor dem Scheideweg nicht gezaudert.

Das sollte nicht sein. Der Lieutenant bleibt im Dienst. Wird,
wie einRegimentsjuwel, in dieSonne gebracht.Ist überall ficht»
bar. In zweiSprachen kommt aus dem Munde der Gassenkind er
das Spoltwort, das an seine Manövernoth erinnert (und seit
Wochen nun, mit allen Lettern ausgedruckt, ohne Schampunkte,
in Frankreichs Zeitungen zu lesen ist). Knaben und Mädchen,
denen der Schimpf wie einBonbon geschmeckt hat, entlaufen auf
flinkenBeinen der Strafe. Erwachsene lächeln, lachen oder wieder-
holen gar den Ekelruf. Wird, was gestern noch, als Beleidigung
derElsasser, „strengstens verboten" war, heute gcbilligi?Zabern
muß es glauben. Der Lieutenant, der dieDienstgcwalt mißbraucht
und deutsche Menschen in ihrer Stammeschre gekränkt hat, zeigt
sich denBürgern entweder zwischen Kameraden, die sich derA uf»
gabe, ihn zu schirmen,stolz zu freuen scheinen, oder,auch auf dem
Weg zum Konditor oderCigarrenhändler, zwischen vier Bayon-.
nettes. Genügt sein Degen nicht zum Schutz vorUngebühr? Der
putzigeAufzug stimmt selbst ruhigeLeute, je nach ihrerGemüths»
art, zu Wuth oder Spott. WirElsasfer, knirscht es ringsum, sind
also vogelfrei; wer uns beleidigt, erwirbt dadurch das Recht auf
ein Ehrengeleit. So gefährlicherWahn spukt schon durch dietzirne.
Ein klugesWort des Regiments« oderCorpskommandosköilnte
ihn wegfegen. Wird aber nicht gesprochen. Soll nicht gesprochen
werden. Im Dunkel des neunten Novemberabends knäuelt der
Groll sich auf offener Straße. Sieht die Stadtbehörde müßig zu?
Mitbürger!
An den letzten Abenden haben am Schloßplatz und den anliegen-
den Straßen größere Menschenansammlungen stattgefunden. Der von.
der Polizei ergangenen Aufforderung zum Auseinandergehen ist viel-
fach nicht Folge geleistet worden. Da aus diesen Aufläufen leicht sehr
ernste! Störungen der Ruhe und der Ordnung in der Stadt entstehen
können, werden die Eiinwohner ersucht, sich von jeder Zusammenrots
tung fern zu halten, jedenfalls aber den Anordnungen der Polizei oder
Gendarmerie unbedingt und sofort Folge zu leisten, da sie sich unter
"Umständen schwerer Bestrafung wegen Widerstandes und Landfriedens-
bruches aussetzen. Es wird noch ^besonders darauf aufmerksam gemacht,
daß nicht nur in dem thätigen Mitwirken, sondern schon in dem bloßen
Anwesendsein beidenAufläufendasMerkmaldes Landfri.densbruch s
erblickt wird.
Gleichzeitig mache ich darauf aufmerksam, daß die MilitZrposten
und Patrouillen miit scharfer Munition ausgerüstet sind und strenge

Anweisung erhalten haben, bei der geringsten Zuwiderhandlung von der Waffe Gebrauch zu machen! Ich bitte deshalb dringend, sich jeder Zuwiderhandlung zu enthalten.

Von meiner Aufsichtbehörde bin ich ermächtigt, der Bürgerschaft mitzutheilen, daß der bedauerliche Anlaß zu den Unruhen streng, eingehend und unparteiisch untersucht werden und daß der Fall die gebührende Sühne erhalten wird. Es liegt im Interesse der Untersuchung, daß bis zu ihrer Beendigung die größte Ruhe bewahrt wird.

Zabern, den elften November 1913.

Der Bürgermeister:

Knoepffler.

DieseMahnung(dietzauptsätze sind fett gedruckt und unterstrichen) ist an den Straßenecken zu lesen.Leget sie unter dieLupe. Sie wird noch dreimal wiederholt; doch genügtzurllrtheilsbildung wohl der Wortlaut des letzten Novemberaufrufes:

Mitbürger!

Mit Rücksicht auf die gestrigen Vorfälle wiederhole ich nochmals die Aufforderung, sich nicht in Gruppen auf der Straße aufzuhalten, sondern ruhig des Weges zu gehen. Die städtische Polizei mit Verstärkung durch die Gendarmerie unter Führung eines Polizeikommissars ist mit der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung auf der Straße beauftragt. Es liegt in Aller Interesse, daß den Anordnungen der Polizei unbedingt Folge geleistet wird, damit Schweres verhütet wird. Bleibe Ieder, der nicht unbedingt in der Stadt zu thun hat, zu Haus und von der Straße weg; jedenfalls aber beachte man die Weisungen der Polizei sofort und ohne Widerspruch. Beherziget die Worte: Ruhe ist desBürgers erstePflicht; und bewahretEuer kaltes Blut.

Zabern, den neunundzwanzigsten November 1913.

Der Bürgermeister:

Knoepffler.

Inzwischen hat die Militärgewalt eingegriffen und im Drang, -ohne Ansehen der Person", Bummler und Landgerichtsräthe, denWinkelbrüllerunddenStaatsanwaltamKragengepackt.Wie die Stadtstimmung geworden war, lehrt die Thatsache, daß ein Richter, der eben vom Beisitzerstuhl geklettert ist, demLieutenant, der, als Führer einer Patrouille, die dem Auflauf Zuschauenden ersucht, weiterzugehen, antwortet: »Ich bleibe stehen, wann und wo es mir beliebt. Sie haben hier nichts zu sagen." Er wird verhaftet. Und der grause Anblick verwirrt dem Kollegen neben ihm so den Rechtssinn, daß er schreit: »Ich erkläre mich für mitverhaftet!" Gegenbeispiel aus den Klüften der Kasinoseele: der vom

ZornzweierKaiserlichenGerichtsrätheumhauchteLieutenantläßt
einen englischen Berichterstatter festnehmen, derihnphotographirt
hat. Der junge Herr (ein bürgerlicher, liebe Iunkerfresser) konnte sa-
gen: »Dienstliche und private Gründe zwingen mich zumVerzicht
auf die Ehre.inIhrem werthenBlatt dem Erdkreisgezeigtzuwer-
den; deshalb bitte ich Sie, ein Gentleman den anderen, die Platte
zu vernichten." Nein. Festnahme; und wer lacht, rüttelt an den
Grundmauern des Deutschen Reiches. Schreier und unschuldige
Gaffer werden in den kalten Kohlenkeller der Kaserne gesperrt und
müssen sich,bis das blasseLichtderWintersonnegenMittagsteigt,
in den altenNrstand der Natur zurückfinden, der die aus den Zei»
chen ?.?.und V^.O. winkende Menschenrechtswohlthat noch nicht
kannte. Anno 1913 (Iubilirjahr), in der guten deutschen Stadt Za-
ber«; am zwanzigstenTagnach dem erstenGassenlärm.Noch sechzig
Stunden, höchstens, Geduld: dann prasselt das Schlossenwetter
des Sühnegerichtes auf-diel'resl'äbernäe derRömer.DerReichs-
tag kehrt uns, endlich, ja zurück. Weh dem sündigen Kanzler!
Weh? Noch kann er die Blößung der Reichsscham hindern und
sich selbst dröhnendes Lob einheimsen. Drei Sätze nur darf er
sprechen: »Sicher ist, heute schon, daß in dem Städtchen, von Ein-
zelnen und Behörden, schlimme Fehler gemacht worden sind. Wird
auch nur einer davon nicht mit der ganzen Strenge des Gesetzes
gestraft,demjederDeutsche,FeldmarschallundPfer.deknecht,unter-
geben ist,dannfieht dernächste Morgen mich nicht mehrinirgend»
einem Staatsamt. Nun aberbitte ich Sie, nicht fremder Schaden-
freude den Ohrenschmaus eines Gezänkes zu bieten, sondern, bis
ich als unzuverlässiger oder säumiger Bürge erwiesen bin, zur
Tagesordnung überzugehen." IedesFähnlein der Bürgergarde
hätte sich gesenkt. Jeder aus dem Bett geholteKommissardenTon
getroffen. Der höchste Reichsbeamte trifft ihn nicht. Dem ist kein
Gott je, kein Genius, kein musisches Wesen genaht. Der hat nie
gesehen, was ist und werden könne; nie die Möglichkeiten eines
Geschehens noch die Folgewirkung des Handelns erkannt; nie ein
im Herzen der Nation widerhallendes Wort gefunden. Der zer-
bricht oder zerzupft, was er anfaßt. Grau und grämlich; blind
und taub. Nur, leider, nicht stumm. Er redet, redet, redet.
Hauptzweck, heute, wie immer: zu beweisen, daß «Alles gewußt,
vorausgesehen, richtig errechnet hat und alle Anderen sich ver»

Veränderlich.
Hebens auf seine Höhe zu recken mühen. Eiskalt wirds um ihn; fröstelnd fühlen die jüngsten Gehilfen, wie jedes Wort Schaden fät. Hohngelächter kichert erst und braust dann durch den Saal; lauteres, als selbst dieser oft Verlachte noch hörte. Erzfeinde eint feineRede zum Bund. Sechs Siebentel desReichstages künden ihm schroffenTadelsspruch. Nur eine Fraktion, die Konservative, schließt sich aus; die einzige,die seinesAmtslebens Ende,als die Vorbedingung kräftigerReichsblüthe, ersehnt. (Den Sozialdemokraten ist derMann unersetzlich, der ihnen hundertzehn Plätze im Hohen Haus verschafft, diePflicht zurWehrbeitragsleistung von der Gesammtheit auf die dünne Schicht der Vermögenden geschoben und das schüchternste Hoffen der nach Freude am Vaterland Lechzenden enttäuscht hat. Wenn sie ihn glimpflich behandelten, fiele er; nur schrille Scheltrede kann ihn noch halten.) Der Tadel der 393 ruhtauffestemGrund. KanzlerundKriegsminister haben kein hartes Wort über den schuldigen, dreifach schuldigen Lieutenant gesprochen. Haben behauptet, der Rock des Königs inüsse unter allenAmständen respektirt, seineu Trägern dürfe nie« mals zugemuthet werden, aus der Schanze ihrer Machtstellung zu weichen. Dennoch: aus Zabernweichensie. AllerhöchsterBefehl ?uft dasRegiment aus dem Städtchen; und ermächtigt den Statthalter im Reichsland zu der Verkündung, er habe -vomKmserdie feste Gewähr dafür erhalten, daß die verfassungmäßigen Zuständigkeiten künstig allgemein strengere Beachtung finden werden". Diese Formel ist,von fast tollkühnem Triumphgefühl, der nachgedrechselt worden, die Fürst Bülow im November 1908 aus dem bleuen Palais in den Reichstag brachte; ihr Wortlaut laßt keinen Zweifel über des Kaisers Meinung, daß die -Beachtung der Zuständigkeiten" nicht -streng" genug war; bescheinigt also, fürs Erste, den Sieg des Grafen Wedel, dessen (von den besten Deut- Ichen in Elsaß-Lothringen als schädlich empfundenes)Regirung-System hinter den Hüllen früh als Gegenstand des Streites sichtbar wurde. Die Regirung wollte (noch in den Mahnungen des Bürgermeisters warderWunschnichtvölligverscharrydasCorpskommando ins Unrecht setzen, die Militärgewalt am Schreckbild zuchtloser Wirrniß erweisen, daß der Statthalter sich selbst und Andere über die Stimmung des Landes täusche. Solche Versuche heischen nicht den ruhigenMuth, der, ohne nachGunst oderVor-

theil zu fragen, stolz die Verantwortlichkeit auf sich nimmt rmdim
Sturz noch die Würde derUeberzeugung wahrt. Sieht, auch von
oben, kein Blick, welchesUnheil aus Verantwortungscheu keimt?
DasGelärm inReichstag undPressewardiesmalnichtganz
unnützlich: weil sein Hall das Reichslandsvolk gelehrt hat, daß
es in jeder Noth auf deutsche Helfer rechnen darf; daß auch dcr
Urpreuße das Ehrgefühl und den Stammesstolz seines jüngsten
Bruders nicht geringerachtetals des Offiziers aus ältestemAdel.
Sonst? InsDickicht der Debatte zu leuchten,von den bepinselten
Leinwä ii den der Staatsaktion den Prunkvorhang wegzuziehen, ist
heutenochnichtnöthig. Wirmüfsenhoffen,daß der Kriegsherr den
Rekruten, die arge Ungebühr mit ungebührlichen Mitteln abwehr-
ten, Gnade spendet und sie, nach einem verlorenen Monat, einem
Erzieher anvertraut,defsenWesensart sich vomSchwarm deutscher
OsfizierenichtsounholdwieForstnerssondert. Inkeinem anderen
Land ist der Respekt vor dem Heer fester und tiefer ins Volksbe-
wußtseineingewurzeltalsimDeutschenReich.DieserRespektmuß
gewahrt werden; und wird am Besten gewahrt, wenn man behut-
sam, so lange es irgend geht, vermeidet, einen Zwiespalt zwischen
bürgerlichem und militärischem Empfinden zu zeigen oder gar zu
illuminiren. DieWurzel desRespektes wirdgelockertundDenen,
die sie ausjäten möchten, das Messer in die Hand gedrückt, wenn
die bethmännische Losung, derRock des Königs müsse unter allen
Umständen respektirt werden, auf irgendeinem Hügelchen giltig
bleibt; auch diefemRock wird Achtung nur da geworben, wo sein
Träger sich ihrer würdig bewährt. Ekler Geschmack haftet an der
Zunge, die, hundert Jahre nach Scharnhorsts Tod, solche Fibel-
Weisheit aussprechen muß. Das Heer ist, mit dem frohen Selbst-
gefühl der Führer und des letzten Mannes im hintersten Glied,
fast schon der einzig sichere Werth in unserer Bilanz. Von der
Staatsmannschaft, die einKasernenskandälchenzum europäischen
Ereigniß aufwuchern läßt, vor dem Feind ihre Unfähigkeit ent-
schleiert, ein kerndeutsches Land, das uns seit vierzig Iahren zu-
rückgewonnen ist, dem Reich zu befreunden, und die gefährliche
Hosfrmng nährt, aus dem Glacis gegen Frankreich könne ein den
Franzosen offenes Einfallsthor werden, ist nichts zu erwarten.
GlüubigaberlauschtihrderReichstag. Gestern Sturm.heutesricd-
liche Stille. «Die politische Lage ist uns günstiger als je zuvor..."

Serualforschung.

Sexualforschung.

Im November ist in Berlin eine Internationale Gesellschaft für Sexualforschung begründet worden. Geheimrath Professor Dr. Julius Wolf eröffnete sie mit einer Rede, die hier veröffentlicht wird.

gereicht mir zur hohen Ehre, der zu konstituirenden Gesell» schaft die Taufrede halten zu dürfen. Ich freue mich der Zahl und noch mehr der Art der Pathen unseres Täuflings, denn zu "meiner größten Genugthuung sehe ich vor mir Vertreter der verschiedensten Wissenschaften, die an der Erforschung der „vita sexuaUg" interessirt sind. Nnd welche der vielen Wissenschaften vom Menschen wäre Das nicht? Von den Kulturwissenschaften ist es ganz gewiß jede.

Doch nicht nur Vertreter reiner Wissenschaft sehe ich vor mir. Zum Glück für unsere Gesellschaft fehlt es auch nicht an Vertretern der Praxis, die Forscher im Nebenamt sind. Sie, die dem Leben viel näher als der Theoretiker stehen, werden, wenn nicht der Kompaß, so der Anker unserer Gesellschaft sein. Als ein besonderes Glück verheißendes Zeichen betrachte ich es aber, daß unter den Gründern des Vereins gar Mancher sich befindet, der um die Erforschung des Sexuallebens bereits hochverdient ist. Es müßte seltsam zugehen, wenn auf dem Zusammenwirken solcher Kräfte nicht Segen ruhen sollte. Doppelt selt'am, wenn es uns, wie ich zuversichtlich hoffe, gelingt, noch Manchen von Denen für unsere .Arbeit zu gewinnen, die jetzt abwartend, zögernd oder gar mißtrauisch abseits stehen,. Uns mit Mißtrauen zu begegnen, hat Niemand einen Grund. Auch nicht die Mitglieder älterer Organisationen. Von unserer Seite aus wird und kann diesen Organisationen kein Abbruch geschehen. Wir wollen nicht gegen sie, nicht einmal. mit ihnen arbeiten.

Denn alle diese Organisationen haben praktische Ziele. Sie mühen sich um die Minderung der „sexuellen Noth" (richtiger Wohl: der sexuellen „Nöthe") unserer Zeit. Sie wollen eine Verbesserung der Volksgesundheit, eine Veredelung der Volksmoral, die Herausbildung eines höheren Typus Mensch. „Bekämpfung und Ausrodung der Geschlechtskrankheiten", „Kampf wider die Prostitution", „Gerechtes Gericht auch dem Sexualverbrecher", „Reform der Sexualethik", „Schutz den unehelichen Kindern, Schutz ihren Müttern", „Unterdrückung der Pornographie in Bild und Wort", „Abwehr der Nebergriffe der Sittlichkeitfanatiker": so lauten die Losungworte. Die Einen setzen den Hebel da, die Anderen dort an. Die Einen appelliren an die Einzelnen, die

Anderen an die Öffentlichkeit, die gesetzgebenden Instanzen oder die Verwaltung.
Nichts von Alledem ist unser Arbeitfeld. Wir wollen „weder bessern noch bekehren"; und die Reform des! Straf« und Civil" rechtes, die sexuelle Aufklärung der Öffentlichkeit und Richter, die Propaganda für Abolitionismus, Mutterschutz und Aehnliches ist in unserem Programm nicht vorgesehen. Gewiß gehört auch unser persönliches Interesse allen diesen Fragen. Sie interessiren uns aber nur privatim odex als Angehörige anderer Verbände, nicht als. Mitglieder der Gesellschaft für Sexualforschung. Unsere „Abstinenz" erstreckt sich aber nicht nur auf Politik und Agitation.
Wir wollen den älteren Organisationen eben so wenig ihre bisherige wissenschaftliche ThStigkeit verkürzen oder abnehmen. Ans kann im Gegentheil nur lieb sein, wenn sie mit altem Eifer (meinetwegen auch mit verschärftem) weiterforschen.
So wenig danach unsere Gesellschaft ein Kampf- oder ein Konkurrenzunternehmen schon bestehender serologischer Organisationen sein soll, so wenig ists ffe als eine Art Areopag oder Schiedsgericht für sie gedacht. Das wäre nicht nur Ueberhebunz: Gas wäre auch sachlich eine Unmöglichkeit. Wir fühlen uns nicht berufen, zwischen den Anhängern des Alten und den Vorkämpfern des Neuen zu vermitteln. Wenn alle Parteien, alle Schulen zur Mitarbeit von uns aufgefordert wurden, so geschah es nicht etwa, ,um hier eine neutrale Stätte zur Aussprache über alles Strittige zu schaffen. Eine Verständigung über Das, was sein soll, ist eine Unmöglichkeit. Ein objektives Abwägen von Weltanschauungen und Werthurtheilen giebt es nicht. Jede Weltanschauung, jedes Werthurtheil, auch die vermittelnden, sind subjektiv. Wir wollen also Jeden nach seiner Fasson selig werden lassen. Im Unterschied von allen Organisationen mit praktischen Aufgaben können und dürfen wir es jauch. Zweck und Ziele des Vereins sind rein wissenschaftlicher Art.
Als solche sind sie aber hoch gegriffen. Denn der Verein bezweckt die Verselbständigung der Sexualwissenschaft. Ich darf sagen : die Grundlegung einer unabhängigen, reinen Sezualwissen«' fchaft, — „Wissenschaft" im strengen Sinn des Wortes.
Mas bisher unter diesem Namen ging, hat auf einen solch:n Ncnnen, streng genommen, keinen Anspruch. Das soll kein Tadel sein, keine Herabsetzung der bisherigen Leistungen. Es war Pallas Athene vorbehalten, vollendet dem Haupt ihres Vaters zu entsteigen. Alles Menschliche reifte stets erst nach einem mehr oder weniger langen Entwicklungsgang. Die bisherigen Leistungen

irgendwie herabzusetzen, wäre thöricht, denn erst sie ermöglichen, uns, dem Verein sein hohes Ziel zu stecken. Sie sind die Staffeln der Leiter, auf der wir emporzusteigen hoffen.

Wissenschaft im strengen Sinn des Wortes ist gesichtetes^ systematifirtes Wissen, ist methodisches Erkennen. Wie aber wollte man sichten, wie systematisiren, wenn es nicht etwas zu Sichtendes, zu Systematisirendes schon gäbe? Wie wollte man methodisch erkennen, wenn man zuvor nicht dieses und jenes Verfahren dersucht und erprobt hätte? A,lles hat aber seine Zeit. So auch das ungezwungene (ich möchte sagen: vorwissenschaftliche) Forschen und Erkennen. Bliebe es bei ihm, so litte über kurz oder lang die Forschung Noch.

Die auf dem Gebiet des Sexuallebens noch herrschende Forschungpraxis ist die denkbar schlimmste KrSftevergeudung, ist ein Hohn auf das Gebot der Oekonomie der Kraft. Sie ist aber auch sonst noch unzulänglich. Schon, daß Alles auf fremden Beeten, nicht auf eigenem Acker wächst, daß die sexualwissenschaftlichen Erkenntnisse mit den Erkenntnissen anderer Wissenschaften in der „Gemenglage" sich befinden, mit ihnen zusammenfließen, hat große Mißstände im Gefolge. Psychiatrie, Dermatologie, Anthropologie, Ethnologie, Jurisprudenz, Soziologie, Pädagogik, Kultur-, Kunst» und Literaturgeschichte (die Aufzählung soll nicht vollständig sein> pflegen mehr oder weniger ausschließlich bestimmte Seiten und bestimmte Probleme des Sexuallebens. Zwischen den Naturwissenschaften giebt es, Dank der Medizin, allenfalls einen Kontakt. In den Kulturwissenschaften fehlt er fo gut wie ganz. Die Folge ist, daß Manche Arbeit doppelt und dreifach gethan wird, daß nur das in die Augen Springende, das Nächstliegende gewußt und erforscht wird, daß unzählige werthvolle Anregungen unausgenützt bleiben und viele Gedanken nicht bis ans Ende gedacht, immer nur einzelne „Fäden" gesponnen werden, aber kein Gedankengewebe zu Stande kommt.

Zu Alledem tritt als weiterer Mißstand der starke metaphysische Einschlag in der Sexualwissenschaft. Man hält das Eintreten für die Institution der Ehe in ihrer gegenwärtigen Gestalt oder für die freie Liebe im Sinne Ellen Keys, die Verurtheilung oder Beschönigung der Prostitution und vieles Andere der Art mit echter Wissenschaft für durchaus unvereinbar und ist sich nicht bewußt, daß man den Boden der Wissenschaft verläßt, wenn man verurtheilt oder preist. Auch bei der Aufhellung der Sexualdifferenzen von Mann und Weib, des Wesens der Libido usw. glaubt Man, abwechselnd erklären und werthen zu dürfen. Die Folge

davon ist ein PseudoWi,sen, das nur zum Theil in der Erfahrung,
zum größeren in Werthurtheilen wurzelt.
Diesen Mißständen würde eine selbständig reine Erfahrung-
Wissenschaft vom Sexualleben allmählich ein Ende bereiten. Sie
könnte aber auch, im Unterschied von dem bisher verzettelten For-
schungbetrieb, allen Seiten des Gegenstandes gleich gründlich ge-
recht werden. Sie böte ferner nicht mehr schlecht oder gar nicht
zusammenpassende Fragmente, sondern ein reich gegliedertes Gan-
zes. Eine selbständige Sexualwissenschaft wäre demnach mehr als
eine bloße Integration des bisherigen medizinischen, anthropolo-
gischen, juristischen, soziologischen und anderen Theilwissens unse-
res Gebietes, überhaupt nichts Zusammengefügtes, sondern etwas
innerlich Zusammenhängendes, aus dem Zellkern Erwachsendes,
ein organisches Gebilde.
Bestrebungen, wie wir sie fördern wollen, können aber nicht
gedeihen, wenn sie nicht in der Oeffentlichkeit einen Resonanz-
boden haben, wenn sie nicht vom allgemeinen Interesse getragen
sind, wenn ihnen nicht (um, nationalökonomisch zu reden) die
Konjunktur zur Seite steht. Mangelndes Interesse kann gerade
auf diesem Gebiete jede tiefere Forschung illusorisch machen.
Noch vor wenigen Jahrzehnten stand es schlimm um dieses!
allgemeine Interesse, Irre ich nicht, so hatte Das zwei Gründe.
Was D'Israeli von der Welt der Armen sagte, daß diese Welt den
Reichen so unbekannt sei, als ob sie auf einem anderen Stern
wäre, galt auch von der Welt der geschlechtlichen Vorgänge. Man
ahnte weder die Mannichfaltigkeit noch die kulturelle Bedeutung
des Sexuallebens. Diese Ignoranz und Verkennung waren die,
natürlichen Folgen der uns durch die Religion vermittelten tra«
ditionellen Scheu, an diese Dinge zu rühren, einer Scheu, die den
heidnischen Völkern im Allgemeinen fremd war und ist. Unter
Dem Einfluß des Christenthumes waren zwei Jahrtausende lang,
wenn auch unter stets erneuten Versuchen der Durchbrechung aus
dem naiven Volksempfinden heraus, die geschlechtlichen Vorgänge
in ein fast mystisch zu nennendes Halbdunkel gehüllt und ihre
Aufhellung wurde als anstößig gestempelt. Die Emanzipation von
ider Kirche, die wir, den Einen unerwünscht, den Anderen er-
wünscht, heute sich vollziehen sehen und als eine Thatsache unserer
Zeit erkennen müssen, wie immer wir uns zu ihr stellen wollen, hat
dieses Gebiet auch für die weitere Öffentlichkeit wieder einiger-
maßen zugänglich gemacht.'
Daneben wirkt im selben Sinn die Emanzipation des Vierten
Standes. Die soziale Roth schließt eine sexuelle nicht unbedingt

in sich. Sexuell können ja zwei Menschen ohne Heranziehung
irgendwelcher irdischer Güter einander Alles gewähren. Im Ge-
schlechtsleben hat das Proletariat nicht nur auf dem Lande, son-
dern auch in der Stadt wenig oder gar nicht Noth gelitten. Hier
wie dort wurde früh gefreit. Hier wie dort war der außereheliche
Geschlechtsverkehr in der Hauptsach: ein vorehelicher. Von Ge-
schlechtskrankheiten war das Proletariat relativ wenig heimgesucht.
Das Streben nach sozialer Freiheit hat dennoch dazu mitgewirkt,
daß auch die großen Massen sich mit dem sexuellen Problem zu be-
schäftigen anfingen. Und im selbenSinn hat dann der naturwi s en-
schaftliche und medizinische Forschungeifer unserer Zeit gewirkt.
Was zunächst reizte, war das Abnorme. An ihm wurde mau
auch zuerst die Weite der Ausstrahlungen des Erotischen gewahr.
Erst nach und nach erwachte auch für das Normale, für die Massen-
erscheinung das Interesse. In neuster Zeit war es schließlich der
Rückgang der Geburten, der den Sinn für die Bedeutung sexueller
Fragen stärkte. Leider zeigte sich hierbei, daß Vielen noch immer
jede andere Erklärung lieber ist als eine sexologische, wie ich sie
<im Einklang mit Paul Leroy-Beaulieu) in meinem Buch über
den Geburtenrückgang gab.
Vielerlei kommt also heute der sexologischen Forschung zu
Hilfe. Wir dürfen annehmen, daß wir mit günstigem Wind segeln,
daß die „Konjunktur" uns freundlich ist. Von der Offentlichkeit
her hat die Sexualforschung nur noch wenig Widerstand zu fürch»
ten. Aeußere wie innere Gründe sprechen für eine Disziplinirung
der Sexualforschung. Damit ist aber auch die Existenzberechtigung
unserer Gesellschaft erwiesen. Zur Disziplinirung der Sexualfor-
schung bedarf es zunächst eines Vereins. Denn ein bewußtes Zu-
sammenwirken ist nur innerhalb eines Vereins, mindestens nur
unter der Aegide eines solchen, möglich.
erehrter Herr Harden, bei der Ausarbeitung der beiden langen
UM Polenartikel sind mir einige Einfälle gekommen, die ich in dieser
Form nachschicken möchte.
Nationalgefühl und Staatsbürgerpflicht. Am
siebenzehnten Mai erklärte in einer Versammlung, die der „Central-
dereiu deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" zu Berlin abhielt,
der Dr. msa. Brünn: „Auch wir Zionisten sind deutsche Patrioten;
Professor Dr. Julius Wolf.
Paralipomena.

ein deutsches Nationalgefühl aber erkennen wir nicht an" (empfinden wir nicht, wollte er wohl sagen). Darob Pfuirufe und Lärm. Er fährt trotzdem fort: „Wir sind deutsche Patrioten, weil wir in Deutsch» land geboren sind, wir können aber eben so wenig wie die in Deutsch» land lebenden Polen, Lothringer und Dänen ein deutsches National- gefühl haben; deutsche Iuden können nur ein jüdisches National» gefühl haben." Diese Worte nennt der Vorsitzende eine arge Beleidi- gung aller deutschen Iuden und entzieht dem Redner das Wort; die Rufe „Pfui" und „Raus" dauern fort. Die Entrüstung der Versamm- lung wäre berechtigt gewesen, wenn der Dr. Brünn entweder die voll- ständige seelische Eindeutschung der „preußischen Staatsbürger mo- saischer Konfession" als Abfall vom Iudenthum gebrandmarkt oder durch Kundgebung einer hochverrätherischen Gesinnung der Zionisten die deutsche Iudenschaft kompromittirt hätte. Das that er nicht; er hat nur konstatirt, daß sich die Zionisten als Iuden, nicht als Deutsche fühlen; eine Thatsache, an der keine Macht der Erde Etwas ändern kann und die keinem Menschen schadet. Die echten Iuden sind, gleich den Polen, der lebendige Beweis dafür, daß man innerlich einer ande- ren als der deutschen Nationalität angehören und dabei seine Pflichten gegen das Deutsche Reich und den Staat Preußen erfüllen kann.

Interessen solidarität. Die Solidarität der materiellen Interessen aller Völker unseres Kulturkreises ist offenkundig. Vor eini- ger Zeit behandelte ein Leitartikel der Frankfurter Zeitung das Thema. Der Verfasser zog auch die ethische Solidarität heran: alle Kultur- menschen seien von einerlei ethischer Empfindung beseelt; werde irgend- wo in der Welt Ungerechtigkeit oder Grausamkeit verübt, so bäume sich die Oeffentliche Meinung (soll heißen: die Gesammtheit der journa- listischen Meinungmacher) aller Kulturstaaten dagegen auf; als Be- weise dafü: nennt er Dreyfus und Ferrer. Wie unglücklich sind die beiden Fälle gewählt! Sie beweisen leider das Gegentheil; das Mit- gefühl mit entfernten Leidenden ist so schwach und stumpf und die Porteiwuth ist so stark, daß jenes sich nur für Parteigenossen regt und daß eine an Angehörigen der Gegenpartei verübte Gewaltthat eher Freude als Mitgefühl bewirkt. Wo blieb die Entrüstung der Oeffent- lichen Meinung, der liberalen Presse, als im April 1877 im eng- lischen Parlament über die Bekehrung der römisch-katholischen Unirten zur orthodoxen Russischen Kirche berichtet worden war? Der Bericht ergab, wie der protestantische Kirchenhistoriker Hase sagt, „ein grauen- volles Bild der Mittel, durch welche die widerstrebenden Gemeinden, ihrer an 290, in die Russische Kirche hinein mit der Knnte getrieben worden sind." Wo blieb die Entrüstung der liberalen Presse, als der „liberale" Crispi die Bünde der verzweifelten, hungernden Bauern Siziliens brutal unterdrückte? Wo äußert sich heute Mitgefühl mit den in den Kerkern Lissabons schmachtenden politischen Gefangenen und Entrüstung gegen ihre jakobinischen Henker? Nicht edlem Mitgefühl und Rechtssinn ist der Dreyfus-, der Ferrerrummel entsprungen, son-

dern dem Haß gegen die Katholische Kirche (gegen den Klerikalismus, pflegt man euphemistisch zu sagen) und der Berechnung, daß diese Gelegenheiten gegen den verhaßten Feind ausgenützt werden könnten.

Arbeitgelegenheit. Die ZVsprozentigen preußischen und Reichsanleihen sind auf 85 gesunken. Ein unfehlbares Mittel, ihren Kurs auf Pari zu heben: Staat und Reich brauchen nur 6 Prozent Zinsen zu gewähren! das Mehr an Zinsen müßte natürlich von den Steuerzahlern aufgebracht werden. Was bedeutet Das? Die Arbeit-.gelegenheit, die Staat und Reich durch Eisenbahnbauten und Rüstungen dem Volke verschaffen, müssen die Steuerzahler entweder mit höheren Steuern oder mit Kapitalsverlust bezahlen, was zu strammerer Erwerbsarbeit zwingt. Anders ausgedrückt: weil die Naturbasis unserer Volkswirthschaft zu schmal ist, muß das Volk die zur Noth ausreichende Arbeitgelegenheit mit einem Uebermaß von Arbeit erkaufen.

Raubbau. Dabei handelt es sich nicht nur um das Brotkorn, sondern auch um das holz. Kohle, einmal benützt, ist verbraucht, vernichtet und kann nicht ersetzt werden; verbranntes Holz wird bei geordneter Forstwirthschaft ersetzt. Darum mahnt die drohende Erschöpfung der Kohlenlager, zum Heizen wieder mehr Holz zu verwenden. Wie angenehm ist die Holzfeuerung! Ich habe Häuser kennen gelernt, in die kein Stücklein schmutzender und stinkender Kohle kam. In den Vereinigten Staaten sind ja nun Anstalten zur Aufforstung getroffen worden; aber da dort nicht zu geschehen pflegt, was die Gesetzgeber anordnen, sondern, was dem Augenblicksvortheil der Trustmagnaten dient, so ist es fraglich, in welchem Maße die eingeleitete Wiederbewaldung durchgeführt werden wird; in Rußland aber wird überhaupt nichts geschehen, so lange Russen allein das Land regiren. Hier ist Ostwalds energetischer Imperativ am Platze, und zwar richtet er sich an die Staatsmänner der Kulturvölker: Sorgt durch internationale Polizei dafür, daß m'it den Energien, die der Mensch zum Leben braucht, sparsam gewirthschaftet werde! Das ist Eure Aufgabe, nicht die Pflege der nationalistischen Leidenschaften und Einbildungen, die in eine Weltbalgerei ausmünden können, die trotz ihren kolossalen Dimensionen und den vergossenen Strömen von Blut in ihrem Wesen nichts Anderes sein würde als eine völlig sinn- und zwecklose Dummejungenbalgerei. Kriege der Kulturwelt gegen die Barbarei können nothwendig werden und haben dann einen Sinn.

... Der persönlich von mir verehrte Herr Oberst a, D, Kardinal von Widdern wendet sich in der Täglichen Rundschau gegen meine in der „Zukunft" veröffentlichten Polenartikel und sucht durch Anführung von Thatsachen, besonders aus dem Iahr 18't8, zu beweisen, daß die Polen der Provinz Posen „den Anspruch auf eine Sonderstellung in Preußen-Deutschland verwirkt haben"; die der Provinz Westpreußen hätten überhaupt nie einen solchen Anspruch besessen. Darauf erwidere ich:

1. Wer meine Polemik gegen die Antipolenpolitik verfolgt und

namentlich den zweiten meiner beiden letzten Zukunftartikel gelesen hat, Der weiß, daß mir nicht Liebe zu den Polen, sondern Sorge um unser deutsches Volk und Vaterland die Feder in die Hand gedrückt hat.

2. Der verständige Leser sieht außerdem, daß die Rechtsfrage in meiner Argumentation gar keine Rolle spielt; ich habe sie nur gestreift, um zu zeigen, daß solche staatsrechtliche Deduktionen Keinem imponiren. Ich untersuche nur: Sind die Ziele der Regirungpolitik zu billigen? Sind sie erreichbar? Sind die Mittel, die sie anwendet, zweckmäßig? Auf diese «Ausführungen mußte der Herr Oberst eingehen, als militärisch Sachverständiger besonders auf die der Seiten 14 bis 15 und 79ff., wenn er Nützliches thun und Etwas sagen wollte, das politisch denkende Leser interessirt. In der Brochure „Neue Ziele, neue Wege" (bei Grunow in Leipzig, 1894) sage ich: Wenn die Regirung alle Polen totschlagen oder aus dem Land schaffen ließe, so könnte Das politisch gerechtfertigt werden. (Volkswirthschaftlich allerdings weniger, weil aus Gründen, die ich oft dargelegt habe, Deutschland slavische Arbeiter nicht entbehren kann.) Doch wenn man diö Polen, die Katholiken, die sozialdemokratischen Arbeiter, die Dänen und die Freisinnigen als Reichsfeinde behandelt, trotzdem aber allen diesen Bevölkerungsgruppen das Reichstagswahlrecht einräumt, sie zum Militärdienst verpflichtet und erwartet, daß sie im Krieg ihr Leben fürs Reichs aufs Spiel setzen werden, so ist Das eine völlig unbegreifliche Politik, eine Politik gegen die Arithmetik. Katholiken und . Freisinnige werden zwar heute von der Regirung nicht mehr als Reichsfeinde behandelt, aber gewisse Herren, die den Patriotismus monopolisiren, sind sehr unzufrieden mit diesem Wandel.

3. Die Sachen von Achtundvierzig sind olle Kamellen. Tntscheidend ist die Haltung der polnischen Soldaten in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870; die ersten Beiden hat im Iahre 1869 Bismarck selbst dem polnischen Adel als Beweis für die loyale .Gesinnung des polnischen Volkes entgegengehalten; und die Verkehrtheit der nach 1870 eingeschlagenen Politik besteht (um das hundertmal Gesagte noch einmal zu sagen) eben darin, daß dieses loyale Volk den beiden deutschfeindlichen Mächten, dem polnischen Adel und Klerus, in die Arme getrieben und mit ihnen zu einer oppositionellen Masse zusammengeschmiedet worden ist. , ,.

4. Im Iahr 1848 hat ja der polnische Adel eine Sonderstellung der Polen im Staat gefordert (was ist nicht im tollen Iahr gefordert worden!)^ jetzt aber handelt es sich nicht um Sonderrechte der Polen, sondern um die gewöhnlichen Staatsbürger- und Menschenrechte; seine Muttersprache gebrauchen, ein Landgut kaufen, ein Haus bauen: dizu bedarf man keiner Sonderstellung im Staat und keiner feierlichen Staatsverträge. Das steht Iedem frei in jedem civilisirten Staat, etwa Ungarn (in Beziehung auf Sprache) und Rußland (in Beziehung auf Grundstückerwerb) ausgenommen.

Neisse. Dr. Karl Ientsch.

Moral und Wissenschaft.*)

der zweiten Hälfte des neunzehnten Iahrhunderts hat man oft
KE« davon geträumt, eine wissenschaftliche Moral zu begründen. Man
begnügte sich nicht, den erzieherischen Werth der Wissenschaft zu rühmen, den Vortheil, den der Geist daraus schöpft, daß er in immer
höherem Maße befähigt wird, der Wahrheit ins Antlitz zu sehen.
Man war der Ansicht, die Wissenschaft vermittele auch sittliche Wahrheiten, die über jede Debatte erhaben seien, so, wie sie es für die matheK
nvatischen Lehrsätze und für die physikalischen Gesetze geleistet hat.
Die Religion mag eine, große Gewalt über gläubige Seelen haben.
Aber nicht alle Menschen sind gläubig. Der Glaube ist nur für Manche
unter uns zwingend, die Vernunft aber für Alle. An Vernunftgründe
also müssen wir uns halten. Damit meine ich aber nicht die der Metaphysiker, deren Gebäude von schillernder Pracht, aber nicht von langer
Dauer sind, wie die Seifenblasen, an denen man sich einen Augenblick ergötzt und die dann Zerplatzen. Die Naturforschung allein schreitet
auf sicherem Boden vorwärts. Diesen Weg ist die Astronomie und die
Physik gegangen; ihn geht heute auch die Biologie, Nach gleichen
Grundgesetzen wird sich schließlich auch die Moral entwickeln. Ihre
Vorschriften werden dann ohne Unterschied der Parteien Geltung
haben. Niemand wird gegen sie murren können und man wird eben
so wenig daran denken, sich gegen das sittliche Gesetz aufzulehnen, wie
heute Iemand daran denkt, sich gegen den Satz von den drei Senkrechten oder das Gravitationgesetz aufzulehnen.

Freilich hat es Leute gegeben, die in der Wissenschaft die Wurzel
alles Uebels sehen und sie für eine Schule der Sittenlosigkeit halten.
Nicht nur, weil sie dem Stofflichen zu viel Platz einräumt, uns die
ehrfürchtige Scheu raubt und nichts anerkennen will als die Dinge,
die man mit dem Verstand erfassen kann. Aber führen nicht ihre
Schlüsse geradezu in eine Verneinung der Moral? Sie löscht, wie
irgendein hochberühmter Schriftsteller sagte, des Himmels Lichter aus!
oder reißt doch wenigstens den Schleier des Geheimnißvollen von
ihnen herab und macht sie zu ganz gewöhnlichen Gasklumpen. Sie
versucht, uns die Wege des Schöpfers zu enthüllen, und setzt ihn dadurch gewissermaßen in seinem Ansehen herab. Es ist nicht gut, die
Kinde? hinter die Coulissen sehen zu lassen. Das könnte sie auf den
Gedanken bringen, an der Existenz des Popanz zu zweifeln, mit dem
Man sie in Schranken hält. Läßt man die Gelehrten gewähren, so wird
es bald mit der Sittlichkeit vorüber sein.

Was haben wir nun von den Hoffnungen der Einen und den Befürchtungen der Anderen zu halten? Ich zögere nicht, zu antworten:
Beide sind unbegründet. Eine wissenschaftliche Moral kann es gar
nicht geben! aber eb«».^, wenig eine unmoralische Wissenschaft.

*) Fragmente aus den „Letzten Gedanken" von Henri Poincare,
die, mit einem Geleitwort Ostwalds, in der leipziger Akademischen
Verlagsgesellschaft veröffentlicht werden.

Sind die Voraussetzungen eines logischen Schlusses der Form nach Aussagen, so wird auch die Schlußfolgerung eine Aussage sein. Damit die Schlußfolgerung die Gestalt eines Befehles annehme, ist es unerläßlich, daß wenigstens eine der beiden Voraussetzungen selbst von befehlender Form sei. Nun, die Lehrsätze der Wissenschaft, die Postulats der Geometrie sind rein aussagend und können es nur sein. Eben so ists mit den Erfahrungthatsachen des wissenschaftlichen Versuches und im Grunde aller Wissenschaft giebt es nichts Anderes und kann es nichts Anderes geben. Mag ein gewandter Dialektiker die Voraussetzungen, von denen er ausgeht, noch so sehr durcheinanderwirbeln, sie verbinden und zu Schlüssen aufeinanderthürmen: was er erhält, wird stets wieder eine Aussage sein. Niemals wird er zu einem Gesetz gelangen, das lauten würde: Thue Dies! Thue Das nicht! Also zu einem Satz, der dem sittlichen Gesetz entsprechen oder ihm entgegenstehen könnte, Hier liegt nun die eine Schwierigkeit, der die Vertreter der Sittenlehre gegenüberstehen. Sie bemühen sich, das sittliche Gesetz zu beweisen. Man muß ihnen Das verzeihen: denn es ist ihr Beruf. Sie wollen die Moral auf irgendetwas Anderes begründen (als ob man die Moral auf Anderes als auf sich selbst stützen könnte). Die Wissenschaft lehrt uns, daß der Mensch sich herabsetzt, wenn er in dieser oder jener Weise sein Leben führt. Wie aber, wenn mir nichts daran liegt, mich herabzusetzen; wenn ichDas, was die Anderen Niedergang nennen, Fortschritt taufe? Die Methaphysik drängt uns dazu, uns dem allgemeinen Gesetz alles Seins anzupassen, das sie enthüllt zu haben vorgiebt. Ich ziehe vor, könnte man ihr erwidern, meinem eigenen, besonderen Gesetz zu folgen. Ich weiß nicht, was die Meta- . physik antworten, bin aber sicher, daß sie nicht das letzte Wort haben.'
Ist nun die auf die Religion gegründete Sittlichkeit glücklicher als k die auf Wissenschaft und Metaphysik beruhende? Gehorche, weil Gott I es befiehlt und weil der Herr jeden Widerstand hinwegzufegen vermag! I Ist Das ein Beweis? Kann man nicht erwidern, daß es erhaben ist,! gegen die Allmacht anzukämpfen, und daß im Kampf zwischen Iupiter/ und Prometheus der gepeinigte Prometheus der wahre Sieger ist?Z Und so handelt es sich eigentlich nicht um ein Gehorchen, sondern um/ ein Zurückweichen vor der Gewalt; den Gehorsam der Herzen aber! kann man nicht erzwingen.
Eben so wenig vermögen, wir eine Moral auf das Bedürfnis einer Gemeinschaft, auf die Begriffe von Vaterland und Nächstenliebe zu gründen. Der Nachweis wäre zu erbringen, daß man, wenn es nöthig ist, sich für den Staat, dem man angehört, opfern muß, oder auch für das Wohl unserer Nebenmenschen. Und diesen Beweis kann uns weder die Logik noch die Naturwissenschaft liefern. Sogar die Moral des wohlverstandenen Vortheils, die des Egoismus, wäre ohnmächtig, da) es schließlich nicht gewiß ist, ob ein egoistisches Verhalten am Platz ist,? und da wir Leute kennen, die es nicht im Geringsten sind.
Der ganzen dogmatischen Sittenlehre und auch der ganzen beweisenden Moral ist von vorn herein ein sicherer Mißerfolg beschie.den.

Sie gleicht einerMaschine, in der nur die Vorrichtungen fürdie Uebcr-
tragung der Bewegungen vorhanden sind, aber keine bewegenden Ener-
gien. Die sittliche Triebkraft, also Das, was die Räder des Getriebes in
Schwung zu bringen vermag, kann nur ein Gefühl sein. Beweisen läßt
sich nicht, daß wir Mitleid mit den Unglücklichen haben müssen.
Stehen wir aber unverdientem Unglück gegenüber, ein Schauspiel, das
leider nur zu häufig ist, so fühlen wir uns von einem Gefühl der Em-
pörung erfaßt. Eine geheimnißvolle Energie wird in uns wach, die
keiner Ueberlegung Gehör schenkt und uns unwiderstehlich, wie gegen
unseren Willen, mit sich fortreißt.
Man kann nicht beweisen, daß.man verpflichtet ist, der Gottheit
zu gehorchen, selbst wenn es gelänge, den Beweis zu erbringen, daß
diese Gottheit allmächtig ist und uns vernichten kann. Selbst dann
könnte man es nicht, wenn man uns nachgewiesen hätte, daß diese Gott-
heit gütig ist und daß wir ihr zu Dankbarkeit verpflichtet sind. Es gicbt
ja Leute, die das Recht auf Undankbarkeit für das werthvollste der
Menschenrechte halten. Wenn wir aber diese Gottheit lieben, dann ist
jeder Beweis überflüssig, dann erscheint uns der Gehorsam vollkommen
natürlich: und da ist der Grund, weshalb die Religionen Macht über
die Geister besitzen, während Dies bei der Metaphysik nicht so ist.
Würde man nun von uns verlangen, die Gründe unserer Liebe
zum Vaterlande anzugeben, dann kämen wir recht in Verlegenheit.
Stellen wir uns aber im Geist vor, daß unser Heer gesichlagen, daß
Frankreich von Feinden überfluthet ist, dann wird unser ganzes Herz
sich dagegen auflehnen, die Thränen werden uns in die Augen steigen
und alles Andere wird uns gleichgiltig sein. Wenn heutzutage gewisse
Leute mit allerhand Spitzfindigkeiten gegen die Berechtigung dieser
Empfindungen eifern, so geschieht Das wohl, weil sie nicht genug Vor-
stellungskraft besitzen, weil sie sich all das Unheil nicht vergegenwärti-
gen können; wenn aber das Unheil sich vor ihren Augen nicder-
senkte, dann würde sich ihr Herz eben so empören wie unseres.
Die Wissenschaft kann daher für sich allein eine Moral nicht be-
gründen. Sie kann übrigens auch allein und unmittelbar das über-
lieferte Sittengesetz weder ins Wanken bringen noch umstoßen. Aber
kann sie vielleicht eine mittelbare Wirkung ausüben? Im Folgenden
möchte ich andeuten, auf welche Weise sich ein solcher Einfluß geltend
machen könnte. Die Wissenschaft kann die Entstehung neuer Gefühle
erwirken; nicht in dem Sinn, als ob die Gefühle ein Gegenstand des
wissenschaftlichen Beweises sein könnten, sondern deshalb, weil jede
menschliche Thätigkeit auf den Menschen zurückwirkt und in ihm neue
Neigungen erweckt. Es giebt für jeden Beruf eine eigene Fachpsycho-
logie. Die Gefühle des Arbeiters sind nicht die des Geldmenschen.
Auch der Forscher hat daher seine eigene, besondere Psychologie, ich
meine seine Gemüthsverfassung, in deren Licht er Alles betrachtet,
auch Das, was mit der Wissenschaft nur in losem Zusammenhang steht.
Wiederum kann die Wissenschaft auch die Gefühle, die von selbst
bei dem Menschen auftreten, zum Gegenstand ihrer Untersuchung

machen. Wir wollen unseren vorigen Vergleich wieder heranziehen.
Man kann verwickelte Anordnungen von Kurbeln und Schrauben her-
stellen: die Vorrichtung wird sich aber nicht bewegen, wenn kein Dumps
im Kessel ist. Ist aber der Dampf da, so wird die Art der Arbeit, die
er verrichtet, nicht stets die selbe sein. Sie wird vielmehr von dem
Mechanismus abhängen, auf den man ihn einwirken läßt. Mit dem
selben Recht kann man sagen, daß unser Gefühl nur im Allgemeinen
eine Triebfeder unserer Handlungweise ist. Das wird uns den Obersay
in unseren Schlüssen liefern, der, wie es sein muß, Befehlsform haben
wird. Daneben wird uns die Wissenschaft den Untersatz liefern, der
in aussagender Form gegeben ist. Aus beiden Sätzen wird man den
Schluß ziehen, der ebenfalls Befehlsform wird haben können. Wir
wollen nun der Reihe nach die beiden Auffassungweisen untersuchen.
Vermag zunächst die Wissenschaft schöpferisch oder anregend auf
die Bildung neuer Gefühle zu wirken? Und was die Wissenschaft nicht
vermag: kann es vielleicht die Liebe zur Wissenschaft? Die Wissen-
schaft bringt uns ohne Pause mit Dingen in Berührung, die größer
sind als wir selbst. Sie gewährt uns einen täglich neuen und täglich
erweiterten Rundblick; und was sie uns schließlich auch Großes zeigt:
stets regt sie uns an, uns Dinge vorzustellen, die noch größer sind.
fSieses Schauspiel ist für uns eine Freude! aber eine, bei der wir uns
selbst vergessen. Das ist das sittlich Gute daran.
Wer je davon gekostet, wer die glänzende Harmonie der Natur-
gesetze aus sich hat wirken lassen, wird eher als sin Anderer geneigt
sein, sich wenig um seine kleinen persönlichen Interessen zu bekümmern.
Er wird ein hohes Ziel haben, das er mehr liebt als sich selbst: und
nur auf diesem Boden kann man eine Sittlichkeitlehre begründen.
Für sein Ziel wird der Forscher erbeiten, ohne sich seine Mühe groß
anzurechnen, ohne für sie klingenden Lohn zu verlangen, der für ge-
wisse Menschen Alles bedeutet. Und hat er sich einmal daran gewöhnt,
das persönliche Interesse hintanzustellen, so wird diese Gewöhnung ihn
überall begleiten. Sein ganzes Leben erscheint dadurch verklärt.
Außerdem ist die Leidenschaft, die die Forschung einflößt, der
Drang nach Wahrheit. Ist ein solcher Drang nicht schon an und für sich
sittlich? Nichts muß so bekämpft werden wie die Lüge, weil sie einer
der verbreitetsten Fehler bei dem ungekünstelten Menschen ist und zu-
gleich einer der schimpflichsten. Haben wir uns einmal an die wissen-
schaftliche Arbeitweise mit ihrer peinlichen Genanigkeit, dem Abscheu
vor jedem unerlaubten Kunstgriff gewöhnt, so werden wir den Vor-
wurf, die Ergebnisse, wenn auch nur in ganz unschädlicher Weise, ge-
fälscht zu haben, als die größte Schande ansehen, als einen unauslösch-
baren beruflichen Makel. Werden wir dann nicht bei allen unseren
Handlungen dieses Streben nach absoluter Aufrichtigkeit bethätigen und
gar nicht mehr verstehen, was andere Menschen treibt, zu lügen? Und
ist dazu nicht das beste Mittel, die seltenste und schwierigste aller Auf-
richtigkeiten zu erwerben, die bewirkt, daß man sich nicht selbst, betrügt?
Henri Poincare.

Selbstanzeigen.
Auf den Niegen des Lebens. Balladen. Vereinigte Kunstan-
stalten in München.

Die Grube brennt . . .

Auf bleigrauen Dächern brütet die Sommertagsstille.
Mein Laut in den Gassen. Großmutter, die Hauspostille
In zitternden Händen, sitzt im Lehnstuhl und liest:
„Sieh, der Gott, den wir ehren, kann wohl uns erretten;
Aus glühendem Ofen, aus Wassersnoth kann er erretten.
Ohne ihn ist kein Feuer, das sengt, kein Wasser, das fließt. .
Und leise murmelt sies wieder, zwei blanke Zähren
Durchfurchen die Wange: „Siehe, der Gott, den wir ehren,
Gr kann uns erretten ..." Doch horch! Ist Sonntag heute?
Was singen vom Kirchthurm die Glocken? Was eilen die Leute?
Die Gasse belebt sich, die Fenster klirren,
Hundert Stimmen klingen, hundert Rufe schwirren,
Wagen rasseln, Pfiffe tönen.
Von fern her, wie ein gewaltiges Stöhnen,
Brausts über die Dächer, brausts durch die Gassen.
Großmutter lauscht; sie kanns noch nicht fassen,
Was ist, daß Alles so hastet und rennt?
Da gellt ein Schrei: „Die Grube brennt . .
Wer riefs? Das war nicht Menschenstimme;
Ein Brüllen wars, als ob im Grimme
Der Riese dort drunten es selber geschrien.
And weiter jagt das Toben und Fliehn.
Großmutter ruft ängstlich zur Thür hinaus,
Niemand antwortet . . . Still liegt das Haus.
Alles ist draußen, Männer, Kinder und Frauen,
Es wankt und stürmt die Wege entlang zum Schacht,
Dort, wo am Himmel, der eben noch sonnig gelacht,
In dichter Wolke schwelt das finstere Grauen.
Wehklagen füllt die heiße Sommerluft.
Da, jäh am Eingang, stockt des Volkes Gedränge
And schwelgend wälzt sich Kopf an Kopf die Menge
Dem Schlunde zu, wo tief die Höllengruft
Hinabgerissen Alles, was ihr theuer.
Und drunten frißt und wühlt das ewige Feuer.
Man hörts zuweilen dumpf im Innern krachen.
Da: durch die Stille gellt ein heiseres Lachen.
In alle Ohren, wie mit Messerklinge,
Schneidet sichs ein. Die Menge faßt ein Schauern,
Großmutter schreit: „Was wollt Ihr noch jammern und trauern?

Die Zukunft.
Hört Ihr das Lied nicht? So singe doch, Daniel, singe:
Siehe, der Gott, den wir ehren, er wird uns erretten,
Aus glühendem Ofen, aus Wassersnoth wird er erretten!
Ohne ihn ist kein Feuer . .. ^ Da brüllt es rings auf,
Wie Wahnsinnsgeheul steigt es zum Himmel hinauf:
„Gieb wieder den Vater! Gieb heraus uns die Brüder!"
Dem Pfarrer selbst zittern die alten Glieder,
In irrem Gebete die Hände sich krampfen,
Nun tönt von unten ein Tosen und Stampfen,
Ein Knirschen und Krachen, ein Bersten und Rammen,
Aus allen Poren brechen die Flammen . . .
Und donnernd stürzt der Schacht zusammen.
Marcello Rogge.
weltrvanberung. Gedichte. Ianus-Verlag in München.
Ich
Verwandtes nur beschwöre ich aus meinem Blut.
Ahnen, die starben in der Schöpfung Kindheitjahren,
Gute und Böse, Iäger, Ackerbauer schaaren
Sich, Leben heischend, still um meines Herzens Gluth.
Und ich leih' ihnen Stimme. Herrscher steigen
Herauf, die grades Schwert und schleichend Gift geendet,
Und Königinnen, leidenschaftverblendet,
Und kluger Krämer nüchtern weiser Reigen.
Nicht Kronen nur, auch Dirnenkleider flimmern.
Lüstlinge tröste ich mit Schmeichelworten,
Die einst Hetaeren sprachen an verbuhlten Orten,
Und nacktes Fleisch und Heimlichkeiten schimmern.
Ich ward ein Zauberer, weil ich der Letzte bin
An dieser gliederreichen, bunten Kette;
Damit ich ihre Seelen aus dem Schweigen rette,
Das sie verdammt, treten sie bittend vor mich hin.
Ich ward ein Zauberer. Was jene Ahnen hatten
An Glück und Schmerzen, wacht in mir und lebt;
Und lang und schwer Gestorbnes zu mir schwebt,
Daß ich es löse von den stummen Schatten.
Hans Friedrich.
^ >
Das neue Leben. Verlag von Erich Reiß in Berlin.
Das fremde Leben.
Lern, fremdem Leben auf den Grund zu schaun:
lieg unterm Baum und sieh, wie Laub sich regt,
blick lange hin, wenn sich ein Thier bewegt,
heb' Kinder hoch, geh in der Nacht zu Fraun!
Entsetzen greift nach Dir ... Du fühlst mit Graun,
wie fremdes Herz in Deinem Leibe schlägt,

wie fremder Leib um Dein Gefühl sich legt,
wie seine Zellen wachsend sich verbaun.
O, wisse endlich, daß wir Inseln sind!
Lern Dich befestigen und stark bewehren,
wie eine Burg, wie eine alte Stadt!
Vöhl Dem, der schon ummauert war als Kind!
Es sinken hin, die mehr als sich begehren,
doch lebt, wer nichts als sich im Herzen hat.
Vergänglichkeit.
Oft, wenn ich Tod und Leben tief bedenk,
packt es mich heiß: Steh, Welt!, bleib, wie Dn bist,
so lang das Letzte nicht verloren ist,
daran ich innig mit der Seele häng.
O Welt, mit vielem Lärmen und Gepräng,
drin Ieder doch nur schwarze Fahnen hißt,
erstarr! Mach, daß die Zeit zu ziehn vergißt,
der Fluß, in dem ich selbst ja gern versänk.
Könnt ich ihn halten mit der bloßen Hand!
Da fühl ich, wie ichs nie im Schmerz gespürt,
das tief Vergängliche, das Wandelbare . . .
ZUnd schau und schaudre, wie der schmale Rand,
darauf ich steh, unmerklich niederführt
ins Fließende ... und weiß nicht, daß ich fahre ...
Ewigkeit.
Uralt bin ich (von Anfang komm ich her),
nun müd von tausendfältiger Gestalt.
Mein Los ist: jedes Blatt zu sein im Wald.
Mein Los ist: jede Welle sein im Meer.
Ich leb von Wiederkehr zu Wiederkehr,
nehm stets in anderm Stoffe Aufenthalt.
Nur Schattenamt übt Tod und Scheingewalt.
Denn alles Seiende ist Ahasver.
Zu tief in diesem Leben, beug ich mich
voll dunkler Wollust schon ins neue vor.
So leb ich schwebend: weder hier noch dort.
Und fühl doch Leib und Geist und sag doch: Ich,
Und schaudre, wie ich mich so oft verlor
und immer wieder fand: in diesem Wort.
Wien, Felix Braun.

Das Iudenbuch eines Buchjuden.*)

in London lebender jüdischer Schriftsteller, der sich S. M. Melamed nennt, also als Lehrer gelten möchte, hat jüngst ein sehr interessantes, mit der ganzen Wissenschaft des Iahrhunderts bewaffnetes Buch über die Psychologie des Iudenthums veröffentlicht. Bewundernswerth ist die Belesenheit des Verfassers, desse» Muttersprache mindestens Jargon gewesen zu sein scheint, in der philosophischen, historischen und nationalökonomischen Literatur nicht nur Deutschlands, sondern auch Frankreichs und Englands. So gründliche Gelehrsamkeit, die obendrein von messerscharfer dialektischer Kraft bedient wird, kann eine zahlreiche Leserschaar nicht werben. Und ein großer THeil der kleinen Schaar wird über den theoretischen Buchmenschen lächeln, der sein in absrrahirter Weisheit lebendes Volk zur That aufruft. Trotzdem wird man ihn mit Nutzen lesen. Er bringt Neues. In einigen Grundpositionen des Judenproblems verkündet er die Ansicht von morgen. Ein ganzes Gebirge philo- und antisemitischer Literatur und Makulatur verschwindet ruhmlos in der Versenkung.

Bis auf den heutigen Tag ist das Iudenthum dem Europäer ein Räthsel geblieben. Die jüngsten Forscher geben keinen weiteren oder tieferen Aufschluß über den jüdischen Geist als die ältesten. Obwohl seit dem Zeitalter der Reformation eine innere Verwandtschaft zwischen jüdischem und deutschem Kulturgeist besteht, haben die deutschen Dichter und Denker in leidenschaftlichem Affekt gegen das Iudenthum gesprochen. Auf das Iudenthum als geistige Erscheinung kann man daraus keinen Schluß ziehen, daß die modernen Juden sozialistische Agitatoren, liberale Redakteure, Rechtsanwälte oder Börsenjobber sind. So wenig wie die Gesinnung des preußischen Reserveoffiziers oder Corpsstudenten Etwas für oder gegen die Eigenart des deutschen Genius beweist. Der moderne Jude ist ein anderer Mensch als der Jude des biblischen oder talmudischen Schriftthums. In zweitausendjähriger Diaspora hat er sich je nach dem klimatischen, ökonomischen oder kulturellen Milieu, in das er hineinversprengt wurde, ganz oder doch in Wesentlichem umgewandelt. Wie viele Berührungpunkte hat der Jude, der im Hauptamt Minister der Französischen Republik ist, mit dem altgläubigen Talmudjuden in Wilna? Der jüdische Großkaufmann in New Orleans mit dem yemenitischen Steinhauer?

") S. M. Melamed, Psychologie des jüdischen Geistes. Berlin. Schwetschke L Sohn.

Ihre gemeinsame Abstammung genügt nicht als Grundlage zur
Konstruktion einer Psychologie des jüdischen Geistes. Auch das
Iudenthum ist keine konstante, unveränderliche Größe, auch sein
„Gesetz" unterliegt dem Gesetz der Entwickelung. Seine tausend-
jährige Kontinuität beweist nicht seine UnVeränderlichkeit, sondern
seine Anpassungfähigkeit. Das heutige Iudenthum ist ein Produkt
der Wirkungen, die in tausendfacher Hinsicht verschiedene Milieus
auf es ausgeübt haben. Da diese Milieus und ihr Einfluß auf
die Juden auch nicht entfernt von der Forschung durchpflügt und
bearbeitet sind, kann heute eine Psychologie des Iudenthums
noch nicht geliefert werden. Eine Psychologie, die auf Wissen-
schaftlichkeit begründeten Anspruch erheben darf, kann sich nur auf
das antike Judenthum erstrecken.
Die Wiege der jüdischen Urgesellschaft stand in Mesopota-
mien. Von dort wanderten ihre Häupter nach Egypten, wohin sie
Ansätze zum Monotheismus und gottesdienstliche Handlungen
schon mitnahmen. In den egyptischen Priester- und Kastenstaat
konnten und wollten sie nicht aufgehen. Sie blieben ein Fremd-
körper. Ursprünglich waren sie nämlich ein Hirtenvolk. Bei den
Hirten entwickelt sich der Tausch und daraus der Handel. Darauf
weist das aus pscus gebildete Wort pecunis. hin; das Selbe bezeugt
auch das hebräische Wort miKnoK, das Vieh und Kauf bedeutet.
Bei den Thieranbetern nun, wo das Hirtengeschäft aufgegeben
werden mußte, wurden sie rasch Händler. Als Händler und auch
als einer anderen Religion Angehörige erfreuten sie sich größerer
Bewegungfreiheit und folglich größern Besitzes als die Eingebo-
renen. Dadurch zogen sie sich den Haß der Menge zu, die den
unter Priesterkontrole stehenden Landesherrn zwang, den Juden
ihre Vorrechte als Händler zu rauben und sie in staatliche Zwangs-
arbeit zu nehmen. Die Händler mußten nun körperliche Arbeit
leisten. Aus dem Hirtenvolk wurde ein Arbeitervolk. Die ganze
geistige Konstitution der Gemeinschaft wurde dadurch umgewan-
delt. Durch die systematische Unterdrückung wurde aber auch die
unerschöpfliche jüdische Vitalität gezüchtet; nur die starken Indi-
viduen konnten sich in diesem schweren Daseinskampf behaupten.
Das Willensorgan wurde mächtig ausgebildet und die Erbitte-
rung der Fronarbeiter gegen ihre ausbeuterischen Vögte schmie-
dete zugleich das eigene Volksbewußtsein.
Aus der egyptischen Knechtschaft hat Moses sie gestoßen. Der
Wille seiner ein Volksschicksal bestimmenden Persönlichkeit über-
wand die träge Verzweiflung der Versklavten. Er drückte ihnen
den Stempel seines Geistes auf; gewaltsam, denn die kaum eman-

zipirten Arbertermassen vermochten die hochfliegenden Absichten ihres Helden und Führers nicht zu begreifen. Ein Kampf der Mentalitäten entbrannte, in dessen Verlauf die ungebildeten Fronarbeiter in ein Volk des Buches, der Theorie umgeschmolzen wurden. Den trotzigen Burschen, die jahraus, jahrein den pharaonischen Bonzen und Rittern knirschend die Säcke in die Mühle geschleppt hatten, wurde nun unter furchtbaren Drohungen und mäßigen Verheißungen eingeschärft, Tag und Nacht die Thora zu lernen und darüber nachzusinnen, zu Haus und auf der Reise, beim Aufstehen und beim Niederlegen. Glaubensartikel und ethische Grundsätze wurden als des Daseins höchster Sinn, als des Lebens bester Inhalt hingestellt. Mit klugem Vorbedacht hat Moses zu dieser abstrahirten Lebensbeschäftigung ein Arbeitervolk ausgesucht. Arbeiter (und Bauern) sind hartnäckige Prinzipienreiter; am KescKe «rci: sagt die Bibel. Darauf hat schon Montesquieu hingewiesen. Bauer und Arbeiter sind unbeugsame Starrköpfe; nur der Händler läßt mit sich handeln und schließt Kompromisse. Die Vorherrschaft des Prinzips im Iudenthum drängte den Sinn fürs wirkliche Leben zurück. Das jüdische Volk hat sich stets mit der Theorie der Civilisation befaßt, ohne je ein civilisatorisches Werk hervorzubringen. Das Prinzip entstammt weltfremdem Rationalismus, ist nicht an den Nothwendigkeiten und Wechselfällen des täglichen Lebens orientirt. Eben so wenig sind es die Anschauungen von Sittlichkeit. Auch sie ist rationalistisch, intellektualistisch begründet, nicht ein natürliches Ergebniß der im Volk lebendigen Sitte. Nicht das wirkliche Leben, sondiern die Vernunft ist ihr Quellpunkt. Daher wird Mangel an Sinn für die Wirklichkeit eine Wesenseigenschaft des jüdischen Geistes, Arbeitern wurde das Gesetz aufgenöthigt; Menschen, deren verbitterte Seelenstimmung oft in revolutionären Entladungen aufzuckte; unbändigen, von Leidenschaft gepeitschten Rebellen, an denen oft der Herrgott selbst verzweifelte. Diesen schwer lenkbaren Gesellen mußten die Zügel mitleidlos strenger Gesetze angelegt werden. Das jüdische Gesetz hat die Härte von Kriegsartikeln. Und der Rigorismus dieser Kriegsartikel hat den trotzigen Wüstensöhnen die Dauer durch Jahrtausende verbürgt. Bei anderen Völ« lern sind die Gesetze die aus dem Leben abgezogenen Erfahrungen; hier wurden sie als Lebensnorm aufgestellt. Von nun ab hatte sich das Leben nach dem Gesetz zu richten, k'iat lex st psreät mun6v5. Das Gesetz trat an die Stelle des wirklichen Lebens. Der Jude hatte nicht mehr nur den Kampf ums Dasein, sondern auch noch den Kampf des Gesetzes gegen das Dasein zu bestehen.

Denn mit dem Anspruch, daß die Wahrheit nicht im Leben, sondern im Gesetze sei, richtete es sich gegen das Leben selbst. Dieser Kriegszustand konnte natürlich nur währen, bis dem Gesetz die Basis, der jüdische Staat, entzogen wurde. Dann wurde aus dem Gesetz ein Buch. Der Rabbinismus machte daraus ein welt« fremdes Buchstabengesetz. Er suchte durch festgefügte Vermauerung jegliche Verletzung und Aebertretung zu hindern. Sollte das Leben siegen, lag, wie abendländische Weisheit will, die Wahrheit nicht außerhalb des Lebens, so mußte das Gesetz über Bord geworfen werden. Die überwiegende Mehrheit der gutsituirten westeuropäischen Juden beobachtet seit Generationen die überlieferten Vorschriften nicht mehr. Man erkannte, daß, als Glaubens« gesetz, das Iudenthum ein Hemmschuh der wirtschaftlichen Entwickelung sei. Die dem Gesetz treuen Juden im osteuropäischen und amerikanischen Ghetto sind heute die ärmsten Leute der Welt.
Das Iudenthum ist also kein kapitalistischer Bazillus. Sein weltabgekehrtes Gesetz unterbindet vielmehr den Handel und verbietet das Zinsnehmen in jeglicher Form. Wenn die Juden der Diaspora Händler geworden sind, geschah es in Widerspruch zu ihrem Gesetz; seit der Zeit, wo die Kirche das nothwendige Aebel des Handeltreibens, das den Christen verboten war, den Juden übertrug. Dabei wußten die Kirchenväter so gut wie die besorgten Rabbinen, daß der Handelsgeist den Gesetzesgeist heimlich auflösen würde. Als Arbeiter und Bauern blieben sie dem Prinzip ohne Wank treu. Der jüdische Handelsmann ist auch in Glaubenssachen zu einem Geschäft bereit. Handel entwickelte sich erst, als das Judenthum im eigentlichen Sinn zu bestehen aufgehört hatte.
Daraus folgt Allerlei. Erstens ist es unrichtig, das Judenthum für den europäischen Kapitalismus verantwortlich zu machen. Dann hat das Judenthum als Religion und als Ethik überhaupt keine Basis im Leben. Wenn es nicht die Buchexistenz mit einer Zivilisatorischen Existenz vertauscht, ist es dem Nntergange geweiht. Die Juden sollen aufhören, ein Volk des Buches zu sein. Sie sollen ein Volk der That werden. Mit dieser Forderung krönt Herr Melamed seine Abhandlung.
Das Werk dieses polnischen Juden leidet am Fehler der Komposition. Die Unübersichtlichkeit des gewaltigen Stoffes, den er herbeischleppt, die undisziplinirte Anordnung, die zu steten Wiederholungen und auch zu gelegentlichen Widersprüchen führt, zwingen auch die wohlwollenden Leser zu Vorbehalten. Große, Abschnitte, so lehrreich, so gründlich gearbeitet sie auch sein mögen, gehörten nicht in dieses Buch, wenn der Begriff Buch nicht seinen

Sinn verlieren soll. Außerdem sollte der Schriftsteller vor der
Veröffentlichung eines neuen Buches in deutscher Sprache die
Vorsicht walten lassen, das Manuskript einem in deutscher Gram»
matik und Orthographie Bewanderten zu sorgsamer Fehlerver-
besserung anzuvertrauen. Das soll aber nicht hindern, hervorzu-
heben, daß außer dem Grundgedanken das Werk des Lesenswerthen
noch viel enthält. Geistreichst, zum Beispiel, die Parallele zwischen
der jüdischen Gesetzesreligion und den Erlöserreligionen; fein die
Deutung der Größe jüdischer Naturpoesie auf Kosten der jüdischen
Naturerkenntniß. Und mit wahrem Genuß sieht man, wie dieser
polnische Jude die Felsblöcke heranwälzt, den ökonomischen Mate-
rialismus eines deutschen Juden zu zertrümmern und zur Er-
klärung historischer Vorgänge der idealen Macht ihr Recht zu
verschaffen. Wer suchen will im finstern Tann, manch guten Ge-
danken noch finden kann. Ist mir zu viel gewesen.
Zum Schluß aber eine einzige Frage an Melamed, der sich
berufen glaubt, das Werk Mosis zu revidiren. Wie denken Sie sich
eigentlich die Sache?
Straßburg i. E. LucienDreyfus.
AAstus dem Orient, von den Höfe» der Khalifen, kam die Sitte,
MS Zwerge zu halten. Die Despoten der Renaissance hegten für sie be-
sondere Vorliebe. In Sammet und Seide ließ man die kleinen Herrchen
umherstolziren, setzte sie auf die Stufen des Thrones und vertraute
ihrer Obhut die Favoritinnen an. Sie hätten sich füglich für gewichtige
Personen halten können, wären nicht die Pagen von Zeit zu Zeit so
respektlos gewesen, ihnen aus Neid ob ihrer Bevorzugung eine tüchtige
Tracht Prügel zu spenden.
Manche Zwergenhistorie ist uns überliefert. Ein Caraffa wurde
in Rom in enger Haft gehalten, nachdem sein Protektor auf dem päpst»
lichen Stuhl gestorben war. Den Nepoten rettete sein Hofzwerg, der
sich mit seiner winzigen Gestalt durch die Gitter, die den Gefangenen
von der Außenwelt trennten, hindurchzuzwängen vermochte und so den
Verkehr mit den Anhängern Caraffas vermittelte. Tragisch endete das
Abenteuer Giuseppes, des Zwerges eines Herzogs von Gonzaga. In
zärtlichstem Verkehr mit der eigenen Geliebten überraschte ihn sein
Herr. Der Eifersüchtige ließ den ungleichen Rivalen töten und warf
Zwerge und Mohren.

der perversen Schönen den kunstvoll präparirten Leichnam aufs Lager, Am nächsten Morgen fand man die Ungetreue wahnsinnig an d:r Seite der grausigen Menschenpuppe, mit der zu nächtigen sie gezwungen worden war.

Eine Fülle von Anekdoten melden die Chronisten über die Rol^e, die in Scherz und Ernst die Zwerge in der Umgebung der Fürsten gespielt haben. Einen der letzten Repräsentanten dieser Gattung malte Velazquez meisterhaft in seiner charakteristischen Häßlichkeit, den Hofzwerg Philipps des Vierten, wie er würdevoll den Lieblinghund des Königs führt. Gegen das Ende des siebenzehnten Iahrhunderts kam das kleine Volk aus der Mode. In die heitere Gesellschaft des galanten Zeitalters, die jede Berührung mit allem Mitleid Erregenden ängstlich mied nnd jede Empfindung von Mißbehagen unter der Maske ewigen Lächelns zu verbergen suchte, paßten d'e unglücklichen Wesen mit den Kindergestalten und den Greisenphysiognomien, an deren torperlicher Verkrümmung meist spekulative Eltern mitschuldig waren, nicht. Man fand an den aus runzeligen Gesichtern vorwurfsvoll blickenden Zwergenaugen nichts Drolliges mehr. In dem Aphroditekultus, wie er an den Bourbonenhöfen und von deren Nachahmern gepflegt wurde, hätten die häßlichen Homunculi störend gewirkt; ihr Anblick wäre ein Verstoß gegen die ästhetischen Begriffe der Zeit gewesen.

Länger hielten sich die Mohren in Gunst. Angethan mit den burlesken Prunkgewändern, in denen sie bereits im Venedig der Spätrenaissance Veronese gemalt hatte, geleiteten sie die Marquisen des fünfzehnten Ludwig. Und schon vor dem Erscheinen des „Rosenkavalier" gehörte zur Staffage eines galanten Dixhuitiöme-Interieur der in Seide gekleidete Negerknabe. Aubrey Beardslay hat den Reiz der Gegenüberstellung des kleinen schwarzen Gesellen und der koketten Mondaine mit der weißschimmernden Haut erkannt und diesen Kontrast in seinen Bildern mit Vorliebe verwerthet.

Auch hier berichtet die zeitgenössische Literatur allerlei drollige Episoden. Der Leibmohr der Marquise von Bouffiers schützte einst seine Herrin vor peinlicher Ueberraschung. Ihr Geliebter war Stanislaus von Polen, der damals in Lunsville residirte und durch Körperfülle wie durch die Fähigkeit, Geweihe von ungewöhnlichen Dimensionen tragen zu können, von keinem Potentaten seiner Zeit übertroffen wurde. In seiner Miniaturhofhaltung suchte er den versailler Hof seines Schwiegersohnes zu kopiren; die Rolle der Pompadour mimte bei ihm Madame de Bouffiers. Als der König einmal, nach einer vorzeitig abgebrochenen Iagd, unerwartet zu der Freundin kam, hätte er die Ahnunglose, ohne die Geistesgegenwart ihres Mohren, in den Armen eines Rivalen getroffen. Der Mohr sah plötzlich den gichtigen Gebieter die Treppe hinaufhumpeln. Rasch schlug er die Fensterscheibe eines Parterrezimmers von außen ein und fing zugleich mörderisch zu schreien an. Natürlich machte der erschreckte Fürst Kehrt und drang mit der inzwischen herbeigeeilten Dienerschaft

in den Raum, wo der kleine Schwarze unter Thränen erzählte, daß
Diebe eingestiegen, aber von seinen Hilferufen verscheucht worden seien.
Eine Verletzung an der Hand, die der Schlaue sich selbst beigebracht
hatte, ließ seine Geschichte glaubhaft erscheinen. Während des allge-
meinen Wirrwarrs gewann die Marquise im oberen Stockwerk Zeit,
ihren Anbeter entwischen zu lassen. Sie vermied dadurch, ertappt zu
werden; was allerdings bei dem gutmüthigen Koloß in einer Zeit, in
der Untreue zum guten Ton gehörte, weniger blutige Folgen gehabt
hätte als im Mantua des cinqusoent« bei dem zuvor genannten heiß-
blutigen Gonzaga.

Aehnliche Fälle von Aufopferung sind bei Farbigen selten. Meist
sind sie der Herrschaft, die in ihnen ja nichts Anderes als seltenere
Luxusthiere sieht, nicht sehr anhänglich.

Die von Moralisten vielgescholtene, aber gutmüthige Dnbarry
war so unvorsichtig, ihren Mohren (meist sind die Schwarzen ja nur
als Knaben beliebt) auch als Erwachsenen zu behalten. An seine
Person knüpften sich ihr zu süße Erinnerungen, als daß sie sich znr
Trennung entschließen konnte. Der kleine Zamet war der einzige Zeuge
der intimen Mahlzeiten der allmächtigen Favoritin mit ihrem königlichen Liebhaber; er hatte die Ehre, die Gläser der Beiden mit Cham-
pagner füllen zu dürfen. In übermütiger Laune warf ihm das
Paar oft Süßigkeiten zu. Dann stand dieser Schwarze vor dem Kon-
ventstribunal seiner ehemaligen Gönnerin als Belastungzeuge gegen-
über. Aus dem jungen Tiger, der sich einst willig von der schlanken
Hand der Schönen kosen ließ, war ein gefährliches Raubthier geworden.
Als Dank für die frühere Verzärtelung und das Znckerwerk schleuderte
der Iakobiner-Neger den Kopf der Herrin unter die Guillotine. Dank-
barkeit scheint (so weit historische Belege hierfür maßgebend sind),
keine Eigenschaft der Farbigen zu sein.

Auch der Leibmameluk Napoleons, der in orientalischem Pracht-
kostüm auf den meisten Schlachten- und Prunkbildern der Epopöe
vor uns steht, stellte sich nach Waterloo in den Dienst Wellingtons.
Auf den Festen, die der Besieger des Korsen in London gab, war
der einst unzertrennliche Begleiter des gestürzten Caesar eine „äitrso-
tion" für die Neugierigen. Seine Anhänglichkeit hat des Kaisers
Glück nicht überdauert.

Heute sind solche menschlichen Kuriositäten, die früher zur Kurz-
weil der Großen gehalten wurden, verschwunden. Seit der Verkehr
mit allen Erdtheilen reger geworden ist, bieten andersfarbige Men-
schenrassen keinen außergewöhnlichenAnblick mehr; und kaum Einer hat
noch Lust, sie, absonderlichen Thieren gleich, als Rarität zu halten.
Zwerge und Mißgestaltete sendet man auf Iahrmärkte; nur noch
die Schaulust des niederen Volkes ergötzt sich an ihnen. Der Gebildete
der Gegenwart respektirt in jeder Abart noch die eigene Gattung,
im häßlichsten, lallenden Krüppel noch den Kominsm sspisvtsm.

Paris. Erwin Riedinger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft t» Berlin. — Druck von Pak » Sarleb IS. m. b. tz. in Berlin.

Berlin, den 2«. Dezember 1913.
Theo-Mantie.
(In zweiMusgaben: ^ für Kinder, S für Erwachsene.)
Wort hat der Herr Reichskanzler."
^: „MeineHerren! DieVorgängeaufdemBalkanhaben
auch während der letzten Monate die deutsche auswärtige Politik
so stark beschäftigt, daß ich die Verpflichtung fühle, mich gleich zu
Anfang der Haushaltsberathung darüber auszusprechen."
ö: „Das Jahr der Balkankriege war für starke Reiche von
gesunder Wirthschaft und unangezweifelter Wehrkraft eine Zeit
der Hochkonjunktur. SonenntderGeschäftsmannZeiten, in denen
er mit flüssigen Mitteln, unverbrauchter Kreditmöglichkeit und
kräftigerOrganisationseinesBetriebesausBesitzverschiebungund
dadurch entstehendem neuen Bedürfniß Nutzen ziehen kann. Da
dieses Jahr, das acht Staaten beträchtlichen Vortheil, sofort ein-
gesäckelten oder, aus Hypotheken und Pfandbriefen, später münz-
baren, gebracht hat, für uns ertraglos geblieben ist, muß ich im«
merhin, trotz aller tröstenden Erfahrung, auf ein nach Tadel
schmeckendes Wort aus Ihren Reihen gefaßt sein. Am so mehr, als
Sie vor wenigenTagen,Alle,mitAusnahme einer Schaar, deren
Abstinenzgründe ich nicht verkenne,mir, dem allein verantwort-
lichen Geschäftsführer, das Vertrauen gekündigt haben; in so
schroffem, barsch rügendemTon,wie ernste Männer ihn nur wider
Einen wählen, den nicht ein einzelner Mißgriff, sondern dieGe-
sammtheit seines Handelns und Unterlassens ihnen verleidet hat.
Deshalb räth die Sorge für die Wahrung meines persönlichen
zs

Interesses, durch Behauptungen, deren Haltbarkeit ich nicht zu
erweisen brauche, neuem Tadel auszubiegen und Ihnen von der
internationalen Politik desDeutschenReiches einBild zu malen,
das einderdargestelltenGegenständeunkundigerBertrachter, also
einMitglied desDeutschenReichstages,nicht als ein inKontur und
Farbe aller Wirklichkeit untreues zu entwerthen vermag. Meine
Aufgabe ist, Sie in den Glauben zureden, daß dieses Jahr einer
Hochkonjunktur, zu deren Ausnützung wir uns mit ungeheuren
Opfern an Individualvermögen, Menschenrecht, Bürgerfreiheit
und anderemKulturkomfortgerüstet hatten,einIahrgefährlichster
Knsis war und wir drum froh sein müssen, es ohne allzu sichtbaren
Verlust überstanden zu haben. Die Bewältigung dieser Aufgabe
wirdmirerleichtert, wennichspreche, ehe aus demHohcn tzaus eine
Stimme gehört worden ist (inderjanocheinunfreundlicherNach-
hall mitschwingen könnte). Der Vorstand einer Gesellschaft, die
auch nach einem Jahr üppiger, von den Konkurrenten klug aus-
gebeuteter Wirthschaftgunst keine Dividende geben kann, folgt
schlauer Erwägung der Menschenart, wenn er als erster Redner
die Generalversammlung in die Gewißheit zu locken trachtet, daß
die Bilanz eigentlich über alles Erwarten gut ist, und wenn er
keimenden Zweifel, bevor der sich inWorthülsen panzert, mit der
Andeutung unenthüllbarer Geschäftsgeheimnisse einschüchtert/
^: -Die Ereignisse sind aus dem Zustande der akuten Kon-
flikteherausgetreten.wenngleichdieFolgenderweltgeschichtlichen
Umwälzungen, deren Zeugen wir waren, selbstverständlich noch
nicht abgeschlossen sind. Die Festlegung der albanischen Grenze
im Norden und im Süden, die zeitweise Schwierigkeiten bereitete,
scheint ihrem rechtzeitigen Abschluß entgegenzugehen."
ö: -Die Ereignisse, denen wir thatlos zuschauten, sind An-
fänge einer Verschiebung des Raffen- und Völkerbesitzes, die ein
neues Kapitel der Erdgeschichte einleiten wird. Nur Anfänge.
Auf kein Blatt der Kriegschronik ist ein endgiltiges Ergebniß zu
buchen. Serbien kann weder seinen makedonischen Gewinn un-
geschmälert behalten noch auf einen von derLastfremdenAufsicht-
rechtes freien Ausgang ins Meer verzichten. Ein Griechenland,
dem im Westen die Dehnung des Epirus bis an die alten Stätten
hellenischer Kultur, im Osten wichtige Inselkörper in derAegaeis
versagt bleiben, kommt nie in behagliche Ruhe. Bulgarien muß,

wie ander Staatsgebilde der Tataren, zerfallen oder mindestens
Theile Makedoniens erwerben, dessen Angliederung es Jahr-
zehnte lang mit großen Opfern und Kosten vorbereitet hat. Das
kleine Montenegro kann nicht ewig in seinem Karst darben. Ru-
mänien, nach dem geschickten Vorstoß gen Südost, nicht derHosf-
nung entsagen, alle seinem Stamm Angehörigen unter eineFahne
zu schaaren. And die Türkei darf sich nicht für Einrichtungen ver-
bluten, die nur in einem viel breiteren Bezirk europäischen Bo-
dens, als sie, einstweilen, aus dem Zusammenbruch gerettet hat,
zinsbar zu machen wären. Das Provisorium, der Zustand, den
IhrAuge jetzt sieht, ist dasWerk der gegen uns geeinten Mächte-
gruppe.Die hat zuerst chirurgisch an dem Kranken Mann im Osten
operirt und dann für einen Geschwürgang vorgesorgt, für eine
Fistel, aus der Eiter und Verschwärungprodukt abfließen kann.
Auch wenn Ihr Ohr einander ähnelnde Vokale scharf scheidet,
wissen Sie, daß ich an Albanien denke. Dem Plan, dieses Land
zwischen Serben und Griechen zu theilen, das gesättigte Hellas
ineinenMitbürgenderBalkanruhezuwandelnund den Südwest-
slaven eine wirthschaftliche Selbständigkeit zu schassen, die schon
das Rußland des ersten Kaisers Nikolai gefürchtet hat, haben
unsere Bundesgenossen, Oesterreich-Ungarn und Italien, sich ent-
gegenstemmt. Italien, weil es das am Ostende der Otrantostraße
liegende Küstengebiet für sich begehrt und in einem von Serben
und Griechen mit Herrscherrecht bewachten Albanien die Roma-
nisirung, das Lebenswerk des MarcheseSanGiuliano, nicht er-
folgreich fortsetzen könnte.Oesterreich-Rngarn, weil es den in seiner
Diplomatieübermächtigen Magyaren dieSlavenfluth abdeichen,
also Serbien, indem es noch immer den willenlosen Vasallen Ruß-
lands sieht, im Territorialkäfig festhalten will und weil esglaubt,
in dem unabhängigen KönigreichAlbanien einen Schutzwall gegen
den Drang der Völker zu finden, die sich auf tzabsburgs Kosten
bereichern möchten. Auch vor hundert Iahren hat Oesterreich ja
geglaubt, durch den Vertrag von Ried, denderbayerische General
Wrede am achtenOktober 1813mit Metternichs Vertrauensmann
Hruby schloß, sicheineBrustwehrgegenPreußenzuschaffen.Nach
kurzer Reberlegungpause haben die Leiter der Triple-Entente er-
kannt, welchen Vortheil die Erfüllung dieses Wunsches ihnen be-
scheren könne.ZwischenItalien(das von seinerNeigung inSlaven-
ss-

sympathie nicht abgeschreckt wird und mehr als je zuvor auf ein gutes Verhältnis zu denWestmächtenangewiesen ist) und Oesterreich wird eine neue, dritte Reibungfläche fühlbarund Oesterreichs Machtstellung in der Adria von zwei Seiten gefährdet. Serbien, Griechenland, Montenegro erstarken, bleiben aber unbefriedigt und mit Stückchen von dem selben Braten leicht zu ködern. Der Dreibund darf sich mit einem Scheinerfolg brüsten, der in der Farbenpracht giftigerPilze leuchtet, Und wird für das Hauptgeschäft, die Theilung derAsiatischen Türkei, freundlicher gestimmt, als er sein könnte, wenn jeder Blick spürte, daß ihm nichts gelungen ist. Die Bestimmung des Fistelumfanges hat die Chirurgengemeinschaft sich freilich vorbehalten. Wie Bayern nicht, nach dem Wunsch der Unterzeichner des Vertrages von Ried, Hanau und Frankfurt umfassen durfte, so muß auch Albaniens Leib schmaler werden, als die Hebamme gehofft hatte. Den Schmerz der Enttäuschten lindert wohl dieErlaubniß,die Krone des neuen Staates einem deutschen Fürsten aufs Haupt zu setzen. PrinzWilhelm zu Wied, Rittmeister in unserem Dritten Gardeulanenregiment, hat den Muth, als Souverain in ein Land zu gehen, dessen Ab» grenzung noch nicht vollendet ist, im Norden erst nach dem Lenzsturm versucht werden soll; in dem Esfad Pascha, der Begünstiger serbischen Dehnungstrebens, der stärkste Mann und überall, mit dem Höchstaufwand von zweihundertvierzigMark.ein alszuverlässig bewährter Mörder zu dingen ist. Anseres Herzens Wünsche begleiten den tapferen Landsmann noch in den rühmlichen Irrwahn, mit seiner Hingabe der alten Heimath zu dienen. Doch wir dürfen uns nichtüber dieGründetäuschen,die unsereGegner bestimmten, in Albanien, zwischen Argyrokastron und Skutari, das nächste Geschwür von Europa reifen zu lassen und den Eiterherd mit allerlei Prunkbehang zum Thron eines deutschen Fürsten auszuputzen. WerAlbanien auf die Gewinnseite des Jahresschlusses bucht, betrügt sich selbst oder will Andere betrügen/
^: »Das Einvernehmen der Großmächte ist während der Monate langen, mühevollen Arbeit, die geleistet worden ist, seit der erste Kanonenschuß auf dem Balkan abgefeuert wurde, nicht gemindert, sondern gestärkt worden. Das Verdienst daran gebührt allen Großmächten gemeinsam; und eine spätere Zeit wird vielleicht der anfänglich vielfach scharf kritisirten Londoner Botschaf'

terkonferenz noch einmalDank dafür wissen, daß sie bisher die solidarischen Interessen Europas zu einigen und zusamenzufassen verstanden hat. Wir werden uns auch fernerhin an dergemeinsarnenArbeitder Großmächte indem selben Geist betheiligen, in dem wir es bishergethan haben.Wirhabendabeidie speziellenInteressen unsererBundesgenossen energisch und wirksam unterstützt."
S: „Daß die Großmächte nicht eine Stunde lang über Ziel undWege einig waren,brauchtnachdcmheutehierAngedeuteten, brauchte schon nach dem Erlebniß dieses Jahres nicht mehr bewiesen zu werden. Selbst der Blendschein einer Willenseinheit wurde erst möglich, seit die Gegenpartei von der Sorge befreit war, wir könnten entschlossen sein, das deutsche Schwert auf eine Wagschale zu werfen und sie dadurch zu senken. Dieser Entschluß war uns fern und wir hätten ihn keiner wichtigen Stelle vorzutäuschen vermocht. Als die Geschosse der Sieger das tzeuchelsprüchlein von der Erhaltung des stawL quo in Fetzen gerissen hatten, zeigten wir Freunden und Feinden, daß wir um jeden Preis den Frieden wahren wollten. Seitdem war er in den Gebieten der Großmächte nicht mehr bedroht. Denn Oesterreich (dem wir sagen ließen, die Vertragspflicht werde von uns im Nothfall erfüllt werden, ein daraus entstehender Krieg aberhöchstunpopulärsein)konntenicht allein fechten, sein Schicksal nicht an eine nur von kaltem Pflichtbewußtsein gewährte tzilfeverheißung ketten noch gar Italiens Beistand mit einer ins Grundbuch der Ostadriaküste einzutragenden Hypothek bezahlen. Nnd der andere Pool, die Interessengemeinschaft derBriten, Russen,Franzosen, mußte inbrünstig wünschen, das Geschäft friedlich zu ordnen, das mit der Orientbeute befrachtete Schiff unbeschossen aufs Trockene zu bringen. Wer von seiner tzirnleistung mehr als von seiner Armkraft zu hoffen hat, wäre ein Tropf, wenn er vor der Wahl zwischen Krieg und Frieden schwankte. Nun könnte aus Ihren Reihen die Frage kommen, ob für ein Reich, das sechsundsechzig Millionen Menschen,eineurgesundeWirthschaft,einWehrbudgetvonzweitaufend Millionen Markhat und dem diewohlhabendenBewohneroben-drein willig tausend Millionen spenden, derAbschluß, auch wenn alle Geschäftsführer, Schreiber, Commis müßig blieben, noch schlechter sein konnte; ob die Regirung etwa dafür Dank fordere, daß langwierigerWirthschaftstörung(durch zwei füruns ertraglose

Kriege) nicht noch Menschenverlust und Landeinbuße folgte. Dieser Frage die Antwort zu finden und sie öffentlich auszusprechen, ist Ihres Berufes Pflicht; nicht meines. Ich muß der von mir unterzeichnetenBilanzZustimmungwerben: alfo von mühevoller Arbeit reden, thun, als sei der Friede wider wilden Drang von uns geschützt worden, und das Werk der Botschafterkonfe,renzpreifen, als hätte ich vergessen, daß sie, weilwirs so (wiederwir) wollten, nicht Konferenz, fondern Reunion hieß, und als wüßte ich nicht, daß sie der mit Grau und Gold bepinselte Vorhang war, hinter dem die geschäftigen Herren Grey, Nicolson, Bertis, Cambvn, Delcasse,Blondel,Iswolskij, Hartwig, Tittoni die Coulissen schoben und mit Kunstlicht bestrahlten. Weil jedes Morgens Sonne neue Klüfte entschleiert hat, die zwischen den Willensströmen der Großmächte, selbst der von gemeinsamer Feindschaft gegen das Deutsche Reich einander gesellten, die gestern noch ebene Thalsohle, den vom Glauben als unzersprenglich bewunderten Felsfuß spalten, rufe ich laut das Schlagwort von den .solidarischen Interessen Europas' durch unser geduldiges Land. Ein Schemen ists, der keinen Begriff herbergt? Doch läßt sich was dabei denken. Der Deutsche hört gern, daß sein Vaterland anno 1890 ,in die Weltpolitik eingetreten ist', und plagtsichnichtmitderFrage, was denn seitdem errungen ward und ob es nicht vor diesem lärmenden EintrittumAnsehen,Wucht,auchumGebietszuwachs(Kamerun, Togo, Südwest- und Oftafrika) besser stand als in der Aera des Riesenheeres und der gewaltigen Flotte. Der Deutsche schluckt sogar das kernloseModewort,Kulturpolitik' und wird vergnügt ein Weilchen auch ander aus Metternichs Ladenfenster geholten Interefsensolidarität lutschen. So lange istRuhe. Italien hat sich, trotz unseremGezeter,demunserGlückwunschnachhinkte,Tripolitanien erobert und jetzt ein Recht auf südosteuropaische Landstücke angemeldet, das früher hartnäckig bestritten wurde. Oesterreich wurde genöthigt, auf die Mitherrschaft über den Orient, wie einst auf die über deutsches und italisches Sprachgebiet, zu verzichten und sich fürdieVertheidigungGaliziens,Bosniens,Dalmatiens,Istriens, Südtirols, desBanates,Siebenbürgens zu rüsten; da es versäumt hat, den Nachbarn das Gut, das es ihnennicht weigern wollte oder konnte, mit freundlich lächelndemAntlitz entgegenzutragen, gilt es ihnen als der Feind, der scheel auf ihre Machtmehrung blickt, und

muß alle List aufwenden, um sich auf feinem Hauptmarke der Bal-
kanhalbinsel (wo auch unsere Konkurrenzihm von Jahr zu Jahr ge-
fährlicher wird), zu halten. In denGrund solcherThatsachen ankere
ich die Behauptung: ,Wirhaben die speziellen Interessen unserer
Bundesgenossen,Oesterreich-UngarnsundItaliens,energischund .
wirksam Unterstützt.' Und bin gewiß.daß Keiner sich zu der indiskre-
ten Frage erdreisten wird, was diese wirksame Unterstützung ein-
gebracht, was insbesondere Wien an dem Handel verdient habe."
^:-Durch vertrauensvolles Zusammenarbeiten mit England
und gestützt auf unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Ruß-
land haben wir dem Konzert der europäischen Mächte unsere
Dienste geleistet; eine Aufgabe, die uns durch unser, erfreulicher
Weise, durchaus korrektes Verhältniß zu Frankreich erleichtert
wurde. Wir haben mit der französischen Regirung auf deren
Wunsch Besprechungen gepflogen, welche bezwecken, dem gegen-
seitigen Wettbewerb in den Gegenden, wo die beiderseitigen Be-
thäiigungen räumlich zusammentreffen, vorzubeugen. Die in so
erfreulicherWeisefortschreitendeBesserungunseresVerhältnisses
zu England hat uns ermöglicht, in freimüthigem Meinungaus-
tausch an eine Lösung des Bagdadproblems heranzutreten und
Verhandlungen mit der englischenRegirung einzuleiten, um der
möglichen Entstehung von Gegensätzen wirthschaftlicherNatur in
afrikanischen Gebietstheilen vorzubeugen. OhneBeeinträchtigung
der Rechte Dritter arbeiten wir auf einen billigen Ausgleich der
Interessen beider Theile hin. Von einfeitigen Verzichtleistungen
Deutschlands ist dabei nicht dieRede. IchhabeGrundzuderAn-
nahme, das Ergebniß der Verhandlungen werde in Deutschland
und in England als eine annehmbare Lösung möglicher Gegen-
sätze begrüßt werden. Lassen wir, meine Herren, das Vergangene
ruhen und arbeiten wir zuversichtlich weiterauf den Grundlagen,
die uns die Gegenwart bietet. Ich muß mich für heute auf diese
Andeutungenbeschränken.dadieVerhandlungnoch imGangist."
6: -Alles Gerede von dem freundschaftlichen Verhältniß, von
der gutenBeziehung zu einer anderen Macht ist völlig werthlos;
wirkt nur auf Kindsköpfe; ist derNothbehelf desArmen, der sich
vom Fehlen greifbarer Gewinne entschuldigen will. Mit guten Be-
ziehungen ist kein Kauf, ist nicht einmal ein Lombardgeschäft zu
machen. Die Beziehungen der Staaten zu einander sind gut, bis

einer dem anderen durch schreckenden Bluff Etwas abzupressen
sucht oder den Krieg erklärt; will er weder fuchteln noch schießen,
sondern schmeicheln und streicheln, weil er so ungefährdet ans Ziel
zu gelangen hofft, dann läßterbetonen, dieTemperaturdesVer-
hältnisses sei bis auf denWärmegrad derFreundschaftgestiegen.
Läppischer oder verlogener Schwatz, den nur der Zweck heiligen
kann. Briten, Russen, Franzosen sindnichtlaunische Narren. Sie
haben sich, Keiner ohne das Opfer ehrwürdiger Wünsche und
Glaubensgebilde, in eine Genossenschaft bequemt, die nur durch
die Scheu vor dem Wachsthum deutscher Macht möglich wurde;
und werden sich aus der Sozietät lösen, wenn diese Scheu ge»
wichen ist. So lange es irgend geht, werden sie sich hüten, durch
unhöfliches Wesen den stämmigen Gegner, den ihr Kartell mit
Friedensmitteln zubändigentrachtet.zu einer Kraftprobe heraus»
zufordern, der er nur mit gerupften Flügeln, als ein mißachteter
Schwächling, entschlüpfen könnte. Sollten sie grob werden, als
aus den von ihnen in Südost geschaufelten Minengängen die
Flamme aufschlug? England hatkeinLandheer; Frankreich hatte
kein brauchbares Pulver; den Russen fehlten strategisch wichtige
Eisenstränge, die Bürgschaften schneller Mobilisirung und die Zu-
versicht, daß dieHauptprovinzen ruhig bleiben würden, wenn die
Kerntruppen über die Grenze marschirt und in den erstenSchar«
mützeln geprügelt worden wären. In allen drei Reichen sprach,
außer der Staatsvernunft, derBereicherungwunsch derim Säckel-
glück fett gewordenen Bourgeoisie hitzig gegen den Muthwillen
zu vermeidlichem Krieg. Vermeidlich war er von der Stunde an,
da Deutschland den Verdacht entkräftete, es werde für seinRecht
auf einen beträchtlichenTheildesTürkenerbes kämpfen. Nur ein
Tobsüchtiger konnte danach sich noch als Grobian räkeln. Wir
förderten die Pläne des Rathes der Drei, der vor dem staunen-
den Auge der weißen, gelben, braunen, schwarzen Menschheit die
Geschäftsführung an sich gerissen hatte: also war sein Verhältnis
zu uns ,gut', .freundschaftlich', .vertrauensvoll'. Seitdem ist die
Türkei, von deren überlebender Hordengewalt wir so vielerwartet
hatten, in Europa auf einen Streifen thrakischen Landes zurück»
gedrängt, Oesterreichs Wehrmacht an vier Fronten gebunden,
Rumänien den Centralreichen entfremdet, mittelbar also auch
Deutschlands Stellung geschwächtworden. Die Hoffnung, an den
Küsten des Schwarzen und des Aegaeischen Meeres deutscher

Kultur und Wirthschaft die Einflußmündung zu weiten, mußte schrumpfen. Die Slavenzone, die sich heute schon vom Karischen bis ans Beringmeer, über Nordperfien und die AeußereMongolei dehnt, kann morgen von derAdriabisnachArga reichen. Vorsicht mahnt, Gewonnenes und zurOptionAeberlassenes vorSturm zu bergen; mahnt auch Rußlands Partner, nicht trödelnd zu harren, bis das anMenschen und Bodenschätzen,Büudniß- und Gewerbe-Möglichkeiten ungeheuer reiche Zarthum des seit Mukden und Tsushima seine Glieder lähmenden Schreckens ledig und zu starker Handlung fähig geworden ist. Da der Theilung der Asiatischen Türkei, nach neuem Brauch, die fachte Zerlegung in Vorherrschaftgebiete oder Einflußsphären vorangehen soll, ist Zweierlei nöthig: das Gelöbniß, dieses Grundstück des Osmanenbesitzes niemals anzutasten, nur, zum Vortheil des Eigenthümers, uneigennützig, wie einst Ostrumelien und Makedonien, Persien und Marokko, zu ,reformiren' (sonst stünden am Nil und am Ganges die Musulmanen in islamisch frommer Wuth wider das Herrenhäuflein auf); und, zweitens, eine Stimmung, die Deutschlands Stirn bis an das Ende der Liquidation entrunzelt. Vor einem Jahr wurden in Ost- und Westpreußen die wichtigsten Brücken von Soldaten bewacht, weil ein Russeneinbruch zu fürchten war, in Schlesien die Bettung und Pflege Verwundeter vorbereitet, im ganzen Reich der Reservemannschaft der Ort ihrer ersten Wehrdienstpflicht angewiesen und alle erlangbare Kohle für Staatsbahnen und Flotte aufgekauft. Gute Beziehungen; ehe wir uns alsFörderer derBotschafterreunion und ihres Mollens erwiesen hatten. Jetzt müssen die selben Mächte, die uns und denen wir damals die Absicht auf tückischen Ueberfall zutrauten, mit uns verhandeln; über Orientbahnen, Schiffahrtrechte, Türkenreichsschuld, Konzessionen mannichfacher Art. Mit brummigen,geärgertenLeuten ist schlechtverhandeln.Drum heißt die Losung, wie beim Dutzendphotographen: Bitte, recht freundlich! Das Verhältnis^ ist da, wo nachts geschimpft und gespuckt wurde, im Morgengrau wieder .durchaus korrekt', an den vernarbten Stellen aber schon .freundschaftlich'. Britanien, Rußland, Frankreich: Jedes will, in Kleinasien, Etwas von uns und hütet sich, uns zu reizen. Bleibt dennoch die Verhandlung fruchtlos, so heißts: .Mit diesen Kerlen kann auch derFrömmste sich nicht vertragen; sie haben selbst unser Streben nach Verständigung anerkannt, doch schließlich die hin-

gestreckte Hand weggestoßen. Brutale Sippe, die lügt, wenn sie
höflich ist.' Das, meineHerren, sind die Grundlagen, die uns die
Gegenwart bietet und aufdenen wir zuversichtlich weiterarbeiten.
Zuversichtlich. Unsere Bereitschaft zu selbstlosem Dienst hat
einKonzert der Mächte ermöglicht und ihnenAppetit gemacht.Iede
la ngt nun nach d er Schüssel, aus der sie sich zu sättigen hofft. Frank-
reich will allerlei finanzielle Sicherungen und Vortheile, will frem-
den Einspruch ausschließende Rechte auf Verkehrswege undGe-
schäftszweige: und hat, seit die Verhandlung begann, selbst die
Preßlegion, von deren Sehne sonst Gallierpfeile aufuns hagelten,
verpflichtet, des Nachbars Haut nicht zu ritzen. Daß die Noth»
wendigkeit und der Zweck dieses mot ä'orcire dort erkannt wird,
haben wir noch in dem Monat von Zubern gemerkt. Kein Triumph-
gcheul; nur linde Rüge aus schwermüthig lächelndem Mund.
Rußlands Napf muß größer sein; breit und tief genug für eines
Riesen Schöpfkelle. Seit Englands Wunsch syrische Parzellen,
Arabien, Koweitumklammert.istRußland inArmenien vonlästi-
gem Wettbewerb frei.Um uns in heitere Vertraulichkeit zu kitzeln,
stellt es sich, als sei nur zwischen ihm und uns jetzt noch das Be-
stimmungrecht streitig und die Verständigung mit uns der Hei-
ligen Rossija heiligste Pflicht. Der kurze Zeitraum zweier Mo-
natesiehtzweirussischeMinister,die.HerrenSasonow UndKokow-
zew inBerlin.Plauderei .Ob wir nicht auch meinen.daß die seit 1878
den Armeniern verheißenen Reformen endlich Ereigniß werden
müssen. Im Interesse der Menschlichkeit, für das zu wirken
wir ja immer bereit seien; und der Türkei, versteht sich. Rußland
wolle in Kleinasien nicht etwa Land erwerben; solcherFrevelplan
sei ihm ganz fremd. Nur die Lage der armenischen Christenheit
will es bessern und den Osmanen die Herrschaft erleichtern. Dieser
reine Wille zu keuscher Enthaltsamkeit sei, leider, auch von uns
verkannt worden, als wir in Konstantinopel für den untauglichen
Reformentwurf der Iungtürken eintraten und dadurch die Eini-
gung derBotschafter hinderten. Inzwischen sei aber der letzte Schat-
ten des Verdachtes geschwunden, Rußland wolle die Schwachheit
derTürkei für sich ausnützen. Also! Einverstanden. Das russische
Programm genügt den Grundsätzen christlicher Sittenlehre und
bewahrt die Türkei vor neuem Aufruhr, der Vorwände zu gewalt-
samem Eingriff böte. Wir stimmen freudig zu; und erwerben das
Ehrenrecht, unsere Beziehungen zum Zarenreich .freundschaftlich'

zu nennen. Ansere Diplomaten dürfen, wo es sie nützlich dünkt,
erzählen, Deutschland sei inPetersbutgfetztstärker als irgendeine
«ndereMacht.Bis dieNachrichtkommt,daß ein Schwärm deutscher
Offiziere in denDienst des Sultanstreteund dem Führerderaus-
erlesenen SchaardasErsteArmeerorps.dasindertzauptstadt gar-
nisonirt.sammt allenMilitärbildungstätten und derAeberwachung
des ganzentzeerwesens anvertraut werde. Wahr? Wahr. Konstan-
tinopel unter demBefehl eines deutschen Generals, der nachBelie-
ben schalten, der mit feiner Truppenmacht auch die Sperrung und
Oeffnung des Bosporus erzwingen kann? Sturm in Petersburg.
Solches darf nichtgeduldet werden. Das widerspräche derUeber-
lieferung, die sich höchstens mit türkischer Herrschaft über die Meer-
engen, niemals mit der eines anderen Staates abfinden kann.
Noch klebt das Plakat, das die freundschaftlichen Beziehungen
ausruft. Noch wird die Freundschaft unserenLandsleuten in wei-
ßer, rother, grüner Glühschrift an jeder Straßenecke vors Auge
geflackert. Von der Petersburger Sängerbrücke aber fliegen Fun«
ken an den Quai d'Orsay und in die Downingstreet. Wenn Ihr,
Franzosen, einem Großwesir, der uns so niederträchtig verräth,
Geld leiht, auch nur durch die Aufnahme von Schatzscheinen aus
der Klemme helft,werdet Ihr mitschuldig, entwerthet das Bünd-
niß und treibt uns in zuverlässigere Genossenschaft. Herr Caillaux,
den wir als ,unserenMann'begrüßen und dadurch umdieHälfte
seiner Kreditfähigkeit bringen ließen, erschrickt und zeigt den Bank-
männern die finsterste Miene. London aber bleibt, fürs Erste, noch
still. Der Nachtrag zum anglo-türkischen Vertrag ist fertig. Das
Gebiet des Sultanates Koweit wird so hübsch abgerundet, daß es
die Vormacht Arabiens wird; sein Sultan bleibt, wie derKhediv
von Egypten, demKhalifen unterthan, erhält aber das Recht auf
die selbständige, jeder Kontrole entrückte Leitung des Verkehrs
mit anderen Völkern: muß also thun, was Britanien heischt.
Damit ist das Schicksal Arabiens besiegelt. Das Monopol für
die Schiffahrt auf den Flüssen Euphrat und Tigris fällt einer
Gefellschaft zu, die, damit einstweilen der Tugendschein gewahrt
sei, international heißt, von deren Kapital aber fünfzig Prozent
den Briten, je fünfundzwanzig Deutschen und Türken gehören;
durch den dünnen Schleier schimmert die Gewißheit englischer
Majorität. Ein ähnlicher Kniff könnte die dritte Errungenschaft
desVertragshängsels sichern. FlüssigertzeizstoffsollinnaherZeit

den festen ersetzen. England will seine Schiffe mit Petroleum heizen und jede Seegroßmacht muß aufdiesenWegfolgen.Britische und deutsche Unternehmer streben nach derErlaubniß zurAusschöpf« ung der syrischen, arabischen, mesopotamischen Petroleu mquellen. Den Briten ist sie, nach stillem Kampf und reichlicher Düngung des Ressortbodens, zugesagt. Sie haben die Konzession in der Tasche, sind schon verpflichtet, das Erdöl nur dem Marineamt zu liefern, in ihres Herzens Güte aber bereit, die deutschen Werber in das Petroleumgeschäft ungefähr ebenso weit wie in dieEuphrat-rhederei einzulassen. Dem Leun gebührt natürlich der Löwentheil. Und daß Deutschland für seineKriegsschiffe wederKohlenstationen noch überseeische Oelquellen hat, ist nichtEnglands Schuld. Dem brächte der neue Vertrag einen Gewinn wie lange keiner; einen Bissen, der den Liberalen noch einen Wahlsieg verbürgen könnte. Ein Glück, denkt Sir Edward Grey, daß wir mitDeutschland ver-trauensvoll zusammenarbeiten und ‚die Besserung unseres Ver-hältnisses in so erfreulicher Weise fortschreitet'. Ein Stein ist weggewälzt. Die Bagdadbahn, die einemLandheer dentrockenen Weg nach Indien öffnen, die malles cies Incles schneller als ein anderer Strang spediren, im Güterverkehr mit dem Fernen Osten also denVorrang erstreben sollte und den Schatten so gefährlichen Trachtens in alleBritenfeelenwarf,wirdnuneineniedlicheLokal-bahn, eine von Deutschen bezahlte und behütete Sackbahn, die in britisches Gebiet mündet. Das haben die Berliner gewährt; um das gebesserte Verhältniß nicht wieder zu trüben, nehmen sie wohl auch den Türkenvertragsappendix hin. Wenn sie in heller Laune bleiben. Was will Sasonow? Der Bosporuspförtner sinkt in die Ohnmacht des Nilwärters? General Liman von Sanders wird der Kitchener der Türkei? Unsinn. Die Deutschen sind brave Menschen. Die planen keinen tolldreisten Handstreich. Sind zu-frieden,wenn sie zu Neidern sprechen können: Seht, trotz Kirkkilisfe und Lülle Burgas hat der Großherr doch wieder unsere Offiziere als Instruktoren ins Land gerufen! Statt die Deutschen zu ver-ärgern, soll man bedenken, daß sie stark sind und Etwas fordern dürfen. Scheinerfolg am Adriatischen, Parademöglichkeit am Marmarameer: der Gerechte muß zugeben, daß unsere Spesen, bei einem Geschäft solchen Umfanges, erträglich sind. Und wir können obendrein jetzt kompensiren. Giebts irgendwo, wegen der armenischen Inspektoren, der anatolischenBahnen, des Mineral«

öls oder der Oette publique Ottomane, Schwierigkeiten: die Duldung der deutschen Militärmission ist noch nicht verbrieft. Wird das Kommando demBotschafterWilhelms garzumSchemel, von dem er in Uebermacht klettern und zum Patron der Pforte werden kann: wir Drei putschen dieFezträger leicht gegen die Pickelhaube auf, die, wenns ihnen schlecht ging, stets unsichtbar war. Dürfen wir, meine Herren, nicht zuversichtlich auf den Grundlagen weiterarbeiten, die uns die Gegenwart bietet? Durchaus korrekte, erfreulichgebesserte, freundschaftlicheBeziehungen.Werden die Grundlagen morsch, dann, freilich, kehrt der alte Zustand wieder. Keiner hat noch ein Interesse daran, uns, tändelnd und lächelnd, in heiterer Gemüthsstimmung zu halten. Jeder erinnert sich lauten Machtstreites und stummer Bedrohung. And die Grundlagen werden morsch,wenn wir im engstenWinkelchen die Hoffnung ausNachgiebigkeit enttäuschen oder wenn, später,die drei Liebenswürdigen die Frucht der Unterhandlung, der sie Schönwetter erkünstelten,gespeicherthaben.>DochderBismarckgeist, dem wir treu sind, warnt, der Vorsehung ins Handwerk zu pfuschen."

^: »Wenn Mancher von Ihnen den Wunsch hat, ich hätte über einzelne Punkte ausführlicher sprechenmögen,so verstehe ich diesen Wunsch. Ich hätte ihn gern erfüllt; ich kann aberüberFragen mit internationalen Zusammenhängen nicht so mittheilsam sein, wie ich möchte. Vor Allem aber.meinetzerren: unserePolitik liegt offen zu Tage. Sie war uns durch unsere eigenen Interessen und durch die unsererBundesgenofsen so klar vorgezeichnet, daß ich glaube, wir konnten keinen anderen Weg gehen. Unsere Lage im Herzen des europäischen Kontinents wird uns immer darauf hinweisen, für dieunversehrteAufrechterhaltungderkontinentalen Machtstellung Deutschlands alle physischen und moralischen Kräfte derNation einzusetzen.Aber zugleich verlangen diese Kräfte gebieterisch nach fortschrittlicher Entfaltung im wirthschaftpolitischen Getriebe der Welt. Die Aufgabe ist groß und bedeutet ein bestimmtes und festes Ziel."

S: »Wieder keine Dividende; und die Pflicht, die Konkurrenten, die uns auch dieses Jahr ertraglos gemacht haben, bis über den Klee zu loben. Was bleibt? Wortplunder; Andeutung des Berufszwanges zur Schweigsamkeit; und die Sicherung einer Planke, die alsNothbrücke zu neuerWehrforderung führt. Machen Sie es besser, wenn Sie vor dem Abschluß einer Gesell-

schaft stehen, die längst keinen Gewinn mehr ausweist und von Jahr zu Jahr mehr Betriebskapital verschlingt. Unsere festländische Machtstellung wäre auch bei viel kleinerem Aufwand nicht ernstlich bedroht. KeinesNachbars Dummheit thürmt sich in den Glauben, das Deutsche Reich sei zu vernichten, als Völkerbund vomErdboden zu tilgen. Weil es sich mit ungestümem Eifer rüstet, traut man ihm, dem Erobererwille ins Leben half, Erobererpläne zu. Bescheiden wir uns in Ererbtes, freuen uns, wenn derFeind gedeiht, fühlen uns durch die Schwächung des Freundes nicht gekränkt, nehmenFlitter fürGold und ersehnen nur die Weitung der Absatzgebiete, dann empfiehlt Vernunft, dietzälfte derWehrausgaben zu sparen und den Industriellen, den Kaufmann, in. Freiheit und mit geminderter Last, ins Weltmarktgewühl zu schicken. Das ist kein hohes, doch ein festes und nahes Ziel."

Fazit.

Höret, Zweifler: Die Ausgabe ^ reiht nur Sätze, die Herr Thezbald von Bethmann-Hollweg im Deutschen Reichstag gesprochen hat.Leset sie noch einmal; und lernet Euch schämen. Als Leitartikel brächte ein Anbekannter es nicht ins Blättchen einer Gerichtsstadt. So darf man vom höchsten Beamtensitz sprechen; solchen Inhalt in solcher Form den erwählten Vertretern der Nation anbieten. Die haben sechs Tage zuvor den Mann ausgelacht, niedergebrüllt, zu den Toten geworfen, weil er seine Unzulänglichkeit dadurch erwiesen hatte, daß er aus Quark eine Pest, aus einem Kasernenskandälchen ein europäisches Ereigniß werden ließ. Heute sind sie stumm; lauschen, sittsam gläubig, Kindermärcn, die dem Kundigen das Blut in die Schläfe jagen; lächeln nicht einmal, wenn ihnen erzählt wird: -Wir konnten keinen anderen Weg gehen und haben die eigenen Interessen und die unserer Bundesgenossen gewahrt." Einzelne rufen gar: „Bravo!" DerMann hat das Wuthgewitter ja im Amt überdauert; schleppt, noch immer, den Kanzlertitel herum; kann gute, kann schlechte Behandlung gewähren. Was ist von dem Ernst, von dem andächtigen Pflichtempfinden der Leute zu halten, die gestern würdelos tobten und heute,vor ungleich größeremAnlaß zu heiligemZorn, dumpf und stier auf ihrem Platz hocken? Kann derArmsälige von seinesEckstuhlesragenderHöhesichihremArtheilbeugen?Stimme von oben: Behaltet einander; Ihr seid einander Werth.

Der Anfang.
AFK er mit dem ruhigen Blick des Soziologen die Stellung der
Jugend innerhalb des heutigen Kulturlebens prüft, wird
eine Kluft zwischen ihrem wirklichen geistigen Werth und der Wer-
thung, die ihr im Allgemeinen wird, erblicken. Schon die Spott«
namen für die Jahre der eigentlichen Jugend, Flegeljahre, Back«
fische, Pennäler, zeugen von dieser Einschätzung; mögen sie im
Einzelfall harmlos gemeint sein: als Gesammterscheinung sind sie
doch das Symptom einer gewissen Brutalität gegenüber der Ju«
gend, das Gegentheil jener Ehrfurcht, die man ihr nach dem latei-
nischenDichterwort schuldet. DasSchlimmste an dieserBehandlung
ist, daß man die Jugend nicht nur nicht ernst nimmt, sondern sogar
hindert, sich selbst ernst zu nehmen. Das gerade aber will sie sehn«
süchtig. Und man fängt zu fühlen an, welches Anrecht die Ver-
hinderung ihr thut. An die, Emanzipation des Kindes, deren Ban«
ner Ellen Key und Ihresgleichen aufgerollt haben, reiht sich die
Emanzipation der Jugend. Beide Bewegungen sind aber durchaus
verschieden. Beim Kind handelt es sich um die Beseitigung unna-
türlicher Einengungen, um die Rückgabe an die Natur, um gröfzt«
mögliche Freiheit vom Wollen Erwachsener. Und doch müssen diese
Erwachsenen ihre Hand über das Kind halten, um fremde, störende
Einflüsse abzuwehren. Anders ist das Bedürfniß der Jugend; der
Zeit, wo sich zum ersten Mal die Kreise des jungen Lebens und der
alten Kultur schneiden. Hier kann die Losung nicht heißen: Rück«
kehr zur Natur, sondern nur: naturgemäße Betheiligung an der
Kultur. Wir wissen, daß die Einführung der Jugend in die Kultur
heute der Schule anvertraut ist. Die Jugend hat dabei fast immer
passiv zu bleiben; nicht nur der Methode nach, insofern ihr Kennt«
nisse eingeflößt werden, sondern auch dem Inhalt nach, insofern
zwischen diesen Kenntnissen und ihren eigenen geistigen Bedürf«
nissen wenig Verbindungen bestehen. Die Schulkultur ist nicht
eine, in der die Jugend leben könnte, denn sie ermöglicht ihr keine
Aktivität. Immer wieder wird ihr die Anwendung ihrer Kenntnisse,
die Bethätigung des Gelernten als fernes Ziel, als Inhalt des
eigentlichen „Lebens" in Aussicht gestellt. Mit Recht werden in
dem bekannten Spruch Schule und Leben als Gegensätze vorge-
führt. Darum ist die große Aufgabe der Jugendemanzipation, den
jungen Menschen eine ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten ange-
messene Jugendkultur zu schaffen, in deren Bezirk sie die Möglich-
keit zu freier und fruchtbarer Bethätigung ihrer Kräfte finden.
Solche Kultur in einem Musterbild zu zeigen, ist die Absicht der

von mir gegründeten Freien Schulgemeinde Wickersdorf. Und wer den Fall der Jugend einmal durchdacht hat, wird empfinden, daß die Heimstätte dieser neuen Jugendkultur nur die Schule sein kann; daß die Schule zum Reich der Jugend umgewandelt werden muß. Wir Alle aber wissen, wie weit noch der Weg zu diesem Ziel ist. Unsere Schulreformatoren denken immer nur an Milderungen der nun einmal unvermeidlichen Einspannung der Jugend in das Joch der Arbeit. Aber nicht darum soll es sich handeln, sondern um die Erzeugung einer neuen, werthvollen Jugend und einer Iugendkultur, die ihren Sinn in sich selbst trägt.

Die Freie Schulgemeinde kann der Bewegung wohl den Kurs weisen. Die öffentliche Schule aber hat noch keine Lust, diesen Kurs einzuschlagen. Da ist es nun ein eigenartiges Schauspiel, wie sich die Jugend selbst rührt. Die erste Erscheinung dieser Art war der Wandervogel, der mit Energie daran gearbeitet hat, eine von der Schule unabhängige, aus dem Volksleben geschöpfte Iugendkultur zu schaffen. Sein Reich liegt neben der Schule. An ieine Eroberung und Umformung der Schule denkt er bis jetzt nicht. Aber schon wagt die Jugend auch diesen Schritt; wenigstens in ihrer Erkenntnis;. Das lehrt uns die neue Zeitschrift „Der Anfang" (Verlag der Aktion in Wilmersdorf). Diese Monatschrift soll nur der Jugend gehören; auch in dem Sinn, daß sie ganz von der Jugend geschrieben wird. Die Interessen, Bedürfnisse, Nöthe und Ideale unserer Schuljugend sollen in ihr einen reinen, unverkürzten Ausdruck finden. Die Zeitschrift ist nicht von mir begründet worden, sondern von jungen Menschen, denen ich nur einige äußerliche Hilfe leiste: durch die Uebernahme der preßgesetzlichen Verantwortlichkeit und durch Rath bei der Auswahl der Beiträge.

Solches Blatt muß sich natürlich, mehr als mit allem Anderen, mit dcr Schule beschäftigen; und es wäre naiv, zu glauben. daß Dies auf die Dauer in einer Weise geschehen könne, an der die Schulmännermehrheit ihre Freude hätte. Wenn schon jetzt hier und da ein Oberlehrer oder Direktor, in der Presse oder vor feinen Jungen, gegen das Blatt wettert, ihm nachsagt, daß es den Oberlehrerstand mit Schmutz bewerfe oder ein ödes Schimpfblatt sei, so richten sich solche Urtheile im Hinblick auf das wirkliche Wesen der Zeitschrift selbst (zumal, wenn die pädagogische Geduld schon nach der zweiten erschienenen Nummer gerissen ist). Aber die Unbeteiligten können kaum daran zweifeln, daß dieses Blatt mindestens ein höchst werthvolles, vielleicht ein unersetzliches Zeitdokument sein wird. Soll denn über das Leben, Sinnen und Trachten der Jugend, dieses wichtigsten Volkstheils, noch länger Dunkel lagern

und die erwachsene Menschheit so wenig wissen, daß ihr gar nicht
der unbequeme Einfall kommt, der Noch unserer Jugend zusteuern?
Man fürchtet von solcher Zeitschrift die Untergrabung der
Disziplin; wohin soll es führen, wenn die Jungen ihre Schule und
die Maßregeln ihrer Lehrer kritisiren dürfen? Als ob nicht stets
kritisirt worden wäre! Das Verantwortlichkeitgefühl lehrt aber
den Kritiker nur die Oeffentlichkeit. Da lernt er die Grenzen seiner
Urteilsfähigkeit sehen und sich auch als Kritiker und als Kläger,
mit Tadel und Vorschlägen, im Bewußtsein des positiv Arbeiten-
den fühlen, als einen Mitarbeiter am Werk des Schullebens, Mit-
streiter um eine neue, schöne, adelige Jugendkultur.
Dieser Sinn der neuen Zeitschrift ist bei ihrem Erscheinen nur
von Wenigen verstanden worden. Die jungen Menschen, die hier,
innig durchglüht von Dem, was Nietzsche „die Liebe zum Fernsten"
nennt, und mit viel kühlerem Kopf und mit viel klarerem Begriff,
als Mancher ahnt, am Werk sind, mußten sich zunächst gefallen
lassen, als grüne Jungen, Aeitungschmierer, Tintenkulis ange-
schrien zu werden; von Leuten, die damit für ihre größere Reife
keinen besonders einleuchtenden Beweis erbrachten. Möge sich
aber doch bald das Publikum auf diese Sache anders einstellen;
es handelt sich hier um eine ernste Angelegenheit. Nur darf man
nicht erschrecken, wenn in dem neuen Blatt oft ein scharfer Ton an-
geschlagen wird. Jugend kann auf billige Klugheit verzichten; uns
Allen ist nur mit einem ungefälschten Bilde der jugendlichen Stim-
mung und Meinung gedient; und der Jugend von heute ist nicht
so ums Herz, daß sie schon die Schalmei blasen dürfte.
Diese Zeitschrift ist ein Zeichen dafür, daß die Jugend sich
ernst nimmt, und ein Mittel dazu, daß sie sich ernst nehmen kann.
Wer ihrs mißgönnt, kennt sie nicht oder liebt sie nicht.
Or. Gustav Wyneken.

Hans Pfitzner in Strasburg.

fitzners stark und eigenartig formender Bühnengenius hat
AS das Recht auf ein Theater, dessen Zuschauerraum, Orchester-
anlage, Vorkehrungen für die Ausgestaltung der Szene ganz nach
seinen Angaben, nach seinem Empfinden einzurichtsn wären. Dies
sage ich in vollem, schweren Ernst, nachdem ich in Straßburg Auf-
führungen der „Götterdämmerung" und der „Rose vom Liebes-
garten" gesehen, die Pfitzner zugleich als Kapellmeister und als
St

Spielleiter vorbereitet hatte und beseelte. Aufführungen mit Sängern, die bei treuer Hingabe, herzwarmer Begeisterung in stimmlicher und gesangstechnischer Hinsicht manchmal versagten, mit einem Orchester, das sich ehrenvoll hielt, sich aber am Ausgang eines arbeitreichen Winters begreiflicher Weise ermüdet zeigte, mit einem dekorativen Material, das, ungeachtet der poetischen und sinnvollen Grundidee jedes Bildes, ein neuzeitlich geschultes Auge im Aufbau und in der Farbengebung ein Wenig altfränkisch anmuthete. And doch: Gesamtdarstellungen, die dem Empfänglichen zum Erlebniß wurden. Weil in ihnen der wagnerischen Kardinalforderung, wechselseitiges Durchdringen des musikalischen und des szenischen Elementes, bis zu einem unerhört hohen Grade genug gethan war. Weil in ihnen eben so sehr der nachschaffende Tonsetzer wie der nachschaffende Dichter sich wundervoll auswirkte. Denn Das ist das ganz Besondere an dem Spielleiter Pfitzner, daß er, im Gegensatz zu so vielen Handwerkern, Virtuosen, Spintisirern der Regie, vornehmlich auch die Werke Wagners als intuitiv nachschöpferischer Dramatiker gestaltet. Hierin ruht das eigentlich Geniale seines reproduktiven Vermögens. In der Kraft, in der Eleganz der Stabführung bietet er Vortreffliches, nicht Unübertreffliches; im schlicht wahren und just deshalb überzeugenden Verdeutlichen des dramatischen Gedankens giebt er Unvergleichliches.
„Was ist deutsch?" So fragte Wagner stets wieder mit gesteigertem Nachdruck. Pfitzners Art hätte ihm vollauf Denüge gethan: sie ist deutsch bis in die kleinste Faser. Sie ist „echt". Dieses „echt" läßt sich im letzten Grunde nicht definiren. Man empfindet, daß Einer echt, daß Alles an ihm, in ihm echt ist, von Geburt an. Wir haben es hier mit einem Geheimniß der Natur zu thun: sie giebt das Echt-Sein als hohes Gnadengeschenk auf den Lebensweg mit. Durch eifervolle, selbst durch aufopfernde Hingabe, durch Intelligenz, Energie, höchstentwickeltes Können ist nun einmal kein Ersatz zu leisten, wenn die Natur mit jenem Köstlichsten zurückgehalten hat. Gustav Mahler war gewiß ein Starker, manchmal ein Gewaltiger der Szene. Doch das Echte ging iHm ab. And es geht den ihm mehr oder weniger verwandten Geistern ab, die sich nach ihm gebildet haben. Tragik des Geschickes. Sie offenbart sich, sofern Ewer den ganz großen Echten, den Bach, Beethoven, Wagner gerecht werden soll. Kongenialität wächst nun und nimmermehr aus angespannter Nervenkrast heraus, sondern lediglich aus der zaubermächtigen Fähigkeit echten Fühlens und Nachfühlens.
Hans Pfitzner ist Herr des Zaubers, Weil er das Echte in sich trägt, vermag er, als rechter Deutsch:?, das Schwerste zu verbeut'

lichen. Nichts blendend Aeberredendes, nichts niederschmetternd Wuchtiges ist in seiner Wiedergabe. Schier bläßlich erscheint sie im ersten Augenblick dem allein auf das Blitzgefunkel der Moderne Eingestellten. Doch alsbald ergreift sie mit der leise einsetzenden, fest vorschreitenden Aeberzeugungskraft des Kunstwahren und Kunstklaren den Zuhörer und Zuschauer; und bannt damit sein Herz, seine Phantasie, seinen mitgehenden architektonischen Sinn bis ans Ende. Ein musikalisches Motiv tritt auf: es ist rhythmisch festumrissen, mit freiem Ein- und Ausathmen gesungen, bühnengemäsz deklamirt in plastischer, schönbelichteter Ausmodellirung. Ein dramatisches Motiv erscheint: es wächst aus dem Orchester mit freister Natürlichkeit hervor, wie die Blüthe aus dem Blattschaft, dem Vollenden der Tragoedie entgegen. Wagner, der weithin Organisirende, wird lebendig. Wie einst bei Hans von Bülow, wie bei Felix Mottl, ehe ihn die erbeingesessenen Pygmäen im münchener yof- und Nationaltheater mit vergifteten Nadeln in die Ferse stachen. Die Stunden vergehen im Amsehen; wie steht es mit den wagnerischen Längen? Wo Alles zu unmißverständlicher szenischer Deutlichkeit ausgelegt, mit jeder im ganzen Zuschauerraum vernehmlichen Silbe, mit jeder sinngemäß und eindrucksvoll gebrachten Geste die poetische Wahrscheinlichkeit gestützt wird: da giebt es nur eine unendliche Kette von Schönheiten. So erschienen die vielgefürchteten Gutrunen-Szenen als Edelsteine in der Partitur der „Götterdämmerung", weil sie mit aller (ihnen auf anderen Bühnen auch bei „Festspielen" versagten) Liebe studirt, also nicht als routinehaft abgefertigtes Verlegenheit-Füllsel behandelt sind. And man kann sich eines stillen Lächelns nicht erwehren. wenn man sich daran erinnert, daß zungengewandte Kritiker und namhafte Essayisten Richard Wagner zur Jubiläumsfeier bescheinigen, er sei, so zu sagen, abgethan und das Zukunftheil der deutschen Szene ruhe in der ölig schleckerhaften, schlechterdings nur miserabel zu verdeutschenden und zu verdeutlichenden Kantilene dies bisrühMten Feldherrn Rndames, während eine Wagner-Aufführung unter Leitung yans Pfitzners klärlich erweist, daß an dem mit diesem Jahr ja allem Volk frei überantworteten Nibelungen-Besitz trotz Bayreuth noch so Mancherlei zu entdecken und zu erobern sei. Kein Mißverständniß, bitte: die legitime, auf ausreichendes Fachwissen, vollfrische Empfänglichkeit und vorurtheillose Betrachtungweise gegründete Kritik ist just so berechtigt, sich mit Wagner auseinanderzusetzen wie mit Kleist oder Hebbel, mit Mozart oder Rossini. Nur hat der kritische Prozeß so lange etwas Willkürliches, als noch nicht völlig klargelegt ist, wie sich das Werk
3t-

des Künstlers beschaffen zeigt, wenn es auf die rechte Art lebendig gemacht wird. So weit sind wir Wagner gegenüber noch keines« Wegs. Die.Ursachen: die „vielzuvielen", unter mangelhaften Vorbedingungen erfolgenden Wagner-Aufführungen, alias die geschäftmäfzige, auf Geheiß des allmächtigenKassirersvor sich gehende Wagner-Abwerkelei unserer Hof- und Stadttheater. Und die Seltenheit der zur Kongenialität aufsteigenden nachschöpferischen Begabungen. Gerade herausgesagt: unter all den vielen Hunderten von Wagner-Kapellmeistern, Wagner-Regisseuren, Wagner-Sängern, die seit den ersten dayreuther Festspielen auf den Plan traten, haben höchstens zwölf erwiesen, daß sie Berufene, höchstens drei oder vier gezeigt, dah sie Auserwählte waren.

Nun lebt in Hans Pfitzner solcher Auserwählte unter uns. Da, wo er heute wirkt, bringen ihm die Stadtväter, die Presse, einsichtige Kunstfreunde viel schönes Vertrauen entgegen. Das ehrt die Strahburger. Aber der Künstler muh sich, wenn er Mozart und Weber, Wagner und seine eigenen Musikdramen einstudirt und inszenirt, Alles in Allem genommen, mit bescheidenen Mitteln behelfen; und das Haus, in dem er eine „Götterdämmerung" als begnadeter Dichter und Musiker nachschafft, ist kein Amphitheater mit versenktem Orchester und einer dem Zuschauerraum frei gegenüberliegenden, von ihm durch Lichtmittel ganz zu isolirenden Bühne, wie sie Wagner wollte, sondern ein biederer alter Opernkasten. So verläßt Unsereiner nach Beendigung der Vorstellung das Haus mit zwiespältigen Empfindungen. Die Fülle, die Bedeutung der erhaltenen Anregungen haben ihn beglückt. Doch er empfindet schmerzlich, daß Pfitzner seine tiefdurchdachten Absichten nur zur Hälfte verwirklichen kann. Da stellt sich von selbst die Frage ein: Wie ist zu erreichen, daß kostbares, der Welt doch nur auf Zeit geschenktes Gut zum Frommen deutscher Kunst restlos aus« gewerthet werde?

Redlich sorgende Freunde haben seit Iahren in Erwägung gezogen, ob Pfitzner mit einer Stellung an einem der „tonangebenden", durch eine verhältnißmäßig reiche Subvention gestützten, mit großem Personal und weitschichtigem szenischen Apparat arbeitenden Hofoperinstitute gedient wäre. Da kommt, meine ich, in Betracht, daß ein Mann von seinem Ansehen, seiner genialen Natur, seinem Temperament nicht der Untergebene eines mehr oder weniger dilettirenden Chefs in Kammerherrntracht sein kann, sondern nur als selbständige führende Kraft mit entscheidender Stimme in allen wichtigen Angelegenheiten sich zu bethätigen fähig ist, daß jedoch die ständige Lewing einer solchen vieleHundert

Köpfe beherbergenden Anstalt auch die Erfüllung mannichfacher zeitraubenden Verwaltungpflichten bedingt. Bureaudienst ist wiederum für den in bedeutendem Stil Nachschaffenden, zumal wenn er auch den Namen eines Schaffenden von hohem Rang trägt, eine arge Vergeudung des Besten, Seltensten. Denken wir vor Allem daran, daß der Tonsetzer, dem wir den „Armen Heinrich", die „Rose vom Liebesgarten" danken, sich jetzt in das Problem des „Palestrina" versenkt hat. Pfitzner braucht das Theater: es regt ihn vielseitig an, es weckt in ihm Stimmungen, die sich in ihm zu kompositorischen Eigenwerthen umsetzen mögen; Wagner dürfte es in seiner dresdener Zeit ähnlich gegangen sein. Auf der anderen Seite würde die Bühne die Phantasie des schöpferischen Meisters einschnüren, vielleicht in Zeit und Weile ganz lahm legen, wenn sie ihn andauernd mit allen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des täglichen Repertoire-Dienstes behelligte. Schlußfolgerung: es gilt, für lPfitzner vor der Szene Arbeitmöglichkeiten gu lerwirken, die danach angethan sind, ihn thunlichst uneingeschränkt aus der Fülle seiner dramaturgischen Einsicht und seiner musikalischen Eingebungen schöpfen zu lassen, ihn jedoch nicht in das ermüdende Einerlei einer allstündlich zu speisenden Geschäftsmaschine zwingen.
Ich glaube, einen Weg zu sehen. Straßburg reckt und streckt sich. Mit jedem neuen Jahr gewinnt es an Bedeutung: als Hauptstadt der Reichslande, als blühendes Handelscentrum, als Sitz einer der an richtungweisenden Lehrkräften reichsten deutschen Universitäten. In absehbaren Tagen wird da das sich dem Architekturbilde der älteren Stadt äußerlich vortrefflich einfügende, aber im Inneren recht altmodische Bühnengebäude am Broglieplatz mit seinen nicht gefahrlosen Treppenanlagen, seinen,nur zu einem recht kleinen Theil auf gutes Sehen berechneten Zuschauerplätzen, seiner eingeengten Orchestereinrichtung und seiner unbehilflichen szenischen Maschinerie den berechtigten Ansprüchen der jungen Generation nicht mehr genügen. Wie Mannheim und Karlsruhe, so sieht sich also auch Straßburg vor die Nothwendigkeit gestellt, sich ein neues Theater zu errichten. Bewähren sich die BSter der Stadt als weitsichtige Kunstpolitiker, so sorgen sie dafür, daß dieses Theater in der Gestaltung des Auditoriums wie der Bühne auch den Gegebenheiten einer „Schauburg" für großzügige, feierliche szenische Darbietungen entspreche. Von einem Festspielhaus am Rhein ist in der Oeffentlichkeit schon oft gesprochen worden. In Düsseldorf und Koblenz, in Frankfurt und Darmstadt hat man diesen Gedanken bereits erwogen; wie wäre es, wenn thn Straßburg in die That umsetzte? Kein Millionenprojekt, meine Herren! Verzichtet man

auf überflüssigen Prunk und Tapezjrerkram, hält man sich im Rah»
men schlichter, zweckvoller Sachlichkeit, so läßt sich, etwa in der Art
des charlottenburger Schillertheaters, ein Haus mit dem Grund-
plan eines Amphitheater-Ausschnittes für acht» bis neunhundert-
tausend Mark herstellen. Zu den Kosten hätten neben der Stadt
Straßburg auch von Rechts wegen das Land und das Reich einen
angemessenen Zuschuß beizusteuern, da es sich um deutsche Kultur-
arbeit, um ein weiteres wichtiges nationales Bildunginstitut im
Elsaß handelte. Im Hinblick darauf wäre vielleicht sogar Aussicht,
von allerhöchster Seite eins thatkräftige Förderung zu erlangen.
Für nicht ausgeschlossen halte ich außerdem, daß sich unter den vom
Geschick oegünstigtenrFreunden Psitzners hochherzig gesinnte Ma<?»
cene fänden, die ihre Namen mit solchem Kulturwerk dauernd ver-
binden wollten.
An den maßgebenden straßburger Persönlichkeiten ist es.
eine folgenschwere Entscheidung zu treffen. Sie werden sich sagen.
was es in sich schließt, sich einen Hans Pfitzner dauernd zu ver-
pflichten, ihn für Lebenszeit als treuen, erfolgsicheren Berather
und Führer auf dem Gebiet idealer und praktischer Kunstförderung
zu gewinnen. Das Wort „praktisch" möchte ich in diesem Zusam-
menhang unterstreichen. Pfitzner, der in früheren Iahren, als be-
geisterter Vorkämpfer des Großen und Erhabenen, mit Menschen
und Dingen nicht immer sänftiglich umsprang, ist ruhiger gewor-
den und richtet, zur Reife einer eben so klaren wie umfassenden
Weltanschauung gediehen, seinenBlick nur noch auf das Mögliche
und Erreichbare. Das Theater mit seiner jeden Äugenblick erho-
benen Forderung, dem Unerwarteten gelassen und wirksam zu be-
gegnen, hat ihn nachsichtiger gegen die weniger idealistisch Ange-
legten gemacht und hat zugleich ganz außerordentliche Fähigkeiten
einer mehr gutbürgerlichen Tüchtigkeit und Geschicklichkeit in ihm
aufgedeckt, von denen er und seine besten Freunds sich zuvor kaum
etwas träumen ließen. Jetzt ist der Ausgleich zwischen Poesie und
Welt bei ihm vollzogen: durch die Bühne.
„Gebt mir ein Theater, wo ich mich fest einzuwurzeln vermag,
und ich hebe Euch ein Stück Welt aus den Angeln." Also spricht
der geborene Dramatiker. Das Einwurzeln setzt ein gesichertes
Fundament der Szene voraus. Doch auch die Decke des Theaters
muß hoch genug gespannt sein. Sonst geschieht es wohl, daß sich
der Dramatiker den Kopf wund stößt. Wobei dann natürlich auch
die Dachverschalung Schaden erleidet.
München. PaulMarsop.

Die Politik der Bücherei.
Die Politik der Bücherei.
Ieder von uns trägt irgendwo im Herzen die Erinnerung an eine anonyme Wohlthat, die er, jung und ohne viel Nachdenken, einmal empfing und deren Größe und Bedeutung ihm erst viel später bewußt wurde, vielleicht auch nie; so sehr gewöhnen wir uns ja, aus mancher Quelle des Glückes zu trinken, daß wir erst erinnert werden müssen, um den Werth des Geschenkes zu erkennen. Erst wenn ein Rohr der Wasserleitung oder Heizung nicht mehr ordentlich arbeitet, entdecken wir, wie wichtig, wie unentbehrlich uns die Anlage ist. So gehts mit materiellen Dingen, so mit geistigen. Und darum ist das Grundgefühl, auf dem die Kritik aller Organisationen, die unser intellektuelles Leben braucht, einsetzt, Dankbarkeit, darum möchte man sagen: je mehr wir fordern, desto deutlicher beweisen wir den Nutzen jener Einrichtung, die wir noch besser, sinnreicher ausgestaltet haben wollen. Aus solchen Gedanken und Gefühlen heraus sei hier Einiges über die Bedeutung der Bücherei, der öffentlichen Bibliothek für unsere Existenz gesagt. Die anonyme Wohlthat, von der die erste Zeile sprach, ist nämlich das erste Erlebniß des jungen Menschen in der Welt der Bücher, die Allen gehören und Iedem. Denn längst arbeitet man an der Zerstörung des Vorurrheils, daß die Schätze der Bibliothek nur für die Zunft da seien, daß der nicht „wissenschaftlich" Arbeitende ein ungern gesehener, ein widerwillig geduldeter Besucher der Bibliothek sei. Das schöne Buch des Herrn Dr. Paul Ladewig*), der als Organisator und Verwalter der kruppischen Büchereien im besten Sinn ein Fachmann auf diesem Gebiet ist, wird hoffentlich noch weiter dafür wirken, daß man den Menschen die Wege zu den seit Iahrhunderten und Iahrzehnten gesammelten Büchern recht leicht macht.

Geschieht Das schon?

Muß nicht, wer am Anfang dieses Werkes liest, daß „des Bibliothekars größte Sorge sein muß, die Büch'rschätze möglichst Vielen verfügbar zu machen", ein Wenig ironisch, aber aus ernsten Erfahrungen heraus fragen, ob nicht die Taktik der meisten deutschen Bibliotheken (es giebt rühmliche Ausnahmen) die Tendenz zeigt, die Leser abzuschrecken? Ich will nicht übertreiben, finde aber, ausgesprochen und zwischen den Zeilen, in Ladewigs Buch die Bestätigung der eigenen, nicht allzu freudigen Erfahrung, daß Manches in diesem Reich faul ist. Nnd man hat auch die Gegenbeispiele; die pariser Bibliothek, die des britischen Museums, die eine oder andere Fachbibliothek bei uns. Das wahreAmt derBüchereibeamten ist, Helfer zu sein, nicht, Zettel zu schreiben,Nein zu sagen, „Verliehen" oder „Nicht vorhanden"aufdieWunschzettel aufzustempeln und jeden SHachzug, der gerhan wird, um rasch zur Lecture zu kommen, durch einen Gegenschachzug, durch Formalität

*) Die Politik d?r Bücherei. Ernst Wiegandt in Leipzig.

und Bureaukratie zu beantworten. Auch bei uns wird es allmählich ja
besser; aber man muß nur einmal einige Monate in Paris oder London gearbeitet haben, um zu merken, daß irgendwo im Tiefsten des
deutschen staatlichen Bibliothekwesens eine Politik wirksam ist, die
zünftlerisch, unfrei, trotz mancher technischen Vervollkommnung und
äußeren Bequemlichkeit unzeitgemäß, sinnlos ist: nämlich die Politik
und Taktik der Bevormundung. Ist nicht die Gefahr, ein Werk tausendmal, so zu sagen, nutzlos (und wer kann Das kontroliren oder gar
beweisen?) ausgeliehen zu haben, gering, fast lächerlich gegenüber den
steten Aergernissen, die der nicht persönlich bekannte, „im wissenschaftlichen Betrieb" abgestempelte Leser immer wieder zu erleben hat, weil
unser ganzes Bibliothekwesen von der Vorstellung beherrscht scheint,
eigentlich seien die großen Büchereien doch nur für die Fachleute da?
„Der Bibliothekar der allgemeinen öffentlichen Bibliothek hat nicht danach zu fragen, ob ein erbetenes Buch etwa der Reife oder Anschauungweise des Laien angemessen ist, sondern es zu verleihen." Dieser
Satz Ladewigs wäre jedem Beamten unserer Bibliotheken einzuprägen.
In Amerika hat sich bekanntlich die Freiheit so weit entwickelt, daß
man nicht nur in beschränkten Handbibliotheken selbständig ins Büchergestell greifen, sondern in einer Stadt Bücher empfangen, in der anderen abgeben und dafür neue entnehmen darf. Und Das „geht". In der
Bibliotheque Nationale und im British Museum darf man nach Herzens- und Wissenslust frei in den Katalogen blättern und lernen, während bei uns der Zutritt zum Sachkatalog (er ist natürlich der einzige,
der Wege zu Büchern weifen kann) erst nach mühsäliger Anfrage, Bitte
und unter ständiger eifersüchtiger Kontrole des Beamten gestattet wird,
dem man vorerst zu bekennen hat, was man will, womöglich noch, wozu. Man mag tausendfach entgegnen, die Kataloge seien mit Plage und
hundertfacher Sorge erkaufte Arbeit, mag den und jenen Einwand im
Einzelnen machen: da gewiß ist, daß erst die freie und durch keinerlei
verärgernde Aufsicht gehinderte Benutzungder Kataloge, in denen man
sich selbst überzeugen kann, welches Buch am Besten über ein Thema
aufklärt (und zwar am Besten nach dem Begriff des Wünschenden,
nicht des Beamten), die rechte Wirksamkeit der Bücherei ergiebt, muß
der Sachkatalog Iedem zugänglich sein. Erst betteln müssen, im besten
Fall höfliche, aber innerlich abweisende Erlaubniß zum Benutze,, eines Katalogbandes bekommen, dann durch Formalitäten (nicht Formen!) abgeschreckt werden, bis man Lust und Zeit und Energie zur geistigen Verwerthung des Buches verthan hat: so ist oft noch heute in
Deutschland Vorschrift und Brauch. Es ist wahr: der Besucher hat d:n
Umgang mit Büchern vielfach erst zu lern:n; Ordnung, Reinlichkeit,
vor Allem Rücksicht auf andere Leser. Die Bibliothek muß Beamte haben, die den Umgang mit Lesern gelernt haben. Fast möchte man hart
sagen: auch den Umgang mit Büchern. Denn . . .
Der Bibliothekar alter Zeiten, der jeden Band kannte, aber auch
seine Leser, sie in ihrer Entvickelung begleitet hatte oder in ihre Ar-

beitpläne eingeweiht war, an der Wirkung der Bibliothek also einen innigen, ins Einzelne gehenden Antheil nehmen konnte, hat kaum noch Platz in unserer Bücherwelt. Müssen darum unsere Bibliothekare Leute sein,.die, der Noth gehorchend, Dienst thun, indem sie Zettel schreiben, Kataloge lesen, Bücher so verwalten, als seien es tote Objekte, während doch jeder Band eben so Essenz des Lebens wie Keim zu neuem ist? Der moderne Bibliothekar ist meist ein Mann, der zwar Bibliographien kennt, versaßt, benutzt, aber nicht die Atmosphäre der Bücher. Unzählige Werke waren nie in der Hand ihres Verwalters, sind nicht nur nicht gelesen worden, bevor sie angeschafft wurden, sondern bleiben immer nur ein Posten im Inventar, mit Standnummer und eingeklebtem Katalogzettel. Das ist die Folge einer sonst ja vortrefflichen systematischen Einrichtung, ohne die manche Bücherei vielleicht gar nicht mehr zu verwalten wäre; die Folge einer die Welt umspannenden Organisation, die fertig vorgedruckte Katalogzettel von Allem, was neu erscheint, herstellt, schon in einer Auswahl natürlich, so daß der Beamte, wenn er nicht eine Ausnahme ist, nicht mehr Bücher prüft, ankauft, in Umlauf bringt, sondern eigentlich Zettel, um so bald wie möglich von diesem mechanischen Thun zu „seiner" Arbeit zurückkehren zu können: zu irgendeiner eigenen wissenschaftlichen Bethätigung. Das ist nun menschlich zu verstehen, für die Wirksamkeit, den Sinn der Bibliothek aber ein arges Uebel. Der Bibliothekar soll eine innige, fast zärtliche Beziehung zu den Büchern gewinnen; kann ers, wen» er nur mit den Zetteln zu thun hat? Ist es aber wirklich nicht anders mehr möglich, so muß eben zum Ersatz der alten Weise, die den Beamten in den Bibliotheken zum freundlichen Wegführer machte, nun auch eine andere, freizügige Methode des Ausleihens eintreten und jedes Buch Iedem schnell bereit sein.

Die Politik der Bücherei ist einfach genug. Aus totem Besitz, zu dem nur der Zünftige (und auch er nicht leicht genug) Zutritt hat, muß lebende Kraft werden. Das Kapital muß Zinsen tragen für Alle, die am geistigen Haushalt der Nation betheiligt sind, nicht etwa nur für Die vom Bau. Das Lesen in der öffentlichen Bücherei muß ein Reiz sein, nicht eine unangenehme Nothwendiigkeit. Der Wißbegierige soll angelockt, nicht ihm in den engsten Grenzen das Unerläßliche gewährt werden. Man merke sich aus dem Buch des Dr. Ladewig: „Die Bücherei drängt nicht zur Wissenschaft, sondern zum Wissen". Denkt man diesen Gedanken weiter, so wird sich sofort zeigen, wie falsch die Taktik unserer meisten Bibliotheken ist, nur Die zu befriedigen, die selbst Bücher machen wollen. „Nur für Solche, die wissenschaftlich thätig sind": heißt eine übliche Bedingung für das Verleihen vieler Werke (nicht etwa nur der sekretirten, die wirklich nicht in Jedermanns Hand gehören), besonders aber für die ausgiebige Benutzung der Kataloge. Wer nicht- jahraus, jahrein mit den Bibliotheken zu thun hat, wird ja kaum glauben, daß alle neuere Dichtung von dem Umlauf ausgeschlossen ist, kein nach dem Iahr 186V erschienenes Buch e!neZ Dichters ohne

besondere Erlaubniß ausgegeben werden darf. Diese Lecture dient ja nicht der Wissenschaft. Daß mehr Kulturwerthe geschaffen werden, wenn Alles, Neues und Altes, auf frische Leser starke Wirkung übt, als wenn noch eine philologische Fachaufgabe gelöst wird, solche Meinung würde, als Laienauffassung, wohl eben so abgelehnt wie die, daß die Literatur, die sich (und nicht nur oberflächlich) mit technischen Angelegenheiten beschäftigt, in der öffentlichen Bibliothek einer modernen Großstadt mindestens so reich vertreten sein muß wiedie„wirkliche"Literatur; also die vor 1860 erschienene. Daß die alte Katalogeintheilung, die all dieses unliterarische Bücherzeug nur so nebenher in einen Topf wirft, noch immer fortwährt, daß auf vierhundertsiebenzehn Ausgaben einer nur philologisch wichtigen Sache nicht ein richtig registrirtes und leicht auffindbares Buch kommt, in dem von unseren Angelegenheiten, unseren Sorgen, unseren Problemen gehandelt wird, daß jedes Buch erst altern muß, um in den Verkehr und zur Wirkung zu kommen, daß ... Doch von Alledem weiß leider nur der Bibliothekmensch.

Man darf uns nicht auf Sonder- oder gar Volksbibliotheken verweisen. Wenn irgendwo, ist hier Centralisation und Gleichberechtigung nöthig; für die Themen der Bücher und für die Besucher und deren Behandlung. Die Last privater Büchereien von einigem "Umfang wird in jeder Beziehung so groß, die Notwendigkeit, vielerlei Dokumente aller Zweige der menschlichen Erkenntniß und Kenntniß an einem Ort zu vereinigen, ist (auch wegen der Wegersparniß) so einleuchtend, daß man kaum begreift, warum solche Wünsche noch der Wirklichkeit fern sind. Wiederum: bei uns. Em Citat: die chicagoer Bibliothek wird drüben als eine schlecht arbeitende angesehen, weil nur 180ViXX) Bücher im Iahr 1909 verliehen wurden; die berliner Königliche mit ihrem alten Besitz und großen Etat hat im selben Iahre 2«000 in die Welt geschickt. Beweist Das nicht zur Genüge, daß trotz Allem, was Ieder von uns der Königlichen Bibliothek dankt, noch lange nicht Alles ge» than ist, was geschehen müßte? Und ich zweifle nicht daran, daß die ungerechte Vertheilung des Lesestoffes und die Schwierigkeiten der Katalogbenutzung die Hauptschuld an diesem Zustand haben.

So viel geleistet wird: das ganze System der Königlichen Bibliothek hindert, daß die aufgestapelten Bücher auch wirklich lebendige Kraft werden; weil man ja doch fast nie ein Buch bekommt oder doch nie, wenn man es braucht. Und nun sind wir bei der heiklen Frage: Präsenzbibliothek oder Leihbibliothek? Die Präsenzbibliothek ist eine, wo kein Werk das Haus verläßt. Leihbibliothek ist unsere Königliche, wo (die Handbibliothek und sehr seltene Werke sind ausgenommen) Alles aus dem Haus wandert. Sehr bequem, meint man. Ungemein liberal, rühmt man. Ich glaube: grundfalsch. Denn die Folge ist trotz allen Mahnungen und Bestimmungen, daß von zehn Bücherwünschen neun nicht befriedigt werden können. „Verliehen!" Ia, man darf das Buch „desideriren". Das heißt: bitten, daß der derzeitige Ausleiher es möglichst bald zurückgebe. Nach drei Wochen also. Und inzwischen?

Die Arbeit soll liegen bleiben? Psychologisch ist dabei durchaus be-
greiflich (und Ieder von uns thut es), daß ein Werk, das man sich mit
Kosten durch die Packetfahrt oder mühsam selbst nach Haus gebracht hat,
nicht gleich und eiligst benutzt und zurückgegeben wird. Ich verlange
ein Buch. »Verliehen." Um zu desideriren, muß ich in die Bibliothek
gehen (Das heißt: fahren). Meinen Wunsch, das Werk zu haben, der
doch schon durch das erste Verlangen deutlich genug ausgesprochen wor-
den war, eintragen, den Zettel nochmals einliefern. Dann bekomme
ich nach geraumer Zeit die Mittheilung: es steht bereit. Welche Last
von Arbeit auf beiden Seiten! Und wie oft wird eine ganze Bücher-
gruppe, ein Wissensgebiet fast, Monate und Iahre lang abgesperrt,
weil ein Einziger wirklich oder angeblich es bearbeitet. Eine weitere
Folge ist natürlich, daß kein wirklich beschäftigter Mensch wahren und
vollen Nutzen vom Lesesaal hat. Denn er kann fast immer gewiß sein,
den Weg umsonst gemacht zu haben. Das Buch ist eben außer Haus,
Weiter: eine Kontrole durch den Leser, ob seine Wünsche ,iuch wirklich
sorgsam berücksichtigt worden sind, ist unmöglich. Die Lockung, „Ver-
liehen" zu stempeln, ist bei einiJc^mißen starker Arbeitleistung für den
subalternen Beamten nicht gering. Wenn der Mensch immer wieder
seine Zettel mit dem ominösen Vermerk zurückbekommt, wird er leicht
mißtrauisch. Und schon Das ist ein Uebel. Darum hat sich Paris und
London längst zur Präsenzbibliothek entschlossen. Der Aerger, es nicht
so bequem zu haben, als wenn das Buch von der Packetfahrtgesellschaft
ins Haus gebracht wird, ist hundert Mal vergolten durch die Sicher-
heit: ein Werk, das überhaupt vorhanden ist, kann ich bestimmt jetzt,
nach wenigen Stunden, haben. Denn selbst wenn ein Anderer es auf
dem Pult liegen hat, ist eine Verständigung möglich oder der Andere
geht in eiker Stunde fort. Gewiß aber kann er nicht eine ganze Gruppe
von Büchern, wie es beim Verleihen nach Haus immer wieder geschieht,
der Benutzung Anderer entziehen. Auch scheint die Katalogfrage in
der Präsenzbücherei leichter zu beantworten zu sein; wenigstens kann
in der Bibliotheque Nationale und im British Museum Ieder im
Sachkatalog sich den Weg zum Wissen selbst finden. Obendrein ersteht
in der Präsenzbibliothek eine besondere geistige Atmosphäre; all die
Bücher, die bereit sind, zu dienen, wirken irgendwie, reizen zu intellek-
tueller Thätigkeit, zu Arbeit im schönsten Sinn. Die zerflatternden
Bücher unserer Königlichen können nie den Rhythmus erzeugen, der
in jeder Präsenzbibliothek herrscht.

Ueber die Fragen, die hier angeregt wurden, und sehr Vieles sonst
noch wird man in Ladewigs Buch Material und reiche Belehrung,
kluge und offenherzige Meinungen finden. Auch manches Technische
wird Der gern erfahren, der iy den Bibliotheken ein Gegenstück zu den
Laboratorien der Chemiker, den Versuchssälen der Physiker, den Fa-
briken sogar sieht: Werkstätten zur Arbeit an der Entwickelung.

W. F r e d.

Anzeigen.
Kulturgeschichte des Mittelalters von Georg Grupp. Zweite,
vollständig neue Bearbeitung. Paderborn bei Ferdinand Schö-
ning!). Der zweite, 1908 erschienene Band enthält W, der dritte,
von 1912, 21 Illustrationen. Ein vierter Band soll folgen.
Ein Universitätprofessor hat jüngst den Ausdruck ^geistiger Schlaf
des Mittelalters" gebraucht. Adam Möhler charakterisirt in seiner
Biographie Anselms von Canterbury das neunte und zehnte Iahrhun-
dert, die Zeit der Awaren-, Ungarn-, Normannen- und Sarazenenein-
fälle mit den Worten: „Unter den Trümmern, die diese Wilden auf-
häuften, lernten die unglücklichen Eigenthümer der zerstörten Güter
selbst wieder die kaum und nur halb abgelegte Wildheit; ein Trotz, ein
Ingrimm, eine verzweiflungvolle Wuth bemächtigte sich der trostlosen
Völker bei dem Anblick des stets sich wiederholenden Untergangs ihrer
kleinen Herrlichkeit, ihres beginnenden Wohlstandes: zum Wahnsinn
gebracht, tvütheten sie gegen sich selbst." Heißt Das schlafen? Und was
haben sie bei solchem Gräuel jder Verwüstung und nach Bändigung oder
Vertreibung der Unholde in den vier folgenden Iahrhunderten ge-
schaffen? Gegen Ende des letzten Iahrhunderts noch ein großer Theil
des eigentlichen Germaniens Urwald und Sumpf, alles Land östlich
von Elbe, Saale und Inn slavisch oder menschenleer; über das Land
verstreut ein paar Dutzend Kastelle, befestigte Dörfer und Bischofhöfe,
die sich Städte nannten. Um 1400 das ganze heutige Ostelbien und
Cisleithanien deutsch, die deutschen Vorposten bis zum Finischen
Meerbusen und bis Siebenbürgen reichend, Alles von Deutschen be-
siedelte Land mit wohlgepflegten Aeckern, Fruchtgärten und Wein-
bergen bedeckt! hunderte von (nach heutigem Maßstab freilich kleinen)
Städten, in denen das Kunsthandwerk Muster schuf, die heute wieder
nachgeahmt werden; Riesendome von unübertrefflicher Schönheit, ge-
schmückt mit den Werken der Bildenden Künste. Konnte das Alles (zu-
mal da die Mittel der heutigen Technik fehlten) ohne geistige Anstren-
gung geschaffen werden? Und haben die herrlichen Dichtungen der
Zeit, haben das Nibelungenlied, Parzival, die Göttliche Komoedie,
haben die zahlreichen Chroniken und historischen Werke, die, wie Vil-
lanis und Ottos von Freysingen Geschichten, einen höheren Rang be-
anspruchen, geistig nichts zu bedeuten? Und hätten Cartesius und
Baco von Verulam methodisch denken und forschen können, wenn
von den noch im dreizehnten Iahrhundert dem Bücherwesen abholden
Deutschen nicht wenigstens ein Theil durch die Scholastik im metho-
dischen Denken gedrillt worden wäre? Es waren im Allgemeinen nicht
die Probleme, mit denen sich in ihren vom Staate mit reichen Mitteln
ausgestatteten Laboratorien unfern heutigen Elektrotechniker, Radium-
forscher und Biologen beschäftigen, was die Aufmerksamkeit der Scho-
lastiker fesselte (obwohl einige von ihnen die späteren exakten Wissen-

schaften auch stofflich vorbereitet haben); aber was hätten unsere heutigen Forscher zu thun, wenn schon das dreizehnte Iahrhundert ihre Leistungen vollbracht hätte, und kann im Gebiet der Wissenschaft der hundertste Schritt gethan werden, ehe der erste gethan ist?
Wer genau wissen will, wie es um 900, um 1200 in Deutschland, im ganzen christlichen Abendland ausgesehen hat und wie die Arbeit der christlichen Völker, denen zuerst Geistliche, Mönche und Fürsten, dann Stadtbürger und Universitätlehrer als Pioniere voranstrebten, allmählich ein Kunstwerk nach dem anderen geschaffen hat, Der lese Grupps schönes Werk. Nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern mit den Worten von Zeitgenossen entwirft er lebensvolle und anschauliche Bilder von Ackerbau und Viehzucht, von der Verwaltung und Rechtspflege, von Handel und Gewerbe, von der Kriegführung: wir sehen, wie unsere Vorfahren gewohnt, gegessen, getrunken, geschlafen, gebadet, ihre Nothdurft verrichtet, gespielt, getanzt. gescherzt, gejagt und musizirt haben; wir vernehmen ihre Lieder und Sagen, werden in ihr kirchliches Leben, ihr religiöses Fühlen und Denken, in ihr Unterrichtswesen eingeweiht. Wir sehen, wie sich die Grundbesitzverhältnisse, die Militärverfassung umgestalten, wie das Ritterthum ausartet und wie es vorübergehend durch die Kreuzzüge veredelt wird. Die Darstellung beschränkt sich nicht auf die abendländische Christenheit; der Verfasser führt uns in das Leben von Byzanz ein und in die wirthschaftlichen und Kulturzustände der Islamiten; er zeigt uns den Hof der sizilischen Normannenkönige, an dem sich germanische, arabische und byzantinische Elemente durchdrangen. Grupp ist katholischer Priester und verleugnet seinen Glauben nicht; verletzt jedoch mit keinem Wort und keiner Auslassung die Pflicht der Wahrhaftigkeit und Objektivität, die ich bei beliebten „liberalen" Fachgenossen nicht selten verletzt finde. Er verschweigt nichts von Dem, was dem Welt» und Ordensklerus zur Unehre gereicht, aber auch nichts von Dem, was ihm als Verdienst angerechnet werden muß. Grupp verwaltet die an werthvollen Werken und Handschriftenschätzen reiche Bibliothek des Fürsten von Oettingen-Wallerstein in Maihingen, so daß ihm ein Theil der Quellen, deren er bedurfte, an seinem Wohnort floß.
Neisfe. Dr. K. «. Karl I ent sch.

Der Charlatan. Roman. — Maruschka. Roman. Verlag von Albert Langen in München.

Lydia ,Danöfen hat diese beiden Romane veröffentlicht, die Verwunderung und Bewunderung zugleich erregen. Verwunderung, weil sie eine Frau zur Verfasserin haben und alle Eigenschaften besitzen, die weiblichen Autoren meistens fehlen: Knappheit der Form, Eleganz des Stils, Witz, Mangel an Sentimentalität, geistige Beweglichkeit, Ernst ohne Schwere, Tiefe und Düsterheit. „Der Charlatan" ist eine lustige Geschichte, voll echter Komoedienstimmung Und amusanter Episoden; aber diese Episoden umschließen ein sehr

ernstes 'sittliches Problem und zeigen in unerbittlicher Konsequenz
die Entwickelung eines gesinnungtüchtigen Menschen und Arztes zum
Eharlatan. „Maruschka" ist dos anmuthige Gebilde überlegenen Hu-
mors. Eine illegitime Fürstentochter von phantastischer Schönheit,
die,nach Deutschland übergesiedelt ist, bezaubert alle jungen Leute
ihres Verkehrs; darunter einen Bürgersohn, der sie heirathen und
aus. dem exotischen, unsauberen Milieu, in dem sie lebt, befreien
will. Sic trachtet selber nach Reinlichkeit, nach Sitte und Gesetz deut-
schen Bürgerthums. Aber die Schwüle und funkelnde Dämonik des
russischen Grisettenthums verblendet ihre Wünsche und Entscheidun-
gen. In dem leidenschaftlichen Kampfe mit sich selbst erliegt sie und
läßt ihre Hände ermattet sinken, nachdem sie dem Verlobten die goldene
Kette zurückgegeben, die sie von ihrem schönen Halse genommen hat...
Ernst Marbod.

Ach ja, in Althagen. Verlag von Marl Reißner in Dresden.
Die Widmungverse, die dem Roman voranstehen, sagen am
Besten, was ich mit diesem Buch will und wie es gemeint ist.

Ein Bilderbuch, mein lieber Freund; nichts weiter.
Altmodisch Lämpchen rücke Dir zurecht,
Vergiß, was ringsum Neu und Großes lebt,
Und blick' auf diese stille, kleine Welt,
Die Du nicht minder kennst und liebst denn ich.
Es ist nicht arm, das engumzirkte Dasein,
Es ist an Lust und Wehsal ganz so reich
Wie Alles, was da draußen breithin fluthet
Und laut mit schaumgekrönten Wellen rauscht.
Nur ein Gespinnst von feinen grauen Fäden
Umhüllt der Bilder wechselvollen Reigen,
Das giebt den Farben seltsamliche Ruhe,
Als wärs ein Hauch von Schicksallofigkeit,
Die wiederum der Lose schwerstes doch
Und räthselvollstes ist für Sterbliche.
So laß es denn vor Deinem Aug' erscheinen,
Was Lieb' und Mitleid sahn in jenen Mauern,
Die, ach, nicht fern der Zeiten Sturm bedroht,
Sie allem andern Boden gleich zu machen.
Bald klingts wie Märchen, daß sie jemals standen.
Drum soll mein Griffel ihnen Zeugniß leihen:
Noch ragen sie empor, obschon zerschartet,
Und sind es werth, der Menschen Schirm zu sein,
Denn unser bestes Theil, die Sehnsucht, zittert
Auch hier und jeder Friede ist zuletzt
Ein schmerzlich-williges Die-Stirns-Neigen
Am strengen Altar der Nothwendigkeit.

Dresden. Ottomar Enking.

Berliner Sorgen.
Der in Nummer 8 der „Zukunft" erschienene Aufsatz des Herrn
Dr. Richard Hennig „Die transpersische Eisenbahn" eirthält auf den
Seiten 255 und 256 Angaben, die ohne mein Wissen meinem Aufsatz
„Ueber Persiens Verkehrswesen" entlehnt sind. Der Aufsatz war Herrn
Hennig als dem Herausgeber der Zeitschrift „Weltverkehr" anvertraut
worden, ist aber nicht dort, sondern im „Prometheus" von mir ver-
öffentlicht worden. W. Stavenhagen, Hauptmann a. D.
In der „Zukunft" vom sechsten Dezember ist, auf der Seite 319,
ein Flüchtigkeitfehler stehen geblieben, den ich übersah, jetzt aber be-
richtigen möchte. Der Lehrer von O. F. Gruppe war natürlich nicht der
Egyptologe Adolf Erman, sondern dessen Großvater, der Physiker
Paul Erman. Fritz Mauthner.
Berliner Sorgen.
n den Aktien der drei großen berliner Verkehrsgesellschaften,
Straßenbahn, Hochbahn, Omnibus, wurden Regungen beobach-
tet, die der Börse, dem Publikum und dem Wirthschaftpolitiker zu
denken gaben. Lagert der Verkehrstrust auf der Schwelle? Man hörte
von „Pourparlers" zwischen Straßenbahn und Hochbahn. Die Stra-
ßenbahn habe mit der Deutschen Bank wegen der Uebernahme von
Hochbahnaktien verhandelt, aber ihren Preis nicht durchgefetzt. Ist
es denkbar, daß aus den Schienensträngen, die drei Dimensionen der
berliner Sphäre durchziehen, ein einziges Netz wird? Als der Fürsten-
trust schwer erkrankt war, kaufte die Große Berliner von der Firma
S.Bleichröder 4 Millionen Mark Omnibus, nachdem die Deutsche Bank
für die Hochbahn den selben Betrag aus dem Portefeuille der Fürsten-
bank (Handelsvereinigung) reservirt hatte. Das letzte Drittel des 12,10
Millionen enthaltenden Omnibuskapitals blieb von der Transaktion
unberührt; und die beiden Parteien versicherten, daß ihnen an der
Vergrößerung ihres neuen Besitzes zunächst nicht liege. Der erste Zweck
war erreicht: Keiner der beiden Rivalen hatte die Majorität, die er,
unter "Umständen, gegen den anderen ausnützen konnte. Trotzdem fragte
man sich, wie es mit dem berliner Verkehr werden würde, wenn ihn
ein einziges Stellwerk regle. Daß die Große Berliner dann die Auf-
sicht über die Strecke haben wird, ist nicht zu bezweifeln; und wäre
auch das kleinste Uebel, weil die Straßenbahn (von den billigen Om-
nibuslinien abgesehen) den niedrigsten Tarif hat. Daß es ihr mit den
billigen Fahrpreisen nicht leicht wird, die Rente ihres Kapitals zu
sichern, lehrt das Ergebniß des ablaufenden Iahres. Der Aktienkurs
zeigte eine auffallende Schwäche, aus der man einen Rückgang der Ein-
nahmen folgerte. Der Preis des Papiers senkte sich bis 156, nachdem

im Ianuar noch 176,75 notirt und seit Iahrzehnten keine so niedrige Notiz mehr gesehen worden war. Die Börse glaubte, daß die Dividende für 1913 nicht mehr als 7Vs Prozent (seit 1904 nicht mehr dagewesen) betragen werde; und wurde durch eine in den ersten Novembertagen veröffentlichte Erklärung der entscheidenden Instanz angenehm enttäuscht. Da hieß es, daß eine „gewisse Einwirkung der neuen Konkurrenzlinien auf die Einnahmen allerdings bemerkbar, daß aber der Rückgang im Verhältniß zur Größe der Konkurrenz auffallend gering" sei. Der berliner Verkehr habe durch die Veränderung der Wirthschaftkonjunktur gelitten. Die Dividende aber werde in keinem Fall weniger als 8 Prozent geben. Immerhin eine Minderung um '/« Prozent gegen 1012; doch mehr, als die Börse vermuthet hatte. Die Aktie fand also neues Vertrauen uNd stieg wieder in die Höhe. Aber die Kletterei war durch die Dividendentaxe nicht genügend erklärt und fand auch keine Stütze in der authentischen Kursinterpretation, die aus der außerordentlichen Generalversammlung kam. Zum Preis von mindestens 200 Prozent wird die Stadt einst die Aktien übernehmen. Aber Gold, das erst in Iahren zu ergraben ist, lockt den Aktionär nicht. Bis Ende 1919 ist die Große Berliner an ihre niedrigen Fahrpreise gebunden. Von 1920 an darf sie für Strecken von mehr als 5 Kilometer 13, von mehr als 10 Kilometer 20 Pfennige fordern, muß jedoch in diesem Fall 10 Prozent der Bruttoeinnahme der Stadt abgeben (jetzt 8 Prozent). Dadurch ist die Straßenbahn eingeklemmt. Will sie das Gelüsten der Stadt nach reicherem Antheil bekämpfen, so muß sie auf höhere Preise verzichten. Dann aber schmälert sie ihre Rentabilität. Und der Rückkauf wird frühestens zum ersten Ianuar 1920 möglich. Der Preis, der aus den Dividenden der sieben letzten Iahre vor dem Uebergangstermin hervorgehen wird, ist natürlich um so höher, je besser die Quoten sind. Für 1920 darf er nicht weniger als 200 Prozent betragen. Die Wahl des frühesten Termins wäre für die Straßenbahn gut, wenn sie ihre Dividende nicht halten kann. Ist in den sieben Iahren bis 1920 die Rente niedriger, als sie sieben Iahre vor 1913 war, so wärs für die Gesellschaft nützlich, wenn die Stadt von ihrem Erwerbsrecht früh Gebrauch machte. Das hängt von der Stadt ab. Zwingen kann sie Niemand, schon 1920 zu kaufen. Sie kann sich von zehn zu zehn Iahren zur Sache äußern und hat als letzten Grenzstein ihrer Konzession das Iahr 19V gesetzt. Die Ereignisse drängen also nicht. Unter Umständen kommt die Stadt sogar besser weg, wenn sie wartet. Daß der Friedensschluß zwischen Berlin und der Straßenbahn nicht jede Unsicherheit beseitigt hat. lehren die Erlebnisse des Aktienkurses. Der war im Iahr des Friedenspaktes (1911) 25 Prozent höher, als er heute ist. Und trug ein kleineres Päckchen von Sorgen. Mit der Konkurrenz hatte man sich damals noch nicht sehr beschäftigt; genügend schien, daß beide Verkehrsregenten einander Konzessionen für die gemeinschaftliche Benutzung von Straßen und Gleisen machten. Außerdem w.:rde der Großen Berliner das

Monopol für den vom Stadtring eingeschlossenen Kreis zugestanden. Aber die Schnellbahnen, die in den nächsten Iahren schon in den Eingeweiden Berlins rumoren werden, drohen mit neuer Gefahr. Die Stadt Berlin baut die Nord-Südbahn, der die Gemeinde Tempelhof eine Anschlußstrecke zuführt, und die Linie Moabit»Treptow. Die AEG führt das Untergrundbahnprojekt Gesundbrunnen-Neukölln aus. ,Wilmersdorf spinnt den Faden der Hochbahngesellschaft weiter; und die Stadt Schöneberg rechnet mit einer Linie bis Weißensee. Unter den Asphalt hat sich ein gewaltiges Fangnetz gesenkt, dessen Aufriß die Enge der Maschen erkennen läßt. Man glaubt ein Stück Schienengewirr aus dem dichtesten Haufen, in Westfalen oder Sachsen, zu sehen. Und doch ists nur der Plan der berliner Untergrundbahnen.
Die Hochbahngesellschaft braucht in den neuen Linien keine Konkurrenten zu sehen. Sie schließen sich zum Theil ihrem Netz an, dienen also indirekt ihrem Verkehr. Nur bleibt die Kontrole über die Schnellbahnen nicht ihr allein vorbehalten. Darüber tröstet das Wachsen der Einnahmen hinweg. Die Hochbahnaktie hat von der gemeinsamen Hausse den Hauptvortheil, da sie einen Kurs erreichte, den sie Noch nie hatte. Dividenden von 5 Prozent waren kein Haussemotiv. Für 1912 konnten 6 Prozent bezahlt werden. Das war ein Fortschritt, dem bald die Vergrößerung des Aktienkapitals (um 10) auf »0 Millionen und die Aufnahme einer 4'/sprozentigen Anleihe von 10 Millionen folgte. Die Obligationenschuld der Gesellschaft beträgt fast 80 Millionen, überragt also das Aktienkapital um den dritten Theil seines Umfanges. So hat die Hochbahn ein beträchtliches Effektenpacket zu schleppen und der Gedanke an ein Verdünnen der Risiken ist verständlich. Straßenbahn, Hochbahn, Omnibus: der Bund ist denkbar; schwerer eine Tarifeinheit. Die Hochbahn arbeitet theurer als die Große und giebt keine „Zeitkarten" (deutsches Wort für Abonnements) aus. Sie kann es nicht, weil sie sonst nicht auf ihre Kosten käme. Einheittarif könnte also nur Erhöhung der Fahrpreise der Großen Berliner bedeuten; nnd an die wäre, wie ich schon sagte, erst snno 1920 zu denken. So bliebe die Gemeinschaft zunächst auf den Einfluß im Aktienbereich beschränkt. Der ist die Voraussetzung für eine gemeinsame Politik. Welchen praktischen Nutzen sie fürs Publikum haben würde, ist noch nicht zu sehen. Von den Freuden, die sie den Aktionären brächte, hätte Herr Omnes natürlich gar nichts. Der will schnelle und billige Beförderung und sieht als Ideal einen Verkehrstrust, der ihm in allen Wünschen „treu, hold und gewärtig" ist. Es giebt nicht viele Städte, die dem Uebel der räumlichen Entfernung so energisch zu Leibe gehen wie Berlin und in denen zugleich das Stöhnen über die Unzulänglichkeit der Transportmittel ein so gebräuchlicher Ausdruck der Volksseele ist. Daß die Transaktion von den betheiligten Großbanken gemacht werden würde, verbürgt auch noch nicht ihren Nutzen für das Gemeinwohl. Der Berliner will schnell fahren, morgen schneller als heute; und sehnt sich deshalb nach der elektrischen Stadtbahn. Aber

der Regirung scheint vor den kühnen Entwürfen der begeisterten Elek-
triker bang geworden zu sein; denn sie mahnte höchst feierlich, in der
Norddeutschen Allgemeinen, daß man sich Zeit lassen möge. Noch ist
also nicht sicher, wann das große Werk begonnen wird. Und so lange
die Stadtbahn nur mit Dampf fährt, sind den technischen Fortschritten
im Bereich der Straßen- und Schnellbahnen keine Grenzen gezogen.
Die können sich freuen, wenn die Elektrifizirung der Stadtbahn recht
lange währt. Grund zu Trauer hätten nur die Elektrotechniker.

Die Stadt Berlin will, ohne zu knausern, beweisen, daß die Kom-
mune nicht weniger zu leisten braucht als ein kluger Kaufmann. Aber
die Initiative kostet Geld; und die Stadthäupter sind auf dem Geld-
markt nicht gern gesehen. Der preußische Finanzminister hat vor Iahr
und Tag den Kommunen Sparsamkeit gepredigt und man vermuthete,
daß er dabei auch an Berlin gedacht habe. Im letzten Iahr sind neue
Engagements (Kauf der Herrschaft Lanke; Bau des Westhafens; Groß-
markthalle für Obst; Schnellbahnen) aufgenommen worden, von denen
man nicht glaubt, daß sie aus vorhandenen Mitteln und Krediten er-
ledigt werden könnten. Aber der Magistrat wehrt sich gegen den Ver-
dacht, er plane neue Anleihen, und behauptet, daß sein Geld noch für
wenigstens zwei Iahre reicht, da von der letzten Anleihe noch 197 Mil-
lionen übrig seien. Ein neues Stück dieser Anleihe soll erst im April
nächsten Iahres begeben werden. Die Erinnerung an diese Anleihe
stört aber den Glauben an den Grundsatz der Sparsamkeit (wenn über-
haupt in einem Gemeinwesen von der Lebenskraft Berlins die üb-
lichen Sparparagraphen einen Sinn haben). Die Anleihe sollte zuerst
323 Millionen bringen, wurde aber, auf den Rath des Finanzaus-
schusses, um 42 Millionen gekürzt. Das genügte der Regirung noch
nicht. Von den 281 Millionen strich sie noch 19; blieben 262. Die Kür-
zung durch die Staatsinstanz konnte mit der Barentschädigung be-
gründet werden, welche die Stadt Berlin beim Friedensschluß von der
Großen Berliner betommen hatte. Die überwies ihr 23 Millionen als
Gegenleistung für den Verzicht der Stadt auf die Uebernahme des
Bahnkörpers im Iahr 1919, Die Große Berliner war dieser Sorge
ledig und die Stadt Berlin überlegte, was sie sich für das viele Geld
kaufen könne. Das Luftschloß wurde von den Herren Ministern mit
rauher Hand zerstört; und die 23 Millionen glitzerten nicht mehr in
die Stadthausfenster. Wenn Berlin die 262 Millionen flüssig gemacht
hat, wird es 73« Millionen Schulden haben. Das ist nicht wenig; das
Vermögen der Stadt, rund 960 Millionen, kann freilich hübsche Lasten
tragen. Aber Berlin wird für seine aktive Politik immer wieder große
Geldsummen brauchen. Die deutschen Städte können ihre Anleihen
noch im Inland unterbringen. Die großen Kommunen der habsburgi-
scheu Monarchie müssen ins Ausland gehen; die Stadt Wien hat
60 Millionen Mark ÄVsProzcntige Schatzscheine ausgegeben, die zum
Theil in Deutschland aufgelegt wurden. Woher schließlich der Kredit
kommen soll: Das ist eine der ärgsten städtischen Sorgen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag S Sarleb S. m. b, H in Berlin.

Berlin, den 27. Dezember 1«1Z.
Punsch. «
Arrak.

zngola hat den französischen und den belgischen Kongostaat, das britische Rhodesien und Deutsch-Südwestafrika als Nachbarn. Feines Land; über fünf Viertelmillionen Quadratkilometer und vier Millionen Einwohner. Regenzeit nicht viel länger als sechs Monate. Wenns die Sonne gut meint, dreißig Grad Celsius. Mit dem Handel ists mager; doch giebts Wachs und Kaffee, Kautschuk, noch ein Bischen Elphenbein und man macht Ziegel, Branntwein, Cigarren, Flechtwerk. Seit vierhundertfünfundzwanzig Iahren sitzen da die Portugiesen; und die Kolonie ernährt sich beinahe schon selbst. Krokodile, Hyänen und Panther giebts; auch Paviane und Rindvieh. Das wird nnn deutsch. Hast Du Worte? Unser Lehrer sagts. Vor den Weihnachtferien hielt er uns eine Rede darüber; denn es werde eins der größten Ereignisse von 1914 sein. Uns sei ja bekannt, daß zwischen England und dem DeutschenReich nicht Alles in bester Ordnung war. Aber der Kaiser und sein Kanzler haben sich furchtbare Mühe mit der Sache gegeben und jetzt wird es tadellos. Wir kriegen Angola und gucken dann aus zwei Fenstern auf den belgischen Kongomarkt. Entree, sagt Dr. Stramm, zahlen wir nicht. DerReichskanzler habe ja betheuert, daßervonAsiennichtsweggiebt. Nach Neujahr kommt die Bescherung und dann ist wieder d'icke Freundschaft mit den Engländern. Was mir, weil sie doch riesig nett sind und am Besten Tennis spielen, schrecklich lieb ist.

Wir waren ganz aufgeregt von der patriotischen Rede; und ich konnte mich kaum halten, als Erwin meine Erzählung begrinste. Der, weißt Du, ist Immer so eklig und findet, daß bei uns Alles dumm gemacht werde. Alte Geschichte, brummte er; der deutsch-britische Vertrag über Portugals Kolonien kann doch nicht in alle Ewigkeit auf dem Papier bleiben. Daß uns Angola zufällt, ist recht schön; obwohl wir in dieser Gegend schon mehr haben, als wir, fürs Erste, mit unserem Geld düngen können, die neuen Kongosumpfstrecken bald die noch glänzende kameruner Bilanz schimpfiren werden und wir uns zunächst mal kräftig des Ambolandes annehmen müßten. Aber nur her mit Angola; im Lauf eines tzalbjahrhunderts werden unfere tüchtigen Leute schon was draus machen. Seit erkannt worden ist, daß der Schwarze, der drüben arbeiten kann und sich steuerpflichtiges Einkommen schafft, unser wichtigster Besitz ist und daß nur starke Gesellschaften, nicht dürftige Kleinsiedler, den Kram bewältigen können, darf man auf eine leidliche Zukunft unserer Kolonien hoffen. Ob wir nur das Weststück der Portugiesen oder auch deren östliche Fetzen, sofort oder später, bekommen und was wir ihnen dafür zahlen, wird sich finden. Des Herrn Kanzlers Gelöbniß, „die Rechte Dritter nicht zu beeinträchtigen", riecht nicht nach nahrhaftem Braten. Daß aber gar schon in denSchulen mit derMorgenröthe deutsch-englischer Freundschaft gekohlt wird, geht über den Spaß. Paß mal auf! Wenn Einer fürchtet, derAndere werde zu mächtig und ihm deshalb gefährlich, wenn erdenunbcquemenNachbar unddessen Freund geschwächt und ihnen einen tzaupttheil ihrer Zuwachs-Möglichkeit verbaut hat: muß er auch dann noch scheel blicken? Muß er nicht den gestern noch so Lästigen, der sichs gefallen ließ, freundlich streicheln und mit Leckerei füttern? Wenn er nicht, wie ein verquarrtes Kind, bös ist, um bös zu sein. Also! Die Engländer sind nicht alberne Kinder. Unser rasches Vorrücken auf dem Handelsweltmarkt hätten sie, deren Schüssel noch übervoll ist, schließlich hingenommen. Gegen das gewaltige Heer konnten sie nichts unternehmen und über die Marinestärke wollten unsere Flügelmänner sich mit ihnen nicht verständigen.Doch da war der Türkensultan, der uns eng befreundet schien, demAberglaube eine ansehnliche Militärmacht zusprach und der, als das Oberhaupt aller Mohammedaner, an den empfindlichsten Stellen des Britenreiches, in Egypten und Indien, unangenehm werden konnte.

Da war der Plan zu einer deutschen Eisenbahn, die über Bag-
dad bis an den Persischen Golf führen sollte und unseren Trup-
Pen ermöglicht hätte, auf trockenem Weg Indiens Grenze zu
erreichen. Da war der Wunsch, in Südosteuropa, bis an das
Aegaeischeund Schwarze Meer.derdeutschenKultur und Wirth-
fchaft den Vorrang zu sichern. Diese Ziele (Dr. Stramm muß es
bestätigen) wurden uns gezeigt. Grund genug zuAnruhe undüb-
ler Laune der lieben Engländer, die in die Aeberzeugung der-
schanzt sind, daß der Herrgott auf seiner Erde ihnen die besten
Plätze und das fettste Futter vorbehalten habe. Folge: schlechte
„Beziehungen".Was aber istvon all dertzerrlichkeit noch übrig?
Dem Sultan bleiben, bis übermorgen, einige Parzellen in Europa;
seiner Glaubensherrschaft ist, für immer, das Rückgrat gebrochen.
Ansere Offiziere, die er ins Land rief, werden, in der Armee und
im Volk, viel größere Schwierigkeit zu überwinden haben als ihre
Vorgänger und, selbst wenn sie bis an das Ende ihrer Vertrags-
zeit bleiben, kaum mehr ausrichten als die Organisatoren des
Heeres von Kirkkilisse. Das für die Zukunft der Türkei Wesent-
liche, die Flotte, ist den Briten zuerkannt worden. Die bauen die
Schiffe, armiren sie, haben das Kommando und, für drei Jahr-
zehnte,Werft- und Dockkonzessionen und Schiffahrtrechte, die Rie-
fengewinn verheißen. England kann der Türkei, fo lange Kon-
stantinopel ihre Hauptstadt ist, jeden Tag seinen Willen aufzwin-
gen.Soll ihm noch vor derBagdadbahn grauen?Die(lassetEuch
die Karte zeigen und die Tracen weisen, mit denen England,
Frankreich, Rußland rechnen) wird eine Lokalbahn, derenMnd-
stück England, wie ein Säckchen, zuschnüren kann; und davon, daß
die letzte Strecke der Deutschen Bank einen hübschen Bauprosit
bringt, haben wir nichts. Südosteuropa wollen Slaven, Roma-
nen, Hellenen untersich theilen;undder auszuschließendenMon-
archie Oesterreich-Ungarn, wenn sie ihre Flottenmacht nicht schnell
dem londonerWunsch anpaßt, auch Bosnien noch, sobald es geht,
nehmen. Wo sind die Ziele? Im Mondgebirge. Persien anglo-
russisch, Marokko französisch, Tripolitanien italisch; morgen Ära-
bien, sammt allen oder fast allen Oelquellen Syriens und Meso-
potamiens, englisch.Indien und Egypten sind besser als je zuvor
geschützt. Großbritanien darf den Ertrag von 1913 als einen der
größten Gewinne buchen, die seine Geschichte verzeichnet hat. Ein
Narrenland wärs,wcnnes nochgrollte.Uns wirdAngolagegönnt.

Das denEngländern nie gehörte und von der lissabonerTochter-
gcsellschaft billig zu haben ist. Keine nahe Kohlenstation? Kein
kleinasiatischer Hafen mittzinterland? Darum Jahre lang Hader,
Wirthschaftkrifis, ungeheurer Wehraufwand und seit Monaten
das unwürdige Geschwätz von den -so erfreulich verbesserten Be-
ziehungen"? WeilwirfämmtsichLPflöckezurückgesteckthaben und
uns, aus der Düte Fremder, einBonbon versprochen ward, sollen
wir jauchzen? Nee. So konnte Bülow, während er seinen Pudel
kämmte, das Zeug ins Reine bringen. Treudeutschen Gruß an
den strammen Patrioten.Aber ich will nicht glauben, daß wirda-
mit abgespeist werden.Daß dieAssekuranzgesellschaftBethmann-
Lichnowsky wagen kann, nach all dem Gemächel und Gerühm der
deutschen Nation diesen Katzennapf hinzuschieben. Etwas brei-
tere Happen muß sie bieten. Aber sputen wird sie sich: um fertig
zu sein, ehe die Verträge sichtbar sind, die England mit unseren
Bundesgenossen Oesterreich und Italien beräth. Auch, weil der
Oberstestch nichtmehrsicher fühlt und für denNothfall einen nicht
allzu kläglichenAbgang vorbereitet... Erzählen mußte ichs.Abcr
Du weißt ja, wie eklig Erwin immer ist. And ich glaube doch, daß
wieder eine große Sache wird. Wenn Englands Löwe lächelt...
Gefährlich ists, den Leu zu wecken; wer ihm aber in Sätti-
gung hilft, darf sich»bessererBcziehungen"zu ihm rühmen. Ver-
derblich ist des Tigers Zahn; auch wenn der Wildkatzensproß schon
alt ist, goldene Plomben und Brücken in derMundhöhleträgtund
auf den milden Namen Clemenceau hört? Herr Poincare wirds
erfahren. ErsolltenichtzumPräsidentengewählt, sollnunaus dem
Elysium geekelt werden. Zwei Ministerien sind 5hm zerschlagen,
eins, das crnicht ausstehenkann, ist ihm aufgedrängt worden. Das
soll im Frühling die Wahlen -machen". Sein sichtbares Haupt
ist Herr Doumergue; ein stämmiger, behaglich lächelnder Mann^
der durch besondere Leistung noch nicht aufgefallen ist, von der
Kammeriribüne aber grobe Scheltrede ins Heilige Rußland ge-
schrien hat. Obendrein: in der dunkelsten Woche des Algesiras-
quartals; während übertue für Casablanca zu schaffende Polizei-
truppe gehadert wurde und Frankreich der russischen Hilfe noch
nichtganzsicher war.DahatdieserLächlerzusagengcwagt: -Was
sollen wir von einer Freundschaft halten, die uns Schätze nimmt
Thee.

Punsch.
und nicht einmal Kleingeld zurückgebt? Ihr, Russen, schleppt in großen Haufen Anleiheschuld scheine cnf denMarkt; dieseWaare nehmen wirEuch ab, fordern aber, daß Ihr auch unsereWaare kaufet. Mit dem Blut, mit dem Elend unserer Bauern können wir Eure Freundschaft nicht bezahlen.«Februar 1906. Dezember 1913: Ministerpräsident und Minister derAuswärtigen Angelegenheiten. ImErnst. Warum? Weil Clemenceau weder erlaubte, daß Herr Caillaux,dener,alsdenMannderAgadirangstunddesKongovertrages, im Januar 1912 gestürzt hatte, an die Spitze derRegirung trete, deren Willen er doch lenkt, noch, daß HerrPichon.der untreue Schüler, der zu Poincare abgeschwenkt ist, im Auswärtigen Amt bleibe. Andere Fachleute wollten nicht: alsoDoumergue.Derahrit zwar nichts von demBedürfniß internationaler Politik. Die Ministersorte giebts aber auch in anderen großen Reichen. And für das Nöthigste sorgt Herr Paleologue, der Leiter der Politischen Abtheilung. Kann dieses Kabinet dauern? Doumergue hat die Russen, Caillaux dieBriten (und deren in Paris mächtigen Botschafter Bertie) gekränkt. Beide sind im Innersten gegen die dreijährige Dienstzeit.Beiden wird nachgesagt,daß sie die Bündnisse der Republik gefährden. Aber sie sind -radikal", Totfeinde der Kirchezund wenn sie stolpern,macht eine andere Partei die Wahlen. Für uns ist, zunächst, wichtig, daß dieser Regirungwechsel in die Zeit deutsch-französischer Verhandlung über Kleinasten siel. Der Kelte Clemenceau, dessen Patriotismus nicht zu übertrumpfen ist, dürfte nicht wünschen, daß Herr Jules Cambon dleAufträge der Firma Doumergue-Caillauz ausführen muß.Doch ihn blendet dertzaß. Poinrare soll weg. Der sieht aber nicht aus, als ob er ohnetzauptschlacht dasFeld räumen wolle. And tzerrDelcasse, dem inPetersburgnichts mehr zu thun bleibt, kehrt in die Heimath zurück. Spitzet die Ohren; und seid, wennIhr redet, behutsam.
Citrone.
«Mir war zu Ohren gekommen, daß Offiziere meinesRegimentes auf der Straße beleidigt wurden. Da ferner mir und dem LieutenantFreiherrnvonForstner schmutzige anonymeBriefe zugegangen waren, habe ich mich veranlaßt gesehen, den Offizieren zu sagen, sie sollten so schneidig wie möglich vorgehen. Ich habe auch dem Lieutenant von Forstner empfohlen, seine Pistole stets bei sich zu tragen und im gegebenen Fall von Pistole oder Säbel

Gebrauchzu machen. DenAnteroffizierenundMannschaften habe
ich befohlen, gegen Angreifer die Waffe energisch zu brauchen und
gegebenen Falls dieseAngreifer zur Strecke zu bringen." (Oberst
von Reuter vor dem straßburger Kriegsgericht, im Dezember 1913)
-Man muß derNation das GefühlderSelbständigkeit einflößen,
man muß ihr Gelegenheit geben, daß siemit sich felbstbekanntwird,
daß sie sich ihrer felbst annimmt; erst dann wird sie sich selbst achten
und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzu-
arbeiten, ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils
lösen, die Wiedergeburtleiten, pflegenund in ihrem freien Wachs-
thum nichthemmen: weiter reichtunserWirkungskreis nicht. Unser
höchstesZiel muß sein, die innige Verbindung derArmee mit der
Nation zu schaffen. Den jungen Soldaten foll keine ungesetz-
mäßige Handlung durchgesehen, keinezweckwidrige Angebunden-
heit gestattet werden. Dagegen muß ihre Zurechtweisung bei An-
wissenheit oder Anbeholfenheit auf eine liebreiche und väterliche
Artgeschehen." (General von Scharnhorst imMärz 1813.)« Gegen
den Lieutenant vonForstner" (der vom Kriegsgericht zuGefäng-
nißstrafe verurtheilt worden ist, weil er einen waffenlosen, hinken-
den Schuster, von dem er, an der Spitze eines Soldatenzuges, sich
bedroht glaubte, mit der Degenklinge den Kopf verletzt hat) «durfte
nicht Anklage erhoben werden, geschweige denn Verurtheilung
erfolgen. Strafverfolgung wegen eines Aktes der Staatshoheit
ist unzulässig. Wenn unsere Offiziere die Gefahr einer custodia !n>
Konesw laufen, weil sie für die Ausübung des königlichen Dien-
stes freie Bahn schaffen, dann erwächst dem vornehmsten Beruf
Schande." (Polizeipräsident Dr. juris von Iagow im Dezember
1913.) »Gott wird ein strenges Gericht halten über den knechti-
schen und thierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott
dem Menschen Gewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat.
Du, deutscher Soldat, bist ein Mensch und Du sollst den Men-
schen nicht ausziehen, wenn Du die Montur anziehst.« (Kurzer
Katechismus für deutsche Soldaten von Ernst Moritz Arndt.)

Wasser.

Nach Franziska gehen wirnicht. Eine Schaar tüchtigerTech-
niker, Großkaufleute, Industriekapitäne, Künstler war dafür; im
Reichstag eine Mehrheit; eine größere in der Preise; und aus

den Vereinigten Staaten winkte die Sehnsucht der Landsleute. Aber dertzerrReichskanzlerwollte nicht. Erstens hat erden Eng« ländern (die drüben wenig ausstellen könnten) versprochen, nichts hinzuschicken. (Niedlich; gehört ins Kapitel der «erfreulich ge» besserten Beziehungen".) Zweitens zankten zwei nachgeordnete Instanzen, Inneres und Auswärtiges Amt, um die Ehre, den Reichskommissar zu stellen. Drittens muß doch malbewiezen wer» den, daßtzerrBallin, kleiner Geschäftsmensch.ntchts gegen, nichts ohn« den höchsten Beamten vermag. Der redet nicht etwa selbst. (Wieder unwohl ? Wann wird erzur Indisposition gestellt?) Auch seine Sekretäre schweigen. Ministerialdirektor Lewald, behender Ausstellungleiter und Förderer stiller Sammlung, wird vorge» schickt. Kein Kanzler könnte das Franzisko-Komitee rauher ab» kanzeln. Das Geld wäre ins Wasser geworfen; die Zeit viel zu kurz; der ganze Plan dummer Unfug. Generaldirektor Ballin ant» wortet (öffentlich) sehr nett; er fagt, der berliner Spediteur, der den Ministerialdirektor berathen habe. kenne von fünfWegennach San Franzisko nur zwei. Dann: »Herr Lewald hat die Dinge so dargestellt, als ob unser Komitee aus unerfahrenenjungen Leuten bestehe, die sich leichfertig mitDingen befassen, von denen sie nichts verstehen. Er hat der Hamburg-Amerika» und der Kosmos-Linie nicht einmal dasVerständniß derTransvortfrage zugetraut;und doch muß ich für die Hamburg-Amerika-Linie mit aller Bescheidenheit sagen, daß sie sich seit sechsundsechzig Iahren ausschließlich und nicht erfolglos mit folchen Dingen beschäftigt." Allerliebst. Aber: der Reichstag verstummt. Aus. So leben wir alle Tage.

Zucker.

Aus dem Berliner Lokal-Anzeiger vom einundzwanzigsten Dezember: »Der Kaiser besuchte gestern mit größerem Gefolge den Zoologischen Garten. Der Monarch besichtigte zunächst mit großemInteresse die drei neuenBrunnen aus seiner cadinerWerk» statt. Der Kaiser unterhielt sich mit den Baumeistern Hoffmann und Ihne über die Möglichkeiten, die cadiner Erzeugnisse in der Architekurzu verwenden. Der Monarch meinte,daß cadinerThon und Majoliken vielleicht noch mehr für die Innenarchitektur verwendet werden könnten, als bis jetzt der Fall ist." Hört! Höltl

moderne Renaissance, die moderne Zeit, beruht durchaus nicht auf irgendeiner Idee. Sie ist jeder Idee bar. Die moderne Zeit ist durch schweigende Handlungen geschaffen worden. Die Art des Denkens, die ideenverlassen ist, die an der Erde klebt, schuf Schritt vor Schritt eine gewaltige Wirklichkeit. Die Maschinen sind das Resultat dieses niedrigen und geduldigen Denkens. Die Eisenkonstruktion, die moderne Gotik, ist geborener Stil. Die Häuser in Amerika sind in einem wahrhaft heidnischen Stil erbaut; man hatte nämlich den Gebrauch, den Nutzen, im Auge, bevor man an die Architektur dachte. Später wird sich schon zeigen, daß dieser Stil schön ist. Denn die Schönheit folgt der Wahrheit, wie sie der Kraft folgt." Ich citire diesen I. V. Jensen, weil er den Irrthum in verführerische Worte kleidet. Als die tuntenhausener Stadtväter vor der ersten Lichtmaschine standen, priesen sie andächtig die herrlichen „Kräfte der Elektrizität", weil ihnen das arbeitlose magnetische Streufeld die Schlüsselbunde aus den Händen zog. Ihre Ekstase war wirklich nur ein Bischen täppischer, aber ihnen gebührt vor Jensen der Lorber, „gewaltiger Wirklichkeit" mit Herz und Hand sich willig ergeben zu haben. Und nun wollen wir Ingenicure die hübschen Willkommen-Guirlanden niederreißen, gerade als sie so saftig sich runden und, mit Blumen besteckt, so freundlich nicken wollen.,

Ihr verschätzt Euch im Gegenständlichen. Unsere heutige Aufgabe ist noch, ponderable Größen, zu denen unsere eigene Arbeitzeit gehört, mit guten, nicht mit bestmöglichen Wirkungsgraden zu vereinigen. Vollkomme Ingenieure wissen gar nicht, was Ihr wollt, wenn Ihr Behrens-Fabriken und häßliche Schuppen hänselnd vergleicht oder zur Stilgemeinschaft verkettet. Sie lachen Euch einfach aus, wenn Ihr die trockne Geschichte der Eisentragwerke, Maschinen und Apparate nicht kennt, die eine wilde Nothzucht des Stoffes und ein Massenmord von Stilen war. Sie schütteln sick vor Euren Entwickelunghymnen und Einheitarien und verbitten sich, daß Ihr mitten auf der Entwickelungskurve plötzlich schreit: „Hurra, hundert Prozent Wirkungsgrad, Vollkommenheit," wo doch notorisch knapp neunzig erreicht sind und die mühsäligen letzten zehn Prozent (nebst allem Imponderablen, das zur Vollendung gehört) den Urenkeln erst, vielleicht nach Jahrtausenden, zu überwinden gelingen würde, wenn man Stilbildung der Technik überließe. Raumersparniß erzeugt aus sich heraus nicht Konzentration, Gleichgewicht Kicht Harmonie, Rhythmus nichtMe-

trum,' ein Lichtermeer keinen Glanz, Hochdruck keine Intensität.
'Unsere Nutzsucht, die noch gierig hungert, frißt quantitativ, dimensionell, phantasielos und listenreich, was ihren Rachen kreuzt.
Wir wechseln Stile wie die Hemden, nach Bedarf, Saison, Mode.
Uns bleibt mit jeglicher Monistennarretei vom Leibe.
Unser Auge hat sich, geschichtlich nachweisbar, über „Zusammenbau" hinaus, auf „Formgebung" äußerst schwerfällig eingestellt. Zerpflückten Blumen ähnlich oder gleich drahtgebundenen Totengerippen oder schmerzlich zuckend wie die Eingeweide geschlitzter Bauchhöhlen narrt die primitive Maschine die Inbrunst jedes Schöpferwillens: zu gestalten. Der Kraftschluß aller Lebendigkeit fehlt, gespenstisch ausdruckslose Energien huschen, poltern, verknäueln sich und erschrecken das sinnende Auge, auch wenn die wägende Hand den Zweckd!enst wohlverrichtet fühlt. Geängstigt in sich selbst und vor dem Urtheil des Kundenkreises, ziert die Einfalt ihre Gebilde mit Ornamenten wesensfremder Stile und vermehrt das Chaos um eine grauenhafte Haut. Amusische Logik dagegen und mechanifirte Fabrikation verfallen auf „mathematisch richtige" und scheinbar wahlverwandte Formen, lauf pnsmatische Kästen und cylindrische Höhlen, von allen guten Geistern verlassen wie ein Gott, der uns das keusche Weib als glattes Eirund schüfe. Die ersten Lokomotiven, die gotischen Dampfmaschinen, die Blechwandbrücken bieten grobe, die Entwickelungvariqnten des Automobils feinere Belege für die Selbstverständlichkeit, daß in einer Epoche des erdenfrohsten Fleißes alle Konstruktion getreulich das verworrene Spiegelbild unzähliger divergenter, beunruhigender Rücksichten bleiben muß.
Rathenau und Andere haben auf den singularen Formcharakter aller in Jahrtausenden durchdachten Einzelmechanismen hingewiesen, wie ihn etwa das Handwerkzeug besitzt. Den Individualcharakter alter, mit der Hand gearbeiteter Gerüche in seiner eigenthümlichen Annäherung an organische Körperlichkeit und Beseeltheit ahnen selbst Banausen, wenn sie der Preis empfindsam macht. Anzweifelhaft strebt auch jeder Gruppenmechanismus jenem komplexen Formcharakter zu, der in seiner Vollendung den Ausdruck komplizirter Formenvielfalt verdrängen könnte. Und wer die energetisch-ökonomische Gebundenheit der maschinellen Einzelorgane gründlich begriffen hat, spürt gewiß den ästhetischen Anreiz, nach Abhängigkeiten und Gegensätzlichkeiten, nach intensiven und extensiven Energieschwingungen, nach Symmetrie und Polarität den Gesammtorganismus räumlich gebunden anzuordnen und zu gliedern. Das Streben nach dem höchsten Wirkungsgrad muß auf den

letzten Stufen mit dem Streben nach Schönheit zusammenfallen:
Das glauben auch Ingenieure. Nur erinnern sie s^ich wieder und
wieder des universellen Entwicklungsgesetzes, das asymptotische
Näherung an den Endzustand bedeutet, eine letzte, unendlich lange,
unendlich schwach geneigte Rampe zu durchschreiten heischt, auf der
nur Besonnenheit, Nutzverzicht, Erfolgsättigung sammt einiger
Hingabe an das Transszendente geduldig und langsam vorwärts
kommen könnten. „Es giebt wohl keinen Weg, auf dem es dem
Menschen nicht möglich wäre, seine Seele zu finden, und wenn es
die Freude am Aeroplan wäre." Das ist die Anmerkung des In-
genieurs Rathenau zu Euren Dithyramben. „Aber die Mensch-
heit wird keine Umwege beschreiten. Es wird nichts geschehen, als
daß die Menschheit unter dem Druck und Drang der Mechanisi-
rung, der Unfreiheit, des fruchtlosen Kampfes, die Hemmnisse zur
Seite schleudern wird, die auf dem Wachsthum ihrer Seele lasten.
Die Zeit sucht nicht ihren Sinn und ihren Gott, sie sucht ihre Seele,
die im Gewühl des mechanistischen Denkens und Begehrens sich
verdüstert hat." So lautet das Glaubensbekenntniß von RathenZau
und uns Allen, die wir Zweckdienst verrichten.
Wenn nebenbei und irgendwo doch auch einmal Maschinen-
Zeichner eine tapfere Linie zögen, wenn Ingenieure nächtens eine
schöne Brücke träumten, so bleibt das Fazit davon unberührt: ge-
waltig ist die Wirklichkeit der Technik wohl, gleichförmig, dem
Zweck entsprechend, erfolgreich, marktgängig und sicherlich in ir-
gendwelchem Sinn für den Weltenlauf förderlich, aber eben so
sicherlich in ihrer heutigen Erscheinungform den Wahrheit«Kraft-
Schönheit-Stil-Duseleien so weit entrückt wie ein strammer Athlet.
Wirklichkeit hat ihr Gewicht, ihren Sinn und ihr Ziel. Beseeltheit
ist so gewichtlos, daß sie von Dienern und Anbetern der Wirklich-
keit als Utopie verschrien wird. Stil ist die Asymptote der Hyperbel
von Wirklichkeiten. Wesenheiten entstehen wie natürliche Geschöpfe
aus der Influenz der Wirklichkeiten durch transszendente Willens-
kräfte. Die latenten Wesenheiten der Technik werden von Denkern
und Künstlern erschaut, die von außen her, „gegen den Willen der
Mechanisirung", vorzeitig, die „natürliche" Entwickelung der Tech-
nik überflügelnd, intuitiv, stilschöpferisch wirkten und eben darum
Organismen schufen, weil sie das Wachsthum als Umweg be-
griffen und den selektiven „Produktenwust" nicht mehr ertrugen.
Wenn ich mich recht entsinne, hat Peter Behrens einmal aus-
drücklich, zum Entsetzen der Zunftgenossen, den „gewachsenen SM"
abgelehnt. Heute kann man mitten im häßlichsten Berlin einige
von ihm erbaute Fabriken sehen, die vom technischen Motiv strotzen

und doch den brutalen Knick in der Entwicklungsgeschichte des Fabrikenbaues versinnbildlichen. Daß sie mit keiner Greisenformel liebäugeln würden, dafür bürgten die jugendlichen Lebendigkeiten im Wesen des Bauherrn (A E G) und des Baumeisters. Aber daß sie keine „Ingenieurbauten", keine Bejahung der technischen Wirklichkeit, sondern kühnste Formgebung einer der heutigen Industrie utopisch fern scheinenden, hinter Wolken verborgenen Idee geworden sind: Das offenbart die Fruchtbarkeit der dualistischen Wesensbetrachtung. Noch hundert Jahre nach uns wird man den Muth dazu bewundern, wenn man dann überhaupt noch unsere monistische Realitätenschau begreift.

Nach der Besucherstatistik von berliner Fabriken entfällt auf jeden produktiven Mitarbeiter jährlich etwa ein Arbeitbeschauer. Das Tagebuch technisch geschulter Fremdenführer berichtet, daß von hundert Laien neunundneunzig vor der Dimension, der Quantität, Monstrosität oder Rarität in entzücktes oder entsetztes Staunen gerathen. Es gelingt kaum einmal, im Gesichtsfeld einer rothen Warnunglampe oder im Hörbereich eines Hochspannungfunkens oder in der Nachbarschaft einer netten Tippmamsell das Wesen eines Kabels dem auf Empfänglichkeit dies eine Mal doch eingestellten Gedächtniß einzuprägen. Man glaubt Das gern und denkt mit Grauen an Tischgespräche technischen Inhalts (zumal mit gebildeten Frauen). Man erinnert sich an malerische Emulsionen von Werkstätten, in denen eine schlecht beleuchtete Ecke, von unwahrscheinlichen Dämpfen umwölkt, durchrothe Lichter und Blusen belebt, so widerwärtig gegenstandsfroh zu Tode sterben muß. Man entschuldigt dann wieder den Maler, wenn man Reklamehefte der Berufsgenossen durchblättert und am Bilde der Produkte und Fabriken das lieblose Verhältniß ihres Blickes zum (angepriesenen) Gegenstand erkennt. Und man wäre fast geneigt, alles bisher vom technischen Wesen Gesagte zu widerrufen und seine Ausdrucksarmuth als Leere und seine Leere als des Nebels Wurzel zu gestehen, gäbe es nicht seit einigen Iahren die Erfahrung mit neuen Darstellungmitteln, die das Gegenständliche von aller Schuld entlasteten und die Dankbarkeit des Gegenstandes gegen das beseelte Auge bewiesen. Photographie, neuerdings besonders das Wanderlichtbild, vergeistigt durch die gerechtere Unscharfe der Graphik, hat uns Jüngeren endlich eine Physiognomik technischer Dinge vermittelt. Merkwürdig genug, erwiesen sich die, Wahl des Sehwinkels und die Begrenzung des Sehfeldes (nicht etwa, wie Spaßmacher behaupten, Regie und Retouche) als ausdruckmehrend. Die selben Fabrikgäste, deren frei im Raum schweifendes Auge zum Nebensäch-

lichen und Abstrusen irrte, erkannten auf dem Film, oft ohne Kommentar, die Haltung und Geberde technischer Dinge. Die Beschränkung auf ausgereifte Theilmechanismen und die Vorliebe für zweidimensionale Projektion der Körper führten zu Federskizzen, wie man sie in dem Geschichtwerk des Hauses Krupp findet, die dem Beschauer ungestört das Wesentliche und dem Konstrukteur die Anfänge seiner Stilistik offenbarten.
Da zeigt sich plötzlich sogar ein Thatsachen-Kommentar, den ich den Erklärungdurstigen nicht vorenthalten will. Warum, so fragen sie, gelingt dem Kunstgewerbe, mit der Werkstattzeichnung von Grund-, Auf-, Seitenrissen Stil zu schaffen, warum der Technik nicht? Die Technik sucht in zweidimensionalen Rissen drei ebene Lösungen mechanischer Problems und findet im besten Fall, wenn sie Zeit dazu hat, die zweMmenswnal-schöne Kontur. Ter Künstler sucht eine dreidimensionale Gestalt, sei es, daß er sie einmal geschnitzt, geknetet, oder sei es, daß er sie nur räumlich skizzirt, geträumt oder noch Unscharfer gewollt hat, dem Handwerker in ebenen Schnitten und Ansichten darzustellen. Seit Peter Behrens Lampensockel für die AEG entwarf, begriffen die Konstrukteure das Gesetz der gestaltenden Retrospektive und seitdem sieht man sie in ihren Bureaux doch wenigstens die Schaltergriffe, Thürklinken und Wandrosetten manchmal schon in Modellen formen. And sobald sich die Erkenntniß, durchgerungen haben wird, daß eine schöne Rotationkontur keinen schönen Rotationkörper abwirst, werden auch Brückenbauer und Maschinenzeichner bewußt und mit Vergnügen räumlich konstruiren.
Am Weitesten hat sich das technisch: Motiv im Literarischen verbreitet: in süßlichen Ingenieurgeschichten, in irren Bejahungen „der" Maschine, in popularisirenden Tendenzschwärmereien, in Verseuchungen der Schriftsprache mit angelesenen Fachausdrücken, in plätschernden Phantasien auf dem uferlosen Ozean mechanistischer Möglichkeiten. „Die mechanistische Entwickelung können wir ohne Staunen, ja, ohne Geistesaufwand ein gutes Stück zukunftwärts weiterdenken. Ein hundertfach übervölkerter Erdball, die letzten asiatischen Wüsten angebaut, ländergroße Städte, die Entfernungen durch Geschwindigkeiten aufgehoben, die Erde meilentief unterwühlt, alle Naturkräfte angezapft, alle Produkte künstlich herstellbar, alle körperliche Arbeit durch Maschinen und durch Sport ersetzt, die Kenntnisse des mechanischen Naturgefchehens ins Unabsehbare erweitert, neue Stoffe, Organismen und Energien in beliebiger Menge entdeckt, ja, zuguterletzt Verbindungen mit fernen Gestirnen hergestellt und erhalten: im Sinn der Mechanisi-

rung die höchsten Aufgaben, alle lösenswerth und vermuthlich der-
maleinst gelöst; wem macht es Schwierigkeit, dies Bild künftiger
Bequemlichkeit und Gelehrsamkeit beliebig auszumalen, und wen
macht es glücklich?" Wieder enthebt mich Rathenau dem Zwang,
etwas Neues zu sagen. Ich will hier, wo es hingehört, auf seine
Bücher als auf den Katechismus meiner Ideologie hinweisen.
Mit Kellermanns „Tunnel" ist das technische Motiv in den
Lichtkreis anständiger Dichtkunst gelangt. Und weil es dort so zärt-
lich empfangen und gehütet wurde, können wir das Vivat der
Globetrotter überhören, die uns schon wieder via Tuntenhausen
von Hoboken nach Weimar fahren wollen. Der Roman fährt nicht
über Tuntenhausen und will nicht nach Weimar. Jeder Mac
Allan aber, der seinen Tunnel gebaut und seinen Kellermann ge-
lesen hat, wird nach Hoboken zurückkehren und mit Strom am rech-
ten, Hobby am linken Arm seine Seele suchen. Er wird ein Dorf
vor der Stadt bauen, vorsichtig, im kleinsten Rahmen, unerhört
kühn und unerhört einfach. Dort wird er einsam wohnen; denn
Ethel ist in der Stadt geblieben und das Publikum schüttelt den
Kopf. Einen Woolf, den der Kontrastreiz lockt, wirft er hinaus. Erst
nach drei Iahren zieht ein Arbeiter und etwas später ein Milliar-
där bei ihm ein: und Die empfinden es sensationlos als Freude,
fünf freie Stunden am Tag wie Mac Allan zu verbringen, mit
Musik, Blumenzucht und Knetversuchen. Als das Dorf bevölkert
ist, von lauter Menschen, die täglich noch zehn Stunden in Hoboken
arbeiten müssen, fühlt es sich von der Stoßkraft erfüllt, die Welt
zu erobern. Dann lädt Mac Allan unseren Kellermann zu sich
und bittet: „Schreiben Sie uns noch ein Buch. Wir bauen morgen
einen eisernen Thurm, fünfzig Meterhoch, ohnejTreppe, ohne Auf-
gabe, als Gottesdienst. In drei Monaten ist er fertig. Die Sache
haben Sie beim Tunnel überschätzt; sie war eine dicke Nebensache.
Es freut mich, daß Sie bequem durchgereist sind. Ich habe das
Ding mit Ihrer Hilfe schon beinahe vergessen. Und Das war da-
mals Hauptsache für uns arme Ingenieure."
Damals, 19S0, schrieb Kellermann sein zweites Buch mit tech-
nischem Motiv. Das unkundige Geschwätz der Wirklichkeitreporter
war verstummt, das Publikum stand zum Geräth wieder wie die
Urgroßväter, die Ingenieure waren Künstler geworden und die
rasende Welt machte alltäglich einen echten Feierabend. Die In-
dustrie orientirte sich ethisch und gewann die Märkte mit Waaren-
güte. Selbst die schlimmsten Zweckarbeiten wurden zu höherem
Dienst angespannt; die Hälfte aller Fabriken war nämlich für
Jahrzehnte vollauf beschäftigt, den Unrath der Zweckepoche zu der-

Nichten, die andere Hälfte hatte das Optimum der Effekte erreicht; das Ringen um Ersparnisse war fruchtlos geworden, Jedermann beherrschte jeden erlernbaren Kunstgriff, Käufer fand, wer um Liebe warb.

Damals siegte die Seele der Menschheit und feierte die Zerstörer des mechanistischen Prinzips als ihre Befreier. Zu ihnen zählte man die Ingenieure nur bedingt.

Oberschöneweide.

Dipl.-Ing. Wichard von Moellendorff.

Jean Paul, der Dichter des Unbewußten.

A?ean Paul, den Dichter, festzulegen und einzuordnen, wollte den Literarhistorikern noch nicht recht gelingen. Der überwältigenden Menge von Tendenzen, die Jean Pauls Werke beherrschen, den fortwährenden proteischen Verwandlungen dieser weitgrenzenden, vieltönigen Seele stand man verlegen gegenüber. Nach seiner Richtung fragen? Das klang fast, als wollte man nach der Richtung des Meeres fragen; wie dessen Wellen bald hierhin, bald dorthin wogen, so, nach allen zweiunddreißig Richtungen der Windrose, schienen sich die Kräfte dieses Mannes zu bewegen. Woher kam der wunderliche Fremde, der mit einem bezaubernden Gemisch von höchster Kultur und ländlicher Einfalt in wenigen Tagen die Herzen von ganz Deutschland eroberte, den Schiller wie vom Mond gefallen fand, den Goethe einen Tragelaphen erster Sorte nannte? Was wollte er, was brachte er den Menschen?

Eii. Ungeheures: die Offenbarung einer neuen Liebe, das Erlebniß von der unerschöpfbaren Quellenhaftigkeit der menschlichen Seele, die Verkündung unendlicher Glücksmöglichkeiten.

Alles, was bei der Romantik auf dem Programm stand, war in Jean Paul Blut und Leben und eigenste Schöpfung. Seine bescheidene Behauptung, datz er an der Entstehung der romantischen Tendenzen nicht so ganz unbetheiligt sei, wird von der heutigen Forschung bestätigt. Er ist nicht nur ein Initiator der Romantik: er ist in Vielem und Wesentlichen ihre Erfüllung. Das Unbewußte, das bei Jean Jacques Rousseau mehr eine Behauptung und logische Forderung war, das bei den ahnenden Romantikern mit Hilfe der Blauen Blume, nach der sie ewig vergebens suchten,

erst eröffnetwerden sollte, in IeauPaulzersprengtees mit Allgewalt
die Schleußen des Bewußtseins und in nicht endender Verschwen-
dung überglänzte es alles Menschenleben und verwandelte noch
die düsterste Winterlandschaft in jubelnde Frühlingsau. Jean
Pauls Optimismus hatte nichts gemein mit dem bürgerlichen Be-
hagen dcr Deisten, der fröhlichen Aufgeräumtheit der Ration«-
listen; sein Optimismus kam aus der tiefsten Lebensbejahung, aus
wahrhaft dionysischem Erglühen. Auch sein: Schilderungen der Ho-
noratioren und all der verschnörkelten, wunderlichen kleinen Käuze
entsprangen aus der selben Ueberlust desLebens, seiner wallenden
Kräfte Neberschwang noch in der engsten Form wollüstig zu em-
pfinden, wie wirs in den Schnörkeln und Ausladungen der goti-
schen Kunst kennen. In dem Chaos der Töne erlebte der Dichter die
Möglichkeit zahlloser seligerMelten; Musik war ihm, wie Orpheus,
Schöpfer alles leibhaften Seins. Mit Jean Pauls mystischem Op-
timismus bewegte uns in unseren Tagen Maeterlinck, dessen ver-
klärte Gestalten auch vielfach an Jean Pauls erinnern. Alles,
was uns Jean Paul in seinen Büchern über die Unsterblichkeit
lehrt, all die vielen Argumente mit einem Aufwand von Scharf-
sinn, der selbst Kants Aufmerksamkeit erregte, sie sagen uns heute,
ihrer dichterischen Bilder entkleidet, herzlich wenig. Aber seine
Lehre vom Unbewußten hätte ihn allein unter die größten reli-
giösen Genien aller Zeiten gestellt. Mit ihr ist er uns gerade jetzt,
wo die glänzenden Bestätigungen seines reichen Ahnens mit einer
Zich überall vorbereitenden religiösen Renaissance zusammentref-
fen, so überaus wichtig geworden. Ich kann mir nicht versagen,
Jean Paul selbst über sein Unbewußtes sprechen zn lassen. „Man
fieht bei gewissen Menschen sogleich über die ganze angebaute
Seele hinüber, bis an die Grenze der aufgedeckten Leerheit oder
Dürftigkeit. Ja, oft könnt' ich aus ähnlichen Gefühlen mich selber
nicht recht ertragen, wenn mich nicht die lange Perspektive eines
unabsehlichen Verbesserns tröstete. Aber Ihr Reich des Unbewuß-
ten, zugleich ein Reich des Unergründlichen und Unermeßlichen,
das jeden Menschengeist besitzt und regirt, macht den Dürftigen
reich und rückt ihm die Grenzen ins Unsichtbare." „Und mir kann
das Reich des Unbewußten auch nichts schaden, wenn ich in man-
chen Stunden widerlicher Bescheidenheit mich aufrichten kann, daß
ich ein ganzes geistiges Waarenlager gleichsam unsichtbar auf dem
Rücken trage, das ich am Ende wohl auch einmal vorwärts herum-
drehen kann auf den Bauch." „Ist es nicht ein tröstlicher Gedanke,
dieser verdeckte Reichthum in unserer Seele? Können wir nicht
hoffen, daß wir unbewußt Gott vielleicht inniger lieben, als wir

wissen? Vielleicht kommen daher manche Rührungen, manche Andacht, manche innere, schnelle Freudigkeit, deren Grund wir nicht errathen. Und wie wohl thut es, daß wir an allen Nebenmenschen, auch unscheinbaren, Das zu achten haben, was Gott allein kennt!"
Diesem in uns versteckten Millionär dem Unbewußten gegenüber erschien Jean Paul unser Bewußtsein nur als Armurh, ja, fast" als verkleinernder Zerrspiegel. Das Bewußtsein war ihm nur „der Schlüssel des Untermenschlichen, nicht des Uebermenschlichen". All: höchsten Seligkeiten waren ihm anonym:, aus tiefsten Tiefen kommend. Die Empfindungen, die im Unbewußten göttlich durcheinander brausen, dürfen, so smpfand er es wohl, im Zuchthaushof des Bewußtseins nur gekettet und isolirt spaztren, damit sie sich nicht etwa gegen die Gemeinheit und Unnatur unseres gesellschaftlichen und moralischen Lebens verschwören. Diese empfundene Diskrepanz der Hemisphären unseres inneren Seins ließ ihn der Philosophie Iacobis zustimmen, die er durch eine tiefsinnige Sprachkritik noch zu stützen schien. Wie nach Iacobi der Verstand nothwendig atheistisch ist, so sind auch Richters große Humoristen alle Gottesleugner und nur in seinen Träumen gelingt es ihm, die Welt von innen heraus zu gestalten und in Klang, Duft, Licht und Rhythmus die Seele und ihren Schöpfer zu verherrlichen. Seine Philosophie hätte zur Ergänzung der Einsichten Baaders bedurft, dieses reinsten Sehers, der vielleicht jetzt, auch er wieder, uns lebendig und wichtig werden soll. Der Mangel an Synthese. unseres Gefühls- und Geistesleben führte Jean Paul zu seiner Sentimentalität und zur Apotheose derMndheit, 5n der alle Kräfte noch ungeschieden knospen.
Das Evangelium des Lebens und der Freude, das Jean Paul der Menschheit gab, brachte er kraft seiner eminent musikalischen Natur. Der überwältigende Eindruck, den seine Träume und Entzückungen auf Beethoven machten (Schumann inspirirten sie, Mendelssohn und Weber waren ihre Bewunderer), würde vielleicht allein rechtfertigen, Jean Paul an kultureller Bedeutung dem unmusikalischen, ironischen Goethe gegenüberzustellen. Schiller bedeutet die poetische Verklärung des Rationalismus; Goethe und Jean Paul sind wirklich metaphysische Gegensätze wie der Zither spielende Apollo und der wildausgelassene Dionysos. Von Varnhagen wissen wir, daß Jean Pauls Träume durch Phantasien auf dem Klavier, das er meisterhast beherrschte, entstanden. Jean Paul konnte mit seinem schon von den Vätern her ererbten musikalischen Sinn auch ein großer Musiker werden; er hätte dann aber eine andere wichtige Mission nicht erfüllt, die, wie mich dünkt, den Tonschöp-

fungen Beethovens geitbiographisch vorangehen mußte. Ungeheure Wissensschätze hatte die Zeit der Aufklärung gehäuft, ein Wissen, das vom Gefühl nicht mehr durchdrungen und nur durch begriff» lichen Schematismus scheinbar beherrscht wurde. Jean Paul hatte dieses ungeheure Wissen in seiner einsamen, freudlosen Jugend in Hof sich angeeignet: und nun stellte er sich die titanische Aufgabe, mit diesen Wissenslasten zu jongliren, den geistigen Organismus derNation dadurch zu entspannen, daß er mit dem höchsten Enthusiasmus all dies Wissen in witzhaftem Spiel verband und es so fluidisirte. „Auch der Witzblick durchstreift lange, obwohl dunklere Reihen der Vorbildungskraft, um zu schaffen." Durch dieses freie Assoziircn aller Kenntnisse, wie wir es heute, nach Freud, nennen könnten, wurde IeanPaulder Lyriker und Dithyrambiker desWitzes. Echteste romantische gronieund SouverainetätAes Gefühls gegenüber dem Wissen ist es, wenn er für seine Scherze Bilder aus den feierlichsten und sprödesten Wissenschaften herbeizieht. Sein vom Kleinsten zum Größten, vom Tragischen zum Komischen springender Stil hat im Wettstreit mit der Musik das Irrationale des Lebens genial verkörpert.

Die Entbindung des Unbewußten hatte bei Jean Paul zur weiteren Folge, daß seine Beziehungen zur Sozietät ins Unendliche erweitert wurden! Seine Menschenliebe war nicht, wie es dem Gefühlsarmen erscheint, leerer Kosmopolitismus; mit seinen „zitternden Fühlfäden" umfing er wirklich die ganze Menschheit. Wenn er sagt: „Du bist hinuntergezogen, goldene Sonne, und hast die abblühende Rose unseres Abends mitgenommen und sie den erwachten Menschen der Neuen Welt als die Rosenknospe eines frischen Morgens gegeben," oder wenn er den selben Gedanken in der witzigverkürzten Form giebt: „Sie sonnten sich im Morgenroth Amerikas", so ist Das nicht nur gedacht, sondern lebendig empfunden. Dichterisch hat er die „göttliche Ueberfülle und Vermischung des Lebens" (ich erinnere nur an die wie von einer Zauberlaterne hingeworfenen Bilder eines Sommerabends in den Flegeljahren, an Giannozzos Ballonfahrt über das rennende Leben mit all seiner unendlichen Flucht von Bildern und Gegensätzen hin) in einer so meisterhaften, gänzlich neuen Art gegeben, daß nichts in der deutschen Literatur (es sei denn das Iahrmarktsfest zu Plundersweilern) daran erinnert.

Dieser ungeheuren Erweiterung des Horizontes der Liebe verdankte Jean Paul auch ein ganz neues Landschaftempfinden. Wie renaissancehaft und rokokomäßig sind noch Goethes Landschaften gegen Jean Pauls so ganz moderne, durch und durch beseelte Skiz-

zen. Wie lebt Alles in ihnen, welch bunt kräftiges Durcheinander, welche„Lärmfeuer derNatur; und dann wieder zartesterWatteau, nur Duft und Gold. Jean Paul ist der Bewegungreichste unserer Dichter. „Ohne Wind war ihm eine Landschaft eine steife, festgenagelte Wandtapete." Wie modern sind Bilder empfunden wie: „Der Morgenwind rauschte stärker, der Himmel wurde blauer und reiner, der bunte, leichte Teppich des Erdenlebens breitete sich über die Gegend ans und flatterte an den Enden." Oder: „Er schweifte aus der Stadt hinaus. Es war ihm, als wenn zwei entgegenwehende Stürme,eine Rose mitten im Himmel schwebend erhielten." Oder: „Jetzt brannte und zitterte in zartem Nmriß eine Obstallee durchsichtig und riesenhaft in der Abendgluth." Müs'en wir nicht bis zu George gehen, um Aehnliches zu genießen? Erst bei George finden wir auch die so tief germanische Einheit von Mensch und Landschaft wieder, die damals bei Z>an Paul etwas gänzlichNeues war und Wielands und Schopenhauers Bewunderung erregte. Gewiß war es auchDies, neben seinen unvergleichlichen Weltstimmungen, was ihn zu einem Liebling Böcklins machte.

Daß Jean Paul, weil für diese neuen „seligzerdehnenden", „zerquetschenden" Gefühlswelten noch nicht der neue Leib da war. der erste Hysteriker in der Literatur wurde (auch das Wovt hysterisch wendet er, ganz im modernen! Sinn, wohl alsMrster an), mag flüchtig erwähnt werden. Und ferner, daß er in seiner Linda, wenn wir von der doch nicht ausgeschaffenen Lucinde absehen, als Erster eine im modernen Sinn bedeutende freie Frau darstellte. „Welch eine schöpferische gerüstete Zeit zieht daher, die das große dumpfe Nonnenkloster des weiblichen Geschlechts abbrechen und die finsteren Mönchschleier von den schönsten Augen reißen wird." Der Gefühlserweiterung durch das frei aufsteigende Unbewußte verdankte der Dichter auch eine Empfänglichkeit für die Schönheit des aufblühenden Jünglings, wie wir sie, ohne an pathologische Erscheinungen zu denken, allein in Griechenlands bester Zeit bewundern dürfen. In Jean Pauls deutschestem Buch, den Flegeljahren, entzückt uns der Blüthenrausch der griechischen Wonnezeiten.

Welche künstlerische Höhe Jean Paul nach einer glücklicheren Jugend und bei liebevollerem Vttständniß seiner Zeitgenossen erreicht hätte, ist nicht zu ermessen. Es bleibt ein Schandmal deutscher Geschichte, daß unser vielleicht umfangreichster und wahrster Genius an seiner vollen Entfaltung durch die Kulturlosigkeit seines Volkes gehindert wurde.

Bern. IohannesNohl.

Mondkalb, Pechvogel, Amtsschimmel.
ines Tages fiel ein junges Mondkalb vom Himmel; und als Ä,
noch etwas wirbelig von seinem Sturz, wieder zu sich kam, merkte
es, daß es in eine SHulstube hineingefallen war. „Oha!" blökte das
Mondkalb. Denn es hatte bisher in einer Welt gelebt, in der man
Griffel und Schiefertafel und Fiebel und Rechenmaschine für die über-
flüssigsten aller Dinge hielt; die Erde aber für einen großen, goldenen
Apfel, den der Liebe Gott eigens am Himmel aufgehängt habe, damit
die Sonne und der Mond und alle Sterne jahraus, jahrein darum
herumliefen. Das Mondkalb blökte noch einmal und machte Miene,
die Augen zu schließen. Wenn man nicht nur nichts sah, sondern auch
nichts sehen wollte, kam man vielleicht auf der Erde gerade so gut fort
wie auf dem Mond.
Da stand aber ein trübsäliger Geselle zwischen Schulbank und
Rechentafel. Der wollte durchaus nicht leiden, daß das Mondkalb wie-
der in seine alte Einfalt hinüberdämmere. „Mein liebes Kind," sagte
er, „Du bist hier, um Etwas zu lernen, und ich. . ."
Das Mondkalb öffnete die Lider und blinzte ihn an. „Bist Du
ein Erdkalb?" fragte es.
„Ich bin ein Lehrer", antwortete der traurige Geselle. „Und habe
bis Pflicht, einen vernünftigen Menschen aus Dir zu machen. Auf
daß es Dir wohlergehe und Du Dich einmal auskennest in dieser Welt."
Darauf begann er mit dem ABC.
Was blieb dem Mondkalb übrig? Es mußte lernen... Rings-
um saßen noch so und so viele andere Mondkälber, alle gleich dumm
und noch nicht lange auf die Erde gefallen. Alle verdammt, eine
hübsche Weile auf dieser Erde zu bleiben. Da mochte man wohl hören,
was nöthig ist, um sich auszukennen in dieser großen, fremden Welt.
Das Lautiren und Buchstabiren war bald gelernt. Und als das
Geblök schon langsam anfing, eine Sprache zu werden, bekamen die
jungen Mondkälber das erste Lesebuch. Das begann mit kleinen Sprü-
chen und Erzählungen und mit artigen Fabeln, darin die Thiers wie
Menschen sprachen, damit die Menschen klug daraus würden.
„Ist es da nothwendig, erst den Menschen zu studiren?" dachte
das Mondkalb. „Das haben wir auf dem Mond auch schon gewußt."
Aber es behielt seine Gedanken für sich, denn man wußte ja nie, was
in dieser Welt noch kam.
Wenn der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, hinaus-
ging, kam ein Anderer herein. Der war groß und stattlich und wohl-
genährt und behauptete, daß Alles, was er lehre, direkt vom Lieben
Gott herkomme. Der Liebe Gott habe Das und Das einmal gesagt und
gethan und niederschreiben lassen. Darauf habe er sich zurückgezogen,
weil die Menschen unartig gewesen seien. Ihn und Seinesgleichen
aber habe er angestellt, um den Menschen zu verkünden, was sie zu

glanben hätten. Denn Das allein sei Wahrheit. Und er schlug ein Buch auf und begann, eine lange Geschichte zu erzählen. Wie schön und gut Gott die Welt geschaffen und wie schuldlos die Menschen. Da sei aber eine Schlange gewesen und die habe die Menschen verführt, von einem Baum zu essen, dessen Frucht ihnen verboten war. Daraus sei das Uebel entstanden, das man die „Erbsünde" nenne.

„Deshalb also bin ich vom Himmel gefallen!" dachte das Mondkalb verstört. Dabei sah es ganz entsetzt an sich herunter. Es hatte so glücklich und schuldlos bis jetzt in den Tag hineingelebt! keine Ahnung von dem Makel gehabt, den es an sich trug. Nun wußte es, daß es böse war und von Natur aus zum Bösen neigte. Von Natur aus . . .

An diesem Zage sagte es seine erste Lüge, Es hatte etwas Böses gethan, und seit es genau wußte, was gut und was böse war, schämte es sich, die Wahrheit zu sagen. Gerade den Mann Gottes'hatte es angelogen. Und als es merkte, daß der Diener des Lieben Gottes noch lange nicht so allwissend war wie der Liebe Gott selbst, begann es, die Anderen erst recht anzulügen. Vor der „Schlange" bekam es einen großen Respekt, fast eine Art Ehrfurcht. War sie doch die Klügste gewesen. Sie hatte die Menschen verführt und dem Lieben Gott einen Streich gespielt. Das gab viel Stoff zum Nachdenken.

Inzwischen führte der traurige Geselle, der sich einen Lehrer nannte, die jungen Mondkälber von Lesebuch zu Lesebuch, und als eines Tages das Schuljahr wieder begann, schlug er ein besonders dickes Buch auf. Das nannte er eine „Naturgeschichte", und so trüb auch seine Augen waren: als er den Mondkälbern daraus zu erzählen begann, leuchteten seine Blicke plötzlich auf und die hageren Glieder dehnten sich, als wollten sie den zerschlissenen Schulmeisterfrack sprengen. Darauf fing er zu erzählen an. Und das Mondkalb? Nun: Das horchte auf oder schwatzte «der langweilte sich. Wie es eben ging oder nicht ging. War es doch schon eine ganze Weile her, daß es in die Schule lief und so that, als ob es immer thäte, was die Anderen von ihm wollten. Mehr war nicht nothwendig, wenn man weiterkommen wollte. Dem Mondkalb wenigstens erschien Dies als der Inbegriff alles Wissens, seit es irdisch erzogen wurde. Als man aber zu den „Schlangen" kam, spitzte auch das Mondkalb die Ohren und plötzlich erhob es sich und fragte, in welche dieser Schlangen der Teufel gefahren sei.

Der Lehrer, noch unwillig über die Störung, fuhr mit einem jähen Ruck empor. „Trage ich Euch Naturgeschichte vor, damit Ihr mir mit solchen Fragen kommt?" Er rief es heftig, fast böse. Sein Antlitz zeigte zum ersten Mal einen Ausdruck, wie ihn die Mondkälber noch nie darin gesehen hatten. Und wenn er auch gleich darauf wieder duckte und in sich zusammenkroch, es war doch genug gewesen, um selbst ein Mondkalb nachdenklich zu machen. Etwas schien da nicht in der Ordnung. Denn die Mondkälber entsannen sich genau, was der Mann Gottes gesagt hatte. Und nun that der Andere plötzlich, als ob « es besser wisse. Die Mondkälber steckten die Köpfe zusammen, tuschelten

und kicherten. Sie glaubten, nun zu wissen, daß auch ihre Lehrer nicht immer die Wahrheit sprachen. Welcher von den Beiden aber hielt sie ihnen vor? Sie wurden immer begieriger, dahinter zu kommen.
Als der traurige Geselle die Schülstube verließ, trat der Mann Gottes ein. Die Mondkälber hatten also nicht allzu lange Zeit, nachzudenken, wie sie am Besten hinter die Wahrheit kämen. Auch waren nicht all« so klug und wißbegierig wie unser Mondkalb. Das aber war mit sich im Reinen. Und als der Mann Gottes sich gesetzt hatte, erhob es sich und fragte mit der unschuldigsten Miene, die sich denken ließ, ob der Liebe Gott die Menschen noch immer aus Lehm mache.
„Aber, Kinderl" Der Mann Gottes lächelte weise und überlegen. „Habt Ihr denn vergessen, was der Herr zu Adam und seiner Gefährtin gesagt, noch im Paradies gesagt hat? Wachset und vermehret Euch! Nun seht..." Dann sprach er über die Zehn Gebote.
Das Mondkalb saß und dachte nach. Wie die Thiers sich dermehrten, hatte ihnen der traurige Geselle gesagt. Sie legten Gier oder brachten lebendige Iunge zur Welt. Wie war es nun bei den Menschen? Da und dort hieß es oft plötzlich, ein Kind sei „zur Welt gekommen' . Daß die kleinen Kinder dann wuchsen, sah das Mondkalb mit eigenen Augen. Wie aber kommen sie zur Welt, wenn der Liebe Gott sie nicht mehr schuf? Danach wollte es den traurigen Gesellen fragen. Wenn er schon that, als ob er Alles besser wisse, würde man ja hören... Und als er in der nächsten Stunde seine „Naturgeschichte" ausschlug, stand richtig schon das Mondkalb da. „Wie vermehren sich die Menschen?" fragte es. Fragte es mit der blausten Miene, die auf dem Mond zu haben war. Und die anderen Mondkälber reckten die Hälse lang. Wie? Dem Lehrer fiel fast das Buch aus der Hand.
Eine Weile faß er still und that, was man den Mondkälbern schon lange verboten hatte: er kaute an seinem Daumennagel. Endlich sprach er kurz: „Indem sie lebende Iunge zur Welt bringen".
Die Mondkälber sagten nichts; rissen aber Mund und Augen auf. Sie hatten bisher gemeint, bei den Menschen müsse Alles ganz anders zugehen als bei den Thieren. Nun wußten sie es besser. Sogar besser, als es der Mann Gottes wissen wollte. Das gab ein neues Gctuschel. /
In der Unterrichtspause durften die Mondkälber sich auf den Korridoren ergehen. Auch das neugierige Mondkalb that so; und ein Zufall fügte, daß der Lehrer und der Mann Gottes eine ganze Weile vor ihm hergingen, ohne zu merken, daß das Mondkalb mit offenen Ohren hinter ihnen drein schlich. Denn sie sprachen laut mit einander und nicht gerade freundlich, der Lehrer und der Mann Gottes.
„Ietzt kann ich Ihnen nicht länger die Stiefel austreten", sagte der Lehrer ärgerlich.
„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Andere herablassend.
„Wenn Sie es schon nicht wissen oder so thun... Zur Zeit meines Großvaters, der auch Lehrer war, mußte der Schulgehilfe die Ka-

nonenstiefel des geistlichen Herrn austreten, wenn sie zu eng waren. Die wirklichen Stiefel; ich muß jetzt Ihre geistigen austreten."
„Wieso?" Der Mann Gottes lachte sichtlich belustigt.
Der traurige Geselle zuckte die Achseln. „Wieso?" rief er empört. „Ich trage Naturgeschichte vor, nach Ihnen . . . Das Andere können Sie sich denken."
„Gar nichts kann ich mir denken", rief der Mann Gottes überlegen. „Wir, Sie und ich, haben in voller Uebereinstimmung den Lehrplan zu erledigen. Unserer Instruktion gemäß."
„Schön. Nun sagen Sie mir nur Eins: wie ich es anstellen soll, den Verstand der Schüler auszuschalten, wenn er die Widersprüche merkt, trotz unserer Instruktion?"
„Das ist Ihre Sache! Schließlich (er lachte wieder) haben wir Beide unseren Amtsschimmel. Wenn Sie immer hübsch still darauf sitzen bleiben, wird er Sie nie abwerfen. Merken Sie sich Das!"
„Ia," sagte der Andere, „so geht es, wenn man ein Pechvogel ist und von Eltern stammt, die Pechvögel waren, in drei Generationen."
Darauf schieden die Beiden von einander; der Mann Gottes mit einem herablassenden Nicken, der traurige Geselle mit einer ingrimmigen Verbeugung; das Mondkalb drückte sich.
Zwei Iahre vergingen, die Lesebücher wurden dicker und dicker. Die Mondkälber dümmer und dümmer. Manchmal bekamen sie geradezu Kopfschmerzen. Denn sie mußten nun von einer^ Stunde zur anderen vergessen, was der Mann Gottes von ihrem Glauben, der traurige Geselle von ihrem Wissen forderte. Trotz der Uebereinstim» mung des Lehrplanes und der reingefegten Lehrbücher. Frau Wahrheit war zu groß und zu stark geworden für die Kleider, in die man sie hier hineinzwängen wollte. So lief sie mit zerrissenen Aermeln herum und stieß mit den nackten Ellenbogen oft recht unsanft um sich. Lehrer und Mondkälber aber thaten, als sähen und spürten sie nichts.
Eines Tages kam die Erdkunde an die Reihe. Erdkunde und Astronomie waren die heimliche Liebe des traurigen Gesellen. Und weil er immer darüber las, ließ er eines Tages ein Buch liegen, in dem ganz andere Dinge von dem Werden und dem Alter der Erde standen, als der Mann Gottes lehrte. Natürlich machten sich die Mondkälber darüber her und lasen, lasen, bis ihnen zu Muth war, als wären sie eben erst vom Mond heruntergefallen und nicht schon so und so viele Iahre in eine Schule gegangen.
Als der traurige Geselle aber über die Erde zu sprechen begann, schlug er ein anderers Buch auf. Ein Buch, dem man förmlich ansah, wie lange es schon neben dem „Alten Testament" gelegen hatte. Und er sprach von Allem, nur nicht von dem Alter der Erde.
Nun gab das Mondkalb ein Zeichen ... Wie lange die Erde schon da sei, wollte es wissen?
„Seit sie der Liebe Gott erschaffen hat", kam es kurz zurück.
„Wie lange ist Das her?"

Mondkalb, Pechvogel, Amtsschimmel.
„Hats Luch der Mann Gottes nicht gesagt?"
„Ia", rief das Mondkalb. Aber Das könne es wirklich nicht glauben. Denn so dumm man auch auf dem Mond sei: das Alter der Erde kenne man dort genau; weil der Mond eben schon so lange neben der Erde herlaufe. Und dafür reichten die „Sechstausend der Bibel" nicht.
Ueber die Stirn des traurigen Gesellen ging ein Leuchten. Seine Lippen öffneten sich, um endlich, endlich einmal auch der Wahrheit die Ehre zu geben. Einer Wahrheit, die sogar den Mondkälbern schon geläufig war. Aber zu rechter Zeit besann er sich, lachte, zuckte die Achseln und rief: „Ia, liebe Kinder, bei uns ist Das wieder anders. Denn bei uns geht der Amtsschimmel spaziren und Ihr glaubt gar nicht, wie hungrig das Vieh ist. Sogar das Alter der Erde hat er aufgefressen, ganz und gar." Darauf lehrte er, wie es im Buche stand.
„Amtsschimmel? Amtsschimmel?" Das brummte im Kopf des Mondkalbes herum.- Wo hatte es das Wort schon gehört? Richtig! Damals, als der Mann Gottes mit dem traurigen Gesellen vor ihm hergegangen war. Er hatte es zuerst ausgesprochen. Da konnte wohl auch er darüber die beste Auskunft geben. Und weil das Mondkalb schon einmal im Zug war, fragte es den Mann Gottes gleich in der nächsten Stunde, was denn ein „Amtsschimmel" sei. Wie der hierherkomme, fragte der Mann Gottes zurück. Das Mondkalb aber meinte mit seiner unschuldigsten Miene, es habe das Wort gehört, wisse sich aber keinen Vers darauf zu machen. Und so -bitte es recht schön . . .
Der Mann Gottes lag gerade mit einem Nachbar im Streit. Es war ein langwieriger Prozeß, der ihn viel Galle und Geld kostete und noch immer kein Ende nehmen wollte, so sehr er sich auch im Recht glaubte. Denn da war der lange Zug von Instanz zu Instanz. Und half kein Gelauf und kein Drängen und nicht einmal Frau Protektion. Solcher Prozeß mußte seinen Weg gehen, den selben Weg, den alle Prozesse dieser Art gingen und immer gegangen waren und in Ewigkeit gehen werden. Amen!
„Amtsschimmel! Amtsschimmel!" So, hatte der Mann Gottes Iahre lang gehöhnt, gelästert, getobt. Nun führte ihm die Frage des Mondkalbes das verhaßte Vieh, so zu sagen, am Zügel vor. Und die Galle lief ihm aufs Neue über.
„Was ein Amtsschimmel ist, mein liebes Kind? Na, wenn Einer, so kann ich es Dir genau sagen. Das ist eine Bestie, die nicht unser Herrgott erschaffen hat, sondern die Dummheit der Menschen. Erschaffen, damit der Teufel von Zeit zu Zeit sein helles Vergnügen habe an all dem Unsinn, der aus dem Amtsschimmel daherreitet. Der Amtsschimmel: Das ist der dumme, faule Brauch, ist die Ehrfurcht der Gehirnweichen vor dem Buchstaben und dem Paragraphen und das Heiligthum der Leute, die überhaupt nichts mehr denken wollen. Ia, dieser Amtsschimmel..." Seine Stimme überschlug sich.
‚>Schau!" Dachte das Mondkalb. „So sprichst Du heute, damals aber..." Und mit der unschuldigsten Miene fragte es, ob man des-

halb nicht klug thue, gerade auf diesem Schimmel immer hübsch still
zu sitzen.
Der Mann Gottes aber, der längst nicht mehr wußte, was er da-
mals gesagt hatte, wurde nun erst recht böse. „Stillsitzen? O ja! Aber
um es zu können, muH man erst ein Esel werden, ein Esel «der ein
Lügner! Das Mondkalb hatte genug.
Am nächsten Tage geriethen der Mann Gottes und der traurige
Geselle wieder einmal an einander. Diesmal mußte es ein ernstlicher
Streit gewesen sein, denn der traurige Geselle war totenblaß, als er
in die Schulstube trat, und machte ein Gesicht. ..
„Ietzt ist die rechte Stunde", dachte das Mondkalb. Es stand auf
und fragte, was ein Pechvogel sei.
Da geschah das Unerhörte... Der traurige Geselle schnellte plötz-
lich von seinem Stuhl empor, jäh, heftig. Nicht anders, als habe ihn
eine unsichtbare Hand an seinem dünnen Schulmeisterschopf empor-
gerissen, gerade dort, wo es am Wehsten that. Seine Augen brannten,
seine Lippen zitterten und mit einer Stimme, in der alle Qualen auf-
schluchzten, die er,so lange erduldet, und jede Schmach, die seine Mann-
heit beleidigt hatte, rief er: „Was ein Pechvogel ist, willst Du wissen,
mein liebes Kind? Ein Pechvogel ist ein Mensch, der eigens angestellt
wird, um zu lehren und doch nie die Wahrheit zu sagen. Um zu bilden
und dabei ganz heimlich zu vernichten. Um so lange Unwissenswerthes
in eine junge Seele zu stopfen, bis sie zu dumm ist oder zu müde oder
zu schlau, um über das Wissenswerthe selbst nachzudenken. Ein Pech-
vogel ist ein Lehrer, wie ihn die Menschen wollen, und wenn er kein
ganzer Schuft ist, wird er wenigstens einmal roth in seinem Leben und
sagt die Wahrheit, wie ich. Amen!"
Und er nahm seinen Hut und ging; ging an dem Mann Gottes
vorüber, der vor der Thür stand und lauschte. Wenige Tage später
hieß es, daß der traurige Geselle aus Amt und Brot gesetzt worden sei.
Der Mann Gottes erzählte es den Kollegen, während sie auf dem
Korridor hin und her gingen, und lachend sagte er zuletzt: „Er wollte
ja immer der Klügere sein, der Herr Kollege. Nun hat er sich gründ-
lich das Maul. verbrannt."
Die Mondkälber aber, die Alles gehört hatten, glaubten plötzlich,
zu wissen, was aller Weisheit letzter Schluß auf dieser Erde sei: man
durfte sich nicht das Maul verbrennen! Und weil sie doch in dieser
Welt gut fortkommen wollten, fingen sie an, recht vorsichtig zu wer-
den und wieder nur „Bäh" oder auch gar nichts zu sagen, nm sich ja
nur nicht das Maul zu verbrennen. Bis sie wieder so dumm schienen
wie an dem Tag, da sie vom Mond gefallen waren. Um Das,zu ler-
nen, waren sie so lange in die Schule gegangen . . .
Wien. Eugenie belle Grazie.

Anzeigen.

Bruno Frank: Die Schatten der Dinge. Albert Langen in München.

Man ist heute der „Gedankenlyrik" abhold. Man meint, der echte Dichter suche seine Gegenstände nur imGebietedes sinnlich Erfaßbaren, nicht inderWeltderReflexion, die, unsichtbar wie dieLuft, über der Wirklichkeit lagert. Der Gedanke dürfe, dem Dichter kaum bewußt, nur wieein Duft der lyrischen Blüthe entsteigen. Mache er sich deutlicher bemerkbar, zeige er sich gar als Keim oder Wurzel der Blume, so handle sichs um ein Gewächs von zweifelhafter Herkunft, das im Garten der Poesie eigentlich nichts zu suchen habe. Ein Dichter, der in seinen Gedichten klare Gedanken verkörpert, ist diesen Kritikern sogleich ein Dichter zweiten Ranges, kein „reiner" Dichter; und seine Gedichte stempelt man zu „Sinngedichten", auch wenn sie wie ein Hauch aus den Tiefen des Weltherzens anmuthen. Darin sehe ich eine willkürliche Verengung des Begriffs der Poesie. Die Poesie gestaltet mit den Ausdrucksmitteln der Sprache Gefühle. Ihr kommt es (um mich „exakt psychologisch" auszudrücken) nicht auf die Vorstellungen selbst an, die sie uns vermittelt, sondern auf ihre Gefühlsbetonung. Die will sie auf den Leser übertragen. Vom Gefühl betont aber können alle geistigen Vorgänge intellektueller Art sein, nicht nur die Sinneswahrnehmungen und ihre Gedächtnißbilder. Es giebt Menschen genug, deren Denken nicht minder vom Gefühl betont ist als ihr Sehen, Hören und Riechen, die von abstrakten Gedanken erschüttert nnd entzückt werden wie von persönlichen Schicksalen; und keine Poetik kann dem so Gearteten verwehren, daß er seine an Gedanken geknüpften Gefühle poetisch gestaltet, um sie so auf Andere zu übertragen. Weshalb eine solche Poesie an sich geringeren Werth haben sollte als die.derenStimmungsgehalt an konkreten Gegenständen haftet, ist unersindlich. Man kann sogar behaupten, daß alle große Poesie mehr oder weniger aus Empfindungen geboren wird, die, über das Konkrete weit hinausfliegend, im Ideellen ihre wahre Heimat haben. Zu fordern ist von dem Gedankendichter wie von jedem Dichter nur Eins: daß er das erlebte Fühlen wirklich auf uns überträgt. Wie er Das fertig bringt, ist seine Sache und das Geheimniß seiner Kunst. Bruno Frank besitzt diese Kunst. Er ist ein Gedankendichter echtester Art; schon die „Gedichte" (die bei Winter in Heidelberg erschienen) des noch nicht Zwanzigjährigen verriethen es. In der zweiten Hälfte des BSndchens waltet eine Nachdenklichkeit und eine Ruhe der Betrachtung, wie sie in diesem Alter ganz ungewöhnlich ist. Dieser Primaner sah in Tiefen, die so jungen Augen sonst noch völlig verborgen sind. Sein Blick hing so lange an „nächt'gen Fernen", daß ihm von dem Funkeln der Sterne die Augen schmerzten und er sich deshalb selbst ermahnt: „Du mußt die Welten, die sie schmerzen machten, einmal im Dorsteich flimmernd Dir betrachten."

Was diese„Gedichte" versprachen, Das haben „DieSchatten derDinge" gehalten. Was dort noch unfertig und unbedeutend war, Das steht hier zu voller Reife entwickelt vor uns und entzückt uns eben so durch die Tiefe des Gehalts wie durch die Pracht und Schönheit der dichte» rischen Form. Frank sucht nicht Unvermögen in ein Wollen umzulügen oder Zuchtlosigkeit als Stärke und Eigenart aufzuputzen. Er ist auch ein Totfeind der Phrase, der abgebrauchten, nichts sagenden Wendung wie der gesuchten, unredlichen Ausdrucksweise, die mehr sagen möchte, als das ihr zu Grunde liegende Empfinden rechtfertigen kann. Deshalb sind seine Gedichte beherrscht von jener edlen Nothwendigkeit, die ein Kunstwerk wie ein Naturprodukt erscheinen läßt. Die Persönlichkeit. die aus diesen gehaltvollen Versen spricht, ist ungemein anziehend. Wir erkennen überall einen ernsthaft philosophischen, von Kants und Schopenhauers Ideen erfüllten Geist, der den „Schleier der Maja" kennt und doch weiß, daß wir ihn nicht lüften können; wir spüren ein Streben ins Weite, Allgemeine und Bedeutende, das uns erhebt, eine Ruhe, die wohlthut, eine Schwermuth, die nicht bedrückt, eine Milde und Güte, die angenehm erwärmt. Auch wer nicht in Allem denkt wie Bruno Frank, wird doch gern überall mit ihm fühlen. Als Beispiel diene ein Gedicht, das in einem herrlichen Bilde den Gedanken aufleuchten läßt, wie seltsam das räthselvolle Leben und Bewußtsein in langer Kette von einer Generation zur anderen übergeht.

Der Kämmerling.

So wie im Schloß ein später Kämmerling
Lichtstrahlend wandelt durch die hundert Zimmer
Und jedes, das den Wandelnden jempfing,
Aufglänzt zu einem kurzen, schwachen Schimmer ^
So ist auch dieses schwache Licht in mich
Durch viele, viele Kammern hergeglitten:
Die ließ der Diener dunkel hinter sich —
Und ich.. Auch ich bin fast durchschritten.

Martin Haven st ein.

Heimarbeit, ihre Entstehung und Ausartung. Ernst Reinhardt in München. 1 Mark.

Im Februar dieses Iahres hielt ich im Seminar des Geheimrathes Lujo Brentano dieses Referat. Es sollte den Nachweis erbringen, daß das neue Heimarbeitgesetz fast völlig versagt, da das Elend in der Hausindustrie eher zu- als abgenommen hat. Ich habe versucht, die entsetzlichen Zustände, die ich bei meinen Untersuchungen antraf, zu schildern. Ietzt wende ich mich an alle wohlgesinnten Bürger Deutschlands, ohne Unterschied der Partei, mit dem Ruf, dem Elend der von Heimarbeit Lebenden ein Ende zu machen.

Ernst Friedrich Goldschmidt.

Liselotte und Ludwig XIV. R. Oldenburgs Verlag in München.
5 Mark. (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der historischen Zeitschrift. Band 23.)

D!as Werk verdankt seine Entstehung einem im Archiv des pariser Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten im Winter 1910 von mir aufgefundenen umfangreichen Originalschreiben der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an König Ludwig den Vierzehnten von Frankreich. Das Schriftstück darf als das Intimste in der Gesammtkorrespondenz Liselottens bezeichnet werden und bietet ein hochinteressantesDokument ihrer Beziehungen zu dem französischen König. Zugleich ist es der einzige uns bisher bekannt gewordene Brief der Herzogin an Ludwig. Nicht nur die Beantwortung der Frage, wann und warum Liselotte mit dem von ihr innig verehrten königlichen Schwager nach einer Reihe glücklicher Iahre in offenen Konflikt gerieth, ermöglicht dieses Rechtfertigungschreiben: es läßt zugleich die Vorgänge im Leben der Pfälzerin seit dem Tod der französischen Königin Maria Theresia schärfer hervortreten als bisher. Ich bin durch den werthvollen Fund angeregt worden, den Verlauf dieser ganz dramatisch sich gestaltenden Beziehungen in den Iahren von 1671 bis 1715 zu untersuchen. Von dieser Seite her fiel auch ein helleres Licht auf den Gemahl Liselottens, den Herzog Philipp von Orleans, und auf das Treiben seiner Favoriten im Palais Royal. Im Verlauf meiner Studien bin ich zu einer Auffassung Liselottens gekommen, die von der bisher giltigen vielfach abweicht. Ein volles Verständniß dieser vielumstrittenen Persönlichkeit ist eben durchaus abhängig von der Kenntniß ihrer Beziehungen zu Ludwig dem Vierzehnten. In einer Beilage habe ich, gestützt auf die Berichte des Französischen Ge» sandten in Madrid, geprüft, ob Marie Louise von Orleans, Königin von Spanien, die erste Gemahlin Karls des Zweiten, ein 1685 Aufsehen erregendes Verhältnis zu einem Mann hatte, wie in dem von mir publizirten Schreiben Liselottens behauptet wird.

München. Dr. Michael Strich.

Friedrich Hebbel, Veitrag zu einein ps^chogramin. (Hebbel-Forschungen, Band VI.) B. Vehrs Verlag in Berlin-Steglitz.

Im Gegensatz zur generellen Psychologie, die als nomothetische Wissenschaft das Allgemeingiltige und Gesetzmäßige des seelischen Funktionirens aus der Fülle der individuellen Besonderheiten herauszuarbeiten strebt, sucht die „Differentielle Psychologie" (so genannt nach ihrem ersten Wegweiser: William Stern in Breslau), zunächst auf idiographischem Weg, das Singulare der Individualität, dieser „Asymptote der Gesetze suchenden Wissenschaft", zu erforschen und darzustellen, wozu sie sich einer möglichst neutralen und möglichst vollständigen, nach übersichtlichen Eintheilungprinzipien geordneten Liste der Merkmale, die für die Erforschung von Individualitäten in Betracht kom-

men können, bedient: eines (aufGrundIahre langerVorarbeiten orga-
nisirter Gemeinschaften entstandenen) „psychographischen Schemas".
Unter Benutzung dieses Schemas macht mein Beitrag zu einem Psycho-
gramm Friedrich Hebbels den Versuch, die theoretisch gewonnenen
Richtlinien zur wissenschaftlich-objektiven Festlegung der wesentlichen
Merkmale eines Menschenlebens praktisch anzulegen und zwar an
Hebbel, dessen Wesen und Werk zu einem solchen Versuch besonders
herausfordert, und so zum Ausbau dieser der subjektiven Intuition des
nachschaffenden Künstlers, Historikers, praktischen Menschenkenners
entrückten (vielleicht vorarbeitenden) zukunftträchtigen Methode der
Biographirung beizutragen. Diese Hebbel-Psychographie hat neben
den vorhandenen Beographien volle Daseinsberechtigung, weil sie mit
ihren methodisch bedachtsam ausgewählten, logisch übersichtlich ange-
ordneten Rubriken als rasch und zuverlässig informirendes biopsycho»
graphisches Nachschlagebuch benutzbar ist und der Hebbel-Forschung
werthvolle Dienste zu leisten vermag. Dr. L udw i g L ew in.

Die Nsvellen um Claudia. Ernst Rowohlt in Leipzig.

Wenn man eine Anzeige seines eigenen Buches verfaßt, so wird
man nicht anders vorgehen können als ein gewissenhafter Handwerker,
der die Arbeit und das Material seiner Werkstatt verantwortet und
dem Käufer des Werkstückes überläßt, andere und persönliche Tugen-
den daran zu bemerken. So ist von diesen sieben Novellen zu sagen,
daß sie eine strenge Einheit bilden wie irgendein Roman; daß diese
Form gewählt ward, um nichts Ueberflüssiges vorzubringen, und well
sie erlaubte, viel runder und gleichsam von mehr Sellen an die Per-
sonen heranzusehen, als der an sein Geschehen gebundene Roman oder
gar die auf ein Ersigniß hin erzählte Novelle. Man wird ferner an-
geben dürfen, daß starke und wohl sichtbare Leitungen von einer Novelle
zur anderen und von der letzten schließend zur ersten gehen, daß inner-
halb jeder Geschichte Etwas erzählt wird, jedesmal auf eigene Art, und
daß so siebenfach variirt das Problem des Erzählens zu einem der
Formprobleme des Buches ward. Man darf auch darauf hindeuten,
daß nirgendwo eine naturalistische Fiktion angestrebt wurde, wohl aber
die psychologische Bedingtheit jedes Geschehens streng logisch aufgebaut
werden sollte. Die Titel der besonderen Erzählungen geben den äuße-
ren, an sich gleichgiltigen Gegenstand an, um den die seelischen Kristalle
sich ansetzen und ihn werthvoll machen, spannend und schön; Alles,
was in diesem Buch lebt, empfängt seinen Werth nur von der Seele,
und wenn man weiß, daß Erschütterndes und wundervoll Wechselndes
in einem Menschen vorgehen kann, der nichts „thut" als an einem
Theetisch sitzen, daß das seelische Geschehen unendlich eingreifender und
heroischer zu sein vermag als die Thaten, die man in Wikingerbüchern
findet, so wird man kaum voraussetzen, daß ein solches Buch unver-
meidlich langweilen muß, wenn man noch mit halbem Ohr und zum
Schluß sich zuflüstern läßt, der Verfasser habe die Absicht gehabt, deutsch
^ musikalisch zu schreiben.
tock. Arnold Zweig.

Russische Wünsche.
Russische Wünsche.
as Finanzgeschäft, das der russische Ministerpräsident in Paris vorbereitet hat, galt wirklich nur den Eisenbahn-Obligationen i 500 Millionen. Paris hat sich für russische Eisenbahnpapiere bisher wenig interessirt; Berlin war an der Finanzirung der russischen Eisenbahnen stärker betheiligt. Von den 918 Millionen Rubeln russischer Eisenbahnprioritäten, die seit 1908 emittirt wurden, ist auf Berlin ein groherProzentsatz entfallen. Roch im Iuni 1913, mitten imBalkankrieg, wurden Ä'/sprozentige Obligationen der Wladikawkasbahn in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt. Der Kapitalist kauft diese Werthpapiere gern; sie verzinsen das ihnen anvertraute Geld nicht übel und sind im Kurs ziemlich zuverlässig, itm politische Feinheiten kümmert sich aber der Deutsche weniger als der Franzose. Kokowzew gehört nicht zu den Anhängern der Eisenbahnverstaatlichung. Aus einer Denkschrift, die er zugleich mit dem Voranschlag für 1914 der Reichsduma einreichte, spricht nicht Begeisterung für die Idee, dem Staat die lückenlose Eisenbahnhoheit zu übertragen. Die PrivatVahnen rentiren sich im Allgemeinen gut. Ihre Schuldverschreibungen unterscheiden sich kaum von den Staatspapieren; und es ist leichter, durch solche Prioritäten Geld für den Bahnbau zu gewinnen als durch eine offizielle Staatsanleihe. Die wirkt als Sensation und stört die Ruhe der russischen Renten. Huists, von movsrs. Die alten Börsenwitze über die Russen belacht kein Mensch mehr. Die Regirung hat für Eisenbahnen weniger ausgegeben, als der private Kredit aufgenommen hat. Im Iahrfünft 1908 bis 13 etwa 521 Millionen Rubel. Und der Etat für 1914 fordert 110 Millionen. Kokowzew hat an die Unifizirung der Eisenbahna nleihen gedacht; an die Ablösung der alten Obligationen durch Staatsrente. Das wäre schon wegen der Gleichartigkeit beider Rentensorten überflüssig; sollte wohl auch nur eine Konzession an die unter Wittes Führung stehende Gruppe der Freunde des Staatsbetriebes sein. Kokowzew hat von seinen pariser Erlebnissen eine Darstellung gegeben, die ausschweifende Optimisten in die Schranken weist. Sie hatten sich zu laut für den stets bereiten Geschäftsfreund an der Seine begeistert und in phantastischen Schilderungen der Unerschöpflichkeit seines Geldvorrathes geschwelgt. In diesen Schaumwein hat Kokowzew ziemlich viel Wasser gegossen. Auf Frankreichs Geldbereitschaft lauert (nach der Darstellung im russischen amtlichen Finanzblatt) ein Darlehensbegehr im Umfang von 7 Milliarden. Zu haben seien fürs Erste aber nur 2^ bis 3 Milliarden. Und der Balkan will mitessen. Rußlands Staatsbudget wurde lauter besprochen, als es nur ungünstige Daten brachte. Der Voranschlag für 1914 schließt zwar mit einem kleinen Defizit von 23 Millionen, wird aber, wie es auch im Entwurf für 1913 geschah, durch die Duma glatt gemacht werden. Die erste Aufstellung für 1913 hatte einen Fehlbetrag von 29 Millionen ergeben. Durch den wirklichen Verlauf des Finanzjahres ist aber diese

vorsichtige Schätzung nicht nur widerlegt, sondern sogar durch sichere
Hoffnung auf einen Ueberschuß ersetzt worden. Die Bilanz von 1912
weist einen Saldo von 110 Millionen Rubel aus. Die freie Bar-
reserve, die einen Dispositionfonds zur Ausgleichung besonderer
Schäden im Budget bildet, hatte sich vom ersten Ianuar 1912 bis 1913
(um 36) auf 437 Millionen Rubel erniedrigt. Am ersten Januar 1914
wird sie wahrscheinlich mehr als 500 Millionen betragen. Die Bilanz-
summe des Voranschlages für 1914 beträgt 3558 Millionen Rubel
(die des Deutschen Reiches 3403 Millionen Mark) und ist feit 1912
um 452 Millionen gewachsen. Kein übles Zeichen für die Stärkung
der ökonomischen Kräfte. Daß die russischen Staatsbahnen sich gut en-
tiren, verdanken sie den Ernten. Ihre Einnahmen werden im neuen
Etat auf 858 Millionen (gegen 787) geschätzt. Der Branntwein aber
liefert noch immer den besten Ertrag: 936 Millionen (gegen 837).
Seit 1908 hat sich die Finanzkraft des Branntweinmonopols um 227
Millionen erhöht. Die Ausgaben für die Staatsschulden werden nicht
größer, sie neigen sich eher nach unten. Das ist wichtig; denn das
Zarenreich hat lange im Rufpes zähesten Schuldenmachers gestanden.
Durch Ziffern widerlegt es diese Anklage. Die russische Staatsschuld
ist von 9035 (1909) auf 8828 Millionen Rubel zusammengeschrumpft.
Das ist mehr, als Deutschland und Frankreich von sich sagen dürfen.
Aus dieser Quelle kann sich das Selbstgefühl der Russen stärken.
An dem fehlts nicht, wie die ersten Regungen des Willens für
die künftige Handelspolitik gezeigt haben. Deutschland weiß heute schon,
daß Rußland den nächsten Handelsvertrag für sich günstiger gestalten
will. Es fängt früh an, für den neuen Pakt zu sorgen. D^r im Juli
1005 unterschriebene deutsch-russische Vertrag hat eine Geltung von
zw5lf Iahren. Sein Ende ist also noch ziemlich fern. Aber man denkt
vielleicht an den Zollkrieg, der 1893, während der Vorbereitung des
dann von Caprivi gezeichneten Vertrages, ausbrach. In einem Krieg
verlöre Rußland mehr als das Deutsche Reich. Der größte Getreide-
erporteur Europas ist zugleich der Hauptlieferant Deutschlands. Dieses
Absatzgebiet muß er schonen. Die Hälfte des Werthes der russischen
Gesammtausfuhr über die europäische Grenze wird durch den Export
nach Deutschland aufgebracht. Bis 1911 stand Rußland an der Spitze
der Länder, die den deutschen Markt beschicken. 1912 hatten die Ver-
einigten Staaten einen kleinen Vorsprung. Der russische Import er-
reichte die Summe von 1528 Millionen Mar? (gegen 1635 und 1386
in den beiden Vorjahren). Ganz anders steht es bei der deutschen
Ausfuhr. Da hat England den ersten Platz und der Russe kommt erst
an fünfter Stelle, zwischen Frankreich (4) und den Niederlanden (6);
nach der Werthziffer mit 680 Millionen Mark (gegen 625 und 557).
Die deutsche Industrie darf natürlich solchen Faktor nicht geringschätzen
(thut es auch nicht, wie ihre stets gerühmte Geschäftstaktik in Ruß-
land zeigt); aber der Russe ist an der Verkehrspflege stärker interessirr.
Die amerikanische Industrieleistung wird gepriesen, obwohl das Zaren-

reich und die Union äs kä«t« im Zollkrieg leben. Solche Sympathien verlegen dem deutschen Fabrikat oft den Weg. Dabei giebts Paradoxe, daß man lachen könnte. Die International Harvester Co., der große amerikanische Trust für landwirthschaftliche Maschinen (ob er ungesetzlich ist, sucht man noch immer festzustellen), hat in Rußland Fabriken, die natürlich dem konkurrirenden Ausland unbequem sind. Und der selbe Trust, der den deutschen Produzenten den Absatz nach Rußland erschweren kann, hat auch in Deutschland ein eigenes Etablissement: in Neuß, in der Rheinprovinz I Lustig, nicht wahr?
Die russischen Wirthschaftpolitiker möchten uns die Getreideeinfuhrscheine, die in Deutschland nach dem Abschluß des Handelsvertrages mit Rußland eingeführt wurden, und die hohen Getreidezölle verleiden und drohen für den Fall, daß beide Uebel nicht beseitigt werden, mit dem Erlaß eines Auswanderungverbotes für russische Landarbeiter. Der Arbeiter, der über die russische Grenze nach Deutschland kommt, ist dem Landwirth unentbehrlich geworden. Niemand wüßte, wie diese billigen Hände (mehr als hunderttausend Mann kommen in jedem Iahr zu uns) ersetzt werden könnten. Rußland kann aber auf die Wichtigkeit der 1907 begonnenen bäuerlichen Agrarreform verweisen, um die Fesselung der Landarbeiter an die Scholle zu begründen. Kokowzew sagt in der Denkschrift zum Budget für 1913: „Diese Reform bereitet im Leben der Landbevölkerung eine Umwälzung vor, deren Folgen allmählich auf die ganze Wirtschaftlage Rußlands einzuwirken beginnen." Wenn der Regirung gelingt, die Lebenshaltung der Bauern zu bessern, müssen sich auch die Exportverhältnisse ändern. Nimmt der Getreideverbrauch im eigenen Land zu (daß Rußland nicht exportirt, um sich vor Ueberproduktion zu schützen, sondern Noth und Ausfuhr in eigenartigem Kontrast sehen läßt, ist bekannt), so muß die Exportpolitik dem neuen Zustand angepaßt werden. Vielleicht denkt der Staat an diese Möglichkeit und entspringt der Wunsch nach Aenderung der deutschen Zolltaktik solcher Erwägung. Aber auch das bedrohliche Wachsen der Konkurrenten ist zu bedenken. In Deutschland ist der argentinische Weizen wichtig geworden. Noch vor zehn Iahren war sein Theil an der Versorgung des deutschen Marktes nicht größer als die Hälfte der russischen Quote. Heute sind die Mengen nicht mehr weit auseinander. Rußland sieht, daß sein Primat als Getreidelieferant bedroht ist, und sucht sich zu wehren. Die russische Getreideausfuhr ist in den letzten zehn Iahren von «6 Millionen Pud (1 Pud gleich 16,4 Kilo) und 344 Millionen Rubel auf 821 Millionen Pud und 735 Millionen Rubel gestiegen. Dem Gewicht nach um 76, dem Werth nach um 114 Prozent.
Der russische Großgrundbesitz will die Konkurrenz von deutschem Roggen und Mehl loswerden und zugleich seinen Absatz nach Deutschland sichern. Deshalb ist er gegen die Einfuhrscheine und gegen die Getreidezölle, die für Weizen 55, für Roggen 50 Mark auf die Tonne betragen (gegen 35 Mark zur Zeit der Capriviverträge und 10 Mark

änn« 1879). Bei uns darf man natürlich nicht fragen, was den Russen frommt, sondern, wie die deutsche Landwirthschaft, Industrie, Handel und Fiskus über die ernste Sache denken. Der Konsument kommt nicht zu Wort. Wenns nach ihm ginge, brauchte Rußland nicht lange zu drohen oder zu bitten. Durch die Einfuhrscheine, die als Ausfuhrprämien wirken, ist die Möglichkeit, daß der Konsum aus einer reichen Ernte Vortheil zieht, fast ausgeschlossen. Ie größer der Ernteertrag, desto größer auch die Ausfuhr. Die Einfuhr fremden Getreides steigt auch dann, wenn der Ernteertrag genügen würde, um die Ansprüche der Heimath zu befriedigen. Uebertreibungen des Prämiensystems wurden vor zwei Iahren beseitigt: die Geltungdauer der Einfuhrscheine, die vorher sechs Monate betragen und dem Handel in diesen Werthpapieren einen Aufschwung gegeben hatte, ist verkürzt und die Anwendung für Kaffee und Petroleum aufgehoben worden. Für jede Getreideart sind sie noch anwendbar. Wer Weizen ausführt, darf auf seinen Schein Hafer, Gerste, Bohnen, Raps oder Aehnliches zollfrei importiren. Roggen hat den Hauptgrund zur Kritik geliefert, fiskaliter und von russischer Seite. Deutschland ist durch die Ausfuhrprämie Roggenexporteur sn gros geworden. Im Iahr 1912 wurden 481 W0 Tonnen mehr aus- als eingeführt. Da der Zoll für die Tonne M Mark beträgt und in dieser Höhe dem Exporteur vergütet wird, so hat die Reichskasse 24 Millionen Mark mehr ausgegeben als eingenommen. In dieser Summe ist die Bonifikation für Mehl nicht mit enthalten. Die macht auch noch 12 bis 15 Millionen aus. Man braucht also den unglücklichen Brotesser garnicht in die Rechnung zu stellen, um, durch die bloße Betrachtung des Fiskus, gegen den volkswirthschaftlichen Werth der Einfuhrscheine mißtrauisch zu werden. In Rußland aber giebts zwei Parteien: eine, die sich über den billigen deutschen Roggen freut, mit dessen Hilfe die deutschen Müller um ihre Geschäfte in Rußland gebracht werden können, und eine andere, die behauptet, der russische Produzent werde auf seinen eigenen Märkten durch das deutsche Fabrikat unterboten und dazu helfe auch die Ausfuhrprämie. Die zweite Gruppe fordert längst Einfuhrzölle auf deutsche Feldfrüchte: und Kokowzew hat ihren Wunsch in dem Gesetzentwurf erfüllt, der das deutsche Getreide mit Zollpflicht belastet. Das war der erste Schuß.

Lado n.

Serausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilion Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag S Sarleb G. m. b. g. in Berlin.